8° Enc.
40 c (4

Conversations-
Lexicon

1/162.

<36621117300017 S

<36621117300017

Bayer. Staatsbibliothek

Real-Encyclopädie
oder
Converſations-Lexicon.

Sechſte Original-Auflage.

Vierter Band.

G und H.

Anzeige.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)
No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)
No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)
No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)
No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde, 45 Thl. (Fl. 81.)
No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge,“ und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)
No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)
No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)
No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)
No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)
Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Vierter Band.

G und H.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb.
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G.

G, der ſiebente Buchſtabe des Abc, ein Gaumenbuchſtabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgeſprochen wird. — Mit dieſem Buchſtaben bezeichnet man in dem modernen Tonſyſtem die fünfte diatoniſche Klangſtufe. Von dieſem Tone hat der G-Schlüſſel ſeinen Namen, wodurch die Linie des Linienſyſtems beſtimmt wird, auf welcher man das eingeſtrichene g vorſtellt. (S. Ton und Tonart). dd.

Gäa, die Erde als cosmologiſche Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, ſagt Heſiod,

Ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz der geſammten
Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beſchneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr ſich bildet, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar ſie den ſternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Oceanos, Käos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemoſyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos (ſ. Titanen), die Cyklopen und Hekatoncheiren (Centimanen). Da Uranos jedes dieſer Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, ſann Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entrieſelnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und meliſchen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte ſie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß ſie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehen, und trug ihn nach Creta. Als er erwachſen war, half ſie ihm auf den Thron, indem ſie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren und Cyklopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erſchien in dem letzten Viertel des 17. Jahrh. ein Roman, deſſen Verfaſſer der Abbé de Villars war, ein Zweig der adeligen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675 von einem ſeiner Verwandten auf einer Reiſe erſchoſſen. Bei allen Anlagen der Natur und allen Anſprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geiſtlicher ſein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derſelben beſchuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und ſo wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel deſſelben iſt ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf von Gabalis, meint, in dem Verfaſſer natürliche Fähigkeiten für die Geheimniſſe der Cabbala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher dieſe erhabene geheime Wiſſenſchaft in fünf Unterhaltungen. Wahrſcheinlich würden auch dieſe längſt vergeſſen, oder doch nur denen bekannt ſein, welche ſich mit der Geſchichte der myſtiſchen Philoſophie der

Cabbaliſten, Gnoſtiker und Neuplatoniker, jenem Zuſammenfluß orientaliſcher Poeſie, griechiſcher Philoſophie und chriſtlicher Religion beſchäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre ſo zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß ſie derſelben poetiſche Beglaubigung durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieſer unermeßliche Raum zwiſchen der Erde und den Himmeln," ſagt der Graf, „hat viel edlere Bewohner als Vögel und Inſecten; dieſes ſo weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäſte als Wallfiſche und Seehunde; die Tiefe der Erde iſt nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, iſt nicht gemacht, um unnütz und leer zu bleiben." Nach dieſem Eingang wird das Syſtem von den vier Elementargeiſtern vorgetragen, welche ſind: die Sylphen (Luftgeiſter), die Ondinen (Waſſergeiſter), die Gnomen (Erdgeiſter), und die Salamander (Feuergeiſter). Die nähere Charakteriſtik jeder Claſſe behalten wir eigenen Artikeln vor. Wie willkommen ein ſolches Syſtem der Geiſterlehre den Dichtern ſein mußte, die durch die chriſtliche Religion eine ſehr wirkſame Maſchinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Erſatz gefunden hatten, und wie viel die romantiſche Poeſie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erſt eines Beweiſes. dd.

Gabel. Der Gabeln wird zuerſt in einem fürſtl. Inventario über Silberwerk vom J. 1379 gedacht. Vorher kannte man blos das Meſſer beim Zerlegen mancher Speiſen. Aus Italien kam der Gebrauch derſelben zu uns; man hielt es ſo ſehr für Tafelluxus, ſich derſelben zu bedienen, daß manche Kloſterordnungen den Religioſen den Gebrauch der Gabel unterſagten.

Gabriel (Held Gottes), nach der jüdiſchen Mythologie einer der ſieben Erzengel, der dem Propheten Daniel ſeinen Traum auslegte und in der Erzählung von Tobias vorkommt. Nach der chriſtlichen Mythologie verkündigte er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Nach den Rabbinen iſt er der Todesengel für die Israeliten, und alle israelitiſchen Seelen werden von den Unterſeeleneinnehmern (dies ſind Engel, welche blos zum Abholen einer beſtimmten Seele geſchaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud iſt Gabriel ein Fürſt des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte geſetzt. Er brannte auf Jehovas Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten, und der Tempel ſtimmte über ſich ſelbſt ein Klaglied an. Einſt wird er Jagd auf den Fiſch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der mohammedaniſchen Mythologie iſt er einer der vier von Gott beſonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathſchlüſſe beſchäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mohammed den ganzen Koran eingab. Einſt verzückte er den Mohammed in den Aether und führte ihn ſo ſchnell durch alle ſieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgeſtoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umſturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmteſten Sängerinnen des 18. Jahrh., geb. zu Rom 1730. Nachdem ihr großes angebornes Talent zufällig entdeckt worden war, genoß ſie den Unterricht Garcias (lo Spagnoletto) und Porporas. Im J. 1747 ſang ſie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Kaiſer Franz I. berief ſie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den ſie von Metaſtaſio empfing, vollendete ihre Bildung. Ihr Talent

war mit vielem Eigenſinn gepaart und ſind darüber viele Anekdoten in Umlauf. Nach England zu gehn, konnte ſie, aus Beſorgniß, dort ihren Launen nicht folgen zu dürfen, ſich nicht entſchließen. 1765 berief die Kaiſerin Catharina ſie nach Petersburg und engagirte ſie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, forderte ſie fünftauſend Ducaten. „So viel," antwortete die Kaiſerin, „erhält keiner meiner Feldmarſchälle." „So dürfen," erwiderte die Sängerin, „Eure Majeſtät ja nur einen ihrer Feldmarſchälle ſingen laſſen." Die Kaiſerin zahlte die verlangte Summe. Gegen das J. 1780 begab ſie ſich nach Mailand, wo ſie ihr äußerſtes that, um Marcheſi zu übertreffen und durchfallen zu laſſen. Die Sänger überhaupt ſcheuten ſich, mit ihr zu ſpielen. Pacchiarotti hielt ſich für verloren, als er das erſte Mal mit ihr auf der Bühne erſchien. Sie ſang eine ihrer Stimme vollkommen angemeſſene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in ſolchem Umfang, daß der arme Pacchiarotti mit lauten Seufzern hinter die Couliſſen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er ſpielte die Rolle des Liebhabers und ſang mit ſo tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß ſie ſowol als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommenſten hat dieſe Sängerin unſtreitig die ſiegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im J. 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. Sie ſtarb 1796, nachdem ſie ſich ſeit 1780 vom Theater zurückgezogen hatte. M.

Gaëta, eine auch in den Kriegsgeſchichten unſerer Tage berühmt gewordene neapolitaniſche Feſtung, 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel, auf einer ſchroffen Landzunge, welche nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, hat. Sie wurde vor Rom gegründet, hatte nach dem Untergange des römiſchen Reichs eine Zeit lang eine republikaniſche Verfaſſung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papſt als Lehnsherrn anerkannten. Sie iſt eine der ſtärkſten Feſtungen Europas, wozu ihre Lage, welche nur von der Seite der ſchmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen ſind höchſt reizend, und die vielen zierlichen Landhäuſer der Vorſtadt — ſchon die Römer hatten deren an dieſer fruchtbaren Küſte eine große Menge — machen das Ganze äußerſt romantiſch. Gaëta iſt ſchon im Mittelalter und namentlich im J. 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedes Mal erobert worden, erfahren. Die erſte 1702 von den Oeſterreichern, die es nach drei Monaten unter General Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, vom Anfang Aprils bis zum 6. Auguſt, bis ſich die Beſatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befeſtigt, wurde es zuletzt 1806 von den Franzoſen belagert. Bei den ſchnellen Fortſchritten der franzöſiſchen Heere in Neapel, im Februar jenes Jahres, wurde ihnen unter mehreren Feſtungen auch Gaëta von der neapolitaniſchen Regierung zugeſichert, aber der Commandant derſelben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal, verweigerte die Uebergabe, und nöthigte durch ſeine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerſchütterlichem Muthe hielt er ſich bis zum Juli, und nur eine faſt tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, ſich nach Sicilien überſchiffen zu laſſen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Feſtung am 18. Juli capitulirte.

Gährung nennen wir die von ſelbſt erfolgende Miſchungsverän⸗derung, welcher alle organiſche Körper, nachdem die Vegetations⸗ oder Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen ſind. Die chemiſchen Affinitätsgeſetze, welche von der Lebenskraft beherrſcht wurden, werden nach dem Tode einzig wirkſam und es erfolgt die freiwillige Entmiſchung. Es ſind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewiſſer Grad der Wärme, ein beſtimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zu⸗tritt der atmoſphäriſchen Luft. Die Körper verändern durch die Gäh⸗rung ihre ganze Natur und Beſchaffenheit und gehen in andre Sub⸗ſtanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung ver⸗ſchieden ſind. Man unterſcheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die ſaure Gährung und die faule Gäh⸗rung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn ſchleimichte Flüſſigkei⸗ten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Beſtandtheilen auch der Zucker⸗ſtoff gehört, z. B. der Moſt von Weintrauben und andern Beeren, des⸗gleichen Obſtſäfte u. ſ. w., einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fah⸗renheit ausgeſetzt werden, ſo nimt man bald eine Veränderung der Miſchung ihrer Beſtandtheile wahr. Der Moſt leidet eine innere Be⸗wegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, brauſt und entwickelt ein kohlenſaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerſtoffs mit einem Theile Kohlenſtoff entſteht und die Urſache des Brauſens iſt. Auf der Oberfläche der Flüſſigkeit ſondert ſich eine ſchleimartige Maſſe ab, welche man Gäſch oder Gäſcht (Hefen) nennt. Im Fortgange der Gährung verbindet ſich ein anderer Theil des Sau⸗erſtoffs mit dem Waſſerſtoffe und einem Theile des Kohlenſtoffs, wel⸗ches ein Alkohol (möglichſt gereinigten Weingeiſt) gibt. Das Alkohol und das kohlengeſäuerte Gas ſind alſo die Erzeugniſſe des erſten Gra⸗des der Gährung, der Weingährung. Die Flüſſigkeit, die vorher Moſt hieß und Zuckerſtoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil ſich dieſer in ſeine Beſtandtheile, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, aufgelöſt hat und beide ganz andere Verbindungen eingegangen ſind. Der durch dieſen erſten Grad der Gährung entſtandene Wein verändert ſein Miſchungsverhältniß aufs neue, ſobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken, und es erfolgt die ſaure Gährung, wodurch der Wein, indem der Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft ſich mit ihm, oder ge⸗nauer, mit dem Waſſer⸗ und Kohlenſtoffe verbindet, in Eſſig verwan⸗delt wird. Bei dem Uebergange des Weins in Eſſig bemerkt man fol⸗gende Veränderungen. Die Flüſſigkeit trübt ſich aufs neue, es ſetzt ſich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an, und zugleich ſondert ſich eine fadenartige Maſſe ab. Der geiſtige Geruch und Geſchmack, ſo wie die berauſchende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrühr⸗ten, ſind nicht mehr vorhanden; das Alkohol iſt zerſetzt und die Flüſſig⸗keit ſchmeckt nun ſauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, iſt erforderlich, daß er noch nicht ganz von ſeinen ſchleimichten Beſtand⸗theilen befreiet, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgeſetzt ſei. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß (ſ. d. Art.), erfolgt, wenn man den Eſſig ferner der Luft und Wärme ausſetzt. Es geht dabei der Waſſerſtoff in Gasgeſtalt, und der Sauer⸗ſtoff, in Verbindung mit dem Kohlenſtoffe und Wärmeſtoffe, als koh⸗lenſaures Gas fort. Der Geruch iſt nunmehr fade, ekelhaft und fau⸗licht; der Geſchmack nicht mehr ſauer, ſondern faul. Die faule Gäh⸗rung bietet nach Beſchaffenheit der Umſtände ſehr verſchiedene Erſchei⸗nungen dar. Ihr ſind alle Körper der beiden organiſirten Naturreiche unterworfen. Doch iſt wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper

nach und nach die Weingährung, die Eſſiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thieriſche Körper gehen ohne dieſe unmittelbar in Fäulniß über, weil ſie keinen Zuckerſtoff enthalten. Andere Körper gerathen in die Eſſiggährung und aus dieſer in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der erſten die Bildung des Zuckerſtoffs in verſchiedenen Pflanzenkörpern, beſonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erſt reifen und zuckerſüß werden; unter der letztern aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von ſelbſt erfolgenden Zerſetzung iſt, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man ſie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung iſt überhaupt als diejenige Wirkung der Natur zu betrachten, durch welche ſie die organiſchen Körper wieder in ihre Grundbeſtandtheile auflöſt, um dieſe alsdann zur Bildung neuer organiſchen Weſen anwenden zu können.

Gagern (Hans Chriſtoph Ernſt, Freih. v.), geb. 1766, ein als politiſcher Schriftſteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederl. Staatsrath, geweſener außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter des Königs der Niederlande als Großherzogs von Luxemburg bei dem deutſchen Bundestage, und bei der freien Stadt Frankfurt. Bereits in ſehr jungen Jahren wurde ihm die Leitung der naſſau-weilburgiſchen Geſchäfte als Präſident aller Tribunale anvertraut. Das Gewicht dieſer Linie im fürſtlichen Hauſe legte die Leitung der politiſchen Angelegenheiten, ſo weit es Deutſchland betraf, in ſeine Hände. Gleich nach dem Frieden zu Lüneville ging er alſo nach Paris, gehörte unter die von Taleyrand am meiſten ausgezeichneten Unterhändler, und bewirkte nicht nur eine reiche Entſchädigung in den Jahren 1802 und 3, ſondern rettete auch den älteren Namen des fürſtlichen Hauſes in der großen Criſis 1806, und erwarb demſelben bei der Mediatiſirung den bedeutendſten Zuwachs. Veranlaßt durch dieſen Erfolg, wendeten ſich hernach ſo manche deutſche Fürſten des Nordens an ihn, um den Zweck der Erhaltung und des Beitritts vermöge des naſſauiſchen Präſidialamtes der Fürſtenbank zu erreichen, und viele ſolcher Beitrittsurkunden befinden ſich in den Staatsacten von ihm unterzeichnet. Er ſcheint nachher in Napoleon Mißtrauen geſetzt zu haben, verließ den Dienſt, und ging deswegen, oder aus andern Gründen, nach Wien. Um dieſe Zeit ſchrieb er das durch hiſtoriſche Kenntniſſe, Geiſt und Darſtellung gleich ausgezeichnete Werk, welches ohne ſeinen Namen erſchien: Die Reſultate der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten. II. Die Vornehmen. III. Demokratie. IV. Der Staaten Verfaſſungen, und neuerlich V. und VI. Freundſchaft und Liebe; dann VII. der Einſiedler. Zu Wien erſchien 1812 in 4. der erſte Theil der Nationalgeſchichte, ein Werk, das beſondere Senſation machte, aber zu wenig in den Buchhandel kam. Eine Fortſetzung ſoll folgen. Er ſtand zur ſelbigen Zeit in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einem neuen Aufſtande in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines engliſchen Couriers in Brünn ſcheiterte, wurde nun aus Oeſterreich entfernt und ging in das ruſſiſch-preuß. Hauptquartier, und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europas und die Ehre Deutſchlands. 1814 verwaltete er als dirigirender Staatsminiſter die oraniſchen Fürſtenthümer. 1815 nahm er als Geſandter des Königs der Niederlande Theil an den Geſchäften des Congreſſes zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte des Königs der

Niederlande zum wiener Bunde der europäiſchen Hauptmächte (vom 25. März 1815) gegen Napoleon Buonaparte; auch ſtimmte er in dem Ausſchuſſe für die Erlaſſung einer neuen Erklärung des Congreſſes gegen den Uſurpator, welche den 12. Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31. Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Oeſterreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgiſchen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemberg als Großherzogthum und deutſcher Bundesſtaat, nebſt der Bundesfeſtung Luxemberg, dem König der Niederlande ſtatt ſeiner Fürſtenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlaſſen, und die Grenzen des Königreichs und Großherzogthums beſtimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8. Juni unterzeichnete er, als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande, für ſeine deutſchen Staaten die deutſche Bundesacte. Von da ging er nach Paris zum Congreß, bewirkte die Erweiterung des neuen niederländiſchen Königreichs, beſtand vergeblich auf der Rückgabe des Elſaſſes an Deutſchland, aber trug ungemein dazu bei, daß die Sammlungen der Kunſt und Natur an ihre rechten Eigenthümer zurückkamen, wie aus Martens Recueil hervorgeht. Dann erſchien er bis 1818 am Bundestage, wo ſeine Vota viel Scharfſinn und Genialität, Einſicht, Freimuth und Patriotismus athmeten. In ſeinen Staatsſchriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundestages) hat Deutſchland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieſes für die politiſche Würde, die Nationalehre und den innern Rechtszuſtand des deutſchen Bundes eifrig bemühten Staatsmanns mit Achtung anerkannt. In ſeinem Briefwechſel mit dem Fürſten von Metternich, vor Eröffnung des Bundestages, drang er ſtets auf die Ausführung ſolcher Maßregeln, welche die politiſche Einheit der deutſchen Nation feſtſtellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deutſchen Bundes in der Kaiſerkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdruckvolles Wort ſprach für die Erörterung der landſtändiſchen Verfaſſung in den deutſchen Bundesſtaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachſen-Weimar ſeinen Dank bezeugte, für das am 2. Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleiſtung vorgelegte ſachſen-weimariſche Verfaſſungsgeſetz. 1818 arbeitete er mit dem Ausſchuſſe, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinſicht auf Deutſchland vorſchlagen ſollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Ueber ſeine dem Bundestage mitgetheilte Denkſchrift, die Auswanderung betreffend (Frankf. a. M. 1817. 4.), ſ. d. Art. Auswanderung. Im J. 1820 wurde er zum Mitglied der heſſen-darmſtädtiſchen Landſtände erwählt und privatiſirt jetzt auf einem ſeiner Landgüter, nachdem er vom niederländiſchen Hofe penſionirt worden. K.

Gahr nennt man alle Körper, die durch Zubereitung vermittelſt des Feuers, des Waſſers, der Salze, Laugen u. ſ. w. in den Zuſtand gekommen ſind, worin ſie verſetzt werden ſollen. Eben ſo drückt ſich der Begriff in den Worten: lohgahres Leder, Gahrkupfer u. ſ. w. aus.

Gail (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden franzöſiſchen Helleniſten, geb. zu Paris 1755, erhielt 1792 die Profeſſur der griechi-

ſchen Sprache am Collège royal. Damals erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Idylle des Theokrits. 1809 ward er in die dritte Claſſe des National-Inſtituts aufgenommen. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im Nov. d. J. zum Aufſeher über die griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechiſche Sprache und Literatur. Als Schriftſteller war er unausgeſetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in ſeinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausſtreichen und ganz neue Anſichten von den Schlachten bei Mantinea, Platäa und Marathon aufſtellen wollte) von ſeinen Collegen lauten Widerſpruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt er 1810, wo die zur Beſtimmung der Decennal-Preiſe von Napoleon niedergeſetzte Jury nicht ihm, ſondern einem in Paris lebenden Griechen, Coray, den erſten Platz unter den ausgezeichneten Helleniſten zuerkannte. Es ſind drei Sammlungen von Gails Schriften über die griechiſche Literatur erſchienen: eine in 18., eine in 4. von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meiſtens Ausgaben griechiſcher Schriftſteller, vorzüglich: Thucydide, 12 vol., griechiſch, lateiniſch und franzöſiſch, mit 2 Bd. kritiſchen Noten und den Lesarten aus 13 Handſchriften; Oeuvres de Xénophon, griechiſch, franzöſiſch und die verbeſſerte lateiniſche Ueberſetzung des Leunclavius, mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern. 10 Bde. 4. 1795 ffg. (mit Garamont's neuen griechiſchen Typen). Anacréon, griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, mit Anmerkungen und Muſik. Ferner franzöſiſche Ueberſetzungen von Lucians Geſprächen, von Theokrits, Bions und Moſchus Idyllen u. ſ. w. K.

Gaillarde oder ital. **Gagliarda**, ein veralteter italieniſcher Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, deſſen Melodie in 3/4 Takt geſetzt iſt. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er urſprünglich aus Rom ſtammen ſollte.

Galaktit, Milchſtein, ein grauer Stein von ſchönem Anſehen, der gepülvert einen Milchſaft gibt.

Galaktometer, ein Milchmeſſer, von Cadet de Vaux Erfindung. Grad ein, zeigt die ganz reine Milch; Grad zwei, Milch mit einem Viertel Waſſer; Grad drei, Milch mit einem Drittel Waſſer; Grad vier, Milch mit der Hälfte Waſſer. Indeß iſt bekanntlich jede letzte Milch fetter, als die erſte bei der Melkung, ferner die Milch einer ſchwerträchtigen Kuh fetter als diejenige einer friſchmilchenden; auch übt die Nahrung und die Jahreszeit, ja die Regenzeit, einen Einfluß auf den Butterreichthum der Milch. Der Gebrauch ſcheint daher unſichern Reſultaten unterworfen zu ſein.

Galatea, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit ſeiner Liebe, ohne für ſeine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der ſchöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher ſich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für ſie litt. Denn als ſie einſt von Polyphem in zärtlicher Umarmung überraſcht wurden, ſchleuderte derſelbe in eiferſüchtiger Wuth ein Felsſtück auf beide, welches den Acis zerſchmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. Acis in einen Bach verwandelt, eilte nun dem ſichern Aufenthalt ſeiner Geliebten zu, wo ſie fortan ungeſtört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Gala-

tern, einem Gemiſch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus ſpäter Galatä wurde.

Galba (Sergius oder Servius Sulpicius), der Nachfolger des Nero in der Kaiſerwürde, ſtammte aus dem alten und berühmten Sulpiciſchen Geſchlechte und wurde 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem geſetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Conſul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutſchland an des Getulicus Statt. In dieſem Poſten erwarb er ſich nicht nur durch die ſchnelle Zurücktreibung der Deutſchen, die in Gallien eingefallen waren, ſondern auch durch die Herſtellung der alten Kriegszucht großen Ruhm und die Hochachtung des Kaiſers. Nach deſſen Tode ließ er ſeine Völker dem Claudius ſchwören, der ihn dafür in die Zahl ſeiner vertrauteſten Freunde aufnahm, und ihn als Proconſul nach Afrika ſchickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach ſeiner Rückkehr die Triumphinſignien und wurde unter die Prieſter des Auguſt aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyranniſchen Regierung des Nero in ſtiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hiſpania Tarraconenſis, ward jedoch bald ſo gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte ſich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte, und fing ſchon an, ſein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Neros Tode kam, und daß er ſelbſt von den prätorianiſchen Cohorten in Rom zum Kaiſer ausgerufen worden ſei. Bald erſchienen Geſandte vom Senat, ihm ſeine Erhebung bekannt zu machen. Er begab ſich nach Rom, und ließ verſchiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hierdurch aber, ſo wie durch die Nachſicht gegen ſeine Freunde, die er unumſchränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er ſein zweites Conſulat angetreten, als ſich die Legionen in Oberdeutſchland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, ſich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Piſo Licinianus, der wegen ſeiner ſtrengen Tugend verhaßt war. Otho, durch dieſe Zurückſetzung beleidigt, faßte den Entſchluß, ſich der Herrſchaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianiſchen Cohorten erklärten ſich zuerſt für ihn, und Galba, umſonſt bemüht, die Ordnung wiederherzuſtellen, wurde, als er ſich geharniſcht nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unſtreitig würde er ein vortrefflicher Fürſt geweſen ſein, wenn er beſſere Rathgeber gehabt oder wenigſtens den böſen nicht ſo viel Gewalt über ſich verſtattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, ſchmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchem man ſowol Segel, als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge iſt 22 Klaftern. Nebſt zwei Kanonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt ſie auf dem Vordertheil noch einen Vierundzwanzigpfünder, welcher Corſiero, Courſier, heißt. Auf jeder Seite ſind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis ſechs Ruderknechte. Außer dem mittelländiſchen Meere, wo die Galeeren am meiſten gebraucht werden, haben dergleichen Frankreich auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Oſtſee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche

beſonders im Rudern beſteht, hauptſächlich Chriſtenſclaven; in den europäiſchen Staaten hingegen müſſen eigens dazu verurtheilte Verbrecher dieſe ſchwere Arbeit verrichten.

Galen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewiſſer Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derſelben in Aſien und Italien. (Liv. I, 33, 38, 16. Flor. 2, 11.). Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inſeln. Die alten Caledonier, Picten und Scoten ſind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis Pannonien und Illyricum, ſo wie Helvetien, mit Colonien von ihnen beſetzt. Zu der Zeit, wo die Geſchichte zuerſt ausführlicher von ihnen ſpricht, erſcheinen ſie ſchon nicht ganz ohne Bildung. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Geſänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürſten ſie ſelbſt ins Verderben ſtürzte. Oefters waren ſie der Römer furchtbarſte Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thracien, Kleinaſien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3) mehr als einmal furchtbar. In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig ſein. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden ſie am Ende von teutoniſchen Nationen überwunden, ſo daß Galen und galiſche Sprache nur noch an den äußerſten Enden ihrer Beſitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem ſchottiſchen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens Gallier.) dd.

Galen (Chriſtoph Bernh. von), Biſchof von Münſter, war einer der berühmteſten Kirchenprälaten des 17. Jahrh., wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Biſchofs würdig ſind, doch durch ſolche, die einem Fürſten in der Geſchichte einen großen Namen verſchaffen. Er war aus einem alten Geſchlechte Weſtphalens, trug anfangs die Waffen, legte ſie aber, ohne ſeine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonikat von Münſter anzutreten. Zum Biſchof von Münſter 1650 erwählt, das ſich ihm widerſetzte, belagerte und eroberte er es 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. 1664 wurde er zu einem der Führer des Reichsheers gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, ſeinen Muth zu beweiſen, da gleich nach ſeiner Ankunft der Friede geſchloſſen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harniſch für England gegen die Holländer an, und trug mehrere Vortheile über ſie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwigs XIV. Vermittlung geſchloſſen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrſchaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feſte Plätze. Nachdem ihm der Kaiſer genöthigt hatte, Frieden zu ſchließen, verband er ſich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. 1674 verband er ſich mit Spanien und lieferte den Holländern, ſeinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von ſeltenem Unternehmungsgeiſt, einer der größten Heerführer ſeiner Zeit, ein gewandter Diplomat in der Schule Fürſt Ferdinands von Bayern, und würde, wenn er ſo viel Macht als Muth beſeſſen hätte, ein zweiter Alexander geworden ſein. Er ſtarb den 19. Sept. 1678 in ſeinem 74ſten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter griechiſcher Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinaſien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geſchickter Baumeiſter und Mathematiker, ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunſt. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Aerzte genoſſen, beſuchte er Lycien, Paläſtina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunct der gelehrten Welt war. Er befleißigte ſich beſonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in ſein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anſtellung erhielt. Ein Aufruhr bewog ihn in ſeinem 30ſten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Curen, beſonders durch ſeine große Geſchicklichkeit in der Prognoſtik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Aerzte in ſolchem Grade auf ſich zog, daß er ſeine öffentlichen anatomiſchen Vorleſungen, ihrer unabläſſigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich ſogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine anſteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiſte wieder verſchiedene Länder, um merkwürdige Naturerzeugniſſe und Arzneimittel an Ort und Stelle zu unterſuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaiſern Marc Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach ſeiner Ankunft den Theriak. Galen hat als Arzt und Philoſoph große Verdienſte, beſonders dadurch, daß er die empiriſche Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigen Theorie der Empfindungen und der eigentlich thieriſchen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Seine vielen Schriften zeugen von einer ſehr gründlichen, durchdachten, nicht blos hiſtoriſchen Kenntniß der ältern griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, und verbreiten ſich über alle Theile der Medicin. So zahlreich ſie auch ſind, ſo beſitzen wir doch nur einen Theil derſelben, denn viele verbrannten, als ſein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir von Galen 82 echte Schriften, 18, welche offenbar untergeſchoben ſind, Bruchſtücke aus 19 verloren gegangenen, und Commentare über 18 Schriften des Hippocrates. Von ſeinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 mediciniſche und 118 meiſt philoſophiſche angeführt. Eine alte vortreffliche Ausgabe iſt die von Conr. Gesner, Baſ. 1562. Die einzige vollſtändige Ausgabe, griech. und lat., iſt von Chartier 1660, Paris, in Fol. 13 Bde. (zuſammen mit dem Hippocrates). Seit 1819 hat Hofrath D. Kühn in Leipzig eine neue Ausgabe unternommen, zu welcher er von der ſächſ. Regierung einige Unterſtützung erhält. Sie iſt Verlag von Cnobloch in Leipzig und ſind davon bis 1822 3 Bde. erſchienen. Deutſche Ueberſetzungen einzelner Schriften haben wir von Sprengel und Nöldecke.

Galeniſten, ſ. Wiedertäufer.

Galeone oder **Gallione** hießen ſonſt bei den Spaniern und Portugieſen gewiſſe Kriegsſchiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich ſind. Gegenwärtig verſteht man unter den Galeonen gewiſſe Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholten. Die dabei intereſſirten Kaufleute bekamen davon den Namen Galioniſten.

Galeote oder **Galiote**, eine Art kleiner Galeeren, die zum geſchwinden Lauf geſchickt ſind, und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit einem Ruderknecht verſehen iſt. Die Ruderknechte ſind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen. **Bombardiergaliote**, ſ. d. Art.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, Denker, geiſtreicher Schriftſteller und witziger Geſellſchafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Celeſtino Galiani, Erzbiſchof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn ſehr jung nach Neapel kommen, und vertraute ihn, als er 1740 nach Rom gehen mußte, den Cöleſtinern zu Neapel an, welche ihn in der Mathematik und Philoſophie unterrichteten. Als aber der Erzbiſchof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu ſich, um ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer academiſchen Geſellſchaft eine Abhandlung über den Zuſtand des Geldes zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Der ihm gewordene Beifall feuerte ihn an, dieſen Gegenſtand weitläuftiger in einem großen Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne ſich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, ſeine Grundſätze von der Regierung angenommen zu ſehen. Um dieſe Zeit widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, und ging, wohl ausgeſtattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papſt Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er beſuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptſtädte Italiens. In der Folge erwarb er ſich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenſchaft eines Geſandſchaftsſecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem neapolitaniſchen Geſandten daſelbſt, geſchickt, und verwaltete die Geſchäfte allein, als bald darauf der Geſandte einen ſechsmonatlichen Urlaub erhielt. 1766 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlaſſen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm ſein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationsſecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England und in der Folge nach Holland, die ſo verſchiedenen Conſtitutionen beider Länder zu ſtudiren. 1768 kehrte er nach Neapel zurück, um ſeinen Platz in Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht ſeinen Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy, Mad. d'Epinay und andern, deren Briefe an ihn mehr als 20 Bände ausmachen. Mit ſeinen ſeltenen Einſichten diente er dem Staate in den wichtigſten Angelegenheiten bis an ſeinen Tod, den 30. Oct. 1786, während er immer in mehreren Fächern der Wiſſenſchaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft ſeines Geiſtes machte ihm leicht, was andern ſchwer fällt. Vieles, was er nie ſtudirt hatte, ergründete er ſo ſchnell, daß er vortrefflich darüber ſprechen und ſchreiben konnte, er ſchrieb aber am liebſten über neue, wenig bearbeitete Gegenſtände, und ſolche, die den Nutzen und Ruhm ſeines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Briefe vom 13. Dec. 1770 an Frau von Epinay ſagte er über ſich und ſeine Schriften folgendes: „Wenn bei dieſer Gelegenheit ein Zeitungsſchreiber über mein literariſches Leben etwas ſagen will, ſo wiſſe er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch einen poetiſchen Scherz und eine Leichenrede auf unſern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Geſpräche über das Getreide herausgegeben, 1755 aber meine Abhandlung über die Naturgeſchichte des Veſuvs geſchrieben habe. Sie iſt nebſt einer Sammlung veſuviſcher Steine dem Papſte Benedict XIV. überſchickt und nie gedruckt worden. Ferner ſollen ſie wiſſen, daß ich 1756 zum Mitglied der Academie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem erſten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich ſogar eine

große Abhandlung über die Malerei der Alten geſchrieben; daß ich 1758 die Leichenrede auf Papſt Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am beſten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden und in Frankreich nur Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht geſehen" u. ſ. w. Die Schreibart der oberwähnten Dialogues sur le commerce des bleds bewundert ſelbſt Voltaire; ſie bekämpfen mit treffendem Witze die damals herrſchend geweſene Partei der Oekonomiſten, und ſind, obgleich nur Bruchſtück, unſtreitig das ausgezeichnetſte der bis jetzt bekannt gewordenen Werke ihres Verfaſſers, aus deſſen anſehnlichen literariſchen Nachlaſſe 1818 zu Paris eine Correspondance inédite avec M. d'Epinay, le B. de Holbach, le B. de Grimm et autres personnages célèbres du 18. Siecle etc. in zwei Bänden erſchienen iſt. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jeſu die nördlichſte Provinz von Paläſtina, welche gegen Morgen von dem Fluſſe Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländiſchen Meere und Phönizien und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begrenzt, und meiſt von armen ungebildeten Fiſchern bewohnt war. Als die Wiege des Chriſtenthums hat dies kleine Land allgemeines Intereſſe. Ueberall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinſten aller Menſchen geweiht ſind. Hier lag Nazareth, in dem Jeſus aufwuchs; hier floß der Jordan, an deſſen Ufern er ſein Lehramt begann und ſeine Jünger ſammelte; Kana, wo er ſein erſtes Wunder verrichtete, Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in ſeinen Mauern ſah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren galiläiſche Städte; hier lag der Hügel, auf dem er ſeine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Chriſti genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in ſeiner Verklärung ſahen. Galiläa war der Schauplatz der meiſten Thaten und Wunder Jeſu. Die Bewohner dieſes Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet, und daher auch die Chriſten anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entſtanden war, ſpottweiſe Galiläer genannt. Jetzt ſchmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Paläſtinas als ein Theil der Statthalterſchaft Damaſk in Syrien oder Soriſtan unter dem Drucke der türkiſchen Oberherrſchaft, Beduinen und Räuberhorden ſchwärmen in einen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Oerter werden noch von wenigen hart bedrängten Chriſten bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieſer um die Naturlehre durch die wichtigſten Entdeckungen und Andeutungen unſterblich verdiente Mann wurde 1564 zu Piſa geboren. Sein Vater, Vicenzo Galilei, ein florentiniſcher Edelmann, widmete ihn den Studien, ſobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Muſik unterrichten, neben welchen Beſchäftigungen er ſchon früh eine lebhafte Neigung zu mechaniſchen Arbeiten zeigte. 1581 beſuchte Galilei die Univerſität Piſa, um die Arzneiwiſſenſchaft und die Ariſtoteliſche Philoſophie zu hören. Letztere, durch den Wuſt der Scholaſtik entſtellt, erregte ſchon damals in ihm den Widerwillen, der ihn ſpäter zu ihrem erklärteſten Widerſacher machte. Früh entwickelte er jenen ſeltenen Beobachtungsgeiſt, der ihn auszeichnete; kaum neunzehn Jahre alt, leiteten ihn die Schwingungen einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Geſetze des Pendels, die er zuerſt beſtimmte und zur Abmeſſung der Zeit benutzte, wiewol die Idee

von der Anwendung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erſt ſpäter von ſeinem Sohne Vicenzo und beſonders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzuſehen hat. Hierauf ſtudirte er unter Oſtilio Ricci die Mathematik, erſchöpfte bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern 1586 auf die Erfindung der hydroſtatiſchen Wage geführt. Mathematik und Naturwiſſenſchaft beſchäftigten ihn jetzt ausſchließlich, und ſchon 1589 ward er Profeſſor der Mathematik zu Piſa. Unabläſſig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philoſophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuern Phyſik geprieſen wird, damals aber die härteſten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuſchauern zeigte er durch Verſuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anſtellte, daß das Gewicht auf die Geſchwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er die Ariſtoteliker gegen ſich dergeſtalt, daß er ſein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab ſich zu Filippo Salviati, wo ihn Franceſco Sagredo, ein würdiger Venetianer, kennen lernte, auf deſſen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entfernteſten Gegenden Europas ſtrömten ihm Schüler zu, unter welchen ſich auch der große Guſtav Adolph befand. Er hielt ſeine Vorträge in italieniſcher Sprache, die er zuerſt für die Philoſophie bildete. 1597 erfand er den Proportionalcirkel. Wichtiger ſind die mathematiſchen Wahrheiten, die er ſeit 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche ſich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7.. wachſen, d. h. daß der fallende Körper, nachdem er in der erſten Secunde 15 pariſer Fuß durchlaufen hat, in der zweiten 45, in der dritten 75 u. ſ. w. zurücklegt. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, iſt ſchwer zu beſtimmen; vielleicht hat er daſſelbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er intereſſante Beobachtungen. Das Teleſcop, das in Holland nicht blos unvollkommen, ſondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigſten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen ſeiner Berge aus ihrem Schatten meſſen. Das Heer der Fixſterne ſah er grenzenlos vermehrt. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löſte er in ſeine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß ſich die ganze Milchſtraße mit ſchärferen Fernröhren eben ſo werde auflöſen laſſen. Am merkwürdigſten war die Entdeckung des Jupiterstrabanten, am 7. Jan. 1610. Auch das Daſein des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von demſelben eine richtige Vorſtellung zu faſſen. Die Sonnenflecken ſah er etwas ſpäter, und ſchloß, aus ihrer gemeinſchaftlichen Fortrückung von Oſten gegen Weſten, auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung ſeiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Joh. Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung ſtreitig macht, allerdings den Ruhm, ſie zuerſt durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galileis Name war indeſſen ſo berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philoſophen, und erſten Lehrer der Mathematik zu Piſa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) zu ſich berief. Er hielt ſich theils zu Florenz, theils auf dem Luſtſchloſſe Alle selve ſeines Freundes Salviati auf. Hier verſchaffte er 1610 durch die Entdeckung des abwechſelnden Lichtes

der Venus und des Mars dem Copernicaniſchen Syſtem den vollſtändigen Sieg, da durch dieſelbe die Bewegung dieſer Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieſelbe außer Zweifel geſetzt wurde. Bald darauf richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Schwimmen und Unterſinken der feſten Körper im Waſſer, und ſchrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, ſo wie in allen ſeinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren ausſtreute. Während er ſich ſo bemühte, die Grenzen der Naturlehre zu erweitern, zog ſich ein Ungewitter über ihn zuſammen, dem er zwar für dies Mal entging, das aber ſpäter deſto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte ſich in ſeinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicaniſche Weltordnung erklärt, und wurde deshalb von ſeinen Feinden, die das Anſehen der Bibel dadurch für gefährdet anſahen, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und er ging nach Rom, wo es ihm gelang, durch die Erklärung, daß er ſein Syſtem weder mündlich noch ſchriftlich weiter behaupten wolle, ſeine Feinde zu beſchwichtigen; aber nicht zufrieden damit, ſuchte er bei dieſer Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquiſitionsgerichts ſchwerlich entgangen, wenn nicht der Großherzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. 1618 gab ihm die Erſcheinung dreier Cometen Veranlaſſung, ſeinen Freunden allgemeine Betrachtungen über dieſe Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, worin er den Jeſuiten Graſſi ſcharf beurtheilte. Dieſer, welcher Galilei für den Verfaſſer hielt, griff denſelben an. Galilei antwortete in ſeinem Saggiatore u. ſ. w., einem Meiſterſtücke von Beredſamkeit, welches nach Algarotti die ſchönſte Streitſchrift iſt, die Italien aufzuweiſen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer geleſen zu werden verdient. Er zog dadurch die Feindſchaft der Jeſuiten auf ſich, die ihm in der Folge ſehr nachtheilig ward. Um dieſe Zeit arbeitete er ſein berühmtes Werk aus, worin er, ohne eine Entſcheidung auszuſprechen, drei Perſonen redend einführt, davon eine das Copernicaniſche, die zweite das Ptolomäiſche Syſtem vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe dergeſtalt abwägt, daß die Sache dem Anſcheine nach problematiſch bleibt, ſo wenig auch das Uebergewicht der für Copernicus aufgeſtellten Beweiſe zu verkennen iſt. Mit dieſem unſterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Schärfe des Styls mit dem ſtrengſten und zugleich faßlichſten Vortrage gepaart ſind, begab ſich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daſelbſt 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi, Tolemaico et Copernicano, heraus. Kaum war daſſelbe erſchienen, als es von den Ariſtotelikern, am heftigſten aber von Scipioni Chiaramonti, Lehrer der Philoſophie zu Piſa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer geweſen, wurde ſein grauſamſter Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Perſon des Simplicio ſeiner Einfalt ſpotten wollen, weil er den Druck eines ſo anſtößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es ſeinen Widerſachern nicht ſchwer werden, ihn den grauſamſten und ſchimpflichſten Mißhandlungen Preis zu geben, zumal, da ſein Gönner, Cosmo II., geſtorben, und die Regierung zu Florenz in den ſchwachen Händen des jungen Fernando II. war. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle ge-

ſchworne Feinde Galileis, unterſuchten ſein Werk, verdammten es als höchſt gefährlich, und forderten ihn vor das Inquiſitionsgericht. Der Greis mußte ſich im Winter 1633 nach Rom begeben, ſchmachtete einige Monate in den Gefängniſſen der Inquiſition, und wurde zur ewigen Schande des römiſchen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Urſprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium geſtützt, vor unwiſſenden Mönchen abzubitten. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er ausſprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufſtand, ſoll er, beſchämt, ſeiner Ueberzeugung zum Trotz geſchworen zu haben, mit dem Fuße geſtampft und mit verbiſſener Wuth geſagt haben: E pur si muove! (Und doch bewegt ſie ſich!) Dies geſchah den 23. Juni 1633. Hierauf ward er auf unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten, verurtheilt, ſein Dialogo aber verboten und ſein Syſtem, als der Bibel zuwider, verdammt. Man war ſo gnädig, die Kerkerſtrafe in eine Verweiſung in den biſchöflichen Palaſt zu Siena, und bald nachher in das Kirchſpiel Arceti unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er ſeine letzten Jahre hauptſächlich mit dem Studium der Mechanik und Balliſtik. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, über die Geſetze der Bewegung, welche der Grund der jetzigen Phyſik und Aſtronomie ſind. Zugleich bemühete er ſich, die Jupiterstrabanten zu Längenbeſtimmungen zu benutzen; und wiewol er damit nicht zu Stande kam, ſo war er doch der erſte, der ſyſtematiſch über ein ſolches Mittel zur Beſtimmung der geographiſchen Länge nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andere faſt unbrauchbar, als er noch 1637 die Libration (das Schwanken) des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlafloſigkeit und Gliederſchmerzen vereinigten ſich, dem großen Manne ſeine letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte ſie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finſterniß," ſchreibt er 1638, „grüble ich bald dieſem, bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtloſen Kopf nicht zur Ruhe bringen, ſo ſehr ich es auch wünſche. Dieſe immerwährende Beſchäftigung meines Geiſtes benimmt mir faſt gänzlich den Schlaf." Er ſtarb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8. Jan. im 78. Jahre ſeines Alters, an einem langſam zehrenden Fieber in den Armen ſeines jüngſten und dankbarſten Schülers, Vincenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigeſetzt, wo ihm 1737 neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet worden. Galilei war klein von Geſtalt, ſein Körper aber geſund und feſt; ſeine Geſichtsbildung fand man einnehmend, ſeinen Umgang munter. Er liebte Muſik, Zeichenkunſt und Poeſie. Den Arioſt konnte er auswendig, und zeigte in einer erſt 1793 gedruckten Schrift (Considerazioni al Tasso), die er in Muſeſtunden hinwarf, ſeine Vorzüge vor Taſſo, den er oft mit Hohn und Bitterkeit tadelt. Er beſaß wenig Bücher. Das beſte Buch, ſagte er, ſei die Natur. Sein Styl iſt bündig, natürlich und fließend. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien in 13 Bänden, 8. Mailand 1803.

Galizien. Dieſes zur öſterreichiſchen Monarchie gehörige und das ehemalige Lodomerien mitbefaſſende Königreich grenzt gegen Abend an das öſterreichiſche Schleſien, gegen Mitternacht und Morgen an Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren beide Länder Herzogthümer, die anfangs in einer gewiſſen Abhängigkeit von Ungarn

ſtanden, dann an Polen kamen, bis ſie bei der Theilung von Polen 1772 an Oeſterreich fielen, und mit Einſchluß verſchiedener anderer Stücke, die ſonſt zu Kleinpolen gehörten, zu einem eignen Königreiche erhoben wurden. 1786 kam die Bukowina hinzu, welche ſchon ſeit 1777 öſterreichiſch war. In Folge des wiener Friedens von 1809 trat Oeſterreich ab und überließ an den König von Sachſen, um mit dem Herzogthum Warſchau vereinigt zu werden, ganz Weſt- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau, auf dem rechten Ufer der Weichſel, und den zamosker Kreis in Oſtgalizien, einen Flächenraum von 957 Q.M. mit 1,470,024 Einw.; und an Rußland von Altgalizien 164 Q.M. mit 400,000 Einw. Der pariſer Friede führte den frühern Zuſtand größtentheils wieder zurück. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1526 Q.M. mit 3,800,000 Einw. Die Hauptſtadt iſt Lemberg. Das ganze Land hat einen größtentheils ſehr fruchtbaren Boden, und liefert zur Ausfuhr Wintergetreide, ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich iſt. Der Obſtbau fängt erſt an, ſich zu heben. Wilde und gepflegte Bienen geben Honig und Wachs als Gegenſtände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen ſich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich ſchöne Pferde gibt die Bukowina. Von wilden Thieren findet man Auerochſen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Haſen; auch der Biber iſt hier einheimiſch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadiſch in Höhlen, deren Ausgänge ſich in einem Waſſer endigen, in der Gegend von Grubeck und am Bugfluſſe. Eine Art Schildläuſe liefert die polniſche, zum Scharlachfärben benutzte Cochenille. Unter den Mineralien iſt vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet ſich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinſalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuſer verſotten. Auch Eiſen findet ſich in den meiſten Gebirgen, das Erz iſt aber nicht ſehr ergiebig. Gold wäſcht man aus der Biſtriza; Flintenſteine brechen vorzüglich im bochnianer und ſtanislawower Kreiſe häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunſchiefer werden wenig benutzt. Mineraliſche und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanſtalten benutzt. 1781 war das Land in ſechszehn Kreiſe abgetheilt, wozu noch 1786 die Bukowina als der ſiebzehnte hinzukam. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der galiziſchen Hofkanzlei mit beſorgt; zu Lemberg aber iſt der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 13 Räthe als Vorſitzer, ſonſt noch das nöthige Perſonale hat und alle Landesangelegenheiten beſorgt. Die Juſtiz verwaltet das ebenfalls zu Lemberg errichtete Appellationsgericht, welches aus einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten, 15 Räthen ꝛc. beſteht. Seit 1775 hat Galizien ſeine eignen Landſtände, aus dem Herren- und Ritterſtand und den wichtigſten Städten; die Geiſtlichkeit macht keinen eignen Stand, Biſchöfe und Aebte ſind unter dem Herrenſtand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeiſchaffung, Vertheilung u. ſ. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig iſt, Vorſtellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, ſie ſind aber nicht erblich. Die Kunſterzeugniſſe des Landes ſind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden iſt, ſind gute Straßen angelegt. Die herr-

ſchende Religion des Landes iſt die catholiſche; ein Erzbiſchof hat zu Lemberg ſeinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, welche alle unter eigenen Biſchöfen ſtehen; ſo wie auch ſehr zahlreiche Juden, die ihre Synagogen und einen Oberrabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem polniſchen Zeitalter Diſſidenten genannt, beſorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung wirken die Univerſität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und ſechs Gymnaſien in den wichtigſten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joſeph), wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem Flecken im Königreich Würtemberg, geboren, wo ſein Vater ein Krämer war, und beide Eltern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrh. die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen anfing. Schon früher war er durch eine Schrift (philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. 2 Thle. Wien, 1791, 8.) vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt trat er mit ſeinen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und erregte wegen mehrerer neuen Entdeckungen und pſychologiſchen Bemerkungen auch unter den Nichtärzten Aufmerkſamkeit, und dieſe Entdeckungen ſind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnſchädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Er hatte nemlich ſchon auf der Schule bemerkt, daß einige Knaben, die ihn trotz ſeiner angewandten Aufmerkſamkeit im Auswendiglernen übertrafen, ſich durch große Augen auszeichneten. Dieſelbe Eigenſchaft wurde er in der Folge auch bei großen Schauſpielern gewahr. Hieraus folgerte er, daß die Anlage (das Organ) des Gedächtniſſes ſich wol an dieſer Stelle des Kopfs befinden müſſe. Zwar ging er nachher von dieſer Idee ab, kam aber doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfs ankomme. Seitdem fing er an, Schädel zu ſammeln, verglich ſorgfältig, welche Erhabenheiten ſie mit einander gemein und nicht gemein hatten, verglich auch die Schädel der Thiere, ſtudirte das Leben der Thiere und der Menſchen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte ſo nach und nach die Anlage für einige zwanzig Organe, oder eben ſo viel verſchiedene Sitze der hervorragendſten Geiſtesverrichtungen. Denn er meint, daß die geiſtigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß dieſe Stellen alſo die Organe dieſer Geiſtesfähigkeiten ſeien; daß, je hervortretender dieſe einzelnen Puncte des Gehirns ſeien, in deſto größerem Maße die ihnen zukommenden Geiſtesverrichtungen Statt fänden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem eine Geiſtesverrichtung vorzüglich thätig iſt, die Schädelmaſſe nach außen treibe, und auf der convexen Seite des Schädels eine Erhabenheit bilde, welche als äußeres Kennzeichen der Anweſenheit eines ſolchen Organs diene. Die Benennung dieſer Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenſchaft ſelbſt entlehnt. (S. Schädellehre.) Gall ſetzte bisher ſeine Lehre nicht in eigenen Schriften auseinander, ſondern in mündlichen Vorträgen, auf Reiſen in den größten Städten und Univerſitäten Deutſchlands, arbeitete ſodann einige Jahre in Geſellſchaft ſeines Freundes, des Doctor Spurzheim, zu Paris, wo er mit abwechſelndem Beifall ſeine Vorleſungen gehalten hat, und noch gegenwärtig als practiſcher Arzt ſich aufhält, an einem großen Werk in franzöſiſcher Sprache, das, wenn es erſt ganz erſchienen iſt, den Gallſchen Ent-

deckungen ihren beſtimmten Werth ſichern wird, der vorzüglich in neuen anatomiſchen Entdeckungen, die Bildung des Gehirns betreffend, beſtehen mag. Unter andern hat er bewieſen, was man vorher nur vermuthete, daß das Gehirn in der markigen Maſſe des Rückgraths anfange, ſich von hier aus netzartig entfalte, und in das große und das kleine Gehirn ſich theile. Einer von Galls Schülern, Herr Adelon, gab eine Analyse d'un cours du Dr. Gall, Paris 1808, 8. heraus, die Gall durchgeſehen und genehmigt hat. Mit Spurzheim gab er daſelbſt 1810 in 4. und Fol. heraus: Anatomie et Physiologie du système nerveux en général, et sur celui du cerveau en particulier, wovon der erſte Bd. und die erſte Abth. des 2ten erſchienen ſind. Daß Galls Lehre ſowol in Deutſchland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von pariſer Gelehrten, vertheidigt er ſich in ſeiner erſten Schrift: Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du Matérialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812, 8. Spurzheim hat ſich ſpäterhin von Gall getrennt, und in England und Schottland Vorträge über des Letztern Syſtem gehalten, jedoch mit geringem Beifall. Auch hat Spurzheim in London ein Werk über ſeine und Galls Entdeckungen herausgegeben, das aber ſtrengen Kritiken hat begegnen müſſen. Unter andern erſchien hier 1817 ein Spottgedicht in zwei Geſängen, die Craniade, oder Spurzheim bei Licht. Gall hat 1822 wieder ein neues großes Werk über ſein Syſtem in Paris angekündigt.

Gallapfel iſt ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattweſpe herrührt. Dieſe iſt etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Bruſt ſchwarz und orangengelb geſtreift, der kugliche Hinterleib hat eine kaſtanienbraune Farbe. Dieſe Gallweſpen umſchwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten ſich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen ſich nach der verwundeten Stelle, häufen ſich daſelbſt an, treten hervor und erharten an der Luft, wo ſie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt iſt. Das darin befindliche Ei wächſt mit dem Gallapfel. Hat es ſeine Reife erlangt, ſo ſchlüpft eine Made aus, welche ſich von dem wäßricht-ſchwammigen Gewebe des Gallauswuchſes nährt, bald in den Nymphenſtand übergeht, und aus dieſem als ein vollkommenes Inſect erſcheint, welches die Galle durchfrißt. Die levantiſchen Galläpfel ſind viel vorzüglicher als die europäiſchen. Sie ſind kleiner, aber feſter und ſchwerer. Ihre äußere Fläche iſt nicht glatt, ſondern höckerig; die meiſten haben eine ſchwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue ſpielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, ſehen erbſengrau und weißgrau aus. Die levantiſchen Galläpfel ſind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und inſonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie beſitzen den allen Theilen der Eiche eigenen zuſammenziehenden Gewächsſtoff in einem weit höheren Grade, als unſere einheimiſchen Galläpfel, und ſind deshalb in der Färberei von äußerſter Wichtigkeit, wie ſie denn auch bekanntlich einen der Hauptbeſtandtheile unſerer gewöhnlichen ſchwarzen Dinte ausmachen. In der Medicin werden ſie häufig gebraucht.

Galle iſt eine zähe gelblichgrüne Flüſſigkeit von bitterm Geſchmack. Der Menſch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausſchweifung der untern Leberfläche eine beſondere Blaſe, worin die durch die Leber

aus dem Blute abgeſonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblaſe). Die Beſtimmung dieſer Flüſſigkeit iſt die Beförderung der Verdauung (ſ. d. Art.) Die Beſtandtheile der Galle ſind 1. Waſſer, welches den anſehnlichſten Theil bildet und die übrigen Beſtandtheile aufgelöſt enthält; 2. ein gelblichtes, ſehr bitteres, ſchmelzbares Harz, welches größtentheils die Urſache des Geſchmacks der Galle iſt; 3. ein geringer Antheil Natrum; 4. etwas mineral-alkaliſche Salze; 5. etwas Eiſenoxyd; 6. eine geringe Menge einer gelben Subſtanz, welche nur zum Theil in dem Natrum aufgelöſt iſt; 7. eine nicht unbedeutende Menge Eiweißſtoff. Die Gallenſteine, gewiſſe Verhärtungen, welche ſich nicht ſelten in der Gallenblaſe des Menſchen und mehrerer Thiere finden, ſind von bräunlicher, ſchwärzlicher Farbe, und beſtehen aus einer dem Wallrathe oder Wachſe ähnlichen Maſſe, welcher geronnener Eiweißſtoff beigemiſcht iſt.

Gallerie bedeutet in der Baukunſt ein langes, ſchmales Zimmer, deſſen Breite wenigſtens dreimal in der Länge enthalten iſt, durch welches Verhältniß ſie ſich vom Saale unterſcheidet, ſo wie von der Bogenlaube dadurch, daß ſie nicht nach der vordern Anſicht offen, ſondern von vier Mauern geſchloſſen iſt und Fenſter hat. Bisweilen nennt man in großen Gebäuden wol auch die langen ſchmalen Gänge, die zur Verbindung der Zimmer dienen, und ſonſt Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man ſich zu Spiel, Tanz, Muſik, und ſie ſind deßhalb gemeiniglich mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunſtwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemälden und andern Werken der bildenden Künſte Gallerien genannt werden, wenn ſie auch nicht in einem, ſondern in mehreren an einander ſtoßenden Zimmern ſich befinden. Das erſte Beiſpiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum iſt das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens. In dem neuern Europa ſind eine Menge derſelben angelegt worden, unter denen die florentiniſche, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteſte und wichtigſte mit Recht gegolten hat. Jetzt macht die Galerie du Louvre zu Paris jeder andern den Rang ſtreitig, und ſteht, ungeachtet der Sichtung vom J. 1815, ſelbſt vor der florentiniſchen und der des Palaſtes Pitti zu Rom. In Deutſchland ſind die berühmteſten zu Dresden, Wien, Düſſeldorf, München, Berlin. (Vergl. Muſeen und Kunſtſammlungen.) Bedenkt man, daß ſolche Gallerien, wenn ſie Werke großer Meiſter aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künſtler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meiſters kennen zu lernen, und ihn faſt nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunſt, über Styl, Manier und Behandlung der verſchiedenen Künſtler, ſo muß man geſtehen, daß ſie von einem durch nichts anders zu erſetzenden Nutzen ſind. — In unſern Theatern nennt man Gallerie die oberſten, der Decke nächſten, Plätze für die Zuſchauer, welche, da ſie die wohlfeilſten ſind, von dem Theile des Publicums eingenommen werden, der die wohlfeilſten Plätze ſucht. dd.

Gallert, franzöſ. Gelée, iſt eine weißgelbe, durchſichtige, etwas elaſtiſche Maſſe, welche durch ſtarkes Kochen mit Waſſer, beſonders in verſchloſſenen Gefäßen, aus verſchiedenen thieriſchen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und beſonders aus den Hirſchgeweihen erhalten wird. Sie iſt ein wahrer Leim, und von dem Tiſchlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einen größern Antheil von Waſſer verſchieden. Man gebraucht ſie mit Wein

und Waſſer vermiſcht als ein nährendes Mittel für Geneſende. Sonſt nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchſichtigkeit und des zitternden Beſtandes, mit Zucker eingedickte Früchte Gallerte. Die thieriſche Gallerte kommt mit dem Pflanzenſchleime, einem Hauptbeſtandtheile der Gewächſe, im Aeußern überein. Sie löſt ſich im Waſſer gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geſchmack. Von dem Pflanzenſchleime unterſcheidet ſie ſich weſentlich dadurch, daß ſie bei der Verdünnung mit Waſſer zwar zuerſt in die ſaure, bald darauf aber ſchnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicaniſche Kirche iſt der lateiniſche Name, mit welchem die catholiſche Kirche des franzöſiſchen Reichs bezeichnet wird. Das Unterſcheidende dieſer Kirche beſtand von jeher darin, daß ſie eine größere Unabhängigkeit von dem päpſtlichen Stuhle behauptete. Der erſte Grund ihrer größern Freiheit ward durch die 1438 geſchloſſene pragmatiſche Sanction gelegt. Die in dieſem zwiſchen dem Papſte und dem Könige geſchloſſenen Vergleiche feſtgeſetzten Beſtimmungen wurden durch die Quatuor praepositiones Cleri Gallicani vom J. 1681 beſtätigt und erweitert. Es entſtand nemlich zwiſchen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geiſtlichen Stellen in demſelben zu beſetzen, la Regale genannt. Dieſer Streit hatte die Folge, daß der König 1681 die franzöſiſche Geiſtlichkeit zu Paris verſammelte, welche die erwähnten vier Grundſätze abfaßte, in denen geſagt wird, daß zwar dem Statthalter Chriſti in geiſtlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen ſei, daß aber auch dieſe Gewalt durch die Kirchengeſetze und durch allgemeine Kirchenverſammlungen beſchränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papſtes nicht für unverbeſſerlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Uebereinſtimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als einmal hat ſich Napoleon in ſeinen mannichfachen Streitigkeiten mit dem päpſtlichen Stuhle auf dieſe Grundſätze berufen. In der Lehre und in den Gebräuchen unterſcheidet ſich übrigens die gallicaniſche Kirche nicht von denen, welche im ganzen Umfange der catholiſchen Kirche eingeführt ſind. Bis auf die Zeiten der Revolution war ſie durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Boſſuet, Bourdaloue, Maſſillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution ſtürzte die kirchliche Verfaſſung Frankreichs um, raubte den Geiſtlichen ihre Güter und Einkünfte, und zerſtörte ihre Schulen und Seminarien. Buonaparte, damals erſter Conſul der franzöſiſchen Republik, ſtellte durch das mit dem Papſte Pius VII. geſchloſſene Concordat die kirchliche Verfaſſung wieder her (ſ. d. A.). Auch ſind ſeitdem wieder Bildungsanſtalten für die Geiſtlichkeit errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrſamkeit und Beredſamkeit aber hat dieſelbe noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher für einen der vorzüglichſten Kanzelredner galt und 1810 eine leſenswerthe Schrift über die Kanzelberedſamkeit herausgab, die theologiſche Literatur bereichert haben. Nach der Rückkehr der Bourbonen ſind die Verhältniſſe dieſer Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr den Wünſchen des Papſtes und zur Verbeſſerung der Lage des franzöſiſchen Clerus geordnet worden. Daſſelbe iſt zwar noch nicht geſetzlich eingeführt worden, ſichtbar treten aber doch allmälig ſeine Beſtimmungen ins wirkliche Leben über.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der franzö-

ſiſchen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortſtellung in einer andern Sprache angewandt.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erſtreckte ſich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutſchland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatiſche Meer. Man theilte es ein in Gallien dieſſeit der Alpen (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenſeit der Alpen, (Gallia transalpina). I. Gallien dieſſeit der Alpen erſtreckte ſich von den Alpen bis ans adriatiſche Meer, umfaßte alſo alle Länder Oberitaliens. Mit Italien am meiſten in Berührung, nahm es römiſche Sitten und Gebräuche an, erhielt das römiſche Bürgerrecht, und heißt von Annahme der römiſchen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt 1. in Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2. Gallia transpadana und 3. Gallia cispadana, d. h. Gallien jenſeit und dieſſeit des Po (Padus). Ligurien war von den Liguriern, Gallia transpadana vorzüglich von den Taurinern, Inſubrern und Cenamanen, Gallia cispadana von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern galliſcher Abkunft, bewohnt. Die Städte, größtentheils römiſche Colonien, haben ihre alten Namen meiſt noch behalten; in Gallia transpadana: Tergeſta (Trieſt), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vincenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Breſcia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Auguſta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenſeit der Alpen, im Gegenſatz der G. togata auch comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar (coma) wachſen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, beſonders des ſüdlichen Theils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war im Weſten von den Pyrenäen, im Oſten von dem Rheine, und durch eine Linie von deſſen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebſt dieſem Fluß, im Norden vom atlantiſchen und im Süden vom mittelländiſchen Meere begrenzt, umfaßte alſo das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Fabius hatte den Theil Galliens jenſeit der Alpen erobert, welcher zunächſt an Oberitalien, ſüdlich am mittelländiſchen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerſt römiſche Provinz wurde, ſo erhielt er vorzugsweiſe den Namen Provincia (woraus ſpäter Provence geworden iſt). Die Landgrenzen machten die Alpen, Cevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäſar das transalpiniſche G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1. Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meiſt von iberiſchen Völkern beſetzt, 2. Gallia celtica, von da bis an die Seine und Marne, 3. Gallia belgica, im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiſer Auguſtus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältniſſe des Landes, ſo auch die geographiſchen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1. Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um dieſem Theile ein beſſeres Verhältniß zu den übrigen zu geben; der Hauptort Burdegale (Bordeaux). 2. Belgica, zwiſchen den Flüſſen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean. Hauptörter: Veſontio (Beſancon), Treveri, (Trier) u. a. Es begriff dieſer Strich alſo auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germania prima oder ſuperior, und Germania ſecunda oder inferior, davon trennte; hier längs des Rheins Colonia Agrippina (Cöln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straß-

burg). 3. Gallia Lugdunenſis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwiſchen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis ſüdlich an die Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Aleſſa (Aliſe), Bibracte, ſpäter Auguſtodunum (Autun), Lutetia Pariſiorum (Paris) auf die Seineinſel zu Cäſars Zeiten noch beſchränkt und unbedeutend, wurde bald durch ſeine Lage wichtig. 4. Gallia Norbonenſis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer, Toloſa (Toulouſe), Nemauſus (Nimes), Vienna (Vienne), Maſſilia (Marſeille), letztere eigentlich keine galliſche Stadt, ſondern eine uralte griechiſche Colonie in dieſen Gegenden. ee.

Gallier, der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie ſelber nannten ſich Gaël, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten ſcheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und, wie viele kleine Völkerſchaften ſie auch enthielten, kaum in wenige merklich verſchiedene Stämme getheilt geweſen zu ſein. Wahrſcheinlich nahmen ſie, vom Caucaſus herabkommend, ihren Weg ſüdlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thrazier hinter ſich und die Germanier zur Seite; aber wann dies geſchehen, darüber läßt ſich in dem Dunkel ſo uralter Zeiten nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verſchiedenen Namen beſetzte dieſes Volk bei ſeinem erſten Eindringen viele Länder, ſo als Umbrer und Auſoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrſcheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Chriſtus, unter dem Namen Raſena durch das Tridentiniſche nach Italien, wo ſie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker, erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrſchenden Umbrer erobernd, ſich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieſer Etrusker frühe Bildung, alte Mythologie, kunſtvolle Calendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Mexiko manches ähnliche hat), ſo wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen ſagen mag) nöthigen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch vermiſchte Bildung dieſes Volksſtammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am adriatiſchen Meere, längs der Donau und im Süden von Deutſchland ſitzen, aber der Hauptſtamm ließ ſich zwiſchen den Pyrenäen und den Alpen, dem Oceane und Rheine, in dem Lande, das von ihnen ſeinen Namen erhielt, nieder, von wo aus ſie auch Albion und Ierne (Großbritannien und Irland) beſetzten. Ueberfüllung des Landes (eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung bei halb rohen und zum Theil nomadiſchen Völkern), heftiges Andrängen germaniſcher und thraziſcher Völker erregten um das J. 397 vor Chriſtus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerſchaften zogen theils weſtlich über die Alpen nach Italien, theils öſtlich längs der Donau herauf. Dieſer Zug der celtiſchen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahr früher angeſetzt) führte dies Volk gleichſam erſt in die Geſchichte ein, und wir können uns ſeitdem ein anſchauliches Bild deſſelben verſchaffen. Wir finden es in viele Völkerſchaften getheilt, doch ſo, daß eine derſelben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrſchaft grenzte, ausübte. Mißbrauch dieſes Vorrangs erregte Spaltungen, viele ſchloſſen ſich einem andern Staat an; ſo wechſelten die vorherrſchenden Staaten, das Syſtem blieb. Dieſe Clientelarverfaſſung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweiſe die Krieger genannt) und die Prieſter, Druiden; die Gemei-

nen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und ſchützten ſich gegen Miß=handlungen nicht durch die Geſetze, ſondern indem ſie ſich Mächtigern anſchloſſen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürſtlichen Geſchlechter die erſten; bei großen Zügen ſcheint man einen Oberbe=fehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celti=ſchen einen König, daher ihre Anführer auf den verſchiedenſten Heer=zügen ſo genannt werden). Die Druiden und Druidinnen beſaßen ei=genthümliche Kenntniſſe, die ſie im Dunkel dichter Haine und verbor=gener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Aſtronomie, Naturkunde und Poeſie waren ihnen nicht fremd, aber ihre Religion war voll Prie=ſtergräuel und ſchrecklichen Aberglaubens (häufig Menſchenopfer). Zwei=kämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte ſelten, zahlreich ihre Dörfer, armſelig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Erzeugniſſen ihrer Heer=den. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüſſe und einige Bergwerke. Der angeſehene Gallier erſchien in der Schlacht mit einem bunten gewürfelten und ſchimmerndern Mantel (wie noch jetzt die Berg=ſchotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Geſtalt, ihr wildes Antlitz und ſtruppiges gel=bes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder, blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüſtungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erſchlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), mach=ten ſie zu den furchtbarſten Volke der alten Weſtwelt, und lähmten die Völker, welche ſie überzogen, mit Entſetzen. Aber ſo groß auch ihr Kriegsſinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und ſchlecht, und ihre ungeheuern kupfernen Schlachtſchwerter bogen ſich nach jedem Hiebe auf Eiſen zuſammen, und mußten nach jedem Streiche erſt wieder ge=rade gezogen werden. Daher war für einen ſtandhaften Feind nur ei=gentlich ihr erſter Anprall fürchterlich. Dieſe furchtbaren Feinde, ſei es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verfüh=rung ſeines Weibes von einem Fürſten des Landes zum Zorn gereizt hatte, ſie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen ſie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demſelben Tage deſſelben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, ſollen die Gallier Melpum, eine anſehn=liche etruskiſche Stadt Oberitaliens, ſtürmend genommen haben. Aber der Sturm dieſer Völkerwanderung wandte ſich bald gegen Rom ſelbſt, das, in dem Verderben der vorliegenden etruskiſchen Städte ſein eige=nes Schickſal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten verſuchte. Bei dieſen Unterhandlungen beleidigten die rö=miſchen Geſandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung verſagt, ziehen gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, 389 vor Chriſtus, den Kern und die Blüthe der römiſchen Jugend, plündern und verbrennen die wehrloſe Stadt, und belagern das Capi=tol, das im Begriff iſt, ſich mit 1000 Pfund Gold zu löſen, als Ca=millus rettend erſcheint. (S. **Brennus** und **Camillus**.) Von dem Zuge der öſtlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur ſpärliche Nach=richten, doch auch aus dieſen erſehen wir, daß er wichtige Veränderun=gen und Auswanderungen ganzer Völker verurſachte; ſchon damals, ſcheint es, vermiſchte ſich zum Theil ein germaniſcher Stamm, die

Cimrer oder Cimbern, mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen dieſe öſtlichen Gallier in dreimal wiederholten Zügen, 280—278 vor Chriſtus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüſtend ein. Der macedoniſche König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Soſthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als ſie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch ſeine natürliche Lage feſt) plündern wollten, kamen die Schreckniſſe der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über ſie; geſchlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinaſien, wo ſie unter dem Namen der Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die ſpäteſten Kaiſerzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieſer Wanderungen auf das eigentliche Gallien ſcheinen bedeutend geweſen zu ſein. Die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutſchland verſchwinden ſeitdem, und germaniſche Stämme beſetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenſeitigen Ufer dieſes Fluſſes; jener von Galliern und Deutſchen gemiſchte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, beſetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, und wo ſie ſeitdem als Caledonier (Berggalen), ſpäter als Picten und Scoten in der Geſchichte erſcheinen. Dieſe Belgen in Gallien, oder Cimbern, ſind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien ſchritten indeſſen, obwol in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfaſſung und Sitten beibehaltend, zu größerer Bildung fort; der Umgang mit den Griechen in Maſſilia (Marſeille), mit deren Buchſtaben ſie ihre Sprache ſchrieben, ſo wie mit den Carthagern, in deren Heeren ſie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten ſie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenſeit des Rheins zu widerſtehen; wilder und tapferer als ſie waren ihre Halbbrüder, die Belgen und Cimbern, ſo wie die Britten, welche ſich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabſtritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbariſch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die ſich nicht nur bemalten, ſondern auch künſtlich tattowirten, und denen Menſchenfleiſch, ſelbſt in ſpätern Zeiten, ein köſtlicher Biſſen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpiſchen Brüder indeſſen (die dieſſeitigen Gallier, wie die Römer ſie nannten) hatten ſich, nachdem ſie die Etrusker zum Theil ſüdlich in das heutige Toscana, zum Theil nördlich in die rhätiſchen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelaſſen. Von hier machten ſie ſich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem dieſe den erſten puniſchen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, ſchlug 172 Jahre nach der Einäſcherung Roms für ſie die Stunde der Rache. Vergebens riefen ſie kriegeriſche Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem ſechsjährigen Vernichtungskriege mußten ſich die Reſte dieſes Volks den Römern unterwerfen. Zwar verſuchten ſie, als der große Carthager Hannibal das Schrecken ſeiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuſchütteln, aber die Römer, endlich auch in dieſem Kampfe Sieger, nöthigten ſie, ſich vom neuen zu unterwerfen. 31 Jahre ſpäter (189 vor Chriſtus) traf daſſelbe Schickſal

ihre Halbbrüder in Aſien, die Galater, auch dieſe wurden beſiegt und ihre Fürſten (Tetrarchen) zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch beſitzen, war einer dieſer Fürſten in ſpätern Zeiten. Bald überſtieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; ſie hatten ſich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin ſchaffen zu können. Durch die Beſiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrſchende Volk in Gallien waren, unterwarfen ſich die Römer in den J. 128—122 den ſüdlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beſchreibung gemacht; ſie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß ſie Hunde ſowol zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Weſtindien) gehalten hätten. Noch einmal erſchien das Schickſal, die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, germaniſcher Völker, bewegte Europa vom ſchwarzen Meere bis Spanien. Viele, beſonders galliſche Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemiſcht, ſchloſſen ſich an, vier conſulariſche Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das weltbeherrſchende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da rettete Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme, die römiſche Republik; in zwei mörderiſchen Schlachten bei Aix 102, und Verona 101 vor Chr. vernichtete er dieſe Nationen; ihre Weiber, nachdem ſie vergebens gebeten, ſie den veſtaliſchen Jungfrauen und ewiger Keuſchheit zu weihen, gaben ſich und ihren Kindern den Tod. Nur diejenigen dieſer Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinem Verderben. 43 Jahre nach dieſer Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäſar, der größte und ehrgeizigſte Feldherr ſeiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconſulat) über die Gallien benachbarten Landſchaften. Er beſchloß, ſich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dies innerhalb zehn Jahren, 58 — 49 vor Chr., durch 8 ſehr blutige Feldzüge aus. Cäſar fand Gallien in viel Parteien zerriſſen; durch die Anfälle der Germanen, von denen ſich ein Haufen unter ihrem Könige Arioviſt (Ehrfeſt) jenſeit des Rheins niedergelaſſen hatte, geſchwächt; viele Völker, beſonders die Aeduer, alte Bundesgenoſſen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle dieſe Vortheile auf das einſichtsvollſte benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Arioviſt nach Deutſchland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde deutſche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegsſinn der Gallier keineswegs erloſchen, und hatten ſie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, ſo waren ſie deſto geſchickter, in Kriegsſachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitsſinn wurde empört, als ſie fortdauernd römiſche Truppen in ihrem Lande ſahen. So entſtanden häufige Aufſtände, welche, oft erſtickt, immer von neuem aufflammten. Die Gallier ſtritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluſte, aber der letztern ausgebildete Kriegskunſt und Cäſars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million galliſchen Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix,

mußte ſich im ſiebenten Feldzuge Cäſars, 52 v. Chr., in die Stadt Aleſia (jetzt Aliſe), einem Flecken nicht weit von Dijon, nachdem er eine der merkwürdigſten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige ſpätere Verſuche waren fruchtlos und Cäſar vollendete die Unterjochung Galliens, mit deſſen Geld und Truppen er ſich nachher das ganze römiſche Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte, und indem nach und nach mehrere galliſche Staaten das römiſche Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrſchaft der Römer in dieſem Lande immer ſicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die ſich mehr und mehr nach Britannien zog, wo dieſe Prieſter beſonders auf den kleinen Inſeln an der engliſchen Küſte ihr geheimnißvolles Weſen trieben, von welchem ſich wunderbare und ſchreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. Doch traf auch bald die Britannier das Schickſal, von den Römern beſiegt zu werden. Nach dem Ausſterben der Familie der Cäſarn verſuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutſchen, wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle römiſche Bürger und völlig romaniſirt, ſo daß ſelbſt ihre alte Sprache, die celtiſche, durch eine verdorbene lateiniſche Mundart verdrängt wurde, doch ſo, daß viele celtiſche Wörter, beſonders als Wurzeln, übrig blieben, woraus nachher, vermiſcht mit einigen fränkiſch-deutſchen Worten, die jetzige franzöſiſche Sprache entſtanden iſt; denn um 486 bemächtigten ſich die Franken des größten Theils von Gallien und machten der römiſchen Herrſchaft in dieſem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte celtiſche Sprache lebt noch am reinſten, wiewol mannigfach geändert in dem Gallic der Bergſchotten, oder der erſiſchen Sprache in Irland, die celtiſch-germaniſche Sprache (der Belger oder Cimbern) im heutigen Wallis, in Cornwallis und in Niederbretagne. ee.

Gallimathias, ſo viel als Wortgewirr, Unſinn, Kauderwelſch. Der Ausdruck ſoll von einem franzöſiſchen Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, lat. Gallus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advocat, der vor Gericht nach damaliger Sitte lateiniſch ſprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathiae, der Hahn des Mathias, hören, verſprach ſich aber einigemal, und ſagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, ſo nannte man nachher jeden ſinnloſen Vortrag einen Gallimathias.

Gallizien oder Galicien, eine im Nordweſten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meiſtens ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares Erdreich hat, und unter ſeine bedeutendſten Häfen Coruna und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 Q.M., die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Oberſt Cadalhaſo ſchildert in ſeinen maroccaniſchen Briefen dieſe Einwohner alſo: „Sie ſind ſtark und arbeitſam, ziehen in ganz Spanien herum, und ſuchen durch die beſchwerlichſten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das ſie alsdann mit nach Hauſe nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten iſt nicht ſo glänzend, wie in den übrigen Provinzen, dafür aber halten ſie vortreffliche Mannszucht, und ſind durch Strapatzen abgehärtet. Geduldig ertragen ſie Hunger und Durſt und paſſen ganz vorzüglich zum Dienſt der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzoſen nennen die Einwohner dieſer Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich iſt die Aehnlichkeit, ſowol in Hinſicht auf

Lächerlichkeiten als Talent und Geiſte zwiſchen beiden Völkern auffallend." Die Hauptnahrung im Lande iſt Fiſcherei und Schifffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier ſieben Städte und ſechzig Flecken. Darunter zeichnen ſich aus: Ferrol, la Corunna, Vigo, Orenſe, Lugo. Berühmt iſt San Jago de Compoſtella, in deſſen Dom der Körper des Apoſtels Jacob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zuerſt den chriſtlichen Glauben gepredigt haben ſoll, der Sage nach aufbewahrt iſt.

Gallo (Marzio Maſtritti, Marquis von), ehemals Botſchafter des Königs Ferdinand IV. von beiden Sicilien, in Wien u. a. a. O., dann Staatsminiſter in Neapel unter Joſeph Buonaparte und Joachim Murat. Ferdinand IV. gebrauchte ihn bei den ſchwierlnſten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Mai 1795 wurde er zum Premierminiſter an Actons Stelle ernannt, lehnte aber dieſen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 ſeine Vermittelung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17. Oct. zu Campo Formio den zwiſchen Ungarn und Böhmen und der franzöſiſchen Republik abgeſchloſſenen Frieden. Sein Monarch benutzte abermals ſeine Dienſte 1798, 1799 und 1800 in verſchiedenen wichtigen Geſchäften mit Frankreich. In der Zwiſchenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu beſtehen, deſſen Syſtem der Strenge er ſich widerſetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daſelbſt nur in Uebereinſtimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botſchafter des Königs beider Sicilien zur italieniſchen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und den 21. Sept. d. J. unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitaniſchen von den franzöſiſchen Truppen, welcher aber in dem Augenblicke der Unterzeichnung ſchon gebrochen wurde. Nach der Landung der Ruſſen und Engländer in Neapel nahm er ſeinen Abſchied, mußte aber im Jan. 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaiſers, Paris verlaſſen. Als Joſeph Buonaparte den Thron von Neapel beſtieg, ward er von demſelben zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Als ſolcher unterzeichnete er den 11. Jan. 1814 das Bündniß mit Oeſterreich, worauf die Feindſeligkeiten zwiſchen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3. Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch ſeinen doppelten Abfall, erſt von Napoleon, dann von Oeſterreich ſich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18. April 1815 begab er ſich nach Ancona, wohin bald nachher Murat ſeinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Nach der Revolution vom J. 1820 in Neapel, beſtimmte ihn die neapolitaniſche Regierung zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und ſpäter nach Wien, um dem dortigen Hofe über die Revolution Neapels und deren Folgen Aufklärung zu geben. Er kam bis Klagenfurt und fand dort eine Einladung des Fürſten Metternichs vom 2. Septbr. 1820, nicht weiter zu reiſen, da der Kaiſer ihm keine Audienz ertheilen könne, weil die neapolitaniſche Revolution den ſocialen Zuſtand der jetzigen Civiliſation umgeſtürzt habe, weil ſolche alle Thronen, die alten Organiſationen der Verfaſſungen und die Ruhe der übrigen Völker bedrohe. Der Marquis

mußte deshalb nach Bologna zurückkehren. Mit Schwierigkeit erhielt er ſpäter Erlaubniß, dem Könige nach Laibach zu folgen, konnte aber keine Abänderung der über Neapel gefaßten Beſchlüſſe des Congreſſes bewirken. Der Umſturz der Revolution in Neapel führte den Marquis ins Privatleben zurück.

Galmei iſt ein ſteinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Feſtigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es iſt ein Gemiſch von Zinkkalk, Thon und Eiſen, auch wol bisweilen noch Kalkerde und Blei, und kommt nur in Flözen vor. Seine Anwendung findet beſonders bei Bereitung des Meſſings Statt; in der Arzneikunſt wird es wegen ſeiner trocknenden, zuſammenziehenden und heilenden Kraft äußerlich als Pulver bei Wunden, auch zu Salben, bei Augenentzündungen ꝛc. angewendet. Uebrigens wird der Galmei in Deutſchland ſowol (beſonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Weſtphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und Limburg häufig gefunden. Der meiſte Galmei kommt aus Oſtindien.

Galuppi (Baldeſſaro), ein berühmter Tonkünſtler, auch Buranello genannt, von Burana, einer Inſel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente ſeiner Kunſt zunächſt bei ſeinem Vater, nachher in dem Conſervatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war ſein erſter Lehrer im Contrapunct. Noch ſehr jung war er bereits ein fertiger Clavierſpieler und gab Proben ſeines Genies für die Compoſition. Noch nicht 20 Jahre alt, ließ er zu Venedig ſeine erſte Oper: Gli amici rivali, aufführen. Sie ward ungünſtig aufgenommen; aber Galuppi, dadurch nicht abgeſchreckt, war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte ſo reißende Fortſchritte, daß er ſich in kurzem, ſo zu ſagen, aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Capellmeiſter von St. Marcus, Organiſt mehrerer Kirchen und Lehrer am Conſervatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren ward er als erſter Capellmeiſter mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erſte Oper, die er von ſeiner Compoſition gab, war Didone abbandonata. Nach der erſten Vorſtelluug machte ihm die Kaiſerin ein Geſchenk mit einer goldenen mit Diamanten beſetzten Doſe und tauſend Ducaten. 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß ſeiner Familie zurück, zugleich um ſeine dortigen Aemter wieder zu verwalten. Vor ſeiner Abreiſe von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphigenia in Tauris. In ſteter Thätigkeit mit ungeſchwächter Phantaſie, und Vater einer zahlreichen und begüterten Familie, ſetzte er ſeine Arbeiten bis an ſeinen Tod fort, welcher im Jan. 1785 erfolgte, und man behauptet, daß der Geiſt, Geſchmack und Ideenſchwung, welche er in ſeinen letztern Opern und Kirchenmuſiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben, bei weitem übertreffe. Einzelne Mängel, in Anſehung der Reinheit der Compoſition, werden durch die Eigenthümlichkeit der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl ſich beinahe auf 50 beläuft, gehören faſt alle zur komiſchen Gattung, die er beſonders liebte, und in der er unerſchöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch ſeine heroiſchen Opern und ſeine Kirchencompoſitionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt iſt von ihm nichts als der Clavierauszug von der Oper Il mondo alla rovescia, Leipzig 1752, und vier Symphonien, ebendaſ. 1760. M.

Galvani (Aloiſio), geb. zu Bologna 1737 oder 1744, ſtudirte die Medicin, und trat mit Auszeichnung in dieſe Laufbahn, indem er 1762 eine Theſis über die Natur- und Bilduug der Knochen vertheidigte. Mit beſonderer Vorliebe widmete er ſich der Anatomie und Phyſiologie. Bald bekam er den Auftrag, die Anatomie in dem berühmten Inſtitut ſeines Vaterlandes zu lehren, und gab eine anziehende Abhandlung über die Uringefäße der Vögel heraus. Der Beifall, den dieſe Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entſchluß, die vollſtändige Phyſiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beſchränkte ſich auf eine Unterſuchung der Gehörwerkzeuge. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Erſcheinungen, die einen neuen Zweig der mediciniſchen Phyſik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus benannt worden ſind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reiſe, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er auch ſo glücklich, der Urſache der bei dem Krampffiſche ſich zeigenden electriſchen Erſcheinungen auf die Spur zu kommen, und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Einfach in ſeinen Sitten und Wünſchen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Geſellſchaften. Der Verluſt ſeiner geliebten Gattin machte ihn troſtlos. Er zog ſich aufs Land zurück, um in ſeinem Schmerz nicht geſtört zu werden, pries ihre Tugenden in rührenden Verſen, und ſtarb nicht lange darauf, den 5. Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit ſeinem Bildniſſe geſchlagen.

Galvanismus. In dem Hörſale Galvanis zu Bologna ſtand eine Electriſirmaſchine, aus welcher einer ſeiner Zuhörer zufälliger Weiſe Funken lockte, während ein anderer einen Froſch präparirte und die Schenkelnerven deſſelben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froſchſchenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieſer ſonderbaren und damals ganz neuen Erſcheinung einen Fingerzeig zu ſehn, daß die Electricität das Mittel ſei, welches die Muskelbewegung hervorbringe. Er verfolgte dieſe Verſuche mit präparirten Fröſchen eifrig, verſuchte auch, atmoſphäriſche Electricität auf ſie einwirken zu laſſen, wiederholte die Verſuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus dieſem allen den Schluß: Jeder Muskel des thieriſchen Körpers ſei eine electriſche Batterie, im Kleinen, und jede Muskelfaſer ſtelle eine Kleiſtiſche Flaſche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Dieſe Electricität werde während des lebenden Zuſtandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ſtröme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade ſie, welche Ladung ſie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten ſollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung geſetzt, ſo entlade ſich dieſe thieriſche Electricität; und ſo wie eine gläſerne Verſtärkungsflaſche beim Entladen erſchüttert werde und töne, ſo komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in dieſen ſeinen Verſuchen thieriſche Electricität, und machte ſie zuerſt 1791 in ſeinem Werke über die Muskelbewegung bekannt. Der berühmte Phyſiker Volta aus Como, Profeſſor der Phyſik zu Pavia im Mailändiſchen, zeigte indeß bald durch entſcheidende Verſuche, daß Galvani, durch vorgefaßte Meinung und unvollſtändige Verſuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgeſtellt habe, und daß es keine thieriſche Electricität gebe, wie er ſie ſich gedacht habe. Sind Nerv und Muskel des präparirten Froſches ganz rein und blutleer, und

ſetzt man ſie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig iſt, mit einander in Berührung, ſo erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in dieſem Falle die thieriſche Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verſchiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eiſen, ſo erfolgt im Augenblicke, in welchem man dieſe in Bewegung ſetzt, heftige Muskelbewegung, indeß ſie nach Galvanis Theorie in dieſem Falle nicht erfolgen ſollte, da man blos zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung geſetzt hat. Eben ſo erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verſchiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Dem zufolge ſchien dieſe Wirkung aus den verſchiedenartigen Metallen zu entſpringen, und Einige nannten ſie deßhalb Metallreiz. Es gelang indeß Hrn. Volta darzuthun: 1. daß, wenn man durch den Nerven eines friſch präparirten Froſchſchenkels eine ſo geringe Maſſe von Electricität durchſtrömen läßt, welche das empfindlichſte Electrometer noch nicht in Bewegung zu ſetzen vermag, doch der Schenkel durch ſie in heftige Zuckungen verſetzt wird; und 2. daß, ſo oft zwei verſchiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch dieſe Berührung ihr electriſches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine poſitiv, das andere negativ electriſch wird. Und daraus ſchloß er mit Recht, die durch zwei verſchiedenartige ſich berührende Metalle erregte Electricität ſei es, welche bei ihrem Durchſtrömen durch den entblößten Schenkelnerven des Froſches dieſen in Zuckungen bringe, ſo lange die Reizbarkeit des Froſchpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloſchen iſt. Galvanis vorgebliche thieriſche Electricität, oder was Andere Galvanismus genannt hatten, ſei alſo nichts anders als Electricität, auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verſchiedenartigen Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvaniſche Electricität iſt daher auch der ſchicklichſte Name für ſie. Verhältnißmäßig die ſtärkſte Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man dieſe Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den Galvaniſchen Verſuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, welche zwei ſolche Erreger hervorbringen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verſtärkten Galvanismus iſt Volta. Nimmt man mehrere Paare ſolcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut aus ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar mit dem nächſtfolgenden durch einen poröſen, in Salzwaſſer oder in ſehr verdünnter Säure getränkten Körper (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) verbindet, ſo zeigt eine ſolche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere ſind, ſtärkere electriſche Spannungen, als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal ſtärkere poſitive, und an dem Silberende eine 100 Mal ſtärkere negative Electricität, als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine ſolche Säule die electriſche, oder zur Ehre ihres Erfinders die Voltaiſche Säule. Dem Apparate laſſen ſich noch andere Geſtalten geben; dahin gehören der Becher-Apparat, der Galvaniſche Trog-Apparat, der Zellen-Apparat u. dgl. m. Man hat ſie in außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von ſehr großen Flächen. Volta

nennt alle dieſe Apparate Electromotore; Andere haben ſie Galvaniſche Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraſchender Erſcheinungen electriſcher, chemiſcher und phyſiologiſcher Natur, durch welche unſere Kenntniſſe in den letzten zehn Jahren außerordentlich erweitert worden ſind. (S. Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813). Hier können nur einige der vorzüglichſten dieſer Erſcheinungen angedeutet werden. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trockenen Händen, ſo empfindet er nichts, indem das nicht leitende Oberhäutchen der Haut, wenn es trocken iſt, die Einwirkung verhindert. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, ſo erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinausgeht. Hat er beide Hände mit Salzwaſſer gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallſtäbe und berührt mit dieſen die beiden Enden der Säule, ſo gehn die Schläge bis in die Schultern und er iſt unvermögend, die Arme ſtill zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theile des Kopfes in Berührung, während man mit naſſer Hand das andere Ende der Säule berührt, ſo ſieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geſchmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Waſſer, ſo wird das Waſſer ſogleich in die beiden gasförmigen Körper zerſetzt, aus denen es beſteht. Haben die Platten große Oberflächen, und iſt ihre Anzahl nicht unbedeutend, ſo entſteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine ſo große Hitze, daß kleine Metallmaſſen, z. B. Gold- und Silberplättchen, Eiſen- oder Platindraht, dadurch nicht blos geſchmelzt, ſondern ſelbſt mit dem hellſten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenſtreifen laſſen ſich auf dieſe Art unter Waſſer weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger Galvaniſcher Apparate ſind von Davy in London zuerſt die Alkalien und Erden zerſetzt, und die Metalle, aus denen dieſe Körper beſtehn, dargeſtellt worden u. dgl. m. Es verdient ſchließlich bemerkt zu werden, daß die neueren franzöſiſchen Naturforſcher dem Galvanismus den Namen »Electricité développée par le contact« beilegen, welche Benennung, da ſie zugleich den erſten Grund der Erſcheinung angibt, wol unter allen den Vorzug verdienen möchte. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels und ſelbſt für die Bildung und die Staatenverhältniſſe Europas hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien ſichert dem Namen des Mannes, der zuerſt dieſen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr, und den erſten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem indiſchen Meere legte, ſeine weltgeſchichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama war geboren zu Sines, einer kleinen Seeſtadt in Portugal, aus einem edlen Geſchlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, deſſen Kenntniſſen und warmen Eifer Portugal ſeine glänzendſte Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron beſtiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrſchaft auch die von ſeinem Vorfahren, Johann II., eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umſchifft hatte, nach Indien zu reiſen. Im zweiten Jahre ſeiner Regierung rüſtete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er den Vasco da Gama

ernannte, deſſen Muth und Klugheit ſchon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen ſollte; es war das Kreuz des Chriſtordens, deſſen Großmeiſter Heinrich der Seefahrer geweſen, darauf geſtickt. Am 9. Juli 1497 beſtieg er das Admiralſchiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte. Vascos Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsſchiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nuñez, ein Diener Gamas. Am 20. Nov. umſchiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, Anfang 1498 kam er an die Oſtküſte von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo ſeine Mannſchaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Chriſten wären. Sein Geſchütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben ſo feindlich behandelt, aber deſto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm verſprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Geſandten an den König von Portugal abzuſchicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt ſehr kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und, gerade auf die Küſte von Malabar ſteuernd, kam er im Mai, zu Anfang des Winters dieſer Weltgegend, in Calcutta an, wo der mächtige Beherrſcher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiſer, nannte, ſeinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt, und wurde ſehr häufig von mohammedaniſchen Kaufleuten beſucht. Als Gama dem Fürſten Nachricht von ſeiner Ankunft gegeben, ſandte dieſer ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft ward Gama zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit zwölf ſeiner Gefährten, und gab ſeinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er ſelber in dem fremden Lande umkommen ſollte. Vasco und des Zamorin Abgeordneter wurden in Tragſeſſeln (Palankinen) von ſchnellfüßigen Malabaren leicht und ſicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geſchmückten Lager ruhend, empfing den Portugieſen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vaskos Hand. Dieſe günſtige Aufnahme machte die mohammedaniſchen Kaufleute beſorgt und eiferſüchtig. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürſten, daß die Fremdlinge, die bittend ſich ihm nahten, bald mit Waffenmacht ſein Land angreifen würden. Man überredete ihn ſogar, die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber nicht Abgeſandte. Der Zamorin verrieth dieſen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erſchien; aber dieſer antwortete mit ſo viel Würde und Feſtigkeit, daß der Fürſt überraſcht ihn anhörte und ſeinen Worten traute. Er bat die Portugieſen, auf ihre Schiffe zurückzukehren, und verſprach, unterdeſſen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gamas Feinde machten einen neuen Anſchlag. Sie nahmen ſieben Portugieſen gefangen, und weder Bitten, noch irgend eine gelinde Maßregel konnte ſie bewegen, die Gefangenen frei zu laſſen. Einige Fiſcherkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf ſie machen, und zwanzig Fiſcher wurden gefangen. Darauf ließ er ſogleich die Segel aufziehen, als ob er abreiſen wollte. Dies wirkte. Der Zamorin ſchickte die Gefangenen zurück, und die Nachſtellungen, welche die Portugieſen von ſeinen Unterthanen erfahren hatten, entſchuldigend, ſandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiſte ab, und nahm einige der gefangenen Indianer mit, um dieſen Fremdligen ſeine Heimath zu zeigen; dem

Zamorin aber ließ er ſchreiben, er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, ſondern ſie ſollten nur gleichſam ein Unterpfand ſein, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küſten zurückkehren werde, wenn ſein König ſie geſehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen ſie ihrem Fürſten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr beſuchte Gama wieder den König von Melinde, der ihn auch diesmal wohlwollend aufnahm. Nicolaus Coelho ſegelte den übrigen Schiffen voran, und erſchien zuerſt im Hafen von Liſſabon, wo bald nachher auch Gama einlief, als er ſeinen Bruder Paul, der an einer Krankheit geſtorben war, auf der Inſel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf ſeiner Reiſe zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloſter zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König ließ ihn durch einige der erſten Männer von ſeinem Hofe begrüßen, und als Vasco darauf ſeinen feſtlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco ſelber erhielt für ſich und ſeine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der öſtlichen Meere und 3000 Ducaten Einkünfte; ein Theil des Reichswappens ward in ſein Geſchlechtswappen geſetzt und ihm erlaubt, bei jeder Reiſe nach Indien 200,000 Cruſados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieſes Unternehmens war ſo glücklich und verſprach ſo glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreiſen umgeſtimmt wurden, und bald nach Gamas Rückkehr ſandte der König Emanuel ein neues Geſchwader von dreizehn Segeln unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien. Es wurden Bündniſſe und Handelsverträge mit indianiſchen Fürſten abgeſchloſſen, und Cabrals Geſchwader kam, ſo wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeſte Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Liſſabon füllte ſich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. 1502 ging auch Vasco, als Befehlshaber eines neuen, von dem König ausgerüſteten Geſchwaders von 20 großen Schiffen zum zweitenmale nach Indien. Als er auf dieſer Fahrt den bisher feindlich geſinnten König von Quiloa zinsbar gemacht hatte, ſteuerte er gegen die indiſche Küſte, wo er die durch Cabral geſchloſſene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befeſtigte. Letzterer hatte ſeit Gamas erſter Reiſe ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabrals Anweſenheit in Indien, vierzig Portugieſen in Calcutta getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Mohammedaner aufgereizt, das Factoreihaus der Fremdlinge ſtürmte. Vasco da Gama beſchloß nun, den Zamorin zu züchtigen. Er erſchien an der Küſte von Calcutta, und, die friedlichen Vorſchläge des beſtürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beſchießen. Die Kugeln ſeines Geſchützes verbreiteten Schrecken und Verwüſtung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene Araber an die Segelſtangen aufhängen, ſchickte darauf die abgeſchnittenen Köpfe, Hände und Füße

derſelben dem Könige, und ließ die verſtümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch ſie ans Ufer brächten. Als er dieſe Rache genommen, beſuchte er mit ſeinem Geſchwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von den in der Nachbarſchaft wohnenden Anhängern des chriſtlichen Glaubens, den ſogenannten Thomaschriſten, erhielt, welche ihn um Schutz und Beiſtand gegen die Heiden baten. Auch erſchien hier vor ihm eine angeſehener Bramine, von von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunſch, mit ihm nach Portugal zu reiſen, um ſich im chriſtlichen Glauben unterrichten zu laſſen. Einige Tage nachher wußte derſelbe ihn zu überreden, daß durch ſeine Vermittelung die Streitigkeiten der Portugieſen mit dem Zamorin vortheilhaft ausgeglichen werden könnten. Gama ließ ſich deſto leichter täuſchen, da der Bramine ſeinen Sohn und ſeinen Neffen ihm als Unterpfänder ſeiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl des Geſchwaders einem erprobten Anführer, und ſegelte mit dem größten ſeiner Schiffe und einer Karavelle nach Calcutta, in der Hoffnung, ſich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der indiſchen Chriſten in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine ſtieg ans Land, unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten; und um die Portugieſen deſto ſicherer zu machen, kam er einigemale mit Vorſchlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erſchienen plötzlich hundert wohlbewaffenete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betrogenen Gama, und verſuchten kühn, es zu verbrennen. Aber ſchnell ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er ſich von dem Brandſchiffe losgemacht hatte, blieb dieſes unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während ſie auszuweichen ſuchten, in eine Unordnung geriethen, die das Geſchütz der Portugieſen noch vermehrte. Die vereinigten Geſchwader des Admirals und des Vincent Sodre machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluſte entflohen. Im Angeſicht der Stadt wurden die Geißeln, welche der verrätheriſche Bramine gegeben, an die Segelſtangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geſchenk zum Danke für die Liſt ſeines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdann nach Kochim zurück, und als er dort eine Factorei eingerichtet hatte, ſegelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geſchwader des Königs von Calcutta, aus 29 Schiffen beſtehend, kam ihm entgegen. Man rüſtete ſich zum Kampfe. Gama ließ die leichteſten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die ſich von den andern entfernt hatten, voranſegeln, und es wurden dieſe ſo muthvoll angegriffen, daß ſie faſt ſchon in der Gewalt der Portugieſen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugieſen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein koſtbares Götzenbild aus lauterm Golde, mehr als 30 Pfund ſchwer, von abenteuerlicher Geſtalt. Der ſiegreiche Gama trat darauf die Rückreiſe nach Liſſabon an, wo er mit reichbeladenen Schiffen ankam. Bei ſeinem feierlichen Einzuge ward in einem ſilbernen Becken der Tribut des Beherrſchers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine koſtbare Monſtranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloſter zu Belem (Bethlehem) ſchenkte, das er, ſtatt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Capelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Alfonſo de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich

befeſtigt, als der ehrenvoll ergraute Vasco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann III., noch einmal auf den Schauplatz ſeiner ruhmvollen Thaten geſandt ward, wo, was er geſäet hatte, ſchon reiche Früchte trug. Er ſollte als Vicekönig die Verwaltung der Anſiedelungen übernehmen, welche ſchon vom perſiſchen Meerbuſen bis zu den moluckiſchen Inſeln reichten. Mit 14 Fahrzeugen ſegelte er 1524 ab. Gleich nach ſeiner Ankunft beſuchte er einige kleine Anſiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derſelben und zur Erhaltung des Anſehens der portugieſiſchen Waffen unter den Eingebornen; aber mitten unter den Siegen, welche ſeine Geſchwader erfochten, als er kaum drei Monate ſein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und ſtarb am 24. Dec. 1524 zu Goa. R.

Gambe (ital. Viola di Gamba, franz. auch Basse de Viole genannt), Beingeige, ein Saiteninſtrument, deſſen Bauart, Ton und Behandlung viel Aehnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener ſechs, wol auch ſieben Saiten ſich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu iſt D, G, c, e, a, d̄. Es iſt zuerſt in England aufgekommen, nachher aber in Italien, Frankreich und Deutſchland eingeführt worden, wo es, beſonders bei den Franzoſen, viel Liebhaber und Virtuoſen gefunden hat. Bei Concerten diente dieſes Inſtrument ehedem ſehr zur Verſtärkung des Baſſes; allein ſeitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, iſt jenes ziemlich außer Gebrauch geſetzt worden. Einer der berühmteſten deutſchen Gambiſten war Ernſt Chriſtian Heſſe. Man hat übrigens auch ein Orgelregiſter, welches dieſen Namen führt, auch gibt es eine beſondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigenclavicymbel, wo vermittelſt eines angebrachten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pegament überzogen, und mit Colophonium beſtrichen ſind, in Umtrieb geſetzt, und dadurch die mit denſelben in Verbindung ſtehenden metallnen Saiten ſtark oder gelind, je nachdem man das Clavier anſchlägt, angegeben, und auf eben die Art, wie die Saiten der Violine, von dem Bogen geſtrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des 17. Jahrh. Hans Hayden, ein nürnbergiſcher Tonkünſtler (geſt. 1613), welcher auch über die Verfertigung deſſelben ein Privilegium vom Kaiſer Rudolph II. erhielt. Nachher ſind (ums J. 1750) von Matth. Riſch zu Ilmenau wieder dergleichen Inſtrumente gefertigt worden.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben, Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, beſonders in den Zeiten des Fauſtrechts, diejenigen Familien, welche ſich zur gemeinſchaftlichen Beſchützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinſchaftlichen Schloſſe (Ganerbenſchloß oder Haus) vereinigten, wobei ſie zugleich unter einander über den Mitbeſitz jener Güter übereinkamen und ihre Grenzen beſtimmten, welche Verträge der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Fauſtrecht aufhörte, erloſchen auch allmälig die Ganerbſchaften, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbeſitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau), iſt eine aus flächenähnlichen Spalten beſtehende beſondere Lagerſtatt der Foſſilien, welche mit einer von der Gebirgsmaſſe mehr oder weniger verſchiedenen, in Lagen getrennten Maſſe angefüllt iſt, deren Breite in Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in die Länge und Tiefe ſehr gering iſt, und die zwar in den Gebirgsmaſſen, welche ſie jederzeit unter gewiſſen Winkeln durchſchneidet, vorkommt,

aber nicht unmittelbar zu denſelben gehört, auch auf eine ganz verſchiedene Art ihr Daſein erhalten hat. Die Mächtigkeit der Gänge ſteigt von ungefähr 1/2 Zoll bis zu 20 bis 30 Lachtern. Iſt die Mächtigkeit der Gänge ſchmaler als 1/2 Zoll, ſo werden ſie in Sachſen Klüfte genannt. Flache Gänge heißen Trümmer. Nach dem Inhalte unterſcheidet man die ausgefüllten oder eigentlichen Gänge von den unausgefüllten und dürren. Erſtere ſind Schmerklüfte, wenn ſie Steinmark, Letten, Seifenſtein u. ſ. w., faule Klüfte, wenn ſie verwittertes Geſtein, Waſſerklüfte, wenn ſie Waſſer, edle Gänge aber, wenn ſie Metalle, taube Gänge, wenn ſie keine Metalle enthalten. Die Metalle ſind enthalten und gemengt mit der Gangart, welche von der Gebirgsart, worin der Gang ausſetzt, gewöhnlich ganz verſchieden iſt, und entweder unmittelbar mit derſelben verwachſen oder auf beiden Seiten durch eine Ablöſung von thonigem Geſteine (Saalband) getrennt iſt. Die Neigung, in welcher die Gänge ſenkrecht in die Tiefe ſetzen, heißt ihr Fallen. In ſeinem horizontalen Verhalten nach den Weltgegenden wird es das Streichen genannt und nach dem magnetiſchen Meridian beurtheilt. Begegnen ſich Gänge in verticalen Winkeln, ſo durchfallen, in horizontalen Winkeln oder im Streichen, ſo durchkreuzen ſie einander. Vereinigen ſie ſich, ſo ſcharen ſie ſich. Ganggebirge, ſ. Geologie.

Ganganelli, ſ. Clemens XIV.

Ganges, einer der größten Flüſſe Aſiens, welcher auf dem Himmalaya in Tibet entſpringt, mit dem Juma ſich vereinigt, durch Bengalen ſtrömt und ſich nach einem Laufe von 355 Meilen in 9 Armen in den bengaliſchen Meerbuſen ergießt. Der weſtliche, kleinere Arm wird durch die hochſteigende Fluth des Meeres ſo tief, daß Kriegsſchiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere öſtliche Arm iſt weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt ſich der Strom weit über die angrenzenden Ebenen Bengalens und macht ſie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Fluſſe, von deſſen wunderbarer Entſtehung die alte indiſche Mythologie erzählt, erweiſen die Indianer göttliche Verehrung, und an verſchiedenen Tagen iſt es ſtrenge Pflicht, ſich im Ganges oder wenigſtens in ſeinem Waſſer zu waſchen und zu reinigen, und Almoſen auszutheilen. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beſtändig, weil ſie glauben, er entſpringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge ſeines heiligen Urſprungs große Wunderkräfte. Wer an ſeinem Geſtade ſtirbt und vor dem Tode noch von ſeinem heiligen Waſſer trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben iſt, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von ſeinem heiligen Waſſer einzuflößen oder ihn in daſſelbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beſtändig etwas von dieſem koſtbaren Waſſer, welches daher in Indien einen bedeutenden Handelsartikel abgibt, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaſchen auf, damit es ihnen in der Todesſtunde gereicht werden könne. Auch hebt man von den Todten, wenn ſie verbrannt ſind, die übrig gebliebenen Knochen und die Aſche ſorgfältig auf, bis ſich eine Gelegenheit findet, ſie in den Ganges werfen zu laſſen. M.

Ganglienſyſtem begreift ſämmtliche Nerven im thieriſchen Körper, welche ihre Verſteigerungspuncte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da ſich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Abſonderung und

Ernährung begeben, ſich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt ſind. Man kann es deshalb auch das reproductive Nervenſyſtem nennen. Die phyſiſche bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Gangliensyſtem; die Nervenkraft deſſelben iſt daher als Beherrſcherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichſten Organe dieſer Functionen haben deshalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zuſammenhängen. Das bedeutendſte, gleichſam alle übrige beherrſchende darunter, iſt das in der Gegend der Herzgrube zunächſt unter dem Zwerchmuskel hinter dem Magen befindliche, welches man deshalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondfärbige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer dieſem haben noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz beſondere Nervengeflechte, die jedoch mit einander in Verbindung ſtehen. Dieſe Verbindung unter einander ſowol, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralſyſtem), wird durch den großen ſympathiſchen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelſäule von dem obern Theile des Halſes durch die Bruſt und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geflechten zuſammenhängt. Die Nerven des Gangliensyſtems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralſyſtems in Anſetzung der organiſchen Maſſe und Bildung bedeutend ab, ſie ſind weich, gallertartig, graugelb, und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, ſondern regellos und zerſtreut, die Fortſetzung deſſelben bilden Netze und Geflechte um die Arterien, vervielfältigen ſich mit deren Vertheilung und begleiten ſie bis in ihre feinſten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Gangliensyſtems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper. (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Gangräna, der heiße Brand, wo in den abſterbenden Gliedern noch Empfindung, Bewegung und Wärme iſt. (S. d. Art. Brand).

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer), im ſüdlichen Deutſchland, der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines verſchuldeten Unterthanen vornimt; auch der Concurs des Schuldners ſelbſt. Ganthaus, ein Verſteigerungshaus. Gantmann, der Concursſchuldner. Gantmeiſter, der Verſteigerer, Auctionator. Gantprozeß, der Concursprozeß. Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregiſter, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich verſteigert werden ſollen; der Auctionscatalog.

Ganymēdes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des erſten Stifters von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Scamandros. Er war

— der Schönſte der ſterblichen Erdbewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der ſchönen Geſtalt den Unſterblichen zugeſellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Geſtalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn, ſanft ſchwebend, in den Klauen von der Erde zum Wohnſitze der Götter empor. Hier lebte er in der Geſellſchaft der Unſterblichen, und ſein Geſchäft war, an der Tafel der Götter den Nectar einzuſchenken, da Hebe ſich dieſes Amtes verluſtig gemacht hatte. Dichtern und Bildnern hat dieſer Mythus reichen Stoff

zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemälden, Statuen, Cameen und Intaglios noch Meiſterſtücke übrig, welche dieſen ſchönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth darſtellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der phrygiſchen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm ſteht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwendig durchſichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet iſt.

Garat. I. Domin. Joſ., Graf, geb. 1760; ein Mann, deſſen öffentliches Leben vielfältig in die Geſchichte der Revolution Frankreichs eingreift. Er war privatiſirender Gelehrter und hatte ſich namentlich durch eine Eloge von l'Hopital vortheilhaft bekannt gemacht, als er Mitglied der conſtituirenden Verſammlung wurde, nach deren Auflöſung der Strudel der Revolution auch ihn mit ſich fortzog. Er trat in den mannichfachſten Verhältniſſen in derſelben auf, von welchen wir nur das anführen wollen, daß er 1792 als Juſtizminiſter den gräßlichen Auftrag erhielt, Ludwig XVI. ſeine Verurtheilung anzukündigen. Unter Napoleon wurde er Senator. Ludwig XVIII. hat ihn nicht angeſtellt und ihn aus dem Nationalinſtitut, deſſen Mitglied er war, bei der neuen Einrichtung deſſelben entfernt. Von ihm erſchienen 1820 Mém. sur la vie de M. Suard et sur le XVIII. Siècle. II. Pierre Jean, des vorigen Neffe, einer der berühmteſten Sänger und ausgezeichnetſten Lehrer beim muſicaliſchen Conſervatorium in Paris. Die Stimme Garats iſt die bewundernswürdigſte, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verſchiedenſten Eigenſchaften aller Organe und aller unter den beſondern Benennungen bekannten Stimmen. Er ſingt Vocal- und Inſtrumentalparthien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelte er alle Hülfsmittel ſeines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunſt, aber auch für das Cantabile, für die Romanze, für die gefühlvolle Arie weiß er die Reinheit und die Einfachheit des Ausdrucks anzuwenden, welche dieſe verlangen.

Garcilaſo de la Vega (eigentlich Garcias Laſo de la Vega), genannt der Fürſt der ſpaniſchen Dichter, war 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Catholiſchen und Geſandter deſſelben bei Leo X., ſeine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien ſind ſehr alt, und wenn einer Nachricht in der Historia de las guerras civiles zu trauen iſt, ſo erhielten die Garcilaſos ihre Zunamen von den Kämpfen, welche ſie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit mauriſchen Helden beſtanden. Mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaſo bald ſeine Beſtimmung. Das Leſen der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte ſeinen Geiſt. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die ſpaniſche Poeſie zu bringen. Garcilaſo ward ſein Nachahmer, vernichtete alle ſeine frühern Verſuche, und fing an, nur die Italiener zu copiren. Dies gelang ihm ſo gut, daß er noch jetzt zu den beſten ſpaniſchen Dichtern gezählt wird. Seine Schickſale kann man zum Theil aus ſeinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt ſich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreiſte dann in den Dienſten Carls V. einen Theil von Deutſchland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und 1535 dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet, und

lebte hierauf eine Zeit lang in Neapel. 1536 befehligte er dreißig Compagnien Fußvolk und zog mit dem Kaiſer gegen Marſeille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren beſetzter Thurm das Heer auf, man ſagt, es ſey der Thurm Muy bei Frejus geweſen. Der Kaiſer gab den Befehl, ihn zu nehmen. Garcilaſo, unter einem Hagel von Steinen, drang mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter geſetzt, als er gefährlich am Kopf verwundet zu Boden ſank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier ſtarb er, den 21. Tag nach ſeiner Verwundung, im 33. Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmahl ſeiner Familie beigeſetzt, nachdem er zwei Jahre in der Kirche des heil. Dominicus zu Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaſos kurze Lebensdauer bei einem unſtäten und mühevollen Leben, ſo muß man doppelt über die Vollkommenheit ſeiner Gedichte erſtaunen und ſeinem Genie die größten Huldigungen darbringen. Die ſpaniſche Poeſie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan, als Ausländer, mit ſeinen Neuerungen um ſo weniger durchgedrungen ſein, da er an Chriſtoval de Caſtillejo einen furchtbaren Gegner fand. Boscan war dafür ſo dankbar, die Werke ſeines Freundes mit der größten Sorgfalt zu ſammeln. Sie beſtehen aus Eklogen, Epiſteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel, berühmter Balletmeiſter der großen franzöſiſchen Oper in Paris, ſ. Pariſer Theater.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, iſt Phyſiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angeſtellt, dann in den Bureaux des Nationalconvents und trat als Zeuge im Prozeß der Königin gegen dieſelbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur“ im Hauſe der Exkönigin Hortenſia, und Joſephs Buonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebſt dem Phyſiker Robertſon die Verſuche mit dem Fallſchirm. Seine Tochter Eliſa, 24 Jahr alt, ließ ſich den 21. Sept., in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Klaftern mit dem Fallſchirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und ſeitdem öfter. Die Luftſchifferin nennt ſich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt ſich Aëronaute, iſt aber nie aufgeſtiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, iſt nächſt Blanchard der geſchickteſte und muthigſte Luftſchiffer. Er erfand das Herabſteigen im Fallſchirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den erſten Verſuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte ſich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Phyſiker haben mit dem Fallſchirm Verſuche gemacht. Den Anſpruch ſeines Bruders auf den Ruhm dieſer Erfindung beſtritt er im Nov. 1815 in einer eignen Druckſchrift.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauſpieler, deſſen ſich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford in England geboren, wo ſein Vater, Capitän bei der Infanterie, auf Werbung lag. Seine, urſprünglich normanniſche, Familie, welche la Garrique hieß, hatte ſich zur Zeit des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauſpielkunſt entwickelten ſich früh. In den Schulwiſſenſchaften machte er keine großen Fortſchritte, wiewol er 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnſon übergeben ward; eben ſo wenig konnte er bei ſeiner lebhaften Phantaſie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrſamkeit Geſchmack finden. Sein wenig begüterter Vater ſchickte ihn darauf nach Liſſabon, wo er einige Zeit auf dem Comptoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er

mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich einen Weinhandel, gab aber auch dieſen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Er ward Mitglied einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft und debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerſpiel Oronoko. Der Beifall, den ſein meiſterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete ſich nach London, wohin man ihn berief. Er ſpielte nunmehr wechſelsweiſe in London und Dublin, bis er 1747, in Verbindung mit Lacy, das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters, nebſt der Erneuerung des Privilegiums, kaufte und die Direction deſſelben übernahm. Hier ſpielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahr (1763 bis 1765) zu Reiſen anwendete. Den 10. Aug. 1776 betrat er zum letztenmale in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Luſtſpiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er ſich auf ſein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe deſſelben nicht ungeſtört genießen, da er von heftigen Steinſchmerzen befallen ward, und ſtarb 1779. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er ſich mit der berühmten und überaus ſchönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Perſon, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte ſchwarze lebhafte Augen und eine reine melodiſche Stimme. Seine Geſtalt, ſeine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigſte in ſeiner Gewalt; jede Leidenſchaft ſtand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derſelben. Daher war er auch gleich groß im Tragiſchen und im Komiſchen, wiewol das letztere eigentlich ſein höchſter Triumph war. Lichtenberg, der ihn ſelbſt ſah, hat uns äußerſt ſchätzbare Bemerkungen über einige ſeiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenſchaften bis in die kleinſten Abſtufungen kannte und beobachtete, beweiſet folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," ſagte er einſt zu einem franzöſiſchen Schauſpieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anſtand geſpielt, nur — wenn Sie mir dieſen kleinen Tadel verzeihen wollen — ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über ſeinen Körper hatte, zeugte folgende Anekdote, die er ſelbſt erzählt hat. Der berühmte Verfaſſer des Tom Jones war geſtorben, als man den Druck ſeiner Werke vollendete; man wünſchte ſein Porträt dazu zu beſitzen, und Garrick verſprach, es zu ſchaffen. Er ging hierauf zu ſeinem Freund Hogarth, begab ſich bei demſelben in ein Nebenzimmer, wickelte ſich in einen Mantel, den er zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Phyſiognomie Fieldings an. Eben ſo veränderte er ſeine Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hogarth erſchrickt, er glaubt Fielding ſelbſt zu ſehen. „Eile, mich zu malen!" ſagt ihm Garrick. Dieſer thut es; und dieſes iſt das Porträt, das in der engliſchen Ausgabe vor Fieldings Werken ſteht. Außer ſeinen Verdienſten als Schauſpieler, trug Garrick als Schauſpieldirector ungemein viel zur Verbeſſerung der engliſchen Bühne bei. Auch als Schriftſteller bewies er ſich thätig, ſowol in Verfertigung eigner Stücke, die nicht ohne Schönheiten ſind (geſammelt in 3 Bänden, London 1798, 12.), als auch in Umarbeitung, Abänderung und Ueberſetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl ſeiner zum Theil trefflichen Prologen, Epiſteln und andern Gedichte iſt gleichfalls ſehr beträchtlich. Unvollſtändig geſammelt in 2 B. 8., London 1785. Nach einer Nachricht im deutſchen Muſeum (1777) ſoll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlaſſen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmſten Engländer getragen, und in der Weſtmin-

ſter-Abtei an dem Fuße eines Denkmahls, das dem Andenken Shakſpeares errichtet iſt, beigeſetzt. Er hinterließ ein ſehr großes Vermögen, daß er theils ſeinem Glücke, theils ſeiner Sparſamkeit, die oft an Geiz gegrenzt haben ſoll, zu danken hatte. Eine Beſchreibung ſeines Lebens von Davies iſt auch ins Deutſche überſetzt.

Gartenkunſt, Gärten. Herder, in ſeiner Kalligone, nennt die Gartenkunſt die zweite freie Kunſt der Menſchen, Baukunſt die erſte. „Ein Bezirk," ſagte er, „wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallne Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Einwohner zeugt; wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege: lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menſchheit, die an Bemühungen und Gegenſtänden dieſer Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterſcheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu verſammeln; wäre dies keine ſchöne Kunſt, ſo gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter ſchöner Kunſt verſteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; aber das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum ſchön zu ſein. Ein wohlbepflanzter Gemüſegarten, ein gut beſtelltes Saatfeld ſind unſtreitig ſehr nützliche Gegenſtände, können auch ſehr angenehm ſein durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; wir werden uns dabei des menſchlichen Fleißes, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedanken an das Gedeihen deſſen, woran unſre phyſiſche Erhaltung einmal geknüpft iſt, wol gar gerührt werden; allein das alles macht dieſen Garten und dieſes Feld noch nicht zu ſchönen Gegenſtänden. Selbſt ein Blumengarten, worin ſich des eigentlichen Nützlichen nichts, ſondern blos eine Menge der lieblichſten Blumen fände, die den ſüßeſten Wohlgeruch ausdufteten, worin wir zwar gern verweilen werden, weil die Geſtalt, die Farben, die Düfte der Blumen uns ergötzen, erweckt an ſich allein noch nicht das Gefühl des Schönen. Dies iſt ſo wahr, daß Herder ſelbſt nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinauszugehen. Wenn er fordert, daß die Gartenkunſt den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und verſammle, Harmonie und Disharmonie unterſcheide, ſo fordert er lauter Dinge, die von dem blos Angenehmen, Nützlichen und Bequemen ſehr verſchieden ſind, die mit dem Bedürfniſſe der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerſt hauptſächlich ſah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas ſchärfer nachdenken wollen, ſo würde er ſich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunſt, als ſchöne Kunſt, der Entſtehung nach ſchwerlich die zweite geweſen ſei. Zwar hat man frühzeitig ſchon geſtrebt, die Gärten auch zu verſchönern, allein von da bis zur Entſtehung der wirklich ſchönen Gartenkunſt verſtrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte dieſer Kunſt wird dies beweiſen. Die ſo geprieſenen ſchwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man ſich verwundert, braucht eben nicht ſchön zu ſein. Künſtliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Abſätze

vertheilt, und durch eine gewiſſe Waſſerkunſt befeuchtet, ſind zwar etwas Seltſames, was Erſtaunen erregen kann, ſchwerlich aber ein Garten, oder gar ein ſchöner Garten. Die Gärten der Perſer (Paradieſe) nennt Xenophon luſtige Plätze, fruchtbar und ſchön; es ſcheint aber, daß ſie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachſender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Abſicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meiſter in allen übrigen bildenden, architektoniſchen und Verzierungskünſten, nur allein in der Gartenkunſt zurückgeblieben ſeien, iſt eine noch unentſchiedene Frage, an die ſogar nur wenige Alterthumsforſcher gedacht haben, weßhalb man um ſo mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geſchmackvolle Böttiger ſeine Racemationen zur Gartenkunſt der Alten nicht fortgeſetzt hat (ſ. N. teutſch. Merk. 1800. St. 2. 3). Die geprieſenen Gärten des Alkinoos (Odyſſee VII. 112—132.) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obſt- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantiſcher iſt allerdings die Grotte der Kalypſo (Odyſſ. V. 63—73), doch aber wol nur Natur-, nicht Kunſtanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächſe, Obſt, Blumen, ſchattige Bäume und Bewäſſerungen war vor allem und allein geſorgt. Hohe ſchattige Plantagen, kühlendes Quellwaſſer, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philoſophen zu Athen. Selbſt die Beſchreibungen der Gärten in den ſpätern griechiſchen Romanſchreibern verrathen noch nichts von ſchöner Gartenkunſt, und es wäre da wol noch zu unterſuchen, ob nicht eben die Urſachen, welche bei den Alten die Landſchaftsmalerei verhinderten, auch auf Entſtehung einer ſchönen Gartenkunſt hindernd eingewirkt haben. Sie ſtanden zur Natur in einem andern Verhältniß, als wir. Selbſt die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Urſprung nur dem Bedürfniß der Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlaſſung zu künſtlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpaläſten anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius ſagt, mit hangendem und zerfreſſenen Geſtein nachkünſtelte. Eine angelegte Grotte iſt aber übrigens noch kein ſchöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweiſen mehrere Stellen ihrer Schriftſteller, und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten ſelbſt übrig ſind. In der Vorzeit, ſagt Seneca, hatten ſie nicht Häuſer gleich Städten. Athem und freier Hauch im Offenen, und ſanfter Schatten von Fels und Baum, und durchſichtige Quellen und Bäche, nicht durch Arbeit, noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, ſondern freiwillig laufend, und Wieſen in kunſtloſer Schönheit, und hiezwiſchen eine ländliche Wohnung bäuerlich geſchmückt. Wie contraſtirt mit dieſer Schilderung die Beſchreibung, welche Plinius von ſeiner Villa liefert. Wahr iſt es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm gegen jede üble Witterung, angenehme Miſchung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht ſich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit ſeinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung möglichſt geſchmackvoll war. Von dem Garten Lucults ſagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Früchte, ſondern durch Gemälde der Villa ſich ausgezeichnet habe. Nicht ungegründet dürfte Hirſchfelds Vermuthung ſein, man habe geglaubt, ſich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Ausſichten, den beſonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu

können, und der Verſchönerung der Gärten weniger Sorge ſchuldig zu ſein. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigſtens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das weſtrömiſche Reich durch Barbarenſchwärme umgeſtürzt war, und ganz Europa eine neue Geſtalt erhielt, wobei Künſte und Wiſſenſchaften in Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunſt einen Platz in der Reihe der ſchönen Künſte zu verſchaffen. Geſchah doch kaum etwas für die Landwirthſchaft, wie viel weniger für die Gartenkunſt im höhern Sinn. Carl der Große richtete ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf den Gartenbau, ſeine Anordnungen erſtreckten ſich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (Antons Geſch. der deutſch. Landwirthſchaft.) In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, auch wieder an, Luſtgärten anzulegen, deren einige ſo berühmt wurden, daß man ſie in Abbildungen dargeſtellt hat. Sie mögen angenehm genug geweſen ſein, doch fehlt viel, daß ſie ſchöne Gärten geweſen wären. Später bildete ſich in Frankreich ein neuer Geſchmack in Gartenanlagen. Die Symmetrie aufs äußerſte getrieben, wurde nebſt den graden beſchnittenen Heckengängen und Baumpflanzungen nach der Schnur Mode, ſelbſt in der Anlegung der Blumenbeete wandelte der böſe Geiſt, der Natur Gewalt anzuthun. Le Notre wurde der Schöpfer der franz. Gartenkunſt, welche freilich ſeine Nachfolger noch mehr verunzierten. Grandiös iſt in dieſer Gartenkunſt jedoch ihre Anlage in Springbrunnen, die aus künſtlichen Felſen u. ſ. w. entſtehen. Freilich wirkte auch da, die Symmetrie Le Notres, zumal aber der engliſche Gartengeſchmack that nicht wohl, dieſe Waſſerbenutzung und die graden ſchattigen Laub- und Heckengänge ganz zu verbannen. An dieſer Ausartung nahmen zuerſt die Engländer ein Aergerniß. Addiſſon ſchrieb in dem Zuſchauer ſeinen berühmten Verſuch über die Gartenkunſt, Pope machte in ſeinem vierten kritiſchen Brief die Schnörkelwerke und Puppenſpiele dieſer ſchnurgerechten Gartenkunſt lächerlich, und legte den Garten in ſeiner kleinen Villa zu Twikenham in beſſerm Geiſte an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (ſ. die Geſchichte der neuen Gartenkunſt von Hor. Walpole in deſſen Werken überſetzt von A. W. Schlegel, S. 384). Dieſe neue Art von Gartenkunſt verwarf allen Anſchein von Regelmäßigkeit; überall ſollte nur die Natur zu ſehen ſein, und man entwarf ein Syſtem der verſchönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landſchaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewol von der entgegengeſetzten Seite, in Fehler verfiel; beſonders ſeitdem man mit der orientaliſchen, eigentlich chineſiſchen, Gartenkunſt bekannt worden war (Chambers über die orientaliſche Gartenkunſt, überſetzt von Ewald. Gotha, 1775.), blieb Uebertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten franzöſiſchen. Wer kennt nicht den Wuſt von Gebäuden, die man in ſogenannte engliſche Anlagen ſtopfen zu müſſen glaubt! Nicht blos Urnen und Grabmäler, auch chineſiſche, türkiſche und neuſeeländiſche Tempel, Häuſer und Hütten, Burgen, Klöſter, Einſiedeleien, Ruinen mußten da ſein, und um die Natur recht getreu zu haben, abgeſtorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaſte, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, ſtinkende Moräſte, welche Seen vorſtellen ſollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum ſo zuſammengepreßt, daß es ſchien, als habe man eine Muſterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau ſtellen wollen. Und

ein ſolches Machwerk ſchämte man ſich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich unrecht thun, wenn man alle engliſchen Anlagen für ſo geſchmacklos halten wollte; allein wir haben doch geſehen, wozu ſie führen konnten. Und an dieſem Puncte ſtehen wir jetzt. Dürfen wir nun wol ſagen, ſchöne Gartenkunſt ſei der Entſtehung nach die zweite ſchöne Kunſt? Scheint es doch faſt, als wäre ſie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigſtens darf man es manchen Aeſthetikern ſo gar übel nicht nehmen, wenn ſie die Gartenkunſt lieber in die Reihe der angenehmen, als der ſchönen Künſte ſetzen. Sind doch ſelbſt mehrere ſolche Aeſthetiker, welche die Gartenkunſt in der Reihe der ſchönen Künſte aufführen, in Verlegenheit, zu entſcheiden, welche Art von Gartenkunſt denn nun eigentlich die ſchöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entſcheiden ſie ſich für die, welche im Großen darſtellt, welche Landſchaften ſchafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein ſchöner Garten werden? Iſt denn nur das Heldengedicht ein ſchönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrſchen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verſchiedenſten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landſchaft anlegen, ſo würde man nicht darauf verfallen ſein, ſie in den Raum von einigen Morgen Land einzuſchließen, wodurch die Kunſt, ſtatt der beabſichtigten Natur, nur um ſo greller in die Augen ſprang. „Nichts," ſagt Aikin, „entfernt ſich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuſchung hört im erſten Augenblick auf, und der prächtige Garten erſcheint als ein Kinderſpiel." Laſſen wir aber vor der Hand dies dahin geſtellt, und fragen: was iſt es, das der landſchaftlichen Natur Anſprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas anderes als ein gewiſſer äſthetiſcher Charakter derſelben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantiſchen, Idylliſchen, Schwärmeriſchen u. ſ. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine entſprechende Gemüthsſtimmung verſetzt werden. Fragen wir nach den Urſachen davon, ſo finden wir dieſe in der Verbindung einzelner Naturgegenſtände zu einer harmoniſchen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Dieſe Einheit iſt entweder Einheit der Anſicht des auf einmal Anſchaulichen für den auffaſſenden Sinn ſelbſt, aus einem beſtimmten Geſichtspuncte, oder Einheit der Ueberſicht des nach und nach Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landſchaften dem Gartenkünſtler das Urbild darſtellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weiſe ſeinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf einmal anſchauliche Einheit für den auffaſſenden Sinn, oder eine allmälig wahrnehmbare für die Einbildungskraft darſtellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landſchaft ſelbſt zu ſein, in welcher die Gartenkunſt ſich als ſchöne Kunſt bewährt, ſondern ſchon in einer landſchaftlichen Parthie kann ſie es, womit denn auch kleinere Gärten von den ſchönen Gärten nicht ausgeſchloſſen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunſt als diejenige ſchöne Kunſt, welche mehrere Naturerzeugniſſe im Raume zuſammenſtellt, damit der Beobachter ſie entweder auf einmal, oder durch ſeine Bewegung nach und nach, in der Zeit, als ein Ganzes von einem beſtimmten äſthetiſchen Charakter in der Einbildungskraft auffaſſe. Die von der Natur entlehnten Materialien müſſen alſo dem Betrachter eben ſowol, wenn er in Ruhe einen beſtimmten Geſichtspunct wählt, als wenn

er im Umherwandeln den Geſichtspunct fortwährend verändert, als ſchönes Ganze gefallen, und er muß dadurch entweder in ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl verſetzt werden, oder wenn mehrere ſolche in ihm abwechſeln, müſſen ſich dieſe doch am Ende in eine Harmonie auflöſen. Mag nun aber der Betrachter einen Geſichtspunct wählen, oder wandelnd dieſen verändern, ſo muß der Gartenkünſtler für ihn ſtets Landſchaftsmaler ſein, und wie dieſer nur ſolche Gegenſtände vereinigen, deren Daſein neben einander, durch Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perſpective u. ſ. w. ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl zu erregen fähig iſt. Erhalten dann unſere Ideen auch keine ſo beſtimmte Richtung als in der Poeſie und der Plaſtik, ſo erhalten ſie doch eine äſthetiſche Stimmung, ähnlich der, welche die Muſik erregt. (Vergl. Landſchaft.) Uebrigens wollen wir dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne mit Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunſt ſo vielfache Verdienſte erworben hat. Hirſchfelds Theorie der Gartenkunſt (Leipzig 1779, 5 Bände, 4., mit Kupf.) iſt im Ganzen ein immer noch unübertroffenes Werk. Wer über die Gärten äſthetiſch unterhalten ſein will, der wird in den didactiſchen Gedichten, welche über dieſen Gegenſtand Watelet, Maſon, Marnezia und Delille geliefert haben, mannichfaltigen Genuß finden. dd.

Gärtner (Carl Chriſtian), braunſchweigiſcher Hofrath, wurde 1712 zu Freiberg im erzgebirgiſchen Kreiſe Sachſens geboren, wo ſein Vater Poſtmeiſter und Kaufmann war. Auf der meißner Fürſtenſchule ſchloß er den Bund der Freundſchaft mit Gellert und Rabener. In Leipzig fanden ſich die drei Freunde als akademiſche Bürger wieder zuſammen, und alle drei waren von einer gemeinſchaftlichen Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften beſeelt. Gottſched ſtand damals an der Spitze der Reformatoren des deutſchen Geſchmacks, und ſein Freund Schwabe gab die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes heraus, die, ungeachtet ihrer Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, doch bei dem damaligen Zuſtande der deutſchen Literatur manches Gute wirkten. Hier legte auch Gärtner die Erſtlinge ſeiner Muſe nieder, und ſeine Gedichte gehörten zu den beſten dieſer Sammlung. Unter Gottſcheds Aufſicht arbeitete er an der Ueberſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs und verdeutſchte einige Bände von Rollins Geſchichte. Aber bald ſammelte er einen Kreis junger ſelbſtſtändig aufſtrebender Geiſter um ſich her, denen die Armſeligkeit der Gottſchediſchen Schule bald in ihrem rechten Lichte erſchien. In dem Gefühl, etwas Beſſeres leiſten zu können, vereinigte ſich Gärtner mit ſeinen Freunden Cramer, Schlegel und Rabener zur Herausgabe der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufſehen erregten. Zu ihnen geſellten ſich nach und nach Ebert, Giſeke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopſtock u. A. Mit reger Kraft ſtrebten dieſe Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunſt. Wenn Gärtner von den meiſten in der Folge an ſchriftſtelleriſchem Ruhm übertroffen ward, ſo hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienſt, durch Urtheil und Rath ſie geleitet und ermuntert zu haben. Um das J. 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daſelbſt, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunſchweig. Ein günſtiges Schickſal führte mehrere ſeiner gelehrten Freunde an die Lehranſtalt des Collegii Carolini mit Gärtnern, der hier Profeſſor der Beredſamkeit und Sittenlehre wurde, und hielt zugleich Vorleſungen über Virgil und Horaz. In dieſem Amte erwarb er ſich bleibende und fortwirkende Verdienſte, und konnte, unabläſſig mit ſeinen Amtsar=

beiten beſchäftigt, zumal bei ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt, kein fruchtbarer Schriftſteller werden. Zufrieden mit ſeinem Schickſal, erreichte er ein hohes Alter, und konnte ſeine Thätigkeit bis an das Ziel ſeines Lebens fortſetzen. Nachdem er ſein Lehramt faſt 43 Jahre lang mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, ſtarb er den 14. Febr. 1791.

Garve (Chriſtian), einer der würdigſten Philoſophen des verfloſſenen Jahrhunderts, geb. zu Breslau 1742, verlor ſeinen Vater, einen Färber, frühzeitig; aber ſeine treffliche Mutter erfüllte ihre Pflichten als Erzieherin gewiſſenhaft und treulich. Garve war zum Theologen beſtimmt; allein ſeine körperlichen Umſtände nöthigten ihn, dieſen Plan aufzugeben. Im 21. Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Baumgartens Philoſophie zu ſtudiren; da dieſer aber bald ſtarb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befleißigte ſich hier der Mathematik, und ſtudirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. ſeine Freunde wurden. 1767 verließ er die Univerſität, und kehrte mit Kenntniſſen, Sittlichkeit und Tugend geſchmückt zu ſeiner Mutter zurück, wo er ſo anhaltend fleißig arbeitete, daß er ſich hypochondriſche Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode (1769) ward Garve außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, und las einige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. ſ. w.; allein ſeine ſchwächliche Geſundheit bewog ihn, nach einigen Jahren das Amt niederzulegen, und ſo begab er ſich 1772 wieder in ſeine Vaterſtadt Breslau. Von 1770 bis 1780 ward er theils durch ſeine mit Anmerkungen bereicherten Ueberſetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphiloſophie von Ferguſon u. ſ. w., theils durch ſeine eigenen, 1779 geſammelten, Abhandlungen, in der philoſophiſchen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der ihm ſelbſt zu ſich kommen ließ, und ſich mit ihm unterhielt) zu einer Ueberſetzung des Cicero von den Pflichten aufgefordert wurde, die er 1779 in Charlottenburg begann, aber durch Kränklichkeit abgehalten, erſt 1783 erſcheinen laſſen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieſes Werks zeugen die ſchnell hinter einander (von 1783 bis 1792 viermal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren ſeines Lebens drängten ſich die alten Uebel, Hypochondrie, Nervenſchwäche u. ſ. w., um ſo ſtärker herzu, da er nun auch ſeine würdige Mutter (1792) und mehrere ſeiner geliebteſten Freunde durch den Tod verloren hatte. Sein Tod, 1. Dec. 1798, ward durch eine eben ſo ſchmerzhafte als widrige Krankheit (den Geſichtskrebs) beſchleunigt. Garve war ein Mann von ſehr liebenswürdigem Charakter, geſtimmt für den Genuß der Freundſchaft und Geſelligkeit. An ſeiner Bildung hatte ſeine ſehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philoſoph hat er ſich nicht durch tiefſinnige Unterſuchungen und neue Entdeckungen oder Umgeſtaltungen, wol aber durch ſeine Bemerkungen und wohlgefällige Darſtellungen ausgezeichnet. Seine Philoſophie war daher mehr Lebens- oder Popularphiloſophie, aber im edlern Sinne des Worts, indem er nicht blos bei der Oberfläche ſtehen blieb, ſondern nach einer gründlichen und zuſammenhängenden Erkenntniß der Dinge ſtrebte. Als Schriftſteller hat er ſich durch eine Menge eigner Schriften (worunter ſeine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben, über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre, deßgleichen über Gellerts und über Zollikofers Charakter, die merkwürdigſten ſind), und durch Ueberſetzung vortreff-

licher Werke aus dem Griechiſchen (Ariſtoteles Ethik und Politik), dem Lateiniſchen (Ciceros Bücher von den Pflichten, mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und beſonders dem Engliſchen (außer den obengenannten, Gerards Verſuch über das Genie, Payleys Grundſätze der Moral und Politik u. ſ. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart iſt richtig, klar, einfach und edel, ſo daß er mit Recht zu den claſſiſchen Schriftſtellern unſers Volks gezählt wird. Seinen ſchriftſtelleriſchen Charakter hat Manſo in einem eignen Programm, das Garves Namen an der Stirne trägt, und auch in den ſchleſiſchen Provinzialblättern von 1799 abgedruckt iſt, gut gewürdigt.

Gas. Mit dieſem Namen bezeichnet man alle bleibend-elaſtiſchen Flüſſigkeiten, das heißt, jede Flüſſigkeit, welche, unter einen größern Druck verſetzt, ſich in einen kleinern Raum zuſammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüſſig zu werden, und beim Vermindern dieſes Drucks ſich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Geſtalt gebracht werden kann: alſo luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch ſie ſich von den gleichfalls elaſtiſch-flüſſigen Dämpfen unterſcheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, ſei von einerlei Art und Natur. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrh. fing man an, ſich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüſſigkeiten eben ſo weſentlich verſchiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüſſigkeiten, von denen z. B. niemand Waſſer, Oele, Queckſilber u. dgl. m. für dieſelbe Flüſſigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Weſen zu verſtehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf deſſen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künſtlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte ſie Gas, ein Name, der von dem deutſchen Worte Gieſch herſtammt (Gieſch des Biers u. ſ. f.), und den ſchon ein älterer Alchemiker, Joh. Bapt. v. Helmont, gebraucht hatte, um ſeinen ſogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas beſteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch Wärme ausgedehnt iſt, und die elaſtiſche Flüſſigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenſchaften deſſelben hängen von dem erſtern Körper, die jedem Gas gemeinſchaftlichen Eigenſchaften von dem Wärmeſtoffe ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes Gewicht, und ſie ſind darin bedeutend verſchieden, wenn ſie gleich alle mehrere hundertmal leichter ſind als Waſſer. Alle Arten von Gas ſind durchſichtig, die mehrſten auch farblos, und daher nicht anders ſichtbar, als wenn ſie in Blaſengeſtalt durch tropfbare Flüſſigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gaſes iſt dem Drucke, unter welchem es ſteht, bei übrigens gleichen Umſtänden, angemeſſen; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung, unter übrigens gleichen Umſtänden, um gleiche Theile ſeines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Froſtpuncte bis zum Siedpuncte des Waſſers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Froſtpuncts einnahm. Jedem Gas kann ſein wägbarer Beſtandtheil durch chemiſche Verwandtſchaft anderer Körper zu demſelben entzogen, und es dadurch fixirt werden, indem es mit einigen dieſer Körper Verbindungen von feſter Geſtalt, ſo gut als mit andern von flüſſiger Geſtalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmeſtoff des Gaſes mehr oder weniger, und ſchneller oder langſamer in Freiheit geſetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Waſſer verſchluckt, und durch Waſſer in die tropfbar flüſſige Geſtalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen ſich meh-

rere durch wundervolle chemiſche Eigenſchaften aus, und es geben ſich uns in der Gasgeſtalt am reinſten einige der merkwürdigſten chemiſch-einfachen Körper; die verſchiedenen Gasarten ſpielen daher in dem chemiſchen Theile der Phyſik eine Hauptrolle. Hier etwas von einigen, die am mehreſten gekannt zu werden verdienen. 1. Die atmoſphäriſche Luft iſt ein Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Waſſerdampf, und nicht, wie man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Queckſilber ſteht, ſo kann man es ſelbſt durch wiederholtes Anſtecken des Phosphors doch nur höchſtens ſo weit bringen, daß von hundert Maß Luft 21 Maß verſchwinden, 79 bleiben zurück, und in dieſem Rückſtande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Jene 21 Maß beſtehen aus einer Gasart, die man erſt in den Jahren 1771 und 1474 kennen gelernt hat, und die man anfangs, weil ſie eine unerläßliche Bedingung zur Unterhaltung des Feuers und des thieriſchen Lebens iſt, Feuerluft oder Lebensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerſtoffgas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückſtand beſteht gröſtentheils aus einer weſentlich verſchiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Körper kennen nur, wenn ſie mit Sauerſtoffgas in Berührung ſind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemiſcher Verwandtſchaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerſtoffgaſes; indem dieſer ſich mit dem brennenden Körper vereinigt, wird der in dem Gas gebunden enthaltene Wärmeſtoff frei, und erſcheint als Licht und freie Wärme. In der atmoſphäriſchen Luft ſind die brennbaren Körper mit mehr Stickgas als Sauerſtoffgas in Berührung; im reinen Sauerſtoffgas verbrennen ſie daher mit einer weit gröſsern Lebhaftigkeit, und ſcheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der atmoſphäriſchen Luft. Ein glimmender Holzſpan oder ein glimmendes Wachslicht in Sauerſtoffgas getaucht, entflammen ſich ſogleich; eine an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, wo es an Sauerſtoffgas fehlt, befinden ſich aber keineswegs im reinen Sauerſtoffgas beſſer als in der atmoſphäriſchen Luft, ſondern erkranken endlich darin, weil der Lebensprozeß übermäßig beſchleunigt wird. Die verbrennlichen Körper verwandeln ſich beim Verbrennen häufig in Säuren, ſo der Schwefel, der Phosphor, die Kohle u. a. Deßhalb hat man den brennbaren Grundtheil dieſes Gaſes Sauerſtoff (oxygène) genannt, und daher rührt der Name dieſer Gasart, welche in der Natur eine ſo große Rolle ſpielt, daß man die ganze Chemie für eine Geſchichte der Eigenſchaft des Sauerſtoffes und des Sauerſtoffgaſes ausgeben könnte. Um dieſe Gasart rein zu erhalten, erhitzt man in einer Weißglühhitze ertragenden, Retorte gepülverten ſchwarzen Braunſtein (Manganoxyd), oder rothes Queckſilber-Präcipitat (rothes Queckſilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallſalz (oxygenirt-ſalzſaures Kali). Das Ende des Halſes der Retorte oder einer darüber paſſenden Röhre muß unter dem Trichter der mit Waſſer gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten beſtimmten Wanne, der ſogenannten pneumatiſchen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Brettes, an welchem der Trichter mit ſeiner engen, aufwärts gerichteten Röhre befeſtigt iſt, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Waſſer ſtehen, worin die ſich entbindenden Gasblaſen aufſteigen und

zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunſtein laſſen ſich viele berliner Quart Sauerſtoffgas erhalten. 2. Das reine Stickgas hat keine Eigenſchaften, welche auf eine ſo ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann ſich mit dem Sauerſtoffe verbinden, und je nachdem dieſes in verſchiedenen Verhältniſſen geſchieht, entſtehen dadurch Salpeterſäure, Salpetergas oder ſogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallenden Eigenſchaften, Sauerſtoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verſchlingen und ſich damit in ſalpetrigſauern Dampf zu verwandeln. Beim fortgeſetzten Athmen der Wonneluft ſoll eine wunderbare, nie empfundene Wonne entſtehen, eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unrecht mit der zuſammengeſtellt hat, welche bei den Erhängten dem Erſticken vorhergehen ſoll. 3. Läßt man Waſſerdämpfe über Eiſendraht oder Eiſendrahtſpäne in einer weißglühenden Röhre fortſteigen, und fängt die aus der Röhre hervorkommende Luft auf, ſo erhält man ein brennbares Gas, das die Erſcheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt und im gemeinen Leben brennbare Luft heißt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerſtoffgas angeſteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerſtoffgas oder der atmoſphäriſchen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern deſſelben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, ſondern erliſcht ſogleich. Das Product des Verbrennens iſt Waſſer, weßhalb man dieſes brennbare Gas Waſſerſtoffgas (gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen zwei Maß Waſſerſtoffgas ein Maß Sauerſtoffgas, und bilden damit Waſſer. Sind beide Gasarten nach dieſem Verhältniſſe gemiſcht, und man entzündet ſie, ſo entſteht ein furchtbarer Knall, wobei ſelbſt ſehr feſte Gefäße zerſprengt werden können, daher man dieſes Gas chemiſch Knallgas genannt hat. In den ſogenannten electriſchen Feuerzeugen (Tachypyrien, Gaſopyrien, Brennluftlampen ꝛc.) wird ein Strahl Waſſerſtoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in die atmoſphäriſche Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem electriſchen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt ſo lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein iſt es funfzehnmal leichter, als die atmoſphäriſche Luft. Man füllt daher damit die Luftbälle, welche in der Luft aufſteigen ſollen, und wenn ſie groß genug ſind, mehrere Menſchen zu ſehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Waſſerſtoff nimt die Gasgeſtalt an, nicht blos wenn er rein und für ſich vorhanden, ſondern auch wenn er mit Kohlenſtoff, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden iſt. In dieſem Fall entſtehen ſchwere brennbare Gasarten, die eben ſo ſchwer, oder etwa nur halb ſo ſchwer als die atmoſphäriſche Luft ſind; Kohlen-Waſſerſtoffgas, reines oder Sauerſtoff haltendes, Schwefel-Waſſerſtoffgas, Phosphor-Waſſerſtoffgas u. dgl. m. Mehrere dieſer letztern Gasarten haben ſehr merkwürdige Eigenſchaften. 4. Wenn Kohle in reinem Sauerſtoffgas verbrannt wird, ſo ändert dieſes zwar ſeinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andere Eigenſchaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere erſticken darin ſogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlbecken in verſchloſſenen Kammern zu haben), Waſſer ſchlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen ſauern pikanten Geſchmack, und reines, völlig durchſichtiges Kalkwaſſer trübt ſich ſogleich, und wird milchicht, wenn es mit dieſem Gas, welches alle Eigenſchaften einer Säure hat, in Berührung kommt. Es entſteht nicht blos beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenſtoff in ihrer Mi=

ſchung haben, ſondern auch beim Athmen, und iſt in ſehr geringer Menge (von einem oder einigen Tauſendtheilen) in der Atmoſphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftſäure, ſpäter aber kohlenſtoffſaures Gas, oder kohlenſaures Gas nannte. Kreide, Marmor, Kalkſpath, gemeiner Kalkſtein, Auſterſchalen u. dgl. m. ſind alleſammt kohlenſaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlenſäure vom Kalk austreiben, und dann entweicht ſie gasförmig, im letztern Falle unter heftigem Aufbrauſen. Dieſes iſt die gewöhnliche Art, wie man ſie ſich verſchafft. Sie iſt die erſte Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man ſie fixe Luft. Sie iſt um die Hälfte ſchwerer, als die atmoſphäriſche Luft, verbreitet ſich daher in dieſer nur langſam, und kann in tiefen, eingeſchloſſenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläſern) geraume Zeit bleiben, ehe ſie ſich in der Atmoſphäre verbreitet. Auch läßt ſie ſich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, faſt wie tropfbare Flüſſigkeiten, ausgießen. Sie iſt das tödtliche Weſen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Veſuv. Sie findet ſich in allen Säuerlingen oder ſäuerlich und pikant ſchmeckenden Mineralwaſſern, z. B. dem ſelterſer, fachinger, feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlenſaure Waſſer ſind, und ſich künſtlich ohne Schwierigkeit nachmachen laſſen. Dieſe Waſſer können Metalle auflöſen, und die Eiſen- oder Stahlwaſſer ſind eiſenhaltige kohlenſaure Waſſer, z. B. die pyrmonter u. a. 5. Noch mehrere andere Säuren haben für ſich die Gasgeſtalt. Die Salzſäure iſt von ihnen die merkwürdigſte, beſonders die Abänderung derſelben, welche entſteht, wenn man das Kochſalz, aus dem man das ſalzſaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelſäure austreibt, mit gepülvertem Braunſtein zuſammengetrieben hat. Dieſes oxygenirt-ſalzſaure Gas hat zwei köſtliche Eigenſchaften: erſtens zu bleichen, worauf die chemiſchen oder Bertholletſchen Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsſtoffe, welche ſich durch die Luft verbreiten, zu neutraliſiren und unſchädlich zu machen, daher es zu den Guytonſchen ſauern Räucherungen in den anſteckenden Fiebern u. dgl. m. gebraucht wird, worüber man ſehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet in Gilberts Annalen der Phyſik, Jahrg. 1813, St. 1, oder Band 43, S. 1. Das flußſaure Gas kann zum Aetzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl ſteigt auf wenigſtens 24 weſentlich verſchiedene. Die Kenntniß derſelben iſt aber für den, der ſich nicht mit chemiſcher Phyſik beſchäftigt, ohne Nutzen. U.

Gasbeleuchtung. Hierunter verſteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelſt des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Waſſerſtoffgaſes zu beleuchten. Schon ſeit einigen Jahrzehnten machten die Chemiker darauf aufmerkſam, daß es vortheilhaft ſein müſſe, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Waſſerſtoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwickelte hierüber die erſten Ideen in dem erſten Bande ſeiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, ſ. Bingers Beſchreibung der Thermolampe, Dresden 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewiſſe Zeit Licht zu haben, eine große Maſſe Holz nöthig iſt, ſo kam das Lebonſche Verfahren zu keiner Anwendung. In den J. 1810 und 1811 fingen die Engländer an, ſich der Steinkohlen zu dieſer Gasentwickelung zu bedienen und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelſt deſſelben ſchon zu

Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fiſchergaſſe in Freiberg verſuchsweiſe erleuchtete. Der große Fortſchritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon beſtand darin, daß ſie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerſt in eigenen großen Behältern, Gaſometer genannt, ſammelten, und es von dieſen aus allmälig ableiteten, ſtatt daß die Letztern dieſes Gas, ſo wie es allmälig entwickelt wurde, ſogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erſt wurde dieſes Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preiſen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil der Straßen und vorzüglichſten Gebäude Londons, ſo wie anderer engliſchen Städte mit dem Steinkohlengaſe erleuchtet. 1816 führte Lampadius dieſe neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg ein, eben ſo folgte 1817 das polytechniſche Inſtitut in Wien, und 1818 hat man unter der Leitung des Directors dieſer Anſtalt, J. J. Prechtl, um die Anwendbarkeit der Straßenbeleuchtung mit Gas für Wien näher zu beurtheilen, einen Verſuch, der ſich für erſt nur auf zwei Straßen erſtreckt, ausgeführt. Dieſe neue Beleuchtungsmethode beſteht nun in Folgendem: Man legt gußeiſerne, cylindriſche, mit einem aufzuſchraubenden Deckel verſehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und füllt ſie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieſelben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltenden Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmälig zum ſchwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt ſich eine Menge des gekohlten Waſſerſtoffgaſes nebſt Steinkohlentheer, Waſſer und Ammoniak aus ihnen. Dieſe flüchtigen Subſtanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegoſſenes eiſernes Abzugsrohr in einen Kühlapperat geleitet. In dieſem verdichten ſich das Theer- und das ammoniakaliſche Waſſer. Das ſich durch die Kälte nicht zerſetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gaſometer geleitet. Der Gaſometer beſteht aus zwei Haupttheilen; der Ciſterne und dem Gaſometerdeckel. Erſtere iſt ein hölzerner oder gußeiſerner, oben offener Waſſerbehälter, in welchem ſich, an Gegengewichten hängend und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eiſen- oder Kupferblech (Gaſometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch das Waſſer der Ciſterne tritt, ſammelt es ſich unter dem Gaſometerdeckel und hebt dieſen allmälig bis zu ſeiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne verſehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Behälter abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, ſo wird das Gas durch den Druck des Gaſometerdeckels ausgepreßt, und nach Belieben durch verſchiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort ſeiner Beſtimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verſchieden geſtaltete, mit Hähnen verſehene Röhrchen von Kupfer oder Meſſing (Gaslampen) aus, und verbreitet nach ſeiner Entzündung das ſchönſte helleſte Licht, den Argandiſchen Lampen gleich, ohne allen Geruch. Dieſe Gasbeleuchtung iſt ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Zahl Lichter nöthig hat, und dann auch zur Straßenbeleuchtung. Wer ſich genau über dieſe Gasbeleuchtung unterrichten will, leſe: Accum über das Gaslicht, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen von Lampadius, Weimar 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde, 1r u. 2r Thl., Weimar 1816 und 1817. Seit einigen Jahren haben die Hrn. Taylor und Martineau in London einen Apparat erfunden,

um aus Oel Gas zu bereiten, ebenfalls mit dem größten Erfolg zur Beleuchtung angewandt; das ganze Verfahren iſt ſehr einfach und bereits in mehreren Gebäuden dort eingeführt, z. B. in der Apothekenhalle und in Whitbreads Brauerei. Eine Beſchreibung nebſt Abbildung dieſes Apparats befindet ſich im Quarterly Journal for Science and the Arts No. XV. 1819. Ein Schottländer, Paterſon, will übrigens ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren und in beliebige Vorräthe abzutheilen. Wenn nun, nach ſeinem Vorſchlage z. B. bei der Straßenbeleuchtung und jeder Laterne ein Gasbehälter angebracht würde, welchen man mittelſt einer Art Blaſebalgs täglich aus den Säcken anfüllen könnte, ſo wäre damit eins der Haupthinderniſſe gehoben, die der allgemeinern Einführung dieſer trefflichen Beleuchtungsart im Wege ſtehen, nemlich die Koſtbarkeit nicht allein der erſten Anlage, ſondern auch der Unterhaltung der Metallröhren, welche nach der bisherigen Einrichtung das Gas zu den Laternen leiten. Die Beſtätigung dieſer Erfindung müſſen wir von der Zukunft erwarten. S — s.

Gaſometer, Luftmeſſer, nennt man das von Lavoiſier und andern erfundene Inſtrument, um durch Verbrennen aus den Elementen des Waſſers Waſſer zu bilden, theils die verhältnißmäßigen Maſſen derſelben genau zu meſſen, theils das ſolchergeſtalt gebildete Waſſer genau zu ſammeln und zu wägen. van Marum in Harlem, von Haug, von Seguin, Vogt und Pearſon haben dieſe Maſchine ſehr vereinfacht.

Gaſparini (Franceſco), geb. zu Lucca um das J. 1650, ein ausgezeichneter Componiſt des 18. Jahrh. Er war Muſikmeiſter am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmuſiken hinterlaſſen, die in großen Anſehen geſtanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geſchrieben. Seine Compoſitionen unterſcheiden ſich durch eine gewiſſe Anmuth des Styls ſehr vortheilhaft von dem zu ſeiner Zeit herrſchenden Geſchmack. Noch in einem ſehr hohen Alter ſetzte er verſchiedene ſehr ſchöne und gefällige Madrigale. Seine kleine, für den Practiker nützliche Schrift L'armonico pratico al cembalo iſt noch 1802 in einer ſechsten Auflage aufs neue erſchienen.

Gaſſenerleuchtung kannte im Alterthume ſchon Rom, Antiochia u. ſ. w., höchſt wahrſcheinlich wenigſtens in den Hauptſtraßen und auf den Hauptplätzen, durch Laternen. In Paris wurde 1524, 1526 u. 1553 den Einwohnern bereits befohlen, von 9 Uhr Abends an wegen Raub und Mordbrand auf den Gaſſen Lichter vor den Fenſtern brennen zu laſſen. Im Nov. 1558 erhielt die Stadt Laternen, 1667 erhielt Paris die jetzige Erleuchtung, welche London 1668 nachahmte und 1736 die jetzige einführte. Ihre Straßenerleuchtung erhielten Amſterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Baſel 1721. Die Art der Gaſſenerleuchtung iſt übrigens ſehr verſchieden und mehr oder minder gut. In neuerer Zeit gebraucht man vorzüglich dazu in der Mitte der Straßen hängende Reverbien (Lichtwerfer).

Gaſſendi (Pierre), Präpoſitus der Domkirche zu Digne und Profeſſor der Mathematik zu Paris, war 1592 zu Chanterſier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geiſt, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei ſeinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leiſten können. Sie wandten daher, wiewol ſie arm waren, alles auf ſeine Erziehung. Man erzählt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre

kleine Predigten hielt. Sein Geſchmack für die Aſtronomie entwickelte ſich faſt eben ſo früh, und wurde ſo heftig, daß er ſich den Schlaf entzog, um das Schauſpiel des geſtirnten Himmels zu genießen. Hierauf ſchickten ihn ſeine Aeltern nach Digne, um ihn daſelbſt ſeine Studien vollenden zu laſſen. Kaum waren ſie beendigt, als er ſchon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwol er erſt 16 Jahr alt war. 1614 wurde er zum theologiſchen Lehrer in Digne ernannt, und zwei Jahre nachher nahm er den Lehrſtuhl der Theologie und Philoſophie auf der Univerſität zu Aix ein. Er verwaltete dieſe Aemter jedoch nur acht Jahre. Die Liebe zur Einſamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die Ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb. Darauf ſtudirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweiſen, daß der Menſch nur zu vegetabiliſchen Speiſen beſtimmt, und daß der Genuß des Fleiſches ein gefährlicher Mißbrauch ſei. Er ſelbſt lebte nach dieſen Grundſätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Prozeß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrſtuhl der Mathematik an dem Collège royal verſchaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philoſophie. Gaſſendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit ſolchem Erfolg an, daß ſich die Philoſophen der damaligen Zeit in Carteſianer und Gaſſendiſten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage ſeiner Phyſik die wichtigſten Lehrſätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er ſich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit ſeiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er ſich aber zu vertheidigen wußte. Er ſtarb den 25. Oct. 1655. Gaſſendis Werke wurden 1658 zu Lyon, nebſt ſeinem Leben, von Sorbière, und 1728 zu Florenz von Averrani, jedesmal in 6 Foliobänden zuſammengedruckt, herausgegeben. Alle verrathen einen Mann von tiefer Gelehrſamkeit, aber eben dieſe Gelehrſamkeit ſchadet zuweilen ſeinen Folgerungen und dem Zuſammenhange. Descartes ſteht in Anſehung des Geiſtes und Styls über ihm. M.

Gaßner (Joh. Joſeph), geb. 1727 zu Bratz bei Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmteſten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war catholiſcher Pfarrer zu Klöſterle im Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Beſeſſenen in der Bibel und ſein ununterbrochenes Forſchen in den geheimnißvollen Schriften berühmter Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf geſetzt, daß die meiſten Krankheiten von böſen Geiſtern herrühren, deren Macht blos durch Segenſprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige ſeiner Pfarrkinder zu heilen, und erreichte damit wenigſtens ſo viel, daß er Aufſehen machte. Der Biſchof von Conſtanz berief ihn in ſeine Reſidenz, wurde aber ſehr bald von der Marktſchreierei des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geiſtlichen Seelenſorge ſeiner Pfarrkinder zurückzukehren. Allein Gaßner begab ſich zu einigen andern Reichsprälaten von ſtärkerm Glauben, und bannte die Teufel in ihrem Gebiete. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Erzbiſchof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahlloſe Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger ſeiner warteten. Der heilige Mann fand dieſen großen Wirkungskreis ganz ſeinen Kräften angemeſſen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepſie behaftete Perſonen. Wenige Fragen waren hinreichend, um zu erfahren, ob die Krankheit von natürlichen Urſachen, oder vom Teufel herrühre. Nur im letztern

Falle übernahm Gaßner die Cur. Wenn er ſeinen allgewaltigen Machtſpruch cesset (fahr aus) ausſprach, ſo waren die Teufel gehorſam genug, den Kranken augenblicklich zu verlaſſen. Ein öffentlicher Beamter führte über die gemachten Curen ein fortlaufendes Protokoll, in welchem allerdings die außerordentlichſten Dinge in beglaubigter Form bezeugt werden. Man hat aber alle Urſache, zu glauben, daß Gaßner geſunde Perſonen ſehr oft die Rolle von Kranken ſpielen ließ, und daß ſeine Cur bei wirklich Leidenden nur ſo lange anſchlug, als ihre Einbildungskraft von den Ueberredungen des Beſchwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und ſein Anſehen fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er ſtarb 1779, nachdem ihn der Biſchof zu Regensburg, ſein beſtändiger Gönner, in den Beſitz einer einträglichen Pfarre geſetzt hatte.

Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft. Die ſchöne Sitte der Gaſtfreundſchaft ſcheint ſich in das höchſte Alterthum zu verlieren, denn wir finden ſie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menſchengeſchlechte am aufrichtigſten geübt. Den Fremdling, welcher, ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu ſchützen, gebot die innere Stimme des Herzens, um ſo mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenſeitiger Verkehr die Menſchen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeſchick die Aufforderung ſein konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und ſich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gaſtfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gaſtlichkeit. Wir finden ſie in den älteſten vorhandenen Nachrichten, in den Moſaiſchen Urkunden, in den Geſängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und faſt allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gaſtfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Schützung der Fremden beſtand, ſo waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienſte, zu welchen man ſich gegen den Wandrer verpflichtet glaubte, verſchieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt dieſe Sitte unverändert in Arabiens Wüſten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf, und bewirthet ihn mit dem Beſten, was ſein Haus vermag. Er findet ſich geehrt durch den Zuſpruch des Gaſtes und freut ſich ſeiner Gegenwart. Iſt aber der Vorrath in ſeinem Hauſe aufgezehrt, und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, ſo führt er ihn zu ſeinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Dieſe einfache Sitte wurde bei den Griechen ſogleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deßhalb den Beinamen des Gaſtlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über ſie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer ſehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unſterblichen ſelbſt zuweilen in menſchlicher Geſtalt auf Erden erſchienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber ſchon früh im griechiſchen Alterthume entſtand aus der Gaſtfreiheit der Vertrag der Gaſtfreundſchaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reiſen genöthigt waren, gelobten einander gegenſeitige Aufnahme und Bewirthung, ſo oft ein Geſchäft ſie zu einander führen würde, und dieſe ſagten ſie einander zu, nicht nur für ſich, ſondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gaſtfreiheit auch die Gaſtfreundſchaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gaſt, ſei herzlich willkommen uns!“
er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut ſich ſeiner Erzählung. Erſt nach neun und zehn Tagen, wenn ſich der Fremde nicht früher kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:
„Wer, und woher der Männer? wo hauſeſt du? wo die Erzeuger?“
Kündigt er ſich als einen Gaſtfreund von Alters her an, ſo iſt man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gaſtlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gaſtfreund, der ſich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweiſe, daß ſeine Gegenwart erfreulich geweſen, entließ man ihn nicht nur wohl verpflegt, ſondern auch mit Gaſtgeſchenken geehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenſtände von beſonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gaſtmähler der Alten. Schon Homer (Odyss. I. 225 fg.) unterſcheidet deren zwei Arten: Gaſtmahl und Gelag. Das Gaſtmahl (Eilapine) gab eine Perſon auf eigne Koſten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinſchaftliche Koſten der Theilnehmenden veranſtaltet. Beim Gaſtmahl fanden ſich ein 1. wirkliche Gäſte, welche durch Sclaven dazu eingeladen, 2. Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gäſten mitgebracht wurden, und 3. Paraſiten, eine Art von ſchmarotzenden Luſtigmachern, die ſich auch wol einſtellten, ohne gebeten oder mitgebracht zu ſein. Bei den Griechen erſchienen blos Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäſte war unbeſtimmt. Ehe ſie zu Tiſche gingen, wurden ihnen die Füße gewaſchen und geſalbt. Bei Tiſche ſaß man in der älteſten Zeit, ſpäterhin lag man, auf folgende Weiſe: Um einen Tiſch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köſtlichen Decken belegte Ruhebetten (Ottomanen) geſtellt. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellbogen geſtützt, den Unterleib gerade ausgeſtreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polſter. Der Erſte am obern Theil des Ruhebetts ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nahe an dem Schoos des Erſten, und ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. ſ. w. Daß unter den Plätzen ein gewiſſer Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man iſt über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tiſche nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speiſen (die, weil man Meſſer und Gabel nicht kannte, von den Vorſchneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tiſch gelegt wurden, ſo wurde dieſer nach jedem Gange mit Schwämmen abgewiſcht, ſo wie auch für die Gäſte Waſſer zum Waſchen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte jeder Gaſt mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei: das Vormahl, wobei man lauter die Eßluſt reizende Speiſen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und beſſer zubereiteten Speiſen beſtand, und der Nachtiſch mit Näſchereien. Während des Mahles trugen die Gäſte weiße Kleider, ſchmückten ſich mit Kränzen, und ſalbten ſich oft Haupt, Bart und Bruſt mit duftenden Oelen. Das Speiſezimmer ſelbſt wurde mit Kränzen geſchmückt, und die Roſen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tiſche aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Roſe) mittheilen, veranlaßt. *)

*) Die Roſe, die Blume der Venus, ſagt Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die Thaten der Mutter verborgen blieben. Deßhalb hängt der Wirth ſie als Symbol über den Gaſttiſch auf, der Gaſt ſoll ſich erinnern, daß er das hier Geſprochene verſchweigen müſſe.

Der Sympoſiarch (Tafelfürſt), entweder der Wirth ſelbſt, oder eine von ihm ernannte Perſon, ſorgte für alles zum Gaſtmahl Nöthige; der Schmaus-König oder das Auge führte die Aufſicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem ſeine Portion zu, und Weinſchenken, meiſt ſchöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunſt und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Waſſer gemiſcht. Das eigends hiezu beſtimmte Miſchgefäß hieß Krater (Miſchkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeſchenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Criſtall, Bernſtein, und köſtlicher Murrha, einer Art Porzellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künſtlich getriebenem Golde, mit Edelſteinen beſetzt. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den erſten dem olympiſchen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten ſich mit dieſer Zahl der Grazien, andere gingen über die Zahl der Muſen hinaus, denn man trank nicht blos in die Runde (Encyklopoſie), ſondern auch auf das Wohl abweſender Freunde und Geliebten, und dann ſo viele Becher, als der Name Buchſtaben enthielt, ja man ſtellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgeſetzten Preiſen an. Natürlich machte es einen Unterſchied, wer ſich bei dem Gaſtmahl befand, denn ein Sympoſion von jungen Leuten und eins von Philoſophen oder Staatsmännern hatte freilich verſchiedene Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Geſpräche, die oft, wie wir aus Platons und Plutarchs Sympoſien ſehen, ſehr ernſt und philoſophiſch war, öfters aber im Scherz und Witz ſich umhertrieb, wobei die Räthſel und Gryphen (ſ. Gryphi) eine große Rolle ſpielen, hatte man noch die durch Geſang, und das Skolion (ſ. Skolien) ſtimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erhabenem Ernſt. Nach beendigtem Mahl erſchienen zur Beluſtigung der Gäſte Flötenſpieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Poſſenreißer aller Art, oder die Gäſte trieben ſelbſt allerhand Spiele, unter denen der Kottabos ſehr berühmt iſt. Bei feierlichen und prächtigen Gaſtmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geſchenke an ſeine Gäſte aus, welche Apophoreta hießen. Oefters wurden dieſe zu größerer Beluſtigung durch eine Lotterie verlooſt. dd.

Gaſton de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jeans de Foix, Grafen d'Eſtampes, geboren 1488 von Marie von Orleans, der Schweſter Ludwigs XII., war der Liebling ſeines königlichen Oheims, der unabläſſig mit Wohlgefallen zu ſagen pflegte: „Gaſton iſt mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man ſchon in ihm bewundert." Und wirklich wurden dieſe Hoffnungen nicht getäuſcht; in einem Alter vor 23 Jahren machte er ſeinen Namen unſterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er ſchlug ein Schweizerheer zurück, ging in reißender Schnelle über vier Flüſſe, verjagte den Papſt aus Bologna, gewann am 11. April, am Oſtertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier ſein kurzes, aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der ſich zurückzog, einſchließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzuhalten; er ſtellte ihm vor, daß er befriedigt ſein könne, und daß es unklug ſei, tapfere Männer auf äußerſte zu treiben, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber dieſe verſtändigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Fürſten, der ſich an die Spitze ſeiner Leute

ſtellte und aufs neue vordrang. Da jene ſich verfolgt ſahen, boten ſie dem Feinde die Stirn und vertheidigten ſich wie Helden. Gaſton, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde geſtürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieſer Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchſtach er ihn mit ſeiner Pike und tödtete ihn. M.

Gaſtriſch, ein aus dem Griechiſchen entlehnter Ausdruck, bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gaſtriſches Syſtem begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen, gaſtriſche Krankheiten ſind ſolche, in denen vorzüglich die Verdauung geſtört iſt. Da die Vorſchriften der Geſundheitslehre, in Rückſicht des Eſſens und Trinkens ſo häufig übertreten werden, die Beſchaffenheit der Nahrungsmittel ſelbſt oft fehlerhaft, das gaſtriſche Syſtem aus vielen Theilen zuſammengeſetzt, und der Einfluß der äußern Temperatur auf daſſelbe ſehr bedeutend iſt, ſo müſſen gaſtriſche Krankheiten nothwendigerweiſe häufig vorkommen. Ihre Zeichen ſind: Mangel an Eßluſt, bittrer, widriger Geſchmack, dick belegte oder ſchleimichte Zunge, häufiges und unangenehmes Aufſtoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unterleibe, Durchfall oder Verſtopfung u. ſ. w. Wegen der genauen Verbindung, in der die übrigen Theile des menſchlichen Körpers mit den Verdauungswerkzeugen ſtehen, verbinden ſich die gaſtriſchen Krankheiten häufig mit andern, z. B. mit Fieber, daher gaſtriſches Fieber. Gaſtriſches Heilverfahren iſt kunſtmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel; wir begreifen darunter die Anwendung Erbrechen oder Durchfall erregender Arzneien, und eine ſtrenge Diät. ff.

Gaſtromantie (von γαστὴρ, gaster, Bauch), eine beſondere Art der Wahrſagerei bei den Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man ſtellte gewiſſe weitbauchige Gläſer, mit klarem Waſſer gefüllt, auf einen Platz, und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man mit leiſer Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflöſung man begehrte. Nun mußte ein keuſcher und unbefleckter Knabe oder eine ſchwangere Frau mit Sorgfalt alle in den Gläſern ſich ereignenden Veränderungen bemerken und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünſchen, erbitten und auch fordern. Dieſer gab ſie endlich durch gewiſſe in den Gläſern ſich zeigende Bilder, welche die Zukunft verkündigen ſollten.

Gatterer (Joh. Chriſtoph), Hofrath. Dieſer berühmte Hiſtoriker war geboren zu Lichtenau im Nürnbergiſchen 1727, ſtudirte zu Nürnberg und Altdorf hauptſächlich hiſtoriſche Wiſſenſchaften, erhielt eine Stelle an dem Gymnaſium in Nürnberg, kam 1758 als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Göttingen, und ſtarb daſelbſt 1799. Er beherrſchte das ganze weite Gebiet der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derſelben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf, und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeſchichte und in die akademiſchen Vorträge derſelben die beſſere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Aber vor allem hatte ſich die alte Geſchichte der wichtigſten Aufklärungen durch ſeinen Fleiß, ſeine gründliche Gelehrſamkeit und ſeinen hiſtoriſchen Forſchungsgeiſt zu erfreuen. Zu beklagen iſt es, daß viele ſeiner Werke unvollendet geblieben ſind. Ueber die einzelnen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeſchreibung und

Heraldik, hat er ebenfalls eigene, höchſt ſchätzbare Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hatte an ihm eines ihres thätigſten Mitglieder: er ſelbſt ſtiftete 1764 das hiſtoriſche Inſtitut, deſſen Director er 1767 wurde. Gatterers Tochter, Magdalene Philippine, verehelichte Engelhard, geb. 1756, hat ſich als lyriſche Dichterin bekannt gemacht. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienſte deſſelben gebührend gewürdigt; in den „Zeitgenoſſen" 2tes Heft, befindet ſich ebenfalls eine gut geſchriebene Biographie und Charakteriſtik Gatterers von Malchus.

Gau (pagus). Schon in den älteſten Zeiten war Deutſchland in Gaue, d. h. in Bezirke von etlichen Quadratmeilen, nach gewiſſen Gränzen von Gebirgen, Gewäſſern u. ſ. w. eingetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewiſſen Verbindung. Ueber die Gaue waren Grafen oder Richter geſetzt; daher Gaugrafſchaften (ſ. **Graf**). Mit der Veränderung der Grafen veränderte ſich auch dieſes. Gegen das zwölfte Jahrh. kamen die Gaue als politiſche Eintheilung in Deutſchland ganz ab und nur in den Namen mehrerer Gegenden (Breisgau, Sundgau u. ſ. w.) iſt eine Erinnerung an ſie geblieben; doch gibt es noch hie und da, wenigſtens in Niederſachſen, kleine Verwaltungsbezirke, welche Gohgrafſchaften genannt werden, und deren Vorſteher eine den Aemtern untergeordnete Behörde bilden; wie denn ſelbſt auf den größern Pachtämtern jener Gegend den Aufſehern der Ackerknechte ꝛc. zuweilen der Titel Gohgrafen beigelegt wird.

Gauſſin, J. Cath., eine beſonders durch Voltaire ſehr bekannt gewordene franz. Schauſpielerin. Man ſehe über ſie den Art. **franz. Theater**.

Gaveaux, beliebter franz. Componiſt und Schauſpieler, geb. 1764. Seine Compoſition des Pygmalion von Rouſſeau iſt eins ſeiner Werke, die ſich auf dem Repertoire der franz. Bühne erhalten haben.

Gaviniés, P., franz. Componiſt und großer Violiniſt, von Viotti der Tartini Frankreichs genannt; geb. 1726, geſt. 1800.

Gavotte iſt ein, vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonſtück. Es beſteht aus zwei Repriſen, fängt im Auftact an und ſteht im Allabrevetact. Da die Bewegung wegen dieſes letzten Falles an und für ſich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich iſt, ſo ſind Achtel die geſchwindeſten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. ſ. w. eingeführt, da man ſich nicht genau an diejenige äußere Form band, die ſie als Tanzſtücke hatten. Jetzt gehören ſie unter die veralteten Gattungen von Tonſtücken.

Gay (John), engliſcher Fabeldichter, 1688 zu Barnſtaple in Devonſhire geboren, erhielt von einem gewiſſen Luck, Schullehrer an dieſem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung ſeines natürlichen Talents für Poeſie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane ſeines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler beſtimmt hatte, nicht ein, da ihn ſeine Neigung zu ganz andern Beſchäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlaſſen hat; doch iſt ſo viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth 1712 als Secretär in Dienſte nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunſt zu üben. Er machte ſeine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete ſie dem ſchon damals berühmten Pope, welches die erſte Veranlaſſung zu der vertrauten Freundſchaft zwiſchen beiden Dichtern gab. 1713 ließ er ſeine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und

gab um dieſelbe Zeit the Sepherds week heraus, eine aus 6 Eklogen beſtehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geſchöpfte Schilderung des engliſchen Landmanns, welche jedoch dem Geſchmack ſeiner Landsleute trefflich zuſagte. Da er aber dieſes Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlſchlagen, ob er gleich, als Secretär des Grafen Clarendon, engliſchen Geſandten am hannöveriſchen Hofe, im letzten Regierungsjahre der Königin Anna, zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach ſeiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What-d'yecall-it, und 1717 mit der unter Popes und Arbuthnots Beihülfe geſchriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erſtere einigen Beifall gewinnen. Er begab ſich hierauf nach Aachen und lebte einige Zeit auf dem Landſitze des Lord Harcourt. Hier veranſtaltete er die Herausgabe ſeiner Gedichte auf Subſcription, der ihm 1000 Pfund einbrachte. 1724 erſchienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerſpiel, und 1726 der erſte Band ſeiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geſchriebenen Fabeln, durch welche er ſich bei den Engländern den Namen eines claſſiſchen Dichters erwarb. Einen beiſpielloſen Beifall erhielt ſeine Beggars Opera, welche noch jetzt ein Lieblingsſtück der Engländer iſt. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erſchien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggars Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, beſonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Geſellſchaft er den letzten Theil ſeines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anſtellung von Georg II. und ſeiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbeſteigung perſönlich gekannt und geſchätzt hatten. Er ſtarb am Ende des J. 1732 und wurde in der Weſtminſterabtei begraben. Der zweite Theil ſeiner Fabeln, meiſt politiſchen Inhalts, erſchien, durch den Herzog von Queensberry beſorgt, erſt nach ſeinem Tode. Gay war, nach Popes Urtheil, ein gerader anſpruchloſer Mann, der ſo redete, wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. Johnſon ſpricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum großer Dichter iſt, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht widerfahren. Er preiſt ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die italieniſche verdrängte und über ein halbes Jahrhundert ſich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazopyrion, eine vom Doctor Faulſtich erfundene Feuermaſchine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electriſcher Apparat ſind. Der Bau der Maſchine iſt von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelſt des electriſchen Funkens die Luft entzünden kann. Doch muß man hierbei mit Vorſicht verfahren, um die Erzeugung der Knallluft zu vermeiden.

Gebälk werden bald die ſämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald blos der oberſte Theil oder das Hauptgeſims einer Säulenſtellung genannt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen beſteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze (ſ. d. A.). Die ſchicklichſte Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen iſt der vierte Theil der Säulenhöhe ſelbſt, iſt es höher, ſo ſcheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Anſehen. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verſchiedenheit. (S. Säulenordnung.)

Gebärde, Gebärdenſpiel, Gebärdenſprache, von dem veralteten Gebahrn, gebahren, Verfahren, als Haupt- und Zeitwort, auch: ſich gebahren, ſich betragen. Unter Gebärde verſteht

man eine Art des phyſiognomiſchen Ausdrucks des Innern im Körper; es iſt aber nicht ganz leicht, dieſe Art genau zu beſtimmen. Beſonders hat die Unterſcheidung der Gebärde von der Miene durch Verwechſelungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide ſich in folgenden Puncten unterſcheiden: 1. die Miene erſtreckt ſich blos auf Ausdruck in Bewegungen, die Gebärde, obſchon ſie auch ſich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; die Miene iſt deßhalb blos etwas Vorübergehendes, die Gebärde auch etwas Beharrliches; 2. die Miene erſtreckt ſich blos auf die Bewegungen des Geſichts, die Gebärde auch auf den übrigen Körper; 3. die Miene iſt blos Seelenausdruck im Geſicht vernünftiger ſittlicher Weſen. Gebärden zeigen ſich auch bei blos ſinnlich-begehrenden Weſen, 4. die Miene drückt daher lediglich die Geſinnung, den bleibenden ſittlichen Ch·rakter, Gebärden die eben jetzt herrſchende Leidenſchaft, den vorübergehenden Affect aus. So bemerkbar dieſe Unterſcheidungen hin und wieder ſind, ſo ſchwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch. Uebrigens iſt auch bei dieſen Unterſcheidungen nicht zu verkennen, daß Gebärde bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne genommen iſt. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden phyſiognomiſchen Ausdruck des Innern im Körper, und dann ſind die Mienen mit darunter begriffen. Jene ſtumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Gebärdenſprache nennt, würde deßhalb auch die Mienenſprache unter ſich befaſſen, ſo daß die Gebärdenſprache durch das Geſicht eben ſowol als durch die übrigen Glieder des Körpers ſich ausdrückt. Kurz, die Gebärde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Beſondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredſamkeit wird es dienlich ſein, dieſen alſo feſtgeſetzten Unterſchied anzunehmen, und zur Mienenſprache auch das mitzurechnen, was das Geſicht nach der obigen Beſtimmung von Gebärden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredſamkeit iſt aber die Kunſt, einem Andern ſeine Gedanken mittelſt des Körpers und gewiſſer Modificationen deſſelben ſo mitzutheilen, daß ſie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Dieſe Modificationen des Körpers ſind entweder Bewegungen und Stellungen deſſelben, oder Töne. Man ſieht, daß die ganze Schauſpielkunſt ſich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plaſtik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Muſik verwandt iſt, abhängt. Die Action iſt nun eigentlich nichts anders, als die Gebärdenkunſt ſelbſt in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers ſind nemlich Veränderungen deſſelben oder ſeiner Theile, in Anſehung ihrer Lage und Figur, mit gewiſſen Veränderungen der Seele harmoniſch. Die Summe der Bewegungen iſt Geſticulation; aus der Stellung gehen die Attituden (ſ. d.) hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewiſſen Situation. Hier iſt immer etwas Unbewegliches, Feſtes. Dieſe Attituden macht der ganze Körper; Geſticulation können nur die beweglichen Theile deſſelben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zuſammen, oder jedes für ſich, weßhalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- nnd Füßeſprache gibt, wovon freilich die meiſten Schauſpieler nichts verſtehen. Von dieſen ſtummen Sprachen allen unterſcheidet man nun noch beſonders die Geſichtsſprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Geſicht iſt kein ſo beweglicher Theil, als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form ſeiner

ſten, theils durch das veränderliche Spiel ſeiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen feſt und bleibend geworden ſind, tritt hier das Innere in dem Aeußern in den bedeutendſten, unzweideutigſten und unverkennbarſten Kennzeichen hervor. Hier iſt alſo eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer ſo großen Wichtigkeit, daß man wol Urſache hätte, ihr eine vorzügliche und eigene Aufmerkſamkeit zu widmen, zumal da es auch hier wieder faſt ſo viele eigene Sprachen gibt, als Theile des Geſichts. Wer eine Stirn=, Augen=, Naſen=, Lippen= und Wangenſprache lächerlich finden wollte, bewieſe damit nur, daß er die Natur hier niemals genugſam beobachtet hat. Dieſe Geſichtsſprache nennt man auch Mimik, ein Begriff, der freilich an ſich mehr umfaßt (ſ. Mimik). Wenn Engel die Mimik in die ethiſche oder phyſiognomiſche eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomiſche, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affecten und Leidenſchaften in beſtimmten Situationen darſtellt, ſo liegt dieſer Eintheilung der Unterſchied zwiſchen Miene und Gebärde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber ſehr gut, daß Engel andere Bezeichnungen dafür wählte, weil ſonſt alle Augenblicke Zweideutigkeit und Mißverſtändniß entſtanden ſein würden. Beſonders würde dies der Fall geweſen ſein, wenn man Mienen= und Gebärdenſpiele nach der weitern und engern Bedeutung jedesmal hätte unterſcheiden ſollen. Es iſt auch hier am rathſamſten, das Mienenſpiel auf die Geſichtsſprache einzuſchränken, das Gebärdenſpiel aber auf die ganze körperliche Beredſamkeit auszudehnen. Gebärdenſpiel würde demnach ſein die vorübergehende Modification des ganzen Körpers, ſeiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Aeußern während einer gewiſſen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel ſcheint uns blos von dem Vorübergehenden in dieſer Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit ſie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkührlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Werkzeuge der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Aeußerung folgen. Wer durch Kunſt die körperliche Beredſamkeit üben will, und die naturgemäßen Aeußerungen nicht trifft, der zerfällt in Grimaſſe. Die Natur, wie ſie für jeden Ausdruck der Leidenſchaft, für jede Stimmung der Seele ihren eigenen Ton und eigene Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eigenen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauſpieler und bildenden Künſtler, dem dafür der feine Sinn mangelt. Vergl. Mimik und Pantomime. dd.

Gebern, in Indien Parſis, in Perſien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter, genannt. Sie ſelbſt nennen ſich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichſten Wohnſitze in den Wüſten von Karamanien gegen den perſiſchen Meerbuſen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dies wenig bekannte, in der Unwiſſenheit glückliche Volk iſt arbeitſam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern ſind ſanft; ſie trinken Wein, eſſen alles Fleiſch, heirathen nur eine Frau, und leben ſtreng und mäßig. Eheſcheidung und Vielweiberei ſind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den erſten neun Jahren unfruchtbar, ſo darf der Mann neben derſelben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchſtes Weſen, das ſie den ewigen Geiſt oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben ſie durch verſtändige Weſen belebt, erkennen das Licht

als Grundurſache des Guten, die Finſterniß als die des Böſen, und beten endlich, wie man ſagt, das Feuer an, wovon ſie auch den Namen erhalten haben. Sie ſelbſt aber ſagen, daß ſie es nicht anbeten, ſondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weßwegen ſie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaſter (ſ. d.) ſchon vor 4000 Jahren entzündet haben ſoll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Aveſta. (ſ. d.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern iſt es, die Todten, ſtatt ſie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln preis zu geben, wobei ſie genau acht geben, welchen Theil dieſe Thiere zuerſt verzehren, und daraus auf das Schickſal des Verſtorbenen ſchließen.

Gebet iſt im weiten Sinne jede mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Geſinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte ſein, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubiſchen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magiſcher Kraft betrachtet, deren Wirkſamkeit davon abhange, daß ſie mit der größten Genauigkeit hergeſagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umſtand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Weſen und den Zweck des Gebets hat das Chriſtenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundſätzen der catholiſchen Kirche kann der Menſch nicht blos an Gott, ſondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die proteſtantiſche Kirche dagegen erklärt Gott für den einzig würdigen Gegenſtand der Anbetung. Die religiöſen Menſchen aller Zeiten haben in dem Gebete ein wirkſames Mittel der Geiſteserhebung, des Troſtes und der Befeſtigung in guten Geſinnungen gefunden. Je leichter der Menſch unter den Zerſtreuungen und Sorgen des Lebens ſeine höhere Beſtimmung vergißt, deſto mehr iſt ihm die Geiſtesſammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es iſt eine heilſame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beſchließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu verſetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, ſich zu Gott zu erheben, muß man ſich der heil. Schrift, heiliger Geſänge (unter den neuern Liedern dieſer Art ſind beſonders die von Witſchel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Geſängen, Sulzbach, zuerſt 1804, erſchienen ſind; die Geſänge von Juliane Veillodter und die Schrift von Ziegenbein: die Religion in Liedern, geſammelt aus den beſten Dichtern, zu empfehlen), guter Predigten und dergleichen Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimt, die bleibendſten zu ſein pflegen, ſo iſt es nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Erzieher, welche meinten, daß die Bildung zur Religioſität einem reifern Alter vorzubehalten ſei, verriethen Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Weſen, von welchem alles Gute komme, faſſen, und iſt frommer Gefühle fähig.

Gebirge, Gebirgslehre, ſ. Berge und Orographie.

Gebirgsarten, ſ. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine und unwandelbare Baſis bei der Beſtimmung der Höhe eines Gebirges zu haben, bezieht man dieſelben jederzeit auf die Meeresfläche, ſo daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf ſeine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel

höher iſt, als er ſcheint, da ſeine ganze Höhe, d. h. alſo Erhebung über der Meeresfläche, dem Auge nicht ſichtbar iſt. (S. Höhenmeſſung.

Gebläſe (Hüttenweſen), nennt man die Blaſebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den ältern Zeiten waren ſie den gewöhnlichen hölzernen Blaſebälgen mit Leder, wie die Schmiede ſie gebrauchen, ähnlich. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläſe nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Wenn die Arbeit recht gehen ſoll, ſo muß jeder Balg in einer Minute viermal in den Ofen blaſen. Als beſondere Redensarten ſind anzumerken: das Gebläſe anlaſſen, d. h. die Waſſer anſchützen, daß das Waſſerrad das Gebläſe treibt und bewegt. Das Gebläſe arbeitet, d. h. die Blaſebälge gehen friſch und ſtark. Das Gebläſe bläſet kalt, d. h. der Wind der Blaſebälge iſt nicht auf die Kohlen, ſondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläſe geht ſtille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläſe ſpielt, d. h. die Blaſebälge ſind angelaſſen und im Umgange. Die Gebläſe überſpannen, d. h. die Blaſebälge zu ſtark gehen laſſen. Zur Vermeidung der abwechſelnden Wirkſamkeit, die bei dem Gebläſe wegen des öftern Waſſermangels beim Umgange deſſelben eintritt, hat der Kammerrath Klipſtein 1785 Maſchinen erfunden, in welchen das in Dünſte aufgelöſte Waſſer bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläſes vertritt. X.

Gebrochen. 1. In der Muſik heißt ein gebrochener Accord ein ſolcher, deſſen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, ſondern in einer gewiſſen Ordnung auf einander folgend, anſchlägt. Man nennt ſolche Accorde auch Harpeggiaturen. (S. Harpeggio.) Gebrochner Baß iſt der, der auf einem Ton nicht ſo lange anhält, als der Geſang erfordert, ſondern entweder den Grundton wiederholt oder andere ſchickliche Töne durchläuft. 2. In der Declamation iſt die gebrochene Stimme das Zeichen der tiefſten Rührung. 3. In der Malerei ſind gebrochene Farben eine Art Mittelfarben, ſ. Mezzotinto. 4. In der Baukunſt ſind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach ſolche, die mehrere Abſätze haben.

Geburt iſt der Act bei den weiblichen Menſchen und Säugethieren, da ſie ein Kind oder ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nemlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter zugebracht hat, und alsdann im Stande iſt, ein ſelbſtſtändiges Leben zu führen, ſo reißt ſie ſich los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben unabhängig von der Mutter zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu ſeinem Maximum ausgedehnt iſt, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Zuſammenziehungsvermögen in ihm, er verengt dadurch ſeinen innern Raum und treibt die reife Frucht von ſich. Die Zeit der Geburt iſt bei den verſchiedenen Geſchlechtern der Säugthiere ſehr verſchieden, bei jedem aber genau und bleibend beſtimmt. Wir ſchränken uns hier auf die Geburtsgeſchichte des Menſchen ein. In dem Fruchthälter der Gebärmutter des Weibes fängt der Menſch als Embryo ſein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächſt als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit ſeinem Wachsthum und zunehmenden Umfange wachſen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert ſich der innere Raum des Fruchthälters

durch deſſen Ausdehnung. Am Ende der 39. oder Anfange der 40. Woche iſt das Kind völlig ausgebildet, und fähig, ſein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung deſſelben von ihr, d. h. die Geburt. Es entſtehen allmälig die Zuſammenziehungen der Gebärmutter, welche, da ſie mit ſchmerzhaften Empfindungen verbunden ſind, Wehen genannt werden. Man theilt dieſe ein in vorherſagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde ſind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann ſie oft nicht von der Stelle, bis dieſe Wehe vorüber iſt, da ſie denn wieder oft einige Stunden lang frei iſt. Dann folgen die wahren Wehen; dieſe dauern immer länger, kommen immer ſchneller zurück und werden immer heftiger. Die Zuſammenziehungen des Fruchthälters geſchehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derſelben vor ſich ging, indem der obere Theil oder der Grund derſelben ſich zuerſt zuſammenzieht, während der untere Theil und die Oeffnung oder der ſogenannte Muttermund ſich ausdehnt und erweitert. Daher ſenkt ſich die Frucht bei dem allmälig ſich verengernden Raume des Fruchthälters gegen die Oeffnung deſſelben herab; die in den Hüllen der Frucht eingeſchloſſene Flüſſigkeit, als der am meiſten Widerſtand leiſtende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blaſe, welche zur allmäligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es iſt daher nachtheilig, wenn voreilige und unwiſſende Hebammen durch Kneipen an der Blaſe das zu frühe Zerplatzen derſelben befördern. Bei wiederholten und kräftigen Wehen zerreißt endlich dieſe Blaſe, ergießt ſich, und ſogleich tritt der Kopf des Kindes ſelbſt ein. Da die Schädelknochen an demſelben noch nicht ganz vollendet, ſondern auf dem Wirbel nur durch eine feſte Membrane verbunden ſind, und, einander genähert, ſogar ein wenig über einander geſchoben werden können, ſo kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an ſeinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Oeffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieſer eingeſchloſſen iſt, ſo wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt iſt demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher und krankhafter Zuſtand, wie ihn wol manche, beſonders aber zaghafte und zum erſtenmal gebärende Frauen ſich vorſtellen. Es iſt ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeſchäft, welches eben ſo wenig Krankheit iſt, als das Zahnen und die Entwickelung der Mannbarkeit, obgleich alle eine nicht unbedeutende Aenderung im Körper verurſachen und zu Krankheiten Anlaß geben können. Zwar erfordert das Geburtsgeſchäft eine heftige Anſtrengung der Natur, aber ſie hat auch viele, und höchſt zweckmäßige, Vor- und Zubereitungen getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt, in Rückſicht des Gemüths wie des Körpers, ein äußerſt wichtiges Ereigniß. Welch ein Uebergang von Sorge, Schmerz, banger, angſtvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtſein, einen Menſchen geboren zu haben! Aber auch welch eine Umwälzung im Körper, von der Bürde der Schwangerſchaft, von der ſchmerzvollen, höchſten Anſtrengung zur plötzlichen Erſchlaffung, Schmerzloſigkeit, Erſchöpfung und Abſpannung. Geht die Geburt auf die oben beſchriebene Weiſe regelmäßig von Statten, ſo heißt ſie eine natürliche. Dazu wird erfordert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut ſei, und ſeine Oeffnung der reifern Frucht einen freien Durchgang geſtattet; daß

die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß ſei, vorzüglich der Kopf deſſelben den von der Natur beſtimmten, dem Durchmeſſer des Beckens angemeſſenen Umfang habe, ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achſe des Beckens, richtige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter, und nach der Oeffnung des Fruchthälters, ſo daß der Hinterkopf zuerſt zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beſchaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anſtrengungen und Schmerzen, und in gehöriger Zeit erfolgt. Schwer iſt die Geburt, wenn ſie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anſtrengungen und Schmerzen verbunden iſt und viel Zeit, über 6 bis 8 Stunden, erfordert. Die Urſache davon iſt zuweilen Straffheit der Faſern der Mutter, vorgerückte Jahre derſelben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch dieſe Geburten vollendet die Natur, und Kreiſende ſollten daher nicht ſo bald muthlos und ungeduldig werden. Eine widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt iſt die, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Bedingungen zur natürlichen Geburt fehlen. Eine künſtliche Geburt iſt diejenige, welche durch die Hülfe der Kunſt mit Inſtrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkſtelligt worden iſt. Frühgeburt heißt eine ſolche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen iſt, nämlich nach dem ſiebenten und vor dem Ende des neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen zu ihrer Reife beſtimmt iſt, ſo iſt ſie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß ſie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß ſie jedoch nicht völlig reif iſt, bemerkt man aus verſchiedenen Zeichen. Ein ſolches Kind nämlich ſchreit nicht wie andere reife Kinder, ſondern es gibt blos einen dumpfen Laut von ſich, ſchläft beſtändig, muß beſtändig gewärmt werden, wenn nicht ſogleich Hände und Füße erkalten ſollen. Außerdem aber iſt auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft ſogar blau, mit einem weichen, langen, wolligen Haar, beſonders an den Seitentheilen des Geſichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle der Hirnſchale iſt groß, die Schädelknochen ſind leicht beweglich; das Geſicht iſt alt, runzlich; die Augen ſind meiſtens verſchloſſen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines ſolchen Kindes iſt unter ſechs, oft ſogar unter fünf Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn ſich die Frucht vor dem ſiebenten Monate trennt. Dies iſt alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Geſetzen geſtattet, ſelbſt ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt iſt die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da dieſe Rechnung von dem Anfange der Schwangerſchaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter ſich gründet, ſo findet hier oft Selbſttäuſchung oder Betrug Statt. Gleichwol ſind dieſe Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40. Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden ſoll oder nicht. Die Wichtigkeit dieſer Unterſuchungen und die Unbeſtimmtheit in den Beweiſen hat eine große Verſchiedenheit der Meinungen der mediciniſchen

Schriftſteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine ſolche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde ſich an den beſtimmten Zeitraum der Schwangerſchaft; Gram, Krankheit u. a. m. können das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. ſ. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde ſich an keine Regeln; mancherlei Urſachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Plenk (in ſeinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) ſagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueſte unterſuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den zehnten, ja elften Monat und darüber, verzögert werden könne. In Röderers Opusc. med. iſt die Beobachtung von einem zu ſpät gebornen Kinde von dreizehn Monaten angeführt, deſſen Körper acht Pfund wog. Man muß in einem ſolchen Falle mit großer Behutſamkeit urtheilen und alle Umſtände erwägen. Man beobachtet, daß dergleichen ſpät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über ſechs oder ſieben Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit ſich gebracht haben; denn überhaupt waren ſie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen feſt verwachſen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme ſtärker, die Augen und das Geſicht lebhafter, bei manchen ſogar ſollen ſich ſchon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleiſche bloß waren. Fehlgeburt, wenn eine Frucht ſich ſo früh auflöſet, daß ſie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerſchaft bis zum ſiebenten, am öfterſten aber im dritten Monat. Veranlaſſungen dazu geben, zumal bei reizbaren oder vollblütigen Schwangern, hinzukommende heftige Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenſchaften u. a. m. H.

Geburtshülfe iſt die Ausübung der Entbindungskunſt, d. h. der Kunſt, durch beſtimmte mechaniſche, auf phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſſe gegründete Verrichtungen die Geburt zu erleichtern, und ſowol kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Geſundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu ſorgen. Sie iſt ein Theil der Chirurgie, ſo wie dieſe wieder ein Theil der Heilkunſt im Allgemeinen iſt. Hebammenkunſt iſt nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der ſelbſt natürlichen und leichten Geburt leiſtet, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur dieſe, ſondern auch die künſtliche Hülfe bei ſchweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wol von jeher, ſelbſt bei den roheſten Völkern Statt gefunden, obgleich ſie ſehr mangelhaft geweſen iſt, und vielleicht nur in den unentbehrlichſten Handgriffen und Hülfsleiſtungen beſtanden hat. Selbſt bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, ſtand dieſe Kunſt noch auf einer niedern Stufe. Die Iſraelitinnen hatten ſchon Hebammen. Die erſten Nachrichten von künſtlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; ſie ſind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 v. Chr. G.). Aus den Schriften jener Zeit erſehen wir, daß die Entbindungskunſt bei den Griechen auf einer höhern Stufe ſich befand, als ſie im vorigen Jahrh. noch an den meiſten Orten in Europa ſelbſt war. Deſſen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles Schädliche und Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig geweſen wäre, gethan. Vielmals begnügten ſie ſich damit, die Eileithya, die Göttin der Geburt, anzurufen. Bei den Römern war die Geburtshülfe ganz roh, und beſchränkte

ſich auf wenige Hülfsleiſtungen und auf Opfer für Juno, Lucina und andere der Geburt vorſtehende Gottheiten. Erſt ſpäter kam die Geburtshülfe in beſſern Zuſtand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei ſchweren Geburten aber wurden die Aerzte zum Beiſtand gerufen. Dieſe waren entweder ſelbſt Griechen, welche unter der Herrſchaft der römiſchen Kaiſer nach Chriſti Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntniſſe waren doch größtentheils aus den griechiſchen Schriftſtellern geſchöpft. In dieſen Zeitraum gehören vorzüglich Celſus (40 J. n. Chr. G.), Sorenus (100 J. n. Chr. G.), Moſchion, welcher das erſte Lehrbuch der Hebammenkunſt verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Im Mittelalter wurde die künſtliche Geburtshülfe ſehr vernachläſſigt und ſie ſchien ſich auf das Ausſchneiden der Frucht aus dem Leibe verſtorbener Mütter zu beſchränken. Dadurch, daß die Päpſte den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt und die Lehrerſtellen an den neugeſtifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie den Aerzten und Laien aufs ſtrengſte verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunſt mehr auf innere und abergläubiſche Mittel beſchränkt, und war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Perſonen überlaſſen. Waren dieſe mit ihrer Kunſt zu Ende, ſo wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreiſenden angehängt u.ſ.w. So blieb der Zuſtand der Geburtshülfe bis in das 16. Jahrh. Jetzt wurde durch die größere Verbreitung der Buchdrucker= und Holzſchneidekunſt, wie für Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt, ſo auch für die Entbindungskunſt, allmälig eine beſſere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geiſtesverkehr unter den Menſchen allgemeiner, der Forſchungsgeiſt erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um dieſe Zeit das Geſchäft der Geburtshülfe ſelbſt ſo ausſchließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, ſich damit zu befaſſen, und es gleichſam als ein verabſcheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geſchlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, ſelbſt als ein Abenteurer und Zauberer angeſehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man 1521 einen gewiſſen Dr. Veites deswegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen beſſern Unterricht der Hebammen durch Abfaſſung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher geſorgt, unter denen das erſte von Eucharius Rößlin (Roslein) zu Worms, unter dem Titel: Der ſchwangern Frauen und Hebammen Roſengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünſtigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbeſſerung der Entbindungskunſt ſehr viel bei, in der vorzüglich Veſalius in Padua (1543) ſich auszeichnete. Die Aerzte und Wundärzte beſchäftigten ſich noch immer blos mit dem Theoretiſchen der Entbindungskunſt, doch gingen die letztern allmälig dadurch zur Ausübung derſelben ſelbſt über, daß ſie das nicht nur erlaubte, ſondern ſchon früher geſetzlich befohlne Ausſchneiden der Frucht aus verſtorbenen Schwangern, ſo wie auch allmälig andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgiſche Operationen verrichteten. Franz Rouſſet, ein Wundarzt in Paris, ſtellte in einer Schrift (1581) zuerſt mehrere Beweiſe von der Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterſchnitts an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Césarien, cäſariſche Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiſerſchnitt entſtand. Nach

Verbreitung dieſer Schrift wurde auch dieſe Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, ſelbſt zuweilen ohne daß ſie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerſt nähere Veranlaſſung zum Schooßknorpelſchnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schooßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen Beckens, ſchweren Geburten aufmerkſam machte. In Deutſchland kamen die Männer noch äußerſt ſelten zur Geburtshülfe, während es in Italien und Frankreich ſchon gebräuchlich war, Aerzte und Wundärzte zu Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu ſeiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beiſtand, erhielt zuerſt als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs, der den Wundärzten ſo wohl gefiel, daß ſie nach und nach ſich alle ſo nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erſte, welcher (1701) die Entbindungskunſt wiſſenſchaftlich zu begründen verſuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunſt höher geſtiegen war, als in andern Ländern, ward in dem Hotel-Dieu auch eine Unterrichtsanſtalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geſchichte des Urſprungs und der Erfindung der Zange, dieſes ſo äußerſt wichtigen Inſtruments für die Geburtshülfe, iſt in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwiſchen 1660 bis 1670 wollte ein gewiſſer Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Inſtrument erfunden haben, mit dem er im Stande ſei, die ſchwerſte Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt dieſe Entdeckung als Geheimniß für ſich, und ging 1688 nach Amſterdam, wo er daſſelbe an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der ſich unter den Beſitzern dieſes Geheimniſſes lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich demſelben Inſtrumente auf die Spur, und ließ ein Inſtrument fertigen, das aus zwei ſtählernen Löffeln beſtand, welche einander gegenüber an dem im Becken ſtehenden Kopf gelegt, und womit dieſer gleichſam mittelſt zweier eiſerner Hände hervorgezogen werden ſollte. Er kann alſo als der rechtmäßige Erfinder der erſten Zange (1723) angeſehen werden. In Deutſchland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zuſtande. Nur ſelten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelaſſen. Die Hebammen waren größtentheils unwiſſend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntniſſen beſchränkt und in ihrem Handeln grauſam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, beſonders von Levret in Paris (1747), Plevier in Amſterdam (1750) und Smellie in London (1752) verbeſſert. Die Geburtshülfe ſelbſt wurde durch dieſer Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutſchland ward nun die Liebe für dieſe Kunſt allgemeiner, und allenthalben bildeten ſich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geſchicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, ſondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunſt durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derſelben durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter dieſen zeichneten ſich aus: Kaltſchmidt in Jena (1750); Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Meckel in Berlin, Director der erſten Hebammenſchule Deutſchlands (1751); Röderer, Lehrer an der zweiten Anſtalt dieſer Art, in Göttingen (ebenfalls 1751 geſtiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretſchen Zange; Stein in Caſſel und Marburg (1763); Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere Andere. Die Errichtung mehrerer Entbindungs- und Hebammenſchu-

len trug beſonders viel dazu bei, die Erlernung dieſer Kunſt zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem ſie ſich jetzt befindet. Hierzu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdienſten viel beigetragen, unter denen wir an den beiden Stark in Jena, an Oſiander in Göttingen, Siebold in Würzburg, Wiegand u. ſ. w. erinnern. Man iſt jetzt durch die vereinten Bemühungen dieſer Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieſer Kunſt gehörigen Kenntniſſe die Fälle mit hinlänglicher Ueberſicht beſtimmen zu können, wo die Kunſt ſich leidend verhalten und das Geburtsgeſchäft der Natur überlaſſen kann und muß, und wo dieſe es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und daher die Kunſt ſicher, entſchloſſen und beſtimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwiſſenheit, wie von der Grauſamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geiſtes, gehabte Vorſtellungen und Gedanken zu behalten und willkürlich in ſich wieder zu erneuern. Etwas bald faſſen, ſich leicht worauf beſinnen, und es lange behalten, ſind die ſelten beiſammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtniſſes. In Hinſicht des Faſſens iſt das Gedächtniß ſchnell oder langſam, in Hinſicht des Beſinnens iſt es treu oder untreu, in Hinſicht des Behaltens aber mechaniſch oder ſelbſtthätig. Man unterſcheidet in der letztern Beziehung das Wortgedächtniß, welches von mechaniſch Auswendiglernen zeugt und keines ſonderlichen Aufwands von Geiſt bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und alſo ſelbſtthätiger Geiſt gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geiſt, den Philoſophen. Selten ſind beide vereinigt. Das Gegentheil vom Gedächtniß iſt die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, ſo oft er auch gefüllt wird, doch immer wieder leer wird. Dieſes Uebel iſt bisweilen unverſchuldet, wie bei alten Leuten, oft aber auch die Wirkung zerſtörender Ausſchweifungen, zumal in der Jugend, oder einer gewohnten Zerſtreuung. Etwas methodiſch dem Gedächtniß anvertrauen, heißt memoriren. — Gedächtnißkunſt, ſ. Mnemonik. dd.

Gedächtnißübungen bezeichnet die abſichtliche Thätigkeit der Seele, eine Reihe von Sätzen mit dem Gedächtniſſe (ſ. Gedächtniß) aufzufaſſen und zu behalten. Man nennt dies auch Memoriren, und die Sprache des täglichen Lebens braucht dafür den Ausdruck: Auswendiglernen, vermuthlich darum, weil bei dem Herſagen des auswendiggelernten Stücks der Herſagende nicht das Buch, worin das Memorirſtück ſteht, geöffnet vor ſich haben und alſo nicht in das Innere deſſelben hineinſehen darf, ſondern es ſo hält oder gelegt hat, daß er nur das Aeußere, das Auswendige deſſelben vor ſich ſieht. Da der Werth eines guten Gedächtniſſes, welches durch jene Uebungen geſtärkt und alſo zu einer Kraft erhöht werden ſoll, welche leicht und ſchnell faßt, lange und viel behält, und treu und zur rechten Zeit ſich des Aufgefaßten wieder erinnert, ſehr groß iſt; da das Gedächtniß mit Recht die Vorrathskammer des Verſtandes genannt wird; da durch ein gutes Gedächtniß die nützliche und ſittliche Wirkſamkeit für das Leben erhöht wird, ſo ſind die ſogenannten Gedächtnißübungen ein beachtungswerther Gegenſtand bei der Erziehung und dem Unterrichte und in jüngern Jahren durchaus nicht zu vernachläſſigen, da die Gedächtnißkraft zum Theil von körperlichen Organen mit abzuhängen ſcheint. Es muß

bei der Leitung dieſer Uebungen ein natürlicher Stufengang vom Leichtern zum Schwerern, vom Kürzern zum Längern, vom Einfachern zum Zuſammengeſetztern beobachtet werden, wenn das Fortſchreiten zum beabſichtigten Ziele erleichtert werden ſoll. Man hat einfache und künſtliche Hülfsmittel zur Erleichterung der Gedächtnißübungen. Die erſten beruhen auf folgenden Grundſätzen. a) Weil das Verſtandne leichter gefaßt wird, als das Unverſtandne, ſo ſuche man das, was memorirt werden ſoll, zu verſtehen, oder es dem, der es merken ſoll, verſtändlich zu machen. b) Weil das, was langſam und öfter durch die Seele geht, leichter als das ſchnell Vorübergehende gefaßt wird, ſo leſe man das zu memorirende Stück oft mit Bedacht durch. c) Was durch zwei Sinne (Gehör und Geſicht) der Seele zugeführt wird, prägt ſich ebenfalls beſſer ein, als was nur durch einen Sinn zugeführt wird; daher iſt das Auf- und Abſchreiben des zu memorirenden Stücks und das laute Durchleſen Anfängern zu empfehlen. d) Da die Erfahrung ſelbſt bei Singvögeln gelehrt hat, daß ſie am leichteſten die Stückchen nachpfeifen lernten, die man ihnen Abends und früh vorpfiff oder vorſpielte; da ſich auch bei Menſchen die Erfahrung beſtätigt, daß kurz vor Schlafengehen, weil hier kein neues Bild das vorgehabte ſo leicht verdrängt, und bald nach dem Aufſtehen, wo auch die Seelenkräfte ſich neu geſtärkt fühlen und noch nicht durch die Eindrücke des Tages ermüdet ſind, das Memoriren leichter wird, als zu einer andern Tageszeit, ſo benutze man die Morgen- und Abendzeit zum Memoriren, oder wenigſtens zum Durchleſen des zu memorirenden Stücks. e) Auch das Mitmerken des Platzes im Buche, auf welchem das zu Erlernende nach ſeinen Theilen ſteht, iſt ein Erleichterungsmittel des Memorirens. Wer den Platz mit merkt, von dem ſagt man, er hat Localmemorie (ſ. d.). Von den künſtlichen Hülfsmitteln ſ. Mnemonik und Gedächtnißkunſt.

Gedackt nennt man eine Orgelſtimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verſtopft iſt. Der Ton wird dadurch um eine Octave tiefer, ſanfter, aber auch ſchwächer.

Gedanke iſt ein Erzeugniß des Verſtandes, wiefern unter dieſem das Vermögen zu denken verſtanden wird. Durch das Denken werden die Anſchauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorſtellungen erhoben, und dieſe Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher iſt jeder Begriff und Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüſſe und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weiteſten Bedeutung ſogar alle Vorſtellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke iſt das innerſte Eigenthum eines Menſchen, worüber man nur Gott und ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig iſt. Daher das Sprichwort: Gedanken ſind zollfrei. Durch den Gedanken kann ſich der Menſch im Augenblick in eine andre Lage und ſelbſt auf den entfernteſten Weltkörper verſetzen. Daher ſagt man, Gedanken ſind ſchneller als der Blitz oder als das Licht. In dieſem Falle aber verſteht man unter Gedanken die Vorſtellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft iſt es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß ſetzt. D.

Gedärm, ſ. Darm.

Gedicht, ſ. Poeſie.

Gediegen ſtatt gediehen, d. h. gewachſen, rein hervorgebracht, ohne Beiſatz oder Vermiſchung mit fremdartigen Theilen. Beſonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Geſtalt erzeugt wird,

zum Unterſchiede vom Erze, in welchem es noch mit fremdartigen Theilen vermiſcht iſt. Ferner ſagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denſelben Theilen beſtehen, und dabei rein, feſt, gedrungen, kräftig ſind, z. B. eine gediegene Rede u. ſ. w.

Gedike (Friedr.) war zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, in der Mark Brandenburg, 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daſelbſt, ſtarb, als ſein Sohn erſt neun Jahr alt war. Dieſer befand ſich in der hülfsbedürftigſten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehauſen, wo er die öffentliche Schule beſuchte, und von da in das Waiſenhaus nach Züllichau. Hier wurde er durch Steinbarts Sorgfalt ſieben Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er ſich weder äußerlich, noch durch beſondere Fähigkeiten und Fortſchritte empfohlen und den Mann hätte ahnen laſſen, der einſt eine Zierde ſeines Vaterlandes werden ſollte. 1766 errichtete Steinbart ein eignes Pädagogium, deſſen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, beſonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, ſein gleichſam ſchlummernder Geiſt zuerſt ſich zu regen. Kaum hatte der leuchtende Funke ſein Innerſtes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beſeelte, die ſchnell ſeine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortſchritte machen ließ. 1771 bezog er die Univerſität Frankfurt, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. Hier trat er mit Zöllner und einigen andern Studirenden in eine literariſche Verbindung. Beſonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer ſeines Fortkommens. Töllner ſtarb, und Steinbart, der deſſen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedikes Lehrer und Wohlthäter. 1775 berief ihn Spalding zum Hauslehrer ſeiner beiden Söhne, und im Jahre darauf wurde er als Subrector des Friedrichwerderſchen Gymnaſiums in Berlin angeſtellt. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director deſſelben. Hier fing er an, ſich als einen der größten Schulmänner Deutſchlands zu zeigen. Unerſchöpflich an neuen und beſſern Lehrmethoden, und raſtlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbeſſerungen, hob er die geſunkene Anſtalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büſchings Tode, Director des berliniſchen Gymnaſiums und der beiden davon abhängenden Schulen. 1790 ward er Mitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften und bald darauf auch der Akademie der Künſte, und 1791 ertheilte ihm die Univerſität Halle die theologiſche Doctorwürde. 1797 machte er eine Reiſe nach Italien. So lebte Gedike glücklich im Kreiſe einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von ſeinen Freunden und allen Redlichen, und raſtlos thätig in ſeinen vielfachen Wirkungskreiſen, und durfte bei einem feſten und kräftigen Körper ein beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine ſchmerzhafte Krankheit befiel, die ſeinem nützlichen Leben 1803 ein Ende machte. Noch 14 Tage vor ſeinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in den huldreichſten und ermunterndſten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsſchreiben an ihn, worin er ihm ſeine Theilnahme an ſeiner Beſſerung bezeigte, und zugleich den Wunſch äußerte, daß er in der Schweiz Peſtalozzis Lehranſtalt beſuchen und von ſeinen Beobachtungen Bericht erſtatten möge. Groß und bleibend ſind ſeine Verdienſte, und ſein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine nicht gemeine Kenntniß der griechiſchen Sprache hat er durch ſeine Ausgaben des Philoktet von Sophokles, einiger Geſpräche des Plato und ſeine Ueberſetzung der Pindariſchen Siegshymnen beurkundet. Mit ſeinem

Freunde Bieſter gab er die ältere berliniſche Monatsſchrift vom J. 1783 bis zum 17. Bande heraus. Seine pädagogiſchen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorſchläge, und ſeine Leſebücher und Chreſtomathien ſind die erſten von beſſerer Art.

Gedritter Schein, ſ. Aſpecte.

Geeſtland wird das höhere, hinter den Marſchen gelegene Land, das, weil es nicht durch allmälige Anſchwemmung entſtanden iſt, höher als die Marſch belegen iſt. — Geeſtteiche ſind ſolche Teiche, welche an der Grenze zwiſchen der Marſch und Geeſt dazu dienen, daß das Geeſtwaſſer nur in ſolcher Maſſe der Marſch zuſtrömt, daß deſſen Gräben das zulaufende Waſſer allmälig in den Sielgräben abführen können.

Gefäll nennt man 1. die Höhe, um wie viel ein flüſſiger Körper bei ſeinem Abfluſſe fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher iſt, als am andern, von dem er herfließt. Man ſagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Waſſerfläche deſſelben iſt unterhalb dieſer Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhaben, als oberhalb deſſelben. Das Gefäll finden und gehörig beſtimmen, iſt bei Waſſerbauen, als Schleußen, Canälen ꝛc., von höchſter Wichtigkeit. Bei den Mühlen verſteht man darunter die Höhe des Waſſerfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterſchlächtige, bei hinreichend hohem oberſchlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet Gefäll den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterſchied, um wie viel ein jeder gegebner Ort tiefer liegt, als ein andrer, und welcher mit der Waſſerwage geſucht wird, das Gefäll genannt; 2. nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundſtücke fällt, was daſſelbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Phiſiologie), ſind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derſelben dienenden Flüſſigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derſelben Adern. In dem Körper des Menſchen und der meiſten Thiere kennen wir viererlei Arten dieſer Gefäße, die ſich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterſcheiden: nämlich Arterien, Haargefäße, Venen und Lymphgefäße, wozu in den Pflanzen Spiralgefäße kommen. M. ſ. d. einzelnen Art.

Gefiedert. 1. eigentlich was mit Federn verſehen, 2. uneigentlich in der Botanik Moosſtengel, die an zwei gegen einander überſtehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Aeſte haben (in der botaniſchen Kunſtſprache pinnatus); doppelt gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Aeſte deſſelben eben ſo regelmäßig als der Hauptſtengel getheilt ſind; dreifach gefiedert (triplicato-pinnatus), wenn die Aeſtchen der Aeſte wieder gefiedert ſind. Es gibt der Beſtimmungen über das Gefiedertſein der Blätter und Aeſte in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieſer Wiſſenſchaft nachzuſehen ſind.

Gefolg, Gefolgsdienſt. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man eine merkwürdige Anſtalt, die Cäſar bei den Galliern (de bello gall. III, 22. VI, 15), Tacitus bei den Deutſchen fand (Germ. 13). Sie ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entſtandenen Ungleichheit des Vermögens, und des davon abhängigen Anſehens, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmaſſe Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entſtanden war, entſtand zuerſt eine Claſſenabtheilung zwiſchen Freien und Abhängigen, und dieſer folgte bald eine zweite unter den Freien ſelbſt. Theils be-

leidigtes Selbſtgefühl, theils Mißgunſt und Habſucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und dieſem mußte nun ſein Reichthum Schutz verſchaffen. Bewaffnung der eigenen Knechte wäre zu unſicher geweſen, man warb alſo ärmere Freie zum Waffendienſt an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig laſſenden Feldarbeit vorzuziehen. Dieſe Art von Leibwache für den Reichen nannte man ſein Gefolg. Der Reiche hatte davon, wie Tacitus ſagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Aehnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das iſt Anſehn, das iſt Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu ſein; das iſt Adel, das Ruhm, wenn ſie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorſtrahlen.“ Allein eben dies Gefolg erſchöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Erſatz Raub und Fehde.“ So bildete ſich im alten Deutſchland neben dem Heerbannsdienſt noch ein zweiter, der Gefolgsdienſt. Jener gehörte für den National-, dieſer für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenſchaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höhern Stand, und dieſer hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf ſich zu leiten. So entſtand der erſte deutſche Adel. Als nun, zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung dieſer Adel mit ſeinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abenteuer auszog, bildete ſich durch ihn und ſein Gefolgsweſen eine Verfaſſung, die über ein Jahrtauſend von wirkſamen Folgen geweſen, und zum Theil noch iſt. Mit dieſem Adel nämlich, der ſamt ſeinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte ſich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos (Allodium) zu, und vertheilte davon wieder Theile unter ſeine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looſes richtete ſich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge; der König ſelbſt erhielt, um des größern Gefolgs willen, ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meiſt Leibeigene. Jedes Allodium war dann eine abgeſonderte Herrſchaft, für ſich und ihre Beſitzer, nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge ſeiner Freien dem König folgen, und ſich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialſyſtem und Gefolgsweſen der Grund der neuen europäiſchen Staaten, in denen allen man, ſo weit germaniſche Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbeſitzer und Leibeigene unterſchied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwiſchen den Königen und den Beſitzern von Allodialgütern eine Aenderung nöthig. Denn da den Königen faſt nur der Titel als Vorzug blieb, ſo mußten ſie, ihr Anſehen zu behaupten, auf Mittel bedacht ſein, die unabhängigen Güterbeſitzer in abhängige Vaſallen zu verwandeln. Dies wurde Veranlaſſung zur eigentlichen Lehnsverfaſſung. (S. Lehnsweſen.)

Gefrieren iſt der Uebergang einer Subſtanz aus dem Zuſtand der Tropfbarkeit in den der Feſtigkeit, durch Verluſt des Wärmeſtoffs. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüſſigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Feſtwerden der geſchmolzenen Metalle, des zerlaſſenen Talgs u. ſ. w. verſtehen; denn die Gefrierung ſteht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieſer Veränderungen fähigen Sub-

ſtanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen ſie erfolgen, ein Unterſchied Statt. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen fremden Zuſätzen befreiete Waſſer gefriert, hat man als einen feſten Punct bei Abmeſſung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. Dieſer Punct wird Froſt-, Eis- oder Gefrierpunct genannt (ſ. Eispunct). Diejenigen Subſtanzen, welche bei einer Temperatur über dem Gefrierpunct ſchon geſtehen oder feſt ſind, pflegt man natürlich feſte Körper zu nennen. Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Queckſilbers), Fette, Butter u. ſ. w. Dieſen entgegen ſtehen diejenigen Körper, welche bei dem Gefrierpuncte des Waſſers und viele Grade unter demſelben noch immer flüſſig bleiben. Dahin gehört das Queckſilber, welches bei uns nur durch einen künſtlich erzeugten Kältegrad, dergleichen ſelbſt in Sibirien nur ſelten eintritt, in eine feſte, glänzende, metalliſche Maſſe verwandelt werden kann, die ſich unter dem Hammer und beim Schneiden noch weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. Andere Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gefrieren; dahin gehören alle ſpirituöſe Flüſſigkeiten, wenn ſie vom Waſſer frei ſind, z. B. Alkohol oder höchſt rectificirter Weingeiſt. Sind ſie aber mit Waſſer vermiſcht, ſo gefrieren ſie nach Maßgabe des ihnen beigemiſchten Waſſers früher oder ſpäter. Gas- oder Luftarten gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von den Dämpfen. In Gefäße eingeſchloſſene Körper, ſelbſt das Waſſer, können noch unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunct erkältet werden, bevor ſie gefrieren. Beim Gefrieren wie beim Geſtehen nach der Schmelzung ändert ſich der Umfang der Körper; bei einigen nimt er zu, bei andern ab, wie z. B. Eis auf dem Waſſer ſchwimmt, welches einen deutlichen Beweis abgibt, daß letzteres beim Gefrieren in einen größern Raum ausgedehnt worden iſt. Die meiſten, wo nicht alle Materien, cryſtalliſiren ſich beim Geſtehen ſowol als beim Gefrieren. (S. Cryſtall).

Gefühl iſt, körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das inſonderheit den Finger- und Zehenſpitzen eigenthümliche Sinnesvermögen (das Getaſt oder der Betaſtungsſinn), deſſen Sitz die durch den ganzen Körper bis an ſeine äußerſten Begrenzungen verbreiteten Nerven ſind. Die körperliche Empfindung ſetzt aber auch ein inneres oder geiſtiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geſchehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechſelt; beide ſind aber keinesweges einerlei. Empfindung iſt Bewußtſein eines empfangenen Eindrucks, und bezieht ſich mithin jederzeit auf einen Gegenſtand außerhalb unſers eigentlichen Ichs. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf uns ſelbſt, ſo werden wir uns des Zuſtandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung (Ein-findung, es findet ſich ein Aeußeres in unſer Bewußtſein ein) verſetzt worden ſind: wir fühlen. Man kann daher ſagen: ich empfinde einen Gegenſtand außer mir; muß aber ſagen: ich fühle mich. Gefühl iſt demnach Bewußtſein des Zuſtandes, in welchen ich durch eine Empfindung verſetzt worden bin. Aber dies Gefühl erſtreckt ſich weiter als jenes. Denn es umfaßt alle Empfindungen, 1. des äußern Sinnes, ſie mögen herkommen, von welchem Organ ſie wollen, alſo auch die des Geſichts, des Gehörs u. ſ. w.; 2. der innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch ſolche Veränderungen des Seelenzuſtandes entſtehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der

Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verſtand und Vernunft erzeugt werden u. ſ. w. Die Zuſtände, worein das Gemüth verſetzt werden kann, laſſen ſich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemiſchte. Iſt nämlich der Zuſtand unſers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entſteht, in ihm zu verharren, ſo iſt der Zuſtand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Iſt hingegen unſer Gemüthszuſtand von der Art, daß in uns das Verlangen entſteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, ſo iſt der Zuſtand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unluſt, Schmerz. Es trifft ſich aber auch, daß das Gemüth zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Zuſtänden hin und her ſchwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangenehm ſind. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zuſtande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen, geht wechſelsweiſe bald in dieſen, bald in jenen Zuſtand über. Man nennt Gefühle dieſer Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei dieſen wechſelnden Uebergängen von Luſt zu Schmerz und von Schmerz zu Luſt Rührungen. Alle Gefühle ſind nun dieſem zu Folge Gefühle der Luſt, oder der Unluſt, oder aus beiden gemiſchte, rührende Gefühle. Es gibt demnach a) das ſittliche oder moraliſche Gefühl, welches nichts anders iſt, als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der Vorſtellung des Guten oder Böſen empfinden, und dies Gefühl heißt ſittlich, weil es ſich auf das durch das Sittengeſetz beſtimmte (gebotene) Gute oder (verbotene) Böſe bezieht. Von andrer Art iſt b) das äſthetiſche Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen am Häßlichen und Niedrigen beſteht. Eben ſo empfinden wir ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren, und Mißfallen am Falſchen, woraus c) das Wahrheitsgefühl entſpringt, das man auch ein logiſches Gefühl nennen könnte. Alle dieſe Gefühle ſind in dem Menſchen ſchon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen ſehr verſtärkt und verfeinert werden, ſo wie im Gegentheil ſie auch durch Rohheit, Laſterhaftigkeit u. dgl. dergeſtalt geſchwächt und unterdrückt werden können, daß ſie in manchen Menſchen ganz erſtorben zu ſein ſcheinen. D.

Gefühlsmenſchen heißen diejenigen, welche in ihren Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundſätze beſtimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall iſt, Verſtandes- oder auch Vernunftmenſchen genannt werden, weil das Denken der Grundſätze eine Thätigkeit des Verſtandes und der Vernunft iſt. Es iſt indeſſen dieſer Gegenſatz ſehr unbeſtimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menſchen in ſeinen Ueberzeugungen und Handlungen beſtimmen, verbergen ſich oft die Grundſätze, wenn ſie nicht mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit gedacht werden. Eben darum iſt es gefährlich, ſich blos nach Gefühlen zu richten, weil ſich dann leicht falſche (theoretiſche oder practiſche) Grundſätze einſchleichen, und die Maske ſchöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber ſehr ſchwer iſt, Grundſätze deutlich und beſtimmt zu denken, und noch ſchwerer, nach ſo gedachten Grundſätzen zu urtheilen und zu handeln, ſo überlaſſen ſich die meiſten Menſchen lieber ihren Gefühlen, und ſchwelgen in denſelben mit ſchwärmender Einbildungskraft, wobei ſie wol gar mit einer gewiſſen Verachtung auf diejenigen herabſehen, welche den Gefühlen nur in ſo fern huldigen wollen, als dieſelben auch vor dem Richterſtuhle des Verſtandes und der Vernunft ſich rechtfertigen laſſen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritiſche Philoſophie eine tiefere Erforſchung der geiſtigen Natur des Menſchen und eine ſchärfere Zergliederung der Thatſachen des Bewußtſeins vermittelte, wurden auch in Hinſicht der verſchiedenen Ankündigungen des geiſtigen Subjects drei Vermögen nach ihrer urſprünglichen Begründung und Geſetzmäßigkeit von einander unterſchieden: das Vorſtellungsvermögen, das Gefühlsvermögen, und das Begehrungsvermögen. Dieſe drei Vermögen ſind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtſein, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil ſie weder durch einander beſtehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; ſie ſtehen aber auch gegen einander in Wechſelwirkung, weil Vorſtellungen eben ſo in Gefühle, wie Gefühle in Vorſtellungen, und Vorſtellungen und Gefühle in Beſtrebungen, ſo wie Beſtrebungen in Gefühle und Vorſtellungen übergehen können; es findet ſich endlich zwiſchen dieſen drei Vermögen ein harmoniſcher Zuſammenhang, weil keines derſelben das andere in ſeiner geſetzmäßigen Aeußerung hindert, und ſie gemeinſchaftlich den Geſammtzweck der geiſtigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realiſiren beſtimmt ſind. Das Gefühl iſt aber eben ſo weſentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen verſchieden. Dem Urſprunge nach iſt die Empfindung ſinnlich, das Gefühl geiſtig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieſes entſteht durch das Wirken unſers geiſtigen Princips auf ſich ſelbſt. Die Empfindung iſt mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden; das Gefühl iſt das Eigenthum eines Weſens, das Freiheit beſitzt. Die Empfindung hat die ganze organiſirte und belebte Welt, nach unzähligen Verſchiedenheiten und Graden, mit dem Menſchen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geſchöpfe ſehr verſchieden ſein; das Gefühl iſt blos das Eigenthum vernünftiger Weſen. Wir finden nemlich in unſerm geiſtigen Weſen die unmittelbare Ankündigung unſers Daſeins überhaupt, unſers jedesmaligen individuellen Zuſtandes insbeſondere, und unſerer Perſönlichkeit, als Weſen, in welchem ein doppeltes Syſtem von Kräften zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden iſt, und die, nach dieſer Verbindung, eben ſowol der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen dieſe unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterſcheiden daſſelbe weſentlich von unſern Vorſtellungen und von unſern Beſtrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daſeins in uns ſich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unſer Daſein, und bevor ſich noch die Begriffe von Individualität und Perſönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns ſchon als Individuen, nach der innigſten Vereinigung von ſinnlichen und geiſtigen Anlagen zu dem Ganzen einer Perſon. Bevor wir noch zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, zwiſchen Tugend und Laſter im Begriffe unterſcheiden können, fühlen wir uns als freie Weſen, und die Stimme des Gewiſſens entſcheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unſerer Handlungen. Das Gefühl iſt alſo, nach ſeiner urſprünglichen geſetzmäßigen Ankündigung im Bewußtſein, weder Vorſtellung noch Beſtrebung, und an ſich betrachtet, weder die Urſache, noch die Folge einer Vorſtellung, ſondern ein eben ſo unabhängiger Actus des geiſtigen Subjects im Bewußtſein, wie die Vorſtellung, und ſeiner Einheit nach, in welcher kein Mannichfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, ſondern blos des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wie fern es aus der Selbſtthätigkeit des geſtigen Subjects hervorgeht, iſt,

ſeiner Ankündigung und Richtung nach, unerſchöpflich und in einem gewiſſen Sinne unermeßlich; nie wird es in ſeinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punct deſſelben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) verſucht worden iſt, und, wenn auch dieſer Verſuch gewagt werden ſollte, kein ähnliches Reſultat von dieſer Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geiſtigen Vermögen zu erwarten iſt, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, ſo müſſen wir in Hinſicht des Gefühls bei dem Reſultat ſtehen bleiben, daß es das zum Bewußtſein gebrachte unmittelbare Reale ſei, welchem, nach ſeinem Urſprunge aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Subjects, Unermeßlichkeit, aber nach den Begrenzungen einer endlichen Individualität, zukommt. Nur dadurch ſcheint es ſich erklären zu laſſen, wie der Menſch vermittelſt des Gefühls gleich ſtark, theils von der Realität alles deſſen, was das Gefühl urſprünglich und unmittelbor verbürgt (vom Daſein, Individualität und Perſönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intenſiven Kraft des Gefühls, theils von den Grenzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen ſich das menſchliche Daſein und die menſchliche Freiheit ankündigt. In dieſem Sinne iſt denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des ſubjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darſtellung des Gefühls der Grundcharakter der poetiſchen Sprache und das unterſcheidbare Merkmal derſelben von der Sprache der Proſa und der Beredſamkeit bleibt. So viel von der Methaphyſik über das Gefühlsvermögen; über Darſtellung deſſelben in der empiriſchen Pſychologie, ſ. Gefühl. Nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit und Beſtimmung ſcheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwiſchen dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen zu ſein, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächſt von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgeſtellten und zu realiſirenden Gegenſtande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realiſiren beſtrebt iſt, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinſten und höchſten ſind; ſo muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinſicht dieſer Ideale die höchſte und vollendetſte ſein. Selbſt die Glückſeligkeit, die in einzelnen ſinnlich angenehmen Zuſtänden beſteht, kann bei dem Menſchen, wegen des Zuſammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealiſchen Beziehung erhoben, und dadurch als die Totalität der ſinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung nennt man in der Muſik einen ſolchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine ſteigt, indeſſen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder ſo auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet ſind. Man kann dieſe Art von Bewegung von mehreren Seiten als die beſte betrachten, beſonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei ſelbiger am ſicherſten iſt, manchen fehlerhaften Fortſchreitungen und unharmoniſchen Gängen zu entgehen.

Gegenbeweis iſt die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch derſelbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften ſucht. Die Friſt des Gegenbeweiſes geht von der Inſinuation des Beweiſes an und in gleicher Form wie die Beweisfriſt. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt, nächſt der Entkräftung des über die Klagen geführten Beweiſes, die Bewahrheitung der Einreden

ſein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des Beweiſes die Bewahrheitung der Replikſen ſein Zweck. Der Gegenbeweis wird nie vom Richter auferlegt, ſondern vorbehalten. In den Acten nimt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Prozeßtheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erſt die Kraft und Richtung der Beweisführung abſehen, und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. Vergl. d. Art. Prozeß. A.

Gegenfüßler oder Antipoden nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmeſſer nach entgegenſtehn, weil ſie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunct der einen iſt der Fußpunct der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengeſetzten geogr. Breiten der Erde, und die geogr. Längen ihrer Standpuncte ſind um 180 Gr. verſchieden; ihre Tageszeit weicht daher nur um 12 Stunden von einander ab und ihre Jahreszeiten ſind einander entgegengeſetzt. Wenn bei uns der Frühling ſeinen Anfang nimt, ſo geht bei ihnen der Herbſt an; ſie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgeſtalt der Erde führt von ſelbſt auf die Vorſtellung der Antipoden, deren man ſchon vor Cicero gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerſpruch mit der Bibel, und im 8. Jahrh. wurde der Erzbiſchof zu Salzburg, Virgilius, ihretwegen in den Bann gethan. Erſt als Erdumſegler die Sache außer Zweifel ſetzten, hörte der Widerſpruch gegen die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde und von den Antipoden auf. Nicht zu verwechſeln ſind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit uns einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengeſetzte Breiten haben. Die Gegenwohner haben mit uns, ihren Gegenwohnern, einerlei Mittagszeit, alſo einerlei Tagesſtunden, aber entgegengeſetzte Jahreszeiten.

Gegenſatz, ſ. Antitheſe und Contraſt.

Gegenſchein (Oppoſition), ſ. Aſpecte.

Gegenwirkung oder Reaction entſteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in ſeiner Bewegung erleidet. Ein in Bewegung begriffener Körper A kann einen andern B, der ſich ihm entgegenſtellt, wieder bewegen, oder deſſen Bewegung abändern, d. h. er kann ihm eine Bewegung mittheilen. A erleidet dadurch, daß ihm ein Theil ſeiner Kraft entzogen wird, ſelbſt eine Veränderung. Die Urſache davon liegt in der Gegenwirkung von B; A wird gerade ſo viel Kraft verlieren, als ihm B Widerſtand entgegenſetzt. Die Atomiſten ſtellten ſich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geſchieht, dem einwirkenden Körper einen Theil ſeiner Bewegung oder ſeine ganze Bewegung gleichſam entziehe, bis beide eine gleiche Geſchwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders iſt, als bloßes Unvermögen, ſich von ſelbſt zu bewegen, ſo kann ſie einem bewegten Körper nichts von ſeiner Bewegung entziehen, kann nicht Urſache des Widerſtandes ſein. Nach der Lehre der Dynamiſten gibt es keine Materie ohne zurückſtoßende und anziehende Kräfte; ja ohne dieſelben iſt gar keine Materie möglich. Da nur urſprüngliche Kräfte das Weſen der Materie ausmachen, ſo wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths-Verordnungen oder Ordres of Council, Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenſtände aus dem Ge-

heimenrath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen deſſelben, nach vorgängiger Berathſchlagung und Abſtimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlaſſen werden. Die Ueberſetzung Cabinetsordre iſt daher nicht paſſend, weil wir unter letzterer gewöhnlich einen von der reinen Willkür eines unumſchränkt regierenden Fürſten ausgehenden Befehl verſtehen. Vergl. Continental-Syſtem.

Gehirn iſt eine weiche, theils röthlich graue, theils weißliche, in der Hirnſchale befindliche Subſtanz, mit vielen Adern durchwebt und von verſchiedenen Häuten umgeben. Es beſteht aus zwei, durch feine Adern und Faſern verbundenen, Hauptheilen. Das ſogenannte große Gehirn (Cerebrum) nimt bei dem Menſchen den obern Theil des Kopfes ein, und iſt ſieben- bis achtmal größer als das darunter liegende kleine Gehirn (Cerebellum). Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenſeite des großen Gehirns befinden ſich Furchen und jedesmal zwiſchen zweien derſelben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entſtehen, indem ſich die Gefäßhaut ins Gehirn einſenkt, um daſſelbe tiefer mit Blut zu verſorgen. Die äußere röthliche Subſtanz des Gehirns iſt weicher und gefäßreicher als die innere weiße, welche das Mark des Gehirns heißt. Das Mark beſteht aus Faſern, die nach den einzelnen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eigenen Kammer der Hirnſchale. Auf der Grundfläche ſieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwiſchen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zuſammenhängen. Es iſt eben ſo wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markig. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortſetzungen der Gefäßhaut durchzogen, als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, ſo ſieht man graue Ringe mit markigen einigermaßen concentriſch abwechſeln. Zwiſchen der röthlichgrauen und markigen Subſtanz findet ſich allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelſubſtanz. Alles Mark des kleinen Gehirns kommt in der Mitte gleichſam in einen kurzen Stamm zuſammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel ſeltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menſchlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt iſt. Selbſt die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach ſcheinen, wie z. B. das Rückenmark, beſtehen eigentlich aus zwei ſymmetriſchen Hälften. Das Gewicht des geſammten Gehirns beträgt beim Menſchen 2 bis 3 Pfund; es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt, mit dem Alter wird es ſpecifiſch leichter. In Krankheiten, die mit Geiſteszerrüttung verbunden ſind, wird es zuweilen feſter, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn iſt das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung iſt aber von der Vorſtellung untrennbar; ſie wäre ohne dieſelbe gar nichts. Indem alſo das Gehirn der Mittelpunct von jener iſt, muß es auch der Sitz von dieſer ſein. (Vergl. die Artikel Gall und Schädellehre.)

Gehör iſt der Sinn, durch welchen wir Weſen Wahrnehmung von denjenigen Schwingungen und Bewegungen der Luft bekommen, welche wir Ton, Schall oder Klang nennen. Das Werkzeug des Gehörs iſt das Ohr, ein in ſeinem Baue ſehr zuſammengeſetzter, künſtlicher Theil des thieriſchen Körpers. Man theilt es in das äußere, mitt-

lere und innere Ohr. Die beiden erſtern Theile ſind vornehmlich dazu beſtimmt, den Schall aufzufaſſen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem inneren bewerkſtelligt zu werden ſcheint. Zum äußern Ohr gehört die Muſchel und der knorpliche Gehörgang. Dieſer ſchließt ſich der Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begrenzt wird. Das Trommelfell iſt ein nach innen converes, ſehr elaſtiſches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder ſogenannte Pauke. In dieſer ſind die Gehörknöchelchen, ihrer Geſtalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr iſt durchaus zweckmäßig gebildet, um die wellenförmigen Erſchütterungen der Luft aufzufangen, und ſie in die Muſchel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieſes letztern, z. B. beim menſchlichen Ohr, 50mal kleiner iſt, als die Fläche des äußern Ohrs, ſo muß hier der Schall um 50mal ſtärker ſein, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden ſich die Töne, und pflanzen ſich weiter fort durch die überſpannte Haut des Trommelfells und mittelſt der Gehörknöchelchen. Die innerſte Höhle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöhle etwas nach hinten in der feſteſten Maſſe des Schläfeknochens, und beſteht aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einem ſpiralförmigen Canal, der ſich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelſt einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenſter genannt, mit der Trommelhöhle zuſammen. Um das runde Fenſter läuft ein Canal, der Fallopiſche genannt, welcher einen Nervenfaden des ſiebenten Nervenpaares enthält. In dieſen künſtlichen Theilen, die man das innerſte Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, werden die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne zur Aufnahme noch beſonders ausgebildet, und erreichen endlich die eigentlichen Gehörnerven, denen ſie ihre Eindrücke mittheilen, um ſie zu dem Gehirn ſelbſt zu leiten, wo ſie zur Empfindung erhöht werden. Die Entſtehung dieſer Empfindung hat man auf mancherlei Weiſe zu erklären verſucht, allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geiſt des Menſchen zu durchdringen vergeblich bemüht iſt. Eine Reihe der anziehendſten phyſiologiſchen Beobachtungen über das Gehör und deſſen Werkzeuge bei den verſchiedenen Claſſen der Thiere findet man in Chladnis Akuſtik.

Gehorſam, ſ. Kloſtergelübde.

Gehörwerkzeuge (künſtliche), Hörmaſchinen, Hörröhren, nennt man gewiſſe Inſtrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verſtärken. Die Formen derſelben ſind ſehr verſchieden, doch geben, im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, dieſen Mangel zu erſetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden iſt, die innern Gehörwerkzeuge aber erſchlafft ſind, oder auf irgend eine andere Weiſe leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verſtärken. Es hat aber das äußere Ohr der Menſchen und der Thiere hauptſächlich den Nutzen, daß durch ſeine trichterförmige Geſtalt die Schallſtrahlen gleichſam vereinigt, zuſammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaſchinen nun, welche, wie geſagt, die Wirkung des äußern Ohrs erſetzen oder verſtärken ſollen, ahmen mehr oder weniger deſſen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieſer Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, ſie ſind meiſtens ziem=

ſich groß und gewöhnlich mit Handgriffen verſehen, um ſie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünſcht, an das Ohr zu halten, und zwar ſo, daß die engere Windung in den Gehörgang geſteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Dieſe Inſtrumente wurden aber, wie man leicht einſieht, durch ihre Größe und Schwere, ſo wie dadurch, daß ſie beſtändig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und läſtig; auch verſteckten ſie den Fehler, gegen welchen ſie helfen ſollten, nicht genugſam, vertrugen ſich alſo nicht mit der Eitelkeit der Menſchen, und wurden deßhalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaſchinen leiden nicht an dieſen Mängeln und verdienen in jeder Hinſicht empfohlen zu werden. Die eine ſtellt einen kleinen ſilbernen Trichter dar, auf deſſen innerer Fläche ſich eine ſchneckenförmig vielfach gewundene Leiſte befindet, wodurch ein eben ſolcher Gang gebildet wird, deſſen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden ſich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maſchine an das äußere Ohr zu befeſtigen. Eine zweite ebenfalls ſehr brauchbare, beſteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohre befeſtigt wird. Auch können zwei ſolche Inſtrumente durch einen elaſtiſchen Bügel vereinigt und auf dieſe Weiſe in jedem Ohre eins angebracht werden. Ein drittes Inſtrument endlich beſteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich iſt, und deſſen Schenkel in zwei ſich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieſer Bügel wird ſo auf dem Kopfe unter den Haaren befeſtigt, daß die Mündung in ſeiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang geſteckt. Dieſes letztere Inſtrument hat den Vortheil, daß es ſehr gut die geraden, von vorn kommenden Schallſtrahlen auffängt.

Gehrung heißt bei den Holzarbeitern die ſchräge, nach der Winkellinie eines rechtwinkligen Vierecks gehende Richtung und eine in ſolcher Richtung laufende Fläche. Daher Gehrhobel, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; Gehrmaß, ein Richtſcheit mit einem Anſchlage oder Querbrettchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeſchrägt iſt. Man bedient ſich deſſelben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige, ſ. Violine.

Geißelungen haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Chriſtus und die Apoſtel gegeißelt worden, war ein Umſtand, von dem die Andächtelei finſterer Zeiten Anlaß zu jenen willkürlichen Selbſtpeinigungen nahm, von denen hier die Rede ſein ſoll. Schon ſeit den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus hatten einzelne Schwärmer durch ſtrengere Enthaltſamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangenen Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichſam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen geſucht. Um an den Leiden Chriſti Theil zu nehmen und ſich der Entſündigung durch ihn deſto gewiſſer zu machen, erwählten viele, wie der Abt Regino zu Prüm im 10. Jahrh., dazu die Geißelung; jedoch wurde dieſe Art von Büßung erſt vom 11. Jahrh. an allgemeiner, da Petrus Damiani von Ravenna, Abt des Benedictiner-Kloſters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und ſpäter Cardinalbiſchof von Oſtia

der ganzen Chriſtenheit und insbeſondere den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom hölliſchen Feuer auf das dringendſte empfahl. Sein Beiſpiel und der Ruf ſeiner Heiligkeit verſchaffte ſeiner Ermahnung bald Eingang: Geiſtliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen; man ſetzte gewiſſe Zeiten feſt, um dieſe apoſtoliſche Schlägezucht (disciplina) an ſich zu verrichten, und in mehreren Klöſtern wurde ſie ein Theil der geordneten Zucht. Fürſten bedienten ſich ihrer als Reinigungsmittel und ließen ſich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu dieſem Behufe eine elfenbeinerne Büchſe mit fünf kleinen eiſernen Ketten beſtändig bei ſich und ermunterte ſeinen Beichtvater, recht derb zuzuſchlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchſen an die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes und andere gute Freunde als beſondere Gnadengeſchenke zu gleichem Gebrauche aus. Der Wahn, ſich durch dieſe Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. zu einer Raſerei, die ganze Länder ergriff und die ſeltſamſten Schauſpiele darbot. „Um dieſe Zeit,“ ſchreibt der paduaniſche Mönch in ſeiner Chronik beim J. 1260, „da ganz Italien von Laſtern befleckt war, gaben ſich plötzlich einem unerhörten Unternehmen erſt die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens hin. Die Furcht Chriſti kam ſo ſtark über ſie, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen; jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er ſich unter Seufzen und Weinen, unter Abſingung von Bußpſalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peitſchte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen ſie ſo im härteſten Winter zu Hunderten und Tauſenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da ſchwiegen alle muſikaliſchen Inſtrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Geſang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch dieſen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härteſten konnten ſich der Thränen nicht enthalten, Uneinige ſöhnten ſich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Miſſethäter bekannten ihre Verbrechen und beſſerten ihren Wandel.“ Aber dieſe plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuariſches Schwärmen, ja ſogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten ſich zu Brüderſchaften, Flagellatori in Italien, Flagellanten in Frankreich, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutſchland genannt (ſ. Flagellanten). Nach der coſtnitzer Kirchenverſammlung (1414—1418) wurden Geiſtliche und Laien des Geißelns nach und nach überdrüſſig; die Franziskanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längſten getrieben. Daß ein ſo widerſinniger Gebrauch aufkommen und ſich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen ſo lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man ſich davon verſprach, nicht befremden können. Das Geißeln vertrat nach den herrſchenden Begriffen des Mittelalters jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Abſingung von 30 Pſalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahr Buße u. ſ. w. Eine italieniſche Wittwe im 11. Jahrh. rühmte ſich, durch Selbſtgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300,000 Streiche gehörten. Ueberdies gab die Meinung, daß man

durch die Selbſtpeinigung auch bei der größten Sündenſchuld der Hölle entfliehen und ſich den Ruf beſonderer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen ſo lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer beſſern Erkenntniß verſchwanden. E.

Geiſt. Im Gegenſatz des Körpers wird der Geiſt als ein Weſen gedacht, das mit Bewußtſein thätig iſt, deſſen Thätigkeit daher im Vorſtellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen beſteht. Wird ein ſolches Weſen in Verbindung mit einem Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechſelwirkung ſteht, gedacht, ſo heißt es Seele und jener Körper ſein Leib. Ob es reine, d. h. körperloſe Geiſter gebe, iſt viel beſtritten, aber natürlicherweiſe nie ausgemacht worden. Indeſſen hat man auf dieſe Vorausſetzung ſelbſt eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, die Geiſterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft, als Philoſopheme der Vernunft enthält. Dieſe angebliche Wiſſenſchaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, beſonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft ſich immer in einem überſpannten Zuſtande befand, und die daher die Geiſter wol gar in körperlicher Geſtalt zu ſchauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu ſtehen wähnten. Solche Geiſterſeher unterſchieden dann auch, vermöge ihrer Bekanntſchaft mit dem Geiſterreiche, verſchiedene Claſſen und Ordnungen von Geiſtern, als gute und böſe Geiſter, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menſchen, Luftgeiſter, Erdgeiſter u. ſ. w., nach ihren Wohnungen (ſ. d. Art. Dämonologie, Engel, Teufel, Gabalis). Auch gaben dergleichen Perſonen oft vor, daß ſie die geheime Kunſt beſäßen, die Geiſter ſich unterwürfig zu machen, ſie erſcheinen zu laſſen u. ſ. w., wozu man ſich insgemein gewiſſer Formeln oder Zauberwörter bediente. Daher entſtanden Geiſterbeſchwörer oder Geiſtercitirer, die aber oft nur verſchmitzte Betrüger waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menſchen durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. dergl. zu ihrem Vortheile benutzten. Ob nun gleich das Grundloſe der Geiſterlehre und das Trügliche der Geiſterkunſt (Magie) theils durch Schriften (unter welchen vorzüglich Kants Träume eines Geiſtesſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik, zu bemerken ſind), theils durch Nachahmung der ſogenannten Geiſtererſcheinungen mittelſt der optiſchen Täuſchungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden iſt: ſo hat doch der Aberglaube ſich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweiſt, den Jungs Schriften über die Geiſterwelt in unſern Zeiten, ſelbſt unter den höhern Ständen, gefunden haben. Man nimt aber das Wort Geiſt oft auch in andern Bedeutungen, ſo daß man darunter nicht ein beſondres, mit Bewußtſein thätiges Weſen verſteht, ſondern die inneren Beſtimmungen gewiſſer Dinge. So ſagt man von einem Menſchen, er habe Geiſt, wenn ſeine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirkſam iſt; und wiefern ſich dieſe innere Beſtimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menſchen abſpiegelt, legt man auch wol dieſen Theilen des Menſchen Geiſt bei. Daher ſagt man ferner ein geiſtreicher oder geiſtvoller Menſch, Schriftſteller, Künſtler, desgleichen eine geiſtreiche Phyſiognomie, ein geiſtvolles Auge u. ſ. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menſchliche Ereigniſſe über, wiefern ſich in ihnen die innere Kraft des Menſchen, der ſie hervorbrachte, ankündigt, und ſagt daher: ein geiſtreiches Buch,

ein geiſtvolles Kunſtwerk, Gedicht, Gemälde u. ſ. w. Bei geiſtreichen Kunſtwerken kommt es aber weniger auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr der Einbildungskraft an, wiewol dieſe allein noch kein wahres Kunſtwerk zu ſchaffen im Stande iſt, ſondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verſtande bei ihren Hervorbringungen wirkſam ſein muß. Endlich trägt man auch das Wort Geiſt ſelbſt auf Getränke über, wiefern ſie die Kraft haben, zu berauſchen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deßhalb nennt man ſie geiſtige Getränke. Dasjenige Element derſelben, welches man als den eigentlichen Grund jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geiſt, und bezeichnet die übrigen Beſtandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung ſetzt man in Beziehung auf die menſchliche Rede dem Geiſte, d. h. dem innern oder höhern Sinne derſelben, den Buchſtaben, d. h. den bloßen Wortſinn, das Grammatiſch-Lexikaliſche der Rede, entgegen. Im Franzöſiſchen heißt Geiſt (esprit) oft nichts anders als Witz oder Laune, desgleichen die Gabe, ein unterhaltendes Geſpräch zu führen. D.

Geiſt (der heilige) iſt, nach dem Sinne des neuen Teſtaments, die Gottheit ſelbſt, in ſo fern ſie als die höchſte Vernunft auf geiſtige und moraliſche Zwecke überhaupt und insbeſondere auf die Erhaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums hinwirkt. Wenn Jeſus ſeinen Jüngern den Geiſt der Wahrheit, den Paraklet oder Tröſter, verheißt und von ihm ſagt, er ſolle auf alle ausgegoſſen werden, die das Chriſtenthum annehmen würden; ſo verſteht er darunter dieſe göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit ſeiner Religion das menſchliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeiſtert und durch ihre himmliſchen Tröſtungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüſtete die Apoſtel Jeſu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferſtandenen und beim Antritte ihres weltumfaſſenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allſeitigen Anwendbarkeit der Religion Jeſu reifer und lebendiger wird, klärt dieſe göttliche Kraft des Geiſtes ſie über alle die Winke und Lehren ihres Meiſters auf, die ihnen in ihrer ſonſtigen Befangenheit dunkel geblieben waren, und leiſtet ihnen und den Evangeliſten beim Niederſchreiben der Bücher des neuen Teſtaments den wunderbaren Beiſtand, der ſchon die Verfaſſer des alten Teſtaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift das Anſehn und die Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; ſie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuverſichtlichkeit mit, durch die ſie nun fähig ſind, zu Menſchen von allen Nationen in der allgemein verſtändlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu ſprechen, und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, deſſen ſie ſelbſt leben; ſie macht ſie ſiegreich gegen ihre Widerſacher und ſtandhaft unter den Streichen ihrer Verfolger; ſie ſtärkt und erquickt ihr Herz unter den ſchrecklichſten Qualen, und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr ſie erwartet. Dies ſind die Gaben des heiligen Geiſtes, durch welche die Apoſtel, ſo wie die Ueberzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Chriſten aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menſchen, denen es ſelbſt an Aufſchwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Ueberzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben ſo unbegreiflich als unmöglich ſind. Daß aber dieſer einfache, dem wahren Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen und der Entwickelungsweiſe des menſchlichen Gemüths ganz angemeßne

Begriff von dem Weſen und Wirken deſſen, was in der Bibel heiliger Geiſt genannt wird, in der Folgezeit mannichfaltig verkünſtelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menſchen mit religiöſen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des 3. Jahrh., nannten den heil. Geiſt ein von Gott durch Chriſtum hervorgebrachtes, obwol das allervortrefflichſte, Geſchöpf; Macedonius in der Mitte des 4. Jahrh., Biſchof von Conſtantinopel, ſprach ihm die Gleichheit des Weſens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien, im J. 362, erklärte ihn und ſeine Anhänger — Pneumatomachi oder Geiſtesfeinde — für Irrlehrer, und die allgemeine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, im J. 381, ſetzte für die ganze chriſtliche Kirche ausdrücklich feſt, der heil. Geiſt müſſe als die vom Vater ausgehende dritte Perſon in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Auguſtinus behauptete, der heil. Geiſt gehe vom Vater und vom Sohne aus, und die Synode von Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Dieſe kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom 8. bis ins 11. Jahrh. währenden Streit zwiſchen der abendländiſchen oder lateiniſchen, und der morgenländiſchen oder griechiſchen Kirche, welcher endlich eine ganze Trennung zur Folge hatte. Die dem Papſte anhängigen Abendländer und mit ihnen die Proteſtanten behaupten, daß der heil. Geiſt vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geiſtes, als der dritten Perſon in der Gottheit, iſt übrigens beiden Kirchen und auch den Proteſtanten als ein weſentliches Stück des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes in der chriſtlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik des Prieſterregiments, auf der andern der Myſticismus einiger Secten überſpannte und ſchwärmeriſche Vorſtellungen in Umlauf gebracht (ſ. Gnade, Hierarchie, Inſpiration), und um ſeine Gegenwart zu verſinnlichen, hat man ihn, zufolge eines mißverſtandenen Geſichts des Täufers Johannes bei der Taufe Jeſu, ſogar in Geſtalt einer Taube abzubilden gewagt. Uebrigens kehrt gegenwärtig die Theologie nachgerade zu den urſprünglichen bibliſchen Beſtimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beiſtande des heiligen Geiſtes zurück, und unſre Vorſtellung von dieſer göttlichen Kraft kommt der Idee einer geſunden Religionsphiloſophie von dem Zuſammenhange des Geiſtigen im Menſchen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geiſt aus der von ihm eingegebenen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeiſterter Menſchen, wie in unſerm Gewiſſen ſpreche, und eine gefliſſentliche Widerſetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Ueberzeugung — die Sünde gegen den heiligen Geiſt — unverzeihlich ſei; daß man die durch Lehren, Beiſpiele und innern Gewiſſensdrang erweckten Vorſätze und geleiteten Fortſchritte unſrer ſittlichen Beſſerung als ein Werk dieſes Geiſtes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Begeiſterung für das Gute und religiöſe Beredſamkeit als Gaben von ihm, das prieſterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müſſe, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zuſprache ſeines Geiſtes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieſes ſteht mit der menſchlichen Vernunft keineswegs im Widerſpruche. Vielmehr unterſcheidet dieſe genau von dem, was bei den Menſchen Geiſt genannt wird, den Geiſt Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß ein geiſtvoller

Menſch wol ſehr unheilig denken und handeln, der heilige Geiſt aber mit ſeinen Gaben und Kräften nur in reinen, unſchuldigen Seelen wohnen kann. E.

Geiſt der Zeit iſt die in einem Zeitalter herrſchende Denkart und Handlungsweiſe. Es iſt alſo eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geiſt beilegt, ſondern die in der Zeit, nemlich in einem gewiſſen Theile derſelben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menſchen. Wenn man alſo ſagt, der Geiſt der Zeit iſt egoiſtiſch oder revolutionsſüchtig, ſo heißt dies nichts anders, als die geiſtige Stimmung der in einer gewiſſen Zeit lebenden Menſchen iſt ſo beſchaffen, daß die Meiſten unter ihnen nur für ihr perſönliches Wohlbefinden ſorgen, oder einen großen Hang zu politiſchen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menſchen einen gewiſſen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge deſſen das Beiſpiel Andrer ein äußerer Reiz oder Erregungsmittel für ihn wird, daſſelbe zu thun, ſo iſt hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem ſein Nachahmungstrieb ſtärker oder ſchwächer iſt, und er weniger oder mehr Selbſtſtändigkeit hat, auch dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes auf ſeinen Charakter und ſein Verhalten mehr oder weniger unterworfen iſt. Daher wird dem Zeitgeiſte eine gewiſſe Herrſchaft beigelegt, die aber doch nicht ſo allmächtig iſt, daß man ſich nicht durch eigne Geiſteskraft darüber erheben könnte. Die Urſachen, welche in einem gewiſſen Zeitalter einen eigenthümlichen Geiſt hervorbringen, können ſehr verſchieden ſeyn, werden aber doch faſt immer entweder aus ſo ausgezeichneten, kräftigen Geiſtern, welche in religiöſen, politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Anſichten eine bedeutende Aenderung bewirkten, oder aus ſo ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß ſich weit erſtreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegeriſchen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen hervorgehn.

Geiſtererſcheinung. Man verſteht darunter in den meiſten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeſchiedenen Geiſtes in der Geſtalt ſeines vorigen Körpers, eines Schemen, und die Nachahmung dieſes Phänomens durch die natürliche Magie, wird in dieſer Beziehung Phantasmagorie genannt, welcher wir einen eigenen Artikel gewidmet haben. Wie entſchieden auch in der neuern Zeit die Philoſophie wider die Möglichkeit derſelben ſich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optiſchen) Betrugs und einer Selbſttäuſchung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewieſen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an dieſe Möglichkeit, und darum iſt auf der Bühne die Erſcheinung eines Geiſtes oder Schemen einer der ſtärkſten tragiſchen Hebel, eines der wirkſamſten Mittel zu kunſtzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechiſchen Tragiker haben ſich deſſen ſowol bedient, als Shakſpeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch iſt der Geſchmack der Franzoſen im Ganzen dagegen, wegen ſeines Anſpruchs auf Naturmäßigkeit aller theatraliſchen Ereigniſſe; und ſie haben ſelbſt den Hamlet ohne Geiſt auf ihre Bühne gebracht. Das iſt eine von den Folgen des Irrthums, daß alles, was auf der tragiſchen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken ſcheint, auch die Zuſchauer täuſchen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müſſe. Geſchähe das bei der Erſcheinung des erſchlagenen Banko in Macbeth z. B., ſo würde eben dadurch die Kunſtwirkung vernichtet werden, und an ihre Stelle eine rein peinliche natürliche treten: der Zuſchauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, ſondern ein eignes Entſetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt

keineswegs vom wirklichen Glauben des Zuſchauers, ſondern von dem ſcheinbaren des Spielers ab, und wir müſſen Bankos Geiſt nur darum auf dem Theater ſehen, weil wir ſonſt über die Urſache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwiſchen beruht der richtige Gebrauch dieſes tragiſchen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueſte Verſuch, der in dem Trauerſpiele, die Ahnfrau, gemacht worden iſt, die Erſcheinung und Mithandlung einer Verſtorbenen als Hauptſache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuſchauer mit einer Art von künſtleriſchen Geſpenſterſchauder zu unterhalten, ſcheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu ſein. A. Mnr.

Geiſteskrankheiten ſind diejenigen Arten von Störungen des freien Bewußtſeins, in welchen der Menſch fortdauernd entweder keiner lebhaften und beſtimmten Vorſtellungen fähig iſt, oder verkehrte, d. h. dem geſunden Verſtande widerſprechende Vorſtellungen bei ſich unterhält, ohne ſich von ihrer Verkehrtheit überzeugen zu können. Im erſten Falle iſt Blödſinn vorhanden, welcher, wenn er ſich als allgemeine Abſtumpfung der der geiſtigen Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit zeigt, Dummheit, wenn er aber als kindiſches Unvermögen, Vorſtellungen zu feſten Begriffen zu verbinden, erſcheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeit den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichſam der Geiſt aus ſeinen Fugen gerückt iſt. Sehr häufig ſind dieſe verſchiedenen Krankheiten des Verſtandes und der Phantaſie, oder mit einem Worte, des Geiſtes mit einander verbunden, oder haben wenigſtens, auch wo ſie einzeln erſcheinen, das Gemeinſame, daß ſie ſämmtlich den Krankheiten des Gemüths (ſ. d.) und Willens entgegenſtehen, unter denen ſich beſonders die Melancholie, Wahnſinn und Tollheit auszeichnen. Der beſte allgemeine Name für ſie alle iſt: Seelenkrankheiten, von denen die Geiſteskrankheiten nur einen beſondern Zweig ausmachen, indem ſie die Erſcheinungen des krankhaften Vorſtellungsvermögens ausdrücken, aus deſſen Mißbrauche, z. B. durch überſpanntes Nachdenken, ſie zum Theil entſpringen. So werden mechaniſche Künſtler über die Bemühungen, das Perpetuum Mobile; Mathematiker, die Quadratur des Cirkels zu finden, Theologen, über die Erklärung der Apokalypſe verrückt. Der Melancholie, dem Wahnſinn, der Tollheit gehen heftige Leidenſchaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als deren Erzeugniſſe jene Krankheiten zu betrachten ſind, zu welchen ſich die Verrückungen u. ſ. w. nur nebenbei geſellen. ff.

Geïſtik, von Gea, die Erde. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der phyſiſchen Geographie, welcher die Kunde von den feſten Landmaſſen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inſeln, Landzungen, Landengen, Küſten, Vorgebirgen, Päſſen u. ſ. w., und man unterſcheidet folgende Abtheilungen derſelben: 1. neſologiſche oder Inſelgeographie, von den Inſeln und Halbinſeln, deren Ausdehnung, Lage und Entſtehung durch Feuer- oder Waſſerwirkungen, Trennungen vom feſten Lande, Korallenklippen; 2. orologiſche oder Berggeographie, von den Gebirgen auf dem feſten Lande und dem Seegrund, Verſchiedenheit derſelben (Eis- und Schneeberge, Gletſcher, Ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge), Ausdehnnng, Zuſammenhang derſelben; 3. oryktologiſche, welche die Gebirgsarten nach Bildung, Alter und Beſtandtheilen betrachtet; 4. planologiſche,

von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5. thetiſche Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. ſ. w. dd.

Geiſtlich. Geiſtlich wurde ehedem ſehr oft mit geiſtig verwechſelt und zur Bezeichnung vieler, die ewige Wohlfahrt des menſchlichen Geiſtes beteffenden Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unſrer Zeit geiſtig nennt. Mit dem erſt neu aufgekommenen Worte religiös wird geiſtlich zum Unterſchiede von weltlich, um eine beſondere Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geiſtliches Buch, Geſpräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur ſolche Perſonen und Sachen geiſtlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfaſſung in einer beſtimmten, öffentlich anerkannten Beziehung ſtehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet ſind. Dies iſt jedoch blos eine äußere, Geſchäft, Beſtimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geiſtliche Perſonen betrifft, eine innere, nähere Gemeinſchaft mit dem, deſſen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfaſſung bezweckt wird, zwar zu wünſchen und zu fordern, aber keineswegs nothwendig vorauszuſetzen iſt. Der geiſtlichen Tracht, d. i. der Amtskleidung der Prieſter und Prediger, geiſtlichen Gütern, d. i. Beſitzungen und Fonds der Kirchen, kann dies Beiwort ſchon an und für ſich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geiſtliche Beamte aber, wie die den geiſtlichen Stand bildenden Prieſter und Prediger ſelbſt, geiſtliche Räthe, Beiſitzer der geiſtlichen Gerichte oder Conſiſtorien, welche dieſem Stande allemal angehören und ſein Intereſſe vertreten; geiſtliche Stifter, welche wie die Klöſter aus einer Körperſchaft von Perſonen dieſes Standes beſtehen, ſollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religioſität und geiſtigen Gemeinſchaft mit Gott haben; die überhaupt das Merkmahl wahrer Chriſten iſt, und das geiſtliche Recht (ſ. d. Art. canoniſches Recht) hätte ſich viele genauere Beſtimmungen und Vorſchriften erſparen können, wenn alles, was geiſtlich heißt, auch mit dieſer Weihe geheiligt wäre. Denn alle Chriſten ſind im Grunde geiſtliche Brüder und Schweſtern, ſie nennen ihre Lehrer und Seelſorger mit Recht geiſtliche Väter, und werden von dieſen geiſtliche Söhne und Töchter genannt, und die catholiſche Kirche wendet dieſe Beziehung auch zur Beſchränkung der Heirathsluſtigen (ſ. d. Art. Blutſchande) auf den beſondern Fall an, wo ſie von einer geiſtlichen Verwandtſchaft ſpricht, die zwiſchen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geiſtlicher Vorbehalt, ſ. Vorbehalt.

Geiſtliches Gericht iſt eine entweder blos aus Geiſtlichen, oder aus Geiſtlichen und Rechtsgelehrten beſtehende Behörde, welche über die Geiſtlichen (in mehreren Ländern auch über die Schuldiener) die Gerichtsbarkeit ausübt, und in kirchlichen Angelegenheiten Recht ſpricht. In proteſtantiſchen Ländern werden die geiſtlichen Gerichte meiſt Conſiſtorien (ſ. d. Art.) genannt, denen in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Eheſachen unterworfen ſind. N.

Geiſtlichkeit iſt derjenige Stand, welchem das Geſchäft, den öffentlichen Gottesdienſt zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Chriſtenthum zu unterrichten, übertragen iſt, wozu die Mitglieder deſſelben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige ſchwärmeriſche Secten, z. B. die

Quäker, behaupteten, daß die chriſtliche Kirche eines beſondern geiſtlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Chriſt ein Geiſtlicher ſein müſſe, und geſtatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Verſammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber die Mängel einer ſolchen Einrichtung gezeigt, und es iſt ſehr begreiflich, daß Perſonen ohne wiſſenſchaftliche Bildung nicht im Stande ſind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbſt die Quäker haben ſich in neuern Zeiten genöthigt geſehen, Diener (ſo nennen ſie diejenigen, welche gewöhnlich in den Verſammlungen ſprechen) anzuſtellen, nachdem dieſes längſt ſchon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entſtehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines beſondern Lehrſtandes behaupteten, geſchehen iſt. Je vielſeitiger der Kanzelredner gebildet ſein muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung fordert, je mehr gelehrte Kenntniſſe die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Chriſtenthums, welche den öffentlichen Religionsunterricht leiten muß, vorausſetzt, und je nützlicher ſich der Prediger als Lehrer und als tröſtender und rathender Freund der Gemeinde machen kann, deſto weniger läßt ſich die Unentbehrlichkeit eines beſondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeſchäfte und der zu demſelben nöthigen Vorbereitung ſeine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entſtehung des geiſtlichen Standes fällt in die früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche. Zwar hatten die von den Apoſteln beſtellten Aelteſten und Biſchöfe nicht das ausſchließende Recht, zu lehren und die heiligen Gebräuche zu verwalten, vielmehr ſtand es damals auch andern Chriſten frei, in den Verſammlungen zu ſprechen ꝛc. Als aber die Gemeinden zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte ſich bald ein beſonderer Stand zu dieſen Geſchäften bilden. Seit dem 2. Jahrh. wurden die Ideen des jüdiſchen Prieſterthums auf die chriſtliche Lehre übergetragen, der geiſtliche Stand ward ſcharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt; und es entſtand der Unterſchied zwiſchen dem Klerus (ein griechiſches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil und Eigenthum Gottes im beſondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als das Chriſtenthum ſeit Conſtantin die herrſchende Religion im römiſchen Reiche ward, erlangte die Geiſtlichkeit wichtige Vorrechte und große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Anſehn und ihr Reichthum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte ſich, und unter dem Schutze des Papſtthums ward ſie immer unabhängiger von der Staatsgewalt. Bei allen abendländiſchen Völkern ward die Geiſtlichkeit Landesſtand, und viele Biſchöfe und Erzbiſchöfe, beſonders in Deutſchland, wurden weltliche Herren. Es war dies die Folge theils des hierarchiſchen Syſtems, theils der Ueberlegenheit, welche der geiſtliche Stand, der im ausſchließenden Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe war, über andere Stände behauptete, theils der Politik der Fürſten, welche die Geiſtlichkeit hoben, um den Adel zu beſchränken. So gewiß iſt es, daß die Nachtheile, welche hieraus entſprangen, von den Feinden des geiſtlichen Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen dargeſtellt worden ſind, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die weltliche Herrſchaft und die Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten viele Geiſtliche von ihrer eigentlichen Beſtimmung entfernte, und daß der Reichthum und der Ueberfluß ein großes Sittenverderbniß unter dem Klerus verurſachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation die Verhältniſſe des geiſtlichen Standes änderte, und ihn zu ſeiner wahren Beſtimmung zurückführte. Jetzt laſſen ſich die verſchiedenen Vorſtellungen von dem

geiſtlichen Stande auf zwei Hauptanſichten, auf die des Catholicismus und die des Proteſtantismus, zurückbringen. Nach der erſten Anſicht iſt der Geiſtliche nicht blos Lehrer und Volksredner, ſondern auch Prieſter und Richter der Gemeindeglieder in geiſtlichen Dingen. Durch die heilige Weihe theilen ſich ihm, nach der Anſicht des Catholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apoſtel auf ihre Nachfolger fortpflanzten, und darum beſitzt er eine von dem erworbenen Verdienſt unabhängige Würde, und eine von der erworbenen Kenntniß unabhängige Einſicht in die göttlichen Dinge; er ſteht in einer nähern Verbindung mit Gott, er ruft gleichſam das Himmliſche in das Irdiſche herab, und wirkt in der Meſſe durch ſein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jeſu Chriſti, ſein Segen bringt Heil und ſein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen prieſterlichen Charakter, durch eine eigenthümliche prieſterliche Würde iſt er von den Laien ausgezeichnet. Dieſe Anſicht von dem geiſtlichen Stande geht aus der dem Catholicismus eigenen Lehre von der Kirche nothwendig hervor, und iſt der Grund theils der Rechte, welche der catholiſche Geiſtliche behauptet, theils der beſondern Heiligkeit, welche die öffentliche Meinung an ſeine Perſon knüpft, und der Entbehrungen, welche von ihm gefordert werden. Nach der Anſicht des Proteſtantismus dagegen iſt der Geiſtliche nicht Prieſter, nicht Vermittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, ſondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere auf übernatürliche Weiſe mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Chriſtenthums und der Wiſſenſchaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menſchen zu belehren und zu erbauen, unterſcheidet er ſich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm ſtrengere Sitten gefordert werden, ſo liegt der Grund davon nicht in einer beſondern Heiligkeit ſeiner Perſon und ſeines Verhältniſſes, ſondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, ſo auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen ſoll, und daß manche Beſchäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu ſtreiten ſcheinen. Beide hier beſchriebene Vorſtellungsarten indeß ſind verſchiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der catholiſchen Anſicht in der öffentlichen Meinung der Proteſtanten fortdauerte, ſo hat dagegen in den ſpätern Zeiten die proteſtantiſche Anſicht bei vielen Catholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhundert traten erſt in Frankreich, dann auch in Deutſchland viele Feinde des geiſtlichen Standes auf, welche die großen Verdienſte, die er ſich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wiſſenſchaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechteſten Tadel überhäuften und ihm alle ſeine Rechte und Vortheile entzogen wiſſen wollten. Auch iſt der geiſtliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen ſehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat ſich ſchon wieder zu ſeinem Vortheile geändert, man erkennt ſeine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geiſtlichen Gerechtigkeit widerfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geiſtlichen nicht noch mehr, als bereits geſchehen iſt, beſchränken werden, damit das Verdienſt auch in dieſem Stande Auszeichnung und Belohnung finde, und der Geiſtliche den äußern Anſtand behaupten könne, den ſein Verhältniß fordert N.

Geiz iſt eine Ausartung des Selbſterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieſes Triebes mit dem Zwecke verwechſelt, und daher am bloßen Beſitze des Mittels ein ſo großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, ſondern auch ſich ſelbſt den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß verſagt. Da das Geld

in gebildeten Staaten das vornehmſte Mittel zur Befriedigung des Selbſterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandten Triebe iſt, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und ſogar Freunde, Ehre, Macht u. dgl. erwerben können, ſo iſt auch das Geld der vorzüglichſte Gegenſtand, nach welchem der Geizige ſtrebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, beſonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterſcheidet man den Ehrgeiz vom Geldgeiz. Wird aber das Wort Geiz ſchlechtweg gebraucht, ſo verſteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbſterhaltungstriebes. In dieſer Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Uebels genannt; denn er macht den Menſchen ungerecht und lieblos, ſowol gegen Andre als gegen ſich ſelbſt. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft braucht, wird er in den Augen Anderer auch verächtlich und lächerlich. Die trefflichſte Schilderung dieſer häßlichen Leidenſchaft hat Moliere in ſeinem Luſtſpiel L'Avare gegeben. — Geiz iſt auch eine Benennung verſchiedener Pflanzenauswüchſe, ſproſſender Keime und Seitenſproſſen, z.B. an den Tabakspflanzen. Geizen, den Geiz an den Pflanzen und Gewächſen, z. B. am Weine oder Tabak abbrechen. D.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgeſimſe ſich berühren. Bei den Griechen kommen ſie nicht vor, ſondern erſt unter dem Antonius Pius wurde die gekuppelte Säulenſtellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Anſehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo dieſe nahe Säulenſtellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird; wenn nämlich die Laſt für eine Säule zu groß ſein würde und die Verhältniſſe es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geſchickter Baumeiſter weiß indeß dieſe Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, ſ. Fieber.

Gelbſucht, eine Krankheit, deren hervorſtechendes Zeichen iſt, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit iſt in den Verdauungswerkzeugen, und zwar in der Leber ſelbſt, oder in den ihr benachbarten Theilen, der Gallenblaſe, dem Ausführungscanal der Galle ꝛc. Die erſten Aeußerungen der Krankheit ſind ein gewiſſes unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Eßluſt, Drücken nach dem Eſſen u. a. m. Allmälig färbt ſich die Haut gelb, und zwar zuerſt an ihrem zarteſten durchſichtigſten Theile, im Auge, daher das Weiße in demſelben gelb erſcheint. Von da pflanzt ſich dieſe Färbung über den ganzen Körper fort, ſo daß dieſer, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, ſchmutzig gelb erſcheint. Zugleich ſtellt ſich gewöhnlich ein heftiges Zucken in der Haut über den ganzen Körper ein. Dauert die Krankheit lange, ſo fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und die Krankheit wird alsdann die Schwarzgelbſucht genannt. In dem Verlaufe dieſer Krankheit wird die Verdauung geſtört. Die nächſte Urſache der Gelbſucht iſt eine Umkehrung der Thätigkeit des Leberſyſtems, indem die abgeſonderte Galle, auſtatt aus der Leber und Gallenblaſe durch den gemeinſchaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm ſich zu ergießen, um ihrer Beſtimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einſaugenden Gefäße in die Speiſeſaftröhre, und von da in das Blut übergeht. Hieraus laſſen ſich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beſchwerden der Verdauung, ſo wie das

Daſein des fremdartigen Gallſtoffes im Blute, und die davon entſtehenden Erſcheinungen in der Haut leicht erklären. Die entfernten Urſachen dieſer Krankheit ſind ſehr mannichfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einſaugenden Gefäße der Leber und Gallenblaſe, zu häufige Abſonderung der Galle, Verſtopfung der Lebergänge oder des gemeinſchaftlichen Gallenganges durch Gallenſteine u. ſ. w. Unter die vorzüglichſten Gelegenheitsurſachen gehört bekanntlich heftiger Aerger und Zorn, welche beſonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern iſt die Gelbſucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Bau des Körpers beruhen kann, da ſie meiſtens leicht und bald wieder verſchwindet, ohne beſonderer Arzneimittel zn bedürfen. H.

Geld, allgemeiner Werth- und Vermögensmeſſer, iſt der Maßſtab, nach welchem die Abſtufungen des Werths der Güter und des Preiſes derſelben verglichen werden. Sobald die Menſchen ſich ihre vielfacher gewordenen Bedürfniſſe nicht mehr durch Tauſch allein verſchaffen können, müſſen ſie zu irgend einem Werthmeſſer bis zu den niedrigſten Preiſen einzelner Bedürfniſſe ihre Zuflucht nehmen. In einigen Gegenden Afrikas und Aſiens ſind dies gewiſſe Muſcheln, Cauris genannt. Zu größeren Zahlungen dient, bis ein armes Volk ſich Münze allgemeinen Werths hat verſchaffen können, irgend ein Landesproduct, welches auch im Auslande eine marktgängige Waare iſt. Häufig hat man da, wo Metall zum Vermögensmeſſer gewählt worden, verſucht, zwei verſchiedene Gattungen deſſelben, Gold und Silber, neben einander als Maßſtab zu gebrauchen, aber nicht immer iſt dieſer Verſuch gelungen, weil ſtets das Verhältniß zwiſchen dem verglichenen Werthe des Goldes und dem des Silbers ſchwankend war, und es der Natur der Sache nach nicht anders ſein konnte. Ueberall, wo wir die Werthe der Dinge bald nach Gold und bald wieder nach Silber ſchätzen ſehen, erſcheint bei näherer Prüfung immer nur die eine dieſer Gattungen von edlem Metall als wirklicher Maßſtab, die andere hingegen blos als Waare, deren Werth bereits nach jenem Maßſtabe iſt gemeſſen worden, weil aber der Vermögensmeſſer nothwendig von dem geringſten Vermögenstheile beginnen muß, ſo iſt Silber bei ſeinem geringern verglichenen Werthe in der Regel der Maßſtab und Gold die Waare. Wird alſo z. B. der Werth einer gewiſſen Waare abwechſelnd bald zu ein Loth Gold und bald wieder zu 14 Loth Silber geſchätzt, ſo iſt das Silber gewöhnlich der eigentliche Maßſtab des Werths, das Gold hingegen nur eine Waare, von der es im Augenblick der Schätzung allgemein anerkannt iſt, daß ſich ihr Werth zu dem des Silbers wie 14 zu 1 verhalte. Auf gleiche Weiſe kann ſtatt des Goldes irgend ein anderes Genußmittel neben dem Silber dazu dienen, den Werth einer Waare auszudrücken, wenn nur zur Zeit der Schätzung das Verhältniß keinem Zweifel unterworfen iſt, in welchem jenes Genußmittel zum allgemeinen Werthmeſſer, dem Silber, ſteht, aber dies allein reicht noch nicht hin, ein ſolches Genußmittel zum allgemeinen Vermögensmeſſer, zu Geld, zu erheben. Der gemeine Sprachgebrauch verwechſelt häufig die Begriffe von Geld und Münze mit einander, beide ſind aber weſentlich von einander verſchieden, denn während das Geld beſtimmt iſt, die Werthe zu meſſen, alſo das Werthverhältniß der Güter unter einander auszudrücken, hat die Münze den Zweck, den verglichenen Werth der in den Tauſchverkehr gebrachten Güter auszugleichen und enthält zugleich eine wirkliche Anweiſung auf den Beſitz ſolcher Güter. Die Völker älterer und neue-

rer Zeit haben die großen Vortheile erkannt, welche daraus hervorgehen, wenn ein und derſelbe ſinnliche Stoff zum Geld und zur Münze gewählt wird, daher ſehen wir faſt überall die edlen Metalle zugleich den Dienſt von Werthmeſſer und von Werthausgleichungsmittel verrichten, aber eben dieſem Umſtande iſt es auch zuzuſchreiben, daß man ſo lange Zeit hindurch die ſo ſehr verſchiedenen Begriffe von Geld und Münze mit einander verwechſelt und vermiſcht hat, wodurch über dieſe ganze wichtige Lehre Verwirrung und Dunkelheit verbreitet worden; erſt den Schriftſtellern der neueſten Zeit verdankt man es, den wichtigen Unterſchied ins gehörige Licht geſtellt zu haben. (ſ. Münze.) Je nachdem aber das Geld beſtimmt iſt, den Werth der beim Weltverkehr oder den Werth der beim Nationalverkehr in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen, heißt daſſelbe entweder Weltgeld oder Nationalgeld. Die vorzüglichſten Schriften über das Geldweſen ſind: Büſchs Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Aufl. (Kiel und Hamb. 1800); Adam Müllers Verſ. einer neuen Theorie des Geldes (Leipz. bei Brockhaus 1816) und C. Murhards Theorie des Geldes und der Münze (Leipz. bei Brockhaus 1817). K. M.

Geldern, die vierte königl. niederländiſche Provinz, mit 4 Diſtricten: Arnheim, Nimwegen (eine wichtige Feſtung), Züphten und Thiel. Die Provinz zählt auf 95 □M. 249,000 Einw. und ſendet 6 Deputirte zu den Generalſtaaten. Sie hat einen ebenen Sand- und Torfmoorboden, der gut angebaut iſt, ferner Fabrik- und Tranſitohandel. Die jetzt unbefeſtigte Kreisſtadt Geldern liegt im preußiſchen Regierungsbezirke Cleve, an der Fossa Eugeniana, hat 3230 Einw., ein bedeutendes Fabrikgewerbe und Kornhandel.

Geldumlauf, ſ. Münzumlauf.

Geleckt. Dieſes Wort bezeichnet in der Malerei einen Fehler, der durch übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entſpringt, und durch den die dargeſtellten Gegenſtände aller Friſchheit und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée, ſ. Gallert.

Gelée (Claude), bekannter unter dem Namen Claude Lorrain (Claudius von Lothringen). Dieſer nie genug geprieſene Landſchaftsmaler wurde 1600 in dem lothringiſchen Schloß Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft, und lernte in früher Jugend in der Schule kaum leſen und ſchreiben und wurde Gehülfe eines Paſtetenbäckers. Im zwölften Jahre ſeiner Aeltern beraubt, kam er nach Freiburg zu ſeinem Bruder, einem Holzſchneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunſt lernte. Bald darauf nahm ihn ein Verwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz ſeinem Schickſal überlaſſen, von dem trefflichen Landſchaftsmaler Agoſtino Taſſi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfried Vals entzückten ihn ſo, daß er, trotz ſeiner Armuth, zu dieſem Künſtler nach Neapel reiſte, um an ſeinen Muſtern zu lernen. Und nun entwickelte er ein ſo vorzügliches Genie, daß er ſelbſt bald in der Reihe der erſten Landſchaftsmaler ſtand, beſonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die muſterhaften Landſchaften von Giorgione und Tizian ſtudirt, und ſich die Art von Beleuchtung und des Colorits dieſer Meiſter eigen gemacht hatte. Nach einer Reiſe in ſein Vaterland ließ er ſich 1627 in Rom nieder, wo er von den Vorzüglichſten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da ſeine Werke ſehr geſucht wurden, in Wohlſtand lebte, bis er 1682

am Podagra ſtarb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutſchland beſitzen von ihm ſchätzbare Werke. Vier ſeiner beſten befinden ſich in der Gallerie zu Caſſel, und zwei in der zu Dresden. Von allen aber das vorzüglichſte, und worauf er ſelbſt den meiſten Werth legte, iſt ſeine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte ſich anheiſchig, es ganz mit Goldſtücken zu bedecken; der Künſtler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur copirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft deſſen er in den Gegenſtänden einen beſtändigen Wechſel anzubringen wußte, hatte er ein ernſtes tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verſchiedenen Stunden des Tages, und die ſanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinſpielen und in das Gemurmel eines unter dem Schatten ſich hinſchlängelnden Baches flüſternd einſtimmen, täuſchend auszudrücken wußte, ſteht ihm nur Kaspar Dughet zur Seite. Alle ſeine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beſchatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich iſt. Unvollkommen waren dagegen ſeine Figuren, und er wußte dies ſelbſt ſo gut, daß er zu ſagen pflegte, er verkaufe die Landſchaften, und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil ſeiner Bilder ſind ſie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebſten und daher auch am öfterſten wählte er angenehme, grenzenloſe Ausſichten, in deren täuſchende Ferne das Auge ſich verliert. dd.

Gelehrſamkeit, oder Gelahrtheit, wie man ſonſt ſagte, hat ihren Namen von Lehren, und bezieht ſich daher urſprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menſchlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menſchlichen Wiſſens ſich durch ein methodiſches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zuſammenhang ſind daher die charakteriſtiſchen Merkmahle, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterſcheiden. Die Gelehrſamkeit aber wird entweder ſubjectiv, als die Eigenſchaft eines Gelehrten, oder objectiv, als der Inbegriff aller der Kenntniſſe gedacht, die man von demjenigen fordert, der in einem Hauptfache des des menſchlichen Wiſſens als Lehrer auftreten will. Hiezu gehört inſonderheit die Kenntniß der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache, welche daher auch vorzugsweiſe gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntniſſe den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, ſo wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefordert, daß er aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen im Stande ſei, und alſo die Schriften der alten Gelehrten, nicht blos in Ueberſetzungen, die oft ſehr unzuverläſſig ſind, ſondern in den Originalen ſelbſt leſen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern ſtets einen bedeutenden Einfluß auf die Geſellſchaft behauptet, welcher Einfluß um ſo ſtärker war, wenn, wie bei den Aegyptern und andern orientaliſchen Völkern, die Prieſter zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Dieſe Verbindung des Prieſterthums mit dem Gelehrtenſtande war aber den Wiſſenſchaften nicht förderlich, da die Prieſter gewöhnlich ihre gelehrten Kenntniſſe verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur ſo viel davon mittheilten, als ſie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien.

Seitdem aber durch die Griechen, bei denen ſich der Gelehrtenſtand gänzlich vom Prieſterthum trennte, die Gelehrſamkeit ein Gemeingut der Menſchheit geworden, hat auch das Studium der Wiſſenſchaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunſt ſind die Quellen der Gelehrſamkeit dergeſtalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich iſt, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrter Kenntniſſe zu erwerben. Einen ſolchen Gelehrten nennt man mit einem griechiſchen Worte einen Autodidaktos (ſ. d. Art.). D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutſchlands konnte der Reiſende, beſonders der Kaufmann, ſich nicht ſicher von einem Orte zum andern begeben, er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er ſich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem beſtimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein ſolches Geleit iſt zwar in unſern Tagen in Europa nicht mehr üblich, noch nöthig, dennoch laſſen ſich manche Landesherren das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil ſie auf andere Weiſe für die Sicherheit der Straßen ſorgen. In einigen Theilen des Orients, namentlich in Arabien, iſt dieſe Vorſicht der dort ſtreifenden Räuber wegen noch gebräuchlich. Zuweilen übernehmen die Räuber ſelbſt das Geleit oder den Schutz gegen ihre eigenen Raubgenoſſen oder andere Räuberbanden. Ein Geleitsbrief iſt die ſchriftliche Vergünſtigung, ſicher und an ſeiner Perſon ungekränkt, durch ein Gebiet zu reiſen, an einem Orte zu erſcheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu ſtehen. — Sicheres Geleit, ſ. Salvus Conductus.

Gellert (Chriſtian Fürchtegott), wurde 1715 zu Haynichen, einem Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo ſein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daſelbſt den erſten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte ſeines Vaters, der dreizehn Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, ſchon in ſeinem 11. Jahre durch Abſchreiben für Advocaten ſich einigen Erwerb zu verſchaffen. Früh äußerte ſich ſeine Neigung zur Dichtkunſt. Sein erſter Verſuch, den er in ſeinem 13. Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für ſeinen Vater. Die baufällige Wohnung deſſelben wurde durch funfzehn Stützen vor dem Einſturz geſichert; und eben ſo viel waren damals der Gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſe Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und ſeines Namens aufführte und ſeinen Glückwunſch abſtatten ließ. Da dieſer erſte Verſuch gelobt wurde, folgten demſelben bald mehrere nach. 1729 kam Gellert auf die Fürſtenſchule zu Meißen, um ſich daſelbſt für die Univerſität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchſtaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, aber nicht mit ihrem Geiſte bekannt gemacht. Glücklicher Weiſe lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und ſchloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundſchaft. Die drei Jünglinge ſpornten einander gegenſeitig zum Eifer in den Wiſſenſchaften und zur Berichtigung ihres Geſchmacks an. 1734 bezog er die Univerſität zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren, kehrte nach vier Jahren zu ſeinem Vater zurück und wagte ſich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands ſich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Aengſtlichkeit, eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt und ein getreueres Gedächtniß gehabt. 1739 übernahm

er die Aufſicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn ſeiner Schweſter, bereitete ihn auf die Univerſität vor, und begleitete ihn 1741 nach Leipzig. Hier beſchäftigte er ſich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung ſeiner eignen Kenntniſſe. Gottſched, deſſen Vorleſungen er gehört, und an deſſen Ueberſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs er mitgearbeitet, ſank ſehr bald in ſeiner Meinung. Als J. J. Schwabe 1742 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes herauszugeben anfing, lieferte er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferſpiel, das Band, wie auch verſchiedene proſaiſche Abhandlungen dazu. Nachher zog er ſich davon zurück, und gab mit ſeinen Freunden die bremiſchen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und ſeine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger geleſen. Gellert widmete ſich daher dieſer Dichtungsart vor allen andern, und weil er zu anhaltenden Berufsarbeiten keine zuverläſſige Geſundheit zu haben glaubte, faßte er den Entſchluß, ſich dem Unterricht der akademiſchen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magiſter, und vertheidigte 1745 ſeine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit ſeines Unterrichts erwarben ihm den ausgebreitetſten Beifall. Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, Erneſtis Rhetorik, Stockhauſens Bibliothek für Liebhaber der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften, in der Folge ſeine eigene Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen und die Moral waren die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen ſeiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, ſuchte dadurch ſein Talent auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu dieſem Ende ſeine Luſt- und Schäferſpiele. Ferner ſchrieb er, um zu verſuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernſt, Würde und Nützlichkeit geben könne, ſeine ſchwediſche Gräfin. Seinen Landsleuten das Beiſpiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzuſtellen, gab er eine Sammlung Briefe nebſt der ſchon erwähnten Abhandlung vom guten Geſchmack in Briefen heraus. Darauf ließ er ſeine Lehrgedichte, geiſtliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermiſchter Schriften in Verſen und Proſa folgen. Er litt inzwiſchen ſehr an der Hypochondrie. Zwölf Jahre hatte er mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne ſich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerkſam auf ſeine Verdienſte, verlangte, daß er um eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe ſeiner Freunde, und erhielt dieſes Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de comoedia commovente und einer Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten an, und las nun auch öffentlich über die Dichtkunſt und Beredſamkeit. Seine Vorträge wurden ſo zahlreich beſucht, daß er ſie in den öffentlichen Hörſälen der Univerſität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen ſtrömten ihm zu. Unbegrenzt war die Achtung, in der er überall ſtand, und der Wunſch, ſeine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studirenden von Ausſchweifungen zurück. Angeſehene Perſonen beeiferten ſich, durch ihre Freigebigkeit ſein Leben ſo kummerlos und ſorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen der ganzen deutſchen Leſewelt auf ſich zog, und ſein Lob auf allen Zungen war, ſtieg ſeine Hypochondrie immer höher. Er entſagte für die Folge

der Dichtkunſt, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entſchloß ſich dagegen, beſondere Vorleſungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwiſchen Syſtem und Declamation zu treffen wußte, und ſein rührender Vortrag erwarben dieſen Vorleſungen den größten und ungetheilteſten Beifall. Während des ſiebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden beſucht, welche ſich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweiſen, der der Liebling ſeiner Nation war. Die preußiſchen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten ſich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General Kalkreuth das Pferd zum Geſchenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert ſeit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu ſich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts ſo wohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Eine ordentliche Profeſſur, die ihm mehreremal angeboten wurde, ſchlug der beſcheidene und genügſame Gellert jedesmal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorſehung, die ſein Vertrauen auch belohnte. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der treffliche Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſeit 1762 eine jährliche Penſion von 150 Thalern, ohne daß Gellert ſeinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geſchenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeſchickt, als Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geſchichtſchreibers Maſcov Tode erhielt Gellert deſſen Gnadengehalt von 450 Thalern. Der Churfürſt Friedrich Chriſtian ehrte ihn nicht allein durch die höchſte Achtung, ſondern auch durch anſehnliche Geſchenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben ſo wohlwollende Geſinnungen. So hätte Gellert ſehr glücklich ſein können, wenn ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden deſſelben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzneien. Seine Geſundheit wurde immer ſchwächer, und er war auf die Bitte ſeiner Freunde beſchäftigt, ſeine Moral durch eine ſorgfältige Durchſicht zum Druck vorzubereiten, als ihn im Dec. 1769 eine hartnäckige Verſtopfung überfiel, die auch die geſchickteſten Aerzte nicht zu beſiegen vermochten. Der Churfürſt ſchickte, ſobald er von der Gefahr hörte, ſeinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er ſtarb mit freudigem Vertrauen, den 13. Dec. 1769, in ſeinem 55. Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2. Bande ſeines Lebens beſchreibt) nicht groß von Geſtalt, zierlich, aber nicht hager; ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Sein moraliſcher Charakter war durchaus ohne Flecken. Geſinnungen wahrer Gottſeligkeit beſeelten ihn; er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtſchaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war niemand williger, die Gaben und Verdienſte anderer zu erkennen, niemand geneigter, Andern den Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehn. Als Schriftſteller concentrirte Gellert die Neigung des geſammten Volks auf ſich in einem Grade, den nur ſehr wenige er-

reicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürreſten aller literariſchen Zeiten Deutſchlands erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet: eine gewiſſe Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung derſelben mag daher um ſo eher entſchuldigt werden. Seine geiſtlichen Gedichte bemächtigten ſich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahnungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch ſcheint es, als habe er das meiſte Talent für die Gattung der kleinen fröhlichen Erzählungen gehabt, wobei es ihm zu ſtatten kommt, daß hierbei eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit ſelbſt oft, ihrer Natur nach, witzig iſt. Sein ſpaßhafter Weiberhaß und ſeine komiſche Scheu vor der Ehe machen ſich ſtets ſo zierlich und gutmüthig, daß er wol nie eine Frau im Ernſt erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in ſeiner ſchwediſchen Gräfin den klarſten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewol auch mißlungen, ſind ſeine Schauſpiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitſchweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Culturgeſchichte der Deutſchen beſtehen. Auch ſeine Briefe ſind für die Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn ſie auch von den böſen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz frei ſind. — Die neueſte Ausgabe ſämmtlicher Werke erſchien, Leipzig 1784, in 10 Bdn. 8. — Sein ſehr anziehender Briefwechſel mit einer Demoiſelle Lucius in Dresden erſchien, von Herrn D. Ebert herausgegeben, erſt 1822. Es ſind dieſer Sammlung noch mehrere ungedruckte Schriften von Gellert beigefügt. (Leipzig, Brockhaus). M.

Gellius (Aulus), nach Andern Agellius, ein berühmter römiſcher Schriftſteller, welcher unter Hadrian und den Antoninen lebte, die Redekunſt zu Rom, und dann zu Athen Philoſophie ſtudirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe und ſeiner gebildeten richtigen Schreibart ſtand er in großem Anſehn. Auf uns iſt nichts als ſeine attiſchen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche ſehr anziehende, beſonders für den Sprachforſcher und Kritiker wichtige, zerſtreuete Bemerkungen, die er während ſeines Aufenthalts zu Athen, aus den beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, in den Winternächten, geſammelt hatte, enthalten. Von den Ausgaben nennen wir folgende: Paris, 1585, 8., mit trefflichen kritiſchen Anmerkungen von Henricus Stephanus; Paris, 1681, 4. in usum Delphini; Amſterdam 1651, 12., bei Elzevier; Leyden 1666, cum notis Var.; Leyden, 1706, 4. von Gronov; Leipzig, 1762, 2 Bde., 8., von Conrad.

Gelon, der Sohn des Dinomenes, einer der berühmteſten unter den ſyrakuſiſchen Tyrannen (Selbſtherrſchern). Nachdem er ſich der Oberherrſchaft um das J. 491 oder 500 vor Chr. ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, ſchickten Athen und Lacedämon Geſandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perſerkönig zu ſchließen. Gelon erbot ſich, 206 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000

Schützen und eben ſo viel Schleuderer zu ſtellen und mit Mundvorrath während des Krieges zu verſehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Waſſer und zu Lande überlaſſen wollte. Dieſe Bedingungen verwarfen die ſpartaniſchen Geſandten, und ſelbſt die Hälfte des Oberbefehls wollten ihm die Athener nicht zugeſtehn. Gelon verſagte daher die gebetene Hülfe, und ſchickte dagegen einen gewiſſen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in ſeinem Namen zu huldigen und koſtbare Geſchenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Carthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterlande angriffe, dieſelben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erſchien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Laſtſchiffen, worauf ſich 300,000 Mann Landtruppen befanden, ſtieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieſer ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlaſſen wolle. Es gelang Gelon, ſtatt derſelben einen Theil ſeiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu laſſen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn ſelbſt tödtete und die Schiffe in Brand ſteckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon ſelbſt die Carthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verluſt ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche Niederlage erlitten. Dieſe merkwürdige Schlacht geſchah an demſelben Tage, wo die Griechen bei Marathon ſiegten und iſt von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute und geſtand den Carthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß ſie 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menſchenopfer abſchaffen ſollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünſchte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksverſammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrſchaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erſtaunen und Bewunderung; ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue, die ihn in Bürgerkleidung darſtellte, verewigte dieſes Ereigniß. Gelon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, ſein Volk zu beglücken. Er ſtarb an der Waſſerſucht im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung. Ihm folgte ſein Bruder Hiero. M.

Geltung iſt in der Muſik die Dauer der Noten nach dem Verhältniſſe der für Tonſtücke angenommenen Bewegung. Jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notenſyſtem, welcher den Ton ſelbſt bezeichnet, auch eine gewiſſe beſtimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. ſ. w. ſind für das heutige Syſtem eingeführt: ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. ſ. w. Die Pauſen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung.

Gelübde iſt eine Zuſage, durch welche man ſich zu einem willkürlichen, von Gott nicht geforderten, Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß daſſelbe Gott angenehm ſei. Manche Gelübde beziehen ſich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein

Fürſt im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. ſich verbindlich machten, an einem beſtimmten Tage der Woche zu faſten, oder an einem beſtimmten Tage im Jahre Geld unter die Armen auszutheilen. Die meiſten Gelübde ſind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde, oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleiſtet worden; zuweilen aber waren ſie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menſchenähnliches Weſen ſich vorſtellt, welches er durch angenehme Dienſte erfreuen und zu der Erfüllung ſeiner Wünſche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Geſinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen iſt, wird Gelübde leiſten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut iſt, auch ohne ein beſonderes Gelübde verbunden ſei, und daß Gott nicht durch willkürliche Dienſte, ſondern durch einen tugendhaften Lebenswandel verehrt werde, und weil er einſieht, daß es thöricht ſei, bei der Wichtigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, ſich neue und unendliche Laſten aufzubürden. Jeſus Chriſtus und die Apoſtel haben die Gelübde weder durch Lehre, noch durch ihr Beiſpiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorſtellungen, welche die heidniſchen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörigſten Gelübde geleiſtet wurden, daß man den Göttern ſogar Menſchenopfer verhieß, wenn ſie den Sieg verleihen, oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der chriſtlichen Welt ſind die Kloſtergelübde (ſ. d. Art.) die merkwürdigſten. N.

Gemälde iſt ein Werk der Malerei, d. h. der Kunſt, welche ſichtbare Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darſtellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müſſen zu ihren Darſtellungen angewendet werden, ſind aber der Malerei nicht ausſchließlich eigen, weil auch die Zeichenkunſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe darſtellt. Die Zeichnung iſt daher die Grundlage der Malerei; werden aber alle jene Gegenſtände durch Farben ausgedrückt, ſo wird die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung (das Colorit) iſt demnach ganz eigentlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht, obgleich daſſelbe durch ſie allein nicht zum Werke ſchöner Kunſt wird. Die Malerei erfordert als ſchöne bildende Kunſt Ausdruck äſthetiſcher Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemäldes auf Compoſition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieſer Puncte wird das Gemälde zum Bilde, welches ſtets zweierlei Eigenſchaften haben muß, artiſtiſche und äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen werden die Wirklichkeitsforderungen für den äußern Sinn, durch die äſthetiſchen wird der Schönheitsſinn befriedigt. Der Künſtler hat alles gethan, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein objectiv, alſo wahr, in ihrem Weſentlichen treu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt: der äſthetiſche Künſtler ſoll zwar dies alles auch, weil ohne dies ſeine Darſtellung ein Unding ſein würde; allein er ſoll auch über dieſes alles uns eine Geſammtanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein in ſich geſchloſſenes Ganzes erſcheint, welches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt, und das

Gemüth durch Bedeutſamkeit anſpricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perſpective, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contraſt, in Figuren, Gruppen und Colorit, aber freilich nur ein ſolcher Contraſt, der Einförmigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemälde; das Weitere iſt in den angegebenen Artikeln enthalten. dd.

Gemappe, auch Jemappe, Dorf bei Mons in der königl. niederländiſchen Provinz Hennegau, nahe an der Schelde, berühmt durch die dort am 6. Nov. 1792 zwiſchen Dumouriez und dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen gefochtene Schlacht, zu deren Andenken unter franzöſiſcher Herrſchaft das ganze Departement Gemappe genannt wurde. Dieſe Schlacht war in dem franzöſiſchen Revolutionskriege die erſte große Feldſchlacht, die geſchlagen wurde, und der Verluſt derſelben durch die Oeſterreicher hatte deßhalb auf die öffentliche Meinung in Europa den größten Einfluß, wie der Enthuſiasmus der Franzoſen dadurch ebenfalls den höchſten Schwung erhielt. So wichtig die Folgen derſelben auch waren, denn die Niederlande und Lüttich gingen für die Alliirten dadurch verloren, ſo würden ſie noch größer geweſen ſein, wenn die Franzoſen nicht an der Roer mit der Verfolgung der fliehenden öſterreichiſchen Armee inne gehalten hätten, anſtatt ſie ſchon damals über den Rhein zu treiben. Demohnerachtet kann dieſe Schlacht als eine der wichtigſten im ganzen Revolutionskriege betrachtet werden. Es kann hier nicht die Abſicht ſein, eine genaue militäriſche Beſchreibung der Bewegungen und einzelnen Gefechte am Tage der Schlacht zu geben, und begnügen uns, zu bemerken, daß, ſobald die preußiſche Armee ihren unglücklichen Feldzug von 1792 beendigt hatte und an den Rhein zurückgekehrt war, Dumouriez den Plan faßte, die Niederlande zu überfallen und in ihnen die Grundſätze der Revolution zu verbreiten. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der dazu beſtimmten Armee und leitete die Bewegungen derſelben mit der größten militäriſchen Klugheit, die um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, als man die Meinung verbreitet hatte, es fehle in der franz. Armee durchaus an geſchickten Heerführern. An Zahl war die franz. Armee der öſterreichiſchen am Tage der Schlacht um das doppelte überlegen, wogegen dieſe eine vortreffliche Stellung hatte, die für faſt unangreifbar gehalten wurde. Der Enthuſiasmus und der kriegeriſche Geiſt der Franzoſen, der ſich hier zuerſt in ſeinem Glanze zeigte, beſiegte aber alle Schwierigkeiten und unter dem wilden Geſange der marſeiller Hymne wurde eine Redoute nach der andern mit Sturm weggenommen. Dumouriez, der den jungen Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans, zu ſeinem Lieutenant ernannt, befehligte den Mittelpunct, Dampierre und Beurnonville den rechten und Ferrand den linken Flügel. Der Verluſt der Oeſterreicher wurde auf 5000 Mann angegeben. Acht Tage nachher zog Dumouriez in Brüſſel ein.

Gemarke, ſ. Barmen.

Gemein, wird im Leben, der Wiſſenſchaft und Kunſt dem Edlen, dem, was feinere Sitten zeigt, entgegengeſetzt. Das Gemeine hat kein anderes Intereſſe, als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfniſſe, das Edle opfert dieſe dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weiſe, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil dieſe Aufopferungen anſpruchlos und beſcheiden geſchehen, ohne auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In der ſchönen Kunſt kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weiſe zeigen, ent-

weder ſchon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tauſend Dinge, die durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind. Künſtler, die ſolche zu Gegenſtänden ihrer Darſtellung wählen, kann man den Malern vergleichen, die ſchon von den Alten Rhyparographen, Kothmaler, genannt wurden, weil ſie Gegenſtände darſtellten, die einer äſthetiſchen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hierbei aus den Rittergeſchichten der vorletzten Jahrzehende all das Freſſen, Saufen, Balgen, Dirnenſchänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben dieſe Erzeugniſſe des äſthetiſchen Troſſes zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf," ſagt Schiller mit Recht, „wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung entehren, ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen." Ein großer Kopf und ein edler Geiſt! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geiſt iſt, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Wir dürfen ja nur an die Pucelle von Voltaire erinnern. Durch ſie wird ein Unterſchied, den man unter dem Gemeinen machen muß, beſonders auffallend. Man pflegt nemlich bisweilen in einer poetiſchen, redneriſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen Darſtellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, weil es geiſtleer iſt, und nichts anders ſagt, als was auch der Ungebildetſte ſagen könnte, und dies ſo, wie es dieſer auch ſagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieſes Gemeine kann ſich über die edelſten und erhabenſten Gegenſtände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenſtand, noch den Darſteller. Dagegen kann der Darſteller ſeinen Gegenſtand entehren, wenn er ſelbſt ſich von Seiten des Geiſtes auch noch ſo ſehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren ſittlichen Gefühls wahrnehmen, und einſehen, daß aller Aufwand des Geiſtes nur gemacht ſei, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieſes iſt das wahre Gemeine. In Hinſicht auf den Geiſt ſteht es allerdings höher als jenes; auch laſſen ſich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erſcheint, z. B. in gewiſſen Arten des Komiſchen. Wahrhaft verächtlich aber iſt das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten, verächtliche Geſinnung. Das Gemeine iſt blos dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeden ſinnlichen Trieb befriedigen, iſt gemein, ihn ohne Wohlſtand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl iſt die Empfindung von dem innern Zuſtand unſers Körpers, der innere Sinn, der, was im Körper ſelbſt vorgeht, dem Bewußtſein darſtellt. Was das Gemeingefühl auffaßt, iſt das Gefühl von Geſundheit und Krankheit, von Ermattung und Kraft, von Leichtigkeit und Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen von Schärfe, Trockenheit u. ſ. w.; alle die verſchiedenen Arten von Schmerzen, Hunger und Durſt, die Gefühle der phyſiſchen Liebe u. ſ. w. Aus allen dieſem ſieht man, daß das Gemeingefühl eben ſowol die Quelle angenehmer Empfindungen, als auch großen körperlichen Ungemachs ſein kann. Es hat nicht, wie die übrigen Sinne, einen eignen beſtimmten Sitz, ein beſondres Werkzeug (wie z. B. der Sinn des Sehens das Auge), ſondern es iſt einer beſondern Art von Nerven eigen, welche im ganzen Körper ausgebreitet ſind, ihren Urſprung aber nicht, wie die Sinnesnerven, im Gehirn, ſondern in den Nervengeflechten des

Unterleibs, oder dem ſogenannten Gangliensyſtem haben. Die Beſchaffenheit dieſer Nerven bringt es mit ſich, daß die Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbeſtimmt ſind. Eben von dieſer Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es ſo von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterſcheiden. (Vergl. die Art. Gefühl und Gangliensyſtem.) ff.

Gemeingeiſt. Die Theilnahme der Bürger an dem Ganzen der Staatsgeſellſchaft, heißt der Gemeingeiſt. Er iſt nur da vorhanden, wo die Gemeine ſelbſt die Angelegenheiten der Gemeine beſorgt, und practiſch Hand ans Regieren und Verwalten legt, wie der Oberpräſident von Vinck ſolches in ſeiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien gezeigt. Nur dadurch, daß der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er ſie kennen, und indem er das Gemeinweſen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Geſetzgebung öffentlich und das Miniſterinm genöthigt iſt, ſtets nach Geſetzen zu regieren, iſt der Gemeingeiſt die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Geſetzgebung möglich iſt. S. d. Art. Staatsverfaſſung. Bg.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine geſellſchaftliche Vereinigung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen, fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke, bald das einer ſolchen Gemeinheit eigenthümlich zuſtehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verſchiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geiſtliche, Innungen u. ſ. w., und alſo auch verſchiedene Arten ihres Vermögens; aber hier iſt nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Geſellſchaft haben ſie alle Rechte und Befugniſſe, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte ſind theils die Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die beſonderen Erwerbungstitel. Als moraliſche Perſon hat die Gemeinde dieſelben activen und paſſiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menſchen im Staate zukommen, in ſo fern ſie nur möglicher Weiſe von ihr ausgeübt werden können, und die Geſetze keinen Unterſchied zwiſchen einer moraliſchen Perſon und einzelnen Menſchen gemacht haben. Die Gemeindeglieder, als moraliſche Perſon, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); ſie können zu Erben eingeſetzt werden, Verträge ſchließen, daraus klagen und verklagt werden, ja ſogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden; ferner haben ſie das Recht, ein gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen, zu erwerben, und zur Beſtreitung ihrer Erhaltungskoſten eine Gemeindekaſſe zu führen, Dorfſtatuten und Gemeindeordnungen (Bauernſprachen, Bauernköhren) zu machen und die Uebertreter zu beſtrafen u. ſ. w. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes, mit Rückſicht auf den Genuß und die Beſchwerden, die Gemeinheitsvortheile und Laſten, iſt nicht in allen Orten gleich. In der Regel ſind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er ſei groß oder klein, beſitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beſchwerden richtet ſich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Man kann daher die adelig freien Gutsbeſitzer, die Prediger, Schullehrer, Forſtbedienten, die bloßen Brinkbeſitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rückſicht anſehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechts-

titels, z. B. Vertrag, Geſetz, rechtliches Herkommen, Verjährung u. ſ. w., nicht beſonders eingeräumt, oder von ihnen erworben worden iſt. Aus dem beſondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adeligen Gutsbeſitzer, beſonders wenn ihre Güter urſprünglich aus pflichtigen Höfen zuſammengeſetzt ſind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen, die übrigen genannten Einwohner aber nur meiſtens an der Gemeinweide einen eingeſchränkten Mitgenuß zu haben. Hierbei aber beruht faſt Alles auf der Verfaſſung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde iſt ſehr verſchieden und ungleich, und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moraliſchen Perſon oder juriſtiſchen Einheit. Die Güter derſelben ſind in Rückſicht ihrer Beſtimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art: a) Grundſtücke, Holztheile, Obſtpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinſen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Beſitzthum der Gemeinde oder den Schatz derſelben ausmachen, woraus alle Bedürfniſſe der Gemeinde, als einer moraliſchen Perſon, beſtritten werden, z. B. Kriegsſteuern u. ſ. w. b) Gemeine Hut- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Maſtungen, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fiſcherei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuſer, Bier- und Brantweinſchank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u. ſ. w., welche insgeſammt gemeines Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geſchieht nach den darüber vorhandenen geſetzlichen Vorſchriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Da die ſämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, ſo iſt auch die Staatsregierung Obervormund über dieſelben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß dieſe Güter zum Beſten der Gemeinheit auf die vollkommenſte Weiſe benutzt, erhalten, und keine der Gemeinheit ſchädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deswegen ohne obrigkeitliche Beſtimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern, und ſelbſt die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder iſt hier nicht rechtsgültig.

Gemeinheitstheilung oder **Aufhebung der Gemeinheit.** Da der gemeinſchaftliche Gebrauch von Gemeindegütern immer nur eine im Ertrage mäßige Benutzung erlaubt, ſo iſt man in mehreren Staaten zu ihrer Aufhebung oder Theilung geſchritten. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten ſelbſt iſt aber von zweifacher Art. Die eine beſchäftigt ſich allein mit der Theilung und Auseinanderſetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinſchaftlich beſeſſenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei betheiligten Ortſchaften, und man nennt ſie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der, einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr ſchon ausſchließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingeſeſſenen Gemeindemitglieder nach ihren verſchiedenen Theilungsbefugniſſen einzeln vertheilt. Dieſe heißt die Specialtheilung oder beſondere Gemeinheitsaufhebung; und in ſo fern mit derſelben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wieſengemeinheit verbunden, und der Acker

in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holſtein u. ſ. w. gelegt wird, ſo entſteht daraus diejenige Wirthſchaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundſätze, nach welchen jede geſchehen muß, verſchieden ſind. Es iſt zwar dabei ein unabänderlicher Rechtsſatz, daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber ſelten iſt es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundſtücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte beſeſſen hat, wieder empfängt. Im letztern Fall kann der Landesherr, vermöge ſeines landesherrlichen Oberaufſichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Beſitzer zwingen, andere Grundſtücke anzunehmen, wenn ſie dadurch völlig entſchädigt werden, und mithin weder in quali noch quanto in Hinſicht ihres vorigen Beſitzes zu kurz kommen. Entſtehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über ſtreitiges oder verletztes Recht, ſo gehört die Beurtheilung und Entſcheidung nach der Regel nicht der Oekonomie- oder Theilungsbehörde, ſondern es muß jede ſolche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom befugten Richter als wahre Juſtizſache entſchieden werden. Iſt hierüber alles berichtigt, dann erſt ſchreitet die Oekonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung ſelbſt, zu der dieſelbe das zu theilende Grundſtück geometriſch vermeſſen, eine Karte machen, die Vermeſſungs- und Bonitirungs-Regiſter ausarbeiten, den Theilungsplan vorlegen und ein Theilungsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Beſtätigung vom Landesherrn nachgeſucht. Den ganzen Gang dieſer wichtigen Verhandlung zu beſchreiben, erlaubt der Zweck dieſes Werkes nicht; und daher verweiſen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeſchäft auszuführen den Auftrag erhalten ſollten, auf Jacobis Beſchäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien (Hannover 1803, 8), Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürſtenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofr. Jacobi (Hannover 1803), und über die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundſätzen, wonach zu theilen u. ſ. w., von dem Commiſſär Joh. Friedr. Meyer, 2 Th. Celle 1801, in 4. X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemiſchte Erz, insbeſondere die Miſchung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen ſind einmal, überhaupt koſtbare Edelſteine, dann aber insbeſondere ſolche Steine, in welche künſtliche Figuren eingeſchnitten ſind. Die Alten (Griechen und Römer) waren in dieſer Kunſt Meiſter und ihre Gemmen werden am meiſten geſchätzt. Die Steine, welche ſie am häufigſten dazu wählten, waren Bergcryſtall, Jaſpis, Calcedon, Carneol, Onyx, Blutſtein; dagegen verſtanden ſie noch nicht, den Diamant, Smaragd und Topas zu bearbeiten. Man ſehe das Geſchichtliche im Art. Steinſchneidekunſt; von den vorzüglichſten Gemmenſammlungen handelt der Art. Dactyliothek.

Gemmingen (Otto Heinr. Freiherr von), war ehedem churpfälziſcher Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der churpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, privatiſirte ſeit 1784 zu Wien und ſeit 1797 zu Würzburg. Er hat ſich beſonders durch ſeinen, Diderots Père de famille nachgebildeten, deutſchen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den deutſchen dramatiſchen Dichtern erworben.

Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die erſten bedeutenden Verſuche ſceniſcher Darſtellungen aus dem Kreiſe des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um ſo dankbarere Aufnahme, je mehr ſchon damals der Geſchmack an dem Wilden und Ausſchweifenden ſich merklich verloren hatte, und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entſchied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichſam für ſie geboren zu ſein ſchien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Luſtſpiel, die Erbſchaft betitelt, eine mannheimiſche Dramaturgie, ein Magazin für Wiſſenſchaften und Literatur, wiener Ephemeriden, eine Wochenſchrift unter dem Titel der Weltmann, und verſchiedene andere Werke, zum Theil Ueberſetzungen.

Gemſe, die einzige in Deutſchland einheimiſche Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beſchneiten Felſenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. ſ. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten ſich zahlreiche Geſellſchaften zuſammen. Die Alpenkräuter ſind ihre Weide. Von den harten Faſern mancher derſelben bilden ſich in dem Magen der Gemſe ſchwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geſchmack, die man Gemskugeln oder europäiſcher Bezoar (ſ. d. Art.) nennt. Die Jagd der Gemſe iſt ein äußerſt beſchwerliches Geſchäft, indem ſie Fels auf und ab und über Felſenſpalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit ſetzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der geſellſchaftlich weidenden Gemſen etwas Gefährliches, ſo gibt ſie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, ſtampft mit dem Fuße, und im Nu iſt die ganze Geſellſchaft auf der Flucht. Dennoch wiſſen die Gemſenjäger ſich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidſack auf dem Rücken, einen eiſenbeſchlagenen Stock in der Hand, mit Fußeiſen und einem Fernglas verſehen, treten ſie ihre Reiſe aufs Gebirge an. Um auch da übernachten zu können, tragen ſie eine Pelzjacke und führen die nöthigſten Lebensmittel bei ſich. Sorgfältig bemerken ſie, ob ihnen der Wind in das Geſicht oder in den Rücken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemſen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeiſen bewaffnet, ſetzt er nun den fliehenden Gemſen über alle Felſen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts iſt oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergſtrich hineinzutreiben, wo ihnen nur auf ſeine Perſon zu der Ausweg noch offen ſteht, ſo ſchießt er unter ſie. Wiederholt er dies öfter, ſo ſehn die geängſteten Thiere ſich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzuſetzen, oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu ſtürzen, und nicht ſelten findet einer, blos über dem Nachklettern, zwiſchen ſchroffen Felſenklippen ſein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele ſolche Waghälſe, die mit den tyroliſchen und ſavoyiſchen Gemſenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemſenfell wird mit 6 — 9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10 — 12 Pfund Talg von einem ſtarken Thiere. Dies und der beliebte Braten iſt der ganze Gewinn für eine ſo große Gefahr.

Gemüth iſt die Stimmung und Richtung des Willens der Seele durch ihr Gefühl. Dieſes beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zuſtand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanſchauung), dem Menſchen die Wahrnehmung von ſeinem Körper als ſeinem eigenen gibt, ſo bekommt die Seele durch das innere Gefühl die Ueberzeugung ihrer

Individualität, die Selbſtanſchauung ihres innerſten Seins und Lebens. Dieſes Sein und Leben der Seele iſt aber höchſt individuell und bei jedem Menſchen ganz eigenthümlich, iſt durch äußere Einwirkungen ſowol, als durch innere Thätigkeit des Geiſtes ſelbſt beſtimmbar, und wird durch beide fortwährend beſtimmt. Dabei ſind aber im Allgemeinen zwei Verſchiedenheiten in dem Zuſtande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm iſt; das erſte, wenn er in Einklang mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwieſpalt mit denſelben ſteht. Die Zwecke der Seele ſind aber entweder die höhern, d. h. die ihrem Weſen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des phyſiſchen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demſelben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig angenommen werden. Der höchſte Zweck der Seele iſt Vereinigung mit dem höchſten Gut, oder ewiges Sein in Gott, d. h. Seligkeit. Alles was zu deren Erlangung hinführt, ſind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, deſſen Vereinigung das pſychiſche Wohlſein gründet. Die phyſiſchen Zwecke, die der Sinnlichkeit, ſind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Forderungen deſſelben, Beförderung der ſinnlichen Functionen, zeitliches Sein und Vereinigung mit dem irdiſchen Gut. Alles was zur Erlangung deſſelben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das phyſiſche oder ſinnliche Wohlſein. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinſten Begriffe), alſo auch die vom wahren Gute aus ihrem Weſen ſelbſt entwickelt. Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig iſt, deſto mehr ordnet ſie die niedern Zwecke den höhern unter, deſto herrſchender wird das Verlangen nach dem Zuſtande des eigentlichen pſychiſchen Wohlſeins, deſto weniger ſtrebt ſie nach dem blos phyſiſchen Wohlſein. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zuſtand zu erhalten, den unangenehmen Zuſtand zu verändern. Hieraus entſteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt (des Begehrungsvermögens), eine Richtung deſſelben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenſtande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenſtand ſie in angenehmen oder unangenehmen Zuſtand verſetzt. Hiernach einige nähere Beſtimmungen des Gemüthes. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der pſychiſchen Individualität ab. Das Gemüth iſt ſchwach, wenn das Gefühl des innern Seins und Lebens der Seele nur dunkel und verworren iſt, ſtark, wenn dieſes Gefühl zu einem höhern Lichte emporſteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüths hängt deſſen Kraft zuſammen, welche ſich in der Beſtimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth beſtimmt ſeinen Zuſtand ſelbſt, und ſpricht ſich in beſtimmten Handlungen aus; ein unkräftiges Gemüth läßt ſich durch äußere Einwirkungen beſtimmen, vermag ſeine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsſtufen der Vernunft, alſo dadurch beſtimmt, ob die Seele die Erlangung des pſychiſchen oder des phyſiſchen Wohlſeins zum Grund ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält ſich blos die höhern Zwecke zum Ziele ſeines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den ſeinigen gemacht. Ein unſchuldiges Gemüth kennt nur das Wohlſein von der Erlangung des wahren Guten; ein ſchuldvolles wird von dem Bewußtſein beunruhigt, die höhern Zwecke

den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung ſeines Verlangens nach Wohlſein ſchon in der Wahrnehmung und Beförderung des pſychiſchen Wohlſeins anderer Menſchen; ein böſes verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlſein anderer Menſchen dadurch geſtört wird. (Gemüthsbewegung, ſ. den folgenden Art.) Gemüthlich nennt man einen Menſchen, der, ohne die Abſicht dazu zu haben oder zu verrathen, blos durch ſeine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menſchen in einen angenehmen und behaglichen Zuſtand verſetzt.

Gemüthsbewegungen (Affecten, ſ. d.) nennt man gewiſſe vorübergehende Stimmungen des Gefühlsvermögens, welche, ſo lange ſie herrſchend ſind, das Gemüth gleichſam aus ſeinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsruhe) heben, die Faſſung ſtören, und mithin freie Ueberlegung und Selbſtbeſtimmung durch Grundſätze unmöglich machen. Sie ſind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemiſchte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Mißvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Mißvergnügen; Schrecken, das Gefühl plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angſt, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uebel; Zorn, plötzlich und heftig erregtes unangenehmes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme niederdrückende Gefühle über begangenes Unrecht, oder ausgeübte Unziemlichkeiten, oder öffentliche Darſtellung irgend eines unſrer Mängel. Dies ſind die Affecten, welche man reine nennt, weil immer nur ein beſtimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrſchend iſt. In andern hingegen ſind dieſe beiderlei Gefühle gemiſcht. So iſt Erwartung eine Miſchung von Furcht und Hoffnung, Beſtürzung von Freude und Traurigkeit; eben ſo Mitleid, Beſorgniß, Sehnſucht, Wehmuth, wo das Gemüth in eine zarte Bebung gebracht, ſich in einer traurigen, und doch durch die Luſt an dieſer Trauer ſelbſt ſanft verſüßten Stimmung befindet. Uebrigens finden bei mehrern verſchiedene Grade Statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entſetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in ſanfte Regung gebracht, von andern heftig erſchüttert; jene wirken wohlthätig, dieſe zerſtörend auf die Organiſation, denn ſie erſchöpfen durch Uebermaß der Erregung die Lebenkraft. Aus dem moraliſchen Geſichtspunct betrachtet, gilt im Allgemeinen der Grundſatz, daß man ſeine Affecten beherrſchen ſolle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrſchaft beraubt wird; hauptſächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoraliſche ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In äſthetiſcher Hinſicht führen die, ſo von Kraft und Stärke zeugen, wenigſtens einen Schein von Erhabenheit bei ſich, und es kann dann wol auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hingegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle ſogenannten ſchmelzenden Affecten, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der ſich ſelbſt den Troſt verſagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten ſind Seelenkrankheiten ſolcher Art, bei welchen das Gemüth urſprünglich leidet und Urſache von beſtimmten Krankheitserſcheinungen iſt. Es fragt ſich, ob nicht ſchon heftige Leidenſchaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens ſtören, und dadurch die Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten ſeien, z. B. heftige Liebe, Eiferſucht u. a. m. Gewiß aber

iſt es, daß aus den Leidenſchaften nicht ſelten Zuſtände entſpringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht abſprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichſten, die übrigens, wiewol ſie in ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengeſetzter Art ſind, Wahnſinn und Melancholie (Trübſinn). Die Liebe macht wahnſinnig und melancholiſch, nach dem Charakter und der ſonſtigen Beſchaffenheit der Perſon und der Umſtände. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnſinn, anhaltender Kummer, Gram über ſchweren Verluſt und geſcheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnſinn als Gemüthskrankheit von Ueberſpannung, rückt das Gemüth gleichſam aus ſich ſelbſt heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenſtände ſeines Begehrens dem wahnſinnigen Gemüth vorſchweben, und wo Sinn, Verſtand und Phantaſie, in den Dienſten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnſinnige aus Liebe ſieht ſich überall in Geſellſchaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen ſtehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Melancholiſche iſt wie abgeſchnitten von der Welt und lebt nur in ſeinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünſcht und ſucht als den Tod. Tiefe Nacht umſchattet ſeinen Geiſt, und ſeine Willenskraft iſt erſtorben. Und dieſer ganzen innern Zerrüttung Quelle iſt das kranke Gemüth. Hieraus läßt ſich abnehmen, daß Melancholie und Wahnſinn wahre Gemüthskrankheiten ſind, und daß es Unrecht iſt, ſie Geiſteskrankheiten zu nennen, weil der Geiſt oder das Vorſtellungsvermögen hier nur mittelbarer Weiſe angegriffen iſt. (Vergl. d. Art. Geiſteskrankheiten.) ff.

Gendarmes. So nannte man anfänglich in Frankreich die Maſſe des bewaffneten Volks (gens armata), hernach aber, nach Einführung der ſtehenden Soldtruppen, ein Corps ſchwerer Reiterei, das die Hauptſtärke des Heeres ausmachte und mit Helmen, Cüraſſen, Piſtolen, gepanzerten Pferden ꝛc. verſehen war. Seit Ludwigs XIV. Zeit behielten ſie blos Piſtolen, Halfter und Degen bei. Theils verſahen ſie den Dienſt beim Könige, theils machten ſie das erſte Corps der franzöſiſchen Reiterei aus. Uebrigens beſtand es aus lauter Edelleuten und gehörten zu den königl. Haustruppen. Die Revolution hob dies Corps auf. Seitdem nannte man dort Gendarmerie ein Corps, das an die Stelle der vormaligen Maréchaussée, zur Sicherheit der Straßen dienend, eintreten ſollte. Sie dient zu Fuße und zu Pferde, gehört zwar zum Militär, ſteht aber in Dienſtgeſchäften zur Verfügung der Verwaltungsbehörden. In Preußen wurden vor der neuen Organiſation des Heers, die königl. Garden theilweiſe ebenfalls Gendarmes genannt. Durch einen gewiſſen Uebermuth, der mit ihrem Verhalten im Felde nicht ſehr übereinſtimmte, hatte ſich dies Corps ſehr verhaßt gemacht. Es wurde 1806 nach der Schlacht von Jena bei Prenzlau zu Gefangenen gemacht und mußte von den Siegern viele Demüthigungen erleiden. Jetzt werden auch in vielen deutſchen Staaten beſonders die berittenen Polizeidiener Gendarmen genannt.

Genealogie, die wiſſenſchaftliche Darſtellung von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft der Geſchlechter, wird, weil ſie einzelne Theile des hiſtoriſchen Studiums weſentlich unterſtützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften gerechnet. Die genealogiſchen Kenntniſſe haben aber eine doppelte Bedeutſamkeit: eine perſönliche und eine hiſtoriſche. Jene Kenntniſſe ſind in perſönlicher oder rechtlicher Beziehung wichtig, ſobald gewiſſe aus der Verwandtſchaft abzuleitende Anſprüche geltend gemacht

werden ſollen: ſie erhalten aber auch zugleich hiſtoriſches Intereſſe, wenn nach den Verwandtſchaftsverhältniſſen hiſtoriſch merkwürdiger Perſonen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieſer Hinſicht immer beziehungsweiſe zu nehmen iſt, theils weil manche an ſich unbeudetende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Perſon aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil ſelbſt merkwürdige Perſonen oft nur für einzelne Bezirke, Provinzen und Länder ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretiſchen, welcher die Lehre von den genealogiſchen Grundſätzen überhaupt enthält, und in den practiſchen, welcher die hiſtoriſch merkwürdigen Geſchlechter darſtellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürſtlichen Familien eingeſchränkt. Der theoretiſche Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geſchlechts, einer Familie aus. Perſonen, die von einem gemeinſchaftlichen Vater abſtammen, bilden ein Geſchlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtſchaft, worin eine Perſon zu einer andern ſteht. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinſchaftlichen Ahnherrn abſtammender Perſonen heißt eine Linie. Die Linie iſt entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufſteigende und abſteigende. Bis zum ſiebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus,) und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos,) mit beſondern Namen belegt; die übrigen Aſcendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die ſpätern Deſcendenten im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Uebrigens bilden blos die Söhne die männliche Linie; alle übrigen Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die Seitenlinie umſchließt die Seitenverwandten, welche nicht von einander, ſondern nur von einem gemeinſchaftlichen Stammvater abſtammen. Sie iſt entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), ſobald auf der einen Seite mehr Glieder als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geſchwiſter ſind entweder leibliche oder Stiefgeſchwiſter, je nachdem ſie entweder theils von beiden Aeltern, theils von einem Individuum der Aeltern abſtammen, oder nur durch neugeſtiftete Ehen mit einander verwandt worden ſind. Zur Verſinnlichung der Abſtammung und Verwandtſchaft werden genealogiſche Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgeſetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geſchlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom älteſten Stammvater an, und ſtellt alle bekannte Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts aus einer Familie in abſteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabſichtigt man die Verſinnlichung der Abſtammung einer einzelnen Perſon in aufſteigender Linie, ſowol von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf dieſe Weiſe werden 4, 8, 16 rc. Ahnen nachgewieſen. (S. Ahnen.) Die Regierungsſucceſſionstafeln enthalten blos die Abſtammung der Perſonen, welche nach einander zur Regierung gelangt ſind oder Anſprüche auf dieſelbe haben. Mit ihnen ſtehen die Erbfolgeſtreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander ſtellen, um aus den Graden der Verwandtſchaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die ſynchroniſtiſchen Tafeln werden aus neben einander geſtellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtſchaften, Heirathen, Erbverbrüderungen rc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die hiſtoriſchen

Stammtafeln unterſcheiden ſich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß ſie nebſt der Abſtammung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, ſo wie bei den Ländervereinigungs- oder Trennungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbeſtandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogiſchen Tabellen iſt, daß der Stammvater obenan geſetzt und bei jedem der Nachkommen die Abſtammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch ſolche Tabellen in der Geſtalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canoniſchen Rechts, (arbor consanguinitatis,) wo der Stammvater, gleichſam als Wurzel, unten geſetzt wird, eine Form, in welcher ſich beſonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel ſich von den übrigen Ständen abſonderte, ſich gewiſſe Aemter, Stellen in Stiftern u. ſ. w. ausſchließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine feſtgeſetzte Anzahl von Ahnen nachweiſen mußte. In dieſem Zeitalter entſtand auch die Sucht, die Stifter der europäiſchen Regentenhäuſer im fernſten Alterthume, oder doch wenigſtens in den römiſchen Familien nachzuweiſen, welche erſt durch die hiſtoriſche Kritik in ihrer Blöße dargeſtellt wurde. Die wiſſenſchaftliche Behandlung der Genealogie gewann erſt nach der zweckmäßigern Behandlung der Geſchichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutſche. Im 17. Jahrh. war Andreas Duchesne († 1640) ein Hauptverbeſſerer der genealogiſchen Methode, und Rittershuſius (Prof. der Rechte zu Altorf († 1670), bemühte ſich, Unſinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85.). Mehr geſchah im 18 Jahrh. Gebhardi gab die ältern Lohmeierſchen Stammtafeln (1730) verbeſſert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogiſche Tabellen (4 Bd. Qfol. (1725—33.) und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu 1756, 4.) machte die Wiſſenſchaft bedeutende Fortſchritte; doch führten ſie erſt Gatterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788, 8.), Pütter Tabb. geneal. Gött. 1768, 4.), Koch in Straßburg, und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General iſt der allgemeine Name für die höchſte militäriſche Würde, und theilt ſich bei jeder einzelnen Macht in mehrere Stufen von verſchiedener Benennung. Bei den deutſchen Armeen hatte ſonſt jedes einzelne Regiment einen General an der Spitze; die niedrigſte Stufe des Generalats war demnach die eines Regimentschefs (Generalmajor), aber auch jeder höhere General bis zum höchſten, war Inhaber eines Regiments, welches dann in ſeiner Abweſenheit von einem ſogenannten Stabsoffizier (Oberſt, Oberſtlieutenant) commandirt wurde. Jetzt hat man bei mehrern Armeen das franzöſiſche Syſtem (hie und da mit Abänderungen) angenommen, wo jedes einzelne Regiment von einem Oberſten commandirt wird. Dem zufolge iſt nun der Generalmajor bei dieſen deutſchen Heeren das, was in Frankreich, während des Kaiſerthums der Brigadegeneral (jetzt Maréchal de camp) war, d. h. Befehlshaber von wenigſtens zwei Regimentern. Zwei, auch wol drei Brigaden ſtehen unter einem Generallieutenant, (in Oeſterreich: Feldmarſchall-Lieutenant; in Frankreich vormals: Diviſionsgeneral, jetzt: Lieutenant général). Zunächſt über dem Generallieutenant ſteht der General der Infanterie oder der Cavallerie, der jedoch, in Rückſicht der Geſchäfte, von jenem nicht weſentlich verſchieden iſt. Der General der Cavallerie heißt, beſonders im öſterreichiſchen Heere, auch Feldwachtmeiſter, wie denn auch, ebendaſelbſt, der Feldzeugmeiſter (General der Artillerie) in dieſe Claſſe gehört. Den Beſchluß der gewöhn-

lichen militäriſchen Rangordnung machen die Feldmarſchälle, zuweilen auch General-Feldmarſchälle, und bei den Franzoſen Reichsmarſchälle genannt, welche an der Spitze eines ganzen Heers, oder doch eines Hauptcorps zu ſtehen pflegen. Wir bemerken hierbei noch, daß der Marſchallstitel in Frankreich, durch die zu häufige Verleihung deſſelben, gewiſſermaßen an ſeinem Anſehen verloren hat: der Almanac Impérial von 1812 macht nämlich 19 Maréchaux de l'Empire namhaft, während ſich bei den übrigen europäiſchen ſelten mehr denn zwei bis drei Feldmarſchälle befinden. Der Titel eines Generaliſſimus wird nur zuweilen in beſondern Fällen einem Oberbefehlshaber ertheilt, beſonders dann, wenn ein Heer aus Truppen verſchiedener Mächte zuſammengeſetzt iſt. Die Benennung General en Chef iſt kein eigentlicher Titel, ſondern bloße Bezeichnung des dadurch angedeuteten vorübergehenden Geſchäfts. Generalſtab, Etat-major, beſteht aus den verſchiedenen bei einem Heere befindlichen Generalen jedes Ranges, und ihren Adjutanten, aus dem Generalquartiermeiſter, dem Generalauditeur (Oberkriegsrichter), dem Generalzeugmeiſter, dem Oberwagenmeiſter, dem Generalgewaltiger und dem Obercommiſſär mit ihren Unterbedienten; überhaupt verſteht man unter Generalſtab ſämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Offiziere. Generalquartiermeiſter (bei den Franzoſen Major général) iſt derjenige Offizier des Generalſtabes, der die Märſche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeiſterſtab. General, in der Zuſammenſetzung mit Admiral, Feldmarſchall, Feldzeugmeiſter, Feldwachtmeiſter; der oberſte Admiral, Feldmarſchall ꝛc. ſ. auch **Feldmarſchall**, **Feldzeugmeiſter** ꝛc. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, deſſen Verfaſſung militäriſch iſt. Generaliſſimus, der Oberbefehlshaber der geſammten Kriegsmacht; beſonders dann, wenn eine Armee aus Truppen verſchiedener Mächte zuſammengeſetzt iſt. General heißt auch der Oberſte eines religiöſen Ordens, Dominicaner-, Jeſuiten- ꝛc. General. Ferner kommt das Wort General in vielen Zuſammenſetzungen vor, um einen höhern Rang oder Allgemeinheit auszudrücken.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundſtimme eines Tonſtücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich ſpielt man ihn auf einem Claviatur-Inſtrument, theils zur Verſtärkung der Harmonie, theils zur Erſetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigſtimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmoniſchen Lücken, die öfters zwiſchen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß ſpielen will, muß die Fertigkeit beſitzen, mit der Grundſtimme eines Tonſtücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie deſſelben beſteht, vorzutragen. Da dieſe Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet ſind, ſo muß er auch eine genaue Kenntniß dieſer Bezifferung haben, die man bei Marburg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieſer Bezifferung war Viadana, zu Anfang des 17. Jahrh. Capellmeiſter an der Domkirche zu Mantua. Deshalb nennt man auch dieſe Bezifferung öfters die italieniſche Tabulatur. dd.

Generali (Pietro), ein beliebter italieniſcher Componiſt, geb. 1783. Man hat von ihm eine Menge komiſcher Opern, von welchen jedoch nur wenige auf die deutſche Bühne gekommen ſind.

Generalſtaaten, ſ. Niederlande.

Generation, Geſchlechtsalter, Menſchenalter, iſt eine der unbeſtimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menſchen im Durchſchnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menſchengeſchlechter 100 Jahre, andere Schriftſteller rechnen auf ein Menſchengeſchlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahr. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. dd.

Geneſis (griechiſch: Zeugung, Geburt, Entſtehung) ward von den alexandriniſchen Dollmetſchern darum das erſte Buch Moſis genannt, weil in demſelben von der Entſtehung der Dinge die Rede iſt. N.

Geneſung, der Uebergang von Krankheit zur Geſundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Syſtems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt geweſenen heben ſich wieder. Die Disharmonie der verſchiedenen Verrichtungen des Körpers löſt ſich allmälig wieder in die vorige Harmonie auf, die überſpannten Thätigkeiten laſſen, durch Erſchöpfung ihrer Kraft oder durch Arzneimittel beſchränkt, allmälig nach, die ſchadhaften, dem organiſchen Körper fremdartig gewordnen Stoffe werden ausgeſchieden und fortgeſchafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus mit dem Zwecke deſſelben kehren wieder zurück. Dieſer Zuſtand fängt folglich ſogleich nach der heilſamen Criſis (ſ. d. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Geſundheit wieder eingetreten iſt. Die Krankheit verſchwindet nur allmälig aus dem Körper. So wie im Innern des Organismus gewiſſe Veränderungen vorgingen, mittelſt welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe ſtieg, eben ſo iſt ihr Gang auch ſtufenweiſe wieder rückwärts oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitszeichen nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, ſo daß die zuletzt erſchienenen zuerſt verſchwinden. Dieſer Rückgang von dem kranken Zuſtande zum geſunden geſchieht bald in langſamern, bald in ſchnellern Schritten, daher der Zeitraum der Geneſung bald länger, bald kürzer ausfällt, je nachdem die Krankheit ſchwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langſam oder ſchnell, die Lebenskraft des Kranken ſtark oder ſchwach war, die Hülfe der Kunſt weniger oder mehr unpaſſend oder zweckmäßig angewendet wurde u. ſ. w. Der Geneſungszuſtand ſelbſt iſt auch verſchieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So iſt er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faul- oder Nervenfieber, anders nach einem Katarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. ſ. w. Es erhellet aus allem dieſen, daß Geneſung noch nicht Geſundheit ſelbſt iſt; es iſt ein eigener zur Geſundheit hinführender Zuſtand, der jedoch eben ſo leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (ſ. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgeſetzt werden, welche die Krankheit beſchränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszuſtand begünſtigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die Mittel, welche den der Krankheit entgegengeſetzten Zuſtand hervorrufen ſollen, zu lange fortgeſetzt werden. Hierdurch kann der Kranke gerade in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Geneſene kann z. B. durch Uebermaß von Blutentziehung oder ſchwächenden Arzneimitteln in ein ſogenanntes Faulfieber oder in ein hectiſches Fieber verfallen u. ſ. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetiſchen Verhalten, Uebermaß in Speiſen und Getränken, Erkältung, Störung der kritiſchen Ausleerungen u. a. m., der

Uebergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß der Geneſende den Vorſchriften ſeines Arztes noch treulich nachkommen, und das ſeinem Zuſtande gemäße diätetiſche Verhalten genau beobachten muß. H.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus, einer, der ſich damit beſchäftigt, bei der Geburt eines Kindes das künftige Schickſal deſſelben aus dem Stande der Geſtirne vorher zu ſagen, ein Nativitätſteller, (ſ. Aſtrologie).

Genetiſch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetiſche Kraft, die Zeugungskraft. Genetiſche Erklärung iſt eine ſolche, die nicht blos die Merkmale einer Sache angibt, ſondern zugleich ihre Entſtehung darthut.

Genf, Genève, Canton der Eidgenoſſenſchaft und gut gebaute, durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt, an dem reizenden genfer See. Der Rhone, welcher den See durchſtrömt, tritt bei Genf aus demſelben, und ſondert die Stadt in drei ungleiche, durch Brücken zuſammenhängende Theile. Jetzt zählt das befeſtigte Genf in der Stadt über 22,000 Einw. in 900 Häuſern, uud auf dem Gebiet von 5 9/10 Q.M. außer der Stadt gegen 26,000 Einwohner. Die herrſchende Religion iſt die reformirte. Den wichtigſten Nahrungszweig verſchaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendſten Periode des Handels zählte man 480 Meiſter und gegen 6000, jetzt nur noch 2800 Arbeiter, welche jährlich 70,000 Uhren und darunter $1^{11}/_{12}$ goldne für 2,150,000 ſchweizer Franken verfertigen. An ſie ſchließen ſich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunſt erforderlichen und andere mathematiſche und chirurchiſche Inſtrumente arbeiten. Sehr bedeutend ſind auch die Kunſtwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Muſſeline, Goldborten, ſeidene Zeuge, auch Porzellan verfertigt. Wenn dieſe anſehnlichen Fabriken den Wohlſtand der Stadt emporbringen, ſo erzeugt zugleich die vortheilhafte Lage am genfer See einen bedeutenden Tranſitohandel; die Nähe der franzöſiſchen Grenze aber begünſtigt einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf dieſe Weiſe ſo anſehnliche Reichthümer, daß es 120 Millionen Livres meiſt in den franzöſiſchen Fonds ſtehen hatte, die bei der franzöſiſchen Revolution zum Theil verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Biſchofe und einem Grafen unterworfen, welche ſich gegenſeitig ihre Rechte ſtreitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Biſchöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaiſern viele Freiheiten, und fügten ſich nicht unbedingt den Herzogen und Biſchöfen. Dadurch entſtanden Streitigkeiten, welche die von den Franzoſen gedrängten Herzoge nicht mit Nachdruck gegen die auch von den Schweizern begünſtigten Genfer führen konnten. 1524 entledigte ſich die Stadt des herzoglichen Vicedoms, und neun Jahre darauf auch des Biſchofs, indem ſie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich geſinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte ſie lange gegen die Anſprüche der Herzoge zu kämpfen, welche 1602 den letzten Verſuch machten, die Stadt durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde ſeitdem zum Andenken daran am 12. Dec. das Escaladefeſt gefeiert. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft deſſen Savoyen allen Anſprüchen entſagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfaſſung verbürgten. Dieſe Verfaſſung

war ein Gemiſch von Demokratie und Ariſtokratie. Die Bürger bildeten das Conſeil general oder ſouverain, welches die geſetzgebende Macht haben und über die wichtigſten Staatsangelegenheiten entſcheiden ſollte. Aus dieſen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und ſpäter von 250 Perſonen, und aus dieſem wieder ein kleiner Rath von 25 Perſonen unter dem Vorſitz des Syndicus gezogen. Dieſe hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Caſſe, und die Beſorgung der täglichen Geſchäfte. Schon 1536 war feſtgeſetzt worden, daß eine Sache, um an den großen Rath zu kommen, erſt im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerſchaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt ſein müſſe. So beſtand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis ſie allmälig in Herrſchſucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten ſich der wichtigſten Aemter ausſchließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte ſich im Laufe des 18. Jahrh., anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunſche nach einer gerechten Verfaſſung. Man nannte die Klagenden Repreſentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negatifs. Das Uebel mehrte ſich noch durch die alte Verfaſſung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Claſſen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder ſolche Bürger, die von ihren Voraltern her Bürger waren, und zu allen Aemtern und Würden gelangen konnten, in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen Bürgern, deren Nachkommen man erſt die vollen Bürgerrechte ertheilte, abſtammten, und zwar in der allgemeinen Verſammlung erſcheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder ſchutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle dieſe Claſſen hatten Urſache zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, ſich lange in ſeinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Ariſtokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde zwar von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem franzöſiſchen Miniſter Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entſchieden, aber die Folge davon war, daß viele Familien nach Conſtanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunſtfleiß dahin brachten. Eine ſpätere Revolution, 1789, ſtellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Beſtimmtheit, als bisher der Fall geweſen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwieſene kehrten zurück, aber ſchon zeigten ſich die nachtheiligen Wirkungen der franz. Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Reſident Soulavie, von ſeiner Regierung unterſtützt, die abſcheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Prozeß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf dieſen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, beſetzten 1798 franzöſiſche Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptſtadt des Departements Leman, und man bemühte ſich, den ehemaligen Flor wieder herzuſtellen. Die Univerſität, 1368 geſtiftet und 1538 erneuert, wurde durch ein Lyceum erſetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte ſtudiren mußten, die in Frankreich zu geiſtlichen Aemtern gelangen wollten. Am 30. Dec. 1813 ging Genf nach kurzer Canonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Seitdem bildet es in der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft

den 20. Canton; ſeine Verfaſſung iſt ariſtokratiſch-demokratiſch; ein Staatsrath von vier diesjährigen und vier alten Syndicis und 21 Staatsräthen (nobles seigneurs) hält die vollziehende, der Repräſentationsrath von 276 Mitgliedern die geſetzgebende Gewalt in Händen. Die Einwohner zeichnen ſich durch Gemeingeiſt und reine Anhänglichkeit an ihre Vaterſtadt ganz beſonders aus, und es erregt Bewunderung, zu ſehen, wie viel ſie, bei ſehr beſchränkten öffentlichen Mitteln, für Wiſſenſchaft und geſellſchaftliche Bildung gethan haben, und noch thun. Dieſer vaterländiſche Sinn erſtreckt ſich ſelbſt auf die gemeinere Claſſe der Arbeiter, die ſich z. B. 1815, wo ein botaniſcher Garten angelegt ward, ein ehrenvolles Vergnügen daraus machten, die Treibhäuſer und andere Nothwendigkeiten umſonſt zu erbauen, das erforderliche Glas ꝛc. ohne Bezahlung zu liefern ꝛc. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rouſſeau geboren worden; Calvins Grabmal, ohne Inſchrift und Monument; das Cabinet von Sauſſure, das ſchönſte in der Schweiz, und das bei Frankreich gebliebene Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmälig verfällt, deſſen untere Zimmer aber noch unverändert ſo ſind, wie ſie Voltaire bewohnte; die Gletſcher von Chamouny, eine Tagereiſe von Genf u. ſ. w. Der beſonders wegen ſeiner maleriſchen Umgebungen berühmte genfer See, deſſen Länge 9 Meilen und deſſen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Meile beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus. Er iſt ſehr tief und fiſchreich, und friert nie zu, ob er gleich 1126 Fuß über dem Meere liegt.

Gengis-Khan, ſ. Dſchingis-Khan.

Genie iſt etwas ſo Geheimnißvolles in der menſchlichen Natur, daß ſich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und beſtimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom lateiniſchen Worte Genius, indem man ſich einbildete, daß gewiſſen, mit vorzüglicher Geiſteskraft wirkenden Menſchen ein höheres Weſen oder ein Genius beiwohne, der ſie begeiſtere. Das Genie verbindet die entgegengeſetzten geiſtigen Eigenſchaften, den eindringendſten Tiefſinn mit der lebhafteſten Einbildungskraft, die größte Lebhaftigkeit mit dem raſtloſeſten Fleiß und der ausdauerndſten Beharrlichkeit, die höchſte Kühnheit mit der klarſten Beſonnenheit, und äußert ſich dadurch, daß es in irgend einer Art menſchlicher Thätigkeit etwas Ungemeines leiſtet, das Alte neu geſtaltet, oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in ſeinen Hervorbringungen Original iſt. Daher iſt Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es iſt eigentlich ein Pleonasmus, wenn man ſich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität ſetzt voraus, daß der Menſch, in welchem ſie angetroffen wird, mit einer höhern Geiſteskraft, als andere Weſen ſeiner Gattung, von der Natur ausgeſtattet worden iſt, kraft welcher er neue Bahnen betritt. Sie gehört demnach nicht zu den allgemeinen Beſtimmungen der menſchlichen Natur, ſondern zu deu beſondern Modificationen der Kräfte, wodurch ſich einzelne Menſchen vor andern auszeichnen und ſie in ihrer Wirkſamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da ſie unbegreiflich iſt, ſo iſt auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und muß als etwas Urſprüngliches oder Angebornes betrachtet werden. Das Genie zeigt ſich aber nicht in allen Arten menſchlicher Wirkſamkeit als Genie, ſondern erſcheint oft, aus ſeiner Sphäre herausgeriſſen, als ein Weſen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. iſt darum nicht auch ein genialer Philoſoph, und der geniale Staatsmann iſt darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterſcheidet daher mit Recht verſchiedene Arten der Genialität, als:

Künſtlergenie, wiſſenſchaftliches, politiſches, militäriſches Genie u. ſ. w.; und ſelbſt dieſe Arten laſſen ſich wieder in Unterarten zerfällen, ſo daß z. B. Mozart ein muſikaliſches, Klopſtock ein dichteriſches, Raphael ein maleriſches, Newton ein mathematiſches, Kant ein philoſophiſches Genie u. ſ. w. heißt. Ein Univerſalgenie im ſtrengſten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, wenn man darunter ein ſolches verſteht, daß ſich in allen Zweigen menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt verſucht hätte, denn das iſt bei den Bedingungen, deren die Aeußerung jeder Thätigkeit des Menſchen unterliegt, unmöglich. Beſchränkt man hingegen die Bedeutung dieſes Ausdrucks auf die Fähigkeit, in allen Künſten und Wiſſenſchaften mit Erfolg zu wirken, ſo müſſen wir dieſe jedem Genie, vermöge der harmoniſchen Ausbildung aller ſeiner Kräfte, zuſprechen, und annehmen, daß es in jedem Felde mit gleichem Erfolg ſich gezeigt haben würde, wenn es ſeine Thätigkeit dahin hätte richten wollen. Zwar haben große Künſtler ſelten etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften geleiſtet, doch hat es auch Männer gegeben, welche in mehreren Zweigen der Kunſt oder der Wiſſenſchaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben ſo genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein eben ſo großer Mathematiker als Philoſoph. Am gewöhnlichſten wird das Wort Genie von genialen Künſtlern geſagt, und mit Recht, denn die Künſte ſind der eigentliche Wirkungskreis des Genies deſſen von einer regen Einbildungskraft bewegte Kräfte gleichſam das Bedürfniß haben, ſich in neuen Schöpfungen zu äußern D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (ſ. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung jenes Artikels, nichts beſſers thun können, als Wieland ſprechen zu laſſen. Nach einem Glauben der Römer, ſagte er, der ihnen faſt mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Menſch ſeinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeiſt, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe deſſelben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demſelben hinausgeleitete. Die Genien der Weiber heißen Junonen; die Knechte ſchwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze römiſche Reich beim Genius Auguſts und ſeiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen feſten Lehrbegriff gebunden, ſondern in ihrem Glauben alles unbeſtimmt, ſchwankend und willkürlich war, ſo war auch über dieſen Artikel nichts feſtgeſetzt; und wer Luſt hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen böſen, ſchwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuſchrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II. 2.) ſagt, weiß und ſchwarz zugleich, und, je nachdem ſich der Menſch aufführte, ihm hold oder unhold ſei. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, ſeinen Genius beſänftigen, ſeinen Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menſchen ſtärker, mächtiger, verſtändiger, wachſamer, kurz, je vollkommener er ſeiner eigenen Natur nach, und je gewogener er dem Menſchen war, der unter ſeinem Schutze und Einfluſſe lebte, je beſſer ſtand es um dieſen Menſchen, und je größer waren ſeine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein ägyptiſcher Geiſterſeher den Antonius vor ſeinem Collegen und Schwager Octavianus. Dein Genius, ſagte er, fürchtet den ſeinigen. Zwar iſt er von Natur groß und hohen Muthes, aber ſo wie er ſich dem Genius dieſes jungen Menſchen nähert, ſchrumpft er zuſammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die

Genien (denn nicht nur jeder Menſch, ſondern jedes andere natürliche Weſen hatte den ſeinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen, ſich durch die ganze Körperperwelt ergießenden göttlichen Geiſt. Das, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben dieſes Menſchen geheftet; und ſo wie dieſer ſtirbt, verliert ſich ſein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geiſter, aus welchem er, bei deſſen Geburt, ausgefloſſen war, um der Portion von Materie, woraus dieſer Menſch werden ſollte, ſeine individuelle Form zu geben, und dieſes neue Gebilde zu beleben und zu beſeelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unſichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit ſchönen menſchenähnlichen Geſtalten zu bekleiden gewohnt waren, ſo erhielt auch der Genius der menſchlichen Natur die ſeinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwiſchen Knaben und Jüngling mit einem geſtirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Masholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borghese, von deſſen Schönheit Winkelmann ſo entzückt war.

Genlis, Gräfin von. Dieſe beliebte und fruchtbare Schriftſtellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madem. de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres muſikaliſchen Talents wegen, in großen Häuſern gern geſehen, wo ſich ihr Beobachtungsgeiſt und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Graf Genlis, der ſie nie geſehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl deſſelben ſo entzückt, daß er dem armen Fräulein ſeine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin Genlis erhielt als Nichte der Frau von Monteſſon Zutritt in dem Hauſe Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als ſolche ſchrieb ſie das Théâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsſchriften, für die ſchon der Ruf und die Stelle der Verfaſſerin die allgemeine Aufmerkſamkeit gewannen. Sie ſelbſt leitete das ganze Erziehungsgeſchäft und nahm auch an andern Verhältniſſen des Hauſes Orleans Theil. Man lieſt in ihren Schriften, daß ſie die Revolution liebte, daß ſie Petion und Barrere bei ſich geſehen und den Jacobinerſitzungen beigewohnt habe. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich ſchon 1791 verlaſſen. Sie erzählt ſelbſt in ihrem Précis de ma Conduite, daß Petion ſie nach London geführt habe, damit ſie auf der Reiſe kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief ſie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war ſie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzeſſin in die Niederlande nach Tournay, wo ſie die ſchöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier ſah ſie den General Dumouriez einigemale, auch folgte ſie ihm nach St. Amand. Da ſie den Plan dieſes Generals, bei dem ſich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marſchiren, um die Republik zu ſtürzen, nicht billigte, begab ſie ſich im April 1793 mit der Prinzeſſin in die Schweiz, und lebte in einem Kloſter zu Brem-

garten, einige Meilen von Zürich. Als ſich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzeſſin von Condé, nach Freiburg begab, ging ſie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo ſie in klöſterlicher Einſamkeit für die Wiſſenſchaften lebte. Auf einem Landgute im Holſteiniſchen, ſchrieb ſie die bekannte Chevaliers du Cygne (Hamb. 1795), einen Roman, der viel republikaniſche Aeußerungen und ſehr freie Schilderungen enthält. Er erſchien 1805 zu Paris in ſehr veränderter Geſtalt. 1795 gab ſie den Précis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schluſſe befindet ſich ein Brief an ihren älteſten Zögling, worin ſie ihn ermahnt, die Krone, wenn ſie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die franzöſiſche Republik auf moraliſchen und gerechten Grundlagen zu ruhen ſchiene. Als Buonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte ſie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung und 1805 eine Penſion von 6000 Fr. Er ſelbſt bekümmerte ſich nicht um die Frau von Genlis, und als ſie für ihre Penſion doch etwas thun wollte, ſagte er: „Nun gut, ſie mag alle Monate an mich ſchreiben." Hierauf ſchrieb ſie ihm über literariſche Gegenſtände. Ihre vielen Werke (an 90 Bde.), unter welchen das Théâtre d'éducation, Mlle. de Clermont und Mad. de la Vallière wol die vorzüglichſten ſein möchten, zeichnen ſich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundſätze aus. Die meiſten davon ſind auch ins Deutſche überſetzt. Paliſſot hat in ſeinen Mémoires littéraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftſtellerinnen verglichen. Unſtreitig kommt ſie der Frau von Staël nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wiſſen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darſtellen der Leidenſchaften wird ſie von Madam Cottin übertroffen. Sie ſteht ſelbſt der Frau von Flahault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darſtellung im Einzelnen betrifft. Insbeſondere hat Frau von Genlis die Gattung des hiſtoriſchen Romans, einen Auswuchs der Literatur, ſehr bereichert. Als Dichterin hat ſie ſich am wenigſten ausgezeichnet.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): 1. geb. zu Nanterre, zwei Stunden von Paris, 423, um die Zeit Pharamunds, des erſten Königs von Frankreich. St. Germain, der Biſchof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen beſondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit zu thun, welches ſie auch dem Biſchof von Paris ablegte. Nach ihrer Aeltern Tode begab ſie ſich nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit ſeinen Hunnen in Frankreich einbrach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man ſie nur durch eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geſchlagen; dies gründete der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr ſie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald zwölf große Schiffe voll Korn zurück, das ſie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte; dies befeſtigte ihr Anſehn, und ſie wurde von Merovänus und Chilperich ſehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß ſie von ihrem 15. bis zum 50. Jahre nichts als Gerſtenbrot und Bohnen, und auch dieſe nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem 50. Jahre aber erſt etwas Fiſch und Milch genoß. Im J. 460 erbaute ſie über die Gräber des heil. Dionyſius Ruſticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chaſtevil eine Kirche, und Dagobert ſtiftete nachher hier die Abtei St. Denys.

Im J. 499 oder 501 ſtarb ſie, und wurde in der unterirdiſchen Capelle beigeſetzt, welche St. Denys den Apoſteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Chlodewig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, ſo wie die dabei geſtiftete Abtei, nach der Genoveva ſelbſt benannt wurde. Eine andere Kirche dieſer Heiligen wurde an die Kirche Notre-Dame angebaut. Ihre Reliquien werden in der erſtern verwahrt. Die Kirche feiert ihr zu Ehren den 3. Januar als ihren Sterbetag. Mit dieſer Heiligen darf man nicht verwechſeln — 2. die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeſchuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf ſie ſechs Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl ſie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unſer Volksbuch: Eine ſchöne, anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der unſchuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen. Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verſchiedenen Büchern dieſer Gattung — ſagt Görres — iſt die Genoveva durchaus das geſchloſſenſte und am meiſten ausgerundete, ſtellenweiſe ganz vollendet und in ſeiner anſpruchloſen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unſchuldigen Tone gehalten, kindlich, ungeſchmückt und in ſich ſelbſt beſchattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und ſo war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeiſtern: Tieck, der uns in ſeinem Gedichte, wie ein Zauberer im Cryſtalle, die ganze romantiſche Liebe in einem zarten Luft- und Gluth-Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunſtreich zur Geſtalt gebildet, zeigt, und den Maler Müller, in ſeinem Fragmente, der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Rieſengebirge malt. Unendlich beſcheiden ſteht das Volksbuch hinter dieſen Blitzen der poetiſchen Kraft, aber in dem ruhigen, ſtillen, lieblichen Schein, in dem es ſtrahlt, bricht derſelbe poetiſche Geiſt, nur leiſe phosphorescirend, hervor, der in Tiecks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht." Das Volksbuch iſt gearbeitet nach der Schrift des Pater Cerizier's: L'innocence reconnue, das in einem pretiöſen, geſchraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und ſich dabei auf des Puteanus S. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Júl. Caesare ad annum 1636, als ſeine Gewährsmänner beruft. Der deutſche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde legte, hat eine ganz verſtändige Auswahl und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieſer Art zukommt. dd.

Genſerich, ſ. Vandalen.

Gent (Gand), Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Oſtflandern und vormals der ganzen Grafſchaft Flandern, ſo wie nachher des öſterreichiſchen Antheils an dieſer Grafſchaft, eine wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde. Die hindurchlaufenden Flüſſe und Canäle theilen ſie in 26 Inſeln ab. Der Umfang der Stadt iſt ſehr weitläuftig, und ſie konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Carls VI. 50,000 Mann ins Feld ſtellen. Sie verlor ihren Glanz unter Kaiſer Carl V., deſſen Geburtsort ſie war. Uebermäßige Abgaben brachten 1539 die Einwohner zu dem Entſchluſſe, ſich in Königs Franz I. von Frankreich Arme zu werfen. Allein Franz gab Carln hiervon Nachricht, worauf dieſer 30 der vornehmſten Bürger hinrichten ließ, viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausſchrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im

Zaum zu halten. Jetzt rechnet man in 10,000 Häuſ. 60,800 Einw., welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten, Leder u. a. unterhalten. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafencaſtell, der Prinzenhof, die Börſe u. a. m. England ſchloß hier mit den vereinigten Staaten den Frieden vom 21. Dec. 1814.

Gentleman. Dieſes Wort gebraucht man in England überhaupt und insbeſondre von einem Manne von guter Erziehung, anſtändigen Sitten, und einem Betragen, das achtbare Geſinnungen und edles Selbſtgefühl ankündigt, ohne daß gerade die glänzenden Eigenſchaften des anziehenden Geſellſchafters nothwendig darin eingeſchloſſen wären; es bezeichnet daher nicht ſowol eine bürgerliche Rangſtufe, oder einen auf Herkunft gegründeten Vorzug, als vielmehr die auf Würdigkeit beruhende Geltung des Menſchen in der Geſellſchaft, und ſteht der, in Sitte und Betragen ſich äußernden Gemeinheit, Niedrigkeit und Rohheit des Gemüths entgegen. Nach den Begriffen des Engländers erſcheint der Gentleman überall würdig, und ſeine Bildung ſtellt den Mann von dunkler Herkunft dem Ahnenreichſten gleich, da auch die Anſicht, daß das gelungene Bemühen, ſich die äußern Vorzüge des gebildeten Mannes eigen zu machen, alle bürgerlichen Ungleichheiten aufhebe, durchaus Volksdenkart iſt. Zuweilen wird das Wort andern Benennungen vorgeſetzt, um Anſpruch auf Auszeichnung anzudeuten, wie z. B. Gentleman-Commones auf den engliſchen Univerſitäten ein Student heißt, der von eigenem Vermögen ſich erhält. In der Mehrzahl Gentlemen (meine Herren) gebraucht man das Wort in der Anrede an Mehrere, als Erſatz für die dem Worte Sir (Herr) mangelnde Mehrzahl.

Gentry bezeichnet den niedern Adel in England, von dem Baronet herab, und es gehören dazu außer jenem die Ritter (Knights) und die Esquires (ſ. d. Art.). Es ſteht der Nobility dem (hohen) Adel entgegen, der den Baron, Viscount, Grafen (Earl), Marquis und Herzog begreift.

Genua (ital. Genova, franz. Gênes), ſardiniſches Herzogthum und Stadt am mittelländ. Meere, das hier den Meerbuſen von Genua bildet; die Stadt hat 80,000 Einw., 15,000 Häuſer, und eine Stunde im Durchſchnitt. Auf der Landſeite iſt ſie mit doppelten Befeſtigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt ſchaden könnten, geführt worden ſind. Der geräumige, gut befeſtigte, durch zwei ſchöne Dämme eingeſchloſſene Hafen, den die Stadt im Halbkreis umgibt, iſt ſeit 1751 ein Freihafen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darſena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, Stolze (la superba), theils wegen ihrer ſchönen amphitheatraliſchen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche, prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeſeite bietet die Stadt eine herrliche Anſicht, aber trotz ihrer vielen Paläſte kann man ſie doch nicht eigentlich ſchön nennen. Wegen des engen Raums, den ſie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage ſind die meiſten Straßen enge, ſchmutzig und ſo ſteil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man die Beſuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter ſich nachtragen läßt. Doch gibt es auch einige breite gerade Straßen, beſonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße mit vielen herrlichen, von außen mit Marmor bekleideten Paläſten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus, die Domkirche, der

Palaſt des ehemaligen Doge, die Paläſte Doria und Balbi, das 1817 wiederhergeſtellte Jeſuitencollegium. Die Stadt hat eine Waſſerleitung, welche durch Springbrunnen ſie mit Waſſer verſorgt, und ſchöne öffentliche Spaziergänge. Es herrſcht noch immer viele Gewerbſamkeit, beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt anſehnliche Fabriken von Seitenwaaren, beſonders in ſchwarzen Zeugen, Sammet, Damaſt und Strümpfen, die etwa 1500 Stühle unterhalten, in Tuch, baumwollnen Strümpfen, Hüten, Nudeln (Macaroni), candirten Früchten, Chokolade, Bleiweiß u. a. Die Seide wird theils im Lande ſelbſt gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, beſonders aus Calabrien, aus Sicilien, ſo wie aus Syrien und der Inſel Cypern gezogen. Genua iſt jetzt der Sitz eines Erzbiſchofs, eines Senats, Ober- und Handelsgerichts, ſo wie einer Univerſitat, dreier gelehrten Vereine, einer 1816 beſtätigten Handelsgeſellſchaft, der St. Georgenbank und einer Marineſchule. Der ehemalige Freiſtaat, jetzt Herzogthum Genua (110 Q.M. 532,400 Einw.) grenzt gegen Abend und Mitternacht an Savoyen, Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toscana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den öſtlichen und weſtlichen Theil (Riviera di Levante und Riviera di Ponente) abgetheilt. In jenem liegen Genua, Seſtri di Levante; in dieſem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordſeite ziehen ſich die Apenninen, und erſtrecken ſich in einzelnen Nebenäſten bis zur Küſte. Dieſer Landſtrich iſt, ungeachtet ſeines gebirgigen Bodens, ſehr fruchtbar. Der Adel zeichnet ſich durch Kenntniſſe und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitſamkeit und Muth aus. Die älteſten Bewohner des Landes waren die Ligurier, welche zwiſchen dem erſten und zweiten puniſchen Kriege von den Römern beſiegt wurden. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches gehörten ſie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit dieſem unter fränkiſche Herrſchaft. Nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, ſetzte Genua ſich in Freiheit, und theilte bis ins 11. Jahrh. das Schickſal der lombardiſchen Städte. Die Lage der Stadt begünſtigte das Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig trieb ſie Levantehandel. Erwerbungen auf dem feſten Lande gaben ſchon im Anfange des 12. Jahrh. Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und handelsluſtigen Bewohnern von Piſa, welche ihre Grenznachbaren wurden, nachdem Genua des Golfo de la Spezzia ſich bemächtigt hatte. 1174 beſaß die mächtige Stadt ſchon Montferrat, Monaco, Nizza, Marſeille, faſt die ganze Küſte der Provence und die Inſel Corſica. Der Kampf mit den Piſanern dauerte über 200 Jahre, und nicht eher ward Friede geſchloſſen, bis die Genueſer die Inſel Elba erobert und den Hafen von Piſa zerſtört hatten. Nicht minder heftig waren die Fehden gegen Venedig, die erſt 1282 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrſchaft über den weſtlichen Theil des mittelländiſchen Meeres der Gegenſtand des Kampfes mit Piſa war, ſo ward in dem Kriege gegen Venedig nur um den Beſitz des öſtlichen Theils, nach welchem beide Freiſtaaten ſtrebten, gekämpft. Die Genueſer ſchloſſen Handelsbündniſſe mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugniſſe ſich Begünſtigungen zu verſchaffen. Am höchſten ſtieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des griechiſch-byzantiniſchen Reichs nach der Mitte des 13. Jahrh. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Conſtantinopel, die zu träge waren, ſich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der morgenländiſchen Waaren in

die übrigen Länder Europas zu bedienen, den Genueſern großen Antheil an dem Handel der griechiſchen Staaten verſchafft; ganz Conſtantinopel ſtand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um ſich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen oſtindiſchen Handel zu verſchaffen, bemächtigten die Genueſer ſich der Stadt Caffa (jetzt Feodoſia) auf der crimmiſchen Halbinſel, gaben dem Hafen von Caffa eine beſſere Einrichtung, verſtärkten und vermehrten die Befeſtigungen, und verſchönerten die Stadt mit vielen Gebäuden, von welchen noch jetzt die Trümmer ſichtbar ſind. Caffa ward einer der ſchönſten und reichſten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueſer die Stadt beſaßen, hatten ſie auch die Herrſchaft über das ſchwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der ſich über das caspiſche Meer zog, die köſtlichen Waaren Indiens. Hätte Genua ein weiſes Colonialſyſtem eingeführt, und ſeine nahen und fernen Niederlaſſungen zu einem Ganzen zu verbinden und feſt an den Mutterſtaat zu knüpfen gewußt, ſo würde es vielleicht ſchon im 14. Jahrh. die Rolle als Handelsmacht geſpielt haben, die ſpäterhin Holland zufiel. Als Conſtantinopel von dem großen Mohammed II. bezwungen war, empfingen die Genueſer bald ihre Strafe für den unklugen Beiſtand, welchen ſie den Türken geleiſtet hatten. Mohammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlaſſung am ſchwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluſte der Herrſchaft über dieſes Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern deſſelben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu dieſem Handelswege ſo ſtrenge verſchloſſen, daß ſie ſich daſelbſt nicht mehr ſehen laſſen durften. Selbſt die Handelsverbindung, welche die crimmiſchen Tataren noch eine Zeit lang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eiferſüchtigen Beſorgniß der Türken für immer aufgehoben. Während Genuas äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regſamen Gewerbfleiß ſich ſo hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiwuth geſtört. Demokraten und Ariſtokraten, und unter den Ariſtokraten ſelbſt verſchiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. 1339 ward ein lebenslänglicher höchſter Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, die Parteien zu verſöhnen. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite geſetzt, und doch ward bei allen Verſuchen, eine feſte Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf ſich ſogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der ſtete Parteikampf herbeiführte, ſich zu retten, einigemale fremder Herrſchaft. Mitten unter dieſen Unruhen ward (1407) die Georgsbank (Compera di S. Georgio) geſtiftet, welche ihre Entſtehung den Anleihen, die der Staat zu ſeinen Bedürfniſſen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechſelnd herrſchenden Parteien gewiſſenhaft aufrecht erhalten wurde. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des 18. Jahrh. fortdauerte. Die Regierungsform war ſtreng ariſtokratiſch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte 50 Jahre alt ſein, und wohnte im Palaſte der Republik (Palazzo delle Signoria), wo auch der Senat ſich verſammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der ſich in demſelben Palaſte verſammelte. Ohne ſeine Einwilligung konnte kein Rathsſchluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in ſeinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach fünf Jahren konnte er wie-

der zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite ſtanden zwölf Governatori und acht Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen geweſen waren. Jede dieſer Würden hatte eine Dauer von zwei Jahren. Von den Governatori wohnten drei, von den Procuratori zwei mit dem Doge im Palaſte der Republik, ſo daß ſie von drei zu drei Monaten durch andere Amtsgenoſſen abgelöſt wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatsſachen beſorgte. Die Procuratori waren die Aufſeher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die ſouveräne Gewalt ſtand erſtens bei dem aus 300 Gliedern beſtehenden großen Rathe, zu welchem alle genueſiſche Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Geſetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathſchlagen, und in dieſen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entſchieden. Ueber Krieg, Frieden und Bündniſſe ward nur im kleinen Rathe verhandelt, und wenigſtens vier Fünftheile der Glieder mußten einſtimmig ſein, wenn ein Schluß abgefaßt werden ſollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten außer den Geſchlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Anſehen jenen am nächſten ſtanden; zu dem neuen Adel aber 437 Geſchlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Nach und nach hatte Genua alle ſeine auswärtigen Beſitzungen verloren; auch Corſica, die letzte von allen, empörte ſich 1730, und ward endlich, 1768, an Frankreich abgetreten. 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzoſen hatten ſich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteiloſigkeit, welche die Republik ſtrenge beobachtet hatte, konnte das ſchwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange ſchützen. Buonaparte, der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfaſſung, welche auf die Grundſätze des franzöſiſchen Repräſentativſyſtems gebaut war. Zwei Jahre ſpäter fiel ein Theil des genueſiſchen Gebiets wieder in die Gewalt der Oeſterreicher, aber der Sieg von Marengo entſchied auch Genuas Schickſal. Es ward anfangs eine proviſoriſche Regierung eingeführt, bis endlich 1802 eine neue Verfaſſung für die liguriſche Republik gegründet wurde. Die höchſte Regierungsgewalt erhielt der Doge. Ihm ſtanden zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräſentation eine Conſulta von 72 Mitgliedern, welche ſich jährlich verſammelte, Staatsrechnungen unterſuchte und die Geſetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Conſulta wurden von drei Collegien, nemlich von 300 Gutsbeſitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik erhielt zugleich einigen Länderzuwachs, und hatte (1804) eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter ſo furchtbar, beſtand nur noch aus 4 bis 6 Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 deutſchen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 M. Nationaltruppen und 2000 M. Landmiliz. Die Handelsſchifffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem franzöſiſchen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was ſie einſt geweſen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueſer nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs ſüdlichen Küſten, nach Spanien und Portugal. Es waren 40 größere und viele kleinere Fahrzeuge mit dieſem Handel beſchäftigt. Die Genueſer verſahen vor dem letzten Kriege einen großen Theil Italiens mit oſtindiſchen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, ſo wie mit Zucker und Caf=

fee, die theils von Liſſabon, theils von Marſeille kamen, und mit Fiſchwaaren und Salzen. Schiffe aus Hamburg brachten ſächſiſche Leinwand und Tücher. Der Speditionshandel war bedeutend, die wichtigſten Zweige des Handels aber waren der Handel mit baarem Gelde und das Wechſelgeſchäft. Mehrere Staaten Europas, beſonders Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depoſiten- und Staatsbank. Sie beſaß anſehnliche liegende Gründe und über 10 Mill. franzöſiſche Livres Einkünfte. Die Verwaltung derſelben wurde von 8 Protectoren beſorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfniſſen ſeine Zuflucht zu der Bank nahm, deſto mehr verlor ſie allmälig an Anſehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinſen für die aus der Bank genommenen Capitalien zu bezahlen, verſchiedene Abgaben und Auflagen angewieſen, die immer erhöht wurden, wenn ſie zur Bezahlung der Zinſen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem franzöſ. Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 genueſ. Lire, welche ſie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übertragen. Bei dem Umſturze der franzöſiſchen Weltherrſchaft beſetzten Britten die Stadt, und die Genueſer hofften nun um ſo mehr die Wiederherſtellung ihres alten Freiſtaats, als der brittiſche Befehlshaber ihnen dieſe Verſicherung bei der Beſitznahme der Stadt gegeben hatte. Allein der wiener Congreß theilte 1815 Genua mit ſeinem Gebiete dem Hauſe Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß daſſelbe eine Art von repräſentativer Verfaſſung behalten ſollte. So hat denn Genua ſeinen Senat und ſeine Provinzialräthe, die bei der Beſteurung gefragt werden müſſen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. ſ. w. gleiche Befugniß; die Univerſität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergeſtellt u. ſ. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commiſſion verwaltet, die in 3 Abtheilungen abgetheilt iſt: für das Innere, die Finanzen, das Militär und die Marine.

Gentz (Friedr. v.). Dieſer berühmte politiſche Schriftſteller und Staatsmann wurde geboren 1764 zu Breslau. Sein Vater kam in der Folge als Generaldirector der Münze nach Berlin. Seine Mutter war eine geborne Ancillon. Gentz ſtudirte in Königsberg, und ward 1786 in Berlin angeſtellt, wo er bis zum Grade eines Geheimenraths beim Generaldirectorium ſtieg. Die franz. Revolution entwickelte ſein Talent als politiſcher Schriftſteller, und er machte ſich ſeit 1786 durch philoſophiſche und hiſtoriſche Aufſätze in Journalen bekannt. Seine Ueberſetzung von Burkes Betrachtungen über die franz. Revolution (2 Thle. 1793, n. A. 1794) kam an Kraft der Beredſamkeit der Urſchrift nahe. Auch überſetzte er: Mallet du Pan über das Charakteriſtiſche und die lange Dauer der franzöſ. Revolution (1794), Ivernois Geſchichte der franzöſ. Finanzadminiſtration (1796, 97), Mouniers Entwickelung der Urſachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799). Auch ſein treffliches Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III., bei deſſen Thronbeſteigung 1797, gehörte zu den merkwürdigſten politiſchen Flugſchriften ſeiner Zeit, und verdient ſolches noch jetzt in mehr als einer Hinſicht Beachtung. Das von ihm 1799 unternommene hiſtoriſche Journal iſt faſt ganz von ihm verfaßt. Die wichtigſten, vorzüglich die engliſche Finanzverwaltung und das Schuldenweſen betreffenden Aufſätze deſſelben, ins Franzöſiſche überſetzt, unter dem Titel: Essai actuel de l'administration des finances

de la grande Bretagne (1801), erhielten den Beifall von Pitt, Grenville, Windham, Vanſittart u. a. m. Seine Schrift von dem politiſchen Zuſtande von Europa vor und nach der franzöſ. Revolution (1801) ward ins Engliſche überſetzt. Noch ſchrieb er Betrachtungen über den Urſprung und den Charakter des Kriegs gegen die franzöſ. Revolution (1801). Sein politiſcher Charakter führte ihn in die erſten Geſellſchaften Berlins ein; allein ſeine Grundſätze ſtimmten nicht mit dem damaligen Syſtem des preußiſchen Cabinets zuſammen. Er ging daher 1802 nach Wien, wo er als Hofrath bei der Staatskanzlei angeſtellt wurde. In demſelben Jahre machte er eine Reiſe nach England, wo man ihn mit ausgezeichneter Achtung aufnahm. Als die Franzoſen von Ulm gegen Wien vordrangen, ging er nach Dresden, wo er im Mai 1806 ſeine Fragmente aus der Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806) herausgab. Die Vorrede dieſer Schrift zeichnet ſich durch politiſche Beredſamkeit aus. Nachher hielt er ſich mit Bewilligung des wiener Hofes im Hauptquartier des Königs von Preußen auf bis zur Schlacht bei Jena. Dann kehrte er nach Wien zurück, und wurde im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gebraucht. 1809 und 1813 verfaßte er die öſterreichiſchen Manifeſte gegen Napoleon, und andere Staatsſchriften. Im Sept. 1814 ward er bei dem Congreſſe zu Wien einſtimmig zum erſten Secretär bei demſelben erwählt, und blieb es bis zum Schluſſe deſſelben. Im Juli 1815 ging er in derſelben Eigenſchaft zu den Miniſterialconferenzen nach Paris, 1818 nach Aachen und 1819 nach Carlsbad. Kein Schriftſteller hat ſo bündig gegen das franzöſiſche Syſtem, das durch die Revolution von 1789 herbeigeführt wurde, geſchrieben, als Gentz. Man leſe ſeine authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs (1806), ſo wie ſeine frühere Darſtellung der Rechtmäßigkeit des öſterreichiſchen Kriegs gegen Frankreich (1805). Er ward daher von mehrern Höfen ehrenvoll ausgezeichnet. Der Kaiſer v. Oeſterreich erhob ihn in den Adelſtand, und der Kaiſer v. Rußland gab ihm 1814 den Alexander-Newsky-Orden. Zu Belohnung ſeiner Verdienſte bei mehrern wichtigen Verhandlungen der neuern Zeit hat er 1819 den ungar. Stephans-Orden, den ruſſ. St. Annen- u. den preuß. rothen Adler-Orden 2r Claſſe erhalten. Ueber ſeinen Gehalt als Schriftſteller urtheilt ein Kenner (von Woltman) folgendes: „So viel wir wiſſen, hatte Friedrich Gentz ſich noch nicht als Schriftſteller gezeigt, als er als Ueberſetzer des beredteſten, tiefſten Gegners der Revolution, der ſich mit ſtarkem brittiſchen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegen warf, und als Commentator Burkes auftrat. Seitdem hat er mehr, als ein anderer in Deutſchland, die blühende, weithinwallende Schreibart ſeines Urbildes und mancher engliſchen Rhetoren ſich eigen gemacht. Im Feſthalten der einmal ergriffenen politiſchen Partei, in künſtlicher Beleuchtung der Thatſachen zu einem politiſchen Zweck, in Geſchicklichkeit, über manche Puncte einen ſophiſtiſchen Schleier zu weben und dabei Tugend, Anſtändigkeit und Geſundheit des Urtheils feierlich in Anſpruch zu nehmen, iſt er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüths ſtünde er vielleicht nicht ſo weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihre, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Geſichtspuncte der politiſchen Rhetorik muß man die Arbeiten von Gentz ſchlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu ſein, und daß er ſich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutſchland, in ſeinen Verhält-

niſſen, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals für Ausbildung der Art, da ſie dem Britten hundertfältig zuſtrömt, iſt kein geringer Ruhm ſeines Talents und ſeiner Anſtrengung.“ Man vergl. über Hrn. von Genz den in der neuen Suite dieſes Lexicons befindlichen Artikel, Bd. XI. 2. Abtheil.

Geocentriſch, was ſich auf den Mittelpunct der Erde bezieht, oder von dem Mittelpuncte der Erde aus betrachtet wird. S. Heliocentriſch.

Geocykliſche Maſchine, eine Maſchine, um ſinnlich anſchaulich zu machen, wie die Abwechſelung der Jahreszeiten, Zu- und Abnahme der Tage u. ſ. w. auf der Erde in Folge davon Statt finde, daß die Erdaxe unter einem Winkel von 66 1/2 Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigt iſt und während ihres Umlaufs um die Sonne, ſich ſelbſt in allen Puncten ihrer Bahn parallel bleibend, dieſe Stellung unverändert behauptet.

Geodäſie, ſ. Geometrie.

Geoffrin (Madame). Dieſe mit allen geſelligen Tugenden begabte, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinſten und gebildetſten Geſellſchaftskreiſe der franzöſiſchen Hauptſtadt zierte, war 1699 geboren, und ſchon in der Wiege verwaiſt. Ihre Großmutter erzog ſie, und gewöhnte früh ihren Geiſt, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward ſie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu ſagen iſt, als daß ſein Tod ſie in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens ſetzte, welches ſie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterſtützen, theils einen auserleſenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Perſonen um ſich zu verſammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem Herzen Bedürfniß war, iſt nie auf eine ſchönere und zartere Weiſe geübt worden; denn durch die Art, wie ſie gab, wußte ſie den Werth der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ ſie ohne Troſt, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn ſie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Ein beſonnenes, durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchtetes Studium der Menſchen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieſelben mehr ſchwach und eitel als bös ſind, daß man ihrer Schwäche nachſehen und ihre Eitelkeit ertragen müſſe, damit ſie wieder die unſern ertragen. Ihr Wahlſpruch war daher: Geben und Vergeben. Die Leidenſchaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit geboren. Schon als Kind, wenn ſie einen Bettler aus ihrem Fenſter ſah, warf ſie hinab, was ſie eben zur Hand hatte, ihr Brod, ihre Wäſche, ſelbſt ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten ſie. Sie wünſchte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzuſetzen. Man wird ſie ſegnen, ſagte ſie, und ſie werden mein Andenken ſegnen. So ſetzte ſie einem Freunde, der unbegütert war, eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres aus. Wenn Sie reicher werden, ſagte ſie, ſo ſpenden Sie das Geld mir zur Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich dieſe ſo ſeltene Frau auf das ſorgfältigſte aus, ja ſie pflegte den Undankbaren wol eine ſcherzhafte Lobrede zu halten. Ihr Haus war der Sitz der beſten pariſer Geſellſchaft und des feinſten Umgangs; alle Künſte, alle Talente, alle Stände, gebildete Geiſter aller Arten fanden bei ihr Zutritt, und vereinigten und miſchten ihre Ideen und Meinungen. Niemand konnte vorherrſchen; ſelbſt die Dame vom Hauſe ſtrebte nach keiner Art von Uebergewicht, ſie war nur liebenswürdig und den Cirkel belebend. Der Abbé de St. Pierre ſagte ihr,

als ſie ihn eines Abends nach einem langen Geſpräche mit den Worten entließ: »Vous avez été charmant aujourd'hui» die bekannte und verdiente Galanterie: »Je ne suis qu'un instrument, Madame, dont vous avez bien joué.» „Man fragt oft, fährt La Harpe fort, ob dieſe Frau, die mit ſo geiſtreichen Perſonen umgebt, ſelbſt ſo außerordentlich geiſtreich iſt; das eben nicht, iſt zu antworten, aber ſie hat einen geſunden Verſtand, und eine weiſe Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgange erwirbt, und Niemand hat einen richtigeren Tact für das Schickliche." Unter den vielen Fremden, die ſich in Paris an ſie anſchloſſen, war der ausgezeichnetſte der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr ſeine Thronbeſteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud ſie zu ſich nach Warſchau ein. Als ſie 1768 auf ihrer Reiſe dahin nach Wien kam, fand ſie bei dem Kaiſer und der Kaiſerin den ſchmeichelhafteſten Empfang. Die Kaiſerin, die ihr einſt zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ ſogleich halten und ſtellte ihr dieſelben vor. Bei ihrer Ankunft in Warſchau fand ſie daſelbſt ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches ſie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetſten Ehren überhäuft, kam ſie nach Paris zurück und ſtarb daſelbſt 1777. Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alembert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ſo lebhafte Theilnahme finden, daß ſie ganz neulich nebſt der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la Conversation wieder gedruckt worden ſind. (Vergl. die Art. Ludwigs XV. Zeitalter und Eſpinaſſe.) dd.

Geoffroy, J. L., einer der berühmteſten kritiſchen Schriftſteller Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jeſuiten ſeine Studien und befand ſich, als dieſer Orden aufgehoben ward, in einer beſchränkten Lage. Er wurde darauf Erzieher in dem Hauſe eines reichen Privatmanes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo entwickelte ſich ſeine Neigung für daſſelbe. Dieſe veranlaßte ihn, die Schauſpielkunſt, ihre Regeln, den Werth der Schauſpiele, den Geiſt der Dichter und die Talente der Schauſpieler zu erforſchen und zu ſtudiren. Um zu einer tiefern Einſicht des Weſens der dramatiſchen Kunſt zu gelangen, ſchrieb er ſelbſt eine Tragödie, Catos Tod, im Grunde aber nur zur Uebung. Er überreichte das Stück der Theaterdirection, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünſchte; die Aufführung des Stückes ſelbſt hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der ſpätern Zeit ſogar ein Stück, Catos Tod, unter ſeinem Namen drucken, als deſſen Verfaſſer Cubières Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt ſuchte er bei der Univerſität angeſtellt zu werden. Er bewarb ſich, von 1773, drei Jahre hinter einander um den alljährlich ausgeſetzten Preis der lateiniſchen Beredſamkeit, und erhielt ihn dreimal, ſo daß man ſich genöthigt fand, das Geſetz zu machen, daß ein und derſelbe nur dreimal dieſen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die franzöſiſche Akademie für die beſte Lobrede auf Carl V. ausgeſetzt und den La Harpe gewonnen hatte, wurde ſeiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm ſich erwarb. Die Erben der Année littéraire ſuchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen

und den Credit dieſes berühmten kritiſchen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der ſeit kurzem Profeſſor der Beredſamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war, und für den geſchickteſten Profeſſor der Rhetorik galt. Er übernahm dieſe Zeitſchrift 1776, und erhielt ſie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In dieſen 15 Jahren bereicherte er ſie mit geiſtreichen, gehaltvollen und anziehenden Artikeln über Philoſophie, Moral und Literatur. Sein Styl iſt rein, klar und gedrungen, und was er ſchrieb, zeugt von Geſchmack, Kenntniß der claſſiſchen Literatur, und dem Beſtreben, die Leſer mehr zu belehren, als zu zerſtreuen. Die Revolution, deren anarchiſche Grundſätze Geoffroy bekämpfte, machte dieſen friedlichen Beſchäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitſchrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber geächtet. Geoffroy flüchtete ſich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauſpiele im Journal des Debats, welches nachher Journal de l'Empire hieß, ſeit 1814 aber wieder ſeinen erſten Namen angenommen hat, und betrat ſo unter den günſtigen Verhältniſſen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falſche Anſichten in der Philoſophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unſelige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundſätze waren vergeſſen, ſie erſchienen als neue Entdeckung da, wo ſie wieder aufgeſtellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder unterſuchen zu dürfen, was ſchon hundertmal unterſucht worden, von alter und neuer Literatur zu ſprechen, als wenn ſie noch nicht da geweſen wäre. Doch bedurfte es in dieſem verwegenen Kampfe eines verſuchten und tüchtigen Kämpfers, und ein ſolcher war Geoffroy. Er unterſuchte mit Scharfſinn, und ſchonte die Grundſätze der Neuern nicht; dieſe ergrimmten, beleidigten, verketzerten ihn; aber er ließ ſich nicht abſchrecken, jeden Morgen erſchien er mit neuen Ausſtellungen und neuem Spott. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung; ſein Witz war oft zu bitter, ſein Scherz zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man ſagen, daß Geoffroy gerecht zu ſein wußte, wenn er es wollte, und er wollte es faſt immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatiſchen Dichter und der Schauſpieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die ſeinem Scharfſinn, ſeinen Kenntniſſen und Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließen und ſeine ungeheure Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer ſo beſchränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit ſeinen Grundſätzen einverſtanden war, ſo langweilte man ſich doch nie, und das Journal de l'Empire war, ſo lange Geoffroy den Feuilleton deſſelben ſchrieb, das geleſenſte aller franzöſiſchen Tageblätter. Ungeachtet dieſer Beſchäftigung, fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn darin die Poeſie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet iſt, ſo hat das Werk doch Verdienſte, insbeſondere durch die trefflichen Ueberſetzungen von mehreren Bruchſtücken, ja von zwei vollſtändigen Tragödien der Alten. Geoffroy beſaß ein ausgezeichnetes Talent zum Ueberſetzer, und es iſt zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erſchienenen Theokrit überſetzt hat. Er ſtarb zu Paris, 73 Jahr alt, den 26. Febr. 1814.

Geogonie iſt eine griechiſche Benennung für die Lehre von der Entſtehung und uranfänglichen Bildung unſrer Erde. Vergl. Geologie.

Geognoſie, Geognoſtik iſt die griechiſche Benennung für die Wiſſenſchaft von der Beſchaffenheit unſers Erdkörpers, der Erzeugung ſeiner Beſtandtheile, der verſchiedenen Miſchungen und Verhältniſſe derſelben. S. Geologie.

Geographie (griechiſch), Erdkunde, Erdbeſchreibung, enthält die Darſtellung des Zuſtandes und der Beſchaffenheit unſers Weltkörpers. Bisweilen wird der Ausdruck auch im engern Sinne genommen als Darſtellung von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit eines Theils unſerer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachſen u. ſ. w. Da nun die Erde betrachtet werden kann, entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Beſtandtheilen, Beſchaffenheiten und Erſcheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Weſen verſchiedener Art iſt, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftweſen, die ſich in ſeine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Kraftwirkung er mannichfaltige Veränderungen erleidet; ſo geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor: die mathematiſche, phyſikaliſche und politiſche. Die beiden erſten zuſammen nennt man auch die allgemeine Geographie., Die mathematiſche Geographie iſt eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik und wird in einem eigenen Artikel ausführlicher abgehandelt. Die phyſikaliſche Geographie befaßt unter ſich 1. die Geiſtik mit ihren verſchiedenen Theilen (ſ. Geiſtik), 2. die hydroiſtiſche Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren), und b) von dem Landgewäſſer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüſſen (Urſprung, Richtung, Waſſerfälle, Mündungen u. ſ. w.), Landſeen; 3. meteorologiſche Geographie, a) vom Luft- und Aethermeere, b) von den Regionen der Atmoſphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Grenzlinie in verſchiedenen Climaten), d) von den Luftbewegungen, Winden, Paſſat-, Strich-Winden, e) von den Lufterſcheinungen; 4. Producten-Geographie, a) zoologiſche, b) botaniſche, c) mineralogiſche; 5. anthropologiſche Geographie. In der politiſchen Geographie betrachtet man die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Weſen, nach den verſchiedenen Verhältniſſen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderſeins auf demſelben, in einzelnen größern oder kleinern geſellſchaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch beſonders ſeit Büſching dieſe politiſche Geographie behandelt worden war, ſo hatte ſie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausſchließend der Statiſtik angehört, die freilich erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statiſtik als Wiſſenſchaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterſchieden, und im Vortrage ſelbſt getrennt werden muß, ſo war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Grenzlinie zwiſchen der politiſchen Geographie und der Statiſtik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was blos der Statiſtik angehört. Denn, wenn die Statiſtik den einzelnen Staat als ein in ſich zuſammenhängendes Ganze mit ſteter Hinſicht auf Staatsrecht, Staatswiſſenſchaft und Politik ſchildert, weil nur nach dem Maßſtabe dieſer

Wiſſenſchaften die Verfaſſung, die Verwaltung und das politiſche Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, ſo hängt die Geographie ausſchließend am Oertlichen. Sie ſtellt das Einzelne dar, wo ſie es findet; ſie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreiſe und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakteriſirt die natürlichen Verhältniſſe des Bodens, die Berge, die Flüſſe, die Städte, die wichtigſten (oder ſämmtliche) Dorfſchaften, die verſchiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach der Örtlichkeit. Hätte man immer dieſe Grenzbeſtimmung zwiſchen Statiſtik und Geographie feſtgehalten, ſo würde die Vermiſchung beider Wiſſenſchaften vermieden worden ſein. Man entlehnte aber aus den eigentlichen ſtatiſtiſchen Notizen für die Geographie wahrſcheinlich nur deßhalb ſo viel, um dieſe für den Jugendunterricht anziehender, oder die Handbücher derſelben für die Bedürfniſſe der Leſer aus verſchiedenen Ständen und Volksclaſſen genießbar und reichhaltiger zu machen. Dieſes Mißverhältniß in den geographiſchen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politiſchen Zuſtande der europäiſchen Staaten und Reiche, welchen ſelbſt die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derſelben nicht immer ſchnell genug folgen, und den jedesmaligen neueſten Zuſtand der politiſchen Geographie beſtimmt darſtellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine ſogenannte reine Geographie vorzuſchlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beſchaffenheit des Erdbodens, nach ſeinen Meeren, Bergketten und Flüſſen, als Grundlage der Geographie behandelte, ſie als Behuf der Eintheilung der Oberfläche feſthielt, und die Wiſſenſchaft ſelbſt nach dieſem Maßſtabe vollſtändig durchführte. Ob nun gleich dieſe Behandlung der Geographie, durch die Einfachheit ihres Grundſatzes, und durch ihre genaue Sonderung von der Statiſtik ſich empfiehlt, ſo dürfte ſie doch, beſonders wenn ſie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden ſollte, die Lücken nicht erſetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverſtandenen politiſchen Geographie entſtehen müßten. Auch ſind die in dieſer Hinſicht gemachten Verſuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erſchöpfend durchgeführt. Die politiſche Geographie kann ſich natürlicher Weiſe nicht in allen Zeitaltern gleich ſehen; man theilt ſie daher hiſtoriſch in die alte, mittlere, neue und neueſte ein. Im weitern Sinne umſchließt die alte Geographie nicht allein die Darſtellung des Zuſtandes der hiſtoriſch bekannten Erde und ihrer Bewohner ſeit der erſten beglaubigten hiſtoriſchen Kunde bis zum Umſturze des römiſchen Weſtreichs, ſondern auch die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythiſchen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umſturze des römiſchen Weſtreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476 — 1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerikas bis auf das Jahr 1789, und die neueſte die Zeit von 1789 bis jetzt. Q.

Geographie — Geſchichte und Literatur derſelben. Es begrift ſich leicht, daß Geographie als Wiſſenſchaft ſich nur ſehr langſam entwickeln konnte. Sieht man auf die Darſtellung der Geographie in jenen verſchiedenen Zeiträumen, ſo kann man die Geſchichte derſelben als Wiſſenſchaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen:

1. *mythiſche Periode* von der älteſten Zeit der Sage bis auf Herodot. Quellen ſind hier Moſes, Homer und Heſiod. Das meiſte iſt dunkel und unſicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographiſch als geographiſch. 2. *Periode des einzelnen Sammelns* von Herodot bis Eratoſthenes, 270 J. vor Chriſtus. Hanno, Scylar, Pytheas, Ariſtoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern anziehende Beſchreibungen. 3. *Syſtematiſche Periode* von Eratoſthenes bis Claudius Ptolemäus, 161 J. nach Chriſtus. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Poſidonius, Strabo, Dionyſius Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4. *Geometriſche Periode* von Ptolemäus bis Nic. Copernicus, 1520 J. nach Chriſtus. Länge und Breite der Oerter werden beſtimmt. Man kann hier unterſcheiden a) die Zeit vor den Arabern (Pauſanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingeriſche Tafel, Kosmas); b) Zeit ſeit den Arabern, vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Iſchak, Scherif Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige chriſtliche Geograph iſt Guido von Ravenna). 5. *Echtwiſſenſchaftliche Periode*, von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere aſtronomiſche Beſtimmungen, zweckmäßige Berichte von Reiſen zu Waſſer und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, beſtimmtere Ländermeſſungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographiſche Syſteme und Lehrbücher. Auch iſt erſt in dieſen Zeiten der Verſuch einer ſyſtematiſchen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittleren Geographie geſchehen. Chriſtoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erſchien zuerſt zu Leipzig 1686, 12.: Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führt ſie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Thle., Leipzig 1701). Die neueſte Ausgabe iſt von 1773. Darauf ſchrieb Joh. Dav. Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie mit 37 Karten in 3 Bänden, Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in 5 Theilen, erhielt ſeine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern deutſchen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgeſtattet wurde, Nürnberg 1800 ff. 8.) Der erſte und zweite Theil enthält Europa von Heeren, der dritte Theil Aſien von Bruns; der vierte Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte die mittlere Geographie. Zu dieſem ſchätzbaren Werke gehört ein ſehr brauchbarer Atlas von 12 Karten in Folio. — Noch unvollendet, aber mit ſorgfältigem Fleiß und Quellenſtudium von Konrad Mannert bearbeitet iſt die Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargeſtellt, bis jetzt ſieben Theile (doch beſteht der ſechste aus drei ſtarken Bänden), Nürnberg, Landshut und Leipzig, 1788—1820. 8. Sehr brauchbare Unterſuchungen über Gegenſtände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. In der dritten Auflage dieſes Werks enthält der erſte Theil (1815) Aſien, der zweite (1815) Afrika; die erſte Abtheilung des dritten Griechenland (Götting. 1812, 8.). Anwendbar beim Jugendunterricht iſt Funkes Atlas der alten Welt, beſtehend aus zwölf Karten mit erklärenden Tabellen, Weimar 1800, 4., ſo wie der Schulatlas für die alte Erdbeſchreibung, 15 Bl., von Heuſinger u. Dufour (Braunſchweig, kl. Querfol.), und für den erſten Anlauf ausreichend; vorzüglicher aber iſt Reichards Orbis terrarum antiquus, Nürnb. 1819 ff., 8.

Die geſammte Geſchichte der Geographie, bis herab zum J. 1800, umfaßt in einer faßlichen Geſammtüberſicht Malte Bruns Geſchichte der Erdkunde, aus dem Franz., herausg. mit Zuſätzen von E. A. W. v. Zimmermann, 2 Abtheilungen, Leipzig 1812, 8. Doch iſt durch dieſes Werk Sprengels Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugieſen in Japan (2. Auflage, Halle 1792, 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umſchließender Gelehrſamkeit geſchriebenen Werk über die mitttere Geographie; denn Chriſtoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena 1712, 4.) macht jenes Bedürfniß erſt recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Goſſelin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, ſo unvollkommen auch ihre Bearbeitung und ſo unſicher ihre damalige Grundlage war, gewann doch bereits in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. durch Hübners vollſtändige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rector Hager geographiſche Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zuſammengeſtellte neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie (Leipzig und Görlitz 1750 ff. 8.). Der Vater und Begründer der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Ant. Fried. Büſching, deſſen neue Erdbeſchreibung zum erſtenmal 1754 zu Hamburg erſchien. Die neueſte, achte Auflage dieſes claſſiſchen Werks iſt von 1787, und enthält im Ganzen 11 Bände. Freilich iſt daſſelbe, nach den großen Veränderungen der neueſten Zeit, nicht ganz mehr in ſeiner damaligen Geſtalt brauchbar, auch hat es für ein geographiſches Syſtem zu viele Beimiſchungen aus der Statiſtik, und iſt in Hinſicht des Plans und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieſes Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden iſt, ſo iſt von dieſer doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, ſo wie Amerika (aber noch unvollendet) in ſieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortſetzung von Aſien von Sprengel und Wahl erſchienen. In Verbindung mit der Geſchichte der dargeſtellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu viel ſtatiſtiſchen Einmiſchungen, Normann in ſeinem geographiſchen und hiſtoriſchen Handbuche der Länder-, Völker- und Staatenkunde, von welchem aber ſeit 1785 blos Deutſchland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erſchienen ſind. Ein vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung begann Gaſpari 1797, welches in der erſten Abtheilung des erſten Bandes die mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den öſterreichiſchen, baieriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutſchland, und in der erſten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält, aber unvollendet geblieben iſt. Von dem Verſuch einer ſyſtematiſchen Erdbeſchreibung der entfernteſten Welttheile, von Bruns, ſind nur die ſechs erſten Theile (Leipz. u. Nürnb. 1791 — 99) erſchienen, welche Afrika enthalten. Nach einem nicht ſo ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendigt, war Friedr. Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorleſungen, in drei Theilen, Göttingen 1791 ff. 8. In compendiariſcher Form lieferte Gatterer die erſten geographiſchen Werke mit kritiſchem Geiſte in ſeinem Abriſſe der Geographie, Göttingen 1772, 8. und in einem kurzen Begriffe der Geographie, Göttingen 1789, 8. (neue Auflage, 1793, 8.). Für den Vortrag der Geo-

graphie auf Akademien und Gymnaſien ſorgte Fabri in ſeinem Handbuche der neueſten Geographie, in zwei Theilen, und für niedere Schulen in ſeinem Abriſſe der Geographie. Sein großes geographiſches, mit vielem Fleiß eröffnetes Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt blos die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutſchlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung in fünf ſtarken Octavbänden (Leipzig 1786 — 1808) dargeſtellt. In der Folge ſorgte Gaſpari durch zwei Lehrbücher der Geographie, für den erſten und zweiten Curſus dieſer Wiſſenſchaft beim Jugendunterrichte (Weimar ſeit 1792) für die beſſere Methode in der Behandlung derſelben, beſonders da mit jedem Curſus ein beſonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausgegeben ward. Mit Rückſicht aber auf die neueſten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Profeſſor Stein in Berlin ſein Handbuch der Geographie nach den neueſten Anſichten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen, 1808 (Leipzig), und in einer zweiten Auflage, 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statiſtik) erſchien. 1819 — 20 erſchien von dieſem Werke die 4te völlig umgearbeitete Auflage in drei Theilen, welche als Handbuch für gebildete Stände alle billige Anſprüche befriedigt. Von dem Auszuge aus dieſem Werke für den Jugendunterricht iſt 1822 die 12te Auflage erſchienen. Ein ſehr ſchätzbares Lehrbuch lieferte Cannabich, wovon die 8te Aufl. 1820 (zu Sondershauſen) erſchien. Die durch Gaſpari, Haſſel, Cannabich, Gutsmuths und Uckert bearbeitete und ſeit 1819 zu Weimar erſchienene allgemeine Geographie beſteht aus 6 Abtheilungen, deren jede mehrere Bände hat. Dieſes Werk vereinigt Geographie und Statiſtik, iſt ſehr ſorgfältig bearbeitet und hat die Beſtimmung, an Büſchings Stelle zu treten. Kein anderes Volk beſitzt bis jetzt ein ähnliches Werk von ſolcher Vollſtändigkeit. In den meiſten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Ueberſicht vorausgeſchickt. In einer ſelbſtſtändigen Form behandelten aber auch die mathematiſche Geographie zweckmäßig: Walch in ſeiner Einleitung in die mathematiſche Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Aufl., Götting. 1807, 8.; J. T. Mayer in ſeinem Lehrbuche über phyſiſche Aſtronomie, Theorie der Erde und Meteorologie, Götting. 1805, 8., und Schmidt in ſeinem Lehrbuche der mathematiſchen Geographie, Lpz. 1810, 8. Eben ſo ward die phyſikaliſche Erdbeſchreibung einzeln behandelt von F. W. Otto in dem Syſteme einer phyſiſchen Erdbeſchreibung nach den neueſten Entdeckungen, Berl. 1800, 8., von J. E. Fabri in ſeinem Abriſſe der natürlichen Erdkunde, Nürnberg 1800, 8., und in Kants phyſiſcher Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg 1802, 8. Zu der ſogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die erſten Grundlinien gezogen. In der neueſten Zeit verfolgten dieſe Anſicht: Zeune, in der Gea (Berlin 1808), welche 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Göa, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung, erſchien; Kaiſer, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut (München 1810, 8.); Stein in ſeiner Geographie für Real- und Bürgerſchulen nach Naturgrenzen (Leipzig 1811, 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg 1812, 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen 1812, 8.). Eine neue wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Geographie begann K.

Ritter in ſeinem trefflichen Werke: Die Erdkunde, im Verhältniſſe zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen, oder allgemeine vergleichende Geographie, Berlin 1817 ff. Von den neueſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Wörterbüchern ſind die ſchätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgeſetzt von Schorch) nicht beendigt worden. Der alte Hübner erſchien zwar 1804 vollſtändig in einer neuen Auflage: Neues Staats-, Zeitungs- und Converſationslexicon; wie vieles hat ſich aber ſeit 1804 verändert! Deßhalb ſcheint das Jägerſche geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8., und Nachträge zum erſten und zweiten Bande) wegen ſeiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet iſt, unter den Werken, welche den Zuſtand Europens bis 1813 ſchildern, den Vorzug zu verdienen. Für die gegenwärtigen Verhältniſſe dient als ausreichend für den erſten Anlauf: Haſſels allgemeines geographiſch-ſtatiſtiſches Lexicon, in zwei Theilen, beendigt, Weimar 1817, 8., und Steins Zeitungs-, Poſt- und Comptoirlexicon, in 4 Bänden, jeden von 2 Abtheilungen, Leipzig 1818—21, und Nachträge dazu, ebend., 1822. Unter den ausländiſchen lexicographiſchen Werken iſt ausgezeichnet: The Edinburgh Gazeteer, or Geographical Dictionary, das 1817 und ff. in 6 Bänden nebſt Atlas von Arrowſmith erſchien. Unter den Handbüchern für Reiſende iſt das franzöſiſche und deutſche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe und der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg), welches viele Ausgaben erlebt hat, das vorzüglichſte; doch iſt auch für Deutſchland insbeſondre und die angrenzenden Länder Engelmanns Taſchenbuch (Frankf. 1821) brauchbar. Ueber die neueſten Fortſchritte der Geographie ſ. die neue Folge dieſes Werkes, Bd. I. Q.

Geologie. Man hat zeither in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der Erdoberfläche und des Baues der Erdrinde die Begriffe von Geologie und Geognoſie, die nach der eigentlichen Wortbedeutung wenig verſchieden ſind, weder gleichförmig, noch ſcharf beſtimmt. Nach Werners Anſicht umfaßt das Gebiet der Mineralogie die Geſammtheit aller Verhältniſſe und Beziehungen, welche ſich an den Mineralien beobachten laſſen, und begreift die Oryktognoſie (oder die eigentlich ſogenannte Mineralogie, welche die Mineralien nach ihren äußern Kennzeichen beſtimmen und ordnen lehrt) die mineralogiſche Chemie, welche die chemiſchen Eigenſchaften und Verhältniſſe der Mineralien aufzählt, die Geognoſie, welche den äußern und innern Bau des Erdkörpers, die Entſtehungsverhältniſſe der Mineralien und die Arten ihres Vorkommens betrachtet, die mineralogiſche Geographie, welche die geographiſche Vertheilung der einfachen und zuſammengeſetzten Mineralien auf der Erdoberfläche angibt, und die ökonomiſche Mineralogie, die mit der verſchiedenen Benutzung der Mineralien bekannt macht. Der Geologie aber gab Werner eine ſehr umfaſſende Bedeutung, indem er darunter nicht nur die Geognoſie in dem angegebenen Sinne, ſondern ſelbſt die Geographie, die Hydrographie, die Meteorologie und die Geogonie, oder die hypothetiſche Lehre von der Entſtehung der Erde, die ſogenannte Theorie der Erde, begriff. Die franzöſiſchen und auch mehrere engliſche Naturforſcher verſtehen unter Geologie ungefähr das, was nach Werners Anſicht Geognoſie genannt wird, oder überhaupt die Naturgeſchichte des Erdkörpers. Die von ihnen angenommene Eintheilung der, auf die Kenntniß der Erdoberfläche ſich beziehenden Lehren ſcheint auch allerdings bequem zu ſein, und es ließe ſich die Mineralogie im weiteſten Sinne des Wortes als derjenige Zweig der Naturgeſchichte,

die uns mit allen Eigenſchaften und Verhältniſſen der Mineralien — der Beſtandtheile der Erdrinde — bekannt macht, in eigentliche Mineralogie, oder Erkenntnißlehre der Mineralien (Oryktognoſie) und Geologie abtheilen. Dieſe beruht auf jener als Grundlage, und man kann mit Kirwan die Mineralogie, in Beziehung auf Geologie, treffend das Alphabet des ungeheuren und geheimnißvollen Buches der unbelebten Natur nennen. Der Mineralogie im eigentlichen Sinne iſt in dieſem Werke ein eigener Artikel gewidmet. Die Geologie würde in der umfaſſenden Bedeutung, die wir dieſem Worte beigelegt haben, die Lehre von der Atmoſphäre, von den Gewäſſern des Erdballes und von den Gebirgen, das heißt denjenigen, meiſt zuſammengeſetzten Mineralmaſſen, welche die Erdrinde hauptſächlich bilden, in ſich begreifen, woran ſich dann die aus der erkennbaren Beſchaffenheit der Erdrinde erſchloſſenen Vermuthungen über die Geſchichte der Erdbildung anreihen laſſen. Die Naturgeſchichte der Lufthülle des Erdballs iſt in dem Art. Atmoſphäre zu ſuchen, und über die Waſſerbedeckung deſſelben handeln umſtändlich die Art. Waſſer, Meer, See, Flüſſe. Es bleibt uns daher nur noch derjenige Theil der Geologie übrig, der die Naturgeſchichte der feſten Beſtandtheile der Erdrinde betrachtet, und den man auch häufig Geognoſie nennt. Wir werfen hier einen Blick auf die Phyſiognomie der Erdoberfläche, auf den innern Bau der Erdrinde und auf die gegenſeitige Lage und die Bildungsweiſe der Mineralmaſſen, woraus jene Oberfläche beſteht, und endlich auf die verſchiedenen Anſichten über die Entſtehungsgeſchichte der Erde. Der ſpeculative Theil der Geognoſie beſchäftigte früh die Aufmerkſamkeit der Menſchen. So behaupteten die ägyptiſchen Prieſter den Urſprung der Erde aus Waſſer; der griechiſche Philoſoph Thales hatte dieſelbe Meinung aus Aegypten mitgebracht, wogegen Zeno an die Bildung der Erde durch Feuer glaubte. Alle ſolche Meinungen aber führten zu keinem Aufſchluſſe über die Beſtandtheile und den Bau der Erdrinde. Der Sachſe Georg Agricola (geb. 1494 zu Glauchau) und ſein Zeitgenoſſe, der Franzoſe Bernhard von Paliſſy, waren die erſten Beobachter, die über die Bildung der Mineralien wiſſenſchaftliche Anſichten aufſtellten. Bei dem vorherrſchenden Hange zu müßigen ſcholaſtiſchen Streitigkeiten aber blieben die Keime, die in ihren Beobachtungen lagen, unfruchtbar. Erſt um die Mitte des 18. Jahrh., wo Maillet und nach ihm Linnee die Entſtehung der Erde aus dem Niederſchlag des Meeres zu erklären ſuchten, und der Deutſche Lehmann ſchon den Unterſchied zwiſchen Urgebirgen und Flötzgebirgen aufſtellte, wurde man wieder zu geognoſtiſchen Unterſuchungen geleitet, und es wurden einzelne fleißige Beobachtungen über das Vorkommen der Mineralien in verſchiedenen Ländern geliefert; aber vor Sauſſure und Werner (ſ. beide Art.) hatte die Geognoſie kaum wiſſenſchaftlichen Beſtand. Der unermüdete ſchweizeriſche Naturforſcher, welcher der Unterſuchung der Gebirge ſeiner Heimath 20 Jahre ſeines Lebens widmete, öffnete zuerſt unſerm Blicke die Urgebirge, und bezeichnete die Grenzen, wo ſie ſich von der zweiten Gebirgsformation ſcheiden. Der berühmte Stifter der deutſchen Schule der Mineralogie, welche die vorzüglichſten Geognoſten Europas unmittelbar oder mittelbar gebildet hat, beſtimmte die Geſetze der Schichtung der Mineralien, lehrte das relative Alter derſelben auffinden und jedes Mineral durch alle erlittenen Veränderungen verfolgen. Mit ihm beginnt, in ſo fern ſie die mineraliſche Beſchaffenheit der Gebirgſchichten angeht, die eigentliche Geognoſie. In die Fußſtapfen dieſer wiſſenſchaftlichen Beobachter traten unter den Fran-

zoſen **Dolomieu** (ſ. d. Art.), der zuerſt die Natur der Vulkane unterſuchte und ſeinen Nachfolgern Spallanzani, Faujas de St. Fond, Breislac, Cordier den Weg bahnte, Raymond, der für die Pyrenäen ward, was Sauſſure für die Alpen, Cuvier und Delametherie; unter den Engländern der ſcharfſinnige Hutton, Playfair, Jameſon, Macculloch; unter den Deutſchen A. v. Humboldt, Steffens, von Buch, von Raumer u. a. m. Bei der Betrachtung der Erdoberfläche beſchäftigen uns zuerſt die Ungleichheiten derſelben, und zwar 1. die allgemeinſten, nämlich Meeresboden und trocknes Land, wovon jener gegen $\frac{3}{4}$ der Erdoberfläche bedeckt, und dieſes, in beiden Halbkugeln, nördlich und ſüdlich vom Aequator, ungleich vertheilt, in verſchiedner Geſtalt und Größe, und in vielfach getrennten Maſſen erſcheint (ſ. **Erde**); 2. das Flachland und Hochland, das auf allen Abtheilungen des trocknen Landes in verſchiedenem Verhältniſſe ſich findet, wie denn z. B. **Europa** (ſ. d. Art.) ein großes Flachland hat, das nördlich und ſüdlich von zwei Hochlanden begrenzt iſt; 3. in dem Hochlande das Alpenland, das aus Berggruppen beſteht, die in der Mitte ihre höchſten Spitzen (faite, bei den franzöſiſchen Geologen) haben; das in Ketten fortlaufende Bergland, das aber nicht durch eine Centralkette verbunden iſt und daher nie Gruppen bildet; und das in ſanften, wellenförmigen Erhöhungen anſteigende Hügelland, das verbindende Mittelglied zwiſchen Hochland und Niederung (vergl. **Berge**); endlich 4. die Niederung, die aus weitgedehnten, nur wenig über die Meeresfläche ſich erhebenden Ebenen beſteht, und durch Höhlungen, welche die Flußgebiete bilden, zerſchnitten wird. Die Grenzen, wo das trockne Land das Waſſer berührt, die Küſten, beſtehen bald aus hochanſteigenden, oder niedrigen, bald aus abſchüſſigen unregelmäßigen Felſen, zuweilen aus niedrigen Sandhügeln (Dünen) und in den Tropenländern nicht ſelten aus Korallenriffen. Der Meeresgrund hat eben ſo viele Ungleichheiten als das trockne Land, die in mancher Hinſicht mit den auf dieſem bemerkbaren Ungleichheiten zuſammenhängen, was ſchon deswegen der Fall ſein muß, weil das jetzige trockne Land einſt Meeresboden war (ſ. **Meer**). Nur erſt von der Nordſee aber haben wir bis jetzt eine ſo genaue Karte, als Stevenſons Darſtellung (im 3. Bde. der Memoirs of the Wernerian Natural History Society) der Ebenen und Tiefen im Grunde jenes Meeres liefert. Nach ſolchem Ueberblicke der Ungleichheiten der Erdoberfläche muß zunächſt von den Veränderungen die Rede ſein, welche die Wirkſamkeit des Waſſers und der Atmoſphäre darin hervorgebracht hat. Die Wirkungen des Waſſers auf die Erdoberfläche ſind theils ſtörend, theils bildend, und in beiden Fällen wirkt das Waſſer entweder mechaniſch, oder chemiſch. Mechaniſch zerſtörend wirken a) Regengüſſe durch Abſpülung, Flüſſe durch Unterwaſchung der feſten Gebirgſchichten, Zerreißung der Ufer, und zuweilen Durchbrechung einſchließender Felſen, wo Flußbetten, z. B. bei dem Rhein, der Donau und der Elbe, eine Reihe von Becken oder Seen bildeten, die ſich gewaltſamen Ausgang öffneten; b) die Meere durch Aushöhlung felſiger Küſten, deren Schichten von ungleicher Härte ſind, oder in Niederungen durch Ueberſchwemmung eines Küſtenſtriches und Anſchwemmung eines andern, und endlich durch Zerreißung von Landengen und Bildung neuer Inſeln. Die chemiſch zerſtörenden Wirkungen des Waſſers hängen von der Beſchaffenheit der Gebirgsart ab, welche es bedeckt, und finden beſonders bei Kalkſtein, Gyps und Steinſalz ſtatt. Der Einfluß der Atmoſphäre zeigt ſich hauptſächlich ſowol durch Trennung der Felſen, durch Verwitterung ihrer Oberfläche, durch Bildung von

Höhlen, beſonders Sand- und Kalkſtein, als auch durch chemiſche Zerſetzung, wie es z. B. beim Feldſpath geſchieht, der durch atmoſphäriſchen Einfluß zerbröckelt wird, und ſich endlich in Porzellanthon verwandelt. Diejenigen mechaniſch bildenden Wirkungen des Waſſers, die noch fortdauernd thätig ſind, zeigen ſich beſonders in der Entſtehung des angeſchwemmten Landes, wie an den Ufern des Miſſiſſippi, des Amazonenfluſſes, des Nils, oder in den Betten ehemaliger Seen, wo zuweilen, wenn dieſe zu verſchiedenen Zeiten die einſchließenden Felſen durchbrochen haben, durch Anſchwemmungen auf beiden Seiten Terraſſen entſtehen, wie die merkwürdigen Parallelſtraßen im Thale Glen Roy in Schottland; in der Zunahme der Meeresküſten durch Anſpülung und durch Abnahme der Meerestiefe, was in der Oſtſee, im Mittelmeere u. in der Nordſee der Fall iſt, wie denn die Niederlande einen großen Theil ihres Flächenraumes ſolchen bildenden Wirkungen des Meeres verdanken. Eine minder wohlthätige Wirkung ſind ſowol die Dünen, Sandanſchwemmungen, welche, wenn ihnen nicht durch wildwachſende oder künſtlich angebaute Pflanzen Einhalt geſchähe, weit ins Binnenland vorrücken würden, als auch die Sandbänke, die wahrſcheinlich durch das Begegnen von Seeſtrömen, oder durch den Niederſchlag ſolcher Strömungen, die durch unterſeeiſches oder trocknes Land gehemmt werden, entſtehen. Beiſpiele der chemiſch bildenden Wirkung des Waſſers ſind das Seeſalz, das ſich an mehreren Binnenſeen als Niederſchlag aus dem Seewaſſer bildet, Moraſterz und Sumpfeiſenſtein, Kalkſinter (vergl. Stalaktit), und Kalktuff, wovon der unweit Rom aus Kalkwaſſer abgeſetzte Travertiner als Bauſtein dient. Auch auch die Vulkane wirken zerſtörend und bildend, doch ſind dieſe Wirkungen weit beſchränkter und örtlicher, als bei dem Waſſer, wie denn durch die Ausbrüche derſelben weder je die Lage der Schichten, durch welche ſie ſich den Weg bahnen, verändert worden iſt, noch Berge nicht vulkaniſcher Art dadurch entſtanden ſind. Nach der Betrachtung der Oberfläche der Erde wendet ſich die Unterſuchung zu dem innern Bau derſelben, in ſo fern dieſer unſerer Beobachtung, oder unſern, auf Naturverhältniſſe und Erſcheinungen gebauten Schlüſſen offen liegt. In dieſem Gebiete der eigentlichen Geognoſie gebührt den Forſchungen der Deutſchen, und beſonders Wernern und ſeiner Schule, der Preis. Selbſt die erſte Grundlage, worauf durch ſpätere Beobachtungen die Eintheilung der Gebirgsarten gebaut wurde, verdanken wir, wie bereits erwähnt, einem deutſchen Geognoſten. Das Anſehen der Gebirge, oder der feſten Erdrinde, ſo wie ſelbſt alte Sagen der Völker von gewaltſamen Umwandlungen, führen uns auf eine hohe Flut in der Urzeit, die demjenigen, der die Aufeinanderfolge der Gebirgslager beobachtet, und über den Spuren gewaltſamer Zerſtörung durch Waſſer die Erzeugniſſe des tiefſten Meeresgrundes, ſelbſt auf den höchſten Punkten des feſten Landes, verbreitet findet, zur Thatſache wird. Bei der Vorausſetzung aber, daß die Gebirgslager ſich aus einer Flüſſigkeit, worin ihre Beſtandtheile ſich in aufgelöſtem Zuſtande befanden, niedergeſchlagen haben, muß das, auf einem andern aufliegende Gebirge für ſpäter gebildet gehalten werden, als dasjenige, das die Grundlage deſſelben iſt. Die Entſtehung verſchiedener Gebirgslager aus der Waſſerbedeckung einer und derſelben Bildungszeit, erkennen wir an der Uebereinſtimmung der Lager, ſowol hinſichtlich ihrer Gemeng- und Beſtandtheile, als auch der Lagerung, die auf gleiche Flutrichtung, auf gleichartige Entſtehungsumſtände ſchließen läßt. Die älteſten, allen ſpätern zum Grunde liegenden Gebirge, ſind ganz

frei von organiſchen Ueberreſten (ſ. d. A.), und das Pflanzenreich und die Thierwelt ſcheinen erſt zu der Zeit, wo das jüngere Gebirge ſich bildete, vorhanden geweſen zu ſein. Das Grundgebirge wird daher als das Erzeugniß jenes urſprünglichen flüſſigen Zuſtandes angenommen, woraus der Erdkörper ſich bildete; in dem jüngern, aufgelagerten Gebirge hingegen ſehen wir die Wirkungen und Erzeugniſſe einer Ueberſchwemmung, wodurch die Erdoberfläche große Veränderungen erlitt. Von dieſen Gebirgbildungen aber ſind die ſpäteſten zu unterſcheiden, welche durch jene einzelnen und theilweiſen Bewegungen der ſüßen Gewäſſer des feſten Landes entſtanden ſind, wovon oben die Rede war. Man nimmt, nach den Ergebniſſen der Beobachtung der Gebirgslager, vier große Waſſerbedeckungen an, woraus ſich die vier Hauptclaſſen der Gebirge gebildet haben. Dieſe Anſicht hat eine höhere Wahrſcheinlichkeit durch Humboldts Beobachtungen erhalten, die ihn auf die Meinung führen, daß der Wärmeſtoff, als geognoſtiſches Phänomen, das Seinige zur Entſtehung der Gebirgsmaſſen beigetragen habe, und daß die Beſtandtheile der Gebirge einſt luftförmig geweſen ſein, und aus dieſem Zuſtande größtentheils zu tropfbaren Flüſſigkeiten haben zuſammengerinnen können. Die erſten Niederſchläge bildeten die Urgebirge, die erſten feſten Gebilde, aus welchem der Kern der Erdrinde entſtand. Sie begreifen den Granit, den Gneis, den Glimmerſchiefer, den Urkalkſtein (Dolomit), den Serpentin, den Granulit, Urthonſchiefer, Syenit, Porphyr, Quarz, Topasfels. Der Granit iſt unter dieſen die älteſte Bildung, und die ihn bedeckenden Maſſen ſind ſpätere Niederſchläge aus derſelben Flüſſigkeit. In dieſen ſpätern Bildungen, beſonders dem Gneis, dem Glimmerſchiefer, dem Urthonſchiefer, findet man Spalten, oder ſogenannte Gänge, die ſich ſpäter mit Erz oder Geſtein, oder mit beiden zugleich füllten, und daher Ganggebirge heißen. Die ſpäter erfolgten Niederſchläge zeichnen ſich durch die Schichtung ihrer Lagen und die wechſelnde Mannigfaltigkeit ihrer Beſtandtheile aus, und zunächſt auf die uranfänglichen Gebirge folgen die Uebergangsgebirge, die hinſichtlich ihrer Lagerung aus jenen gleichſam in die mit Zerſtörung begleitete nächſtfolgende Gebirgbildung übergehen. Sie ſind frei von organiſchen Ueberreſten, doch deuten die, wiewol ſelten darin vorkommenden, Verſteinerungen auf die Zerſtörung organiſcher Gebilde. Man rechnet dazu Thonſchiefer, Flötzkalkſtein, Grünſtein, Kieſelſchiefer, Grauwacke, Uebergangsgyps. Die dritte Gebirgbildung iſt das Flötzgebirge, woraus gewöhnlich die niedern Bergrücken beſtehen. Es iſt die vorzüglichſte Lagerſtätte verſteinerter organiſcher Ueberreſte der Vorwelt, beſonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden ſind. Hieher rechnet man das Sandſteingebirge, den Flötzſandſtein, Flötzgyps, Steinſalzgebirge, Kreidengebirge, Galmeygebirge, Steinkohlengebirge und (die jüngſte Bildung) Flötztrapp. Dieſe drei Claſſen von Gebirgen bilden die feſte Erdrinde. Das jüngſte Gebirge iſt das aufgeſchwemmte Land, das aus den Umwälzungen entſtanden iſt, die in den Schichten anderer Gebirge vorgingen. Solche Aufſchwemmungen findet man theils in wirklichen Gebirgen als Ausfüllung der Thäler, oder als Lagerungen auf Abplattungen, theils auch in Niederungen, wo ſie das hügelige und flache Land bilden. Sie beſtehen meiſt aus einem Sande, der durch ein Bindemittel verhärtet iſt, oder auch aus Mergelſchichten, und enthalten ſelten Seeproducte, wol aber Stücke von verſteinertem Holze, ganze Baumſtämme, Abdrücke von Fiſchen und Pflanzen, wie auch Knochen, ja ganze Gerippe von Landthieren, wovon die Originale zum Theil auch ausgeſtorben

ſind. Merkwürdig iſt, daß unter dieſen Thiergerippen ſich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht mehr ausdauern können, z. B. Elephanten im nördlichen Aſien. (S. d. Art. organiſche Ueberreſte). Man unterſcheidet bei dem aufgeſchwemmten Lande, plattes Land und Seifengebirge. Jenes hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen; dieſes aber findet ſich vorzüglich in den Thälern eigentlicher Gebirge, und enthält meiſt Geſchiebe. Außer dieſen durch Niederſchläge entſtandenen Gebirgen gibt es noch ſolche, welche durch die Wirkung unterirdiſcher Hitze entſtanden ſind. Dieſe Gebirgsarten ſind entweder ächtvulkaniſche, oder ſolche, die Erzeugniſſe wirklicher Vulkane ſind, wie Lava, Tuff, oder unecht vulkaniſche, nemlich Thon und Eiſenſteine, die durch Erdbrände verhärtet und zum Theil geſchmelzt worden ſind. Unter den vielen Hypotheſen, wodurch man die Entſtehung der Erde zu erklären verſucht hat, nennen wir nur folgende. Der Engländer Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüſſiges Chaos von allerlei Stoffen, wovon die gröbern niedergeſunken wären, die feinern das Waſſer, die feinſten die Luft gebildet hätten. Büffon hielt die Erde für ein von der Sonne abgeſtoßenes Stück eines Kometen, das anfangs glühte, dann verloſch und verhärtete. Hutton hielt eine fortwirkende unterirdiſche Hitze für die bildende Kraft. Newton und Whitehurſt ſtellten ſchon die Meinung von dem Urſprung der Erde aus einem Niederſchlag der Flüſſigkeit auf, eine Anſicht, die dann Delüc und Werner, auf gründliche Beobachtungen ſich ſtützend, beſſer begründet haben.

Geomantie, die vorgebliche Kunſt, aus gewiſſen, in Sand gemachten Puncten zu wahrſagen; eine Art der ſogenannten Punctirkunſt.

Geometrie, Meßkunſt, die Wiſſenſchaft von den Formen ausgedehnter Größen. Sie erhielt den Namen daher, weil ſie von der Ausmeſſung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerſt darauf angewandt wurde. Sie verdankt alſo ihren Urſprung der Theilung der Ländereien oder der Entſtehung des Eigenthums, beſonders in Anſehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmeſſung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäſie nennt. Die Geometrie ſelbſt iſt von weiterem Umfange, indem man mehrere Gegenſtände, z. B. die Geſchwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorſtellt und ſolche geometriſch behandelt. Man theilt ſie in die gemeine, welche von den geraden Linien, geradlinigten Figuren, dem Cirkel und den daher entſtehenden Körpern handelt, und in die höhere Geometrie, welche ſich mit den krummen Linien und den daher entſtehenden Körpern beſchäftigt. Die erſtere wird wieder in die theoretiſche, die die Eigenſchaften der Linien und Figuren erweiſt, und in die practiſche abgetheilt, welche die Beſchreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper ſowol auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmſten Theile derſelben ſind die Longimetrie (Längenmeßkunſt), die Planimetrie (Flächenmeßkunſt), die Stereometrie (Körpermeßkunſt), die Trigonometrie (Dreiecks-Meßkunſt). Zur practiſchen Geometrie rechnet man: die Geodäſie, ſowol die niedere, als auch die höhere, das Nivelliren und die Markſcheidekunſt, (ſ. beide Art.). Ob die Erfindung dieſer Wiſſenſchaft den Babyloniern oder Aegyptern gehöre, iſt wol nicht genau zu beſtimmen. Thales und Pythagoras brachten ſie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Lehrſatz, der auch wegen ſeiner Wichtigkeit Magiſter Matheſeos heißt, daß in einem

rechtwinklichen Dreieck das Quadrat der Hypothenuſe der Summe der Quadrate der Katheten gleich ſei. Hippokrates Chius, ein Pythagoreiſcher Philoſoph, ſchrieb die erſten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that ſich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch ſeine Elementa geometriae hervor. Er zeigte zuerſt die Verhältniſſe der Kugeln unter einander, und des Kegels zu dem Cylinder. Faſt 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch ſeine Erfindungen von der Cirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerſt den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß ſich eine Kugel zu dem umſchriebenen Cylinder wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er ſo hoch ſchätzte, daß er ſie auf ſeinem Grabmal verewigt wiſſen wollte. Um die höhere Geometrie machte ſich zuerſt Ariſtäus verdient, der über die Kegelſchnitte ſchrieb; nach ihm ſchrieb Euklides über denſelben Gegenſtand, und nach ihm Archimedes ſeine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae. Apollonius von Perga ſammelte alles Vorhandene, und gebrauchte zuerſt die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipſis. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Bei dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften im Mittelalter fand auch ſie ſehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (ſt. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (ſt. 1575), Franc. Maurolicus aus Meſſina (ſt. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (ſt. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortſchritten, und die Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im 16. Jahrh. blos bei den Anfangsgründen ſtehen. Descartes hat durch die Einführung der Analyſis in die höhere Geometrie die alten Grenzen derſelben ungemein erweitert, worauf ſie durch die im 17. Jahrh. von Newton und Leibnitz erfundene Analysis infinitorum zur größten Vollkommenheit geſtiegen iſt. Franz Vieta von Fontenay (ſt. 1603) machte ſich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutſche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die ſich durch wichtige Fortſchritte vorzüglich in der practiſchen Geometrie, als demjenigen Theile dieſer erhabenen Wiſſenſchaft, dem das Menſchengeſchlecht den meiſten ſichtbaren Nutzen verdankt, ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Joh. Prätorius (ſt. 1616), erſter Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtiſch, nach ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasm. Reinhold (ſt. 1574) ſchrieb zuerſt vom Markſcheiden, und Nic. Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markſcheidekunſt heraus; Georg Purbach (ſt. 1461) erfand das geometriſche Quadrat beim Feldmeſſen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein deutſcher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen, und machte ſie 1544 in ſeiner Arithmetica integra bekannt: der zweite Erfinder derſelben auf eine andre Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiſton, welcher ſeine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (ſt. 1476), Schüler von obigem Purbach, ſchrieb 1464 de triangulis, welches das älteſte auf unſere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie iſt; Pascal ſtellte 1643 zu Clermont in Auvergne die erſten Verſuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenſtände durch den Stand des Barometers zu meſſen, welche Meſſungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln ſehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen ſind. Die beſte Abhandlung über das Höhen-

meſſen mit dem Barometer hat Daubuiſſon geſchrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite geſetzt werden kann. Am allermeiſten aber iſt die Vermeſſung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Waſſerwägen, ſowol in Anſehung der dabei anzuwendenden Theorie, als auch der Inſtrumente ſelbſt vervollkommnet worden. Das Vermeſſen theilt ſich ab: 1. in das Vermeſſen gerader Linien; 2. in das Aufſuchen der Lage der geraden Linie gegen die übrigen; 3. in das Uebertragen dieſer Lage und des Maßes auf Papier; und 4. in die Berechnung der Oberfläche des gemeſſenen Landes, wobei alle Flächen, aus ſo viel Seiten ſie auch beſtehen mögen, in Dreiecke reducirt werden.

Georg (der heilige Ritter St.), der chriſtliche Perſeus, nach der Legende ein cappadociſcher Prinz. Seine berühmteſte Heldenthat war die Beſiegung eines Lindwurms und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter. Das Herzſchild des kaiſerl. ruſſiſchen Wappens ſtellt den heiligen Georg dar, wie er den Lindwurm erſticht. Dieſer Ritter wird gewöhnlich zu Pferde in Rüſtung abgebildet. Unter ihm iſt ein Lindwurm oder Drache (Krokodil), den er erſticht. Dieſe Darſtellung gründet ſich auf folgende Sage: ein Drache begegnete einſt einer Königstochter, Aja genannt, und wollte ſie verſchlingen. In dieſer Noth traf ſie der Ritter. Wahrſcheinlich ſtammt die Legende aus dem Orient und gelangte aus ſolchem in der Periode der Kreuzzüge zu uns. Die alten chriſtlichen Kaiſer führten dieſen Ritter bereits in ihren Standarten, und man legte dieſem Panier eine Wundermacht bei, ſo daß der Kreuzfahrer unter dieſem Panier gewiß zu ſiegen glaubte. Der Drache war auf ſolchem das Bild des Heiden oder Muſelmanns, der bekämpft werden ſollte.

Georg I. (Ludwig), König von Großbritannien, geb. zu Hannover 1660. Er erbte von ſeinem Vater, Ernſt Auguſt, dem erſten Churfürſten von Braunſchweig-Lüneburg, 1698 dieſes Land, und von ſeiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm), die lüneburgiſchen und zelliſchen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode ſeines Vaters (1701) empfing ſeine Mutter, die faſt 73jährige Churfürſtin Sophia (eine Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hauſe die Nachfolge auf den engliſchen Thron verlieh. Doch erlebte ſie ihre Thronbeſteigung nicht, denn ſie ſtarb neun Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hauſe Stuart. So ward nun Churfürſt Georg Ludwig (8. Jun. 1714) unter dem Namen Georg der Erſte, König von Großbritannien und Irland. Kraftvoll wußte er ſein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jacob III.) und deſſen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weiſe Politik und hohes Intereſſe für die Nation, die ſich ihm anvertraut hatte, jeden ſeiner Schritte bezeichnen, wiewol die Engländer ihn nie liebten, weil ſein Weſen nicht volkthümlich war. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu ſeinen hannöveriſchen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptſächlich von ihm die Entlaſſung des ſpaniſchen Miniſters Cardinal Alberoni, der ganz Europa ſeinen rieſenhaften Planen unterwerfen wollte, zur Bedingung gemacht, nachdem er das ganze ſchlauverſtrickte Gewebe dieſes herrſchſüchtigen Mannes durchſchaut, und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine, beſonders durch die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte im mittelländiſchen Meere

hob er den Einfluß des engliſchen Cabinets auf die Entſchließungen des übrigen Europa, der von ihm an mit immer wachſender Stärke ſich geltend zu machen gewußt hat. 1727 unternahm er eine Reiſe in ſeine Erbländer; da ereilte ihn am 11. Juni der Tod in Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (Auguſt), geb. als Churprinz von Hannover, 1682, begleitete ſeinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Grafen von Cheſter ernannt wurde. Er erwarb ſich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt, daß er der edelſte Mann im ganzen Königreiche geweſen ſei. Seine Gemahlin, Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anſpach Tochter, ſtarb 1737. Georg entwickelte früh einen kriegeriſchen Geiſt, von dem, ſo wie von ſeiner Tapferkeit, er zuerſt in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die erſten ruhigen Jahre ſeiner Regierung widmete er den Beſchäftigungen des Friedens; die Univerſität Göttingen, nach ihm Georgia Auguſta genannt, ward in jener Zeit von ihm geſtiftet. Aber ſeine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen öſterreichiſchen Erbfolgekriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen, am 27. Juni 1743, ſchmückte ſein Haupt mit einem Lorbeerkranze, und ohne ſeinen Beiſtand hätte vielleicht Maria Thereſia ihren zahlreichen Feinden unterliegen müſſen. Der aachner Friede gab ihm wieder Muße zu der Fürſorge für die innere Wohlfahrt ſeines Reiches. Der über die amerikaniſchen Angelegenheiten entzündete Krieg zwiſchen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeit lang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der ſiebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demſelben, im Bunde mit Friedrich II. am wichtigſten ſind, immer ſichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu deſto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg II. ſeinen Unterthanen, am 25. Oct. 1760. Ihm folgte ſein Enkel I.

Georg III. (Wilh. Friedr.), König von Großbritannien und Irland, und bis 1815 Churfürſt, ſeitdem König von Hannover, geb. 1738, Sohn von dem, 6 Jahre vor Georg II. verſtorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguſte, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha. Er folgte ſeinem Großvater Georg II., den 25. Oct. 1760, und vermählte ſich, 8. Sept. 1761 mit Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Mecklenburg-Strelitz, geb. 1744. Er ſetzte den ſiebenjährigen Krieg mit Nachdruck fort, und der Friede von 1763 ſicherte England den Beſitz von Canada u. ſ. w. Seine Regierung erlebte den Verluſt der nordamerikaniſchen Colonien, die Eroberung vom größten Theile Oſtindiens und mehrerer Inſeln, die engere Vereinigung Irlands mit Großbritannien, und den franzöſiſchen Revolutionskrieg. Unter ihm erhob ſich der Ruhm der brittiſchen Seemacht höher als je, durch Howe, Jervis, Nelſon u. A., auch das Landheer erlangte wieder den alten Ruf der Tapferkeit und Kriegszucht, in Indien, und unter Wellington in Spanien und den Niederlanden. Zahlreiche Erwerbungen haben das Seereich der Britten eben ſo ſehr erweitert, als ihren Handel. Schon 1788 hatte der König den erſten Anfall von Geiſteszerrüttung, ward aber von dem Doctor Willis bald wieder hergeſtellt. Allein 1792 war eine ſo ſchnelle Heilung nicht möglich, und es wurde zum erſtenmal die Frage wegen einer Regentſchaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppoſitionspartei wollte den Prinzen von Wallis zum Regenten erklärt wiſſen, al-

lein die Miniſterialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen geſtürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentſchaft kein mit der Perſon verbundenes Recht ſei, ſondern willkürlich von dem Parlament ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in dieſem Sinne vorſchlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwiſchen genas. Man behauptet, daß die weſentlichen Dienſte, welche Pitt bei dieſer Gelegenheit dem Könige erwieſen, hauptſächlich ihm die unwandelbare Gunſt deſſelben für die Folge geſichert hätten. Der König ward von ſeinem Volke ſehr geliebt; gleichwol hatte man mehr als einmal Angriffe auf ſein Leben gewagt: namentlich bei dem von Gordon angeſtifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und 1800 im Theater, wo ein gewiſſer Hatfield, der nachher für wahnſinnig erklärt wurde, eine Piſtole gegen die königliche Loge abſchoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat ſich unter der Regierung Georgs III. beſonders durch die *Fremdenbill* und die Suspenſion der *Habeas-Corpusacte* (ſ. beide Art.) anſehnlich erweitert. Ihr Einfluß im Parlament iſt entſchiedener als je, theils durch die Spaltungen der Oppſitionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhauſe, deren Anzahl 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 500 betrug. Als Georg in ſeinem 22. Jahre den Thron beſtieg, beſaß Lord Bute, ſein ehemaliger Erzieher, ſein unumſchränktes Vertrauen, das nachher gewiſſermaßen auf den von dieſem empfohlenen Lord Liverpool überging. Der König genehmigte leicht die Plane, die ſeinen Grundſätzen entſprachen, und verfolgte ſie mit größter Beharrlichkeit; aber eben ſo unbeugſam war er auch in ſeiner Abneigung; kein Souverain verabſcheute ſo ſehr, als er, die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, ſelbſt als die herrſchende Partei der conſtituirenden Verſammlung die brittiſche Verfaſſung laut erhob. Eben ſo beharrlich hat er ſich geweigert, den irländiſchen Catholiken die Aufhebung der Teſt zuzugeſtehen, welche ihnen Pitt verſprochen hatte. Künſte und Wiſſenſchaften hat er mehr beſchützt, als ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Braunſchweig; doch nicht in dem Grade, wie von einem ſo großen Monarchen hätte erwartet werden können. Faſt alle ſeine Schenkungen und Penſionen hatten mehr einen politiſchen Zweck. Uebrigens war ſein Charakter ſtets ſanft und leutſelig; ſein Geſicht hatte das Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater muſterhaft, lebte er ſtets wie ein einfacher Privatmann in dem Schooße ſeiner zahlreichen Familie, vornehmlich zu Windſor. Als er 1804 einen abermaligen Anfall ſeiner Krankheit hatte, beſchäftigte man ſich aufs neue mit den Maßregeln zu Einſetzung einer Regentſchaft; aber auch diesmal genas er wieder. Seitdem litt er beſonders an der Abnahme des Geſichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament perſönlich zu eröffnen. 1810 kehrte ſeine Geiſteskrankheit heftiger als je zurück, und es verſchwand alle Hoffnung zur Wiederherſtellung. Die Regentſchaft wurde daher nun wirklich in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich Auguſt, gelegt. In dieſem Zuſtande ſtarb der blinde König den 29. Jan. 1820, in einem Alter von 81 Jahren 7 Monaten. Seine Enkelin (ſ. *Wallis*, Charlotte) war den 5. Nov. 1817, ſeine Gemahlin den 17. Nov. 1818, und ſein vierter Sohn, der Herzog von Kent, den 23. Jan. 1820 geſtorben. S. *Aikins* Annals of the reign of King George the third, from 1760, to the general peace in the year 1815. II. Vol. Vgl. *Großbritannien*.

Georg IV. (Friedrich Auguſt), König von England und Hannover, geb. den 12. Auguſt 1762, ward den 3. Februar 1811 mit eingeſchränkter Gewalt zum Regenten von Großbritannien und Irland, auch zum Regenten des 1815 zum Königreich erhobenen Churfürſtenthums Hannover erklärt. (S. d. Art. Georg III.). Er reſidirte zu Carltonhouſe und hatte, außer den Einkünften von Cornwall, eine jährliche Civilliſte von 125,000 Pfund Sterling. Seine ſehr ſtrengen Erzieher waren Dr. Markham, jetzt Erzbiſchof von York, und Dr. Jackſon, hierauf ſeit 1776 Dr. Hurd, Biſchof von Worceſter, und Mr. Arnold, Curator des St. John-Collegium zu Cambridge; kaum fühlte ſich der Prinz von dieſem Zwange befreit, als ihn eine heftige Leidenſchaft an Mſtrß. Robinſon feſſelte, welche über ihre Verbindung mit ihm eine Denkſchrift bekannt gemacht hat. 1783 bewilligte ihm das Parlament, außer 60,000 Pf. zur erſten Einrichtung, ein jährliches Einkommen von 50,000 Pf., die Hälfte der Summe, welche in früheren Zeiten einem Prinzen von Wallis bewilligt worden war. Hierauf nahm der Prinz (den 11. Nov. 1783) zum erſtenmale Sitz im Parlamente. Damals ſah er oft Fox, Sheridan und Burke; noch vertrauter ging er um mit Lord Moira, Lord Hugh Seymour und dem Contreadmiral Payne. Nachdem er den Umgang mit Mſtrß. Robinſon abgebrochen, trat er in ein noch engeres Verhältniß mit einer ſchönen Witwe, Mſtrß. Fitzherbert, die zu einer angeſehenen catholiſchen irländiſchen Familie gehörte. Darüber entſtand eine große Kälte zwiſchen ſeinem Vater und ihm. Man ſagte, er habe ſich mit der Dame heimlich vermählt, was ohne Einwilligung des Königs oder des Parlaments ungültig war. Da ein Prinz, der ſich mit einer Catholikin vermählt, ſein Recht auf den Thron verliert, ſo ward daher durch eine Flugſchrift verbreitet, die Fitzherbert habe ihre Religion verändert, und die Trauung ſei nach dem Ritus der engliſchen Kirche vollzogen worden. Drei Jahre nach ſeiner Volljährigkeit bat der Prinz den König, 2,300,000 Pfd. Schulden für ihn zu bezahlen; da dies der König verweigerte, ſo verkaufte der Prinz einen Theil ſeines Eigenthumes und trat von ſeinem Einkommen 40,000 Pf. jährlich an ſeine Gläubiger ab. Endlich bewilligte ihm das Parlament eine Summe von 160,000 Pfd. und eine jährliche Zulage von 10,000 Pfd. Bald nachher, als bei der Krankheit des Königs im J. 1788 die Frage von einer Regentſchaft war, ſchlug Pitt die Einſchränkung der damit verbundenen Gewalt vor; Fox widerſetzte ſich vergeblich zu Gunſten des Prinzen (ſ. Pitt und Fox). Doch ſtimmte das irländiſche Parlament in dem Sinne von Fox für die volle Gewalt des Regenten. Bis jetzt hatte der Prinz jede Vermählung abgelehnt. Endlich entſchloß er ſich dazu und vermählte ſich wider ſeine Neigung, aus Staatsgründen, weil ſein Vater es wünſchte und ſeine Schulden zu bezahlen verſprach, den 8. April 1795 mit der Prinzeſſin Carolina von Braunſchweig (ſ. d. Art.). In der Folge, als Buonaparte im J. 1805 England mit einer Landung bedrohte, verlangte der Prinz, welcher nur Oberſter eines Dragonerregiments war, während ſeine Brüder Generale waren, und der Herzog von York ſogar Oberbefehlshaber, einen höhern Grad in der Armee, allein die Miniſter und der König, an den er ſich deßhalb mit ſehr dringenden Vorſtellungen unmittelbar wandte, ſchlugen ihm ſein Geſuch ab. Als Regent leiſtete er den Eid den 6. Febr. 1811. Da er das Miniſterium nicht im Sinne ſeiner bisherigen Freunde beſetzte, ſo kam es zu Erklärungen, welche die öffentlichen Blätter mittheilten. Noch unangenehmer mußten

ihm viele Aeußerungen der Volksmeinung ſein, als die Unterſuchung des Betragens ſeiner Gemahlin im Parlamente zur Sprache kam (ſ. d. Art.). Den Krieg mit Frankreich hat er glorreich geendigt. Sein Miniſter Caſtlereagh verlor aber die Popularität. Im J. 1814 ernannte ihn der Kaiſer von Oeſterreich, auf ſeinen Wunſch, zum Feldmarſchall des öſterreichiſchen Heeres. Auch machten ihm der Kaiſer Alexander, der König von Preußen und mehrere Prinzen des öſterreichiſchen und des preußiſchen Hauſes in demſelben Jahre einen Beſuch. Zur zweimaligen Wiederherſtellung der Bourbons, für die er ſtets eine große Zuneigung bewieſen hat, trug er viel bei. Darauf ſtiftete er den 12. Aug. 1815 den hannöverſchen Civil- und Militair-Guelphen- und im J. 1818 den engliſchen St. Patrik-Orden. Zur heiligen Allianz gab er den 6. Oct. 1815 ſeine Zuſtimmung nur perſönlich, da die brittiſche Staatsverfaſſung den förmlichen Beitritt nicht geſtattete. Bei dieſer Gelegenheit hörte das Parlament von Lord Liverpool, daß der heilige Bund auch ſeine geheimen Artikel habe. In derſelben Zeit übernahm der Prinzregent die Vormundſchaft über die braunſchweigiſchen Prinzen und das Herzogthum, wo er im J. 1819 die alte feudalſtändiſche Verfaſſung wiederherſtellte. Daſſelbe hatte er, jedoch mit mehrern Abänderungen, auch in Hannover gethan. Zuletzt hat er für Hannover und Braunſchweig die Beſchlüſſe des Bundestages vom 20. Sept. 1819 als geſetzlich erklärt, und die ſtrengen Formen der Cenſur vom J. 1705 wiederhergeſtellt. Im März 1816 machte er das Parlament mit der am folgenden 2. Mai vollzogenen Vermählung ſeiner Tochter Charlotte mit dem Prinzen von S. Coburg (ſ. d. Art.) bekannt. Da der Wohlſtand der Nation nach dem Frieden durch die plötzliche Unterbrechung einer ungeheuern Conſumtion auf der einen und einer großen Fabrikthätigkeit auf der andern Seite ſehr erſchüttert wurde, und die Laſten fortdauernd das Volk drückten, welches ſich im Parlamente ungleich und zum Theil gar nicht repräſentirt, ſondern von der Ariſtokratie des Reichthums und weniger herrſchenden Familien unterdrückt glaubte, ſo entſtand viel Mißvergnügen. Ein meuteriſcher Anfall auf das Leben des Regenten, als er den 28. Januar 1817, um das Parlament zu eröffnen, nach Weſtminſter fuhr, hatte jedoch keine weitere Folgen; auch wurde der Aufſtand in Spafield durch die kräftigen Maßregeln der Miniſter unterdrückt. Die Ruhe ſchien wieder hergeſtellt zu ſein, und der Prinzregent beſchickte im Oct. 1818 den Congreß zu Aachen, wo er die bekannte Declaration vom 19. Nov. mit unterzeichnete und hierauf nebſt Frankreich den vom Congreß erhaltenen Auftrag, die Barbaresken (welche er durch Lord Exmouth im J. 1816 bereits zum Nachgeben gezwungen hatte) zu einem völkerrechtlichen Friedensverhältniſſe mit Europa aufzufordern, zu vollziehen bemüht war. Mit Spanien in freundſchaftlichen Verhältniſſen, verbot er ſeinen Unterthanen, in die Dienſte der amerikaniſchen Inſurgenten zu treten; auch ſcheint ſein Miniſterium der Abtretung der Florida's an Nordamerika von Seiten Spaniens Schwierigkeiten in den Weg gelegt zuhaben. Uebrigens wird die von demſelben durchgeſetzte allgemeine Aufhebung des Sklavenhandels immer mehr in Vollziehung gebracht. Allein im Innern nahmen eine Zeit lang bei der Stockung des Handels die Gährungen zu; vorzüglich ſeit der Magiſtrat zu Mancheſter den 16. Auguſt 1819 gegen eine an ſich erlaubte Verſammlung des Volks, das über die Parlamentsreform berathſchlagen wollte, unzeitig Gewalt gebraucht hatte, wodurch viele Menſchen ums Leben gekommen waren. Der Prinzregent ließ das Betragen des

Magiſtrats gutheißen, obgleich ein großer Theil der Nation aus allen Ständen eine gerichtliche Unterſuchung verlangte. Die Regierung beſchloß daher, die bewaffnete Macht mit 11,600 Mann zu verſtärken, was noch mehr zum Unwillen reizte; hierzu kam, daß der Lordlieutenant der Grafſchaft York, Fitzwilliam, abgeſetzt wurde, weil er Berathſchlagungen des Volks in Anſehung der Vorfälle zu Mancheſter geſtattet hatte. Alles dies und das Elend der arbeitloſen Claſſe machte die ſogenannten Radicalreformers immer kühner; allein die reicheren Bürger und Corporationen traten faſt überall auf die Seite der Regierung und vereinigten ſich, um jenen unruhigen Verſammlungen, in denen kein ausgezeichneter Mann an der Spitze ſtand, entgegen zu wirken. Gleichwol wurde von Weſtminſter eine ſtarke Adreſſe dem Prinzregenten übergeben, worin die Petitionäre wünſchten, daß ihr Monarch lieber durch Vertrauen ſeines Volks, als durch Soldaten regiere. Zum Beſten armer Auswandrer und Unternehmer neuer Niederlaſſungen in den Colonien hat das Parlament 1819 eine bewaffnete Militärcolonie an den Grenzen der Caffern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angelegt. In Oſtindien erweiterte die brittiſche Handesgeſellſchaft zu Lande ihre Grenzen ſowol im Innern, als tiefer in die Breite des Himalayagebirges, ſo daß ſolche der Landgrenze Chinas immer näher rücken; zu Waſſer reinigte ſie den perſiſchen Meerbuſen von Seeräubern und ſicherte die Straße von Bengalen nach China durch die Gründung des befeſtigten Handelsplatzes Sincapore in der Bai von Malacca. Am 29. Jan. 1820 beſtieg der Prinz Wales den Thron von Großbritannien, nach dem Ableben ſeines Vaters, Königs Georg III., und gleich nachher wurde Thiſtlewoods Verſchwörung wider die königl. Miniſter entdeckt und beſtraft. Die irländiſche Inſurrection der ribbon-men erneuerte ſich zwar, wurde aber unterdrückt. Das nächſte Parlament nach der Thronbeſteigung bewilligte dem Könige 850,010 Pf. St. auf den Schatz von Großbritannien und 207,010 Pf. St. auf jenen von Irland zur Civilliſte, wogegen mit wenigen Ausnahmen die zufälligen Nebeneinkünfte der Krone der Staatscaſſe zufielen. Immer noch trägt aber die Civilliſte eine Menge Ausgaben, welche anderswo derſelben nicht zur Laſt fallen. Die bisherige Trennung der beiden königlichen Ehegatten führte, da die Königin nach England zurückzukehren beabſichtigte, einen Miniſterialverſuch, um dieſe Reiſe abzuwenden, herbei. Und als die Königin dennoch in England erſchien, begann der Eheſcheidungsprozeß vor dem Oberhauſe. Die Anklage war in der Form einer Strafbill eingerichtet. Ehe indeß ſolche zum drittenmal vorgeleſen wurde, wurde auf Antrag des Miniſters Lord Liverpool die dritte Vorleſung der Bill auf 6 Monate ausgeſetzt. Den Beſchlüſſen des Laibacher Congreſſes in Anſehung Neapels verſagte die Krone England, vermöge einer miniſteriellen Circularnote, ihren Beifall. 1821 löſete der Tod der Königin, während einer Reiſe des Königs nach Irland, die unglückliche Ehe des Monarchen auf. Auch ſeine deutſchen Staaten hatte der König beſucht und mußte im ſonſt geſegneten Jahre 1822 im ſüdweſtlichen Theile Irlands eine ſchreckliche Hungersnoth unter den vielen dürftigen und unbegüterten Bewohnern erleben. Ein Leiden, deſſen Wiederkehr zwar zu fürchten iſt, jedoch augenblicklich durch eine parlamentariſche Bewilligung und ſtarke Subſcription erleichtert wurde. Auch die Reiſe des Königs nach Schottland 1822 gewann ihm dort neue Popularität. Während derſelben erfuhr er die Selbſtentleibung des Marquis von Londonderry.

George Weymer (Demoiſelle), über dieſe berühmte tragiſche franzöſiſche Schauſpielerin ſ. Pariſer Theater.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Brake, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. An der Revolution nahm er anfangs keinen Theil; bei dem Aufſtande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienſte, vereinigte ſich nebſt einigen Bretagnern mit den Vendeern, als ſie über die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Offizier ernannt. Er zeichnete ſich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb ſich ſeitdem einen Namen. Nach den Verluſten bei Mans und Savany flüchtete er ſich in ſein Geburtsland, konnte ſich aber nicht wieder an die ſtille Lebensart gewöhnen, und warb Bauern und müßige Matroſen, an deren Spitze er ſich ſtellte. Man ſchickte ihm Truppen entgegen; eine republikaniſche Colonne überraſchte ihn, und brachte ihn nebſt ſeinem Vater in Verhaft nach Breſt. Nach einer ziemlich langen Gefangenſchaft entkam er in Matroſenkleidung, und übernahm wieder den Oberbefehl ſeines Cantons. Die Adeligen ſuchte er fortwährend vom Commando zu entfernen, und wurde ſelbſt als Haupt einer Plebejerpartei betrachtet. Erſt 1795 fing er an, ſich bemerkbar zu machen; 1796 befehligte er die Diviſion von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die größte Macht um ſich verſammelten, und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen ſeiner Truppen; es war ſogar die Rede davon, ihn zum Generaliſſimus zu ernennen. Um dieſe Zeit beſetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nichtadeliche Ober-General. Seine Diviſion war diejenige, welche den Republikanern die meiſten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Unternehmung an den Ufern der Vilaine befehligte, um einen anſehnlichen Transport von Flinten und Canonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daſelbſt ausſchifften. Lange ſchlug er den Frieden aus, welchen die Conſuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven (25. und 26. Jan. 1800), die ziemlich blutig waren, und da er ſah, daß alle Chefs, Frotte allein ausgenommen, ſich den Geſetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuſchließen, da es noch Zeit war. Den 9. Febr., wo er wußte, daß der General Brune recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Theix entgegen, nur von zwei Chouans begleitet, ließ durch einen derſelben den General melden, daß er ihn zu ſprechen wünſchte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren ſie einig. Georges machte ſich anheiſchig, ſeine Truppen zu entlaſſen und ſeine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Conſuln genehmigt und abgeſchloſſen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienſte in der republikaniſchen Armee angeboten wurden. Nach einigen Zaudern reiſte er plötzlich nach London ab, und fand bei den Prinzen und engliſchen Miniſtern eine ſehr günſtige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaſchine ſoll er angegeben haben. Er ging ſelbſt nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nemlich im Auguſt 1803 mit Pichegru und Andern auf der franzöſiſchen Küſte gelandet, um den Streich gegen das Leben des erſten Conſuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt ſich bis zum März 1804 in der Hauptſtadt verborgen. Um dieſe Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieſer Verſchwörung Winke erhalten, und ließ ihn mit außerodentlicher

Thätigkeit nachſpüren. Bei ſeiner Gefangennehmung in der Nähe des Palaſtes Luxemburg vertheidigte er ſich mit zwei Piſtolenſchüſſen, die zwei Diener der Polizei zu Boden ſtreckten, ſprang aus ſeinem Cabriolet und ſuchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleiſcher hielt ihn feſt; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl ſeiner Mitverſchwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanſchlags gegen das Leben des erſten Conſuls überwieſen, den 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35 Jahr alt, zeigte während des ganzen Verlaufs ſeines Prozeſſes die äußerſte Kaltblütigkeit, hütete ſich ſtandhaft, ſeine Parteigänger in ſeinen Antworten zu belaſten, und bekannte laut ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, perſiſch Gurgiſtan, ruſſiſch Gruſien, Gruſinien, bei den Eingebornen Iberien, iſt eine Landſchaft in Aſien, welche von Circaſſien, Dagheſtan, Shirwan, Armenien und dem ſchwarzen Meere eingeſchloſſen und durch Gebirge in den weſtlichen und öſtlichen Theil getrennt wird. Ruſſiſch-Georgien hat auf 900 Q.M. 300,000, und Türkiſch-Georgien auf 1282 Q.M. 300,000 Einw. mit der Hauptſtadt Akalzike. Theile von Georgien ſind: Imirette, Mingrelien, Guria (deren jedes einen eignen Fürſten oder Czar hatte), Cardweli Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letztere ehemals unter einem gemeinſchaftlichen Fürſten. 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimuraſowitſch, für ſich und ſeine Nachkommen die Oberherrſchaft Rußlands an, deſſen Monarch jeden neuen Regenten beſtätigen ſolle. 1784 folgte der Czar von Imirette dieſem Beiſpiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien ſteht dem Namen nach unter der Pforte, iſt aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken ſteht der Guriel, oder Beherrſcher von Guria. 1801 erklärte Kaiſer Paul ſich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitſch, für den unmittelbaren Beſitzer von Georgien, und Kaiſer Alexander verband durch ein Manifeſt vom $\frac{12}{24}$. Sept. 1801 Georgien förmlich mit ſeinem Reiche. Die noch vorhandenen Prinzen ſind penſionirt, und Tiflis (ſ. d. Art.) wurde der Sitz der Regierung. Das Chriſtenthum kam um 370 aus Armenien in die georgiſchen Länder, die einzigen auf dem Caucaſus, wo es ſich vollſtändig erhalten hat. Die herrſchende Religion, die griechiſche, wird ſtreng, neben einer Menge altnationaler abergläubiſchen Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen ſind die Georgier ſehr duldſam. Unter dem Eparchen von Gruſien ſtehen 12 Erzbiſchöfe und Biſchöfe und 13 Archimandriten. Als Zankapfel der Perſer und Türken ward das Land Jahrhunderte lang von beiden ausgeplündert, und ſeine Bewohner wurden als Sclaven fortgeführt. Man hält die Georgier nach den Circaſſiern für den ſchönſten Menſchenſtamm, und die georgiſchen Weiber ſind eine Hauptzierde der türkiſchen und perſiſchen Harems. Obgleich der Charakter des Volks durch die anhaltenden ſchweren Bedrückungen gelitten hat, ſo haben ſich doch Tapferkeit und Edelmuth noch immer bei ihm erhalten. Das Land iſt ſehr gebirgig, da es im Norden vom Caucaſus begrenzt wird, aber zugleich äußerſt fruchtbar an Holz, Getreide, Vieh, Seide, Obſt und Gartenfrüchten; der Wein iſt aber ſchlecht unter dem rauhen Himmel mancher Thäler und bei ſchlechter Behandlung der Gärtner und Landleute.

Georgien, ſ. vereinigte nordamerikaniſche Staaten.

Gerade heißt in den deutſchen Rechten der Inbegriff gewiſſer durch

Geſetz und Herkommen beſtimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und dem Gewahrſam eines Frauenzimmers ſich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewiſſer Hausrath u. ſ. w., jedoch pflegt man ſich meiſtentheils in Beſtimmung alles deſſen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Gebrauch zu richten. Sie wird in Witwen- und Niftelgerade eingetheilt: jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlaſſenſchaft abſondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; dieſe, wenn nach dem Tode einer Weibsperſon deren nächſte weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht blos auf einem Irthum und kommt hier nicht weiter in Betracht). Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, ſo gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach beſondern Statuten auch der Ehemann, entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig iſt (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen ſächſiſchen Rechten gewiſſe Perſonen, z. B. die Geiſtlichen, die Gerade aus folgender Urſache erben können. Da diejenigen Söhne, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürſtet, folglich auch keine Erbſchaft im Heergeräthe bei ihnen Statt finden konnte, ſo gab man ihnen das Recht, mit den Weibern die Gerade zu erben.

Gerando (Joſ. Marie de, Baron von Ramzhauſer,), Staatsrath, Mitgl. der Akad. d. Inſchriften und philoſophiſcher Schriftſteller, geb. zu Lyon um das J. 1770, Sohn eines Baumeiſters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er 1797 nach Paris ging. C. Jordan ſaß im Rathe der 500, und de Gerando ſoll viel Antheil an deſſen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als ſein Freund nach dem 18. Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutſchland, wo er mit deutſcher Literatur eine vertrautere Bekanntſchaft machte, als man ſonſt bei franzöſiſchen Gelehrten findet. Hier ſchrieb er ein Mémoire sur l'art de penser, das vom Inſtitut den Preis erhielt. Buonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalſecretär unter dem Miniſter des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommiſſion in Rom, Staatsrath im Febr. 1811; 1812 war er Intendant zu Barcellona. Im April 1814 erklärte er ſich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Buonaparte ließ ihn 1815 in dieſer Stelle, und ſandte ihn als außerordentlichen Generalcommiſſär in die öſtlichen Departements. Hier betrug er ſich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er ſich, mit Laborde und Laſteyrie die Lancaſterſche Lehrmethode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 65 Schulen dieſer Art errichten helfen, in welchen man 6000 Kinder zählte. Das Syſtem dieſes Philoſophen iſt die Erfahrungsphiloſophie. Er ſchrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels. 1800. 4 Vol.; Vie du général Caffarelli-Dufalga; Eloge de Dumarsais; in der Biogr. univ. den Art. Gaſſendi u. a. m. Sein Hauptwerk iſt Hist. comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines. 1803, 2 Vol. (das beſte Werk der Franzoſen in der Geſchichte der Philoſophie) vom Profeſſor Tennemann in Marburg überſetzt. Sein Aufſatz über die Kantiſche Philoſophie iſt von dem Nationalinſtitute gekrönt worden. De Gerando hat mit dem trefflichen Bil-

lers viel beigetragen, ſeine Landsleute mit der Richtung und den Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung in Deutſchland bekannt zu machen, da er beſonders auch in ſeiner oben angeführten vergleichenden Geſchichte der philoſophiſchen Lehrgebäude eine klare Ueberſicht der Lehren Kants, Fichtes, Schellings und anderer deutſchen Denker gibt.

Gerard (Franceſco), einer der berühmteſten Maler der neuern franzöſiſchen Schule, iſt 1770 in Rom geboren; ſein Vater war Franzoſe, ſeine Mutter aber Italienerin. Er würde der erſte, trefflichſte Zögling Davids heißen, wenn er nicht ſelbſt als Meiſter neben ſeinem Meiſter ſtände. Seine Gemälde zeichnen ſich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig ſeine Zeichnung iſt, ſo überaus lieblich, blühend und dennoch wahr iſt ſein Colorit. Von erſter Jugend an zeigte ſich der Funke von Gerards Talent. Sein erſter Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn blos zum Zeichnen anhalten, Gerard aber ſuchte verſtohlner Weiſe Farbe und Zeit zu gewinnen, und malte im 14. Jahre ein Bild, welches eine Peſt vorſtellt. Dieſes anziehende Gemälde athmet einen edeln und feurigen Geiſt, und Sinn für antike Schönheit und Verhältniſſe; es befindet ſich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sängers der komiſchen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich raſche Fortſchritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entſchied; doch ſtellte er ſich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen ſeiner zahlreichen Werke zu beurtheilen; er iſt ſich bei den Porträts ſehr ungleich; manche behandelt er mit Begeiſterung, und ſtattet ſie mit dem ſeelenvollſten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsſtücke betrachtet. Sein Wunſch, reich zu werden und im Ueberfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu ſein, iſt Urſache, daß man leider von ihm nur wenige hiſtoriſche Gemälde erhielt, und daß er ſich faſt ausſchließend der Porträtmalerei widmet. In dieſem Fach iſt er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Bruſtbild einer Privatperſon nimmt er gewöhnlich 1500 bis 2400 Francs, für jedes lebensgroße Porträt eines Gliedes der Familie Buonaparte erhielt er 30,000 Fr. Von Gerards hiſtoriſchen Gemälden iſt der Beliſarius am berühmteſten. Dies Bild macht Epoche in der neuern Kunſt. Es wurde 1795 ausgeſtellt. Die Compoſition iſt höchſt einfach. Nicht minder trefflich ſind ſein Oſſian, ſein Amor und Pſyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Auſterlitz malte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiſer Alexander, den König von Preußen, den König von Sachſen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris verſammelten Fürſten gemalt. Seine neuern hiſtoriſchen Gemälde ſind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es iſt 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies iſt das erſte Kunſtwerk, welches Ludwig XVIII. ſeit ſeiner Rückkehr beſtellte; es wird im großen Saal des Rathhauſes aufgeſtellt werden. Im Jul. 1817 ward es ausgeſtellt; man bewundert die meiſterhafte Anordnung und das ſchöne Colorit eben ſo ſehr daran, als die Aehnlichkeit und den Ausdruck der Geſtalten. Dies Meiſterwerk erwarb Gerard den Titel des erſten Malers des Königs; er iſt Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariſer, wiener und florentiner Akademien. WI.

Gerberei iſt das Gewerbe, die thieriſchen Häute, Felle und Bälge zum menſchlichen Gebrauche dergeſtalt zuzurichten, daß ſie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart dabei iſt folgende. Zuvörderſt wird das Fell, die Haut ꝛc. von Blut, Fleiſchtheilen und Schmutz gereinigt, und deswegen einige Zeit in fließendes Waſſer gehangen, nachher aber herausgenommen, und auf der Waſch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf ſucht man die Haare oder die Wolle wegzuſchaffen, wobei die Behandlungen nach den verſchiedenen Zwecken gleichfalls verſchieden ſind. Drittens wird das Fell ꝛc. aufgetrieben, wodurch deſſen Zwiſchenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens ſucht man dem Leder durch zuſammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verſchaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewiſſe Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Beſtimmung des Leders abhängt. Werden zuſammenziehende Pflanzenſäfte zur Ledergerberei angewendet, ſo heißt ſie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzenſäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, ſondern blos Fett und walkt die Felle, Sämiſchgerberei; bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. **Gerberei** bezeichnet auch insbeſondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebſt den erforderlichen Geräthſchaften vorhanden iſt. Die Lohgerberei erfordert wegen der Loh- und Treibegruben, des Trocknens ꝛc. den meiſten Raum; weniger die Weißgerberei ꝛc., weil das meiſte in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller ſtehen können. Allein immer muß zur Bequemlichkeit des Gewerbes die Gerberei nicht weit von einem Fluſſe liegen, damit die Felle ꝛc. erforderlich ausgewäſſert werden können. X.

Gerbert, ſ. Sylveſter II.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.), einer der berühmteſten franzöſiſchen Advocaten, deſſen Talente und Beredſamkeit als das höchſte bezeichnet werden, was die gerichtliche Beredſamkeit der neueren Zeit vor der Revolution in Frankreich dargeboten hat. Er war 1725 geboren und ſtarb 1788. Mehrere ſeiner gerichtlichen Reden ſind in der anziehenden Sammlung des Bureau françois (Paris; bei Baudouin) aufgehoben.

Gerechtigkeit hat ihren Namen vom Rechte, und iſt daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden achtet, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie iſt die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt, und daher die erſte Pflicht des Staats gegen ſeine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen ſeine Mitbürger. Vorzugsweiſe aber wird ſie vom Richter gefordert, weil dieſer über das Recht nach den Geſetzen des Staats ſprechen ſoll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite ſtehen, welche vom Recht in ſolchen Fällen nachläßt, wo die ſtrenge Handhabung deſſelben das Gefühl der Menſchlichkeit gegen ſich aufregen würde. Daher pflegt man auch ſagen: das höchſte Recht iſt oft das höchſte Unrecht. D.

Gerechtigkeits-Ritter, ſ. Ahnen.

Gerhard (Paul). Dieſer vorzügliche geiſtliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen in Sachſen, 1607. Er wurde 1651 Probſt zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diaconus an die Nicolaikirche in Berlin berufen. Bei den, unter dem großen Churfürſten, zwiſchen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgiſchen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er ſich ſo unwandelbar in Geſinnung und Meinung, daß er deshalb im J. 1666 jene Stelle wie-

der verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieſer bedenklichen Lage das Lied voll Troſtes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuſchte ihn nicht. Der Herzog Chriſtian von Merſeburg gab ihm eine Zeit lang Penſion und berief ihn, als damaliger Beſitzer der Niederlauſitz, 1669 zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpaſtor wurde, und als ſolcher 1676 ſtarb. Von ſeinen Liedern hat man eine achtfache Sammlung: 1. zu Berlin mit ſechs Stimmen in Folio; 2. zu Frankfurt a. d. O.; 3. zu Berlin 1676; 4. zu Nürnberg 1783, herausgegeben von J. G. Ebeling; 5. zu Eisleben 1700 in 12.; 6. zu Zerbſt 1707 in 12. von D. J. H. Feuſtking; 7. zu Augsburg 1708, 8. von Treuner, und 8. zu Wittenberg 1821 in 12. Es ſind dieſer Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an ſein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an ſein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feuſtking wird man gern geſtehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre: da iſt nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime ſind auserwählt, leicht und auserleſen ſchön; die Redensarten ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien nach Luthers und anderer alten Meiſterſänger Töne, lieblich und herzlich; in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröſtet." Vielleicht nimmt unſer Zeitalter weniger Anſtoß an einigen ſpielend-myſtiſchen Ausdrücken, als an Härten, welche unſre Lieder-Ariſtarchen zu tilgen bemüht geweſen ſind. dd.

Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, ſ. **Medicin** (gerichtliche) und **Polizei** (mediciniſche).

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantaſtiſchen Liebſchaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe ſich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, ſondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch ſpitzfindige Unterſuchungen über Gegenſtände der Galanterie ſich häufig in Geſellſchaften unterhielt, wurden oft Streitfragen aus dieſem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tenſons wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher ſein, ob unſre Geliebte ſtirbt, oder ſich einem Andern anſchließt? Wäre es dir lieber, mich von deinem Mädchen gehen zu ſehn, wenn du kommſt, oder mich kommen zu ſehn, wenn du gehſt? Wer leidet mehr, ein Ehemann, deſſen Frau, oder ein Liebhaber, deſſen Geliebte untreu wird? Da man nun doch endlich die Entſcheidung eines Tribunals über dieſe Fragen, oder andere wirkliche Fälle wünſchte, ſo ward (wie Schiller ſingt)

Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.

Man errichtete gleichſam Spruchcollegien der Liebe, wahrſcheinlich zuerſt in der Provence im 12. Jahrh. (nicht etwa in Deutſchland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedan-

tiſcher Grübeleien auf der einen, und der Sinnlichkeit auf der andern Seite geweſen iſt). Sie beſtanden aus Rittern, Dichtern und Damen, die ihre Anſprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beſchlüſſe des Parlaments. Herr von Aretin hat 1803 ſolche Ausſprüche aus alten Handſchriften herausgegeben. Eine ältere Sammlung iſt von Martial d'Auvergne. Dieſe Unterhaltung ward ſo beliebt, daß nicht leicht ein fürſtlicher Gallatag ohne Wettſtreit in einer Cour d'Amour verging; die Uebungen des Witzes wurden ſo beliebt als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Anſehn erlangten dieſe Cours d'Amour in Frankreich unter Carl VI. durch ſeine Gemahlin Iſabelle von Baiern, da Männer des erſten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. (Mehr darüber in der Schrift: Die Minnenhöfe des Mittelalters und ihre Entſcheidungen oder Ausſprüche u. ſ. w. (Leipzig 1821), womit aber die Beurtheilung im Hermes (St. XII) verbunden werden muß). Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe — Assemblée galante zu Ruel — die wol eine Nachahmung jener Gerichtshöfe ſein ſollte, und bei welcher die Prinzeſſin Maria von Gonzaga das Amt einer Präſidentin bekleidete, und Mademoiſelle Scudery die Geſchäfte eines Generaladvocaten führte. F.

Gerichtsordnung, ſ. Prozeßordnung.

Gerichtsverfaſſung. Die geſetzliche Art und Weiſe der Rechtsverwaltung ſteht in genauem Zuſammenhang mit den verſchiedenen Rechtsbehörden in einem Staate. So vielfach und zerſtückt dieſe letztern in Deutſchland noch ſind, ſo abweichend von einander und folgewidrig ſind die Gerichtsverfaſſungen der Deutſchen, zumal der kleinern Staaten. In den ſächſiſchen Ländern, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten beſtehen, ſtößt man oft auf die ſonderbarſten Verfaſſungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsſtuhl ſeine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verſchiedenen Dörfern vereinzelt. Dies rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherrn ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Noch mehr, wir haben auch eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche obenein die Eheſachen und Perſonalia der Kirchenbeamten an ſich geriſſen hat, und in den mehreſten Staaten gibt es keine beſondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, ſondern dieſe ſind gewöhnlich mit den Civiljuſtizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannichfachen Geſetze und Geſetzbruchſtücke, welche zwiſchen dieſen oft zuſammenſtoßenden Behörden durch die Advocaten und durch die vermummten Vehmſchöffen — die Urtelsverfaſſer — hin und her getrieben werden, ſo hat man ein Bild von der deutſchen Gerichtsverfaſſung, welches nur hie und da durch die Individualität der Fürſten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erſcheint, aber oft auch ein Ausdruck der Selbſtſucht und Anarchie iſt. Uebrigens ſind faſt alle deutſche Gerichtsverfaſſungen Nachbildungen der ehemaligen deutſchen Reichsgerichtsverfaſſung. Zahlloſe beſondere Geſetze und Prozeßordnungen haben den Mängeln der deutſchen Gerichtsverfaſſungen abhelfen ſollen, allein dazu bedarf es eines gründlichen Verfahrens. (S. Jury). O.

Germain (Graf Saint), iſt ſeinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünſtler ſehr berüchtigt. Er nannte ſich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrſcheinlich ein geborner Portugieſe. Caglioſtro machte auf ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland in Holſtein Bekanntſchaft mit ihm, und

und benutzte ſeinen Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint Germain beſaß wirklich chemiſche und andere Kenntniſſe; aber ſeine unwiderſtehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu ſuchen. Er war beſtändig auf Reiſen, und verſchaffte ſich durch Dreiſtigkeit und Großſprecherei, und durch die Gabe, Jedem die ſchwache Seite abzugewinnen, ſogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahr alt, und hatte noch einen Denkſpruch des berühmten Montaigne in ſeinem Stammbuche aufzuweiſen. Ein köſtliches Lebenswaſſer erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war ſo ſtark in ſeinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Der Hauptzweck aller Adepten, die Verfertigung von Edelſteinen, war ihm auf ſeiner zweiten Reiſe nach Indien, die er 1755 gemacht haben wollte, geglückt, und er zerſchlug 1773, bei dem franzöſiſchen Geſandten im Haag, einen koſtbaren Diamant von ſeiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'ors verkauft hatte. Auch die Geheimniſſe der Zukunft enthüllten ſich vor ſeinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzoſen voraus. Er war ſogar ſo mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Muſik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er beſaß, gehörte unſtreitig die ſeltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verſchiedenen Bogen etwas, das man ihm dictirte, aufſchreiben konnte, ohne daß es möglich geweſen wäre, die Handſchriften zu unterſcheiden. Die Violine ſpielte er ſo meiſterhaft, daß man mehrere Inſtrumente zu hören glaubte. Ueberhaupt fehlte es ihm weder an Talenten, noch an Gelehrſamkeit, und er würde berühmt geworden ſein, wenn es ihm nicht lieber geweſen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäſar). Dieſer große Feldherr der Römer, berühmt durch ſeine Siege über die Germanen, war ein Sohn des Claudius Druſus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden geprieſenen Antonia, eine Nichte Auguſts, deren große Eigenſchaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, ſein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quäſtur und noch vor dem geſetzlichen Alter das Conſulat. Eben ſtand er mit Tiberius, an der Spitze zahlreicher Heere, in Deutſchland, als Auguſtus ſtarb, und jener demſelben in der Regierung folgte. Vergebens wurde Germanicus von einigen aufrühreriſchen Legionen aufgefordert, die höchſte Gewalt ſich zuzueignen. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marſen, welche ſich bei einem Feſte der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an, und zerſtörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weiſe ſchlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und kehrte ſiegreich nach dem Rheine zurück. Hier erſchienen Abgeordnete des Segeſtes bei ihm, durch welche derſelbe ihn um Hülfe gegen Hermann, ſeinen Schwiegerſohn bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entſetzte den Segeſtes, und nahm dabei Hermanns Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Hermann rüſtete ſich hierauf zum Krieg und Germanicus ſammelte ſeine Macht an der Ems. Es kam zur Schlacht. Schon wichen die römiſchen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Hermann zog ſich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen, und ehrenvoll aus einem

Kampfe zu gehen, dem ſein Heer nicht mehr gewachſen war. Nachdem er noch einen Theil ſeiner Krieger auf dem Rückzuge, durch die Fluth des Meeres, verloren hatte, erreichte er mit geringen Ueberreſten ſeines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüſtungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tauſend Fahrzeugen erbauen, um die beſchwerlichen Märſche zu Lande durch Wälder und Moräſte zu vermeiden, und landete ſein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weſer, hinter welcher er die Cherusker verſammelt fand, um ihm den Uebergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann, und ſich ſiegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutſchen den Kampf mit Wuth erneuerten, und Unordnung in die römiſchen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutſchen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber ſchiffte ſich wieder ein, beſtand einen furchtbaren Sturm, der ſeine Flotte zum Theil zerſtreute und verſchlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marſen gemacht hatte. Dieſer Feldzug war zugleich ſein letzter in Deutſchland. Tiberius, eiferſüchtig auf die Verdienſte und den wachſenden Ruhm des jungen Helden, rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und ſann auf ein ſchickliches Mittel, ſich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar ſchien durch die Liebe des Volks. Er ſandte ihn zu dem Ende, mit faſt unbeſchränkter Gewalt bekleidet, in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber auch zugleich den Piſo zum Statthalter von Syrien, in deſſen ſtolzem, herriſchen und unbeugſamen Charakter er ein erwünſchtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piſo faßte einen ſo wüthenden Haß wider Germanicus, daß er, um ſich von ſeinem Gegner zu befreien, ihn wahrſcheinlich vergiften ließ. Er ſtarb im J. Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen ſeiner tapferſten und edelſten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheueren Wäldern, Sümpfen und Moräſten bedeckte Land, begrenzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichſel, nannten die Römer Germanien, ſondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen ſchloſſen ſie in dieſe Benennung ein, da alle dieſe Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksſtämmen bewohnt wurden, deren Geſtalt, Sitten und Sprache einen gemeinſamen Urſprung ankündigten. Die Bewohner des ſchönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk ſeine Wohnplätze habe verlaſſen können, um in Germaniens Wüſten zu hauſen, wo ein ſtrenger Winter den größten Theil des Jahres herrſchte, und wo undurchdringliche Waldungen auch im Sommer dem erwärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn ſprachen. Die Germanen (Heer- d. i. Kriegsmannen), oder wie ſie ſich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung von Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten ſie daher Indigenae, dort Entſproſſene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermiſchung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern jenſeits des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hoch-

gelbem Haar, von ſtarkem Körperbau und rieſenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durſt und Hitze, von kriegeriſchem Geiſte, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind liſtig und verſtellt, das, jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als ſein edelſtes Gut betrachtete, und eher das Leben, als ſeine Freiheit, aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen das Leben verſchönernden Künſten, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchſtabenſchrift, nährte ſich der Germane in ſeinem Lande voll Wälder und Weiden armſelig von Jagd und Viehzucht, und theilte ſein Leben zwiſchen träger Ruhe, ſinnlichen Genüſſen und harten Beſchwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labſal des träg verdroſſenen Kriegers, indeß ſein Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen. Bis dahin gab er mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines ungezähmten Herzens ſich dem Becher und dem Spiele hin. Ein mit geringer Kunſt aus Weizen und Gerſte bereitetes Getränk erſetzte ihm den von der Natur verſagten Traubenſaft, und berauſchte ihn bei ſeinen lärmenden Feſten. Weit entfernt, die Trunkenheit ſich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rauſch ſeine Sinne geſchärft und erleuchtet; er rathſchlagte alsdann am liebſten, und der im Rauſche gefaßte Beſchluß wurde als eine höhere Eingebung unabänderlich ausgeführt. Seine Perſon und Feiheit waren ihm nicht zu koſtbar, um ſie nicht aufs Spiel zu ſetzen, und, treu ſeinem Worte, ließ er ſich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner feſſeln und in entfernte Sclaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratiſch. Man gehorchte weniger allgemeinen und poſitiven Geſetzen, als dem zufälligen Uebergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredſamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des baltiſchen Meeres erkannten einige Stämme das Anſehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenſeitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zuſammenhielt, ſo hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne ſeine Meinung von der Mehrzahl ſeiner Verbundenen abhängig machen müſſe, und dieſe wenigen rohen Grundzüge einer politiſchen Geſellſchaft genügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Aeltern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Verſammlung ſeiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgeſtattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegeriſchen Freiſtaats angenommen. Dieſe Verſammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes wurden theils zu beſtimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereigniſſen zuſammenberufen. Ueber öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entſchied in denſelben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorſtehern eine vorläufige Erwägung der Sache verſtattet war, ſo konnte doch nur das Volk beſchließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenſchaft gehorchend, faßten die Germanen raſche Beſchlüſſe, und das Zuſammenſchlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigten ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem ſich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wol mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferſte ward erkoren, daß er mehr durch Beiſpiel als Befehl ſeine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, ſo endigte

ſeine dem frei geſinnten Germanen verhaßte Gewalt; denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Verſammlungen erwählten Fürſten, die in ihren Bezirken Recht ſprachen und Streitigkeiten ſchlichteten. Zugeordnet waren dem Fürſten eine Wache und ein Rath von hundert Perſonen, und obwol die Römer manchen derſelben den Königstitel beilegen, ſo hatten ſie nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu beſtrafen. (Vergl. Fürſt.) Ein Volk, das allem Zwange ſo abgeneigt war und keine Oberherrſchaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es ſich ſelbſt auferlegt hatte. Freiwillig weiheten die edelſten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienſte, und wie dieſe unter einander wetteiferten, die tapferſten Genoſſen um ſich zu verſammeln, ſo wetteiferten jene um die Gunſt ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erſte zu ſein an Muth und Kühnheit, aber ſeinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöſchlicher Schimpf, denn die heiligſte Pflicht gebot, ſeine Perſon zu ſchützen und ſeinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Tapferkeit war die Zierde des Mannes, Keuſchheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürſten verſtattet, um dadurch ihre Verwandſchaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Geſetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchſt ſeltenes Verbrechen, und Verführung durch nichts zu rechtfertigen. Die religiöſen Begriffe dieſer Nation konnten nur roh und unvollkommen ſein. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die ſie zugleich mit gewiſſen eingebildeten Weſen verehrten, denen ſie die Leitung der wichtigſten Geſchäfte des Lebens zuſchrieben, und deren Willen die Prieſter durch geheime Künſte erforſchen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felſengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geſchlechter. Die Gottesurtheile, ſo berüchtigt im Mittelalter, galten ſchon ihnen als untrügliche Entſcheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirkſamſten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit ſchrecklichen Verwünſchungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunſt der Götter, ein kriegeriſches Leben und der Tod in der Schlacht waren die ſicherſten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmauſe ſie ergötzte, während ſie köſtliches Bier aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde ſchlürften. (Vergl. den Art. Nordiſche Mythologie.) Aber was die Prieſter nach dem Tode verſprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden ſchon auf Erden. In der Schlacht und an Siegesfeſten prieſen ſie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunſtloſen, aber feurigen Strophen lauſchten, und ſich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeiſtert fühlten. So war das Volk, das frei und unbeſiegt einſt Deutſchlands Boden bewahrte, und deſſen Nachkommen wir uns nennen. Forſchen wir nach ſeinem Urſprunge, ſo werden wir auf Aſien, die allgemeine Wiege des Menſchengeſchlechts, zurückgeführt, wiewol wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus dieſem Welttheile bei den alten Geſchichtſchreibern finden. Ehe die Scy=

then oder Scoteien von den Maſſageten an dem Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerer, ein mit den Deutſchen verwandtes Volk, in der heutigen Crimm und europäiſchen Tatarei, und vereinigten ſich, von den Scythen an die Weichſel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden teutoniſchen Stämmen, über welche uns hiſtoriſche Angaben fehlen. Von hier aus ward Scandinavien und Deutſchland bevölkert, daher ſich unter den Bewohnern dieſer Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichſel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptſtämme der Germanen genannt: die Iſtävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwiſchen der Elbe und Weichſel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; und von ihnen waren die Iſtävonen nach Weſten, die Ingävonen nach Norden ausgewandert. Dieſe drei Hauptſtämme waren ſehr weſentlich von einander verſchieden, und wenn es ſich erweiſen läßt, daß von den Ingävonen die Weſtphalen, Niederſachſen, Dänen und Schweden; von den Iſtävonen die Rheinländer, Franken und Heſſen; und von den Hermionen die Baiern und Oeſterreicher abſtammen, ſo beſtehen dieſe Verſchiedenheiten wenigſtens in Anſehung der Sprache noch jetzt. Iſtävoniſche Völkerſtämme waren die Chamavi, Tubantes, Uſipii, Anſibarii und Bructeri, zwiſchen der Weſer und dem Rhein; die Sygambri und Marſi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chaſoarii, Teucteri und Ingriones auf der Weſtſeite der Weſer bis in den Harz; ferner die Katten, vom Urſprung der Weſer längs des thüringer Waldes bis an den Main und die fränkiſche Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduri, Turoni, Marvingi und Mattiaci, letztere um Wiesbaden und Marburg, erſtere im Fürſtenthum Waldeck bis Hanau ſich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Foſi im Braunſchweigiſchen, ſo wie die bereits genannten Marſen, Chaſuarier, Tubanten, Dulgumier, Anſibarier u. a., die aber ſpäter ſich von dem Bund der Cherusker trennten. Dieſe geſammten iſtävoniſchen Völker erſchienen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde dem Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in ſpäterer Zeit die beiden mächtigen Bündniſſe der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die weſtlichen Ufer der Oſtſee, vom Zuydersee bis an die Travenitz in Holſtein, und breiteten ſich über die cimbriſche Halbinſel und das große Scaninavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Frieſen mit den Frieſabonen, Sturiern und Narſaciern; die Chaucen in Oſtfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saren im heutigen Holſtein, mit ihren drei Stämmen, den Oſtphalen, Weſtphalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinſel, den Nordalbingern, die, in Verbindung mit den Saxen, Normannen und ſpäterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieſes bewohnten die Oſtiäer, die Venedi und Scirei, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen, oder wie ſie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden), die Fenni (Finnen), die Aeſthi (Eſthen), die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus bewohnten die Weſtſeite Scandinaviens die Chadeni, die Oſtſeite die Phavones und Phiräſi, die Südſeite die Gotä und Dauciones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme

der Hermionen, die in herumſchweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwiſchen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sidoni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgiſchen und Meklenburgiſchen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Oſtſee die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und dieſe ſelbſt mit ihren Nebenzweigen in Polen; ferner die Vandalen mit den Silingi im Rieſengebirge und der Lauſitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebſt den Buriern und Andern hinter den Vandalen in Schleſien und Polen ihre Wohnſitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche ſich unter den Ingävonen und Iſtävonen niederließen, werden die Longobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher in dem Lande der Cherusker, dieſe vereinigten ſich von der Oſtſeite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutſchland finden wir nur Auswanderer, die erſt ſpäter, aus mehrern Muttervölkern zuſammengeſchmolzen, zum Theil große Reiche ſtifteten. Dergleichen ſüdliche Coloniſten waren die Quaden, die Markomannen, die von denſelben abſtammenden Bojarier, die Hermunduren und die aus ihnen entſproſſenen Sueven. Die Römer lernten zuerſt im J. der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerſchwarm, der ſich Cimbern nannte, neue Wohnplätze ſuchend, an den Alpen erſchien, den Conſul Papirius Carbo ſchlug, und ſich van da, im Verein mit den Tigurinern, gegen die Allobrogen wandte. Nachdem ſie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geſchlagen, fielen ſie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpiniſche Gallien, ſchlugen die Römer nochmals am Rhodanus, verbreiteten ſich dann nach Weſten, kehrten ſich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortſchritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die weſtlichen, die Cimbrer und Ligurier über die nördlichen Alpen einzubringen ſuchten. Marius ward Roms Retter; er beſiegte die Erſteren bei Aix im J. Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Ueberreſte zerſtreuten ſich theils in Gallien, theils kehrten ſie an die Donau zurück. Nachdem Cäſar Gallien unterworfen und und ſeine ſiegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerſt ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Arioviſt, der daſſelbe führte, und früher auf der Südſeite der Donau gewohnt hatte, wollte ſich in Gallien niederlaſſen, mußte aber, von Cäſar geſchlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Weſtſeite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Ueberreſten ſcheint ſich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäſar ging zweimal über den Rhein, doch nicht um in den wüſten Lande Eroberungen zu machen, ſondern nur um Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu ſchirmen. Er nahm ſogar Deutſche in Sold, zuerſt gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächſt wohnenden Ubier, Sygambrer, Uſipeter und Teucterer. Das übrige Deutſchland werde, ſagte man ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tauſend Mann auf Freibeuterei ausſchicke, welche jährlich abgelöſt würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht, als vom Ackerbau, beſaßen die Felder gemeinſchaftlich, und hielten alle fremden Völker durch Verwüſtung der Grenzen von ſich ab. Dieſe Nachrichten ſind wahr, wenn wir ſie auf die Deutſchen überhaupt ausdehnen, und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksſtämme derſelben verſte-

hen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerkſamkeit von den Deutſchen ab. Der Bund der Sygambrer fiel ungeſtraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier verſetzte Agrippa an die Weſtſeite des Rheins. Als aber die Sygambrer Auguſts Legaten, Lollius, im J. der Stadt 738 geſchlagen hatten, eilte er ſelbſt herbei, erbaute, um ihnen beſſer widerſtehen zu können, Feſtungen am Rhein, und gab ſeinem Stiefſohn Druſus den Oberbefehl gegen ſie. Dieſer tapfere Feldherr, über den der eigne Art. nachzuſehen iſt, war in mehrern Feldzügen ſiegreich, und drang bis an die Elbe vor. Er ſtarb im J. Roms 745. Nach ihm führte zwei Jahre lang Tiberius den Oberbefehl am Rhein, und übte mehr Liſt als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog ſie zu Kriegsdienſten im römiſchen Heere. Auguſtus Leibwache ward aus Deutſchen gebildet, und der Cherusker Hermann (ſ. d. Art.) ſchwang ſich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den J. 748 bis 755 befehligten verſchiedene römiſche Feldherren in dieſen Gegenden. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutſchland zur römiſchen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbeſonnenheit ſeines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungene Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltſamen Maßregeln, die Sitten und Verfaſſungen der Deutſchen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verſchwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Hermann ſtand. Mit ſeinem aus drei vollen Legionen beſtehenden Heere in den teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutſchen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen ſtehende Legat Aſprenas. Dieſer im 763. Jahre Roms von den Deutſchen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verluſt aller römiſchen Beſitzungen jenſeit des Rheins herbei; die von Druſus erbaute Feſte Aliſo wurde zerſtört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutſchland auf. Erſt vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (ſ. d. Art.) wieder gegen die Deutſchen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieſer jugendliche Held auch ſeine Unternehmungen leitete, ſo gelang es ihm doch nicht, die Herrſchaft der Römer zu befeſtigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutſchen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet ſie leicht verhinderten, und vor deren ernſtlichen Angriffen ſie ſich durch die innern Streitigkeiten derſelben geſichert ſahen. Eine wichtige Begebenheit in Deutſchland hatte dazu Anlaß gegeben. Maroboduus, ein am Hofe Auguſts erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere ſueviſche Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der Markomannen bekannt iſt. An der Spitze dieſes mächtigen Völkervereins überfiel er das im ſüdlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte daſſelbe, und ſtiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher ſich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. Auguſt hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Maroboduus anzugreifen, und ſeine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufſtand der dalmatiſchen Völkerſchaften nöthigte ihn, einen Frieden zu ſchließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Weſtdeutſchland hinderten auch nachher jeden Verſuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutſchland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völker=

ſchaften in Deutſchland, die Markomannen und die Cherusker, welche ſich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodüus müde, den Bund deſſelben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und anderer Seits Hermanns Oheim, Inguiomerus, aus Eiferſucht gegen ſeinen Neffen, zum Marobodüus überging. Nachdem der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunſt, welche Hermann und Marobodüus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, ſtatt dem ihn um Beiſtand bittenden Marobodüus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, ſein Land zu verlaſſen und bei den Römern Zuflucht zu ſuchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schickſal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Hermann ebenfalls ihr Anſehen; durch Zwieſpalt unter ſich ſelbſt geſchwächt, nahmen ſie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößlings Hermanns. Unter dieſen zerfielen ſie noch mit ihren Bundesgenoſſen, den Longobarden, und ſanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südſeite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben ſich im Weſten Deutſchlands die Katten. Während einer Seits die Frieſen ſich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anſtrengung zurückgeſchlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen römiſchen Feſtungen an. Galba aber demüthigte ſie, und bewog ſie, das Land zwiſchen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlaſſen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der fränkiſchen Saale. Des Marobodüus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten ſich indeß jenſeit der Donau zwiſchen den Flüſſen Gran und Morava angeſiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen läſtig zu werden anfing. Obgleich Vannius ſich mit den ſarmatiſchen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lygier und weſtlichen Quaden (im J. Roms 804), und mußte ſich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber ſtand ſein Schweſterſohn Sido, der, ein Freund der Römer, dem Veſpaſian wichtige Dienſte leiſtete. Im Weſten erſchütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der Römer, welche nur mit äußerſter Anſtrengung ſich behaupteten. Jetzt aber entzündete ſich ein Krieg, der erſt mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beiſtand, welcher ihnen hundert Reiter ſchickte. Eine ſo armſelige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden ſich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geſchlagen, Nerva zügelte ſie und Trajan ſchlug ſie aufs Haupt; allein ſeit Antonius Philoſophus loderte der Krieg in dieſen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das römiſche Reich; von der einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnſitze ſuchend. Man befriedigte ſie, als man ihnen die ſüdlichen Gegennen dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher ge-

wöhnlich der markomanniſche genannt wird. Mark Aurel kämpfte ſein ganzes Leben gegen ſie, und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüſteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück, und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erſchienen 220 nach Chr. Geb. in Dacien, die Viſigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutſchland hervor, die Alemanen, ein Gemiſch iſtävoniſcher Stämme. Gegen ſie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum (römiſche Landwehr), deren Ueberreſte von Jarthauſen bis Oehringen ſichtbar ſind. Aber die Macht der Römer ſank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als die Römer durch bürgerliche Kriege unter den häufigen Militärrevolutionen während der Regierung der Kaiſer geſchwächt worden waren, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiſer Probus eroberten ſie auch die Bataverinſel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigſten deutſchen Völker. Erſtere verloren unter Julian die Bataverinſel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des 5. Jahrh. ſtürmten Barbaren von allen Seiten auf das römiſche Kaiſerthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten ſich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die Weſtgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Weſtgothen die Oſtgothen, und dieſen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloſer Völkerhorden, welche ſich aus dem Norden und Oſten erobernd über Europa ergoſſen. Die Geſchichte bezeichnet ſie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieſer Rubrik werden wir den hier abgeriſſenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch ſie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen ſind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewol es gewiſſe Germanismen gibt, die es für alle, oder doch für die meiſten Sprachen ſind, wenn ſie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutſche Sprache ausſchließlich hat.

Gerona, Girona, feſte Stadt mit 14,000 Einw. an der Küſte von Catalonien, beim Einfluſſe des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländiſche Meer ausſtrömt, iſt durch ein faſt beiſpielloſe Vertheidigung gegen die Franzoſen unter Gouvion St. Cyr, und nachher unter Augereau im J. 1809 beſonders merkwürdig geworden. Nachdem die Franzoſen die Berennung ſchon im Mai begonnen hatten, eröffneten ſie in der Nacht auf den 9. Juni die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich tapfer und erbittert. Schon fing die Beſatzung an, Mangel zu leiden, als es Blake am 30. Aug. gelang, ihr neue Vorräthe zuzuführen. Dies ſetzte ſie in den Stand, ſich bis zum 10. Dec. zu behaupten. An dieſem Tage endlich capitulirte der tapfere Commandant Mariano Alvarez, da der Verluſt aller Forts (des Montjouy) und zweier Vorſtädte, ſo wie die immer zunehmende Verminderung der Beſatzung längern Widerſtand unmöglich machte. S. kriegsgeſchichtliche Monographien, I. 137.

Geronten (die Alten), waren obrigkeitliche Perſonen in Sparta, welche nebſt den Ephoren und Königen die höchſte Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60. Jahre nicht zu dieſer Würde

gelangen und ohne die wichtigſten Urſachen nicht abgeſetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32.

Gerſau, in der Schweiz, am Fuß des Rigiberges und am nördlichen Ufer des Vierwaldſtädterſees, ein Flecken von 1200 Einw., war vor der durch die Franzoſen herbeigeführten Umwälzung der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft als Europas kleinſter Freiſtaat merkwürdig, und hatte fünf Jahrhunderte lang, unter dem Schutze der ſchweizeriſchen Verfaſſung, ſeine Unabhängigkeit behauptet. Durch die Napoleoniſche Vermittelungsacte ward der kleine Staat mit dem Canton Schwyz vereinigt, erneuerte zwar, nach Aufhebung jener Acte, ſeine alte Verfaſſung, und genoß derſelben unangetaſtet zwei Jahre lang, mußte jedoch, alles Widerſpruchs ungeachtet, auf den Antrag der Landesgemeine von Schwyz, die ſich in dieſer Hinſicht auf die Wiener Congreßacte berief, einer Entſcheidung der Schweizer Tagſatzung zufolge, ſich der Vereinigung mit gedachtem Canton von neuem unterwerfen.

Gerſtenberg (Heinr. Wilh. v.), hat einſt nicht blos als Lieblingsdichter der Nation, ſondern auch als Kritiker auf den Literaturzuſtand ſeines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er iſt 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18. Jahr auf Schulen geweſen, und in Jena ſtudirt hatte, fand er ſich bald nach ſeiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienſte ſeines Vaterlandes zu treten, ſtieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Ruſſen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeiſter, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode, 1766, die Ausſichten auf dieſer Laufbahn verlor, in den Civilſtand über. Der Staatsminiſter, Graf Hartwig von Bernſtorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleiſeſſionen in die deutſche Kanzlei. Gerſtenberg durchwanderte verſchiedene Civildepartements, wurde 1775 als Reſident bei der freien Reichsſtadt Lübeck angeſtellt, begab ſich 1783 nach Eutin zu ſeinem Freunde Voß, und lebte ſeit 1785 als Mitdirector des Lottojuſtizweſens in Altona. Seine erſte Arbeit war Turnus, ein Trauerſpiel, welchem er die Freundſchaft mit Weiße, dem er es geſchickt hatte, und der ihm daſſelbe mit einer ſehr günſtigen Beurtheilung zurückſandte, verdankte. Gerſtenberg beſchäftigte ſich inzwiſchen ſchon mit den Tändeleien, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu laſſen; die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Dieſe lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen ſelbſt Leſſing eine günſtige Kritik ab. Hierauf erſchienen ſeine ſchon früher verfertigten proſaiſchen Gedichte, woraus ſpäterhin ſeine Dithyramben entſtanden. Als Militär ſchrieb er die Kriegslieder eines däniſchen Grenadiers und ſein Handbuch für Reiter (unter dem Namen Ohle Madſen). Als er nach dem Kriege nach Copenhagen kam, lernte er daſelbſt J. A. Cramer, Reſewitz, H. Schlegel, Klopſtock, Sturz, Baſedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit ſolchen Männern, reich an Jugend und Liebe, ſang Gerſtenberg ſeine Ariadne auf Naxos, ſein Gedicht eines Skalden und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den Hypochondriſten, ein beliebtes holſteiniſches Wochenblatt, und in den J. 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieſelbe Zeit fällt auch ſein Trauerſpiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und ſein berühmter Ugolino, der ſelbſt auf der Bühne Glück machte. Seiner Muſe in Eutin verdanken wir die Minona, ſeine jüngſte dramatiſche Arbeit, und 1795 erſchien noch ſeine Theorie der Categorien. Seine erſte Gattin verlor er 1783; 1796 verheirathete er ſich zum zweitenmale mit einer Engländerin. 1816 ſind ſeine poetiſchen Werke geſammelt erſchienen (3 Bände, bei Hammerich).

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelſt deſſen wir die feinen Ausflüſſe der Körper (Düfte) empfinden. Die zarte Haut, welche das innere der Naſe bekleidet, und in welche ſich der aus dem Gehirn herabſteigende Geruchsnerve verbreitet, iſt das eigentliche Werkzeug dieſes Sinnes. Mit der Luft, die durch die Naſe eingezogen wird, ſtrömen zugleich die Ausflüſſe oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Naſe die Nerven, und dieſe pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo ſie in der Seele die Empfindungen verurſachen. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüſſe der Körper ſelbſt, welche von unglaublicher Feinheit ſind. Parfumirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüſſen einer Cubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben ſo viel Breite und 10 Fuß Höhe, alſo von 3240 Cubikfuß, d. i. von 466,560 Cubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Cubiklinie Raum nur vier riechbare Theilchen ſchwebten, ſo würde ſich eine Cubiklinie des Oels in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinſte Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, ſo wird daſſelbe, ungeachtet beſtändig friſche Luft von außen zuſtrömt, mit den riechbaren Ausflüſſen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 5½ Tagen noch nicht den mindeſten Verluſt an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit ſeiner Ausflüſſe ſchließen kann.

Geryon oder Geryones, Chryſaors und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Rieſe, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den baleariſchen Inſeln, nach noch Andern aber auf der fernen Inſel Erythia herrſchte, wo er zahlreiche und ſchöne Heerden beſaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Rieſen Eurytion hüten ließ. Dieſe entführte auf Euryſtheus Befehl Herkules, und erſchlug den Geryon. (S. Herkules.)

Geſammte Hand, die Mitbelehnſchaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundſtück belehnt werden. Geſammt-Stimme, auf Reichstagen, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinſchaftlich Antheil haben, im Gegenſatz der Virilſtimme.

Geſandte, Geſandtſchaftsrecht. Ein Geſandter iſt eine öffentliche Perſon, von einem Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Vorſchrift verſehen, um des Staats Angelegenheiten bei einer auswärtigen Macht zu betreiben. Solche, die blos wegen Privatangelegenheiten eines Fürſten oder ſeiner Unterthanen abgeſandt ſind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Reſidenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Geſandten nicht alles gemein. Unter dieſen iſt jedoch ſelbſt ein nicht geringer Unterſchied; es gibt Geſandten der erſten, zweiten und dritten Claſſe. Die Geſandten der erſten Claſſe repräſentiren ihren Souverän nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geſchäften, ſondern auch in ſeiner Perſon ſo, daß ſie auf die Vorzüge Anſpruch machen können, die er bei eigner Anweſenheit genießen würde. In dieſe Claſſe gehören die Großbotſchafter oder Ambaſſadeurs, und ehedem die Cardinäle, wenn ſie als legati a latere abgeſendet wurden, ſo wie die päpſtlichen Nuntien. Die Geſandten des zweiten Ranges repräſentiren ihr Staatsoberhaupt nur in den Geſchäften. Sie haben gewöhnlich den doppelten Titel: außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter (Envoyé extraordinaire et Miniſtre plenepotentiaire), indem die bloße Benennung: Geſandter (Envoyé) als wirklicher Titel, oder die eines Envoyé ordinaire, nicht gebräuch-

lich iſt. In dieſe zweite Claſſe gehörten ehemals auch die kaiſerlichen und päpſtlichen Internuntien. Zu den Geſandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht daſſelbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Miniſter, Ministres résidens, Reſidenten, und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geſchäftsträger, Chargés d'affaires, haben nicht den Charakter als Miniſter. Nach dem Range des Geſandten iſt auch ſein Gefolge verſchieden; bei einem Geſandten des erſten Ranges gehören zum Gefolge: mehrere Geſandtſchafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Geſandſchaftsſecretäre (Sécretaires d'ambassade), Kanzelliſten, Schreiber, Dolmetſcher (Sécretaire interprète, bei der Pforte Trucheman, Dragoman), Geſandtſchaftsprediger (Aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. ſ. w. Bei Geſandten des zweiten Ranges ſind ſelten Geſandtſchaftscavaliere, oder mehr als ein Legationsſecretär (Sécr. de Légation), und noch weniger zahlreich iſt das Gefolge bei einem Geſandten des dritten Ranges. Seit dem weſtphäliſchen Frieden erhalten alle Geſandten des erſten, und meiſtentheils auch die des zweiten Ranges, den Titel Excellenz; den übrigen wird er nur bisweilen, aus Höflichkeit gegeben. Jeder Geſandte muß, um als ſolcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er geſandt iſt, ein Beglaubigungsſchreiben, Creditiv (lettre de créance) von ſeinem Souverän überreichen, wovon er eine offene beglaubigte Abſchrift zum Vorzeigen beim Staatsſecretär erhält. Für ſich erhält er eine Inſtruction, worin ihm ſein Verhalten gegen den Hof und die da anweſenden Geſandten, ſo wie der Wille ſeines Hofs in Anſehung ſeines Geſchäfts angedeutet iſt; das Weitere wird ihm durch jedesmalige Schreiben (Depeſchen) ſeines Hofes bekannt gemacht. Iſt er am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, ſo überreicht er dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſein Beglaubigungsſchreiben, und bittet um Audienz. Dieſe iſt bei Geſandten des erſten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privataudienz, nach welcher er bei den übrigen Geſandten förmliche Beſuche abſtattet, um von ihnen als Geſandter anerkannt zu werden. Von dem Augenblick an, wo ein Geſandter das Landesgebiet des Souveräns, an den er geſendet iſt, betritt, wird ſeine Perſon für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er ſich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu dieſen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, ſondern ſeine Perſon, ſein Gefolge, ſein Hotel, ſeine Wagen werden ſo beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn geſendet, nicht verlaſſen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er reſidirt. Daraus folgt denn eine perſönliche Befreiung des Geſandten von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, eine gleiche für ſein Gefolge, und Befreiung der Güter, die ihm als Geſandten zuſtehen, von der Gerichtsbarkeit. In ſein Hotel dürfen demnach gemeine Polizei-, Zoll- und andere Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchſuchungen anſtellen, wie im Hauſe eines Privatmanns. Ob er aber ſein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derſelben verweigern dürfe, iſt ein eben ſo bedenklicher als zweifelhafter Fall. Die ſogenannte Quartierfreiheit der Geſandten, kraft deren ſie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin ſich ihr Hotel befand, durch Aufhängung der Wappen ihres Souveräns von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten, iſt als Mißbrauch abgeſchafft. Zu den Befreiungen eines Geſandten und ſeines Gefolgs gehören Zoll- und Accisfreiheit für alle geſandtſchaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche

Beſchränkungen Statt gefunden haben. Von Weg-geldern, Brücken-geldern, Briefporto ſind ſie nicht frei. Als ein beſonderes Vorrecht der Geſandten muß man noch ihren Hausgottesdienſt betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten ſie bisweilen unmittelbar mit dem Souverän ſelbſt, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder ſchriftlich durch Ueberreichung von Denkſchriften, Vortrag, gewöhnlich aber unterhandeln ſie mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Geſandtſchaft, welche auf verſchiedene Weiſe herbeigeführt werden kann, durch Erlöſchung der Creditive, durch Zurückberufung (rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreiſe, und durch den Tod des Geſandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt iſt, oder wegen entſtandener Mißverſtändniſſe, bisweilen auch aus Privaturſachen. Freiwillig verläßt öfters ein Geſandter einen Hof ohne Zurückberufung, wenn er Beſchwerde über völkerrechtswidrige Verletzung ſeiner Perſon führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Geſandter gezwungen wird, einen Staat zu verlaſſen, was man Ausſchaffung deſſelben nennt. Sonſt wird die Geſandtſchaft von dem Augenblick an für beendigt angeſehen, wo der Geſandte entweder ſein Zurückberufungsſchreiben übergeben, oder Päſſe zu ſeiner Abreiſe erhalten hat. Sind ihm dieſe ausgefertigt, ſo muß er den Staat verlaſſen, ſeine Perſon aber bleibt, ſelbſt im Falle des Kriegs, unverletzlich, uud er kann ungehindert bis über die Grenze reiſen. Nur die ottomaniſche Pforte erlaubte ſich hierin Ausnahmen, indem ſie Geſandte von Staaten, mit denen ſie in Mißhelligkeiten gerathen iſt, in das Gefängniß der ſieben Thürme warf, ſie hat aber im letzten Frieden mit Rußland vom J. 1813 verſprochen, dies ſich künftig gegen ruſſiſche Geſandte nicht mehr zu erlauben. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen ſich in den übrigen europäiſchen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch ſolche Perſonen, die, ohne einen eigentlichen geſandtſchaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geſchäfte abgeſendet werden. Nur fällt bei ſolchen das geſandtſchaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden ſie als bloße Privatperſonen betrachtet. Alle dieſe Verhältniſſe unter den europäiſchen Mächten haben ſich natürlich erſt ausgebildet, ſeitdem es ſtehende Geſandtſchaften gibt, das heißt, ſeit der Zeit des weſtphäliſchen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Bildungsgeſchichte würde eine Geſchichte des Geſandtſchaftweſens ſeit dieſer Zeit ein ſehr wichtiges Werk ſein, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flaſſan liefert dazu treffliche Beiträge. Ein ſehr nützliches Werk, das über alle geſandtſchaftlichen Verhältniſſe und Geſchäfte Belehrung gibt und Muſter aufſtellt, iſt das kürzlich bei dem Herausgeber dieſes Lexicons erſchienene Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques, suivi d'un recueil d'actes et d'offices, pour servir de guide aux personnes, qui se destinent à la carrière politique. Par le Baron Charles de Martens. Paris u. Leipzig. Preis 2 Thlr. 12 gr. und fein Papier 3 Thlr. 8 gr. Eine genaue Ueberſicht des jedesmaligen Beſtandes des diplomatiſchen Corps in Europa, verbunden mit der Angabe der oberſten Staatsbeamten der europäiſchen Länder, gibt das ſeit 1823 erſcheinende Annuaire diplomatique, von demſelben Verfaſſer herausgegeben. dd.

Geſang iſt Vortrag einer Rede in abgemeſſenen, und ihrer Höhe nach beſtimmten Tönen, mittelſt eines beſondern Gebrauchs unſerer Stimme. Warum dieſe Töne abgemeſſen und ihrer Höhe nach beſtimmt

ſeien, wird der Artikel Muſik zeigen. Fragen wir hier blos: wie kam der Menſch darauf, ſich ſeiner Stimme auf dieſe beſondere Weiſe zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut, ſo läßt ſich daraus auf eine beſondere Stimmung ſchließen, die ſo etwas veranlaßt. Und ſo iſt es. Wenn der Menſch ſingt, ſo will er muſikaliſch den Ausdruck eines innern Gefühls darſtellen. Geſang iſt alſo muſikaliſche Sprache des Gefühls. Bei dieſer hat man zwei Puncte wohl zu unterſcheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht ſich auf die unmittelbare Darſtellung innerer Zuſtände, dieſer auf die Stimme. Der Geſang vereinigt demnach aufs innigſte die lyriſche Poeſie und die Muſik. Dieſelbe Urſache alſo, welche zur lyriſchen Poeſie und zur muſikaliſchen Darſtellung begeiſtert, wird auch veranlaſſen, daß ſich die Stimme des Menſchen in Geſang ergießt, und nach Melodie und Harmonie ſtrebt. Man unterſcheidet den natürlichen und künſtlichen Geſang. Jener bezeichnet einen muſikaliſchen Stimmenvortrag ohne Kunſtübung: dieſer iſt ausgebildet durch die Kunſt, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonſchrift (Noten). Zum künſtlichen Geſange wird erfordert: 1. eine ſchöne und biegſame Stimme von anſehnlichem Umfang; 2. Fertigkeit, die Tonſchrift richtig zu leſen und die Töne nach derſelben rein zu treffen oder anzugeben (intoniren); 3. deutliche Ausſprache der Sylben und Wörter; und 4. Angemeſſenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punct, wobei der Sänger ſeinen Geſchmack und ſein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo dieſe Angemeſſenheit ſich findet, ſagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck geſungen. dd.

Geſangſchulen, ſ. Singſchulen.

Geſchäftsſtyl. Unter Geſchäften verſtehen wir alle diejenigen Aeußerungen unſrer Thätigkeit, die aus unſern Verhältniſſen hervorgehen, in wie fern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewiſſen Standes in demſelben ſind. Dieſe Geſchäfte ſind aber ſo verſchiedenartig, als die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens. Der Geſchäftsſtyl umſchließt daher diejenigen ſtyliſtiſchen Formen, welche den gegenſeitigen Verhältniſſen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemeſſen ſind, und ſeine Untergattungen müſſen den ganzen Kreis dieſer Verhältniſſe und Beziehungen erſchöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geſchäftsſtyl in den Styl für die öffentlichen Geſchäfte (der höhere Geſchäftsſtyl) und in den Styl für die Privatgeſchäfte (der niedere Geſchäftsſtyl). Den höheren Geſchäftsſtyl nennt man auch den Curial- oder Canzleiſtyl (ſ. Kanzlei). Der niedere Geſchäftsſtyl oder der Styl für die Privatgeſchäfte enthält den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, zwiſchen den Staatsbürgern, als ſolchen, ſelbſt verhandelt werden können. Dahin gehören Ausſtellungen von Schuldverſchreibungen (Obligationen), Quittungen, Zeugniſſen, Vollmachten, Abſchieden, Miethverträgen, Ankündigungen u. ſ. w., ſo wie der Geſchäftsbrief. Unbeſchadet des Eigenthümlichen im Geſchäftsſtyle kann doch die veraltete Form deſſelben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demſelben vermieden werden, was denn auch in neuern Zeiten ſchon häufig geſchehen iſt.

Geſchäftsträger, ſ. Geſandte.

Geſchenkte Handwerke ſind ſolche, deren Geſellen auf der Wanderſchaft von ihren Zunftgenoſſen, dem Herkommen gemäß, ein Geſchenk erhalten.

Geſchichte (Hiſtoria). Die Geſchichte enthält die wiſſenſchaftliche

Darſtellung des ganzen Kreiſes der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erſcheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umſchließt. Die Darſtellung der Gegenwart heißt Beſchreibung, die Darſtellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beſchreibung ſtellt die Erſcheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Begebenheiten der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieſer allgemeinen Bezeichnung enthält der beſchreibende hiſtoriſche Styl in ſich die Naturbeſchreibung (nicht Naturgeſchichte) und die Geographie; der erzählende hiſtoriſche Styl aber die Naturgeſchichte und die Menſchengeſchichte. Zur Naturgeſchichte gehören: die Geſchichte des Feſtlandes, des Meeres, der Thier- und der Menſchenarten, nach den Verſchiedenheiten und Veränderungen des phyſiſchen Baues; die Menſchengeſchichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatſachen in ſich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit ſind. Sie iſt in dieſer Hinſicht entweder Geſchichte einzelner Menſchen, oder Specialgeſchichte (einzelner Geſchlechter, Geſellſchaften, Völker, Reiche und Staaten), oder Univerſalgeſchichte (Geſchichte der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts). Verſucht man die Geſchichte nach Zeitabſchnitten einzutheilen, ſo ergeben ſich vier Hauptabſchnitte derſelben: die alte, die mittlere, die neue und die neueſte Geſchichte. Die alte Geſchichte beginnt mit der Entſtehung des menſchlichen Geſchlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geſchichte ausgegangen werden ſoll, mit der Bildung der erſten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des römiſchen Weſtreichs (bis 476 nach Chr.). Die mittlere Geſchichte geht von da an bis zur Entdeckung von Amerika (von 476 — 1492 nach Chr.). Die neuere Geſchichte umſchließt die drei letztern Jahrhunderte bis zur franzöſiſchen Revolution (von 1492 — 1789), und die neueſte den Zeitraum der Umbildung Europas ſeit der franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Tage. Will man aber die Menge der einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſyſtematiſch ordnen, und ihr gegenſeitiges Verhältniß mit Sicherheit beſtimmen, ſo muß man dieſelben in hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hülfswiſſenſchaften eintheilen. Nach dieſem Eintheilungsgrundſatze erſcheinen blos Univerſalgeſchichte und Statiſtik als hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften; denn durch dieſe beide werden die beiden hiſtoriſchen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erſchöpft. Die Univerſalgeſchichte enthält die Geſammtheit aller durch die Freiheit des Menſchen bewirkten Thatſachen aus dem Kreiſe der Vergangenheit im nothwendigen Zuſammenhange, und die Statiſtik die gegenwärtige politiſche Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In dieſem Sinne ſagt Schlözer in ſeiner Theorie der Statiſtik: „Geſchichte iſt eine fortlaufende Statiſtik, und Statiſtik iſt eine ſtillſtehende Geſchichte;" richtiger hätte er geſagt, ſie iſt das augenblickliche Gemälde des Staats. Sind dieſe beiden die hiſtoriſchen Grund- und Hauptwiſſenſchaften, ſo werden dann diejenigen den Kreis der vorbereitenden (propädeutiſchen) hiſtoriſchen Wiſſenſchaften bilden, ohne welche jene nicht zu einer wiſſenſchaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zuſammenhange dargeſtellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erſte, alte, mittlere und neuere Geographie die zweite, und Chronologie die dritte hiſtoriſche Vorbereitungswiſſenſchaft ſein. Zu dem Kreiſe der abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gehören darauf alle diejenigen, welche als

einzelne Theile in den beiden Hauptwiſſenſchaften enthalten ſind, die aber durch die Zuſammenſtellung des Gleichartigen und in ſich Zuſammenhängenden zu einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form erhoben werden. Man kann dieſe abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften nach vier Rubriken vertheilen: a) Ethnographie (Völkergeſchichte, Darſtellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde, in Angemeſſenheit zu ihrer phyſiſchen und geiſtigen Individualität (Volksthümlichkeit), abgeſehen von dem, was die Völker unter den Einflüſſen der poſitiven Formen, monarchiſcher oder republikaniſcher Verfaſſungen, und unter den Einflüſſen poſitiver Religionen, ſo wie unter den Einflüſſen nationaler Sitten und Gebräuche wurden; zugleich Darſtellung aller derjenigen erloſchenen und noch vorhandenen Völker, welche nicht in das geſellſchaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen ſind); b) Staatengeſchichte und Specialſtatiſtik (der erloſchenen und der beſtehenden, der kleinen und großen Staaten); c) Culturgeſchichte (nach allen Verzweigungen der Cultur, in Hinſicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wiſſenſchaft und Kunſt — alſo: Archäologie, allgemeine und beſondere Literärgeſchichte, Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften, der einzelnen Künſte, der einzelnen Stände und Körperſchaften, Geſchichte der Menſchheit u. ſ. w.); d) Historia specialissima, zu welcher die Biographien, Charakteriſtiken, überhaupt die hiſtoriſchen Darſtellungen des Lebens der Einzelnen nach allen ſeinen Abſtufungen gehören. Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften endlich ſind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächſt das Studium der beiden hiſtoriſchen Hauptwiſſenſchaften, und dann insbeſondere auch das Studium der übrigen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften erleichtert und unterſtützt wird. Sie ſind für die Univerſal- und Specialgeſchichte: 1. Mythologie (die älteſte Religionsgeſchichte im mythiſchen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2. Genealogie (die Wiſſenſchaft von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft merkwürdiger Geſchlechter und Familien); 3. Heraldik (Wappenkunde); 4. Numismatik (Münzenkunde); 5. Denkmählerkunde, dieſe faßt in ſich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufſchriften auf Denkmählern, mit Einſchluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragiſtik (Siegelkunde, als Unterſtützung der Diplomatik); d) Archivwiſſenſchaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten ſind). Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften für die Statiſtik ſind: 1. die Kameralwiſſenſchaften (Oekonomie, Technologie, Forſt- und Bergwiſſenſchaft, Handelskunde); 2. die politiſchen Wiſſenſchaften (das Staatsrecht, wegen der Staatsverfaſſungen, die Nationalökonomie, die Polizei- und Finanzwiſſenſchaft wegen der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingung des innern und äußern Lebens der Staaten); 3. das poſitive oder practiſche europäiſche Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten beſtehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenſeitigen Verhältniſſe beruhen u. ſ. w.; und 4. die Diplomatie, als wiſſenſchaftliche Vorbereitung zu dem höhern Staatsdienſte in den innern und äußern Angelegenheiten, weſentlich verſchieden von der Diplomatik, und gegründet auf die zu einem organiſchen Ganzen geſtalteten Ergebniſſe der Politik, der Geſchichte, der Statiſtik und des poſitiven europäiſchen Völkerrechts, wodurch der höhere Staatsdiener das gegenwärtige innere und äußere Leben der europäiſchen Reiche und Staaten in einem

vollſtändigen Bilde und nach ſeinen nothwendigen Bedingungen kennen und umſchließen lernt. Da allen einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in dieſem Lexicon beſondere Artikel beſtimmt ſind, ſo kann, nach der Ueberſicht über das ganze Gebiet derſelben, an dieſem Orte nur noch der Begriff und die verſchiedenartige Darſtellung der Weltgeſchichte überhaupt näher beſtimmt werden. Dieſe iſt die Darſtellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern geſellſchaftlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts, nach ihrem nothwenigen Zuſammenhange gebildet und verändert haben. In der Weltgeſchichte iſt daher nur der Menſch der einzig würdige Gegenſtand der Darſtellung, in wie fern er Freiheit beſitzt, und durch dieſe Freiheit ſeinen äußern geſellſchaftlichen Zuſtand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die geſammten Einzelweſen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Univerſalgeſchichte nur diejenigen aus, welche in Hinſicht des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts beglaubigt und merkwürdig ſind. Beglaubigt ſind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und ſichern Quellen aufbewahrt werden; merkwürdig aber iſt jede Begebenheit, welche einen weſentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeſchichte dieſe beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellen, ſo muß die Darſtellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Grundlage neuerer Ereigniſſe wurde, lebhaft verſinnlichen, und zugleich muß, vermittelſt der Darſtellung, ſowol von den einzelnen zuſammenhängenden Theilen der Geſchichte, als von dem Gange derſelben, ein vollſtändiges Bild für die Anſchauung bewirkt werden. Der Hiſtoriker erſcheint daher als Geſchichtforſcher und als Geſchichtſchreiber (ſ. d. beiden Art.). Ob nun gleich die Thatſachen der Geſchichte bei jeder Behandlung derſelben immer dieſelben bleiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, wie ſie dargeſtellt werden. Die hiſtoriſche Methode entſcheidet daher über die Art und Weiſe der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargeſtellten Begebenheiten. Sie iſt a) geographiſch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politiſchen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darſtellung der Thatſachen anknüpft, durch welche der Zuſtand derſelben in frühern Zeitabſchnitten gebildet wurde. Dieſer Unterricht muß für die ältere und mittlere Geſchichte durch zweckmäßige Karten verſinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruſe); b) chronologiſch oder annaliſtiſch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik feſtgeſetzten Zeitrechnung, als leitender Grundſatz für die Darſtellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird (Büſch, Bredow, Hegewiſch); c) ethnographiſch, wenn man, nach Feſtſetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Univerſalgeſchichte, in den einzelnen Perioden, jedes Volk ſelbſtſtändig, und nach dem Gange ſeiner beſondern Geſchichte während dieſer Periode, darſtellt, ſo daß nach dieſer Methode in der Darſtellung ein Volk auf das andere folgt (Gatterer, Beck, Schloſſer, Wachler, Pölitz, Dreſch ꝛc.); d) ſynchroniſtiſch, wenn man das Gleichzeitige, ſowol in den einzelnen Perioden in der Geſchichte, als auch überhaupt in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, chronologiſch ge-

ordnet, zuſammenſtellt, um dadurch die Ueberſicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geſchah. Für dieſe Darſtellung ſind ſynchroniſtiſche Tabellen unentbehrlich (Jäger, Bredow, Kruſe); e) pragmatiſch, wenn man den innern und nothwendigen Zuſammenhang der Begebenheiten, nach welchen ſie ſich gegenſeitig wie Urſach und Wirkung verhalten, aufſucht, und nach dieſem Grundſatze die Folge der Begebenheiten ſo anordnet, daß auch durch die Form der Darſtellung das Bild eines zuſammenhängenden Ganzen vermittelt wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Vgl. Hermes I, 268 ff. Q.

Geſchichtforſcher nennt man den, der ſich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geſchichte der Welt und Menſchen möglich zu machen, dem ſchwierigen und mühſamen Geſchäft des Sammelns der Thatſachen unterzieht, und mit dieſem Sammlerfleiße die hiſtoriſche Kritik, d. i. die Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beſchaffenheit verbindet. Der

Geſchichtſchreiber (Hiſtoriograph) dagegen hat zum Geſchäft die eigentliche Darſtellung der Geſchichte, d. i. Anordnung des Einzelnen in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunct des Darzuſtellenden (worauf vorzüglich die hiſtoriſche Kunſt beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von dieſen nothwendigen Eigenſchaften des Geſchichtdarſtellers entblößt, denn allerdings gehört die Verbindung der verſchiedenartigſten Seelenkräfte zur Erreichung einer gleichen Größe und Vollkommenheit in der Geſchichtforſchung und Geſchichtſchreibung. Beſonders ſcheinen die alte Geſchichte (bis 476 n. Chr.) und die neuere und neueſte ſelten von einem und demſelben Manne völlig gleichmäßig umſchloſſen zu werden, weil die erſtere die tiefſten philologiſchen und archäologiſchen Studien, die letztere die erſchöpfendſten und weiteſten politiſchen und ſtatiſtiſch-nationalökonomiſchen Kenntniſſe verlangt, welche nur bei Wenigen in gleichem Maße angetroffen werden. Immer wird ſich der eine mehr aus innerm Drange zur Welt des Alterthums, der andere mehr zur neuern Geſchichte hinneigen. Zu einem echten Hiſtoriker gehört beides, daß er Geſchichtforſcher und Geſchichtdarſteller ſei. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Maſſe von Thatſachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos iſt, oft, beſonders unter den Deutſchen, zur Hauptſache machte, hat dem Ehrentitel des Hiſtorikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen, weil allerdings ohne den politiſchen Blick auf die Bedingungen des innern und äußern Lebens der Völker und Staaten die Geſchichte unfruchtbar bleibt, und nie die Höhe der pragmatiſchen Darſtellung erreicht. Die älteſte Geſchichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Sagen und Mythen. Früher als die beglaubigte Geſchichte beginnt bei den Völkern die Dichtkunſt; ſelbſt die älteſten Religionsbegriffe ſind in poetiſchen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter der indiſchen, chineſiſchen, perſiſchen und hebräiſchen heiligen Bücher, der Geſänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weiſe der Erhaltung und Zuſammenſtellung derſelben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; ſo viel iſt entſchieden, die Grundlage derſelben reicht hinaus über die erſte Morgenröthe der beglaubigten Geſchichte. Dieſe beginnt für die hebräiſche Nation und für Vorderaſien mit Moſes; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere Geſchichtforſchung hat dieſen Vater der Geſchichte nach ſeinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche Buonaparte nach Aegyp-

ten begleiteten, haben Herodots Angaben über dieſes Wunderland des Alterthums genauer und zuverläſſiger gefunden, als die des ungleich jüngern Strabo. Ernſtvoll, mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Colorit der pragmatiſch-äſthetiſchen Schilderung beſchrieb nach ihm Thucydides aus Athen die erſten 21 Jahre des peloponneſiſchen Krieges, in welchem er ſelbſt als Feldherr aufgetreten war. Dieſem folgte der vielſeitige, geiſtvolle und gewandte Xenophon, ein Mann, deſſen hiſtoriſche Schilderungen das Gepräge Sokratiſcher Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die griechiſche Geſchichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea, den Feldzug des jüngern Cyrus beſchrieb er als Augenzeuge; ſeine Cyropädie aber iſt nicht Geſchichte, ſondern hiſtoriſcher Roman, der älteſte Fürſtenſpiegel. So ſchätzbar dieſe Begründer der hiſtoriſchen Darſtellung ſind; ſo enthalten ſie doch nur, wie auch die römiſchen Hiſtoriker Cäſar, Livius, Salluſt, Tacitus u. A., Special- und Particulargeſchichte. Univerſeller war ſchon der vielſeitig gebildete Polybius, der in ſeiner Darſtellung des Zeitraumes vom zweiten puniſchen Kriege bis zur Auflöſung des macedoniſchen Reiches zuerſt den Pragmatismus und eine rhetoriſch-kraftvolle Sprache auf die Behandlung hiſtoriſcher Stoffe übertrug. Im Zeitalter Auguſts folgte Diodor ſeiner Bahn. Er begann ſeine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Ueberſchwemmung und führte ſie fort bis auf ſeine Zeit; doch haben ſich von ſeinen vierzig Büchern nur funfzehn ganz und fünf in Bruchſtücken erhalten. Später (ums J. 228 nach Chr.) gab der Biſchof Euſebius zu Cäſarea, in ſeiner Umarbeitung des von dem Syrier Julius Afrikanus hinterlaſſenen Chronikon, der Geſchichte eine feſtere chronologiſche Grundlage. Es haben ſich aber von der griechiſchen Urſchrift deſſelben nur Bruchſtücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis 378 fortgeführten lateiniſchen Ueberſetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die hiſtoriſche Kunſt; doch ſind die Chroniken dieſes Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geſchichte, ſo gering auch ihr ſtyliſtiſcher Werth angeſchlagen werden muß. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Univerſalgeſchichte auf Univerſitäten belebt. Wie ſehr aber der Charakter in der Behandlung derſelben noch in der Kindheit zurückblieb, beſtätigt Carions Chronikon, welches nach den ſogenannten vier Monarchien bearbeitet war, und über welches Melanchthon nicht blos las, ſondern ſogar als Compendium der Geſchichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geſchichte, nach einer mißverſtandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchien des aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen und römiſch-deutſchen Reiches vorzutragen und zu bearbeiten, die herrſchende, und verhinderte jeden freien Aufflug des hiſtoriſchen Geiſtes. Da kam endlich zu Anfang des 18. Jahrh. in England eine beſſere Zeit für die Behandlung der Univerſalgeſchichte. Swinton, Sale, Bower u. A. vereinigten ſich zu einer allgemeinen Welthiſtorie, welche ſeit 1744 anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutſche überſetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutſchland die Unvollkommenheiten des brittiſchen Werks. Schon in den früher erſchienenen Theilen hatte man daſſelbe, wegen des Mangels an hiſtoriſcher Kritik, beſtändig verbeſſern müſſen; vom 31. Theile an banden ſich die Deutſchen gar nicht mehr an daſſelbe. Schlözer, der eine allgemeine Ueberſicht des Nordens gab, Meuſel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Sprengel, der England, Galletti, der Deutſchland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen

Plane. Freilich iſt das bereits auf 78 Quartbände angewachſene Werk noch nicht beendigt; auch iſt es zunächſt in den neuen Theilen Specialgeſchichte der europäiſchen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialienſammlung für die Geſchichte, und einzelne Theile ſind mit tiefem hiſtoriſchen Geiſte bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen hiſtoriſchen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward gleich vom Anfange an die Ueberſetzung der von Guthrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeſchichte, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, geleitet. Sie erſchien ſeit 1765 zu Leipzig in 8.; die Herausgabe der erſten Theile geſchah durch Heyne. Die Fehler der engliſchen Urſchrift wurden ſorgfältig verbeſſert. In der Folge verließen, auch bei der Bearbeitung dieſes Werks, die deutſchen Hiſtoriker die Grundlage ihrer brittiſchen Vorgänger. Heyne ſchrieb in dieſem Werke die alte aſiatiſche, griechiſche und römiſche Geſchichte, und die Geſchichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der römiſchen und byzantiniſchen Imperatoren, und der erſten durch Germanen geſtifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande, Heinrich die Geſchichte der Deutſchen und des deutſchen Reichs; Dieze ſchrieb die Geſchichte von Spanien und Portugal; Wagner ſchilderte den Norden Europens, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angrenzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft für dieſes Werk, welche von Glutz-Blotzheim bis 1516 fortgeſetzt ward. Ein mannichfaltiger Ertrag hiſtoriſcher Forſchung iſt in dieſer Weltgeſchichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, daß ſie zunächſt Specialgeſchichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinſamen Ueberblick verbundene Univerſalgeſchichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den erſten Verſuch dieſer Art. Mit tiefer hiſtoriſcher Gelehrſamkeit reinigte er, beſonders in der alten Geſchichte, das Feld, daß noch voller Unkraut und Stoppeln war; er brachte Licht und Zuſammenhang in die eigentlichen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und trug dieſes Licht auf die Weltgeſchichte über, die unter ſeinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß ſie Univerſalgeſchichte, mit politiſchem Blick aufgeſtellt und nach den Geſetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Dieſen politiſchen Blick, frei von Kleinigkeitsgeiſt, und entbunden von allen Nebenrückſichten, beſaß der unſterbliche Schlözer in reichem Maße. Er brach, mit hoher Geiſteskraft und gründlicher Gelehrſamkeit ausgeſtattet, eine neue Bahn in der Darſtellnng der Geſchichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die dem Fluge ſeines Geiſtes nicht folgen konnten, mußte er ſeine Anſichten lange durchkämpfen, bevor ſie, mit den nöthigen Einſchränkungen, die herrſchenden bei der jüngern Generation deutſcher Hiſtoriker wurden. Er war es, der zuerſt die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterſtützt von ſeinem ſchöpferiſchen Geiſt in der Statiſtik und von ſeinem ſicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthſchaft, die aus den letzten hervorgehenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geſchichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neueſten Geſchichte fühlbar machte, die Maſſe von fremdartigen literariſchen, philologiſchen und theologiſchen Stoffen aus der Univerſalgeſchichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, beſſere Zeiträume feſtſetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte.

Geiſt, Leben, innerer Zuſammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die ſich beſonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Despotismus erklärt; dies ſind die Eigenthümlichkeiten ſeiner hiſtoriſchen und ſtatiſtiſch-politiſchen Schriften. Neben ihm ging mit gemäßigtem Geiſte, und zwar mit Vorliebe für die ältern, beſonders theologiſchen Anſichten, aber nicht ohne Rückſicht auf die Verbeſſerungen des hiſtoriſchen Studiums zu ſeiner Zeit, Schröckh den Weg ſeiner Vorgänger in ſeiner Bearbeitung des Hilmar Curas, in ſeiner (ethnographiſchen) Weltgeſchichte für Kinder, und in ſeiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (und lateiniſch geſchriebenen) Compendiums der Weltgeſchichte von Offerhaus. (Jener Hilmar Curas erſchien 1816 in der sechsten Auflage verbeſſert und ergänzt von Pölitz, ſo wie derſelbe auch Schröckhs Weltgeſchichte für Kinder in der neuen Ausgabe bearbeitete, und von 1789 bis 1816 in zwei Bänden ergänzte, welche zugleich unter dem beſondern Titel erſchienen: Die europäiſchen Völker und Staaten am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. (Leipz. 1813 u. 1816.) Faſt ganz in demſelben Geiſte, wie Schröckh, doch heller in den Anſichten der ältern Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmiſchung von literariſchen, archäologiſchen und geographiſchen Nachweiſungen, ſchrieb Remer in Helmſtädt ſeine univerſalhiſtoriſchen Handbücher und Compendien. Sie ſind treu, ſorgfältig und fleißig zuſammengeſtellt; es fehlt ihnen aber der Geiſt des höhern Lebens. (Remers Handbuch der altereren Geſchichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung. 4te Aufl. Braunſchweig, 1802. Handbuch der mittleren Geſchichte. Darſtellung der Geſtalt der hiſtoriſchen Welt in jedem Zeitraume, Berlin 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte, Halle, 1800. N. Aufl. 1810). Nach einem eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geſchichte in ſeiner Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte für Studirende, welche aber in den ſeit 1787 herausgekommenen vier Theilen (von welchen die erſte Abtheilung des erſten Theiles im J. 1813 in einer neuen, mit Literatur ſehr reich ausgeſtatteten, Ausgabe erſchien), noch nicht beendigt iſt. Streng nach der analiſtiſchen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewiſſe Trockenheit und mit zu weniger Berückſichtigung der Forderungen an einen guten Styliſten, ſchrieb Büſch ſeinen Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel neuerer Zeit, ſeit dem Jahre 1440. Die vierte Aufl. ergänzte (1810) von 1796 an, nach Büſchs Tode, der geiſtvolle Bredow, und Hegewiſch ſchrieb, um Büſchs Werk vollſtändig zu machen, auch die Geſchichte des Alterthums und des Mittelalters, in ſeinen Grundzügen der Weltgeſchichte in der Manier des ſel. Prof. Büſch (1804). Als treffliche Ueberſicht über die große Maſſe von Perſonen und Thatſachen, die zu dem Umkreiſe der Univerſalgeſchichte gehören, mit weiſer Auswahl des Wichtigern, mit ſicherm politiſchen Tacte und in einer lebensvollen, kräftigen Sprache, ſchrieb Eichhorn eine Weltgeſchichte in zwei Bänden, die er ſeit der zweiten Aufl., 1804, auch in literariſcher Hinſicht reichlich ausſtattete. Ausführlicher und beredter gab er in ſechs Theilen die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte, von welcher die dritte verbeſſerte Aufl. (1818) erſchienen iſt. Doch näher kam dem Ideale einer politiſchen Behandlung der Geſchichte, das Schlözer aufgeſtellt hatte, keiner als Heeren in ſeinem Handbuche der Geſchichte der Staaten des Alterthums und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung

des franzöſiſchen Kaiſerthrons. Möge der Mann, deſſen heller Blick die Bedingungen des politiſchen Lebens der Staaten ſo rein auffaßt, und der die neue Zeit ſo glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen verſteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe ſeiner hiſtoriſchen Handbücher fehlt, mit demſelben Geiſte behandeln, und dadurch ſeine Anſicht der Weltgeſchichte durch das ganze Syſtem derſelben durchführen! Gefeiert wegen ſeiner Geſchichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht blos im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen ſtellen, welche die Specialgeſchichte bei den Deutſchen mit ſicherm Tacte behandelten; ein unparteiiſches Urtheil wird aber ſeine 24 Bücher allgemeiner Geſchichte, beſonders der europäiſchen Menſchheit, hinter jene Geſchichte der Schweiz ſtellen, obgleich auch in dieſer Behandlung der Univerſalgeſchichte (blos bis zum J. 1783) ſeine geiſtvolle Eigenthümlichkeit, beſonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darſtellung das nur zu oft vermißte Quellenſtudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung erſetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den abſichtlich eingewebten Rückſichten auf eine augenblickliche Modephiloſophie und auf die Weltgeſchichte nur gewaltſam übertragenen Lehre eines blinden Schickſals verſöhnen; ſo würden Dippolds Skizzen der allgemeinen Geſchichte (Berlin 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten hiſtoriſchen Altvordern einen Platz verdienen. Vorzüglicher ſind, in Hinſicht auf politiſchen Blick und Lebendigkeit der Darſtellung, und wegen der gleichmäßigen Durchführung ſämmtlicher Weltbegebenheiten bis auf unſere Tage: Dreſchs Ueberſicht der allgemeinen politiſchen Geſchichte, 3 Theile (Weimar 1814 ff.), Pölitzens Weltgeſchichte für gebildete Leſer und Studirende, 3te verbeſſerte, vermehrte und bis 1820 fortgeſetzte Ausgabe (Leipzig 1820, in 4 Theilen), und Schnellers Weltgeſchichte, 4 Theile, Grätz 1808—13, 8. Von Rottecks allgemeine Weltgeſchichte iſt mit Geiſt, nur etwas zu ausführlich geſchrieben. Sehr ungleichartig iſt Beckers Weltgeſchichte in 10 Theilen behandelt, und Gallettis bändereiches Werk iſt nicht dazu geeignet, das Studium der Geſchichte nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit zu befördern. Ungleich tiefer bringt Schloſſer in ſeiner Weltgeſchichte (Frankfurt 1815 ff. 8) in das Weſen der Geſchichte ein; bis 1822 ſind davon 3 Theile erſchienen. Zunächſt für die Belehrung der mittlern Stände und mit echter Popularität ſchrieb Dolz ſeinen Abriß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte (3 Theile, Leipz. 1813). Das beſte akademiſche Compendium der Univerſalgeſchichte iſt, nach der gedrängten Darſtellung, nach der weiſen Auswahl des Wichtigſten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geſchichte, Wachlers Lehrbuch der Geſchichte (Breslau 2te Aufl. 1821), ſo wie für Gymnaſien und Lyceen ſich Breyers Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte (München 1817, 8.) und Pölitzens kleine Weltgeſchichte (4te Aufl. Leipzig 1822, 8.) beſonders eignen. Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die ſpecielle Staatengeſchichte im Geiſte echter hiſtoriſcher Forſchung und nach dem Charakter und den Forderungen einer reinen, blühend kräftigen Schreibart dargeſtellt haben; ſo treten uns Italiener zuerſt entgegen. Muſter der hiſtoriſchen Darſtellungskunſt gaben der neueren Zeit Macchiavelli in ſeinen acht Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in ſeiner Istoria d'Italia, welchen die ſpäteren, Paolo Sarpi (Istoria del consilio Tridentino), Davilo (Storia delle guerre civili

di Francia) und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächſt den Italienern zeichneten ſich die Britten aus; Robertſon mit ſeiner Geſchichte des Zeitalters Carls V. und mit ſeiner Geſchichte von Amerika und Schottland, Hume mit ſeiner Geſchichte Großbritanniens, Gibbon mit ſeinem Meiſterwerke über den Umſturz des römiſchen Weltreichs. Von deutſchen Männern begann bereits Pufendorf in ſeiner Geſchichte der Thaten der Schweden, in ſeiner Schilderung des großen Kurfürſten von Brandenburg, und in ſeiner Einleitung in die Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten, eine beſſere Methode und einen friſchern Geiſt auf die Specialgeſchichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die europäiſche Staatengeſchichte an, ein in ſich zuſammenhängendes Ganze zu werden, und was Meuſels Fleiß in dieſem Fache (Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie) noch vernachläſſigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Verfaſſung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunct ihrer Geſchichte, (obgleich auch in dieſer Hinſicht die fünfte Ausgabe von 1814 durch Aufnahme fremder Anſichten manchen Wunſch befriedigt), das vollendete Spittler mit Meiſterhand in ſeinem Entwurfe der Geſchichte der europäiſchen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demſelben Geiſte bis auf unſre Zeiten fortſetzte; und das verſuchte Pölitz für die Geſchichte der Staaten des deutſchen Bundes in ſeinem Handbuche über dieſelben (Leipzig 1817, 3 Theile) zu leiſten. In einem trefflichen Geiſte begann Luden (Jena 1814) ſeine allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten, wovon bis 1822 erſchienene 3 Bde. die Geſchichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters ſchildern. Die Zeit der Wiedergeburt Europens zeichnete Haſſe in ſeiner Geſtaltung Europens ſeit dem Ende des Mittelalters (Lpz. 1818, 8.) mit ſicherm politiſchen Tacte, mit Freimüthigkeit und in einem edlen, kräftigen Style. Auch für die Darſtellung der einzelnen Staaten begann allmälig eine beſſere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern ſchrieb Heinrich eine Geſchichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802), der ſeine Geſchichte von England (3 Bde. Leipz. 1806 — 8) bei mangelhafter Quellenforſchung nachſteht. Zu einer noch immer fehlenden Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Revolutionskrieges trugen Girtanner in ſeinem berühmten Werke, und Poſſelt in ſeinen europäiſchen Annalen und in ſeinen Taſchenbüchern für die neueſte Geſchichte (9 Jahrgänge) anziehenden Stoff zuſammen. Ein ungenannter talentvoller Mann ſetzte letztere unter dem Titel: Staatsgeſchichte Europas, in 7 Theilen (bis 1811) fort, und Buchholz begann, mit dem wiener Frieden (1809), eine Geſchichte der europäiſchen Staaten, welche in lebhaften Darſtellungen richtige und einſeitige politiſche Urtheile in ſeltener Miſchung enthalten. Für eine allgemeine Darſtellung der Weltbegebenheiten ſeit 1789 berechnete Fr. Saalfeld ſeine allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit, die von 1815 bis 1823 in 4 Bänden erſchien. Mit Geiſt und Fleiß ſchrieb Bredow die Chronik des 19. Jahrh. bis zum J. 1806. Seinem Nachfolger Venturini (von 1807 — 1816) fehlt Bredows Gründlichkeit, Gedrängtheit und Unparteilichkeit. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit ſchilderte in einem ſeelenvollen Gemälde Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung (von Curths in der Fortſetzung nicht erreicht), während ſein deutſchgeſinnter Geiſt den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zum weſtphäliſchen Frieden durchführte, welchen, nach Schillers Tode, Woltmann in ſeiner Geſchichte des

weſtphäliſchen Friedens mit Geiſt und Haltung darſtellte. Woltmanns Geſchichte Frankreichs und Großbritanniens ſtreben beide nach dem Kranze hiſtoriſcher Kunſt. Noch aber fehlt es der deutſchen Nation an einer Darſtellung ihrer Geſchichte, in welcher die Nation ſelbſt den Mittelpunct des Ganzen bildete, und die in ſtyliſtiſcher Hinſicht den Forderungen des gereiften Geſchmacks entſpräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geſchichte der Deutſchen, und Pütters hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs noch manchen Wunſch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geſchichte durch die Breite ſeiner Darſtellung, und Heinrich konnte in ſeiner deutſchen Reichsgeſchichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit ſich angeeignet hatte. Ein höherer Geiſt waltet in Poſſelts, von Pölitz (Leipzig 1819) mit dem 4. Bande vollendeter Geſchichte der Deutſchen für alle Stände, Arndt gab tief begründete Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte (Leipz. 1814), Steffens ſchilderte (2 Theile, 1817, 8.) die gegenwärtige Zeit in Beziehung auf Deutſchland mit glühenden Farben, und Pölitz wagte in ſeinem deutſchen Volke und Reiche (Leipz. 1816) den erſten Verſuch, Volk und Reich als zwei gleiche Größen neben einander zu ſtellen. In Menzels, ſeit 1815 erſchienener Geſchichte der Deutſchen, die in dem 7. Bande (1821) bis zum 15. Jahrh. fortgeſchritten iſt, werden wir, wenn es in gleichem Geiſte vollendet ſein wird, ein ausgezeichnetes Werk beſitzen. Daß auch deutſche Specialgeſchichte mit Geiſt aufgefaßt und geſchildert werden konnte, beſtätigten Feßmaier und Zſchokke in ihrer Geſchichte von Baiern, Spittler in ſeiner Geſchichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Götting. 1783), in ſeiner Geſchichte des Fürſtenthums Hannover ſeit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover 1789), und Pölitz in ſeiner Geſchichte des Königreichs Sachſen (Hiſtoriſches Taſchenbuch auf das J. 1817), ſo wie in ſeinem Handbuche der Geſchichte der ſouveränen Staaten des deutſchen Bundes: I. Oeſterr. Kaiſerſtaat, 1817. II. Preuß. Monarchie, 1818. Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrſamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darſtellung, berückſichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geſchichte von Baden, Heſſen und Sachſen. Selbſt Oeſterreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geſchichte dieſer Monarchien werde, was Spittler für ſein erſtes und zweites Vaterland, und Johannes von Müller für ſeine auch in der Ferne nie vergeſſene Heimath wurde, obgleich Coxe, als Ausländer, den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat mit ſehr wahren und friſchen Farben ſchilderte (4 Th. Leipz. Brockhaus). Die Menſchheit ſelbſt, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortſchritten und Verirrungen in der Cultur, in Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſchildern; dies konnte erſt dann geſchehen, als das Licht der Philoſophie ſeine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geſchichte ausgegoſſen hatte. Schon Goguet, Ferguſon, Hume, ſelbſt der unkritiſche Voltaire, faßten einzelne Seiten aus dieſem lebensvollen Gemälde unſers Geſchlechts auf; und Iſelin (über die Geſchichte der Menſchheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geiſtvollen und ſachkundigen, wenn gleich nicht erſchöpfenden Ueberblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeſchichte in ſeinem Verſuch einer Geſchichte der Cultur des menſchlichen Geſchlechts (Leipz. 1782). Mit mehr Philoſophie als Adelung, und mit ſcharfer Auffaſſung der Charaktere der verſchiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypotheſen in Hinſicht des phyſiſchen Men-

ſchen, ſeiner Anlagen, ſeiner Verhältniſſe zur ganzen ihn umgebenden Natur, begann Herder ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, entſchieden das Hauptbuch ſeines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Faſt gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich ſei, die Geſchichte im Großen aus dem Geſichtspunct eines grenzenloſen Fortſchrittes des menſchlichen Geſchlechts aufzuſtellen? Verſchiedenartig ward dieſe Idee von Dominicus (über Weltgeſchichte und ihr Princip), von Woltmann (Plan für hiſtoriſche Vorleſungen) und von Stapfer (die fruchtbarſte Entwickelungsmethode der Anlagen des Menſchen, zufolge eines kritiſch-philoſophiſchen Entwurfs der Culturgeſchichte unſers Geſchlechts) geformt und geſtaltet, von Woltmann in ſeinem Grundriß der ältern und neuern Menſchengeſchichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte, ſo wie in der Geſchichte der Cultur der Menſchheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeſchichte hindurchgeführt. Doch nahm der Letztere ſpäterhin das von ihm aufgeſtellte Princip, als unhaltbar in Hinſicht des Ganzen der Univerſalgeſchichte, zurück, und ſetzte an deſſen Stelle die Idee der individuellen und politiſchen Freiheit, deren Wirkungen im Fortſchreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben ſo, wie die Verirrungen und Rückſchritte der Individuen und der Gattung unſers Geſchlechts, in der Geſchichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philoſophiſchem Geiſte, aber bekannt mit den wirklichen Begebenheiten und in einer lebensvollen Form, gab von Eggers ſeine Skizzen und Fragmente einer Geſchichte der Menſchheit (N. A. Copenhagen, 1803, 3 Theile), und Poſſelt verpflanzte in einer kräftigen Ueberſetzung Condorcets Entwurf eines hiſtoriſchen Gemäldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes (Tübing. 1796) auf deutſchen Boden. Beachtung verdient der im Einzelnen zu einſeitige und gezierte univerſalhiſtoriſche Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts als eines ſich fortbildenden Ganzen, von Jeniſch (Berlin 1801, 3 Bde.). Unvollendet ließ Eichhorn ſeine geiſtvoll begonnene allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beſchränktere Gebiet der einzelnen Zweige menſchlicher Bildung erhielten die Deutſchen einige brauchbare Werke in Meiners (unvollendeter) Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1782), Heerens (noch unvollendeter) Geſchichte des Studiums der claſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften (2 Theile, Götting. 1797), in Bouterweks, mit dem 12. Theile (1819) geſchloſſener Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, in Fiorillos Geſchichte der zeichnenden Künſte, und in Eichhorns, Wachlers und Meuſels Schriften über Literargeſchichte. Die Geſchichte der Geſchichte ſelbſt begann Wachler in ſeiner gründlichen und geiſtvollen Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt (Götting. 1812, 8.), die aber noch nicht beendigt iſt. Der Kirchengeſchichte widmete Schröckh faſt ein ganzes Menſchenleben; doch gewann ſie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wiſſenſchaftlicher Form und innerm Leben. Dies letztere ſuchten Henke und Schmidt über ſie zu verbreiten. Des erſtern, durch ſeinen frühzeitigen Tod unterbrochene allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche hat Vater in Königsberg, 1820, mit der 2ten Abth. des 8ten Bds. trefflich vollendet. Die Geſchichte der Philoſophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts, Sochers, Tennemanns und Krugs Lehrbücher mehr Eingang in den akademi-

ſchen Hörſälen, und durch die größern Werke von Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausſtattung. Die Geſchichte der Phyſik ſchrieb Fiſcher, der Chemie Gmelin, der Mathematik Käſtner, der Kriegskunſt Hoyer, der theologiſchen Wiſſenſchaften Stäudlin; ſie brachen zum Theil dadurch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung dieſen Schriften fehlen ſollte, zu welcher Sprengel ſeine Geſchichte der Medicin erhob. Zwar iſt durch deutſchen Fleiß und durch ausgezeichnetes Talent ſeit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geſchichte, kaum daß dieſe ſkizzirte Ueberſicht nur die wichtigſten Erſcheinungen in dieſem großen Gebiete bezeichnen und ſie mit kurzen Zügen charakteriſiren konnte; noch immer aber iſt die Ernte groß, welche hier heranreift, und noch immer iſt das Studium der Geſchichte bei der Nation ſelbſt nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q. Q.

Geſchiebe, Geſchübe (Bergbau) heißen 1. Wände oder Stücken von den zu Tage ausſtreichenden Gängen, Erzen oder Geſtein, die durch das Waſſer oder auch andere Urſachen fortgeführt worden ſind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgeſtoßen haben. 2. Die ſich in die Länge und Breite ausſtreckenden Flötze oder Schichten. X.

Geſchlecht, in weiterem Verſtande jede größere Abtheilung gewiſſer Dinge, welche irgend ein Merkmahl mit einander gemein haben. Daher iſt dieſes Wort von ziemlich allgemeinem und unbeſtimmten Gebrauch. So z. B. wird es oft ſtatt Claſſe, Gattung, Ordnung, gebraucht; ferner bedient man ſich deſſen von einer Reihe von Menſchen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geſchlecht derer von Dalberg; eben ſo auch von einer großen Anzahl Menſchen, welche zu einer und derſelben Zeit lebten oder leben, oder auch von ſolchen, welchen gemeinſchaftlich eine gewiſſe Eigenſchaft beigelegt wird. Im engern und eigentlichen Verſtande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organiſchen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgeſetz iſt, daß alle organiſchen Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen ſollen, alſo jede Gattung der organiſchen Geſchöpfe ſich durch ſich ſelbſt erhalten und fortpflanzen ſoll, ſo ſind zu dem Geſchäft der Erhaltung der Gattung auch beſondere Organe beſtimmt, welche abgeſondert und verſchieden von denjenigen Organen oder Theilen des organiſchen Körpers ſind, die zur Erhaltung der Individuen beſtimmt ſind, und welche den Geſchlechtsunterſchied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organiſchen Weſens derſelben Gattung erſtens die Idee der Möglichkeit, daß ein ſolches hervorgebracht und beſtimmt zu eben demſelben ausgebildet werden könne, alſo ein Keim, der die einfachſte Anlage zur künftigen Frucht in ſich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erſte Anſtoß, welcher das ſchlummernde Leben im Keime weckt, worauf erſt derſelbe in der Bildung zum organiſchen Weſen derſelben Gattung fortſchreitet. Hieraus entſteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geſchlechter, in das zeugende, ſchaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man dieſe Benennungen blos von der Thierwelt: man hat ſie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat *). Das männliche Geſchlecht iſt demnach überall das

*) Man kann die Theilung in Geſchlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geſchlecht überall annehmen, wo der Geſchlechtscharakter herrſchend

Gebende, Zeugende, den Keim zum künftigen Individuum Befruchtende, von welchem der erſte Antrieb zu deſſen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geiſt des Lebens einhaucht. Das weibliche Geſchlecht iſt das den Keim des künftigen Individuums in ſich Tragende und Aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff Aufnehmende und auf den Keim Hinleitende, dasjenige, welches dieſen ernährt, bis zu der Periode, wo ſeine Individualität zu dem Puncte ausgebildet iſt, daß es ſich losreißen kann von ſeiner bisherigen Ernährerin, ſein eignes ſelbſtſtändiges Leben beginnend. Geſchlechtslos werden Thiere oder Menſchen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geſchlechtsorgan ſich beſtimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geſchlechte rechnen kann. Geſchlechtsverhältniſſe ſind eigentlich die Verhältniſſe, in welchen ein Geſchlecht zu dem andern, und gegen das andre ſich verhält. In der Pflanzenwelt ſind beide Geſchlechter in den meiſten Claſſen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Claſſen jedoch auch getrennt, ſo daß beiderlei Geſchlechtstheile entweder auf einer Pflanze, jede in beſondern Blüthen, oder ſogar auf verſchiedenen Pflanzen vertheilt ſind. Bei den Thieren, wenigſtens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern Stufe des Thierlebens ſtehenden, iſt die Trennung der Geſchlechter herrſchend. Hier treten demnach die Geſchlechtsverhältniſſe am beſtimmteſten hervor, und offenbaren ſich nach der Stufenreihe der Thierclaſſen in mannichfaltigen Aenderungen gegen einander, bis zu dem die höchſte Stufe in der ſichtbaren Schöpfung einnehmenden Menſchen. So

iſt. Das Weſentliche dieſes Charakters iſt aber: Entgegenſetzung zuſammengehöriger und zu gemeinſchaftlichem Zeugungszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Zeugung aus entgegengeſetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geſchlechtscharakter anerkennen, gleichviel, ob dieſe Kräfte in der Geſtalt von Organismen erſcheinen oder nicht, wenn ſich nur der eine Theil als beſtimmendes, gebendes Princip, der andere als beſtimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht überſehen, kann wol auch dasjenige höchſt organiſch und Theil eines allgemeinen Lebens ſein, was wir für unbelebt und unorganiſch halten, ſo daß wir den Begriff des Geſchlechts nicht an unſern Begriff des Lebens binden müſſen. Um es mit einem Worte auszuſprechen; ſo iſt überall Geſchlecht, wo Zeugung iſt. Zeugung aber iſt in der ganzen Natur; oder vielmehr dieſe ſelbſt iſt nichts, als ein unendlich mannichfaltiger Zeugungsact, der ſogar unter dem Scheine von Zerſtörung vor ſich geht. So ſind alſo Sonnen und Planeten, der Waſſertropfen und das Staubkorn eben ſo gut Geſchlechtsweſen als die Thiere und die Pflanzen, weil ſie eben ſowol als dieſe Zeugungsweſen ſind. Denn wird nicht z. B. der Schoß unſerer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeſchloſſen und zu den mannichfaltigſten Erzeugniſſen geweckt? Entſteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub ſcheint, und aus den Waſſertropfen, die er in ſich aufnimmt, eine junge, neue Geſtaltung, der Erſtling der Pflanzenwelt? Ja, gehen nicht in dem Innern der Erde ſelbſt unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengeſetzte Kräfte ſich mit einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Cryſtalle, die gewächsartigen Geſtaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein ſich Anſchließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimiſches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieſes Mütterlichen zu neuen Geſtalten; überall, wo nicht entwickeltes, doch keimendes Geſchlecht.

ſſ.

iſt im Allgemeinen das männliche im Verhältniſſe zu dem weiblichen das ſtärkere, jenes ſich unterwerfende, das aus ſich hinaus auf das weibliche überwirkende, das belebende, begeiſtigende. Das weibliche, im Verhältniß zu dem männlichen, iſt das zartere, jenem ſich unterwerfende, das aufnehmende, fortbildende, ernährende und endlich gebärende. Dieſe Grundcharaktere beider Geſchlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Beſtimmung nothwendig hervorgehen, ſchimmern in verſchiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Weſen durch, bis ſie im Menſchen auf eine der menſchlichen Würde angemeſſene Weiſe am höchſten geſteigert und in den feinſten Schattirungen, ſowol im Körperlichen als auch bis zum Geiſtigen überſchreitend, ſich am klarſten offenbaren. Daher erſcheint der Mann ſchon im Phyſiſchen als der Stärkere, ſein Knochenbau iſt anſehnlicher und hat mehr Maſſe, ſein Muskelſyſtem iſt feſter und kräftiger, die Bruſt weiter, die Lungen ſind größer, das Herz und das Arterienſyſtem iſt größer und robuſter, die Umriſſe ſeines Körpers ſind ſchärfer, eckiger, das Ganze deſſelben iſt größer und ſtärker. Dagegen iſt das Weib das Zartere, die Knochen ſind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskel weicher und ſchwächer, die Bruſthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arterienſyſtem ſchwächer, dagegen das Venen- und lymphatiſche Syſtem vorherrſchend, die Zwiſchenräume unter der Haut und zwiſchen den einzelnen Theilen ſind fettreicher, daher alle Umriſſe mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher offenbart ſich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit, und ſchon in dieſer Beziehung gebührt dem weiblichen Geſchlechte der Name des ſchönen mit Recht. Der Geiſt des Mannes iſt mehr ſchaffend, aus ſich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anſtrengungen, zur Verarbeitung abſtracter Gegenſtände, zu weitausſehenden Planen geneigter. Unter den Leidenſchaften gehören die raſchen, ausbrechenden dem Manne, die langſamen, heimlich in ſich ſelbſt gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne ſtürmt die laute Begierde; in dem Weibe ſiedelt ſich die ſtille Sehnſucht an. Das Weib iſt auf einen kleinen Kreis beſchränkt, den es aber klarer überſchaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib ſucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — Liſt. Jener gehört dem geräuſchvollen, öffentlichen Leben, dieſes dem ſtillen häuslichen Kreiſe. Der Mann arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, und bedarf erſchöpft der tiefen Ruhe; das Weib iſt geſchäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebſamkeit. Der Mann ſtemmt ſich dem Schickſal ſelbſt entgegen, und trotzt, ſchon zu Boden liegend, noch der Gewalt; willig beugt das Weib ſein Haupt, und findet Troſt und Hülfe noch in ſeinen Thränen. H.

Geſchmack, Geſchmackskritik wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in phyſiologiſcher und äſthetiſcher. In phyſiologiſcher Bedeutung verſteht man darunter das Vermögen, durch den Geſchmacksſinn, deſſen Werkzeug die Zunge iſt, gewiſſe Eigenſchaften und Beſchaffenheiten der Gegenſtände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. ſ. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärzchen ſind es, welche die Empfindung des Geſchmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge ſchmelzen die Salze, welche dann aufgelöſt in die Nervenwärzchen eindringen, und jene Empfindung verurſachen. Durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem

Gehirn und Rückenmark in Verbindung ſtehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In äſthetiſcher Bedeutung verſteht man unter Geſchmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenſtänden zu beurtheilen. Die Aehnlichkeit zwiſchen jenem phyſiologiſchen und dieſem äſthetiſchen Geſchmack ergibt ſich leicht. Es iſt hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterſcheiden, und dort wie hier unterſcheiden wir beides nur ſehr unbeſtimmt, indem ſich die Unterſcheidung mehr auf unſer Gefühl als auf den Gegenſtand ſelbſt gründet. Daher ſagt man auch, daß ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten laſſe. In der That läßt ſich nur über das ſtreiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß beſtimmen können; welche Gründe aber könnte man wol für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es dem eignen Gefühl ſo vorkommt? Dies wird uns der Gegner nicht abläugnen; er ſagt uns aber, daß es bei ihm der entgegengeſetzte Fall ſei, und ſeine Behauptung hat für ihn denſelben Werth, wie die unſrige für uns. Dieſer Umſtand hat nicht wenig Verwirrung in der äſthetiſchen Geſchmackslehre verurſacht. Weil das Schöne uns auch angenehm iſt, hielt man das Schöne und Angenehme für einerlei, und der ſchwankende Ausdruck äſthetiſch (urſprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu ſtatten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein ſchon hingereicht, bedenklich zu machen. Es iſt doch wol eine auffallende Erſcheinung, daß die Menſchen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig ſind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß ſie aber dennoch bei jenen weit mehr Anſpruch auf Anderer Beiſtimmung machen, als bei dieſen. In Anſehung des Schönen macht faſt Jedermann Anſprüche auf Allgemeingültigkeit ſeiner Urtheile, in Anſehung des Angenehmen Niemand. Wir können uns auf den Grund dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung jetzt nicht einlaſſen; wem leuchtet aber nicht aus dem Geſagten ſchon ein, daß etwas in uns ſein müſſe, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile äſthetiſche genannt werden, beide ſich doch in Anſehung ihrer Gültigkeit weſentlich von einander unterſcheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben blos individuelle Gültigkeit, die über das Schöne ſind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Anſprüche auf allgemeine Gültigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar in ſo fern äſthetiſche nennen, als beide ſich auf Empfindung beziehen, und der Beſtimmungsgrund derſelben nicht in dem Gegenſtande, ſondern in uns liegt, wodurch ſie ſich von den logiſchen oder objectiven Urtheilen unterſcheiden; beide aber unterſcheiden ſich dadurch, daß in dem einen die Beſtimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geiſtes eintritt, und daher eben dort bloße individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deshalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber dieſe Urtheile mittheilbar, haben ſie allgemeine Gültigkeit, ſo wird ſich auch über den äſthetiſchen Geſchmack ſtreiten und etwas über ihn ausmachen laſſen. Wie könnte es auch ſonſt eine Geſchmackslehre geben, d. h. Aufſtellung eines Grundſatzes zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geſchmacke nicht, daß er leiſte, was er ſeiner Natur nach nicht leiſten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eignen Namen Geſchmack, wiefern ſie ſich in einer beſondern Sphäre

auf eine eigenthümliche Weiſe äußert. Als Urtheilskraft überhaupt ſtellt der Geſchmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weiſe, weil es in einer beſondern Sphäre geſchieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geſchmack fällt ſeine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des ſchönen oder nicht ſchönen Gegenſtandes, durch Nachdenken über das Verhältniß deſſelben zum Gemüthe des Betrachtenden (alſo zum Subjecte) und durch Vergleichung ähnlicher Gegenſtände mit dem gegenwärtigen. Sein Grundſatz iſt daher nicht eine objective, ſondern eine ſubjective Idee; er kann nicht geſetzgebend, ſondern blos kritiſch oder unterſuchend verfahren; ſeine Regeln ſind keine Begriffe, ſondern Anſchauungen in den beſten Muſtern des Geſchmacks, an denen der Kunſtſinn ſich practiſch bilden muß. (Die Erklärung ſ. unter Urtheil). Durch dieſe Bildung unterſcheidet ſich der Geſchmack weſentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieſes geht blos auf eine Naturanlage, der Geſchmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunſtfreund ſtehen, dieſer kommt dem Kenner zu; der Künſtler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an, und vollendet mit dem Geſchmack. Wer eine zärtere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der iſt ein äſthetiſcher Menſch; wer dieſe Anlage durch prüfende Betrachtung ſo ausgebildet hat, daß ihm ſtets nur das echte Schöne genügt, iſt ein Mann von Geſchmack. Man kann aber ein Mann von Geſchmack, und darum doch noch kein Kunſtkenner ſein. Wir haben nämlich in der ſchönen Kunſt zwei Elemente zu unterſcheiden, das äſthetiſche und das techniſche. Das erſte wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verſtand nach Begriffen. Dort iſt alſo ein äſthetiſches, hier ein logiſches Urtheil. Es ergibt ſich daraus, daß ein Kunſturtheil weder ein blos äſthetiſches, noch ein blos logiſches, ſondern ein aus beiden gemiſchtes iſt, da es ſowol das Techniſche als das Schöne eines Kunſtwerks angeht. Die Geſchmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältniſſen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenſtand als ſchön beurtheilen; die Kunſtkritik ſchließt auch das mit ein, was an der Darſtellung blos techniſch und practiſch iſt, und nicht blos nach Begriffen beurtheilt wird. dd.

Geſchütz, im Allgemeinen ein Schießwerkzeug größerer Art, das der Krieger nicht wie eine gewöhnliche Waffe (die Flinte, daher auch Gewehr) mit ſich forttragen und ſo allein gebrauchen kann, ſondern das gefahren werden muß. Schon die Alten bedienten ſich gewiſſer Wurfmaſchinen, der Balliſten und Katapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldſchlachten. Sie ſchleuderten damit theils Felsſtücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geſchah mit den Katapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbruſt glichen, das Geſchoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unſerer Canonen vertraten. Die Balliſten hingegen warfen Steine, Brånder u. dergl. im Bogenſchuß. Oft warf man damit nach Art unſerer Cartätſchen eine Menge Steine auf einmal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieſer Maſchinen das allerdings ungleich wirkſamere Feuergeſchütz, deſſen verſchiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzuſehen ſind. Hier nur ſo viel, daß das Geſchütz in das ſchwere, grobe oder Belagerungs- und Vertheidigungs-, und in das leichte oder Feldgeſchütz getheilt wird. Zu erſtem gehören die 12-, 18- und 24pfündigen Canonen, die 10- und mehrpfündigen Haubitzen, die 10-, 30-, 60-

und 100pfündigen Mörſer, dann die 6-, 12- und 18pfündigen eiſernen Canonen, und die 60pfündigen eiſernen Steinmörſer; zum leichten die Haubitzen und Canonen unter dieſem Caliber.

Geſchwornengericht, ſ. Jury.

Geſechster Schein, ſ. Aſpecte.

Geſellſchaft überhaupt iſt eine Vereinigung von Menſchen zu einem gemeinſamen Zwecke. Es gibt daher ſo viele Arten von Geſellſchaften, als es Zwecke gibt, zu welchen ſich Menſchen vereinigen können. Die gewöhnlichen, ſchlechtweg ſogenannten Geſellſchaften haben blos den unbeſtimmten niedern Zweck einer gegenſeitigen Unterhaltung durch Beiſammenſein, Geſpräch, Spiel, Tanz, Eſſen, Trinken u. dergl. Beſtimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöſe Geſellſchaft. Die erſte, welche auch Familie heißt, bezieht ſich auf Erhaltung der Menſchengattung durch Vereinigung der Individuen verſchiedenen Geſchlechts; die zweite (Staat) auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte (Kirche) auf Beförderung der ſittlich-religiöſen Bildung. Außer dieſen Hauptarten der Geſellſchaft, welche von der Vernunft ſelbſt geboten ſind, und daher überall angetroffen werden, wo Menſchen von einiger Vernunftbildung beiſammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geſelligen Verbindungen, die ſich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als Kunſt, literariſche, Handels- und andere Geſellſchaften. Wiefern die Menſchengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zuſammenwohnendes und wirkendes Ganzes vernünftiger Weſen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menſchliche Geſellſchaft. Von den vernunftloſen Thieren braucht man das Wort Geſellſchaft eigentlich nicht, ob ſie gleich durch den Naturtrieb auch in gewiſſe Haufen oder Heerden zuſammengeführt werden. Denn ſie haben kein Bewußtſein von beſtimmten Zwecken, um ſich zur Erreichung derſelben durch gemeinſchaftliche Thätigkeit nach einer beſtimmten Regel zu vereinigen. D.

Geſellſchaften (Gelehrte), ſ. Akademien.

Geſellſchafts-König oder Vogt, war eine Würde bei den Turnieren der Deutſchen. Der Adel war dabei nach vier Nationen eingetheilt, in den rheiniſchen, fränkiſchen, bairiſchen und ſchwäbiſchen, und dieſe hießen die vier Geſellſchaften. Jede hatte einen Turnierkönig; unter dieſem ſtanden drei Geſellſchaftskönige, deren alſo zwölf waren, und dieſe führten die Aufſicht über die Ritter und Knappen, welche Geſellſchaftsknechte hießen. Jede Geſellſchaft hatte ihr beſonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug.

Geſellſchaftsrechnung iſt ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältniſſe eingetheilt wird. Z. B. es ſollen 500 Thlr. unter drei Perſonen vertheilt werden, dergeſtalt, daß ſich die Theile von A und B wie 4 zu 5, und von B zu C wie 5 zu 6 verhalten. Ein practiſches Beiſpiel gibt der Fall, da mehrere Perſonen Capitale von verſchiedener Höhe zu einem Geſchäfte zuſammengeſchoſſen haben, und nun der Gewinn nach Maßgabe der Einlagen getheilt werden ſoll.

Geſellſchaftsvertrag. Societät oder Geſellſchaft iſt ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehr Perſonen Geld, Sachen oder Dienſtleiſtungen des gemeinſamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Ungültig iſt der Leoniſche Vertrag (ſ. d.); auch müſſen alle Theilnehmer nothwendig etwas beitragen, weil ſonſt

in Hinſicht auf den, der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden ſein würde. Alle Compagniehandlungen, gemeinſchaftliche Fabriken u. ſ. w. beruhen auf ſolchen Geſellſchaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinſchaft, den Haß unſerer Geſetze gegen ſich haben, ſo daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geſchloſſen hätte; doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geſchehen. Die allgemeine Geſellſchaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Theilnehmer, von dem künftigen aber in der Regel blos den Genuß, nicht den ausſchließenden Beſitz. Es kann eine ſolche Geſellſchaft, die entweder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgeſellſchaft iſt, nur zwiſchen ſolchen Perſonen Statt finden, welche gegenſeitig die Fähigkeit haben, ſich etwas zu ſchenken und geſchenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten iſt, ſich zum Nachtheil einer dritten Perſon Vortheil zu verſchaffen, weil ſonſt das geſetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Beſondere Geſellſchaft iſt diejenige, welche ſich nur auf einzelne beſtimmte Gegenſtände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch ſich mehrere Perſonen entweder zu einer gewiſſen beſtimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Geſellſchaft iſt vom Augenblick des geſchloſſenen Vertrags an verbunden: 1. alles dasjenige, was er in dieſelbe einzulegen verſprochen hat, zu entrichten; 2. das der Geſellſchaft zukommende Vermögen auf keine Weiſe in Anſpruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, ſondern das Wohl der Geſellſchaft jederzeit vorzuziehen; 3. allen ihr durch ſeine Schuld zugezogenen Schaden zu erſetzen, ohne dagegen die etwa verſchafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4. den Verluſt der Geſellſchaft nach Verhältniß des Beitrages zum Geſellſchaftsfonds und dadurch zu beſtimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Geſellſchaftsſchuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgeſellſchaft iſt, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder entſtehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt iſt, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Geſellſchaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Geſellſchaftsſchuld in der Regel zu gleichen Theilen, es müßte denn ausdrücklich verabredet ſein, daß ſie blos nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich ſein ſollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Geſellſchaften betrifft, ſo hat ein jedes Mitglied 1. das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fordern. Iſt darüber nichts ausdrücklich beſtimmt, ſo richtet ſich der Gewinn nach dem zur Geſellſchaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher blos ſeine Dienſtleiſtungen beitrug, bekommt ſo viel, als derjenige, welcher am wenigſten Sachen oder Geld hergab; 2. das Recht, ſich wegen der zum Beſten der Geſellſchaft gemachten Auslagen, eben ſo wegen der im Namen der Geſellſchaft geführten Geſchäfte und wegen des unmittelbar für ihn entſtehenden Verluſtes, an die Geſellſchaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1. durch den Ablauf der Zeit, auf welche ſie geſchloſſen worden iſt; 2. durch den Untergang des Gegenſtandes derſelben, oder die Vollbringung des Geſchäfts; 3. durch den natürlichen Tod eines der Geſellſchafter; 4. durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens

eines derſelben; 5. durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Geſellſchaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geſchieht nach denſelben Grundſätzen, die von der Erbſchaftstheilung gelten. A. et O.

Geſetz iſt überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirkſamkeit gewiſſer Kräfte beſtimmt iſt. Sind dies bloße Naturkräfte, ſo heißt auch das Geſetz ein Naturgeſetz; ſind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Weſen, ſo heißt das Geſetz ein Freiheitsgeſetz. Die Freiheitsgeſetze werden aber ſelbſt wieder in natürliche und poſitive (oder in willkürliche) eingetheilt, je nachdem ſie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Weſens), oder aus der Willkür (der Macht eines äußern Geſetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Weſen, wie der Menſch, eine doppelte Geſetzgebung, eine innere und eine äußere. In Rückſicht auf die erſte iſt der Menſch ſein eigner Geſetzgeber; in Rückſicht auf die zweite iſt der Menſch der Macht eines fremden Geſetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in beſtimmten geſelligen Verhältniſſen, beſonders den bürgerlichen (im Staate) Statt. Hier iſt das Geſetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieſer für jeden einzelnen Willen der höchſte iſt, und als ſolcher verbindliche Kraft hat; der Geſetzgeber aber iſt nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches ſich dieſer verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchſter Wille von vernünftigen Weſen betrachtet werden könnte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die äußere (oder poſitive) Geſetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtſchnur nehmen, und dieſe blos den beſondern Verhältniſſen des Staats und ſeiner Bürger anpaſſen muß. Die Theorie der Geſetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä, Bergk u. A. bearbeitet. Unter den Geſetzbüchern ſind vornehmlich das römiſche Corpus juris, das allgemeine preußiſche Landrecht und das franzöſiſche Geſetzbuch bemerkenswerth. D.

Geſetzgebung. Da die Menſchen im Naturzuſtande, abgeſehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Geſetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern, kennen, ſo muß man den Geſellſchaftsverein als eine Art von Vertrag gegen dieſes ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Parteien des Menſchengeſchlechts herzuſtellen beſtimmt iſt. Aber das moraliſche Gleichgewicht iſt wie das phyſiſche ſelten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menſchengeſchlechts enthalten den Samen zu beſtändigen Spaltungen. Intereſſe, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menſchen zuſammengeführt; aber eben dieſe Beweggründe treiben ſie unabläſſig an, die Vortheile der Geſellſchaft genießen zu wollen, ohne ihre Laſten zu tragen, ſo daß man mit Montesquieu ſagen kann, die Menſchen befinden ſich, ſo wie ſie in der Geſellſchaft leben, im Kriegsſtande. Aber der Krieg ſetzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenſeitige Begierde und Hoffnung entſteht, ſich zu beſiegen. Iſt nun in der Geſellſchaft das Gleichgewicht unter den Menſchen nie vollkommen, ſo iſt es auch nicht allzuſehr aufgehoben; im entgegengeſetzten Fall würden ſie im Naturſtande ſich entweder nichts ſtreitig zu machen haben, oder, wenn die Nothwendigkeit ſie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerſtand ſehn. So ſind die

Menſchen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite ſich umfaſſend, auf der andern begierig, ſich zu verwunden. Die Geſetze ſind die mehr oder minder wirkſame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten ſoll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verſchiedne Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menſchen unter Einer Regierung leben, ſo hat das Menſchengeſchlecht ſich in eine Anzahl Staaten, die ſich durch die Verſchiedenheit der darin gültigen Geſetze unterſcheiden, trennen müſſen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menſchengeſchlecht nur einen ſchwächlichen und hinſchmachtenden Körper gemacht haben, die verſchiedenen Staaten ſind eben ſo viel thätige und kräftige Körper, die, indem ſie ſich die Hand reichen, auch ein Ganzen bilden, deren gegenſeitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben erhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikaniſche, wo das Volk die höchſte Gewalt ausübt; die monarchiſche, wo ein Einziger nach Grundgeſetzen, und die despotiſche, wo ein Einziger blos nach ſeiner Willkür regiert. Obgleich dieſe Formen in den meiſten Staaten nicht rein ſind, ſo iſt doch immer die eine oder die andere vorherrſchend. Dieſe Eintheilung aber iſt wichtig, um danach die Geſetze zu beſtimmen, die einem Staate, vermöge ſeiner Natur, eigenthümlich ſein müſſen; ſie werden ſich leicht modificiren laſſen, je nachdem ein Staat mehr oder weniger von dieſen verſchiedenen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müſſen ihrer Natur nach die Hauptgeſetze ſein, daß das Volk in gewiſſen Hinſichten Monarch, und in gewiſſen Hinſichten Unterthan ſein ſoll, daß es ſeine Magiſtratsperſonen wählt und beurtheilt, und daß die Magiſtratsperſonen in gewiſſen Fällen entſcheiden. Von der Monarchie glaubt man, daß es zwiſchen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelſtänden und als Vermittler zwiſchen dem Fürſten und den Unterthanen eine Behörde zur Bewahrung der Geſetze geben müſſe. Die Natur des Despotismus verlangt, daß der Tyrann ſeine Macht entweder ſelbſt oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was die Grundlage der drei Regierungsformen betrifft, ſo iſt die Grundlage der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit, mit Ehrfurcht vor dem Geſetze. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man ſich gewöhnt, den Staat mit dieſem Einzelnen zu verwechſeln, ſoll die Grundlage die Ehre, d. h. das Beſtreben, ſich Achtung zu verſchaffen, ſein. Unter dem Despotismus endlich iſt es Furcht. Je mehr dieſe Grundlagen in Kraft ſind, deſto feſter ſteht die Regierung; je mehr ſie ausarten, deſto mehr neigt ſie ſich ihrer Auflöſung entgegen. In jedem Staat müſſen die Geſetze der Erziehung ſeiner Grundlage angemeſſen ſein. Unter Erziehung wird hier diejenige verſtanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Aeltern oder Lehrern gegebne, die oft ſehr entgegengeſetzter Art iſt. In Monarchien muß der Gegenſtand der Erziehung Urbanität und gegenſeitige Rückſicht, in Despotien Schrecken und geiſtige Herabwürdigung ſein; in Repuliken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; ſie muß eine edle Geſinnung, eine Selbſtverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entſteht. Die Geſetze, welche der Geſetzgeber gibt, müſſen mit der Grundlage jeder Regierungsform übereinſtimmen, ſie müſſen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie die Bevorrechteten, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Despotie

endlich allen Ständen ſchweigenden Gehorſam auferlegen. Die Verſchiedenheit der Grundlagen dieſer drei Regierungsformen führt eine Verſchiedenheit in der Zahl und dem Gegenſtande der Geſetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit ſich. Da die Verfaſſung der Monarchien unveränderlich und fundamental iſt, ſo erfordert ſie mehr Civilgeſetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Uebereinſtimmung und weniger Willkür gehandhabt werde. In gemiſchten Monarchien ſowol als Republiken kann man mit den Criminalgeſetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müſſen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß ſtehen, ſondern auch die möglichſt gelindeſten ſein, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundene Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte ſelbſt. In den Republiken muß nach dem Geſetz gerichtet werden, weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürſten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu beſtimmten Richtern beurtheilt werden. Vornämlich in Demokratien müſſen die Geſetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung ſtreng ſein. Nach dieſen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinſten Geſichtspunct, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihre Grundlage, zu betrachten. Auf dieſe Weiſe angeſehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als ſich zu vertheidigen und anzugreifen. Republiken können ſehr große Staaten ſein und lange bleiben, das lehrten Rom, Carthago und Venedig, und läßt ſich von den nordamerikaniſchen verbündeten Freiſtaaten erwarten. Sobald in Republiken eine bevorrechtete Claſſe oder ein einzelner Privilegirter exiſtirt, haben ſie Neigung, erobernde Staaten zu werden. Die definitive Stärke der Monarchie beſteht vornämlich in ſichern Grenzen. Die Staaten haben, wie die Menſchen, das Recht, für ihre Selbſterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung. Ungeheure Eroberungen ſetzen den Deſpotismus voraus oder ſichern ihn. Ein Hauptgrundſatz des Eroberungsgeiſtes muß ſein, die Lage des unterworfenen Volks möglichſt zu verbeſſern; dadurch geſchieht dem Naturgeſetz und dem Staatsgrundſatze zugleich Genüge. Man kann zuweilen genöthigt ſein, die Geſetze des überwundnen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm ſeine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das ſicherſte Mittel jedoch, eine Eroberung zu erhalten, beſteht darin, das beſiegte Volk, wo möglich, zu dem ſiegreichen emporzuheben, ihm dieſelben Rechte zu bewilligen, wenn das erobernde Volk das gebildetere war. Das allgemeine Geſetz aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, iſt die politiſche Freiheit, deren jeder Bürger genießen ſoll. Dieſe Freiheit iſt nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, ſondern die Macht, alles, was die Geſetze erlauben, zu thun. Man kann ſie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfaſſung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfaſſung gibt es zwei Arten der Gewalt, die geſetzgebende, und die ausübende, und letztere hat zwei Gegenſtände, das Innere und das Aeußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieſer verſchiednen Gewalt hängt die größte Vollkommenheit der politiſchen Freiheit in Beziehung auf die Verfaſſung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger beſteht ſie in der Sicherheit, worin er ſich unter dem Schutz der Geſetze befindet, oder wenigſtens in

der Meinung dieſer Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Dieſe Freiheit wird beſonders durch die Natur und das Verhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Strafbare Schriften ſind gelinder zu ahnden als ſtrafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie beſtraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, namenloſe Briefe, möchten wol als Prüfungsmittel politiſcher Unbeſcholtenheit aus einem monarchiſchen Staate verbannt, und eine Anklage nur Angeſichts des Geſetzes erlaubt ſein, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder beſtraft. Die Abgaben können in Demokratien größer ſein, als anderwärts, ohne drückend zu ſein, denn jeder Bürger betrachtet ſie als einen Tribut, den er ſich ſelbſt zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes ſichert. Ueberdies ſind Veruntreuungen in Freiſtaaten ſchwieriger, weil ſie leichter zu erkennen und zu beſtrafen ſind. Hie und da glaubt man, die auf die Waaren gelegte Abgabe ſei die am wenigſten drückende, denn der Bürger zahle ſolche faſt, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben laſſen, damit ſie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, ſie aber nie verpachten an Privaten, die nichts oder wenig dazu zahlen. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umſtände, welche auf die Geſetze Einfluß haben müſſen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umſtände beziehen ſich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf die herrſchende Dispoſition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müſſen ſich die Geſetze in gleichgültigen Dingen nach der Beſchaffenheit des Climas bequemen, und in ſeinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So iſt in den Ländern, wo der Wein ſchädlich iſt, das Geſetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, ſind Geſetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf ſolche Weiſe kann eine Regierung die Wirkungen des Climas verbeſſern. Was die Geſetze hinſichtlich der Natur des Bodens betrifft, ſo ſcheint faſt einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menſchen erfodert, eine demokratiſche Verfaſſung angemeſſener iſt als eine monarchiſche. Die Freiheit iſt dem Bewohner eine Art von Erſatz für ſeine Arbeit. Mehr Geſetze ſind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. ſ. w. Endlich iſt der eigenthümliche Geiſt des Volks zu berückſichtigen. Der Geſetzgeber muß ſelbſt die herrſchenden Vorurtheile, Leidenſchaften, Mißbräuche bis zu einem gewiſſen Punct achten, und zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchen. Dem Charakter der Athenienſer waren die Soloniſchen Geſetze angemeſſen; der ſtrengere Charakter der Spartaner foderte ſtrengere Geſetze. Sitten und Gewohnheiten ſind nicht füglich durch Geſetze zu ändern; Beiſpiele und Belohnungen ſind dazu geeigneter; dennoch iſt es auch wahr, daß die Geſetze eines Volks, wenn dadurch ſeine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieſelben wirken, entweder um ſie zu befeſtigen oder um ſie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in ſo fern ſie einander Schaden zufügen können. Sie können ſich aber auch gegenſeitig nützen und dieſer Nutzen beruht hauptſächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeiſt ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moraliſchen Tugenden ſtreitenden Erwerbsgeiſt erzeugt, ſo macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müſſigang und Räuberei. Die freien Völker,

die unter einer gemäßigten Regierung leben, können ſich ihm mehr widmen als die ſklaviſchen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von ſeinem Handel ausſchließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugeſtehen iſt, kann nicht immer unbedingt ſein, eine ſolche würde für ihn ſelbſt oft Nachtheil haben; ſie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beſchränkt ſein. In der Monarchie darf der Fürſt nicht Handel treiben. Das Geld, als das vornehmſte Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr ſind ein beſonders wichtiger Gegenſtand der Geſetze. Mit dem Handel ſteht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieſer wieder die eheliche Verbindung, die einzig ſichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am beſten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntſchaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo ſchon Sittenverderbniß eingeriſſen iſt, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Geſetze begünſtigt werden, ſobald nur noch Bande übrig ſind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Armenanſtalten, vom Staate geregelt, können, nach dem Geiſt, mit welchem ſie eingerichtet ſind, der Bevölkerung ſchaden und nützen. In einem Staat, deſſen Bürger größtentheils nur von ihrem Gewerbfleiß leben, kann und muß es Hoſpitäler geben, denn dieſer Gewerbfleiß kann fehlſchlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anſtalten geben, darf nur vorübergehend ſein, um nicht die Bettelei und den Müſſiggang zu begünſtigen. Man muß damit anfangen, dem Volk den Weg zur unabhängigen Wohlhabenheit zu öffnen, und dann für unvorhergeſehene und dringende Fälle Zufluchtsanſtalten errichten Einen wichtigen Theil mancher Geſetzgebung machen die religiöſen Geſetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter ſprechen. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Menſchen durch Geſetze verſchiedner Art beherrſcht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein iſt, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben iſt, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigeſetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derſelben Geſellſchaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieſer Geſellſchaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Geſellſchaften unter einander zur Richtſchnur dient.

Geſicht. Durch dieſen Sinn, der unter allen äußern unſtreitig der edelſte iſt, werden wir in den Stand geſetzt, die Gegenſtände vermittelſt des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unſere Seele die mehrſten Vorſtellungen, durch ihn ſtellen wir die wichtigſten Erfahrungen über phyſikaliſche Gegenſtände an, durch ihn genießen wir die ſchönſten Freuden der Natur. Sein Verluſt fällt uns daher auch unter allen am ſchwerſten. Das Werkzeug dieſes edlen Sinnes iſt das **Auge.** (S. d. Art.)

Geſichtspunct nennt man den Punct, von welchem aus ein Gegenſtand geſehen wird. Daß, je nachdem dieſer Punct verändert wird, der Gegenſtand ſich verſchieden darſtellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunſt, welche Gegenſtände im Raume neben einander oder hinter einander darſtellt, hat daher den Geſichtspunct wohl zu beobachten, weil ſonſt die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den ſchönſten zu wählen, weil ſonſt die Schönheit leiden würde. In den meiſten Gemälden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meiſten hervorragen. Vergl. **Perſpective.** dd.

Geſims iſt die aus verſchiedenen Gliedern beſtehende Bekrönung einer Wand oder Einfaſſung einer Oeffnung, eines Fenſters, einer Thür. Es iſt eine weſentliche Verzierung, und dient zur Begrenzung

der Theile, damit ſie vollendet erſcheinen und ein Ganzes werden. Jedes Geſims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenſter oder ſonſtigen Verzierungen durchſchnitten zu ſein. Die einzelnen Glieder deſſelben müſſen ſich ungezwungen zu einem ſchönen Ganzen vereinigen. Man unterſcheidet, nach den Orten, wo ſie angebracht ſind, mehrere Arten von Geſimſen. Das Haupt- oder Dachgeſims krönt das Gebäude zu oberſt, und iſt nicht mit dem Gebälk zu verwechſeln, deſſen oberſten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß ſtehen, und nach Beſchaffenheit den achten bis zwanzigſten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorſprunge des Simſes nimmt man die ganze Höhe des Geſimſes, wenn dieſer nur aus einem Kranze beſteht; denn wenn es auch verſtattet iſt, etwas weniger zu nehmen, ſo muß man ſich doch ja vor dem zu wenig hüten, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Anſehn bekommt. Iſt er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilaſtern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, ſo bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältniſſe. Die Zuſammenſetzung des Hauptgeſimſes richtet ſich, in Anſehung ſeines Reichthums, nach dem Charakter des Gebäudes. Das Gurt- oder Balkengeſims iſt das zwiſchen zwei Stockwerken befindliche. Es beſteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigſtens den dritten Theil ſeiner Höhe betragen. Die Geſimſe an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilaſtern geziert ſind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Iſt dieſes nicht, ſo bekommen ſie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den ſechzehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieſer Sims muß noch eine Hohlkehle über ſich haben. Fußgeſimſe faſſen eine Wand über dem Fußboden ein, und beſtehen gemeiniglich aus einem Sockel, worauf einige Glieder folgen. Ueberhaupt führt dieſen Namen jede mit Gliedern verzierte Unterlage eines Fußgeſtelles oder Gebäudes. Ein Bruſtgeſims iſt die obere aus einigen Gliedern beſtehende Bedeckung eines Geländers. Alle Oeffnungen, als Fenſter, Thüren, Camine, bedürfen eines Geſimſes, um als vollendet zu erſcheinen. An dem obern Theil dieſer Gegenſtände wird oft, noch über der Einfaſſung, ein beſonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenſter, Thüren und Niſchen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Dieſe Bedeckung heißt die Verdachung.

Geſinde, Dienſtboten, Dienſtgeſinde, ſind ſolche Perſonen, welche ſich vermöge des Dienſtvertrags auf eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit anheiſchig gemacht haben, gegen Koſt und Lohn, oder andere, beiden gleichzuſchätzende, Vergütungen, größere und geringere häusliche Dienſte und Geſchäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande. Die wechſelſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn ſie einſeitig blos das Geſinde angehen, das Geſinderecht heißen, werden zwiſchen der Herrſchaft und dem Geſinde durch den Dienſtvertrag begründet, welcher blos durch die gegenſeitige Einwilligung ſeine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch beſondere Geſetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienſt-

vertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes abhängig gemacht iſt. Allein bei der Beſtimmung der rechtlichen Verhältniſſe zwiſchen Herrſchaft und Geſinde kommt es zunächſt auf dasjenige an, was unter ihnen beſonders verabredet worden iſt; dann aber hat man auch inſonderheit auf die Geſindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rückſicht zu nehmen. In neuern Zeiten ſind in mehrern deutſchen Städten beſondere Behörden eingeſetzt worden, welche ſowol die zwiſchen der Dienſtherrſchaft und dem Geſinde entſtandenen Streitigkeiten ſchlichten, als auch über das Betragen der Dienſtboten Aufſicht führen, und bei jeder Vermiethung vorläufige Meldung verlangen. In einigen Städten iſt einem ſolchen Dienſtbotenamt ausſchließend erlaubt, das Vermiethen des Geſindes zu beſorgen, und Privatperſonen die Geſindemäkelei verboten, wogegen es anderwärts, z. B. in Berlin, verpflichtete Geſindemäkler gibt.

Geſpanſchaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine ſolche Geſpanſchaft, in der Landesſprache Varmegye, theilt ſich wieder in zwei oder mehrere Diſtricte. Jede hat ihren Obergeſpan (oberſten Grafen), einen Untergeſpan (Steuereinnehmer, Rentmeiſter oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle dieſe Beamten müſſen von Adel und in der Grafſchaft angeſeſſen ſein. In zwölf Geſpanſchaften iſt die Ehre eines Obergeſpans erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der biſchöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergeſpan. Die andern Beamten der Geſpanſchaft ernennt der Adel ſelbſt aus dreien, welche der Obergeſpan in Vorſchlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Geſpanſchaften, imgleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfaſſung militäriſch iſt, entgegengeſetzt wird.

Geſpenſter ſind, nach dem Volksglauben, Seelen der Verſtorbenen, die zuweilen wie ſchattenartige Luftgebilde in der Geſtalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erſcheinen. Doch ſollen auch böſe Geiſter zuweilen die Geſtalt Verſtorbener annehmen, um die Hinterlaſſenen als Geſpenſter zu erſchrecken und zu quälen. Der Geſpenſterglaube hat zu allen Zeiten ſeine Anhänger gefunden, er hängt mit dem Glauben an Unſterblichkeit in etwas zuſammen. Man dachte ſich den Verſtorbenen als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verſtorbenen zur Erde beſtattet und ihm die gebührende Ehre erwieſen ſei; geſchehe dieſes nicht, ſo ſchwärme dieſe Seele unſtät in der Oberwelt herum, und erſchiene in der Geſtalt des Verſtorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann dieſe Meinung immer weiter aus, und ſuchte ſie durch allerhand Erzählungen zu beſtätigen, bei welchen bald unwillkürliche Täuſchung der Einbildungskraft, bald abſichtliche Täuſchungen liſtiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten die Kunſt dieſe Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Geſpenſtermährchen zu bilden. Ein Geſpenſt als ſolches iſt ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngeſpinnſt, weil es ſi[...] gleichſam im Gehirne deſſen entſpinnt, der es ſ[...]

Geſpilderecht, ſ. Näherrecht.

Geßner (Conrad von), ein berühmter Polyhiſtor, und nicht mit Unrecht Deutſchlands Plinius genannt, wurde geboren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Straßburg, Bourges und Paris ſtudirt hatte, erhielt er in ſeiner Vaterſtadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um ſich dieſer zu entziehen, ging er nach Baſel, ſtudirte Medicin, wurde hierauf Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Lauſanne, und endlich Profeſſor der Philoſophie und ausübender Arzt in Zürich, wo er 1565 ſtarb. Arzneikunde, Philologie, Literärgeſchichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in dem letzten brach er durch ſeine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vet. et recent. (Zürich 1545 — 1548, 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeſchichte aber erweckte er gleichſam wieder, nachdem ſie ſeit Jahrhunderten geſchlummert hatte. Ueberall ſchöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geſchichte der Thiere muß als die Grundlage aller neuern Zoologie angeſehen werden. Auch machte er ſich um ſie durch eine vollſtändige Ueberſetzung des Aelian verdient. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchſtrich faſt alle Gegenden Europas, um zu ſehen und zu ſammeln, richtete, ungeachtet ſeiner beſchränkten Glücksumſtände, einen botaniſchen Garten voll ſeltner Pflanzen ein, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das erſte Naturaliencabinet an. Er iſt der erſte Erfinder der botaniſchen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geſchlechter, Arten und Claſſen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachläſſigte er nicht, ſondern machte Verſuche an ſich ſelbſt, und dann an Andern. Außerdem ſchrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtſchaft der Sprachen, und edirte und commentirte mehrere alte Schriftſteller. Bei ſeinen großen und ſeltenen Verdienſten, wegen deren er ein Jahr vor ſeinem Tode in den Adelſtand erhoben wurde, war er ein ſehr beſcheidner Mann, und eben ſo dienſtfertig als lernbegierig.

Geßner (Joh. Matthias), Hofrath. Dieſer Humaniſt von ausgezeichneten kritiſchen, grammatiſchen und hiſtoriſchen Einſichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachiſchen 1691, und ſtarb 1761 zu Göttingen. Nachdem er ſeine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnaſiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasſchule zu Leipzig, und 1734 Profeſſor der Beredſamkeit an der neu errichteten Univerſität zu Göttingen. Die Verbeſſerung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben ſo viel Einſicht als Eifer, und wies die Jünglinge ſchriftlich und mündlich an, die Alten nicht blos um der Sprache, ſondern vorzüglich um der Gedanken und Darſtellung willen, zu leſen. Durch ſeine Ausgaben der alten Schriftſteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbare Erklärungsmethode der alten Claſſiker, und durch ſeine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyklopädiſches Studium der Wiſſenſchaften vor. Seine Ciceronianiſche und Plinianiſche Chreſto-athie haben als nützliche Schulbücher ſich mit Ehren behauptet. Ein verdienſt aber um das Studium der römiſchen Sprache und er ſich durch ſeine Ausgaben des Faberſchen The-

ſaurus, noch mehr aber durch ſeinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747, 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachſchatz der Römer zuſammendrängte.

Geßner (Salomon), wurde 1730 zu Zürich geboren, wo ſein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm ſpäter auf der Stadtſchule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geiſt des Knaben zu entwickeln, deſſen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch ſchlummerten. Er wurde einem Landprediger von guten humaniſtiſchen Kenntniſſen und pädagogiſcher Geſchicklichkeit übergeben. Hier ſammelte und erholte ſich ſein durch kränkenden und beſchämenden Tadel täglich mehr erſtickter Geiſt; er machte in der lateiniſchen Sprache glückliche Fortſchritte, und der Umgang mit dem Sohne ſeines Lehrers, der die beſten deutſchen Schriftſteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die ſchöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Geſellſchaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des Hauſes entfalteten ſeine natürliche Anlage der Poeſie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Verſuche, deren Hauptverdienſt allerdings nur in der ſüßen Nahrung beſtand, die ſie der Phantaſie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichſten Gelehrten berichtigte und erweiterte ſeine Kenntniſſe, und erhob ſeine dunklen Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meiſt erotiſchen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen feſtern, männlichern Ton. Geßners Vater wünſchte, daß einſt ſein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortſetzen möchte, und ſchickte ihn 1749 nach Berlin, um ſich daſelbſt in einer berühmten Handlung zu dieſem Zwecke zu bilden; aber dieſe Abſicht mißlang gänzlich. Er faßte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen die Geſchäfte des Buchhandels, daß er ſeinen Lehrherrn eigenmächtig verließ und ſich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens ſuchte ſein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu zwingen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, ſich ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt zu verſchaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landſchaften, und beſchloß, da ſein Freund, der Hofmaler Hempel, ſie günſtig beurtheilte, nach Holland zu gehen und ſich von der Kunſt zu nähren. Dieſen Schritt verhinderten jedoch ſeine Aeltern, indem ſie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und dieſen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntſchaft, und wagte es, demſelben einige poetiſche Verſuche vorzulegen, welche dieſer zwar aller Ermunterungen werth fand, aber zugleich in Anſehung des Versbaues mit ſo unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte, je ſo ſtrenge Forderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Verſen zu ſchreiben, und wählte ſtatt derſelben eine wohlgefügte harmoniſche Proſa. Von Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundſchaft ſchloß, und kehrte von da in ſeine Vaterſtadt zurück. Das Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen, und ſein Gemälde, die Nacht, wovon jenes 1751, dieſes aber 1753 erſchien, kündigten ihn zuerſt als Dichter an. Sein größeres Gedicht, Daphnis, wozu Amiots Ueberſetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erſchien 1754, wie die vorigen, ohne ſeinen Namen. 1756 gab er Inkle und Yarico, eine Fortſetzung der Bodmerſchen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erſchien der Tod Abels, gewiß die ſchwächſte

von allen ſeinen Dichtungen. 1762 gab Geßner ſeine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den erſten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder, und die beiden Schauſpiele Evander und Eraſt enthielten. Hierauf ſchwieg Geßner mehrere Jahre; ſeine zum leidenſchaftlichen Hange herangewachſene Liebhaberei für die zeichnenden Künſte ſchien ihn ausſchließlich zu beſchäftigen. Erſt 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebſt den Briefen über die Landſchaftsmalerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutſchland mit entſchiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthuſiasmus, den ſie in Frankreich erregten, wo ſie durch Hubers Ueberſetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen claſſiſchen Dichter vom erſten Range, welchen die franzöſiſchen Dichter überſetzten, nachbildeten, beſangen und vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete ſich ſein Ruhm über ganz Europa, und es gibt wol kaum eine nur halb gebildete Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läſe. Er hatte ſich indeß verheirathet. Um ſeinen Aeltern nicht läſtig zu werden, beſchloß er jetzt, die Kunſt, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, ſich zum ernſten Geſchäft zu machen. Ihr widmete er ſich von nun an mit ganzer Seele, und ſo mußten ſeine Fortſchritte ſchnell und glänzend ſein. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn ſie bezauberten, wie ſeine Gedichte, durch die anmuthigſte und treueſte Nachahmung der Natur. In ſeinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das geſetzmäßig beſtimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufſicht über die Hoch- und Frohnwälder des Cantons Zürich. Still und ſanft floß ſeitdem ſein Leben dahin, bis ein apoplectiſcher Zufall am 2. März 1787 demſelben ein Ende machte. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodiſche Sprache; Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landſchaftsmalerei, die Geßner als Mann mit Ernſt und Eifer übte, hat er ſich Verdienſte erworben, die keine Zeit ſchmälern wird. Seine Radirnadel iſt leicht und kräftig, ſeine Proſpecte ſind ausgeſucht, wild und romantiſch, beſonders ſchön aber ſeine Bäume. Unter ſeine beſten Werke rechnet man zwölf radirte Landſchaften, die er 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beſchreiben ihn als einen ſanften und beſcheidenen, edeldenkenden und patriotiſchen Mann, der in ſeinen Sitten eben ſo einfach, natürlich und wahr geweſen ſei, als er in ſeinen Werken erſcheint.

Geſtalt der Erde, ſ. Erde.

Geſtändniß, im Civilprozeſſe Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die ſeine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozeſſe Einräumung gewiſſer Umſtände des angeſchuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geſtändniß im Civilprozeß beweiſt voll, ein außergerichtliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geſtändniß, wenn es entſcheiden ſoll, gerichtlich, und daneben der Thatbeſtand des Verbrechens bewieſen ſein; auf bloßes Geſtändniß kann kein Verbrecher mit der geſetzlichen Strafe belegt werden.

Geſticulation, ſ. Gebärde.

Geſtirn, ſ. Sterne und Sternbilder.

Geſundbrunnen heißen diejenigen Quellen, deren Waſſer außer mannichfaltigen mineraliſchen Beſtandtheilen, einen großen Antheil von Luft- oder Kohlenſäure in ihrer Miſchung enthalten. Die

Verſchiedenheit der Wirkſamkeit der Geſundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1. durch die Verſchiedenheit ihrer Miſchung, denn es gibt Bitterwaſſer, eiſenhaltiges, kohlenſaures, laugenſalziges, muriatiſches, ſchwefelhaltiges, ſeifenartiges; 2. durch die Verſchiedenheit der Temperatur der Waſſer; es gibt warme und kalte; 3. durch die Verſchiedenheit der Anwendung, indem ſie äußerlich als Bäder oder innerlich als Getränke angewendet werden. (S. den Art. Bäder und Brunnen und Bade-Reiſen

Geſundheit, der ungeſtörte und richtige Gang aller zum Leben eines organiſchen Weſens gehörigen Verrichtungen. Jedes organiſche Geſchöpf iſt beſtimmt, ſeinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während desſelben ſich ſelbſt zu erhalten, und ſeine Gattung fortzupflanzen. Zu dieſen Zwecken waren verſchiedene einzelne Vertheilungen ſeines Organismus nothwendig, welche zwar für ſich ein geſchloſſenes Ganze ausmachen, doch auch wieder in der genaueſten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus ſtehen und Syſteme, Organe oder Theilganze genannt werden. An dieſe einzelnen Organe und Syſteme ſind beſtimmte Verrichtungen gebunden, die jenen Zwecken entſprechen. Je höher die Stufe des Lebens iſt, auf welcher ein organiſches Weſen ſteht, deſto vollkommener muß auch ſeine Organiſation ſein, denn eben dieſe iſt die ſichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze ſteht auf einer nur niedrigen Stufe deſſelben, ihre Organiſation iſt daher einfacher. Auf einer höhern Stufe ſteht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens ſich hier immer in höherer Steigerung offenbart, ſogar ſchon einen Schimmer des Pſychiſchen; folglich bedarf es auch ſchon einer zuſammengeſetzteren Organiſation. Auf der höchſten Stufe des Lebens ſteht der Menſch, er beſitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, ſondern er ſteht auch auf einer noch höhern Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele beſitzt. Der Menſch iſt Geiſt, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organiſation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichſten Offenbarung durchzuführen. Die Organiſation des Menſchen iſt demnach die zuſammengeſetzteſte; die Verrichtungen des menſchlichen Organismus ſind die mannichfaltigſten, die Beziehungen und Wechſelwirkungen, in denen er mit der Außenwelt, d. h. mit der geſammten Natur und mit ſeines Gleichen, ſteht, ſind vielfältig. (S. den Art. Phyſiologie.) Gehen alle dieſe Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Regel, leicht und ungehindert von Statten, ſind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt: ſo heißt der Menſch geſund. Man kann die Geſundheit in abſolute und relative eintheilen. Abſolute Geſundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entſprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in ſeinen kleinſten Theilen nicht verletzt, keine einzige ſeiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Regel geſtört ſein. Dieſe abſolute Geſundheit iſt bei den Menſchen ſelten. In ſo fern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehörigen Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbſterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, ſchreibt man dem Menſchen eine relative Geſundheit zu. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Verrichtung kann zwar im Anfang unbedeutend ſein, aber in der Folge doch durch übeln Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen.

Die Grenzen zwiſchen abſoluter und relativer Geſundheit ſind daher ſehr ſchwer zu beſtimmen, und es bleibt zu unſerm Glück immer eine gewiſſe Breite der Linien zwiſchen den beiden erſten und wieder zwiſchen relativer Geſundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organiſation und der Ungeſtörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menſchen gleich einem ungetrübten Spiegel erſcheint, ſo kann die Abweſenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche ſeiner Kräfte und ſeines Bewußtſeins, für das hauptſächlichſte innere Zeichen der Geſundheit des Menſchen gelten. Das äußere Zeichen derſelben iſt die unverletzte Form der Organe und der ungeſtörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers. Das Bild eines ganz geſunden Menſchen kann man, wegen der Mannichfaltigkeit der äußern Formen, der verſchiedenen körperlichen Beſchaffenheiten, des Geſchlechts, Lebensalters u. ſ. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein geſunder Menſch beſitzt die ſeinem Alter und Geſchlecht angemeſſene regelmäßige Form, der Körper iſt ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil deſſelben iſt gegen das Geſetz der Organiſation des Lebensalters überwiegend an Maſſe oder Kraft, ſo daß es die Verrichtung eines andern ſtörte, keinem aber fehlt es auch an der ihm zukommenden Maſſe und Kraftäußerung; der Körper iſt weder zu fett, noch zu hager, die Farbe des Geſichts weder zu roth, noch blaß oder gelblich, ſondern ein zart gemiſchtes fleiſchfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rückſicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdſtrich an, wo der Menſch wohnt. Hier iſt nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als ſüdlichen die Rede). Die Augen ſind hell und lebhaft. Der geſunde Menſch hat gute Eßluſt und in der Regel nur mäßigen Durſt, fühlt nach dem Eſſen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdroſſenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlaſſungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünſtung, einen gleichmäßigen, nicht zu ſchnellen Pulsſchlag, einen leichten, gehörig tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beſchleunigter und häufig iſt, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Einathmung gezogen werden kann; auch kann er die Bruſt hinlänglich ausdehnen, und den Athem ohne Beſchwerde eine geraume Zeit anhalten. Er bewegt ſich leicht und wird nicht zu ſchnell müde von körperlicher Anſtrengung; er ſchläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen ſich erquickt und neu geſtärkt. Er hat den völligen und ungeſtörten Gebrauch ſeiner Sinne, denkt leicht und richtig, und beſitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Geſundheit des Menſchen ſcheint von den meiſten Gefahren bedroht zu ſein, da ſeine Organiſation wegen der zarten Zuſammenſetzung vielen Verletzungen und Störungen ausgeſetzt iſt; da er vermöge ſeiner vielfältigen Berührungspuncte mit der ihn umgebenden Außenwelt auch den nachtheiligen Einwirkungen derſelben blos geſtellt iſt; da ſelbſt durch das geiſtige Leben vielfältige Berührungspuncte mit ſeines Gleichen entſtehen, und er mit der nachtheiligen und oft zerſtörenden Einwirkung der Leidenſchaften und Begierden bedroht wird, da ferner ſeine Thätigkeit nicht blos körperlich, ſondern auch geiſtig iſt, und endlich ſeine Conſumtion um vieles ſchneller vor ſich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm in der Behauptung ſeiner Geſundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organiſation und Structur iſt zugleich zart, weich und nachgiebig; die Mannichfal-

tigkeit derſelben und der Berührungspuncte mit der Außenwelt bietet auch den heilſamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht ſetzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, ſondern da ſeine Theilganzen oder Organe mit einander im Gegenſatze ſtehen, mittelſt deſſen ſie ſich unter einander das Gleichgewicht halten, ſo iſt dasjenige, was die eine Function herabſetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeit lang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrſchenden Geſetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geſchwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderſeits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So ſehen wir z. B. bei der ſchlimmſten und ſchnell veränderten Witterung dennoch viele Menſchen ihre Geſundheit behaupten, denn die Einwirkung der Atmoſphäre, welche vielleicht die Ausdünſtung der Haut vermindert, vermehrt die Abſonderung des Urins u. ſ. w. Endlich macht ihn das Geiſtige ſelbſt vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verſtand lehren ihn, ſeine Leidenſchaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unſchädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde ſeiner Geſundheit ſich ſchützen. Wenn deſſen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Geſundheit der meiſten, wenigſtens der im Culturzuſtande lebenden Menſchen ſo oft geſtört wird, und ſo wenige derſelben das ihnen von der Natur beſtimmte Lebensziel erreichen, ſo iſt dies eine natürliche Folge von der Vernachläſſigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Geſundheit, und der oft ſogar noch erhöhten Einwirkung jener Veranlaſſungen zu Störungen derſelben. Beide Fälle werden durch falſche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrſchaft der Vernunft, oft auch durch die eiſerne Nothwendigkeit u. ſ. w. herbeigeführt. Je mehr die Menſchen die ihrer Geſundheit drohenden Gefahren einſahen, deſto mehr ſuchten ſie neue Schutzmittel ausfündig zu machen. Frühzeitig ſchon entſtand hieraus die Geſundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schickſale gehabt, und ſich jedesmal nach der herrſchenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunſt, die Geſundheit zu erhalten, beſtehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewiſſen Vorkehrungsmitteln, z. B. Aderlaſſen, Brechen, Laxiren u. dgl. m.; Andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, Andere durch Wein und andere Reizmittel, Andere wieder durch andere Mittel dieſen Endzweck erreichen. Während deſſen verſäumte man die in der menſchlichen Natur ſelbſt liegenden Hülfsmittel, die Geſundheit zu erhalten. Erſt in der neuern Zeit ſind mehrere gelungene Verſuche, dieſe Kunſt auf naturgemäße Grundſätze zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortrefflichſte Hufelandſche Werk (die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern) ſich vorzüglich durch Richtigkeit ſeiner Grundſätze, leicht faßlichen anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Hervorheben des wohlthätigen Einfluſſes der Moralität auf die Erhaltung der Geſundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Geſundheit unverſehrt zu erhalten, beſteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur eingerichteten Lebensweiſe, und kann füglich auf folgende Puncte zurückgebracht werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organiſchen Maſſe und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; den Wiedererſatz des Verlornen zu befördern; die Organiſation in gehörigem Stand zu erhalten, die zum Wiedererſatz gehörigen Stoffe von außen

aufzunehmen, zu verarbeiten, ſich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern ſchädlichen Einwirkungen zu widerſtehen. Alles, was hiezu förderlich iſt, gehört zu den Freuden der Geſundheit, z. B. Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen ſinnlichen Genüſſen, hinlänglicher, doch nicht zu viel Schlaf, und zwar zu den gehörigen Stunden, geſunde Nahrung und reine Luft, Beherrſchung der Leidenſchaften und eine ruhig heitere Gemüthsſtimmung, Uebung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Korpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. ſ. w. Alles, was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, ſtrebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, ſie zu ſtören. 11.

Getreide werden im engern Sinne des Worts alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menſchen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speiſe dienlichen und nahrhaften Samenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber die ſämmtlichen Gräſer und Pflanzen, welche hauptſächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erſtern eine ausgezeichnete Natur haben, worin ſie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinſtimmen, ſo kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getreide zu, und alle die letztern Kornfrüchte ſollten, ökonomiſch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird oft zwar provinciell der Art Getreide, welche die allgemeine Nahrung daſelbſt ausmacht, ausſchließlich beigelegt, z. B. in einem großen Theile Deutſchlands dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz oder Dinkel, in Nordamerika dem Mais; aber es iſt unrichtig und gibt zu Mißverſtändniſſen im Allgemeinen Anlaß. Daß die verſchiedenen Getreidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachſen, iſt zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerſte in Deutſchland ꝛc., aber ſie haben, wie unſere Hausthiere, in ihrem wilden Zuſtande nicht die Vollkommenheit unſerer angebauten. Sie ſcheinen alle urſprünglich und in den wärmeren Climaten in Aſien, Afrika und Amerika, einjährig zu ſein, und es ſind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meiſten Gräſern haben ſie die Beſtaudung und Beſtockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem ſie daraus neue Sproſſen und Halme treiben. Ihre faſerigen Wurzeln verbreiten ſie größtentheils in der Oberfläche des Bodens, und verſchließen dieſen gleichſam durch das dichte Gewebe derſelben, indeſſen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsſtoff daſelbſt findet. Alle Getreidearten haben gleichartige nährende Beſtandtheile, die aber in ihrer Menge und gewiſſermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verſchiedenen Arten verſchieden ſind. Dieſe Beſtandtheile beſtehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigſte Nahrungsmittel für den thieriſchen Körper ausmacht; b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachſteht, aber doch noch ſehr nährend iſt, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern ſcheint; c) eine ſüße ſchleimige Materie, in geringer Menge, aber ſie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getreide zur wein- und eſſigartigen Gährung fähiger; d) die Hülſen, welche aus Faſerſtoff beſtehen und etwas verdauliche aromatiſche Materie enthalten; e) die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockenſten Getreide vorhanden iſt, vermehrt zwar das Gewicht der Maſſe, aber vermindert doch das ſpecifiſche Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getreide das Verderben, wenn es nicht

möglichſt trocken gehalten wird, und dient blos nach der Einſaat die erſte Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt geweſenes Getreide iſt für den Käufer und zur Saat beſſer als das neue oder friſche. X.

Getreidehandel, ſ. Kornhandel.

Getreidemagazine, ſ. Kornmagazine.

Getreidemangel, ſ. Kornmangel.

Geuſen. Dieſer Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterſchaft des blutdürſtigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und andern Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im J. 1564 nämlich ſendete Philipp neun Inquiſitoren zur Vollſteckung der tridentiniſchen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Catholiken und Proteſtanten in die furchtbarſte Bewegung. Der Adel ſchritt zur Abfaſſung des ſogenannten Compromiſſes, worin er erklärte, er werde ſich vor die neun Inquiſitoren nicht ziehen laſſen. In einem feierlichen Aufzuge überreichte er 1565 die Acte der Generalſtatthalterin Margaretha, damit ſie zur Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf dieſen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden blos mit Verachtung; und als die Prinzeſſin während der Audienz einige Verlegenheit zeigte, flüſterte ihr der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzraths, zu: ſie dürfe ſich vor dieſem Haufen Bettler (tas de gueux) nicht fürchten. Dieſes hatten einige der Verbündeten gehört; bei einem, am Abend deſſelbigen Tages gehaltenen Bundesmahle ward darüber geſprochen, man trank muthwilligerweiſe auf die Geſundheit der Geuſen, und beſchloß, dieſen Namen als öffentliches Bundeszeichen anzunehmen. Eben ſo nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die ſich auf das Meer geflüchtet, und Kaperſchiffe gegen die Spanier ausgerüſtet hatten, Waſſergeuſen. Beide rächten die Schmähung.

Geviertſchein, ſ. Aſpecte.

Gewährleiſtung iſt die den Verkäufer einer Sache treffende Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Anſprüche zu ſchützen und ſchadlos zu halten. Gewähradminiſtration iſt ein beſonderer Verwaltungsvertrag, vermöge deſſen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anſchlag gebrachten jährlichen Einkünfte deſſelben gewiß liefern und das etwa fehlende aus ſeinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewiſſen Antheil davon für ſich erhält.

Gewand nennt man alle Bekleidung, Draperie, an Figuren, welche die bildende Kunſt darſtellt. Es gehört zu den ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, ein kunſtmäßig ſchönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künſtler haben ſie glücklich gelöſt. Plaſtik und Malerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und ſo muß ſich auch der Styl eines ſchönes Gewandes in beiden auf verſchiedene Weiſe ausbilden. In der Plaſtik ſind die ſogenannten naſſen Gewänder, welche ſich ſo an die Formen des Körpers anſchließen, daß ſie dieſe und die Bewegung des Nackenden durchſcheinen laſſen, von großem Nutzen. Dieſen ſind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengeſetzt. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der urſprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebteſten. Welche Art nun aber ein Künſtler auch wähle, ſo muß Alles ſo angeordnet werden, wie Natur, Bedeutung und Geſchmack es erfordern. Die Falten dürfen keine ſpitzigen Licht- und Schattenwinkel machen, weil die ſcharfen Durchſchnitte das Auge beleidigen, den flei-

ſchigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zuſammenſtimmende Theile bilden. Sind ſich die Falten alle gleich, ſo entſteht Steifheit. An den edelſten Statuen und Basreliefs aus der ſchönen Zeit der Griechen ſieht man beide Arten von Gewand auf mannichfaltige Weiſe zur höchſten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verfuhren, wiſſen wir nicht genau genug. Bei den ältern Malern der neuern Zeit findet man ſchon ſeit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erſt Michel Angelo und Raphael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealſtyl der Malerei erfordert. Beſonders hat es durch Raphael die Grazie erhalten, die es gleichſam an dem Leben der Geſtalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen läßt, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu erſetzen, ſondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Luſt der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewandes muß in der Anlage ſchon durch die Idee des Künſtlers beſtimmt ſein; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten laſſen ſich nur dem, durch die Abſicht und den Geſchmack des Künſtlers geleiteten, Zufall abſehen. Deßhalb muß der Kunſtler bei der Ausführung ſeine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Fliegende Gewänder müſſen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten, ſie zu ſtudiren, findet der Künſtler bei windigem Wetter; an ſtürmiſchen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauſchen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, ſo bleibt ihm noch eine beſondere Rückſicht auf das Colorit übrig. Viele Falten bringen ganz ſicher eine üble Wirkung hervor, wenn der Künſtler nicht, die Regel von den Maſſen beobachtend, in den beleuchteten Partieen der Gewänder alle kleineren Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Localfarbe, heller und dunkler gleichſam nur andeutet, ſo daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannichfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Widerſcheine werden die dunkeln Maſſen belebt, und in ſolcher Hinſicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichſten neuern Meiſter drapirten, um ungeſtörte Lichtmaſſen zu erhalten, mit ſtarken Zeugen, weil ſie ſich in Nachahmung derſelben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß dieſe wenig unterbrochene, todte, unerfreuliche Maſſen bildeten. dd.

Gewehr, ſ. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik heißt eine Anſtalt, worin Gewehre aus Eiſen auf die Weiſe verfertigt werden, daß immer eine Claſſe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eiſen aber durch Hämmer, welche vom Waſſer getrieben werden, geſchmiedet wird. In einigen werden nur ſchneidende und ſtoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekannteſten ſind die zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafſchaft Mark, zu Maſtricht, zu Lüttich u. ſ. Außerdem hat faſt jeder Landesherr, der ein beträchtliches Heer unterhält, ſeine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladeſtöcke, ſondern auch Küraſſe und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenſchmiede den Härtern, welche die geſchmiedeten Klingen härten, und dieſe den Schleifern in die Hände, welche ſie auf der großen, vom Waſſer getriebenen Schleifmühle ſchleifen und poliren. Zu den Feuergeweh-

ren und Küraſſen wird das Eiſen auf einem eigenen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu Platten geſchlagen, die Platten verwandelt der Rohrſchmidt in Röhre, welche ſodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der ſie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzſchraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufſetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schloſſes bis zum Härten und Poliren, der Meſſing- und Zeugfeiler verfertigt den Beſchlag, der Schäfter den Schaft, der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur ſetzt alle dieſe Theile zuſammen. Die Küraſſe werden unter dem Prellhammer ſchon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Küraßſchmidt übergeben, der ſie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbſteuer, Induſtrieſteuer, Arbeitsſteuer, iſt die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber iſt nicht blos das Einkommen zu verſtehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verſchafft, ſondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weiſe durch Anwendung geiſtiger oder körperlicher Kraft erworben wird, alſo auch die Beſoldung der Staatsbeamten, der Verdienſt der Aerzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erforderlichen Betrag überſteigt, ſollte eigentlich einer Beſteurung unterworfen werden; dieſer Bedarf aber iſt bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältniſſen höchſt verſchieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus ſein würde, iſt für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden iſt, nicht ſo ſehr von den dem höhern Arbeitslohne, als vielmehr von dem Gewinnſte her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verſchaffen. Die Gewerbſteuer muß daher, ſoll ſie nicht drückend, dem Gewerbfleiße nachtheilig und verderblich werden, ſo angelegt ſein, daß ſie 1. das nothdürftigſte Auskommen gar nicht antaſtet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigſte Auskommen verdienen, nur einen ſehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Theilen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Ueberſchuß über ſeinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßſtabe der Gleichheit und zwar ſo vertheilt iſt, daß ſie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrſcheinlichen Verdienſtes berechnet wird; 5. nicht die beſondern Anſtrengungen des Fleißes, ſondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienſt beſteuert. In den wenigſten Ländern finden wir Beiſpiele von reinen Gewerbſteuern; gewöhnlich treffen die unter dieſer Benennung vorkommenden Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder ſogar auch in die Grundrente; zu dergleichen gemiſchten Steuern iſt auch diejenige zu zählen, welche in verſchiedenen Ländern unter dem Namen Patentſteuer eingeführt worden. KM.

Gewicht iſt ein Körper von beſtimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, ſo daß das Gewicht und die Sache, welche man wägt, von gleicher Schwere ſind. Gewöhnlich iſt auf jedem Gewicht ſeine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müſſen in jedem Staate unter der Aufſicht der Polizei ſtehen, welche dieſelben verfertigen, genau richten und ſtempeln läßt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Ländern wegen Verſchiedenheit der Gewerbe, wiewol ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1. bei Burg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien

eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Grängewicht, das Markgewicht und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Richtpfennig. 2. Im gemeinen Leben wägt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3. Iſt noch überdies zu bemerken, das Gold-, Silber-, Apotheker- und Fleiſcher- (Metzger- oder Schlächter-) Gewicht. Die Gewichte ſind zuweilen von Stein, und dieſe ſind wegen ihrer leichten Abnutzung die ſchlechteſten, insgemein aber von Metall, und im letztern Falle am beſten von Meſſing, weil die bleiernen ſich leicht abſtoßen und die eiſernen nach und nach durch den Roſt leichter werden.

Gewiß und Gewißheit ſind von Wiſſen benannt, indem dadurch der dem Wiſſen, als einer beſondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Ueberzeugung angedeutet werden ſoll. Wer nämlich etwas zu wiſſen behauptet, legt ſich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er ſelbſt zweifelt, noch andere zweifeln ſollen. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß dieſen Anſpruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Gültigkeit nicht zutraut, ohne ſie doch ſchlechthin als falſch und ungültig zu verwerfen, erklärt man ſie blos für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrſcheinlichkeit das Bewußtſein der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausſchließt, ſo iſt für den, der etwas nur für wahrſcheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache ſich ſo verhalte, wie er ſich dieſelbe vorſtellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man ſeinen Beifall zurückhalten müſſe, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder höchſtens ſeine Urtheile nur für wahrſcheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterſcheidet ſich eben dadurch vom Wiſſen, daß jenes ſich nur für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß, dieſes hingegen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menſchliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig ſei oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Unterſuchung über das menſchliche Erkenntnißvermögen, deſſen Geſetze und Schranken vorausſetzt. (Vergleiche die Artikel: Erkenntniß und Grenze des menſchlichen Geiſtes.) So viel aber iſt doch einleuchtend, daß der geſunde Menſchenverſtand und das unverdorbene ſittliche Gefühl gewiſſe Erkenntniſſe als unbezweifelbare, mithin völlig gewiſſe Wahrheit anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zweimal zwei vier iſt, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. ſ. w. unerlaubte Handlungen ſind, und daß der Menſch eine höhere Beſtimmung hat, als blos hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren, ſich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken nur noch den Unterſchied zwiſchen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Dieſe entſteht durch Beweiſe, in welchen ein Satz die Gültigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in ſich ſelbſt, und iſt daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewiſſes gäbe, ſo würden alle Beweiſe ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangsgrund haben, mithin gleichſam haltungslos in der Luft ſchweben. D.

Gewiſſen iſt das Vermögen des Menſchen, über das Verhältniß ſeiner Handlungen und ſeines ſittlichen Zuſtandes zu dem Sittengeſetze (welches der religiöſe Menſch als Gottes Geſetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es ſich durch Warnung und Ermun-

terung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewiſſen. Auch unterſcheidet man ein ſchlafendes, wachendes und erwecktes Gewiſſen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen, nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetz, entweder ganz unterlaſſen wird, oder anfängt, oder ſtets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der ſeine Handlungen mit möglichſter Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetze beurtheilt, und daher ſtreng gegen ſich ſelbſt iſt, wird ein enges Gewiſſen oder Gewiſſenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieſer Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Geſetz verbietet, leichtſinnig ſich erlaubt, wird ein weites Gewiſſen zugeſchrieben. Oft braucht man das Wort Gewiſſen auch von dem den Menſchen begleitenden Bewußtſein erfüllter oder verletzter Pflicht, und in dieſem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem böſen Gewiſſen redet. Das gute Gewiſſen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böſe Gewiſſen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewiſſensbiſſe genannt werden, wenn ſie mit peinlichen Schmerzen verknüpft ſind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewiſſen und die Wirkungen deſſelben ſind der ſicherſte Beweis von der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen. N.

Gewiſſensfall iſt ein ſolcher Fall, über welchen das Gewiſſen nicht mit Beſtimmtheit und Klarheit entſcheidet, ſo daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht ſei, und man thun oder laſſen ſoll. Hat die Schwierigkeit der Entſcheidung ihren Grund in der Colliſion (dem Streit) der Pflichten, ſo wird der Gewiſſensfall Colliſionsfall genannt. Der Theil der Moral, welcher ſich mit den Unterſuchungen über die Gewiſſens- und Colliſionsfälle beſchäftigt, heißt Caſuiſtik. (Vergl. d. Art.)

Gewiſſensfreiheit und Gewiſſenszwang. Die Gewiſſensfreiheit beſteht in dem ungeſtörten Beſitz des Rechtes, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewiſſen fordert, daß man ſeine religiöſen Ueberzeugungen nicht verläugne, und doch den Menſchen oft angeſonnen worden iſt, einen Glauben, den ſie nicht zu den ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche ſie mißbilligten, auszuüben, ſo wird das Wort Gewiſſensfreiheit namentlich von dem ungeſtörten Beſitze des Rechts, ſeinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewiſſensfreiheit in dieſem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewiſſensfreiheit iſt der Gewiſſenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beſchränkung des Rechts, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beſchränkung des Bekenntniſſes und der Ausübung der Religion beſteht. N.

Gewitter nennen wir die furchtbarſchöne Naturerſcheinung, welche ſich ereignet, wenn Wolken, deren electriſches Gleichgewicht unter einander aber mit der Erde geſtört iſt, ſich ihrer Electricität durch einen, von Donnerſchlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich ſind Stürme und Regengüſſe damit verbunden. Erſtere entſtehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Waſſer, woraus ſich Luft und Dünſte entwickeln; über die letztern ſtellt Sauſſure folgende Vermuthung auf. Durch die Electricität werden die Dünſte in den Wolken in blaſenförmiger Geſtalt erhalten; indem ſich nun durch den Blitz die Wolke

ihrer Electricität entladet, zerplatzen die Dunſtbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit ſind, da es doch in dieſer Jahresfriſt eben ſo ſtark electriſche Wolken gibt, davon iſt die wahrſcheinliche Urſache, daß Kälte beſſer iſolirt als Wärme, und daß alſo in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entſtehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen ſich vielleicht, wie ſolches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigſten erwärmt zu ſein pflegt. (Vergl. **Blitz** und **Donner**.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geſchriebenes oder Gewohnheitsrecht ſein. Das erſtere beruht, ſeiner Form und ſeinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Geſetzgebers. Das letztere gründet ſich darauf, daß bisher gewiſſe Rechtsregeln in vorkommenden Fällen beobachtet worden ſind, und der Geſetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewiſſen Gegenſtand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundſätze als Geſetze gelten ſollen. O.

Gewürze ſind diejenigen Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, die in ihrer Miſchung vorzüglich ätheriſches Oel enthalten, wodurch ſie fähig werden, am meiſten die Verdauung zu unterſtützen, zu welchem Endzwecke ſie auch im gemeinen Leben ſehr häufig angewendet werden, wiewol ſie einen noch mannichfaltigern Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich ſolcher, die in den heißen Ländern wachſen, ſind am gewürzreichſten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen und Zimmtrinden, Gewürznelken, Mutternelken, Cardamomen und Pfeffer aus Oſtindien als Gewürze erhalten; doch ſind auch unſere Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingwer u. ſ. w. gewähren angenehme, den Magen ſanft reizende Zuſätze zu mannichfaltigen Speiſen und Gebäcken. Das Salz, ein mineraliſches Erzeugniß, iſt wol eine Würze, aber nicht Gewurz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entſpricht. ff.

Gewürzinſeln oder **Molucken** heißen, im weitern Sinne alle bekannte und unbekannte Inſeln in dem großen Archipelagus, der ſich vom Morgen nach Abend zwiſchen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwiſchen Gilolo und Timor ausdehnt. Sie ſind, wie es ſcheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulcane auf einigen derſelben, wie z. B. einen ſehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in dieſem Inſelmeere ſehr gefährlich. Die Hitze iſt im Sommer ſehr groß, in den Regenmonaten die Luft ſehr ungeſund. Ureinwohner ſind die Haraforas oder Alforen, ein ſtilles Volk, faſt auf allen oſtindiſchen Inſeln. Die malayiſche Sprache iſt die herrſchende auf den moluckiſchen Inſeln; es gibt aber auch viele Bewohner von chineſiſcher, japaniſcher und arabiſcher Abkunft. Als die Portugieſen 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier ſchon angeſiedelt, und durch ſie war die mohammedaniſche Religion, die aber ſehr mit Heidenthum vermiſcht blieb, herrſchend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugieſen, die auf dieſen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) ſo entfernten, Inſeln die empörendſten Gräuel verübten, hart bedrückt, und eben ſo hart behandelt

von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für ſich benutzten und ſeit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau deſſelben zu hindern, jedem Verſuche, Manufacturen anzulegen, ſo wie jeder Art von Verbeſſerung, die dem Volke die Gegenſtände, woran es Mangel litt, hätte verſchaffen können, ſich zu widerſetzen. Den Portugieſen blieb die Herrſchaft und faſt ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17. Jahrh., wo die Holländer dieſe einträglichen Beſitzungen ihnen entriſſen. Die neuen Herren beſaßen ſie bis 1796, und ſeitdem wurden ſie zweimal eine Eroberung der Britten. Im pariſer Frieden ſind ſie jedoch abermals zurückgefallen. Die größten Inſeln dieſes Archipelagus ſind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inſeln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maſchian und Baſchian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden erſten ſind die größten, auf denſelben wächſt die beſte Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Beſitze der Molucken und des ausſchließenden Handels mit Gewürzen geweſen waren, fanden ſie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die ſüdlichen Inſelgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im J. 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inſelbeherrſchern ein Vertrag geſchloſſen, worin beſtimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inſeln ausgerottet und nie wieder ſolche gepflanzt werden ſollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürſten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet der zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieſes Vertrages zu ſichern, legten die Holländer drei ſtarke Feſtungen, Oranien, Holland und Wilhelmſtadt, auf der Inſel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf dieſen Inſeln, ſo weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeſchoſſenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiſte jährlich der Gouverneur von Amboina mit einem Geſchwader von 20 bis 50 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge ſein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln wuchſen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieſer Eilande, uberall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inſelbewohnern. Die moluckiſchen Inſeln ſind übrigens von der Natur ſehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Waſſer, und ſie müſſen Reis und andere Lebensbedürfniſſe von der Inſel Celebes holen. Die Nachtheile des Waſſermangels erleichtert zum Theil der häufig wachſende Kokusbaum, deſſen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. Unter den elf Amboinainſeln iſt Amboina die wichtigſte, aber nicht die größte, und war der Hauptſitz der holländiſchen Niederlaſſungen auf den Molucken. Auf einem Flächenraume von 20 Q.M. hat ſie 24,000 Einwohner. Die Inſel wird in die größere und kleinere Halbinſel abgetheilt. Auf der erſten Hälfte, Hitou, haben die Holländer fünf Forts; auf der ſüdlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Beſatzung war 600 Mann ſtark. Auf der Landenge, welche die Halbinſel verbindet, liegt die Feſtung Middelburg. Die Inſel iſt gebirgig mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungeſunde Luft. Das vorzüglichſte Erzeugniß iſt der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inſeln in 400 Gär-

ten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. Die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft hatte ſehr umſtändliche Vorſchriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatennußbaum hier angepflanzt, der gut bedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinſeln Caffee, Zucker, Reis, Kokosnüſſe, Mandeln, Tabak und ſchöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln ſind Hanimoa, mit dem Fort Duurstade, und Nuſſa-Laut (mit 4000 Einwohnern) ſehr nelkenreich, und Ceram (mit 6000 Einwohnern) liefert ſchönes Ebenholz. Die Gruppe der Banda-Inſeln, die ſüdlichſten der Molucken, beſteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur ſechs bewohnt ſind. Sie haben einen ſandigen, zum Theil felſigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß iſt der Muskatbaum. Auch liefern ſie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüſſe; aber ſie haben weder Getreidebau noch Viehzucht. Unter den 5760 Einwohnern ſind 1700 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der holländiſche Befehlshaber wohnte auf der eigentlich ſogenannten Inſel Banda oder Poula- (Inſel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Naſſau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine ſchmale Straße von jener getrennte Inſel Landoir-Banda iſt die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meiſten Muskatnüſſe, die hier in 34 Gärten wachſen. Die übrigen Inſeln ſind kleiner, als dieſe beiden. Auf Poula-Ai, wo gar kein Trinkwaſſer iſt, wachſen die beſten Muskatnüſſe. Goenong-Api (im malayiſchen Feuerberg) iſt 1940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, deſſen häufige Ausbrüche die benachbarten Inſeln mit Aſche bedecken und den Aufenthalt auf dieſen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Inſel Roſingin oder Roſagain iſt der Aufenthaltsort von Miſſethätern, welche unter der Aufſicht einiger bewaffneten Wächter Holz bauen und Kalk und Ziegel brennen müſſen. Die Caſtelle auf den Banda-Inſeln waren gut befeſtigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter holländiſcher Flagge zu verhüten, lag rings um die Küſte ſtets ein Geſchwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt und unterſuchte. Die Beſatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrſchenden Mangel an Lebensmitteln, ſehr elend. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, ſo grauſame, treuloſe Menſchen, daß die oſtindiſche Geſellſchaft um ihrer eigenen Sicherheit willen ſich genöthigt ſah, ſie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu ſenden. Dieſe Coloniſten aber beſtanden aus den ſchändlichſten Menſchen, die ſonſt nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Landoir-Banda gewöhnlich die Zuchthausinſel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derſelben Perkeniers. Dieſe mußten das geerntete Gewürz gegen einen ſehr geringen Preis an die holländiſch-oſtindiſche Geſellſchaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. Die beſte Sorte von Muskatnüſſen wird nach Europa geſandt, eine ſchlechtere, oder die Mittelſorte, in Indien verkauft, und aus der geringſten das köſtliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchſchnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000 Pfund nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der Ueberreſt ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüſſen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pfund Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pf. Nüſſe und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Nothfall aufbewahrt,

oder auch, wenn reichliche Ernten die Vorräthe zu ſehr häuften, ganz vernichtet. Schon ſeit mehrern Jahren aber wurde, ſowol wegen der Nachläſſigkeit, womit man das Einſammeln betrieb, als wegen der Verwüſtungen, die ein heftiger Orkan 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und 1796 wurden auf den Banda-Inſeln nur 163,236 Pf. Nüſſe und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieſes durch ganz Europa bekannte und gebrauchte Gewürz, ſind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine ſchöne pyramidaliſche Krone treibt. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind langgeſtielt, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat ſproſſen die röthlichen Blüthen büſchelweiſe an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch iſt viermal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße ſind in vier Haufen geſondert; die Frucht iſt eine Beere, unten zweifächerig, und ein- bis zweiſamig. Zur Zeit der Reife hat ſie die Geſtalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird ſie ſo groß wie ein Hühnerei, von Farbe ſchwarzroth, und beſteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einſchließt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen ſchwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber lieblichern Geſchmack, der etwas zuſammenziehend iſt. Man nennt ſie Mutternelken. Die unaufgebrochenen Blüthenknospen werden darum in dieſem Zuſtand abgenommen, weil ſie, wie dies auch mit andern Blüthen der Fall iſt, dann die meiſte Kraft haben. Wenn ſie gepflückt ſind, trocknet man ſie im Rauche, wodurch ſie braunroth werden, und bringt ſie dann an die Sonne. Friſch iſt ihr Geſchmack unleidlich brennend. Sie enthalten $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ ihres Gewichts waſſerhelles ätheriſches Oel, welches im Waſſer größtentheils unterſinkt, und einen heftigen Geruch und höchſt brennenden Geſchmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nuſſalauta gezogen, wo er auch urſprünglich einheimiſch iſt. Er ſoll aber auch auf Ternate, Marigeron, Tidor und Neuguinea wild zu finden ſein. Als die Holländer in Oſtindien noch ſo mächtig waren, daß ſie alle übrigen Nationen gleichſam verdrängten, rotteten ſie die wildwachſenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten ſie nur auf den oben genannten Inſeln an. (S. Gewürzinſeln). Sie wollten ſich dadurch den Alleinhandel dieſes Gewürzes verſchaffen, allein die Franzoſen wußten einige Bäume oder Samen zu erlangen, und legten davon Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gherardesca (die Familie). Ugolino, Manfred und Bonifazio Gherardesca. Philipp Gherardesca. Die Familie Gherardesca gehörte im Mittelalter zu den berühmten und ihre Glieder ſpielten verſchiedentlich bedeutende Rollen in der Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten damaliger Zeit. Urſprünglich ſtammten ſie aus dem Toscaniſchen, und die Grafſchaften Gherardesca, Donavatico und Montescudaio (in den Maremmen zwiſchen Piſa und Piombino) gehörten ihnen. Gegen Anfang des 13. Jahrh. ſchloſſen ſich die Grafen Gherardesca im politiſchen Intereſſe an die damals mächtige und reiche Republik Piſa an, wo ſie beſonders auf Seiten des Volkes, welches ſchon zu jener Zeit gegen die gern um ſich greifende Ariſtokratie kämpfte, ſtanden. Im Uebrigen hielten ſie es jedoch bei dem großen Streit zwiſchen den Gibellinen und Guelfen, welcher bekanntlich Italien ſo lange verheerte und endlich damit endete, daß dies geſegnete Land zu

politiſcher Nichtigkeit herabſank; mit der Partei der ſchwäbiſchen Kaiſer, und in den verwüſtenden, für Italien wie für Deutſchland gleich unglücklichen Feldzügen dieſer Fürſten, ſtritten ſie mit Tapferkeit und Treue für die einmal — freilich als Italiener unvolkthümlich genug — erwählten Paniere der Gibellinen. Zwei aus dieſer Familie, die Grafen Gerard und Galvano Donavatico, theilten das traurige Geſchick des jungen Conradin von Hohenſtaufen und endeten, nachdem ſie ihn auf ſeinem unglücklichen Zuge nach Neapel begleitet hatten, mit ihm auf dem Blutgerüſte. Dieſer Unfall, ſo wie die Feindſeligkeiten, in welche die Gherardescas früher ſchon (um d. J. 1237) mit den Viscontis, welche der Partei der Guelfen angehörten, gerathen waren, und die ſo einflußreich wurden, daß ganz Piſa ſich dieſerhalb in zwei Parteien theilte, ſchadeten jedoch im Ganzen der Macht dieſes ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Geſchlechtes keineswegs ſo, wie man hätte vermuthen ſollen, und wir ſehen im Gegentheil, wie bald nach dem Schickſale, welches die Grafen Gerard und Galvano in Neapel traf, das nunmehrige Haupt der Familie, der durch ſeinen und der Seinen entſetzlichen Tod berühmt gewordene Ugolino Gherardesca, den kühnen Gedanken faßte, Unterdrücker ſeiner Vaterſtadt (Piſa) und ſeiner Mitbürger zu werden. Das Beiſpiel der Della Scala in Verona, der Visconti in Mailand, reizte den ehrſüchtigen Mann, und als erſte Magiſtratsperſon in der Republik und als Haupt der Gibellinen in der Stadt, glaubte er nur wenig Schwierigkeiten überwinden zu dürfen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Ganz der Politik ſeines Hauſes und ſeiner Zeit entgegen, beging er jedoch den Fehler, die Partei der Gibellinen gewiſſermaßen zu verlaſſen und ſich den Guelfen ſo weit zu nähern, daß er ſeine Schweſter an Johann Visconti, Oberrichter zu Gallura und Haupt der Guelfen in Piſa, zur Gattin gab. Dies machte ihn Allen verdächtig, und in der That hatten die Piſaner aller Farben nicht Unrecht, ein Bündniß mit Verdruß zu betrachten, welches die geheime Uebereinkunft zwiſchen Visconti und Ugolino zum Grunde hatte, die Freiheit der Stadt zu ſtürzen. Nach Ugolinos Plan ſollte Visconti ihm nicht allein die Hülfe der Guelfen in Toscana ſichern, ſondern auch unbemerkt die Soldtruppen zuführen, die er in Sardinien zu ſeinen herrſchſüchtigen Zwecken geſammelt hatte. Der Plan ſcheiterte jedoch an der Wachſamkeit der Piſaner. Gallura ward am 24. Juni 1274 verbannt und Ugolino ſelbſt verhaftet. Wüthend hetzte nun der Erſtere die Guelfen gegen Piſa auf, ſein früher Tod zu San-Miniato befreite indeß die Republik von dieſem gefährlichen Gegner, wogegen aber Ugolino, der bald darauf gleichfalls verbannt ward, ſich mit den Florentinern und Lucheſern verband und durch Hülfe dieſer beiden, an deren Spitze er mehrere Siege über die Piſaner erfocht, ſeine Landsleute im J. 1276 nöthigte, ihn zurückzurufen. So wieder ſeinem erſten Plane ſich nähernd, trachtete er nun dahin, ſich ſowol die Freundſchaft der Gibellinen in der Stadt, als der Guelfen auswärts zu ſichern, und ſeiner Klugheit, wie ſeinem Reichthum, gelang dies nur zu gut. Die ſonſt ſo wachſamen Republikaner ließen ſich wirklich einſchläfern, und als im J. 1282 der für Piſa ſo unglücklich ausfallende Krieg mit Genua ausbrach, glaubte Ugolino, es ſei nun an der Zeit, die Kraft des Volkes, das ihm bisher noch immer in ſeinen Beſtrebungen widerſtanden hatte, zu brechen. Am Tage von Maloria (d. 6. Auguſt 1284), denkwürdig durch die Niederlage der piſaniſchen Flotte, die ſeitdem ſich nie wieder hob, und wo 11,000 Piſaner in

die Gefangenſchaft der Genueſer fielen, verrieth Ugolino, getrieben von Durſt nach Herrſchaft, zuerſt ſein Vaterland und gab, den Untergang der Macht des freien Volkes wünſchend, durch abſichtliche Flucht das Zeichen zum Verluſt der Schlacht; denn ſo wie er mit ſeinem Schiffe ſich wendete, hielten die Andern alles für verloren und ſtürzten in wilder Verwirrung ihm nach; die alten Feinde Piſas, die Florentiner, Luccheſer, Sieneſer, die Städte Piſtoja, Prato, Volterra, San-Geminiano und Colla — alle Anhänger der Guelfen — ſtanden aber auf die Nachricht von dieſem Unfalle auf, um mit einem entſcheidenden Schlag das alte Piſa, die Hauptſtütze der Gibellinen in Italien, für immer zu vernichten. Der Staat, am Rande des Abgrunds, ſah ſich nun genöthigt, ſich dem in die Arme zu werfen, der ihn durch ſeine Treuloſigkeit in dieſe Lage verſetzt hatte. Ugolino, längſt im Geheim verbunden mit den Häuptern der Guelfen, übernahm die Unterhandlungen mit den Feinden der Stadt, und dieſe waren ſo erfolgreich für ihn, daß er ſich endlich faſt ganz am Ziele ſeiner Wünſche ſah. Die Häupter der Gibellinen wurden verbannt, die Florentiner beſetzten mehrere Schlöſſer und Ugolino herrſchte, unter dem Schutz der alten Feinde Piſas, über das entwürdigte Vaterland, das er dadurch noch mehr ſchwächte, daß er den Luccheſern den Weg bis vor die Thore der Stadt durch Uebergabe mehrerer Caſtelle bahnte, und mit Genua nicht Frieden ſchloß, um die dort gefangen gehaltenen Streiter nicht zurückkehren zu laſſen. Während er indeß auf dieſe Art das Vaterland unterdrückte und ſeinem Haß gegen ſeine Feinde durch Aechtungen freien Lauf ließ, entſpann ſich in ſeiner eigenen Familie ein Aufſtand gegen ihn. Nino de Gallura, ſein Neffe, empört über dieſe Tyrannei, vereinigte vergebens die anſehnlichſten Familien ſowol von der Gibelliniſchen als Guelfiſchen Partei, die Gualandi, Sismondi, Lanfranchi u. a., um Piſa aus der Schmach, in welche es geſunken war, zu retten. Nach einem Kampf von faſt drei Jahren gelang es Ugolinos Liſt, durch Hülfe des Erzbiſchofs von Piſa, Roger Ubaldini, das Bündniß jener Gegner zu trennen und die Gibellinen ſich wieder zu Freunden zu machen. Die Lanfranchi und Andere verließen den Nino de Gallura; dieſer ward nebſt vielen ſeiner Freunde verbannt, und Roger Ubaldini, zum Dank für ſeine Mühe, von Ugolino, der ihm verſprochen hatte, die Herrſchaft über Piſa mit ihm zu theilen, aus dem Volkspalaſt gewaltſam vertrieben. Jetzt kannte des Uſurpators Herrſchſucht keine Grenzen mehr; auf jede Art ward das Volk von ihm gemißhandelt, ſeine eigenen Anverwandten am Leben bedroht und ein Neffe des Erzbiſchofs von ihm ermordet. So viele Frevelthaten empörten endlich Alles gegen ihn, und Roger Ubaldini, ehrgeizig, hinterliſtig und grauſam wie Ugolino, trat an die Spitze der Verſchwornen. Schlau wußte er den Plan bis zu ſeiner Reife den Augen des Tyrannen zu verdecken, und erſt als dieſer fortwährend, zum Schaden des Ganzen, auf Krieg mit Genua beſtand, kam die Sache zum Ausbruch. Den 1. Juli 1288 ward auf Ubaldinis Veranſtalten plötzlich die Sturmglocke gezogen, Ugolino von allen Seiten angegriffen und endlich nach einer bis auf den Abend dauernden, hartnäckigen Gegenwehr, mit zweien ſeiner Söhne, Gaddo und Uguccione, und zweien ſeiner Enkel, Nino, genannt le Brigata, und Aurel. Nuncio, gefangen genommen. Dies ſind die fünf Perſonen, deren entſetzlichen Tod Dante in ſeinem unſterblichen Gedichte, la divina Comoedia, in der Abtheilung l'Inferno, erwähnt. Roger, oder Rugieri Ubaldini, ließ nemlich die Unglücklichen gleich nach ihrer Gefan-

gennehmung in den Thurm von Gualandi, ſeitdem torre di fame genannt, bringen, und ſeiner Rache kein Ziel ſetzend, warf er, ein Ungeheuer in Menſchengeſtalt, nach einigen Monaten die Schlüſſel zu demſelben in den Arno und weihte die Eingeſperrten dem Hungertode. Dichter und darſtellende Künſtler haben ſeitdem das ſchreckliche Ende Ugolinos und der Seinen oft zum Gegenſtand gewählt, und die Nachwelt hat über der entſetzlichen Strafe die Verbrechen vergeſſen, deren Ugolino im Leben ſich ſchuldig machte. Da mehrere von Ugolinos Söhnen, Enkeln und übrigen Verwandten ſich während dieſer ſchrecklichen Entwickelung theils nicht in Piſa befanden, theils durch die Flucht entkamen, ſo gelang es der Familie Gherardesca, bald wieder zu Glanz und Anſehen ſowol in ihrer Vaterſtadt als anderwärts zu kommen, und wir finden ſchon 1320 einen Rieri Donavatico Gherardesca an der Spitze der Verwaltung in Piſa wieder. Ein natürlicher Sohn dieſes Rieri war Manfred Gherardesca, der als Feldherr der Piſaner Cagliari mit ſchwacher Macht gegen Alfons IV. von Aragonien vertheidigte, und am 28. Febr. 1324 bei Luco-Ciſterna durch ſeine Tapferkeit ihm den Sieg ſtreitig machte. Auch gelang es den Aragoniern nicht eher, Cagliari einzunehmen, bis Manfred, ſchwer verwundet bei einem Ausfalle, einen rühmlichen Tod fand. — Ein anderer Gherardesca, mit Namen Bonifazio, ward 1329 zum Capitain von Piſa ernannt, als dieſe Stadt das Joch des berühmten Caſtruccio Caſtracani und Kaiſer Ludwigs des Baiern abwarf. Seine Rechtſchaffenheit und Einſicht erwarben ihm die Liebe der Mitbürger und die Stadt verdankte ihm den vortheilhaften Frieden, den ſie bald nach dieſer Zeit mit ihren alten Feinden, den Guelfen, ſchloß. Eben ſo unterdrückte er ſiegreich eine Verſchwörung der Adeligen gegen die Freiheit der Bürger (1335) und zwang die Ehrſüchtigen, die Stadt zu verlaſſen. 1340 ſtarb dieſer wackere Mann an der Peſt, und die dankbaren Piſaner, ernannten ſeinen 11jährigen Sohn, Reiner, zu ſeinem Nachfolger in dem Amte eines Capitains. Schon 1348 ſtarb aber Reiner gleichfalls an der Peſt, und da die Familie Gherardesca um dieſe Zeit durch dieſes ſchreckliche Uebel viele ihrer Glieder verloren hatte, ſo zogen ſich die wenigen Uebrigen auf ihre Stammbeſitzungen in den Maremmen zurück und nahmen nur noch ſelten Antheil an den politiſchen Begebenheiten von Piſa. — In neuerer Zeit zeichnete ſich ein Philipp Gherardesca, aus Piſtoja gebürtig, (1730) in der Muſik als Compoſiteur und großen Pianiſt, aus. Noch jung kam er zu dem berühmten P. Martini nach Bologna, deſſen beſter Schüler er binnen kurzem wurde. 1766 ſchrieb er ſeine erſte Oper, die in Bologna mit großem Beifall aufgenommen wurde. Gleichen Erfolg hatten ſeine Arbeiten für die Theater zu Florenz. 1770 ernannte ihn der Großherzog Leopold von Toscana, der ihn in Piſa hatte kennen und ſchätzen lernen, zu ſeinem Hof-Capellmeiſter. Von dieſer Zeit an arbeitete Gherardesca faſt nichts mehr für das Theater, ſondern widmete, dem Wunſche des Großherzogs gemäß, ſeinen ganzen Fleiß dem muſikaliſchen Unterricht der zahlreichen Kinder ſeines Herrn. Wie Leopold endlich den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, blieb Gherardesca in Dienſten von Ferdinand III. (dem Sohne Leopolds), und als Toscana in Folge der Kriege mit Frankreich an Louis Bourbon, König von Etrurien, kam, behielt Gherardesca auch hier ſeinen Poſten bei und ward von dem neuen Fürſten noch beſſer belohnt, als von deſſen Vorgängern. Sein berühmteſtes, bis

jetzt aber noch nicht durch den Druck allgemein bekannt gewordenes Werk iſt das Requiem, welches er 1803 auf den Tod des Königs von Etrurien ſchrieb. Außerdem hat man von ihm noch mehrere, von Kennern ſehr geſchätzte Sonaten für das Fortepiano und Violon. Gherardesca ſtarb 1808 zu Piſa in dem hohen Alter von beinahe 80 Jahren, was um ſo bemerkenswerther iſt, da er übel gewachſen und faſt ſtets kränklich war.

Ghiberti (Lorenzo), ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten ſich beſonders mit der Goldſchmiedekunſt, in der die Florentiner ſehr berühmt waren, beſchäftigt. Er lernte ſchon früh von ſeinem Stiefvater Bartoluccio, einem geſchickten Goldſchmid, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunſt, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrſcheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des 14. Jahrh. der Peſt wegen Florenz verlaſſen, und malte 1401 ein Frescogemälde zu Rimini in dem Palaſt des Fürſten Pandolfo Malateſta, als die Prioren der Handelsſchaft zu Florenz alle Künſtler aufforderten, in der Ausführung eines der bronznen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes ſchmücken, zu wetteifern. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Piſa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, ſondern auch alle lebenden Künſtler, unter denen ſehr berühmte und geſchickte Meiſter waren, zu übertreffen. Die Opferung Iſaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichſten Bruneleſchi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erſtern traten freiwillig zurück, indem ſie Ghiberti den Vorzug einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunſch der Prioren, nach faſt eben ſo langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel-Angelo ſagte, daß ſie den Eingang des Paradieſes zu ſchmücken werth ſeien. Während dieſer vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und fur die Kirche Santa Maria del Fiore den bronzenen Reliquienkaſten des heil. Zenobius, Biſchofs von Florenz, von deſſen trefflichen Basreliefs ſich drei Nachbildungen im Antikenkabinet zu Dresden befinden. Alle dieſe Werke ſind noch vorhanden, und laſſen Ghibertis Fortſchritte wahrnehmen. Klebt ſeinen erſten Arbeiten noch eine gewiſſe Trockenheit aus Giottos Schule an,. ſo erſcheinen die ſpätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und feſtern Styl, und der Reliquienkaſten des Zenobius, ſo wie die zweite Pforte gehören noch heute zu den ſchönſten Kunſterzeugniſſen des neuern Italiens. Auch in der Glasmalerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. Ueberdies iſt von ihm ein Werk über die Bildhauerkunſt vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchſtück mitgetheilt hat. Er ſtarb um das J. 1455. Der Kalmuk Feodor Iwanowitſch hat Ghibertis Thüren in 12 ſchönen Umriſſen geäzt 1798 herausgegeben.

Gianni (Francesco), Dichter und Improviſatore, geb. im Kirchenſtaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf ſeiner Arbeitsbank Taſſo, Arioſt und andere Dichter las. Bei ei-

nem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improviſatore. Als ſolcher verſuchte er ſich zuerſt in Genua. Hierauf gab er ſich voll Begeiſterung für die Freiheit, welche Italien von Buonaparte, dem Gründer der cisalpiniſchen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des geſetzgebenden Raths. In dieſer Lage erwarb er, der ſchon als Dichter bezauberte, ſich ſolchen Beifall, daß man ſein Bild in Kupfer ſtechen ließ. Das Spartaniſche in ſeiner Geſichtsbildung entſprach ganz ſeinem gluhenden Republikanismus. Die Ruſſen ſperrten ihn in Cattaro ein. Nach ſeiner Befreiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Buonaparte mit einer Penſion von 6000 Fr. zum kaiſerlichen Improviſatore ernannte. In den Geſellſchaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei ſich verſammelte, improviſirte Gianni mit dem glänzendſten Beifall über das erſte beſte Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieſer Geſänge wurden mit der franzöſiſchen Ueberſetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er ſeine Beſchützerin feierte, ſind eben ſowol Beweiſe ſeiner Dankbarkeit als ſeines Talents. Man findet ſie, nebſt einigen improviſirten Liebesgeſängen, in Giannis Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. uberſ. Paris 1813.) Nach Buonapartes Fall behielt Gianni ſeine Penſion. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luiſe im Jan. 1815 ſtarb, hat er nur Sonetten frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichteriſchen Ruf ſo eiferſüchtige Monti ſagt von ihm: die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden; doch ſetzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Abſicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotiſchen, heroiſchen und republikaniſchen Geſänge dieſes Dichters (Mailand 1807, 5 Bändchen) Einzelheiten, die der berühmteſten Dichter Italiens würdig ſind.

G i a n n o n e (Pietro), ein durch ſeine Schickſale wie durch ſeine Werke gleich berühmt gewordener Schriftſteller, wurde den 7. Mai 1676 zu Iſchitella, in der Provinz Capitanata (Königreich Neapel) geboren und verdankte ſeine Bildung größtentheils dem bekannten Rechtsgelehrten Gaetano Argento in Neapel, in deſſen Hauſe ſich damals regelmäßig faſt alles verſammelte, was jene Hauptſtadt an ausgezeichneten Geiſtern hatte. Hier war es auch, wo Giannone den Plan zu ſeinem berühmteſten und das Geſchick ſeines ganzen Lebens beſtimmenden Werke, ſeiner Storia civile del Regno di Napoli (4 Bde. in 4. Neapel 1723) faßte, zu deren Ausarbeitung er 20 Jahre brauchte, und bei welcher ihm beſonders Angelo di Coſtanzos Werk über Neapel zum Führer diente. Die Schärfe, mit welcher Giannone in ſeinem Buche das Streben des römiſchen Hofes beleuchtete und überhaupt das Treiben der Geiſtlichkeit in den verſchiedenen Zeiten und Verhältniſſen würdigte, zogen ihm gleich nach Erſcheinen deſſelben den Haß und die Verfolgungen des römiſchen Hofes, ſo wie faſt des ganzen Clerus zu, und weder das Anſehen des damaligen Vicekönigs von Neapel, noch die Gewogenheit des vernünftiger denkenden Cardinals Althano, noch der Beiſtand der Stadtgemeinde von Neapel, die Giannone zu ihrem Anwalt in Rechtsſachen ernannt hatte, vermochten den Sturm zu beſchwören, der von Rom aus über ihn kam. Pfaffen hetzten den dummgläubigen Pöbel der Hauptſtadt gegen ihn auf, der ſich ſo weit vergaß, daß er den Mann beſchimpfte, welcher das Verfinſterungs- und

geiſtige Unterdrückungsſyſtem des römiſchen Hofes aufdeckte, und die Rache der erzürnten Geiſtlichkeit ging ſo weit, daß die anſtößige Schrift verbrannt, ihr Verfaſſer aber in den Bann gethan wurde. Müde dieſer hierarchiſchen Umtriebe, verließ Giannone endlich (1723) Neapel und ſuchte in Wien einen Zufluchtsort. Wirklich fand er auch hier durch den Schutz des Prinzen Eugen und die Verwendung ſowol des Kanzlers Zinzendorff als des nachher ſo berühmt gewordenen Grafen Bonneval und des Ritters Garelli, damaligen Leibarztes des Kaiſers, einigen Schutz, ja ſogar eine jährliche Unterſtützung von 400 Gulden aus der Secretariatscaſſe der ſiciliſchen Geſandtſchaft, indeß betrachtete ihn Kaiſer Carl VI. doch mit höchſt mißtrauiſchen Augen, und als 1734 Don Carlos den Thron von Neapel beſtieg, ward ihm nicht allein ſein kleines Jahrgeld entzogen, ſondern auch der längere Aufenthalt in Wien verweigert. Giannone begab ſich nun nach Venedig, um daſelbſt ſeine ſchon in Wien begonnene Schrift: Il triregno, ossia del regno del cielo, della terra, e de papa, ein Werk, an welches er 12 Jahre Arbeit wandte, fortzuſetzen. Leider machten ſeine ferneren Schickſale es ihm aber unmöglich, das Ganze nach dem angelegten Plane zu vollenden, und er kam nur in ſeiner Darſtellung bis zu dem 9. Jahrh. Einige bittere Satyren gegen den römiſchen Hof, die er noch in Wien, wo der Cardinal Pignatelli ihn des Kirchenbannes entband, geſchrieben hatte, wurden auf den Rath ſeiner Freunde, von ihm gar nicht dem Druck übergeben. So zuvorkommend Giannone nun auch anfangs in Venedig aufgenommen wurde, wo beſonders der Senator Angiolo Piſani ſich ſeiner annahm, ſo änderte ſich doch auch hier ſein Verhältniß bald, beſonders dadurch, daß er den ihm gemachten Antrag, in die Dienſte der Republik als Anwalt zu treten, ablehnte, und da man nun noch den Argwohn zu hegen begann, als ſtimme ſeine politiſche Meinung keineswegs mit den Anſichten des damals noch ſehr herrſchſüchtigen Venedigs in Betreff des Seerechtes überein, welches dieſe Republik über das adriatiſche Meer übte, und er auch noch dazu die Unvorſichtigkeit beging, mit den Geſandten von Frankreich und Spanien häufig umzugehen, ſo war dies hinreichend, den Argwohn der argwöhniſchſten aller Regierungen zu wecken. Eines Nachts (im Septbr. 1735) überfielen ihn die Sbirren der Republik, und der arme Schriftſteller ward, gleich einem ſtaatsgefährlichen Feinde, über die Grenze nach dem Ferrareſiſchen gebracht, und ſein Bemühen, durch eine zu Gunſten der Seeherrſchaft Venedigs über das adriatiſche Meer kurz vorher herausgegebene Schrift, die den Titel führte: Lettera intorno al domini del mare Adriatico ed ai trattati sequiti in Venezia tra papa Allessandro III., e l'imperador Federico Barbarossa, den Verdacht des Senats zu zerſtreuen, ſomit zu Schanden gemacht. Verlaſſen wie er jetzt war, da er einen früher erhaltenen Ruf als Profeſſor des römiſchen Rechts an die Univerſität zu Padua unter dem Vorwande, er verſtehe nicht genug Latein, abgelehnt hatte, und beſorgt vor neuen Verfolgungen, nahm er hier den Namen Antonio Rinaldo an, und begab ſich, nach kurzem Aufenthalte in Modena, Mailand und Turin, nebſt ſeinem Sohne, nach Genf, wo er nicht allein von den ausgezeichnetſten Männern mit Achtung aufgenommen wurde, ſondern auch die liberalſte Unterſtützung fand. Zufrieden endlich, ein Aſyl gegen die Umtriebe ſeiner unverſöhnlichen Feinde gefunden zu haben, ſchickte er ſich nun an, die Nachträge zu ſeiner Geſchichte von Neapel drucken zu laſſen, als ihn ein neues Unglück betraf. Verlockt durch einen

Nichtswürdigen, beging er die Unvorſichtigkeit, ſich zur Feier des Oſterfeſtes (1736) in ein zu Savoyen gehöriges Dorf zu begeben, wo er alsbald arretirt und erſt auf das Schloß Miolan, dann in das Fort von Ceve und endlich, nach mehreren Jahren, in die Citadelle von Turin gebracht wurde. Seine Freiheit erhielt der unglückliche Mann nie wieder, und er ſtarb am letztgenannten Orte, ein Opfer prieſterlichen Haſſes, nach 22jähriger Gefangenſchaft, die zum Theil ſo hart war, daß man ihm ſelbſt den Anblick ſeines Sohnes verweigerte, in einem Alter von 72 Jahren. Seine Manuſcripte wurden ſogleich nach ſeiner Verhaftung, auf Erſuchen des päpſtlichen Hofes, nach Rom gebracht, und ſein Bemühen, bei den ſpäter entſtandenen Concordats-Streitigkeiten zwiſchen den Höfen von Turin und Rom, durch eine Schrift zu Gunſten des Königs von Sardinien, ſich ſeine Freiheit zu verſchaffen, blieb eben ſo fruchtlos, als ſein auf die falſchen Einflüſterungen eines Geiſtlichen, des Pater Prever, den 4. April 1738 herausgegebener Widerruf der in ſeiner Storia civile ausgeſprochenen Grundſätze. Nach ſeinem Tode erſchienen noch von ihm Opere postume in difesa della sua Storia civile etc. (Lauſanne 1760), aus denen die ſchärfſten Stellen gegen die römiſche Geiſtlichkeit ſchon 1738 in Haag, unter dem Separat-Titel: Anecdotes ecclesiastiques, herausgekommen waren.

Gibbon (Edward), der dritte große Geſchichtſchreiber der Engländer, 1737 zu Putney in Surrey geboren, war in ſeiner Kindheit ſchwach und kränklich. Nachdem er zuerſt von einem Hauslehrer unterrichtet worden, beſuchte er 1749 die Weſtminſterſchule, und ging von hier 1752 nach Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jeſuiten Parſon in die Hände, die ihn ſo anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologiſche Unterſuchungen wandte, und im Sommer 1753 zur catholiſchen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieſes Ereigniß, ſchickte ihn ſein Vater, ein angeſehener Gutsbeſitzer, nach Lauſanne zu einem aufgeklärten reformirten Geiſtlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur proteſtantiſchen Kirche zurückzukehren. Sein Aufenthalt an dieſem Ort dauerte bis 1758, und war ihm in jeder Rückſicht von dem entſchiedenſten Nutzen. Seine Geſundheit befeſtigte ſich vollkommen, und von der Zeit an machte er große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Beſonders beſchäftigte ihn das Studium der franzöſiſchen und lateiniſchen Claſſiker und der Geſchichte, zu welcher Wiſſenſchaft er früh eine große Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete ſich ſein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod feſſelte ihn durch Schönheit und Geiſtesbildung, und er würde ſie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung ſeines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde ſpäter die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hauſe den liebevollſten Empfang. Sein Vater wünſchte, daß er ſich der Landwirthſchaft oder der Rechtsgelehrſamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationsſecretär bei dem damals bevorſtehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein ſeine Lieblingsneigung blieb das Studiren. 1759 erſchien in franzöſiſcher, und ſpäter auch in engliſcher Sprache, ſein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einem feindlichen Einfall die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon ſeine Studien und übernahm eine Hauptmannsſtelle bei derſelben. Nach Auflöſung des Heers legte er ſich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verſtärkter Geſundheit wieder auf die Wiſſenſchaften. Er machte nun eine Reiſe nach Frankreich, und ging über Lauſanne nach Italien.

Hier war es, wo 1764, als er in Nachdenken verſunken auf den Trümmern des Capitols ſaß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Veſper ſangen, ein plötzlicher Gedanke an die vorige Herrlichkeit dieſer weltbeherrſchenden Stadt und ihre jetzige Verſunkenheit ſeine Seele durchleuchtete und in ſein Innerſtes drang. Damals fühlte er ſich zu dem Entſchluß begeiſtert, die Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs zu beſchreiben. Nachdem er noch Neapel geſehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Obriſtlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerſtreuungen des Soldatenſtandes müde, und zu den ſanfteren Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften mächtig hingezogen, dieſe Stelle bald wieder auf. Zunächſt ſchrieb er die Geſchichte der Schweiz, vernichtete ſie aber, ungeachtet Humes Beifall, da ſie ihm bald ſelbſt nicht genügte. Seit 1768 begann er, ſeine römiſche Geſchichte vorzubereiten. Schon durch ſeine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einſchlagender Kenntniſſe ausgerüſtet, vermehrte er ihn noch durch unermüdetes Leſen. Nach dem Tode ſeines Vaters (1770) wählte er London zum Wohnort, und begann nun ſein treffliches Werk, welches nach ſeinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des weſtlichen römiſchen Reichs geht, endigen ſollte, nachher aber bis zum Untergang des morgenländiſchen Kaiſerthums von ihm fortgeſetzt wurde. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptſtadt zu koſtſpielig wurde, verließ er dieſelbe, und begab ſich zu ſeinem Freunde Deyverdun nach Lauſanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den ſechsten und letzten Band dieſer Geſchichte, und reiſte darauf nach England, um die letzten Bände ſelbſt dem Druck zu übergeben. Sie führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Vol. 4. Umfaſſende, tiefe und vielſeitige Gelehrſamkeit, eine eben ſo genaue als geiſtreiche Kritik, ein hinreißender Vortrag, nicht ſelten tiefe, oft große und faſt immer richtige Anſichten, anziehende Betrachtungen, die Kunſt, an die Thatſachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leſer zum Nachdenken reizen, dieſe Eigenſchaften ſichern Gibbons Werke einen dauernden Werth. Dagegen aber iſt es nicht tadellos. Gibbon war von lebhafter Phantaſie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moraliſche. Daher preiſt und bewundert er die Gräuelthaten Tamerlans und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbſtaufopferung der chriſtlichen Märtyrer herabwürdigt. Seine Grundſätze in der Moral, Politik, Staatswirthſchaft u. ſ. w. waren nicht feſt genug, um bei ſeinem Werk ein einziges Ziel ſtets unverwandt im Auge zu behalten, und daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. Nach beendigtem Druck kehrte Gibbon wieder nach ſeinem geliebten Aufenthalt bei Lauſanne zurück, wo er in ungeſtörter philoſophiſcher Ruhe lebte. Als aber die franzöſiſche Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erſtrecken anfing, machte er 1793 abermals eine Reiſe nach England, und ſtarb, 16. Jan. 1794, zu London. Außer ein paar kleinen Schriften beſitzen wir von Gibbon noch ſeine Selbſtbiographie in 2 Bänden. Matthiſſon gibt in ſeinen Briefen folgende anziehende Schilderung von Gibbon: Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er iſt groß und von ſtarkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in ſeinen Bewegungen. Sein Geſicht iſt eine der ſogenannten phyſiognomiſchen Erſcheinungen, wegen des unrichtigen Verhältniſſes der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen ſind ſo

klein, daß ſie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härteſten Contraſt machen. Die etwas ſtumpfe Naſe verſchwindet faſt zwiſchen den ſtark hervorſpringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an ſich ſchon ſehr längliche Oval des Geſichts noch frappanter. Ungeachtet dieſer Unregelmäßigkeit hat Gibbons Phyſiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim erſten Blick den tiefen und ſcharfſinnigen Denker an. Nichts geht über das geiſtvolle Feuer ſeiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeſchliffenen Weltmanns, iſt kalthöflich, ſpricht das Franzöſiſche mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) faſt die Ausſprache eines pariſer Gelehrten. Er hört ſich mit Wohlgefallen und redet langſam, weil er jede Phraſe ſorgfältig zu prüfen ſcheint, ehe er ſie ausſpricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er ſich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragiſchen Begebenheiten, und ſein Geſicht verzog ſich, ſo lange wir beiſammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geſchichte zu erzählen, nicht ein einzigesmal zum Lächeln. In ſeinem Hauſe herrſcht die ſtrengſte Pünctlichkeit und Ordnung.

Gibellinen, ſ. Welfen.

Gibichenſtein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 92 Feuerſtätten und 550 Einwohnern. Hier iſt ein Domänenamt, das 4 Städte und 58 Dörfer unter ſeiner Gerichtsbarkeit hat, und 38,000 Thlr. jährlichen Pacht entrichtet. Die Lage des Orts iſt ſehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftſteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römiſche Münzen aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung in der Nähe des alten Schloſſes ausgegraben ſein ſollen, die Anlegung der alten Feſte dem Druſus Germanicus zuſchreiben. Allein jene Angabe iſt höchſt unſicher. Die Hermunduren, ſpäter die Thüringer genannt, mußten im 6. Jahrh. den Franken ihr Gebiet abtreten, die ſich aber mit dem thüringiſchen Landen, weſtlich von der Saale begnügten, und die öſtlichen gegen Zins den Sorben, als neuen Abkömmlingen aus Oſten, überließen. Von dieſen rühren die meiſten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenſtein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte eine ſehenswerthe Sammlung beſitzt. Carl der Große eroberte, nach hartnäckigem Kampfe, das Land, und ließ es, ſo wie die folgenden Kaiſer ſeines Stammes, durch Gaugrafen regieren. Unter dieſen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigſtens erweislich nicht von Wittekind abſtammend, die Gegenden um Halle. Einer derſelben mag die Burg Gibichenſtein angelegt haben; genannt wird der Ort zuerſt unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerſtört, eine Menge Burgen gegen die öſtlichen Völker anlegen ließ, und auf denſelben Caſtellane, Hausleute und Thurmwächter beſtellte. Sein Sohn Otto I. ſchenkte der Kirche zu Magdeburg im J. 964 den Zehnten zu Gibichenſtein, und 965 den ganzen Bezirk (Neglitzer Gau), mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenſtein. Die Burg diente im Mittelalter, wegen ihrer feſten Lage, als Staatsgefängniß, in welchem unter andern Kaiſer Heinrich IV. zu Ende des 11. Jahrh. den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieſer nun entkommen war, ſo ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale ſich gerettet. Das Fenſter wird in den Ruinen noch gezeigt. Zwar fließt die Saale nicht mehr unmittelbar an dem Schloſſe, wol aber nahe an einem Ge-

mauer, das gewiß einſt ein Theil der Burg war, und es kann ſich leicht nach und vor der Zerſtörung der Burg das Bette der Saale mehr nordwärts gedrängt haben. Indeſſen iſt die Höhe des angeblichen Fenſters über dem Spiegel der Saale 120 Fuß. Die Erzbiſchöfe von Magdeburg hatten dort Burggrafen, unter denen ein Geſchlecht von Gibichenſtein vorkommt. Im 15. Jahrh. verlegten die Erzbiſchöfe ihren Hof von Gibichenſtein auf die neu erbaute Moritzburg bei Halle. Ihre Burggrafen nannten ſich nun Burghauptleute. Als Kaiſer Carl V. 1547 auf der Reſidenz in Halle ſich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Gibichenſtein ſo ſehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerſtört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636. ut.

Gibraltar. Das felſige, mehr als 1200 Fuß über der Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag 7 — 8 engliſche Meilen lang, an der breiteſten Stelle nicht eine halbe engl. Meile breit, überall ſteil, hin und wieder ſenkrecht ſteil, durch Natur und Kunſt eine unüberwindliche Feſtung der Engländer, liegt an der ſüdlichſten Spitze des ſpaniſchen Königreichs Andaluſien, unter dem 36° 7′ N. B. Der Name entſtand aus den arabiſchen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felſen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei dieſem unter den Völkern des Alterthums unter dem Namen Calpe bekannten Felſen zuerſt landete, und die an ſeinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unſtreitig der mythologiſchen Sage von den Säulen des Hercules verdankt, die dieſer Heros der alten Welt auf dieſem und dem gegenüber liegenden afrikaniſchen Vorgebirge Centa als Denkmal ſeiner an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgeſtellt haben ſoll. Von dem Berge und der Feſtung Gibraltar iſt die weſtlich neben jenem gelegene Stadt und Bai, ſo wie die Afrika von Europa ſcheidende Meerenge oder Straße benannt worden. Die Stadt hat 4000 Einw. und die Feſtung eine zahlreiche Beſatzung. Ferdinand II., König von Caſtilien, entriß 1302 Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten dieſe es wieder und verloren es wieder 1462 an Heinrich IV. Das ſogenannte Caſtell an der Nordſeite des Berges, nach mauriſcher Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberſte Mauer ſtehen geblieben iſt, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeſchütz von der Landſeite her, ſteht noch da als redendes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der unterſten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Den Platz der zweiten Mauer haben Privatwaarenhäuſer eingenommen. Der deutſche Ingenieur Speckel änderte unter dem Könige Carl die altmauriſchen Feſtungswerke der neueuropäiſchen Befeſtigungsart gemäß ab. Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg mußten die Spanier dieſe Feſtung, 4. Aug. 1704, dem brittiſchen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmſtadt, kaiſerl. Feldmarſchalllieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai deſſelben Jahres, vor Gibraltar erſchienen, als ihr Angriff auf Barcellona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewieſen worden war. König Philipp von Anjou, ließ vom 12. Oct. 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann von der Landſeite angreifen, wo die Feſtung durch einen ſchmalen ſandigen Erdſtrich mit dem Feſtlande zuſammenhängt, der aber von den Engländern ſo mit Batterien beſetzt worden war, daß die Spanier dieſen Theil derſelben porta de fuego (Feuerrohr) benannten. Während deſſen ſchloß der Ad-

miral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeſeite ein. Faſt ſchon auf das Aeußerſte gebracht, erhielt es noch zeitige Hülfe durch die engliſch-holländiſche Flotte unter Admiral Leake. Die Einſchließung von der Landſeite dauerte ohne Erfolg bis zum utrechter Frieden (1714) und Beſtätigung deſſelben (1716) fort. Seitdem unterließ England nichts, um Gibraltar, das Bollwerk ſeines mittelländiſchen Handels, beſonders als es Malta noch nicht beſaß, unüberwindlich zu machen. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Intereſſe Spaniens, denſelben wieder zu bekommen, ſich vergrößerte, ſo wurde den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Trager mit 11 Kriegsſchiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denſelben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen geſucht. Spanien bot nunmehr zwei Million Pfund Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umſonſt, es mußte ſich vielmehr im Vertrage von Sevilla 1729 abermals aller Anſprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Feſtung ſtreng zu verbieten, auch dieſelbe durch die immer mehr verſtärkten Linien von St. Roch und Algezira gänzlich von dem feſten Lande abzuſchneiden. Um ſo leichter war es aber, Einwohner und Garniſon von der Seeſeite her zu verſorgen, als in dem Felſen ſelbſt ein ſüßer Brunnen quillt, und in den felſigen Grotten der Regen ſich zu den reinſten Trinkwaſſer läutert und ſammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem ſüdlichen Himmel an den Felſenritzen immer grunende Nahrung, und überdies iſt jedes Fleckchen feuchtbares Land mit den mannichfaltigſten, theils wild wachſenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Climas beſetzt. Bei dem 1779 zwiſchen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte dieſes zum letztenmal ſeine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor ſchloſſen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Jan. 1780 entſetzte es Admiral Rodney. Doch ſchon am 17. April war ein neuer Entſatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18. Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem franzöſiſchen Hülfscorps eintraf, wurden die Anſtrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13. Sept. d. J. wurden die ſogenannten ſchwimmenden Batterien vernichtet. (S. d. Art. Eliot.) Nach der Ankunft des Admiral Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfniſſen verſah, waren die Verbündeten genöthigt, die Belagerung in eine bloße Einſchließung zu verwandeln. Der Friede 1783 verſicherte England abermals dieſe Feſtung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekoſtet haben ſoll. Seitdem iſt Gibraltar in allen engliſch-ſpaniſchen, zum Theil auch franzöſiſchen Kriegen höchſtens nur von der Landſeite eingeſchloſſen worden.

Gicht, ſ. den Art. Arthritiſch.

Gichtel (Joh. Georg), ein bekannter Myſtiker und Schwärmer des 17. Jahrh., wurde 1638 zu Regensburg geboren, und zeigte ſchon in ſeinem 12. Jahre die unverkennbaren Anlagen zu dem, was er einſt werden ſollte. Stundenlang unterhielt er ſich in dieſem Alter, auf dem Felde herumſchweifend, ſeinem Vorgeben nach, mit Gott, und im 16. Jahre hatte er bereits häufige Viſionen. So erſchien ihm z. B. einmal der Weltgeiſt in Geſtalt eines großen, vielfarbigen Rades, und nur ſeine natürliche Schüchternheit und Zaghaftigkeit hielt ihn, wie er ſelbſt berichtet, davon ab, ſich in dieſen ſeinen Stern hineinzuſtürzen. Da er ſich ſpäter dem Studium der Jurisprudenz ergab, in welchem er ſich durch Fleiß und Pünktlichkeit viele Freunde erwarb, ſo daß er bald als

Rechtsgelehrter recht anſtändig, ja ſogar im Ueberfluſſe leben konnte, ſo ſchienen ſich dieſe myſtiſchen Träumereien etwas bei ihm zu verlieren, aber leider kehrten ſie nur zu bald verſtärkt zurück und riſſen ihn aus einer eben ſo ehrenvollen als einträglichen Bahn. Veranlaſſung dazu gab eine unpaſſende Ehe, die er, 26 Jahr alt, mit einer reichen Wittwe ſchloß, die aber weit älter war als er. Die Zwietracht, welche dadurch in der Familie ſeiner Frau entſtand, deren Schwiegerſöhne ihn vor ſeiner Verheirathung bereits einmal thätlich mißhandelt hatten, weil er ſich, als Rechtsbeiſtand, der Angelegenheiten ſeiner nachherigen Frau emſig annahm, erfüllte ihn mit dem tiefſten Kummer und brachte ihn erſt zu dem Entſchluß, den weltlichen Gütern, mit denen er nunmehr reichlich geſegnet war, zur Ehre Gottes und zum Heil ſeiner Seele, zu entſagen, und, da dies ſeinem ängſtlichen Gemüthe noch nicht genug ſchien, endlich auf den Gedanken, nach Amerika zu gehen um dort in Dürftigkeit und Demuth den Heiden das Chriſtenthum zu lehren. Wirklich begab er ſich auch nach Zwoll in Holland, wo damals ein ihm ähnlicher Schwärmer, mit Namen Brekling, ſein Weſen trieb, um unter dieſem heiligen Manne ſich zu ſeinem wichtigen Berufe als Miſſionär auszubilden, doch hielt er ſich daſelbſt nicht lange auf, ſondern kehrte auf die Nachricht, daß ein gewiſſer Baron Weiß in Regensburg gleichfalls vom Schwindel einer exaltirten Frömmelei befallen war, dahin zurück, um ſich mit dieſem zu vereinigen. Dies bekam ihm aber ſchlecht; denn da er hier anfing, mit ungeſtümen Eifer das ganze Kirchenweſen reformiren zu wollen, und dies zu vielen ärgerlichen Auftritten Veranlaſſung gab, ſo ſperrte man ihn erſt einige Monate ein, zog ſein ganzes Hab und Gut ein und ließ ihn, mit der Weiſung, bei harter Ahndung nie zurückzukehren, durch die Büttel über die Grenze bringen. Gichtel ging nun nach Wien, woſelbſt er neben ſeinen frommen Faſeleien noch auf die Träumereien der Alchymie verfiel, und, als es auch hier nicht mehr mit ihm fortwollte, wieder nach Zwoll, zu ſeinem Freunde Brekling. Das gute Einverſtändniß mit dieſem dauerte indeß auch nicht lange; eingebildet wie ſie beide waren, veruneinigten ſie ſich, und da Gichtel auch hier anfing, das Volk mit ſeinen Nebeleien zu verwirren, ſo ward er erſt einigemal feſtgeſetzt, und endlich ganz aus Zwoll und Ober-Yſſel verbannt (1668). Er begab ſich nun nach Amſterdam, damals dem Zuſammenfluſſe ſchwärmeriſcher Thoren, und lebte hier, meiſt in großer Dürftigkeit, einzig von den Wohlthaten ſeiner anfänglich ſehr zahlreichen Anhänger, die er durch Predigten wider die Sündlichkeit des Eheſtandes, ſchauderhafte Prophezeihungen von göttlichen Strafgerichten u. ſ. w. erbaute. Auch hatte er hier abermals Viſionen. Lange dauerte dies Weſen jedoch nicht. Bald entſtand Zwieſpalt unter dem frommen Haufen und viele ſeiner ſonſtigen enthuſiaſtiſchen Verehrer wurden ſeine erbitterten Feinde, und beſchuldigten ihn, nicht ohne Unrecht, er verbreite Arbeitſcheu und Feindſchaft in die Familien, da Arbeiten und Sorgen für die Bedürfniſſe des Lebens nach ſeiner Lehre ſündlich war, weil der Menſch ſich allein der Gnade Gottes überlaſſen und ſich um nichts weiter kümmern und mühen ſollte. Dieſer Abfall des größten Theils ſeiner Gemeinde verſetzte aber Gichteln in ſolche Noth, daß er, wie er ſelbſt bekennt, fünfmal auf dem Puncte ſtand, ſein Elend durch Selbſtmord zu enden; allein er hatte weder den Muth dazu, noch die Kraft, von ſeinen Verirrungen zu laſſen, in die er vielmehr immer tiefer ſank, und das traurigſte Leben führte, bis ihn endlich der Tod im Jahre 1710 erlöſte. Er ſtarb zu Amſterdam, arm, vergeſſen und verachtet. Zwei Jahre vor ſeinem Tode verlor er zwei Nägel am

rechten Fuße, an deren Stelle ihm eine Art Krallen herauswuchſen. Der unglückliche Mann hielt dies für Adlerklauen und glaubte ganz feſt, dies ſei ein Zeichen, daß der Geiſt nun bald bei ihm zum Durchbruch kommen werde. Geſchrieben hat Gichtel mehreres, was theils von ihm ſelbſt, theils von ſeinen Freunden und Schülern herausgegeben wurde, und was in neueſter Zeit, wo myſtiſche Schwärmerei leider wieder viele Anhänger fand, aus dem Staube der Vergeſſenheit theilweiſe wieder hervorgezogen ward. Man hat von Gichtel mehrere Lebensbeſchreibungen; wir nennen hier nur die von Reinbeck (Berlin 1732) und die von ſeinem Schüler Rautenberg. Unter die eifrigſten ſeiner Anhänger gehörte der Kaufmann Johann Wilhelm Ueberfeld aus Frankfurt a. M. Als Gichtel ſtarb, ſtellte ſich dieſer Mann an die Spitze des ſchwärmenden Häufchens, deſſen Glieder ſich unter einander Engelsbrüder nennen, noch hie und da exiſtiren und in der Enthaltung vom zweiten Geſchlecht und in Müſſiggang das Heil der Seele ſetzen.

Giebel oder Fronton iſt einer derjenigen Theile des Gebäudes, welche demſelben zur Verzierung gegeben werden, und eine über die Vorlagen eines Gebäudes in ſchräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfaſſungen von Geſimſen bekommt. Das Hauptgeſims iſt die Grundlinie deſſelben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenſtern und Thüren ſind ein Auswuchs des ſchon geſunkenen Geſchmacks in der Baukunſt. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauſes, eckiges, überladenes und unangenehmes Anſehn. Die natürlichſte Form des Giebels iſt die dreieckige; runde Dächer laſſen auch eine runde Form zu, aber ausgeſchweifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel ſind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten ſind ſehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite deſſelben an. Die Höhe des Kreuzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil ſeiner Breite. Es finden ſich aber Beiſpiele, daß ſie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erſte Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäſar. War das Giebelfeld groß, ſo füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inſchriften, oder wol gar Fenſter, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden ſich bei den Alten nie.

Gift, jeder Stoff, der ſchon in geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere ſowol als der Menſchen hervorbringen kann, welche der Geſundheit und dem Leben derſelben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt Alles, was ſehr ſchädlich auf organiſche Körper wirkt, ein Gift für dieſelben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geſchieht theils durch Aufnahme in das Innere deſſelben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmcanal, oder vermittelſt des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einſaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemiſch, die organiſche Faſer zerſtörend, ätzend, die Form und den Zuſammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, ſchnell Entzündung und den Brand erregend. Hieher gehören die meiſten Gifte aus dem Mineralreiche: 1. mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arſenik, eines der fürchterlichſten und zerſtörendſten Gifte, wovon ſchon wenige Gran tödtliche Zufälle hervorbringen. Auch von dem Kupfer ſind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünſpan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten ſauern oder ſehr geſalzenen

Flüſſigkeiten, Speiſen oder Getränke. Mehrere Präparate von Queckſilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Principitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen ſind hieher zu rechnen. 2. Starke Mineralſäuren, wenn ſie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelſäure, oder das ſogenannte Vitriolöl, die Salpeterſäure, oder das ſogenannte Scheidewaſſer, die Salzſäure. 3. Einige Pflanzen, welche einen ſehr ſcharfen und ätzenden Stoff bei ſich haben, z. B. von den bei uns einheimiſchen die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphnê Mezereum) u. a. m. 4. Aus dem Thierreiche die Canthariden oder ſogenannten ſpaniſchen Fliegen (ſ. Fliege). Die Wirkung aller dieſer Gifte äußert ſich ſchnell; wenn ſie in den Magen gekommen ſind, entſteht heftige Uebelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendſten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Meſſer darin herumſchnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht ſchnelle Hülfe geleiſtet wird, der Brand hinzu. Andere Gifte wirken mehr durch ſchnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derſelben. Dies ſind die ſogenannten betäubenden Gifte, worunter die meiſten aus dem Pflanzenreiche ſind. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelkeit, heftige Kopfſchmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltſame und unwillkürliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Geſichtsmuskeln, Angſt, Verluſt des Bewußtſeins u. ſ. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilſenkraut (Hyoscyamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen ſteckt ein ähnliches, ſchnell das Leben vernichtendes Gift, das ſeine Wirkung äußert, wenn ſie in Menge genoſſen werden, oder wenn das concentrirte deſtillirte Oel in den Magen kommt. Gift ſteckt auch in den Blättern des Kirſchlorbeers, und unter den Erzeugniſſen des Thierreichs wird es in der berliner Blauſäure gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelſt eines eigenen ſcharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotiſchen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eiſenhütchen (Aconitum Napellus), u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß ſie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmälig unterdrücken. Hieher gehören alle die ſchädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erſtickende Dämpfe, z. B. Kohlenſtoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt, Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünſtung vieler Menſchen in einem verſchloſſenenen Raume verdorbene Luft, große Menge ſtarker Blumengerüche in verſchloſſenen Zimmern u. a. m. Verſchiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker verſüßt u. dgl. m. ſind in dieſe Claſſe zu rechnen, indem ſie allmälig die Lebensthätigkeit der einſaugenden Gefäße in den Darmcanal unterdrücken, ſie zuſammenziehen und verengern, Kolikſchmerzen erregen, und endlich die Einſaugung des Nahrungsſtoffes verhindern, wodurch Auszehrung entſteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper ſolche Unordnungen in demſelben verurſachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entſtehen. Hieher können diejenigen thieriſchen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöſe Krankheitsgifte jedesmal die beſtimmte Krankheit

hervorbringen, deren Erzeugniß ſie ſelbſt ſind; z. B. das Wuthgift, das veneriſche Gift u. a. m. Gegengift heißt jede auf den organiſchen Körper angebrachte Wirkung oder Subſtanz, welche die ſchädliche Wirkung eines Giftes vernichten ſoll, insbeſondere aber jedes einem beſtimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte ſind eben ſo verſchieden, als es im Allgemeinen die Gifte ſind. Sie ſollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes ſchützen, theils das letztere ſo umändern, daß es ſeine ſchädliche Wirkung verliert, theils die ſchon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und ſcharfen Gifte ſchleimige und fette Mittel an, z. B. Oel, fette Milch und dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerſtörende Wirkung des Giftes zu ſchützen. Gegen die metalliſchen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflöſung, um durch die Verbindung mit dem Laugenſalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu verhindern. Gegen die concentrirten Mineralſäuren dienen beſonders auch Oel, Laugenſalze und Seife. Gegen Canthariden dienen ſchleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die ſchwächern vegetabiliſchen Säuren, Eſſig, ſaure Weine; die Wirkung des Gifts der Blauſäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirſchlorbeers vernichtet das Laugenſalz, auch eine Eiſenauflöſung. Gegen Opium wirkt beſonders der Caffee, auch der Wein und der Kampfer u. ſ. w. Unter den contagiöſen Giften haben wir gegen die wenigſten ein beſtimmtes Gegengift. Wir müſſen uns begnügen, blos gegen die von denſelben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derſelben ſchützen können. Gegen die Wirkung giftiger Biſſe oder Stiche z. B. reiben wir fette Oele ein, gegen die vom veneriſchen Gift erregte Krankheit wirkt das Queckſilber ſpeciſiſch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle ſchädlichen Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man ſich eine Zuſammenſetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das beſte und allgemeinſte Gegengift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der ſonſt ſo berühmte Mithridat, Theriak u. a. dergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was ſie vermöge ihrer ſonderbaren Miſchung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Syſteme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch ſie bei den contagiöſen Krankheiten meiſtens mehr Schaden als Nutzen ſtifteten. H.

Giganten, drachenfüßige Rieſen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranus gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräiſchen Feldern ſtürzten ſie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmliſchen Götter. Sie thürmten die Gebirge Oſſa, Pelion, Oeta, Rhodope und andere auf einander, und beſtürmten von dieſer Höhe mit Felſenſtücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erſtere ins Meer fielen, bildeten ſie Inſeln; fielen ſie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerſtanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Hercules — denn ohne den Beiſtand eines Sterblichen konnten die Götter nicht ſiegen — tödtete und verwundete mehrere, unter dieſen den Alcyoneus. Mercur erlegte den Hippolytus, Vulcan und Hekate den Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter ſelbſt erſchlug mehrere mit ſeinen Blitzen, Neptun ſtürzte einen Theil der Inſel Cos auf den Polybatus, Minerva die Inſel Sicilien auf den Enceladus. Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inſeln oder Berge geſtürzt, aus denen ſie Feuer ſpien, nach Andern wurden

ſie in den Tartarus verſchloſſen und daſelbſt mit dem Uranus bewacht. Nach ſpätern Erzählungen ſoll das Geſchrei des Eſels Silens, nach Andern das Blaſen des Triton auf ſeiner Seemuſchel ſie in die Flucht gejagt haben.

Gigantiſch, ſ. Koloß.

Gigli (Hieronymus), ein berühmter italieniſcher Literator, gleich merkwürdig durch ſeinen Geiſt wie durch ſeine Lebensbegegniſſe. Er wurde zu Siena den 14. Octbr. 1660 geboren, und ſein eigentlicher Name war Nenci. Ein reicher Verwandter, Namens Hieronymus Gigli, von beſonderer Vorliebe für den ſich früh entwickelnden Knaben beſeelt, nahm ihn aber an Kindesſtatt an, und der junge Nenci trug hinfort den Namen ſeines Wohlthäters, deſſen Sorge für ihn ſo weit ging, daß er für ſeinen Schützling ſich auch um eine reiche Frau umſah, die ſich denn auch bald fand, worauf der junge Menſch, auf Antrieb des alten Gigli, noch nicht volle 15 Jahre alt, verheirathet wurde. Da nun bald hierauf der alte Verwandte ſtarb, ſo ſah ſich Hieronymus Nenci, oder wie er nun hieß, Gigli, in einem Alter von ungefähr 18 Jahren, Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens, Gatte und Vater mehrerer Kinder. (Seine Frau, die bedeutend älter war, gebar ihm nach und nach deren zwölf.) Schon als Knabe hatte ſich Gigli durch Geiſt und Fleiß ausgezeichnet; jetzt erwarben ihm ſeine Talente ſchnell einen ausgezeichneten Ruf. Seine lyriſchen und dramatiſchen Dichtungen, die raſch auf einander folgten, wurden überall mit dem größten Beifall aufgenommen, und er gewann durch die letztern mehr Ruhm als Apoſtolo Zeno und Metaſtaſio. Zu dieſem äußern Glück kam noch, daß er in ſeinem Hauſe ein angenehmes Leben führte, und er hätte nun in ungetrübter Heiterkeit leben können, wäre ihm nicht ſein unbezähmbarer Hang zur Satyre und Spöttelei daran hinderlich geweſen. Er bekam dadurch zahlloſe Feinde, und da ~~ſich~~ ſein beiſſender Witz beſonders gegen alles wandte, was Heuchelei hieß, um ſo gefährlichere. Eine von ihm unter dem Titel Don Pilone veranſtaltete Ueberſetzung von Molieres Tartüffe zog ihm vorzüglich den Haß der Geiſtlichkeit ſeiner Zeit zu, der dadurch noch mehr geſteigert wurde, daß er dies Stück einſt ſelbſt mit einigen ſeiner Freunde öffentlich auf dem Theater in Siena aufführte, wobei mehrere dort bekannte Perſonen, zum unglaublichen Jubel der zahlreichen Zuſchauer, in Kleidung und Benehmen aufs treueſte dargeſtellt wurden. Aber nicht allein gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ſelbſt und ſeine Angehörigen, richtete ſich Giglis Witz, und in einem andern Drama, La Sorella di Don Pilone genannt, perſifflirte er nicht nur ſich mit allen ſeinen Schwächen und Eigenheiten, ſondern auch ſeine Gattin, wegen ihrer oft in Geiz ausartenden Sparſamkeit, ſeine Verwandten und Hausgenoſſen. Als er es nun endlich noch, bei Gelegenheit der Herausgabe der Werke der heil. Catharina, unternahm, in einem angehängten Vocabolario delle opere di Sta. Catharina e della lingua sanese die Ausſprüche der berühmten Akademie della Crusca, deren Mitglied er war, anzugreifen, da brach der lange verhaltene Sturm gegen ihn los, und Gigli, verleumdet und angeklagt von allen Seiten, unterlag, wie natürlich, zuletzt der Ueberzahl ſeiner Gegner, unter denen ſich beſonders die Jeſuiten auszeichneten. Sein Name wurde aus der Liſte der Profeſſoren von Siena, der Mitglieder der Akademie der Crusca u. a. gelehrten Geſellſchaften, die früher es ſich zur Ehre gerechnet hatten, ihn unter ſich zu ſehen, ausgeſtrichen, und er ſelbſt aus ſeiner Vaterſtadt gewieſen. Da nun überdieß noch ſeine Vermögensumſtände, durch Verſchwendung und Unachtſamkeit, ſehr zerrüttet waren, ſo ſah ſich

Gigli in einer ſehr trüben Lage, und gezwungen, in Rom, wohin er ſich wandte, im Allgemeinen ſowol als im Einzelnen, alles das zu widerrufen, was er Verwundendes für die Crusca und die überhaupt durch ſeine Schriften Getroffenen, früher herausgegeben hatte. Hierdurch erlangte Gigli nun zwar die Erlaubniß, nach Siena zurückkehren zu dürfen, ſeine Lage ward indeß nicht beſſer. Die Sparſucht ſeiner Frau hatte ſich in den abſcheulichſten Geiz verwandelt, und zänkiſch, frömmelnd und unleidlich geworden, dazu viel älter als er, machte ſie ihm ſein Haus zur Hölle; auch Anfälle von Waſſerſucht vermehrten ſeine Leiden, die endlich ſo drückend wurden, daß er ſich entſchloß, wieder nach Rom zu gehen, um wenigſtens frei von häuslichen Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten ſeine Tage zu beſchließen. Er ſah nun faſt niemand mehr als ſeinen Beichtvater, und ſtarb an wiederholten Anfällen der Waſſerſucht, den 4. Jan. 1722, 69 Jahr alt in Rom, ſo arm, daß die Koſten ſeines Begräbniſſes von einigen frommen Brüderſchaften beſtritten werden mußten. Kurz vor ſeinem Ende verbrannte Gigli noch ſelbſt mehrere ſeiner kleinen Schriften, Ergüſſe ſeiner bittern Spottſucht. Die von ihm nachgelaſſenen Werke ſind ſehr zahlreich und zum Theil höchſt geiſtreich und witzig. Beſonders iſt dies mit einigen erdichteten geſchichtlichen und biographiſchen Aufſätzen der Fall, durch welche er ſelbſt einen Apoſtolo Zeno myſtificirte, ſo daß dieſer ſie lange Zeit für ächt hielt, und im Giornale de Letterati d'Italia ganz ernſthaft davon ſprach. Von Charakter war Gigli offen und brav, voll wahrer Frömmigkeit und ein Feind aller Verſtellung und Heuchelei. Als Mitglied der Arkadier in Rom trug er den Namen Amaranto sciatidico.

Gilbert. Zwei bekannte franz. Dichter führen dieſen Namen: I. **Gabriel Gilbert** lebte im 17. Jahrh. und war ein Zeitgenoſſe Racines und Corneilles, denen er mit ſeinen dramatiſchen Arbeiten vorausging; wie die ihrigen die ſeinigen verdunkelt haben, ob man gleich will nachweiſen können, daß es von dieſen beiden großen Dichtern nicht ſoll verſchmäht worden ſein, in der Phädra und Rodogüne Gilberts Ideen zu benutzen und ſelbſt viele ſeiner Verſe nachzubilden. Gilbert war in ſeiner Jugend Secretär der Herzogin von Rohan. Dann wurde er in gleicher Eigenſchaft bei der Königin Chriſtine von Schweden angeſtellt, die voller Bewunderung über G. (den ſie «mon beau génie» zu nennen pflegte), ihn zum ſchwediſchen Reſidenten beim franzöſiſchen Hofe ernannte und mit Gnaden und Geſchenken überhäufte. Nach dem Tode Chriſtinens hörte dies alles auf, und da auch ſeine Stücke das Publicum nicht mehr anzogen, er daraus alſo keine Einnahmen weiter erhielt, ſo verfiel er in Armuth und Vergeſſenheit. Man hat von ihm eine große Anzahl poetiſcher Arbeiten und unter dieſen 15 Theaterſtücke. In ſeinem Trauerſpiele Telephont ließ der Cardinal Richelieu einige von ſeinen eigenen Verſen einrücken, eine Gefälligkeit, die dem Dichter von dem großen Staatsmann, der aber nur ein ſchlechter Reimer war, hoch angerechnet wurde. Auch hat er eine, Ovid nachgebildete, Kunſt zu lieben geſchrieben. II. Der neuere franzöſiſche Dichter **Gilbert** heißt Nicolas Joſeph. Er war 1751 geb. und ſtarb 1780 in einem Alter von 29 Jahren. Schickſal, Gemüthsſtimmung und Talent führten ihn der ſatyriſchen Gattung der Poeſie zu, und es gibt franz. Kunſtrichter, die Gilbert ihren Juvenal nennen. Er warf ſich unter die Partei, welche der der ſogenannten Philoſophen entgegenſtand, und mit einer ſolchen Heftigkeit, daß man von ihm ſagte, er habe die Sturmglocke gegen ſie gezogen. Seine

Satyren: „das 18. Jahrhundert", die er 1775 an Fréron adreſſirte, und „meine Apologie", welche er 1778 folgen ließ, haben in der That ſolche kraftvolle und treffende Stellen, daß man dadurch an den römiſchen Dichter erinnert wird. Es gibt eine Sammlung ſeiner Poeſien in 2 Bänden.

Gilde, gleichbedeutend mit Gülde, Gilte, Zunft, Einung, Innung, Gaffelamt, Gaffel, Amt, Zeche, Bruderſchaft, Amtsgilde, bedeutet öffentlich beſtätigte Geſellſchaften von Handwerksgenoſſen, welche mit einer Ordnung und Lade verſehen, und mit Ausſchließung anderer ein gewiſſes Handwerk zu treiben berechtigt ſind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenoſſen einerlei Art in Verbindung mit einander ſtehen, ſondern auch Handwerker von ganz verſchiedener Art können zuſammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall iſt, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern ꝛc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft ſchon von ſelbſt, daß derſelben überhaupt alle diejenigen Rechte zuſtehen müſſen, welche eine jede erlaubte Geſellſchaft im Staate ordentlicher Weiſe genießt. Auf dieſem Grundſatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1. gewiſſe Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Beſten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu beſitzen, d. i. eine ſchriftliche Beſtätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, ſo einem Handwerke ertheilt iſt, worin zugleich deſſen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten ſind, nebſt dem, was deſſen Meiſter eigentlich verfertigen und treiben können. 2. Einzelnen Mitgliedern und Perſonen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufſicht über beſtimmte Gilden- oder Innungsgeſchäfte zu übertragen und bei Prozeſſen, welche die Gilde betreffen, einen Syndicus zu beſtellen. 3. Zuſammenkünfte (oder Morgenſprachen, weil ſie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne Statt fanden) zu halten, wenn es das Beſte der Gilde erfordert. Endlich 4. ein gewiſſes gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen und zur Beſtreitung der Koſten, welche die Erhaltung und das Beſte der Innung erfordern, gewiſſe Abgaben zu beſtimmen, welche die Gilde- oder Zunftgenoſſen entrichten müſſen, und die nebſt andern Gildeſachen in einer gemeinſchaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterſchied zwiſchen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark Brandenburg ſcheint der Ausdruck Gilde anſtändiger zu ſein, als Zunft, Innung, Gewerk, und eine geehrtere Innung oder Geſellſchaft zu bedeuten. An andern Orten hält man die Benennung Gilde für gering, ertheilt ſie den gemeinen Handwerken, und belegt die übrigen mit dem Namen Amt oder Aemter. Ueber den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen ſollen, iſt viel geſtritten worden, und man hat ſie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen iſt es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht, und viele Mißbräuche gehabt und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abſchaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Anſehung der Vollkommenheiten und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des beſſern Fortkommens der Arbeiter ſelbſt ꝛc. für ſich haben. Die Entſtehung der Gilden fällt ins 12. Jahrh., und den erſten landesherrlich ertheilten Gildebrief haben die Gewandſchneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. X.

Gillies (Dr. John), wurde 1750 zu Brechin in der Grafſchaft Angus in Schottland geboren. Er ſtudirte zu Glasgow mit glücklichem Erfolg griechiſche Literatur und Moral; außerdem ließ er ſich die Cultur ſeiner Mutterſprache ſehr angelegen ſein. Nach Beendigung ſeiner Studien ward er Führer des Generals Hope, eines der jüngern Söhne des Grafen Hopetown, mit welchem er einige Jahre in Deutſchland zubrachte und die berühmteſten Städte Frankreichs und Italiens beſuchte. Seine gelehrten Arbeiten ſind, außer einem trefflichen, ſchon in ſeiner Jugend geſchriebenen Aufſatze, betitelt: Defense of the study of classical Litterature, beſonders folgende: History of ancient Greece; its colonies and conquests u. ſ. w., das Goldſmiths griechiſche Geſchichte weit übertrifft, jedoch mehr das Verdienſt einer anziehenden Zuſammenſtellung, als einer gründlichen Forſchung hat. An dieſes Werk, das nur bis auf Alexander geht, ſchließt ſich: The History of the world, from the reign of Alexander to that of Augustus (London 1807, 2 Bde. 4.). Die Schrift: View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, wurde durch den Tod Friedrichs, deſſen Hof der Verfaſſer beſucht hatte, veranlaßt, und verdient wegen der ſcharfſinnigen, glücklich durchgeführten Vergleichung jener beiden merkwürdigen Männer alle Aufmerkſamkeit. Auch lieferte er Ueberſetzungen des Lyſias, Iſokrates und der Politik und Ethik des Ariſtoteles, nebſt einer Analyſe der Werke deſſelben. Nach Robertſons Tode wurde er zum Hiſtoriographen von Schottland erhoben.

Gil- (Aegidius) Polo, Caſpar, ein berühmter ſpaniſcher Dichter, zu Valencia im J. 1516 geboren. Er war hier Advocat. Seine Neigung zur Dichtkunſt machte aber, daß er dem Advocatenſtande entſagte und ſich blos der Poeſie widmete. Schon die erſten Verſuche, die er bekannt machte, verſchaffte ihm einen Rang unter den erſten ſpaniſchen Dichtern ſeiner Zeit. Was aber hauptſächlich ſeinen Ruhm begründete, war ſeine Diana enamorada (die liebende Diana), ein Schäferroman, in Verſen mit untermiſchter Proſa, eine Fortſetzung der aus 5 Büchern beſtehenden Diana des Monte mayor, wozu Gil-Polo noch ſieben hinzufügt. Wenn Gil-Polo ſeinen Vorgänger auch nicht in der Erfindung übetrifft, ſo gleicht er ihm doch darin; aber weit höher als ſein Vorgänger ſteht er in dem verſificirten Theile des Romans durch Reinheit des Styls und Harmonie und Glätte der Verſe. Er ſtarb 1572 in Valencia. Cervantes ſpricht im Don Quixote mit großem Lobe von Gil-Polo, indem er, als von den drei Dianen die Rede iſt, den Pfarrer ſehen läßt, daß Gil-Polo müſſe in Ehren gehalten werden, als ob es von Apollo ſelbſt herrühre. Die gute Ausgabe der Diana iſt von Pineda zu London (1739) beſorgte, beſſer aber die mit Anmerkungen zu Polos Lobgedicht auf ſeine Vaterſtadt (Canto de Turia) verſehene Ausgabe, die 1778 zu Madrid erſchien.

Gil-Vicente, der portugieſiſche Plautus genannt, war zu Barcellos um das J. 1480 aus einer angeſehenen und vornehmen Familie geboren. Er widmete ſich erſt dem Studium der Rechte, verließ aber daſſelbe bald, um ſich der dramatiſchen Dichtkunſt zu widmen. Da ſeine Geburt ihn an den Hof brachte, ſo beſchäftigte er ſich damit, für denſelben Gelegenheitsſtücke bei geiſtlichen und weltlichen Feierlichkeiten aller Art zu ſchreiben, worin er großes Geſchick zeigte. Seine Dramen wurden zuerſt am Hofe des Königs Emanuel aufgeführt. Gedruckt erſchien das erſte 1504. Sie erhielten einen außerordentlichen

Beifall, und des Dichters Ruhm ſtieg noch unter der Regierung Johanns III., der Vergnügen daran fand, in den Komödien des Gil-Vicente zuweilen ſelbſt eine Rolle zu übernehmen. Unſer Dichter bildete auch ſeine Tochter Paula, obſchon Ehrendame bei der Königin Maria, für die Bühne, und ſie machte ſich ebenfalls nicht blos als die erſte Schauſpielerin ihrer Zeit berühmt, ſondern auch als Dichterin und Tonkünſtlerin. Gil-Vicente, der allen großen dramatiſchen Dichtern Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands vorherging, ſtand zu ſeiner Zeit einzig da und er hatte ſich, wie man zu ſagen pflegt, einen europäiſchen Ruhm und Ruf erworben. Man erzählt, daß Erasmus blos deshalb Portugieſiſch gelernt habe, um die Komödien unſers Dichters leſen zu können, deſſen Lob damals die ganze gebildete Welt erfüllte, und betrachtet man Gil-Vicente als den erſten Wiederherſteller der modernen dramatiſchen Poeſie, ſo iſt dieſes Lob nicht anders als gerecht zu betrachten. (Die Geburt Gil-Vicentes fällt um 82 und 84 Jahre früher als die von Lope [1562] und Shakespear [1564]). Seine Stücke ſind mit allen den Fehlern angefüllt, welche von erſten Verſuchen unzertrennlich ſind, aber in dieſen rohen Entwürfen lebt ein wahrhaft dichteriſcher Geiſt, Kraft und Reichthum der Erfindung, Natur und Leichtigkeit der Darſtellung und Harmonie des Versbaus, bei aller Alterthümlichkeit der metriſchen Formen und der Sprache. Die portugieſiſche und ſpaniſche Sprache wechſelt in ſeinen Stücken, beſonders in dem Autos, oft bunt mit einander ab. Er ſtarb 1557 zu Evora. Seine Werke erſchienen, von ſeinem Sohne Luis Vicente beſorgt und in 5 Büchern vertheilt, in Liſſabon im J. 1562 in Folio und 1586 in 4to und ſpäterhin öfter. Seiner Autos oder religiöſen Stücke gibt es 16, wovon einige im 17. Jahrh. einzeln gedruckt worden ſind. Von ſeinen heroiſchen Komödien iſt die des Dom Duardes die berühmteſte. Unter ſeinen eigentlichen Komödien, meiſt dramatiſirte Novellen, zeichnet man zwei aus: der Richter von Beyra und der portugieſiſche Fidalgo. Das vorzüglichſte von allen ſeinen Werken ſind ſeine Farcen, deren in der angeführten Sammlung 11 gedruckt ſind; ſie haben Salz, Heiterkeit, Natur und wahre Charakterzeichnung und viel Aehnlichkeit mit den ſpätern Zwiſchenſpielen der ſpaniſchen Bühne.

Gimle, ſ. Nordiſche Mythologie.

Ginguené (Pierre Louis) ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bretagne 1748 geboren, und ſtammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er ſich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Malerei, vorzüglich aber entſchied er ſich, faſt noch Kind, für Dichtkunſt und Muſik. Zu Paris mußte er zwar, durch ſeine Vermögensumſtände gedrungen, ſeine Zeit zwiſchen Arbeiten in einem der Bureaus des Contrôle général und ſeinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anforderungen genügend zu entſprechen. Pünktlichkeit und Gewandheit in der Geſchäftsführung und eine eben ſo geläufige, als zierliche Handſchrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur dieſen Theil ſeiner Verdienſte zu beachten hatten, eben ſo ſehr, als ein von ihm im Almanac des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufſehen erregte. Deſſen ungeachtet warf er ſich gegen alle Erwartung in ganz fremdartige Studien. Die Tiefen der franzöſiſchen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und beſondern Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide

Schriftſteller — vorzüglich der leztere, den er in metriſcher Hinſicht, und als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiſte Rouſſeau erhob — wurden ſeine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geſchäft, die verblichenen oder doch vergeſſenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwiſchen Glucks und Piccinis Anhängern, denen Ginguené bei ſeiner Liebe für Muſik nicht unthätig zuzuſchauen vermochte. Er entſchied ſich bald für Piccini und die italieniſche Muſik, und trat mit deſto größerer Feſtigkeit in den Kampf, da er Piccinis perſönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen ſeiner Partei, während an der Spitze der andern zwei, nicht nur durch muſicaliſche Bildung, ſondern auch als Denker und Schriftſteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, ſtanden. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8.) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher ſchrieb er eine nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er, bei aller Vorliebe für dieſen Componiſten, doch auch Gluck als ein Mann von Geſchmack und Einſicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunſchweig (Léopold poëme, Par. 1787, 8.) und eine Denkſchrift auf Ludwig XII. (Eloge de Louis XII., père du peuple. Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der franzöſiſchen Akademie veranlaßt, entſprachen den Beſtrebungen ihres Verfaſſers nicht, und fanden blos ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerkſamkeit erregte ſeine Beurtheilung der Bekenntniſſe Rouſſeaus (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, 8., engl. überſ. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die ſtrenge Unparteilichkeit, mit welcher er deſſen Leben durchmuſterte, mehr zu ſeiner Vertheidigung beitrug, als es der entſchiedenſte Lobredner würde gethan haben. Eben jezt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreiſe des literariſchen und amtlichen Wirkens. Ohne ſeinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege ſeine literariſchen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Geſellſchaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und ſein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beurkundeten, geſellte er ſich durch ſeine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Geſellſchaft mit Grouvellé, 1793 — 95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm geſtifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, ſeit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verſtändigern und ruhigern Sprechern über die Ereigniſſe des Tags. Die Decade, welche früher eben ſo wenig für Robespierre, als ſpäter für Buonaparte in die Poſaune ſtieß, war die einzige franzöſiſche Zeitſchrift, welche ſich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er ſich in ſeinen amtlichen Verhältniſſen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieſer Stelle im Febr. 1798) als Geſandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei ſeiner Rückkehr von dieſem Poſten wurde er zum Mitgliede des Tribunals ernannt. Da er es aber für ſeine Pflicht

hielt, ſich einigen Maßregeln der Regierung zu widerſetzen, ſo war er einer von den Tribunen, die der Senat 1802 ausſchloß. Ganz ſeinen Privatſtudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienſtvolle Werk, welchem er den größten Theil ſeines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, wovon Th. 1 — 6 zu Paris 1811 — 1813, 8., Th. 7 — 9 aber nach ſeinem Tode erſt 1819 erſchienen. Wenn Tiraboſchi bei ſeinen Forſchungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, ſo ſuchte Ginguené im Gegentheil darzuſtellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Conſtantins an bis auf das 18. Jahrh. herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus Quellen, und urtheilt meiſt mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken, noch der Styl haben etwas Blendendes; aber man folgt dem Verfaſſer mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anſpruchloſen, geſunden Verſtand, der in dem ganzen Werke herrſcht, durch die treffende Charakteriſtik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche, ungeachtet einer gewiſſen Eintönigkeit der Wendungen, ſich den Gegenſtänden gehörig anpaßt. Der Umfang dieſes Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indeſſen nicht an anderweitigen Beſchäftigungen zu verhindern. Außer ſeinen Arbeiten als Mitglied des Inſtituts, deſſen Sitzungen er unausgeſetzt beſuchte, ſchrieb er ſeine, meiſt italieniſchen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), überſetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verſe (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. und 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältniſſe und die volle Achtung der Beſten ſeiner Nation erheiterten den Abend ſeines Lebens. Er ſtarb zu Paris am 16. Nov. 1816. Er war auch Mitglied der celtiſchen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluſe, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochüren Chamforts (Par. an. 5. 1795. IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14. — 25. Lieferung der Tableaux de la Revolution franç. verfertigt. Der Catalog ſeiner hinterlaſſenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italieniſche Literatur einen bleibenden Werth. Dieſe Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich verſteigert werden ſollte, iſt an das brittiſche Muſeum in London im Ganzen verkauft worden. As.

Gioja (Flavio) von Einigen auch Gira und Giri genannt, ein Seefahrer aus Paſitano, einem Dorfe in der Nähe von Amalfi, gebürtig, lebte zu Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrh., und ward lange faſt allgemein für denjenigen gehalten, welcher zuerſt die Eigenſchaft des Magnets zur Beſtimmung des Weges auf dem Meere anwandte, und ſomit Erfinder des Compaſſes war. Häufige und gelehrte Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand zerſtörten indeß dieſe Annahme, und brachten das Reſultat, daß jene wichtige, auf die Civiliſation und den Gang der Weltbegebenheiten ſo einflußreich geweſene Entdeckung weder dem 13. Jahrh., noch dem Amalfitaner Gioja zugeſchrieben werden kann, und daß im Gegentheil ſchon die europäiſchen Seefahrer des 12. Jahrh. ſich der Magnetnadel bedienten, um Richtung und Pfad auf dem ſtürmiſchen Element der Wogen zu finden. Welcher Zeit und welchem Volk man übrigens die Ehre der erſten Anwendung des Magnets zu dieſem Zwecke zuſchreiben ſoll, darüber ſind die Stimmen noch immer getheilt, doch iſt die Meinung, daß die Chineſen lange vor unſerer jetzigen Zeitrechnung bereits ſich der Mag-

netnadel bedienten, nun ziemlich allgemein. Von den Chineſen ſollen die Araber (Sarazenen) des Mittelalters den Gebrauch dieſer nützlichen Werkzeuges erlernt haben, und von dieſen die Kenntniß durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen ſein. Anderen Behauptungen zufolge ſoll Gerbert, Erzbiſchof von Magdeburg und nachheriger Pabſt Sylveſter II., ſich ſchon zu Anfang des 10. Jahrh. zur Auffindung des Meridians eines Inſtrumentes bedient haben, welches von Einigen für eine Magnetnadel gehalten ward, doch iſt dieſe Annahme von Andern (namentlich dem Phyſiker Montucla) widerlegt und dahin berichtigt worden, daß Gerbert, erfahren in der Aſtronomie, zu ſeinem Zwecke (Auffindung der Mittagslinie), ein Fernrohr anwandte, und damit den Polarſtern beobachtete. Sei dem nun wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, und ſelbſt ſchon durch die Angaben des Albertus Magnus, in deſſen Werk: de Mineralibus (Lit. II. tract. 3. Cap. 6.) bewieſen, daß man mehr als 100 Jahre vor Gioja bereits ſich bei Seefahrten der Magnetnadel bediente, und daher das Verdienſt des amalfitaniſchen Schiffers nur darin beſtehen kann, die bereits vorhandene Erfindung vervollkommnet zu haben. Dies iſt denn auch wirklich der Fall, und Gioja allerdings berechtigt, Anſpruch auf den Dank der Nachwelt zu machen. Bis auf ihn hatte man nur eine höchſt unvollkommene Einrichtung, zufolge welcher die wegweiſende Nadel, auf ein paar Strohhälmchen oder dünne Holzſplitter gelegt, in einem Gefäß mit Waſſer ſchwamm, und ſo durch ihre Richtung die Himmelsgegenden anzeigte, natürlich dies aber nur dann vermochte, wenn die See ruhig, und das Schiff ohne große Schwankungen war. Er war der erſte, der die Vorrichtung erfand, die Nadel dermaßen zu befeſtigen, daß ſie ſtets, und in jeder Lage unverrückt nach Norden zeigt, und wie einflußreich dieſe Entdeckung war, geht allein ſchon daraus hervor, daß gleich darauf die ganze Nautik einen andern Charakter annehmen, und der bis dahin ſich nur ſelten aus dem Geſichtskreis der Küſten entfernende Schiffer nun dreiſt und kühn ſich auf die weiteſten Meere wagen konnte. Daß Gioja daher im eigentlichen Sinn der Vater der neueren Schifffahrt iſt, und die Nachwelt ihm den Gewinn zu danken hat, welchen ſie ſeitdem aus der Vervollkommnung derſelben zog, iſt klar. Später iſt Giojas Erfindung vielfach verbeſſert worden, und ſelbſt darüber unter den verſchiedenen Nationen ein ehrgeiziger Rangſtreit entſtanden. So behaupten z. B. die Franzoſen, daß ſie es waren, welche die Windroſe unter der von Gioja aufgehangenen Magnetnadel im Compaß anbrachten (daher der allgemeine Gebrauch ſtammen ſoll, durch eine Lilie den Nordpunct zu bezeichnen), die Engländer hingegen rühmen ſich des Gedankens, die ganze Vorrichtung in eine Büchſe eingeſchloſſen zu haben, (daher der Name Bouſſole), und die Deutſchen, daß ſie zuerſt diejenigen geweſen wären, welche den darauf verzeichneten Himmelsgegenden die üblichen Namen: Süd, Weſt, Nord und Oſt, gegeben hätten. Daß die Amalfitaner ſchon die Windroſe in die noch jetzt beibehaltenen 32 Striche theilten, beweiſt gleichfalls unter andern Montucla, ſo wie, daß die Engländer die erſten waren, welche auf den Schiffen für die Bouſſole eine ſolche Vorrichtung erfanden, daß dieſe ſtets, mag das Fahrzeug auch welche Lage es will annehmen, in horizontaler Richtung bleibt.

Giordano (Luca), ein berühmter Maler, geboren zu Neapel 1632, war ein Schüler Eſpagnolets, und vereinigte ſich mit Peter von Cortona, dem er bei ſeinen großen Arbeiten half. Paul Veroneſe diente ihm vorzugsweiſe zum Muſter. Deſſen ungeachtet ahmte er die

berühmteſten Maler mit einer ſolchen Vollkommenheit nach, daß ſelbſt Kenner dadurch getäuſcht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto gegeben, wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte. Sein Geiſt war an Erfindung reich, ſein Colorit ſanft und harmoniſch und ſein Pinſel frei und feſt; mit der Perſpective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu ſich, um das Escurial zu zieren. Giordano war von heiterm Temperament und beluſtigte den Hof mit ſeinen Einfällen. Die Königin ſprach einmal mit ihm von ſeiner Frau, und äußerte den Wunſch, ſie zu kennen. Der Maler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürſtin, welche darüber ſo entzückt war, daß ſie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geſchenk für ſeine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemälde von Baſſano, und äußerte ſein Mißvergnügen, das Gegenſtück nicht auch zu beſitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem Könige ein Gemälde, das dieſer für ein Werk Baſſanos anſah, und ſo lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es ſelbſt verfertigt habe. Außer dieſem Gemälde malte er, um die Weiſe dieſes Malers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Carthauſe St. Martin zu Neapel findet; auch ſieht man in derſelben Kirche ein Gemälde, worin er dem Chevalier Maſſimo Stanzioni nachgeahmt hat. Nach dem Tode Carls II. ging er in ſein Vaterland zurück und ſtarb daſelbſt 1704. Seine vorzüglichſten Stücke ſind im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl ſeiner Werke iſt zu groß, als daß ihm zu einem ſorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre; nur wenige ſind daher tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsſchüler des berühmten Lolli, war von italieniſchen Aeltern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuoſen auf der Violine. Zehn Jahre hindurch war ſeine Methode die allgemein herrſchende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakteriſiren ſein Spiel; dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes Staccato. 1782 trat er als erſter Violiniſt in die Capelle des Kronprinzen von Preußen. Der Capellmeiſter Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und ſpricht in ſeinen Reiſen von der Begeiſterung, welche dieſer Virtuoſe erregte, ſo oft er ſich hören ließ. Schon 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Cluport (welchen er ſogar auf den Degen herausforderte) in beſtändigem Streit lebte, beſuchte Petersburg, Wien ꝛc., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging von da nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard ſpielte, vom Schlage getroffen ſtarb.

Giotto. Dieſer berühmte Maler wurde, nach Vaſari 1276, nach Baldinucci 1265 geboren. Sohn eines Bauers in dem florentiniſchen Dorfe Veſpignano, war er beſtimmt, das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einſt beobachtet hatte, wie er eins von ſeinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er ſeinen Vater, ihm den Sohn zu überlaſſen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine äußerſt glücklichen Anlagen, beſonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten ſich ſo ſchnell, daß er in Kurzem ſeinen Meiſter und alle mitlebenden Maler übertraf. Die Kunſt verdankt ihm viel wegen ſeines natürlichen Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in ſeinen Bildern, hauptſächlich aber, weil er ſich zuerſt an Verkürzungen wagte, durch welches Alles er ſich den Namen eines Schülers der Natur erwarb.

Zu ſeinen vorzüglichſten Werke gehört die berühmte Navicella (Schifflein) in Rom (die Darſtellung des Apoſtels Petrus, der auf dem Waſſer gehet, in muſiviſcher Arbeit), in Florenz einige Frescogemälde, unter denen die von Michel Angelo und Mengs ſo bewunderte Grablegung der Jungfrau ſich befindet. Dieſer außerordentliche Mann beſchränkte ſich aber nicht auf die Malerei und Moſaik allein, ſondern trieb mit gleichem Glück die Bildbauer- und Baukunſt. Er ſtarb im J. 1336 und hinterließ eine Menge Schüler.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, war 1628 zu Troyes in Champagno geboren, und hatte Laurent Mazière zum Lehrer. Nachdem er ſich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen ſolchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer jährlichen Unterſtützung von 1000 Livres nach Rom ſchickte, um die Meiſterwerke alter und neuer Zeit zu ſtudiren. Nach ſeiner Rückkehr ſchmückte er die königlichen Schlöſſer mit ſeinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Bruns Tode erhielt er das Amt eines Oberaufſehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieſer Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu ſein, nach Marſeille. Die beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab ſeinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen ſich ſeine Werke durch Reinheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichſten ſind: das prächtige Grabmal des Cardinals Richelieu, ſonſt in der Kirche der Sorbonne, nachher in dem jetzt wieder aufgehobenen Muſeum des Petits-Augustins; die Reiterſtatue Ludwigs XIV., welche ſein Meiſterſtück war, und am 12. Aug. 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Verſailles die Entführung der Proſerpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Boskette der Apollobäder ꝛc. zieren. Da Girardon zu ſehr beſchäftigt war, um ſeinen Marmor ſelbſt bearbeiten zu können, überließ er dieſen weſentlichen Theil der Bildhauerei Künſtlern, die zwar geſchickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meiſters waren. Er ſtarb zu Paris 1715. Seine Gattin, Catharina du Chemin, erwarb ſich einen Namen als Blumenmalerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geſchehene Indoſſirung (Uebertragung) eines Wechſelbriefs, daher ein ſolcher von einem Inhaber auf einen andern indoſſirter Wechſel ein girirter Wechſelbrief, die Handlung der Uebertragung aber giriren heißt; gleichwie jene Perſon, die einen girirten Wechſelbrief an eine andere indoſſirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein ſolches Indoſſement gerichtet iſt, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt iſt, und der Traſſat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder deſſen Ordre angewieſen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro iſt ein ſolches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelaſſen iſt, damit der Girat das Giro ſelbſt ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und mithin von der den Giranten ſtillſchweigend obliegenden Verbürgung des Wechſels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterſchleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, ſo ſind ſie in vielen Wechſelordnungen verboten.

Girobank heißt diejenige Gattung von Depoſitobanken (ſ. d. Art.), bei welchem edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Dieſe Bankanſtalten ſetzen

keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, ſondern es wird einem Jeden, der darin edles Metalle niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leiſten, ſo braucht er nur eine Anweiſung zu geben, die zu zahlende Summe von ſeinem Blatt ab-, und auf dem Blatte des Empfängers zuzuſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinſen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben ſo verfügen, als ob er die Summen ſelbſt verwahrte; die Bank leiſtet demſelben dadurch einen wichtigen Dienſt, daß ſie ſein Münzmetall ſicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, ſeine Zahlungen ſelbſt zu machen. Eine Bank dieſer Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweiſungen Summen überſchrieben werden können, indem die ſchriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlaſſen würde. Ihren Namen verdanken dieſe Banken dem italieniſchen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank faſt immer innerhalb eines beſtimmten Kreiſes von Eigenern bleiben, aus dem ſie nicht heraustreten. Die bedeutendſten Anſtalten dieſer Art befinden ſich in Hamburg und Amſterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichſte, vielſeitigſte und wiſſenſchaftlichſte der neuern franzöſiſchen Maler, iſt der trefflichſte von Regnaults Schülern. Er iſt in Paris 1769 geboren. Sein Streben iſt echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend ſtudirte er in Rom. Man erkennt in ſeinen Werken eine entſchiedene Neigung zu plaſtiſcher Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit ſchöner Eigenthümlichkeit in allen ſeinen Gemälden; er macht es, wie die alten Italiener, die das Antike im romantiſchen Geiſt und Sinn zu erreichen ſuchten. Seine Zeichnung iſt höchſt richtig und von ſtrenger Beſtimmtheit, ſein Colorit reich und durchſcheinend, doch ſtill harmoniſch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben ſo ſtrenger Sorgſamkeit als Genialität; es ſteht Alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber ſie gehen bei ihm aus dem Geiſt des Bildes hervor. Eines von Girodets ſchönſten Gemälden iſt ſein Endymion, den er noch in Italien malte. Sein Hippokrates hat eine wunderſam ſchöne Beleuchtung; ſein Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt, iſt ein idylliſches, liebliches Werk; ſein Oſſian hat Schönheiten der Zeichnung, iſt aber in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt iſt die große Sündfluthsſcene dieſes Meiſters, ein Hauch von Buonarottis Rieſengeiſt weht darin. Ein rein ſchönes und ewig rührendes Kunſtwerk iſt ferner Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er malte ferner Napoleon, wie er die Schlüſſel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieſes Meiſters ſind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er ſelbſt iſt allgemein geſchätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Beſcheidenheit, Strenge gegen ſich und Milde gegen Andere, tiefer Kunſtſinn und warmes Gefühl, ſind die Hauptzüge von Girodets Charakter. 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem ſehr großen Gemälde, den heiligen Ludwig in Aegypten darſtellend. Wl.

Girondiſten (les Girondins), die Partei der Republicaner edlerer Geſinnung in der zweiten franzöſiſchen (geſetzgebenden) Nationalverſammlung, (1791 — 1793), merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichſten Stimmführer und wegen ihres ſechsmonatlichen, für ſie unglücklich endenden Kampfs mit dem ſogenannten Berge

im Nationalconvent. Man nannte ſie Girondepartei, weil die Häupter derſelben, Guadet, Genſonné und Vergniaud, denen ſich noch zwanzig andere (unter dieſen der geiſtvolle Ducos) anſchloſſen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze ſtand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetſten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der geſetzgebenden Verſammlung gewählt wurde, zu einer Zeit (1791), wo der König, nach ſeiner Rückkehr von Varennes, ſchon wie ein Gefangener in ſeinem eigenen Palaſte gehalten wurde, und das republicaniſche Syſtem bereits die beſten Köpfe eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des Thrones eine republicaniſche Regierungsform zu ſetzen. Schon vor ihrer Abreiſe nach Paris ſchworen in ihrem Club zu Bordeaux die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der ſtürmiſche Guadet am entſchloſſenſten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum ſchloſſen ſich Guadet und ſeine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das conſtitutionelle Königthum vertheidigte, ſondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildeſten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Briſſot, Petion, Sieyes u. A., theils aus Schwärmerei, theils von verwegenem Uebermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichen Umſturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch ſeine ſtürmiſche Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte ſich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Prieſter, den Hof und die Miniſter. So ſetzten er und Genſonné den 2. Jan. 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indeß gab es auch gemäßigte Girondiſten, die wenigſtens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus dieſen wählte Ludwig ſeine Miniſter, Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen ſchritten mit um ſo größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien, 20. Juni 1792, wurde als ihr Werk angeſehen. Durch die ochlokratiſchen Plane der Faction Danton beſonnener gemacht, fingen ſie zwar, Ende Juli 1792, an, ſich den Conſtitutionellen mehr zu nähern, und ſelbſt mit dem Hofe zu unterhandeln; da ſie aber ihre Forderungen verworfen ſahen, nahmen ſie ihr altes Syſtem wieder an, hatten jedoch an dem 10. Aug., der ganz das Werk der Faction Danton war, keinen Antheil. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, ſei noch nicht gekommen, und ſchlugen ſogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10. Auguſt wurden Guadet und andere Girondiſten die wirkſamſten Mitglieder der Regierungscommiſſion, wo ſie nicht nur keine Gewaltthat begingen, ſondern ſelbſt Geächtete in Schutz nahmen. Allein bald mußten ſie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariſer Stadtgemeinde auf ſeiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2. Sept. geſchehen laſſen. Als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen, erhob ſich ihre republikaniſche Begeiſterung aufs Neue. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi ſolle der Erde gleich gemacht werden, weil ſie ſich vom Feinde hatte nehmen laſſen. Mit großem Muth widerſetzte er ſich der Faction Orleans, und drang auf die Beſtrafung der Verbrechen im September. Aber die Girondiſten, welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Conſtitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundſätzen weder auf den Beiſtand der Conſtitutionellen, noch der Royaliſten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre

frühern Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigſten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchiſten) und die Cordeliers (die Maratiſten), vor allen andern Girondiſten, Guadet an, weil ſie ihn am meiſten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne ſchlug mit der Kraft ſeines Talents den Günſtling des Pöbels leicht zu Boden, ſo daß ſelbſt ſeine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnſten erhob ſich Guadet, als er Danton und Robespierre anklagte, daß ſie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondiſten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesſtrafe gegen jeden ausſprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf ſchlugen ſie die Todesſtrafe gegen die Ausgewanderten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. In dem Prozeß des Königs ſtimmten Guadet, Genſonné und Vergniaud für den Tod, nachdem ihr Vorſchlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen ſolle, verworfen worden war. (Vergniauds improviſirter Appel au peuple iſt eine der ſchönſten Reden in der franz. Sprache). Nach dem Ausſpruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufſchub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozeſſe. Indeß konnten ſie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondiſten nannte, weil ſie auf den Bänken des Erdplatzes ſaßen, die Unvorſichtigkeit, gegen Marat (20. April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgeſprochen, und der Berg hielt ſich durch dieſes Beiſpiel für berechtigt, auch ſeiner Seits die Girondiſtenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und Anarchiſten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) ſahen, daß ſie den Girondiſten nicht die Stimmenmehrheit in der Verſammlung entreißen würden, ſo bedienten ſie ſich der pariſer Sectionen, welche mit aufrühreriſchem Geſchrei vor dem Convent erſchienen, und die Verurtheilung der Girondiſten forderten; auch diesmal, und ſelbſt als die ganze pariſer Stadtgemeinde die Forderung wiederholte, triumphirte der unerſchrockene Republikaner Guadet. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorſtädte St. Antoine u. a. Am 31. Mai 1793 ertönte die Sturmglocke. Ein bewaffneter Haufe umgab den Convent, während Haſſenfratz, von einer Schaar ſogenannter Bittenden begleitet, und, von ihrem Mordgeſchrei unterſtützt, die Achtserklärung der 22 Girondiſten verlangte. In dieſem entſcheidenden Augenblicke erhob ſich Guadet abermals auf der Rednerbühne, und ſeine Partei ſchien auch diesmal noch zu ſiegen; allein der Aufſtand dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchiſten, von einem unſinnigen Pöbel unterſtützt, gewannen die Oberhand, und 34 von der Girondepartei wurden geächtet, und zur Erſcheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meiſten der Angeklagten ſuchten ſich durch die Flucht in die weſtlichen Departements zu retten, welche ſie zum Aufſtande gegen den Convent zu bringen hofften. Dieſer, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, ſchritt aber unaufhaltſam in ſeinen Maßregeln fort. Die Zahl der Geächteten ward auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beſchlüſſe vom 1. und 2. Juni proteſtirt hatten, wurden aus dem Convent geſtoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun ſchnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerſt Gorſas unter dem Beil der Guillotine (7. October 1793); dann am 31. Briſſot, Genſonné, Vergniaud, Sillery und ſiebzehn Andere. Wenige retteten ſich; (unter dieſen Louvet, der ſeine Begebenheiten während ſeiner Aechtung

auf eine höchſt anziehende Weiſe unter dem einfachen Titel: Quelques notices pour l'histoire [deutſch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publikum mittheilte). Roland, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben ſich ſelbſt den Tod. Wir widmen mehreren dieſer Männer beſondere Artikel. K.

Giſeke (Nic. Diet.), war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor ſeinen Vater, Paul Giſeke (eigentlich Koszechi), bald nach ſeiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin ſeine Mutter zu Anverwandten zog, und wo er ſich durch ſeine gefälligen Sitten unter andern die Gunſt von Brockes und Hagedorn erwarb. 1745 ging er auf die Univerſität Leipzig, wo er ſich mit Eifer den theologiſchen Wiſſenſchaften widmete, ſeine Nebenſtunden aber der Dichtkunſt ſchenkte. Die Verfaſſer der bremiſchen Beiträge wurden ſeine Freunde. Nachdem er, von 1748 an, in Hannover und Braunſchweig die Erziehung einiger Jünglinge beſorgt hatte, ward er Prediger zu Trautenſtein im Fürſtenthum Blankenburg, erhielt nach J. A. Cramers Tode die Oberhofpredigerſtelle in Quedlinburg, und ward 1760 von dem Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen zum Superintendenten ernannt. Hier ſtarb er in der Blüthe ſeiner Jahre, 1765. Bedenkt man, daß Giſekes Bildung in die Zeit des erſt aufblühenden deutſchen Geſchmacks fiel, ſo muß man jene poetiſchen Arbeiten, deren reine und fließende Verſification ſich beſonders empfiehlt, ſchätzbar und alles Lobes werth finden. Er erſcheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktiſchen Gattung am glücklichſten gearbeitet hat. Ein ſanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunſtloſe Leichtigkeit im Ausdruck ſind das eigenthümliche Gepräge ſeiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und ſich in Gefühle der Religion, der Freundſchaft und reinſten Liebe ergießt. Von Begeiſterung iſt ſelten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopſtock hat ihm im zweiten Liede ſeines Wingolf ein Denkmal geſetzt, auch eine beſondere Ode an ihn gerichtet.

Giunti, Giuntinen. Die berühmte alte Buchdruckerfamilie der Giunti (Juntä, Junta, Juncta und Giunta, auch Zonta genannt), ſtammte nicht aus Lyon, wie man behauptet hat, ſondern aus Florenz, wo ſie ſchon 1354 vorkommt. Der dort noch fortblühende Zweig wurde durch ein Decret vom J. 1789 zum Range einer Patricierfamilie erhoben. Seit dem Ende des 15. Jahrh. erſcheinen die Giunti als Buchhändler und Buchdrucker; und zu Venedig, zu Florenz, ſpäter zu Lyon, endlich zu Burgos, Salamanca und Madrid vermehren ihre Officinen durch ſehr beachtenswerthe Drucke die Hülfsmittel der europäiſchen Bildung. Die älteſte dieſer Druckereien ſcheint die venetianiſche zu ſein, geſtiftet durch Lucas Anton Giunta, der aus Florenz ſich nach Venedig um 1480 gewandt hatte. Anfangs, von 1482 — 98, betrieb er Buchhändlergeſchäfte, indem er anderwärts drucken ließ (Catharina da Siena dialogo de la divina providentia. Ven. Mthi. da Codeca, 1482. 4.) Seit 1499 aber beſaß er eine eigne Officin, deren erſtes Product J. Mar. Politiani constitut. ord. Carmelitarum, 4. ſind. Seine letzten Drucke ſind vom J. 1537, dem Jahre ſeines Todes. In der Kirche St. Giovanni und Paolo findet ſich ſein Grabmal. Unter der Firma: haeredes L. A. de Giunta ging die Druckerei nach ſeinem Tode fort; zunächſt unter der Leitung ſeines Sohnes, Thomas Giunta, der das Unglück hatte, daß am 4. Nov. 1557 ſeine Druckerei abbrannte, doch wurde ſie hergeſtellt, und dauerte unter wechſelnder Oberaufſicht noch bis ins folgende Jahrh. fort. Im J. 1644 kommen die haeredi di Tom-

maso Giunta als Compagnons des Handlungshauſes Fr. Baba vor; dieſe Verbindung läßt ſich noch 1648 nachweiſen. Der letzte uns bekannt gewordene Druck der venetinaiſchen Officin iſt vom J. 1657 datirt. (Hi, Ochi libri III. de febribus. Ven. ap. Juntas, 1657, 4.) Ein Verzeichniß der Drucke dieſer Officin, aber nur bis zum J. 1550, liefert Eberts bibliograph. Lexicon am Schluſſe des erſten Bandes. Sie unterſcheiden ſich durch nichts von den damaligen Officinen Venedigs, wie ſie gewöhnlich waren, und ſtehen tief unter den beſſern der Manucci, des Giolito u. a. Blos auf den Erwerb berechnet, ohne daß ſie höhere wiſſenſchaftliche Zwecke verfolgt hätten, zeichnen ſich die Giuntinen aus Venedig weder durch Typen, noch durch Papier aus. Pergamentdrucke ſcheinen die venetianiſchen Giunti gar nicht gegeben zu haben; griechiſche Drucke wenig. Die Ausgabe des Cicero von 1534 durch Victorius iſt faſt der einzige bedeutende Druck. Nicht ohne Werth ſind die Miſſaldrucke. In ſeiner Vaterſtadt Florenz begründete das nachmals ſo blühende Gewerbe, Philipp Giunta, der Sohn eines gleichnamigen Vaters, Lucas Antons Bruder. Wahrſcheinlich genoß Philipp den Unterricht des Chriſtoph Landinus. Der Treppe der Kirche der Caſſinermönche zu St. Maria in Florenz gegenüber hatte er eine Druckerei, aus der als erſter Verſuch der Zenobius von 1497 hervorging. Die Reihe der von ihm und ſeinen Erben, die nach dem Tode Philipps (am 16. Sept. 1517) unter abwechſelnder Leitung die Druckerei forterhielten, bis zum J. 1550 gegebnen Werke findet ſich am vollſtändigſten bei Ebert, im bibliogr. Lexicon. Der letzte Druck der florenzer Officin ſcheint Buonarotti rime, 1623, 4. zu ſein. Dibdin in ſeinem Decameron hat wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß Philipp Giunta die griechiſchen Typen des Buchdruckers Calliesgus gekauft habe; der Kauf könnte aber nicht vor 1523 Statt gefunden haben. Die Typen dieſer Officin an ſich dürfen übrigens der Vergleichung mit denen der Manucci nicht ſcheuen; nur an Mannichfaltigkeit möchten ſie dieſen etwa nachſtehen. Die Curſiv möchte ſogar den Vorzug verdienen. Aber beſſer iſt bei den Aldus das Papier, beſſer die Schwänze und das Enſemble des Drucks. Außerdem hat die florenzer Officin Großpapiere und mehrere gut gerathne Pergamentdrucke geliefert. Wahrſcheinlich iſt, daß ſie ſelbſt eine Schriftgießerei beſaßen, aus der ſich gleichzeitige florenzer Drucker verſorgten. Zur Ehre einer beſondern Sammlung ſind die Giuntinen noch nicht gelangt, ob ſie dieſelbe gleich eben ſo ſehr zu verdienen ſcheinen, als die Aldinen; denn ſicher war das Urtheil viel zu voreilig, das behauptete, die Giunti hätten nur Wiederholungen aldiniſcher Texte geliefert. Gewiß iſt der innere Werth ihrer Drucke bedeutender, als man gewöhnlich glaubt. Durch ein ſonderbares Geſchick ſind dieſe weniger bekannt; doch haben die genauer unterſuchten italieniſchen Schriftſteller ihrer Officin erwieſen, welche weſentliche Ausſtattungen ſie durch die Gelehrten gewannen, mit denen ſich die Giunti, eben ſo wie die Manucci, zu umgeben verſtanden. Weniger gilt dieſes Lob den Leiſtungen der lyoner Officin, geſtiftet durch Jacob de Giunta, aus Florenz, Franceſco Giuntas Sohn, der noch 1519 zu Venedig vorkommt, ſeit 1520 aber zu Lyon erſcheint, anfänglich blos als Verleger, ſeit 1527 aber auch als Drucker. Nach ſeinem 1548 erfolgten Tode ſetzten ſeine Erben thätig das Gewerbe fort, von dem noch 1592 ſich Spuren finden. Nicht ſo leicht zu entwirren iſt das Verhältniß, welches zwiſchen den italieniſchen und den ſpaniſchen Officinen und unter dieſen letztern ſelbſt Statt fand. Zu Burgos druckte

Juan Junta 1526, 28 und 51. Philipp Junta, vielleicht Eine Perſon mit dem florenzer Philipp dem Jüngern, von 1582 — 93; zu Salamanca druckt 1534—52 ein Juan de Junta, der allem Anſcheine nach eine und dieſelbe Perſon mit dem Juan Junta von Burgos iſt, und 1582 Lucas Junta. Zu Madrid Giulio Giunta 1595, der am 27. Jan. 1618 ſtarb; dann Thomas Junta oder Junti 1594—1624, der ſeit 1621 als königlicher Buchdrucker auftritt. Ueber ihre Werke ſiehe Eberts bibl. Lexicon.

Giulio Romano, ſ. Julius Romanus.

Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung. Dieſe treffliche Sammlung befindet ſich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte ſie, 1815 in Paris, und ſie wird nun hoffentlich mit einer Auswahl der vorzüglichſten Kunſtſchätze, die ſich in den königlichen Schlöſſern befinden, vereinet, bald aufgeſtellt werden, und ſo eine ſehr intereſſante Gallerie bilden. Das fürſtliche Haus Giuſtiniani in Rom ſtammt von einem alten und berühmten Hauſe in Genua ab. Der Sammler dieſer Kunſtwerke führte den Titel eines Marcheſe, und lebte am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. Zwei Jahrhunderte lang war dieſe Gallerie die Zierde eines der größten Paläſte Roms, den derſelbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemälde iſt von Meiſtern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die ſich dieſem Haus verpflichtet fühlten, ihre beſten Werke gleich für die Familie Giuſtiniani beſtimmten, wodurch die Gallerie auch beſonders merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt wird, denn in jener Zeit flammte der alte Kunſtfleiß zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weiſe, wie früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus deſſen Lauf wir auch bedeutende Kunſtwerke hier finden. Man zählt auf 170 Gemälde; im J. 1807, wo die Sammlung nach Paris kam, war ſie noch vollſtändiger, aber manches herrliche Gemälde derſelben wurde einzeln verkauft, ehe ſie der Prinz, mehrere Jahre ſpäter, an Bonnemaiſon im Ganzen verkaufte. Aus der früheſten Periode bemerken wie beſonders ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorſtellend, als eine nur mit zartem Flor bekleidete Geſtalt, mit einem ſpiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet iſt, und die Hauptfigur auf einem Wagen, von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantaſtiſch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühern Zeit eigen iſt. Der Pinſel iſt etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten ſchön, der Blick klar und rührend. Ferner ſind aus dieſer kindlich frommen Kunſtepoche ſehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (dieſe Darſtellung hatte ſich der hohe Meiſter recht eigentlich zum Studium gewählt, wie ſeine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von ſchöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens ſind) der beweinte Chriſtus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Chriſtuskopf, der fälſchlich für einen Leonardo da Vinci angegeben wird, da er wol aus Peruginos Schule iſt, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anſpruchloſigkeit und ſüße Einfalt der alten Zeit herrſcht, obgleich der Meiſter ſchon einer ſpätern angehört. Von den vier Hauptſchulen ſind folgend Gemälde beſonders bemerkenswerth. Aus der florentiniſchen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obſchon im verjüngten Maßſtab; der Ganymed

hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die dieſen Meiſter bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Das Gemälde iſt ſo zart und ſorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es ſei nur nach der Zeichnung des Meiſters von Marcellio Venuſti gemalt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köſtliche Gemälde von Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. Aus der römiſch-raphaeliſchen Schule iſt beſonders ein herrliches Gemälde von Raphaels ſpäterer Zeit hier; Manche behaupten, es ſei nach Raphaels Zeichnung von Francesco Penni gemalt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meiſter ſelbſt. Es iſt ein Johannes der Evangeliſt, auf einem Thron von Wolken ſitzend, in hoher Begeiſterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel ſchreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu ſeinen Füßen. Seine blaue Tunica und ſein weitflatterndes violettes Gewand ſind ſo mit weißen Lichtern gehöht, daß ſie in den Farben der Morgenröthe zu ſchillern ſcheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieſer feſten freien Stirne, dieſem ernſten dunkeln Auge, dieſem ſanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich iſt das rechte Bein gezeichnet, deſſen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten ſcheint! Eine Wiederholung dieſes Gemäldes befindet ſich im Muſeum zu Marſeille. Es war ſonſt höchſt anziehend, als Gegenſtück denſelben Gegenſtand in gleicher Größe von Dominichino zu ſehen, aber leider iſt dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls ſitzend dargeſtellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der ſchönſten Werke Dominichinos. Ferner iſt aus dieſer Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet ſchönes Bild, worin die ſchwarzen Töne nicht ſo vorherrſchen, wie oft bei dieſem Meiſter, das Colorit iſt heiter und harmoniſch, die Köpfe ſind von der ſchönſten Vollendung. So iſt auch von dieſem Meiſter die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Raphael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders malen mußte, als auf dem Original, um ſie unterſcheiden zu können. Aus der lombardiſchen Schule bemerken wir beſonders einen Chriſtuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde ſeines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide ſind flüchtig, aber ſehr lieblich gemalt; das zweite iſt eine freie Nachahmung von Correggios Zingarella. Die Arbeiten dieſes Meiſters, der Correggios Grazie und Helldunkel mit Parmegianinos Eleganz vereint, ſind äußerſt ſelten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Beſuch der heiligen Eliſabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Doſſo Doſſi, verdienen beſondere Aufmerkſamkeit. Aus der venetianiſchen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches ſich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Chriſto, von Sebaſtiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geiſt, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchſten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles iſt eigenthümlich darin, die Charaktere ſind wunderbar individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlöſers iſt rein menſchlich ſchön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegenſatz derſelben zu der Heuchelei und Verſtocktheit der

Phariſäer und der Zerknirſchung der ſchönen reuigen Verbrecherin iſt glücklich und mit ſeltner Kraft dargeſtellt. Zugleich findet man in dieſem Gemälde die Porträts der vorzüglichſten venetianiſchen Künſtler; der israelitiſche Richter iſt Sebaſtiano del Piombo, der Kopf mit dem ſchwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau iſt Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veroneſe (für Albano ausgegeben), mehrere ſchöne Bildniſſe von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veroneſe, beweiſen nebſt mehrern andern ſchätzbaren Gemälden, wie reich dieſe Sammlung von venetianiſchen Meiſtern iſt. Doch die ſeltenſten Schätze dieſer Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturaliſten. Zuerſt bemerken wir von Lodovico Carracci die herrliche Speiſung der fünftauſend Mann mit fünf Broten und zwei Fiſchen. Der Künſtler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jeſus, ſtehend unter der Menge, wendet ſich zu ſeinen Jüngern, wovon einer die Brote hält, und ſegnet die Fiſche, welche ihm ein Knabe reicht. Es ſind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter iſt groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch die ſinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken ſie eine Abſtufung der Flächen der weiten Landſchaft, die mit einer zahlloſen Menge Volkes bedeckt iſt. Der große Meiſter, deſſen Hauptvorzug ſinnige Klarheit und Würde iſt, malte dieſes Bild, als er aus Tintorettos Schule kam, und vereinte darin venetianiſche Farbenglut mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemälde deſſelben Meiſters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweiſen, wie ſehr er auch Correggios Styl ſtudirte. Von dem kühnen, kräftigen Agoſtino Carracci iſt ein Chriſtus mit dem Zinsgroſchen hier, und ein todter Chriſtus zwiſchen zwei Engeln; die wunderſame Verkürzung dieſer Geſtalt, der Ausdruck und die Farbengebung ſind im größten Styl. Von Annibal Carracci eine Skizze, Jeſus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wiſſenſchaftlichkeit und Anmuth zu den ſeltenſten Meiſterwerken gehört. Unter mehreren ſchönen Werken dieſes Meiſters bemerken wir noch eine herrliche große Landſchaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Friſche der Farben, die Großheit der Compoſition und die geiſtvolle Behandlung machen ſie zu einem echt claſſiſchen Werk. So auch von Dominichino eine ſchöne waldige Gebirgsgegend; dieſe Landſchaften großer italieniſcher Geſchichtmaler ſind um ſo merkwürdiger, da viele Gallerien ſie ganz entbehren, und da ihr Styl ſo groß, ihre Behandlung ſo kräftig und leicht, ihr Ton in ſeiner dunkeln Bläue ſo ernſt und ſtill, ſo romantiſch und eigenthümlich iſt, daß ſie wahre Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Beſonders merkwürdig iſt noch aus dieſer Schule ein wundervoll ſchönes Gemälde des Guido Reni, eins ſeiner größten Meiſterwerke. Es ſtellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebaniſchen Wüſte ſich zuſammen unterreden. Die beiden frommen Greiſe tragen das Gepräge ihrer ſtrengen Lebensart. Ein kahler Felſen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmliſchen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jeſuskind, von Engeln begleitet, ſieht. Das Ganze iſt im größten Styl gedacht und ausgeführt; einfach und edel, wahr und kräftig ſind die beiden Anachoreten, höchſt lieblich iſt die obere Glorie, alles leicht und höchſt genial behandelt. Von Albani finden wir ſehr merkwürdige Gemälde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher nach deren größern

Styl mit ſeinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinſel verband, auch noch in Lebensgröße malte. So iſt hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Chriſtus, Maria, Johannes der Täufer, und die Apoſtel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thaddeus. In derſelben Größe und Art malte Dominichino, gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieſer Köpfe iſt ungemein lehrreich und anziehend. Von Annibal Carracci ſelbſt ſind die Apoſtel Philippus, Matthäus, Jacobus der kleinere und Paulus. Doch nun kommen wir zu dem erſten Meiſter unter den Naturaliſten, von welchem keine Gallerie ſchönere Werke beſitzt als dieſe, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerſt bewundert man ſein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderſtellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen ſind, bemerken wir hier ſowol, als in ſeinem hier befindlichen heiligen Matthäus und ſeinem Chriſtus am Oelberge. Doch in ihrer vollſten Eigenthümlichkeit zeigt ſich ſeine verwegne Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegoriſchen Gemälden. Auf dem einen iſt die ſinnliche Liebe unter dem Bilde eines funfzehnjährigen Jünglings dargeſtellt; er iſt ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus ſeinen Augen, treulos iſt ſein Lächeln, er hat Geierflügel und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, muſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente unter die Füße geworfen, ſo wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenſchaft iſt nichts heilig. Das Seitenſtück ſtellt den Sieg der himmliſchen Liebe über die irdiſche vor. Ein geſundheitblühender Jüngling, mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwert, hat die ſinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit iſt hier auf das Herrlichſte mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köſtliches weibliches Bruſtbild von dieſem Meiſter hieher, ſo wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meiſtern anderer Schulen iſt die Sammlung nicht ſehr reich, wir bemerken nur fünf recht ſchöne Gemälde von Pouſſin, eine große Landſchaft von Claude Lorrain, eine Fußwaſchung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiaſi (einem genueſer Künſtler, der in Spanien ſtarb) und eine treffliche Landſchaft von Swanevelt.

Glacis heißt beim Feſtungsbau die gelinde Abdachung der äußerſten Bruſtwehr an dem bedeckten Wege einer Feſtung, welche ſich in das Feld verliert und den Graben von außen her verdeckt, eine Feldbruſtwehr.

Gladiatoren waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfſpielen mit einander, zum Vergnügen des römiſchen Volks, auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sclaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge aber fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigſten Leuten beſtanden, hatten eigene Schulen, in denen ſie unterrichtet wurden. Die Vorſteher dieſer Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten ſie. Von ihnen miethete ſie derjenige, der dem Volke ein Gladiatorſpiel geben wollte. Ein Vorſpiel, in welchem ſie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies,

bis ſie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweis den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Beſiegte nicht auf der Stelle todt, ſo entſchied das Volk über ſein Schickſal. Wollte es ſeinen Tod, ſo hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengeſetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden ſollte. Gewöhnlich litten ſie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot ſich der Ueberwundene freiwillig dem letzten Stoß dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, ſo hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, ſo ſchleppten ihn dazu beſtellte Knechte mit eiſernen Haken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigeſprochen, und bekamen zum Zeichen dieſer Freiheit einen Stab oder ein hölzernes Schwert.

Glas iſt der Name eines Kunſterzeugniſſes, welches durch das Schmelzen in der Glühhitze von Kieſelerde, Laugenſalz und Metalloxyden erhalten wird. Der Name Glas iſt altdeutſch, und hängt mit gleißen, dem engliſchen glisten, glesum, dem Bernſtein der Aeſtier, und ſelbſt mit glacies und Glanz zuſammen. Die Kunſt des Glasmachens iſt ſehr alt. Ungemein wahrſcheinlich iſt die Nachricht, welche uns Plinius von der Erfindung derſelben unter den Phöniciern gibt. Es ſollen nämlich Kaufleute, die mit Salpeter handelten, da ſie nach einer Landung nichts hatten, worauf ſie ihre Keſſel ſtellten, dazu ſich großer Stücken Salpeter bedient haben. Durch die Gewalt des Feuers ſchmolz dieſer mit dem Sande des Bodens zuſammen, und ſo entſtand das erſte Glas. Gefärbtes Glas müſſen die Aegypter äußerſt geſchickt zu bereiten gewußt haben, wie wir noch jetzt an den Mumien ſehen, deren Zierrathen von dieſer Maſſe ſind. Da die Alten die Mineralſäuren nicht kannten, welche wir jetzt zur Bearbeitung metalliſcher Oxyde anwenden, ſo iſt ſehr ſchwer, ſich ſowol von dieſem ägyptiſchen Glaſe, als auch von dem, welches zu der muſſiviſchen Arbeit verwandt wurde, eine ganz deutliche Vorſtellung zu machen. Der berühmte Klaproth hat etwas von dem grünen Glaſe in der alten Moſaik unterſucht, und außer Kieſel vorzüglich Kupfer- und Bleioxyde nebſt Alaun und Kalk, auch oxydirtes Eiſen darin gefunden. Die Römer hatten ſchon eigene Glashütten: ſie machten Geſchirre und mancherlei Geräthe aus Glas, und in Herculanum findet man nicht allein manche Glaswaaren, ſondern ſelbſt Tafeln von Glas, von denen man, jedoch irrig, geglaubt hat, daß ſie zu Fenſterſcheiben gedient hätten. Gegenwärtig iſt beſonders in England die Glasmacherkunſt auf einen hohen Grad der Vollendung gekommen, und wir halten es für ſehr wichtig, die neueſten Nachrichten davon mitzutheilen. Die engliſchen Glashütten ſind gemeiniglich große Kegel von 60 bis 100 Fuß Höhe und 50 bis 80 Fuß im Durchmeſſer. Der Ofen iſt in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches durch eine Oeffnung mit ihm in Verbindung ſteht. Die Oeffnung iſt mit einem eiſernen Roſte bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug aus dem Gewölbe unterhalten wird. Die Hauptſache kommt in einer Glashütte auf die Schmelztiegel an. Man nimmt dazu eine eigne Art von Thon aus Staurbridge, den man fein malen, durchſieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teig verarbeiten läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem Pulver zermalmen, und mit rohem Thon wieder vermiſchen läßt. Auch eigene Töpfe zu Flaſchen und zum Flintglaſe macht man

von 40 Zoll Durchmeſſer und Tiefe. Sie haben eine Dicke von 2 bis 4 Zoll, und werden zum Flintglaſe bedeckt. Ehe ſie in den Ofen gebracht werden, müſſen ſie mehrere Tage lang in der Weißglühhitze ſtehen. Zu Flaſchen nimmt man die gröbſten Stoffe: Flußſand, unreines Natrum und Kali, als Abgang der Seife und Aſche. Das berühmte engliſche Kronglas fordert zu ſeiner Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern, worin ſie verglaſt werden, und einen dritten, worin das Glas ſo erhitzt wird, daß es biegſam und fähig wird, verſchiedene Geſtalten anzunehmen. Zum Kronglas nimmt man zwei Theile Kelp- oder Tangaſche und einen Theil feinen weißen Sand. Dieſe bringt man wohlgemiſcht in einen Reverberirofen und läßt ſie verkalken. Um dieſe ſogenannte Fritte zu erhalten, ſind verſchiedene Anſtalten nöthig, denn das Salz in der Tangaſche fließt ſehr leicht mit den Ziegeln zuſammen. Daher haben einige vorgeſchlagen, eine eiſerne Platte auf dem Boden des Ofens anzubringen, damit nicht mit dem Salze auch das Kali der Tangaſche verloren gehe. Iſt die Fritte hinlänglich verkalkt, ſo bringt man ſie in Töpfen, mit dem achten Theil zerſtoßnen Glaſes in den Schmelzofen, wo nun ungefähr 10 bis 12 Stunden erfodert werden, um ſie vollkommen zu ſchmelzen. Dann wird das Glas flüſſig, wie es noch iſt, mit einer eiſernen Röhre aufgenommen und auf einer eiſernen Platte geblaſen. Was das bekannte Flintglas betrifft, ſo machte man dies ſonſt aus verkalkten, kleingemahlenen Flintenſteinen, denen man noch Perlaſche, oder ein beſonderes Alkali mit etwas Arſenik beimiſchte. Gegenwärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, deſſen einzelne Körner möglichſt durchſichtig ſein müſſen. Da dieſer oft mit Thon gemiſcht iſt, ſo muß der letztere rein ausgewaſchen werden, ehe man den Sand in den Calcinirofen bringt. Dann nimmt man Bleiglätte, die als ſtarker Fluß die Dichtigkeit des Glaſes vermehrt, es dehnbarer macht und es alſo hindert, ſo leicht zu ſpringen, und entweder Kali oder Natrum; beſſer aber iſt jenes, weil es dem Glaſe gar keine Farbe mittheilt, da Natrum eine grünlich-blaue Schattirung gibt. Ferner wird Salpeter erfordert, welcher die vollſtändigere Verkalkung der Bleiglätte befördert. Dann etwas Arſenik, aber nie zu viel, weil ſonſt das Glas weiße undurchſichtige Flecken bekommt. Endlich iſt ein ſehr wichtiger Beſtandtheil das ſchwarze Mangan- oder Braunſteinoxyd. Dieſes zerſtört die Farben im Glaſe, welche das Eiſen, dem Sande beigemiſcht, hervorbringt. Indeſſen bringt zu viel Mangan eine ſchwärzliche Schattirung hervor und iſt der vollkommenen Durchſichtigkeit nachtheilig. So unentbehrlich das Glas jetzt in Künſten, Gewerben und ſelbſt in Wiſſenſchafen iſt, ſo äußerſt wichtig ſind ſeine phyſiſchen Eigenſchaften. Eine derſelben iſt, daß es auch in bedeutender Hitze ſeine Durchſichtigkeit behält und ſehr wenig ausgedehnt wird; daher paßt es beſonders zu Uhrpendeln. Auch ſeine große Biegſamkeit in bedeutender Hitze iſt ſehr merkwürdig. Es läßt ſich dann leicht in alle Formen bringen und zu feinen Fäden ſpinnen. Geſchnitten wird es mit Diamanten, auch mit einem heißen Eiſen, doch iſt die letztere Manier immer etwas unſicher.

Glasfenſter. Man verſtand lange die Bereitung des Glaſes, ohne darum Glasfenſter zu haben. Die Häuſer der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderſeite gar keine Fenſter, auf der Seite des Hofes waren dieſelben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk verſehen; im Winter aber überzog man ſie mit geöltem Papier. Die Chineſen bedienten ſich zu ihren Fenſtern ſehr feiner, mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge

aber der geſchliffenen Auſterſchalen. Auch verſtehen ſie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit ſie ihre Fenſter verſehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glaſes, welcher nach der Beſchreibung nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Perſonen zu Rom die Oeffnungen ihrer Badſtuben auch mit dünn geſchliffnen Agaten oder Marmor verſehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben verſank, Bruchſtücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den ſchon damals eingeführten Gebrauch des Glaſes zu Fenſterſcheiben ſchließen wollen, ſichere Nachrichten aber finden wir erſt bei Gregor von Tours, woraus erhellt, das im 4. Jahrh. nach Chr. die Kirchen Fenſter von gefärbtem Glas erhielten. In Frankreich bediente man ſich anfangs ſtatt des Glaſes des Marienglaſes, des weißgeſottenen Horns, in Oel getränkter Papiere und dünn geſchabter Leder. Die älteſten noch vorhandenen Glasfenſter daſelbſt ſind aus dem 12. Jahrh., und befinden ſich in der Kirche zu St. Denis; ſie ſcheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu ſein, welches der Abt Suger, ein Günſtling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ ſogar viele Sapphire zu Pulver ſtoßen und unter das Glas miſchen, um ihnen die Laſurfarbe zu geben. Um das J. 1458 rechnete es Aeneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meiſten Häuſer Glasfenſter hatten. Felibien ſagt, daß man zu ſeiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien runde Glasſcheiben in die Fenſter einzuſetzen gewohnt geweſen ſei. Dagegen hatten in Frankreich im 16. Jahrh. zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuſer, Glasfenſter.

Glasgalle iſt eine, auf der flüſſigen Glasmaſſe wie ein Fett oder Schaum ſchwimmende Materie. Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzoſen aber fiel oder suif de verre genannt, iſt meiſtens alkaliſch, daher ſie auch an der Luft feucht wird, aber wol gar fließt, und wird beſonders zum Silberlöthen gebraucht, denn ſie nimmt einen ſtarken Grad von Feuer an, bringt ſchwerflüſſige Stoffe leicht in Fluß, und erhält ſie auch lange in dieſem Zuſtande. Die Töpfer bedienen ſich ihrer auch zur Glaſur.

Glasgow, Hauptſtadt und Univerſität in Süd-Schottland, am Clyde-Fluß, (55° 52′ nördl. Breite und 4° 15′ weſtl. Länge.) Die Volksmenge beträgt in 13,000 Häuſern über 120,000 Seelen. Die Stadt iſt ſehr alt, denn ſchon im J. 560 ſoll hier ein Bisthum errichtet worden ſein, dennoch hat ſie zum Theil ſehr breite, regelmäßige Straßen, und iſt überhaupt eine der ſchönſten Städte von ganz England. Die prächtige Hauptkirche, vielleicht der einzige noch unverſehrte Ueberreſt gothiſcher Baukunſt in Schottland, iſt aber erſt 1123 gebaut. Die Univerſität wurde im J. 1450 von König Jacob II. und dem Biſchof Turnbull geſtiftet, und iſt mit Edinburgh die einzige Hochſchule in Großbritannien, deren Einrichtung den deutſchen Univerſitäten ähnlich iſt. In neuern Zeiten iſt ſie durch die Vermächtniſſe von John Anderſon und William Hunter ſehr erweitert worden. Anderſons Vermächtniß bezog ſich auf die Unterſtützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf ſeine Koſten zu Gelehrten, ſondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künſtlern gebildet werden ſollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieſer Univerſität erzogen, vermachte derſelben ſein herrliches Muſeum. Es enthält dieſe Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomiſche Präparate und Münzen aller Art, ſondern auch ſeine ganze

Bücher- und Handſchriftenſammlung und eine Menge Originalgemälde der erſten Meiſter. Das Ganze wird auf 150,000 Pf. St. geſchätzt, und iſt in einem prächtigen und geſchmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgeſtellt. Merkwürdig iſt auch die 1796 von Anderſon, Profeſſor der Naturwiſſenſchaften, gegründete akademiſche Anſtalt, welcher der Stifter ſeine Bücherſammlung, ſein Muſeum und ſein ganzes Vermögen vermachte. Hier werden für diejenigen, die ſich nicht zu Gelehrten bilden wollen, ſo wie für Frauen, öffentliche Vorleſungen über Naturwiſſenſchaften gehalten, und in einer beſondern Klaſſe auch Handwerker in jenen Wiſſenſchaften unterrichtet, eine Einrichtung, die für eine Manufacturſtadt, wie Glasgow, ſich bereits ſehr vortheilhaft gezeigt und die Folge gehabt hat, daß Kenntniß der Chemie und Mechanik vielleicht in keiner Stadt Europas ſo allgemein verbreitet iſt, als hier. Außerdem iſt noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwieſen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahre 1267 Kranke aufgenommen und koſtete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewiſſen Stark erbaut. Auch die Börſenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitſchule, das Magdalenenſpital und eas öffentliche Gefängniß ſind prachtvolle Gebäude, alle ſeit den letzten 14 Jahren von demſelben Baumeiſter Stark nach großen Muſtern der Antike aufgeführt. Unter andern iſt das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenon in Athen gebaut iſt. Man findet in Glasgow eine Bildſäule von Friedrich Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Coruna in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unſterblichen Nelſon ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. Die Stadt hat eine, dem Handel äußerſt günſtige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben ſteht es durch den Clyde mit dem atlandiſchen Meere, und mit der Nordſee durch den Clyde-Canal und dem Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18. Jahrh. war Glasgow der vorzüglichſte Stapelplatz für den amerikaniſchen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neuern Zeiten hat man ſich beſonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt, und es finden ſich in der Stadt und in ihren nächſten Umgebungen allein 52 Baumwollenmühlen, die zuſammen ein Capital von einer Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberſtühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaſchinen, die durch Dämpfe in Bewegung geſetzt werden. Auch 9 Eiſengießereien ſind in Glasgow, ſo wie eine Menge anderer Manufacturen und ein höchſt bedeutender Zwiſchhandel.

Glasmalerei. Dieſe, wie Moriſoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweiſen ſucht, und wie ein aufgefundenes Bruchſtück der Art, welches in Buonarottis Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweiſt, ſchon den Alten bekannt geweſene Kunſt wurde ehedem angewandt, um die Glasſcheiben an Kirchen oder an andern öffentlichen Gebäuden mit Malereien zu verzieren, welches in Vereinigung mit dem ganzen Style der gothiſchen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über ſie verbreitete. Die Farben zu dieſen Malereien waren mineraliſch, oder beſtanden aus gefärbtem und fein geriebenen Glaſe, und wurden entweder auf gewöhnliches durchſichtiges, oder auf weißge-

färbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In neuern Zeiten findet man die erſten Spuren dieſer Kunſt gegen Ende des 10. oder zu Anfang des 11. Jahrh., wo ſie ſich wahrſcheinlich wieder aus der Zuſammenfügung mancherlei gefärbter Gläſer entwickelte. Albrecht Dürer erwarb ſich große Verdienſte um ſie; und M. Claude, Franceſe genannt, ſoll ſie 1530 zuerſt nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien, England und Deutſchland verſchiedene Künſtler in der Glasmalerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (geſt. 1761), Eginton zu Bermingham und Jouffroy Jervaiſe mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer ſoll in ſeiner Auferſtehung Chriſti in einer Capelle zu London Alles übertroffen haben, was je in dieſer Art geleiſtet worden. Treffliche Glasmalereien findet man auch in den Capellen mehrerer Collegien zu Oxford. (Vergl. Mohn, S.)

Glasſchleifen. Dieſe Operation geſchieht, durch Hülfe gewiſſer, nach verſchiedenen Modellen wohlgerundeten, meſſingenen oder kupfernen Schüſſeln und vermittelſt des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befeſtigten kupfernen Rädchens ſtreicht, indem man allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas ſchneidet, und was durchſcheinen oder glänzen ſoll, mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasſchleifen im 11. oder 13. Jahrh. aufgekommen ſei, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geſchliffene Gläſer nöthig waren.

Glastropfen oder Glasthräne. Flüſſige Glastropfen, die in kaltes Waſſer fallen, nehmen die Geſtalt eines ovalrunden Körpers an, der ſich in einen langen dünnen Schwanz endigt. In ſeinem feſten Zuſtande heißt dieſer Glasthräne. Er hat die leicht erklärbare Eigenſchaft, daß ſich der ovalrunde Theil mit dem Hammer ſchlagen und abſchleifen läßt, ohne zu zerbrechen; wogegen beim Abbrechen des dünnen Schweifs, der ganze Tropfen augenblicklich in feinen Staub zerſpringt.

Glaſur iſt jeder glasartige Ueberzug irdener (thönerner) Gefäße, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß ſie von den hineingegoſſenen Flüſſigkeiten durchdrungen werden. Man kann dazu alle leichtflüſſigen Mineralien nehmen, welche im Feuer verglaſen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitaniſchgelb, Zinnaſche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eiſenſafran, mit Kupferaſche wird ſie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunſtein violenblau gefärbt. Alles dies wird fein unter einander gerieben, zu Glaſe geſchmolzen, in Kuchen gegoſſen und dann zum Glaſuren verbraucht. Auch aus einer Miſchung von feinem Sande, Bleiaſche, Holzaſche und Küchenſalz, welches man Alles in einem Keſſel zergehen läßt, kann man eine gute Glaſur bereiten. Die Glaſur aus Bleiglätte kann unter gewiſſen Umſtänden ſehr ſchädlich werden, und iſt um ſo mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zuſammenſetzungen völlig bleifreier Glaſuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwaſſer befeuchtet, und dann nur mit dem Glaſurpulver beſtreut, welches man die trockene Glaſur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit naſſer Glaſur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glaſurmaſſe eintaucht, oder die Glaſur mit einem Pinſel anſpritzt.

Glätte, Glette oder Bleiglätte iſt ein zu Schlacken verkalktes Blei. Es iſt entweder natürlich, welches man in der Erde,

jedoch nur ſelten findet, oder künſtlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch ſtarkes Feuer goldgelb und röthlich, ſo heißt ſie Goldglätte, wird ſie aber bleichgelb oder weiß, ſo heißt ſie Silberglätte. Man braucht ſie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein ſtrafbarer Mißbrauch iſt es, ſich ihrer zur Verfälſchung der Weine zu bedienen, da ſie innerlich ein unfehlbares und langſam wirkendes Gift iſt, und zugleich ſehr ſchmerzhafte Zufälle, beſonders die ſogenannte Bleicolik verurſacht.

Glatteis entſteht, wenn nach heftigem Froſte Thauwetter mit einem gelinden Regen eintritt, und beſteht in einer dünnen, glatten Eisrinde, welche das Steinpflaſter und überhaupt jeden Weg überzieht. Die atmoſphäriſche Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerſt an, das Steinpflaſter und der hartgefrorne Erdboden dagegen erſt ſpäter. Während alſo die Luft ſchon über den Gefrierpunct erwärmt iſt und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, iſt der Erdboden noch ſo kalt, daß das Waſſer, welches mit ihm in Berührung kommt, ſeinen Wärmeſtoff an ihm verliert und zu Eis wird. Iſt dagegen die erwärmte Luft erſt einige Zeit über die noch ſtarrende Erde hingeſtrichen, ſo ſetzt ſie allmälig ſo viel Wärmeſtoff an dieſelbe ab, daß ſie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entſtehen.

Glaube iſt ein ſolches Fürwahrhalten, welches auf ſubjectiv zureichenden, d. h. auf ſolchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, ſondern in Bedürfniſſen der menſchlichen Vernunft gegeben ſind, die den Menſchen nöthigen, auch das Ueberſinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erſcheint, für wahr zu halten. Weſentlich iſt der Glaube von dem Meinen wie von dem Wiſſen verſchieden; denn das Meinen iſt ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wiſſen aber iſt ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf die Erfahrung, auf dem Zeugniſſe der Sinne beruhen. Ich meine, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs ſei, ich weiß, daß es eine Stadt Namens Paris gibt, und ich glaube, daß Gott die Welt regiert und daß die menſchliche Seele unſterblich iſt. Die eigentliche Sphäre des Glaubens iſt die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Daſein Gottes und dem Walten der Vorſehung, noch von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele überzeugen; die Religion iſt kein Gegenſtand der Erfahrung. Die Bedürfniſſe der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Daſein und der weiſen Einrichtung der Welt zu finden, und das Bedürfniß der zuverſichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommenern Zuſtandes der Dinge, nöthigen den Menſchen, den religiöſen Ideen Wirklichkeit zuzuſchreiben, nöthigen ihn, Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit im Glauben zu umfaſſen. Darum wird die religiöſe Ueberzeugung vorzugsweiſe Glaube genannt und ihm der Unglaube, d. h. die Denk- und Sinnesart deſſen entgegengeſetzt, der nur das, was ſich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die überſinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorſehung und der Unſterblichkeit als Wahn und Selbſttäuſchung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in dieſem Sinne nimmt man dies Wort, wenn man von dem chriſtlichen Glauben oder von dem Glauben dieſer oder jener kirchlichen Geſellſchaft redet. N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geiſtliche in der catholiſchen Kirche bei der Uebernahme ihrer Aemter, und auch weltliche Perſonen welche von andern Religionsparteien zu dieſer Kirche übergehen, feierlich ablegen und eidlich bekräftigen müſſen. Die Formel dieſes Eides iſt in den Ländern, welche die Lehrſätze der tridentiniſchen Kirchenverſammlung ohne Einſchränkung angenommen haben, ganz dieſelbe, wie ſie Papſt Pius IV. nach den Beſchlüſſen dieſes Conciliums abgefaßt und vorgeſchrieben hat, und weil ſie beſonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papſtes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, ſeitdem ein vorzügliches Mittel geweſen, das in der Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürſten geſunkene Anſehn des Papſtes aufrecht zu erhalten. Die beſondern Freiheiten der gallicaniſchen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme dieſer Grundſätze des tridentiniſchen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die franzöſiſchen Prieſter eigenthümliche Aenderungen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit geforderten Conſtitutions- oder Bürgereide vertrug er ſich aber durchaus nicht, und während die conſtitutionellen Prieſter ihm ungetreu wurden, entzogen viele andere ſtrenger denkende dieſem Gewiſſensſtreite durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geiſtlichen Aemter. Die belgiſchen und lütticher Geiſtlichen halfen ſich auf Beſcheid des jetzigen Papſtes Pius VII. dadurch, daß ſie den Bürgereid zwar zurücknahmen, aber ſchwuren nichts zu thun, was gegen die franzöſiſche Conſtitution wäre, und das Concordat vom 15. Juli 1801 traf auch in dieſem Puncte einen Mittelweg, bei dem die neufranzöſiſchen Prieſter mit ihrem Gewiſſen beſtehen zu können glaubten.

Glauber (Joh. Rud.), ein deutſcher Arzt, der aber ſeine Lebenszeit in Amſterdam zubrachte, wo er 1668 in hohem Alter ſtarb, hat ſich, ſeiner Grillen von Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie ſehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die beſſere Einrichtung der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl, und das nach ſeinem Namen genannte Glauberſalz (eigentlich Sodavitriolſalz), das er zufällig fand, als er Kochſalz vermittelſt der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Das Rückbleibſel dieſer Deſtillation war eine feſte Salzmaſſe, die ein cryſtalliniſches Anſehen hatte. Wegen ſeiner ſchätzbaren Eigenſchaften nannte man es anfänglich Wunderſalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunſt verfertigt, und iſt ein Mittelſalz, das aus 56 Theilen Waſſer, 19 Theilen Vitriolſäure und 25 Theilen mineraliſchem Alkali beſteht, in großen plattgedrückten, ſechsſeitigen Säulen anſchießt und einen bittern kältenden Geſchmack hat. An trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verluſt am Gewicht, doch mit Beibehaltung ſeiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verſtärkt iſt. In dieſer Geſtalt kann man es im Sommer, mit Waſſer angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucus, ein Fiſcher aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Aeſchylus unter die Volksgötter aufgenommen und dem als Meergott auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt wurde; daher Appollonius ihn ſchon den Argonauten am myſiſchen Geſtade weiſſagen läßt. Ovid beſchreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erſchien mir zuerſt ſein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum floſſigen Schweife des Fiſches.

Glaz, eine Grafſchaft im preußiſchen Regierungsbezirk Reichenbach, von hohen Gebirgen an allen Seiten eingeſchloſſen, 8 Meilen lang und 5 Meilen breit, ſehr fruchtbar mit reiner Luft und mehreren Heilquellen zu Kütwer, Reinerz, Altwilmsdorf und Landeck. Nahe bei Reinerz liegen im Gebirge die ſogenannten Seefelder, die beſtändig unter Waſſer ſtehen, das niemals friert und niemals zu- oder abnimmt. Im Wolfsgrunde iſt der Waſſerfall und ſind die Höhlen im Gebirge merkwürdig. Die Hauptſtadt gleichen Namens, iſt eine wichtige Feſtung.

Gleditſch (Joh. Theophilus), Profeſſor der Naturwiſſenſchaft und Botanik, und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, ward zu Leipzig den 5. Febr. 1714 geboren, woſelbſt er auch ſeine Studien vollendete, und nach des bekannten Profeſſor Hebenſtreits Abgang, der ſeine Stelle in Leipzig niederlegte, um eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Afrika zu unternehmen, die Aufſicht ſowol über den botaniſchen, als über den, damals durch ſeine Anlagen und ſeine ſeltenen Gewächſe berühmten Groß-Boſenſchen Garten erhielt. Mehrere botaniſche Excurſionen durch Sachſen, nach dem Harz und dem thüringer Wald, welche Gleditſch machte, ſo wie ſein Aufenthalt erſt zu Annaberg, wo der Doctor Hänel (gleichfalls ein bekannter Naturforſcher) ſein Lehrer wurde, dann zu Berlin, wo er der Schüler von Buddäus, Schaarſchmidt, Senff und Neumann ward, erweiterten noch ſeine Kenntniſſe und ſetzten ihn in den Stand, ſowol die Flora Berolinieusis, als die von Leipzig mit neuen Beobachtungen zu bereichern. In Berlin ſelbſt ward Gleditſch durch den damaligen König Friedrich Wilhelm I. dem Hrn. von Ziethen, einem großen Freunde der Pflanzenkunde, empfohlen, was denn zur Folge hatte, daß der junge Naturforſcher 1736 eine ſyſtematiſche Beſchreibung der ſeltenen Gewächſe in Druck gab, die in Ziethens Garten zu Trebnitz gezogen wurden. Gleditſch ließ ſich hierauf eine kurze Zeit als Arzt zu Lebus nieder, begab ſich aber von da bald wieder weg und nach Frankfurt an der Oder, wo er Doctor ward und als Lehrer der Phyſiologie, der Botonik und Materia medica, auftrat. Ein Anerbieten von dem damaligen Herzog von Sachſen-Weimar, Ernſt Auguſt, welcher Gleditſch hatte kennen lernen, als Leibarzt nach Weimar zu kommen, ſchlug letzterer aus, und zog die ihm zugleich angetragene Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin (welche Akademie damals eben errichtet ward) und zum Director des botaniſchen Gartens, vor. Bald darauf erhielt er auch die Stelle eines zweiten Profeſſors der Anatomie. Ein Vorſchlag, nach Petersburg zu kommen, woſelbſt man ihm einen jährlichen Gehalt von 2000 Rubel zuſicherte, ward gleichfalls von ihm abgelehnt, und er erhielt dafür von Friedrich II. eine Gehaltszulage von jährlich 200 Thlr., auch gab er von nun an, auf ausdrückliches Verlangen des großen Königs, öffentliche Vorleſungen über die Forſtwiſſenſchaft, wobei ſich Gleditſch den Ruhm erwarb, der Erſte zu ſein, welcher ein geordnetes Syſtem über dieſen wichtigen Zweig öffentlicher Verwaltung aufſtellte. Seine zahlreichen Schriften und die vielen tüchtigen Schüler, welche er zog, beweiſen übrigens die Kenntniſſe und die verdienſtvolle Thätigkeit dieſes ausgezeichneten Gelehrten, der im Oct. 1786, allgemein bedauert, ſeine irdiſche Laufbahn beſchloß. Zu beklagen iſt, daß mehrere der trefflichen Lehren und Erfahrungen von Gleditſch in den verſchiedenen Zweigen der adminiſtrativen Oekonomie nicht immer und überall ſo beherzigt worden ſind,

wie ſie es verdienten. Uebrigens war er ein Mann von eben ſo großer Beſcheidenheit als Gelehrſamkeit. Mehrere ſeiner noch jetzt in Ehren gehaltenen Werke wurden erſt nach ſeinem Tode von ſeinem Schwiegerſohne, dem Geheimen Finanzrath Gerhard in Berlin, herausgegeben. Zu den vorzüglichſten ſeiner Schriften gehören ſein Catalogus plantarum (über den Ziethenſchen Garten zu Trebnitz), ſeine Consideratio epicriseos Siegesbekianae in Linnëi Systema plantarum etc., ſeine Lucubratiuncula de fuco subgloboso sessili et molli in Marchia reperiundo (wovon auch eine deutſche Ueberſetzung in dem 3. Bde. ſeiner Diſſertationen über Botanik ſich findet); ſeine ſyſtematiſche Einleitung zum Studium der Forſtwiſſenſchaft; ſeine theoretiſch-practiſche Geſchichte der Medizinalpflanzen; ſeine Naturgeſchichte der nützlichſten einheimiſchen Gewächſe; ſeine Botanica medica (von F. W. A. Lüders, einem der ausgezeichnetſten Schüler von Gleditſch, herausgegeben); und ſeine Bemerkungen in Bezug auf Botanik und Medizin. Außerdem iſt Gleditſch noch Verfaſſer einer Menge ſchätzenswerther Diſſertationen, die zum Theil in den Memoiren der Freunde der Naturwiſſenſchaft in Berlin, zum Theil in den Annalen der berliner Akademie, zum Theil auch in den Mannichfaltigkeiten von Dr. Martini, abgedruckt ſind, ſo wie mehrerer die Pflanzenkunde betreffneden ſyſtematiſchen Cataloge, und Herausgeber der 2. Ausgabe der Linneiſchen Philosophia botanica. Eine Lebensbeſchreibung von Gleditſch, von von Wildenow und Uſteri verfaßt, kam 1790 in Zürich heraus, und ſein Porträt findet ſich im 4. Bde. der Krünitzſchen Encyclopädie. Zu ſeinem Andenken hat der Naturforſcher Catesby ein exoteriſches bohnenartiges Gewächs Gleditsia benannt.

Gleichen (Ernſt (oder nach Andern Ludwig) Graf von), aus einem ehedem ſehr berühmten, jetzt aber erloſchenen deutſchen Geſchlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Paläſtina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenſchaft. Eines Tages, ſo erzählt die Sage, erblickte ihn auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, verſprach ſie, ihn zu befreien und ſein Schickſal zu theilen, wenn er ſie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendet er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürſtin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, und erreichen zu Schiffe glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß ſeine Gemahlin und ſeine Kinder leben, und mit Sehnſucht ſeiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papſt, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte; denn auch ſeine frühere Gattin willigte ein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hülfe er auf immer für ſie verloren geweſen wäre. Hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſe Geſchichte findet man in Gallettis thüringiſcher Geſchichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmahl des Grafen, auf welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet iſt, befand ſich in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt und iſt jetzt in Gotha.

Gleicher, ſ. Aequator.

Gleichgewicht iſt der Ruheſtand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehrere Kräfte ſich dergeſtalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. (S. Mechanik). Gleichgewicht kommt auch in den bildenden Künſten vor, da dieſelben, um der Na-

turwahrheit willen, eine beſtändige Rückſicht auf die Geſetze der Phyſik und Mathematik nehmen müſſen. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung über die Malerei theilt dieſes Gleichgewicht in das einfache und das zuſammengeſetzte ein, und verſteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, in ſo fern es blos durch die eigne Stellung oder Bewegung derſelben, unter dieſem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Laſt bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, etwas trägt oder hebt. Es kann keine Frage ſein, ob der Künſtler hierbei mit der größten mathematiſchen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunct aufſuchen müſſe. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künſte auch noch in einer andern Bedeutung, und verſteht darunter eine ſolche Zuſammenſetzung, in welcher jede Seite der Compoſition ungefähr gleich viel Figuren oder Maſſe erthält, ſo daß nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es ſpringt in die Augen, daß der Grund dieſer Anforderung nicht in einer hier nöthigen Beobachtung der Geſetze der Phyſik und Mathematik liegen könne, ſondern blos äſthetiſch ſei und in dem Wohlgefallen liege, welches das Auge an jedem Ebenmaß hat. So nöthig es nun aber auch iſt, hierauf Rückſicht zu nehmen, ſo muß man es doch damit nicht übertreiben, um nicht in Steifheit und Peinlichkeit zu verfallen. Mengs verlangt deßhalb mit gutem Grund, daß jede ſolche Vertheilung natürlich ſcheine, und nie geſucht ſei.

Gleichgewicht der Staaten, politiſches Gleichgewicht, iſt die Idee der höhern Staatskunſt, daß die nach außen ſtrebende Macht eines jeden Staates von den übrigen ſo gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beſchränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es beſteht alſo in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung ſolcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungsſucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widerſetzen ſich daher jedem Umſichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabſichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines ſolchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbeſtrittener ſein, als die Verbindlichkeit der Regierung, ſich von außen Sicherheit zu verſchaffen, weil ohne dieſe kein politiſches Daſein, kein Staatenleben überhaupt denkbar iſt. Man ſieht leicht ein, daß die Idee eines politiſchen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Beſitzſtandes Aller nach völkerrechtlichen Grundſätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Aſien und Afrika herrſchen, können durch einen ſolchen Verein weder geſchützt, noch in denſelben aufgenommen werden, weil ſie überhaupt kein Geſetz anerkennen, ſondern Gewalt und Willen über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, ſie ſind Sklaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Geſetze, keinem Vertrage, ſondern allein der phyſiſchen Nothwendigkeit. Es wäre aber eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es ſo weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern geſtattet würde, ſich auf rechtmäßige Weiſe, innerhalb ſeines natürlichen Kraftgebiets, zu verſtärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und ſo auf alle Weiſe ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte durch ſeinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten iſt vielmehr eine ſittliche Idee. Es ſoll Jeder ſo ſtark und

kräftig, ſo reich und glücklich ſein, als er es in ſeiner Lage werden kann; aber daſſelbe Recht haben auch ſeine Nachbaren, und die ſichtbaren Grenzen aller unter ſich beſtimmt allein der durch Verträge geordnete Beſitzſtand eines Jeden. Der diplomatiſche Verkehr der Staaten unter einander darf alſo nur innerhalb dieſer Rechtsſphäre die Machtſphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politiſchen Gleichgewichts mußte faſt entſtehen, ſobald nur mehrere Staaten ſich ſelbſt als moraliſche Perſonen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältniſſe traten. Beides ſetzt aber voraus, daß die Civiliſation ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht habe. Es iſt daher grundfalſch, wenn man geſagt hat, daß das politiſche Gleichgewicht eine Entdeckung ſei, die die italieniſchen Freiſtaaten erſt im 15. Jahrh. gemacht hätten, um ſich den Eroberungsangriffen Carls VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entſtand der peloponneſiſche Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dulden wollten? Eben ſo wußte Athen ſelbſt es ſehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn ſeine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden ſollte. Demoſthenes entwickelte in ſeinen Reden, beſonders für Megalopolis, ſo feine Gedanken über dieſen Gegenſtand, wie ſie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staatswiſſenſchaft eben ſo groß iſt als in der Geſchichtſchreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Cartagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beiſtand leiſtete. „Man muß, ſetzt er hinzu, nie die geringen Anfänge der Vergrößerung der Nachbaren gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht eines Staates ſo ſehr wachſe, daß man einſt einen gerechten Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte." Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenſeitiger Eiferſucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politiſchen Gleichgewichts. Als ſpäter die Herrſchaft der Römer Alles unterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordiſchen Völker mit dem römiſchen Reiche auch den geſellſchaftlichen Verein zerſtörten, da ging dieſe Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane und die Abſonderung der Staaten unter ſich, ſo wie die Kreuzzüge, ließen dieſelbe im ſpäteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Kleinen findet man dieſe Idee in den Kriegen befolgt, die die chriſtlichen Könige der pyrenäiſchen Halbinſel theils unter ſich, theils mit dem mauriſchen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemeſſener ſittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politiſche Gleichgewicht in den Freiſtaaten Italiens. Die Kämpfe zwiſchen Genua und Venedig, von denen jenes ſich mit den byzantiniſchen Kaiſern verband, dieſes ſich ſogar den erobernden Osmanen anſchloß, hatten urſprünglich keinen andern Zweck, als dem Uebergewicht der einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil ſie größtentheils nur dieſe beiden Staaten beſchäftigten, und blos aus gegenſeitiger Eiferſucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, ſo endigten ſie mit der Schwächung der Republik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien angriff, um ſeine Anſprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte ſich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieſer Uebermacht entgegen zu arbeiten. Robertſon rechnet von dieſer Zeit an die Ausbildung der Idee des politiſchen Gleichgewichts; und in der That kann man ſo viel zugeben, daß, da

damals erſt die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutſchland und Spanien gegen die wachſende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu ſein anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die Reformation mit der Staatskunſt zugleich auch die Anſichten vom Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Carl V. bemerkt man blos die Abſicht eines Jeden, auf Koſten des Andern ſelbſt mächtiger zu werden. Es war die Idee des politiſchen Gleichgewichts, welche im 17. Jahrh. die Fürſten Europens zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauſes Oeſterreich bewaffnete, die den unſterblichen Guſtav Adolph für die Rechte der reinern Religion ſowol, als zum Schutz der bedrängten deutſchen Fürſten auf den Boden Deutſchlands rief. Weil aber die deutſchen Fürſten ſelbſt unter ſich weder einig waren, noch einen großen Mann aus ihrer Mitte an ihrer Spitze ſtellen konnten, ſo übernahmen fremde Mächte die Mühe, den politiſchen Zuſtand von Deutſchland nach ihrem Bedürfniſſe zu ordnen. Dadurch wurde für Deutſchland ſelbſt kein Gleichgewicht, ſondern eine Vielherrſchaft, wol aber in Deutſchland der Angelpunct des europäiſchen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der weſtphäliſche Friede der Polarſtern des diplomatiſchen Staatsſchiffs von Europa bis in die neueſte Zeit. Uebrigens war die Politik, die ihn vorſchrieb, nicht umſichtig; ſie vermied blos die Scylla von Oeſterreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenoſſe Hollands gegen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu ſchwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beſchränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche ſpaniſche Regierung unter Carl II., dies alles begünſtigte den Untergang der Idee des politiſchen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, beſonders der öſtlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte ſie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrſchaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich ſich anmaßte. Darauf entwickelte ſich ſeit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutſchland, als Preußen Oeſterreich gegenüber trat. Indeß ging aus der gegenſeitigen Berührung dieſer deutſchen und jener europäiſchen Zweiherrſchaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrſchaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerſt für die Erhaltung des Beſitzſtandes, als Grundſatzes des europäiſchen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäiſche Macht wurde. Der ſiebenjährige Krieg, der alle kommende Geſchlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieſer nur moraliſche Kraft genug, und einen ſolchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines ſo völkerrechtswidrigen Beginnens ſich ſelbſt rächt, hat Preußens Stellung unter den erſten Mächten Europens ſo ſicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, dieſen Staat herrlicher als je zu erheben. Durch Polens dreimalige Theilung wurde das politiſche Gleichgewicht von Europa aufs neue umgeſtürzt, und ſelbſt die Idee deſſelben, das Recht, vernichtet. In unſerm Jahrh. ſchien es eine Zeit lang, als wenn das ſogenannte große Reich alle übrigen verſchlingen würde; und ohne die Standhaftigkeit Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geſchichte einzigen Begebenheiten in Rußland, endlich ohne Preußens rie-

ſenmäßige Anſtrengungen wäre das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten nur noch ein ſchöner Traum beſſerer Zeiten. Natürlich entſteht die Frage, ob denn jetzt, ſeit dem allgemeinen Frieden, das politiſche Gleichgewicht wieder vollkommen hergeſtellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöſer Ausdruck für jenen Grundſatz ſei? Eine unparteiiſche Ueberlegung des Verhältniſſes der Staaten gegen einander hindert uns, dieſe Frage bejahend zu beantworten. Was den Urheber des heiligen Bundes betrifft, ſo läßt ſich von ſeinen perſönlichen Tugenden am wenigſten Beeinträchtigung der Nachbarſtaaten fürchten. Aber iſt es in der Politik wohl räthlich, der Perſönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Iſt nicht das öſtliche, an ſich rieſenmäßige, Reich durch die neuern Friedensſchlüſſe zu einer ſolchen Größe angewachſen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegenſetzen kann? Preußen, ſein nächſter Nachbar, ſo hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, dürfte kaum, die nöthigen phyſiſchen Kräfte wieder erlangt haben, um in der politiſchen Wagſchale den Ausſchlag geben können. Gleichſam, um der preußiſchen Regierung, deren moraliſche Kraft ſo oft erprobt iſt, die ſchwerſte Aufgabe vorzulegen, hat man ihr die fremdartigſten Nationen und die entlegenſten Länder, beide noch durch kein gemeinſchaftliches Band gehalten, zugetheilt. Um von den andern Staaten zu reden, ſo ſind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgeſtattet; aber Dänemark und Sachſen trauern, daß in Rückſicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden iſt, während andere Staaten unter Napoleon vergrößert, nichts einbüßten. Oeſterreichs Macht beſetzte 1821 militäriſch Neapel und Sardinien zur Sicherheit des Beſtandes jetziger Ordnung in dieſen Landen und in den öſterreichiſch-italieniſchen Staaten. Die Zukunft muß entſcheiden, ob das ſittliche Grundweſen des politiſchen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgeſprochen, und daſſelbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter ſich erhoben werden wird.

Gleichheit iſt das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Anſehung der Größe. Da nun die Größe theils eine ſinnliche (anſchauliche und empfindbare), theils eine blos denkbare (intelligible) iſt, ſo iſt auch die Gleichheit von dieſer doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Weſen, als ſolcher, iſt daher blos denkbar, indem die Größe ſolcher Weſen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Weſen, als ſolche, gleich genannt werden, ſo iſt dies vornehmlich von ihrem urſprünglichen Rechte zu verſtehen. Man nennt daher dieſe Gleichheit die urſprünglich-rechtliche, oder auch wol die natürliche, wiefern ſie in der Natur vernünftiger und freier Weſen, als urſprünglich berechtigter Subjecte, gegründet iſt. Man könnte ſie auch die Gleichheit des urſprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Weſen, dergleichen der Menſch iſt, urſprünglich das Recht hat, von ſeinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Weſen verletzt; ſo kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher ſeine Kräfte mehr anſtrengt oder vom Glücke mehr begünſtigt wird, als ein Anderer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieſer. Im Staate ſoll nun die Gleichheit des urſprünglichen Rechts keinesweges aufgehoben, ſondern vielmehr durch das Geſetz geheiligt werden. Das Ge-

ſetz ſoll nämlich nach der Forderung der Vernunft 1. jeden im Staate gebornen Menſchen als einen Freien anerkennen, weil es widerſinnig iſt, daß ein, ſchon vermöge ſeiner vernünftigen Natur, freies Weſen durch ſein Verhältniß zu andern Weſen ſeiner Art unfrei werden ſolle; eben darum ſoll es aber auch 2. jedem freigebornen Menſchen gleichen Anſpruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernünftiger Weiſe in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weiſe bei ſeinen wohlerworbenen Rechten ſchützen. Daher verbindet ſich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, ſobald jene Idee recht verſtanden wird. Die Gleichheitsmänner in der franzöſiſchen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem ſie dieſelbe auch auf die bürgerlichen Rechtsverhältniſſe ausdehnten, und ſelbſt die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten, welches geradezu unmöglich iſt. Man vergl. übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorſtellung durch eine andere, ſtatt ihrer geſetzten, vorgeſtellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Uebertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigenthümlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede ſolche Uebertragung ſetzt eine Vergleichung voraus, deren Weſen darin beſteht, daß ſie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verſchieden, aber ähnlich aufſtellt. Der Unterſchied zwiſchen Metapher und Vergleichung iſt dieſer, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, ſich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander beſtehen, und das Gegenbild nur dazu dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu verſinnlichen. Ein Beiſpiel wird dies deutlich machen. Wenn das ſchöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Roſen vorgeſtellt wird, ſo ſetzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Roſe an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als ſolches charakteriſirt werde, ſo behält ſie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Roſen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und raſch verfährt die Vergleichung, welche ſich ſo ausdrücken würde: ein ſchönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein ſanftes Roth die blühende Roſe, oder: ähnlich dem ſanften Roth der blühenden Roſe. Man erkennt ſchon aus dieſem Beiſpiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigern Zuſtand erfordert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichſam als, Alſo u. ſ. w. raſch überſpringt, und mehr ſchnell andeutet, was ſie meint, als ausführlich ſagt. Der Metapher und Vergleichung bedient ſich die Poeſie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem ſie viel auf einmal in die Seele bringen, oder dieſe bei Einem Gegenſtande länger will verweilen laſſen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetiſche Kunſtwerke; aus der Metapher entſteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgeſetzte Metapher, ſo iſt das Gleichniß eine fortgeſetzte Vergleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen dargeſtellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. Liſt unter dem Bilde des Fuchſes Reinecke), die Nebenbegriffe unter anſchaulichen Vorſtellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen ſein müſſen. Bei der Vergleichung, wo die Aehnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes ſehr groß iſt, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Aehnlichkeiten zwiſchen beiden dargeſtellt. dd.

Gleichung heißt in der Algebra der Ausdruck derſelben Größe unter verſchiedenen Benennungen, oder ein Gleichheitsverhältniß zweier verſchieden benannten Größen. Glieder der Gleichung heißen die beiden verſchieden benannten Größen, die durch das Zeichen = (d. h. iſt gleich) getrennt werden; z. B. 9 + 6 = 20 — 5, oder 3 — 1 = 5 — 3. Die durch die Zeichen + oder — verbundenen Größen, woraus jedes Glied beſteht, heißen Sätze der Gleichung. Es können in einer Gleichung neben bekannten Größen auch unbekannte oder unbeſtimmte enthalten ſein, z. B. in der Gleichung mx + ny = a — b ſind m n a b bekannte oder beſtimmte, x und y aber unbekannte Größen. Die Wurzel der Gleichung heißt der Werth der unbekannten Größe. Hinſichtlich der höhern oder niedern **Potenz** (ſ. d. Art.) worauf die unbekannte Größe in einer Gleichung ſteigt, theilt man die Gleichungen in einfache, quadratiſche, kubiſche und biquadratiſche. Man betrachtet die Gleichungen aus einem doppelten Geſichtspunct, entweder als das letzte Ergebniß, worauf man bei der Löſung einer Aufgabe kommt, oder als ein Mittel zu einer endlichen Löſung. Gleichungen der erſten Art haben nur eine unbekannte, mit mehrern gegebenen oder bekannten vermiſchte Größe, die zweite Art enthält verſchiedene unbekannte Größen, die mit einander verglichen und verbunden werden müſſen, bis man zu einer neuen Gleichung gelangt, die nur eine unbekannte Größe unter bekannten enthält. Um den Werth dieſer unbekannten Größe zu finden, wird die Gleichung auf verſchiedene Art umgewandelt, wodurch ſie endlich auf den einfachſten Ausdruck gebracht wird. Ueber Gleichung aſtronomiſcher Bedeutung vergl. die Art. **Zeitgleichung** und **Sonnenzeit**.

Gleim (Joh. Wilh. Ludw.), geb. zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürſtenthum Halberſtadt, am 2. April 1719, geſt. zu Halberſtadt am 18. Febr. 1803, als Secretär des Domſtifts daſelbſt und Canonicus des Stifts zu Walbeck. Seinen Vater, den Oberſteuereinnehmer des ermslebenſchen Kreiſes, verlor er ſchon 1735, da er auf der Schule zu Wernigerode war. Ein gedrucktes Trauergedicht auf den Tod ſeines Vaters beurkundet ſein früh geübtes Talent zur Poeſie. Wohlthätige Familien erhielten den armen verwaiſeten Knaben auf der Schule bis Michaelis 1738, da er die Hochſchule zu Halle bezog, und in den dürftigſten Umſtänden heiter den Studien oblag. Seine Lehrer waren der Canzler Ludwig, Heineccius der Juriſt, Böhmer, und beſonders der Vater der deutſchen Aeſthetik, Alexander Baumgarten; zuletzt auch noch der von Friedrich dem Großen aus der Verbannung zurückberufene Freiherr Chriſtian von Wolf. Seine Freunde wurden Uz, Rudnick und Nicolaus Götz, welche gleichzeitig mit ihm ſtudirten, und zu denen ihn gleiche Liebe zur Poeſie hinzog. Auf dem deutſchen Parnaß herrſchten damals zwei Parteien: die Gottſchediſche zu Leipzig, nüchtern, modern, den Franzoſen beſonders zugethan, und die Bodmerſche zu Zürich, den Muſtern der Griechen und Römer nachſtrebend. Die verbündeten Jünglinge zu Halle waren auf der Seite der letztern. Im J. 1740 verließ Gleim die Univerſität, um als Secretär nach Copenhagen zu gehen; ſein Schickſal aber führte ihn als Hauslehrer in das Haus eines Oberſten von Schulz nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und als Secretär in ſeine Dienſte nahm. In dieſer Zeit machte er die Bekanntſchaft von Ewald Chriſtian v. Kleiſt; dieſer ward ſein vertrauteſter Freund, und ſeitdem nennt man in der deutſchen Literatur die Namen Gleim und Kleiſt, als poetiſch verbrüdert, wie man im Alterthume

Oreſt und Pylades nur immer vereint genannt findet. Zu Gleim und Kleiſt geſellten ſich bald Pyra, Sulzer, Hirzel, Spalding, Ramler, Graun und einige andere Gleichgeſinnte, welche der Sache der Bodmerſchen Partei allen möglichen Vorſchub leiſteten, dem gleichſtrebenden Bunde der Jünglinge zu Leipzig durch Sinn und That eng ſich anſchließend. Die freiere und geiſtreichere Ausbildung der deutſchen Sprache, Art und Kunſt ward hierdurch nicht wenig befördert. Der zweite ſchleſiſche Krieg trennte 1744 die vereinten Freunde, und raubte Gleimen ſeinen wohlwollenden Prinzen, welcher vor Prag fiel. Das Jahr darauf ward Gleim Secretär des „alten Deſſauers", von welchem ihn jedoch deſſen harter, rauher Charakter bald wieder entfernte. Gleim ging wieder nach Berlin zurück, lebte dort einige Jahre unter mancherlei geſcheiterten Plänen zu anderweitiger Verſorgung, bis er 1747 als Dom-Secretär nach Halberſtadt berufen wurde. Schon 1744 war von ihm der mit großem Enthuſiasmus in Deutſchland aufgenommene Verſuch in ſcherzhaften Liedern erſchienen, in welchen er ſich der Gattung des leichteren Liedes, des anakreontiſchen Scherzes, der geſelligen Grazie in Sprache, Bild und Lehre, und den rhythmiſchen Formen des Alterthums beſonders zugethan erwieß. Auch im Dramatiſchen hatte er ſich ſchon 1743 — 45 verſucht, und ſein blöder und dreiſter Schäfer war mit großem Beifall aufgenommen worden. Noch größeres Aufſehen machten in denſelben Jahren ſeine ſatyriſchen Gedichte: die Schäferwelt, die Bürgerwelt, und das Glück der Spitzbuben. Gleim fand ſeine Lage in Halberſtadt höchſt erwünſcht; gutes Auskommen und durch Amtsgeſchäfte nicht eben ſehr von den Muſen und geſelligen Freuden entfernt, dabei von ſeinen Domherren in jeder Beziehung geachtet und werth gehalten. Sie lernten ihn bald als einen eben ſo klugen und gewandten Arbeiter, als einen geiſtreichen und heitern Geſellſchafter kennen. Von allen ſeinen Freunden in Apollo getrennt, lebte er die erſte Zeit nur in beſtändigem Briefwechſel mit ihnen; Lange, Leſſing, Geßner, Zachariä, Ebert, Lichtwer, Wieland u. a. vergrößerten zunächſt den Kreis ſeines poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Umgangs, der die Freude ſeines ganzen Lebens war. 1749 erſchienen die beiden Liederſammlungen, welche er zu Halberſtadt drucken ließ, mit den angeblichen Druckorten Amſterdam und Zürich. 1750 lernte er auch Klopſtock, Schmidt, Gellert, Rabener, die Cramers und Schlegel kennen, welche er von Zeit zu Zeit nach Halberſtadt zu verſetzen wußte, des Lebens und Dichtens mit ihnen froh zu ſein. Mit allen jenen Männern verband er ſich auf das herzinnigſte, denn Freundſchaft war ſein Lebenselement. Er war Freund mit Rath und That, treu, offen und ehrlich, ohne Falſch, aber mit aller Heftigkeit und Eiferſucht der Liebe. Er hatte das ſeltene und beglückende Talent, in Jedem das Treffliche aufzufinden, anzuerkennen, und ſich deſſen wie des eigenen Guts zu erfreuen. Die verſchiedenſten Charaktere fanden ſich durch ſeine innige, lebendige, ſtarke Freundſchaft vereint und beglückt; jeder wandte ſich in allen Lagen und Verhängniſſen des Lebens, guten und böſen, an ihn, der thätigſten Hülfe und lebhafteſten Theilnahme gewiß. Des Freundes Angelegenheiten lagen ihm am Herzen wie ſeine eigenen; er ruhte nicht eher bis ein Wunſch erfüllt, ein Zweck erreicht, das Beſte erwählt, das Schlimmſte beſeitigt war. Jeder ſeiner Freunde konnte ihm, wie Klopſtock, ſagen: Du Eiferſüchtiger, der du mein Herz tyranniſch, liebreich herrſchend, bewahrſt! In der Liebe war Gleim weniger glücklich. Er hat ſich nie verheirathet;

ſein Hausweſen beſorgte, die Zeit ſeines Lebens hindurch, ſeine geiſtreiche Nichte, Sophie Dorothea Gleim, welche unter dem Namen Gleminde häufig, unter andern auch von J. G. Jacobi beſungen ward. 1756 gab Gleim das erſte Buch ſeiner Fabeln und ſeine Romanzen in Druck; letztere waren die erſten Erſcheinungen in dieſer Dichtart in Deutſchland und vermehrten ſeinen Ruhm nicht wenig, der indeß erſt in den ſieben Kriegsjahren des großen Friedrichs II. ſeine höchſte Höhe erreichte durch die Kriegslieder, welche er unter dem Namen und im Charakter eines preußiſchen Grenadiers ſang. Gleim wußte ſich ſo ſehr und ſo lange unter dieſem Namen zu verbergen, ſelbſt vor ſeinen vertrauteſten Freunden, daß man ſpäterhin öfter behauptet hat, er habe dieſe Lieder wirklich nicht geſungen, ſondern nur bekannt gemacht. Er wollte die Geſchichte jenes denkwürdigen Kriegs ſchreiben, aber er fand dazu den Beruf nicht in ſich, auch die Freunde riethen dem anakreontiſchen Dichter von dem mühſeligen Vorhaben ab. Rabener ſchrieb: er wolle Gleimen die Geſchichte jenes grauſamen Kriegs nur unter der Bedingung verzeihen, wenn er ſie in anakreontiſchen Verſen ſchreibe und die ganze Mordgeſchichte anſtatt der Capitel in Trinklieder eintheile! Gut, erwiederte Gleim, wenn ich der Curtius unſers Alexanders nicht ſein ſoll, ſo will ich doch ſein Homer ſein! und er ſang die unvergleichlichen Kriegslieder, die in Ton, Schwung, Kraft und lebendiger Anordnung bis jetzt unerreichte Muſter geblieben ſind, und ihrem Verfaſſer einen hohen Rang unter den vaterländiſchen Dichtern gegeben haben. Sogar die Franzoſen, hinter denen die Kriegslieder mit Siegesſpott drein jauchzten, prieſen ſie und verſuchten Nachbildungen, in denen dann der herrliche Waffenklang der deutſchen Liedes zum dünnen cliquetis de nos armes herabſank. Nur ihm, dem beſungenen königlichen Helden allein, blieben dieſe Lieder und ihr Verfaſſer unbekannt. Nach den Kriegsliedern verſuchte ſich Gleim in Oden nach dem Horaz, Petrarchiſchen Gedichten, in Verſificirungen des Philotas von Leſſing, und des Tod Abels von Klopſtock; Gedichten nach den Minneſingern und Sinngedichten; alles zum Theil mehr von der Muſe des Dichters als vom Berufe zeigend. Gleim lebte mehr im Genießen, als im Streben, und in beidem arglos und unbefangen; ob ein poetiſcher Wurf gelang, ob nicht, er hatte ihn angenehm beſchäftigt. Eine Reihe jüngerer Freunde reihte ſich in dieſer Zeit den ältern an: die Karſchin, Georg Jacobi, Benjamin Michaelis, Wilhelm Heinſe, Johannes Müller, Göckingk, Jähns, Klamer Schmidt u. ſ. w. Die meiſten von ihnen wußte Gleim in Halberſtadt anzuſiedeln; ſein Eifer für bürgerliches Wohl wie für ihren literariſchen Ruhm kannte keine Grenzen. Der Verein ſo vieler geiſtreicher junger Männer gab ihm den Plan ein, in Halberſtadt eine vorbereitende Akademie zu ſtiften, welche er ſpäter in ſeinem letzten Willen als eine Schule der Humanität bezeichnete. Er fand das höchſte Lebensglück in dem Genuß des Schönen und Guten, wie ihn die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gewähren; dieſes Glück ſeinen Mitmenſchen zu bereiten, war ſein liebſter Gedanke; eine Frucht deſſelben war die Stiftung jener Schule, welche jedoch, auf nicht zureichendem Grunde, wenig ausführbar erſchien. Die Lieder fürs Volk ſollten Heiterkeit und das Glück fröhlicher Armuth unter der arbeitenden Claſſe verbreiten. Gleim hatte ein ſeltenes Talent, mit den Menſchen aller Stände auf das erfreulichſte umzugehen; jene Lieder zeugen davon; ſie ſind darauf hingerichtet, die arbeitende Claſſe nicht von der Arbeit abzuziehen, ſon-

dern ſie ihr zur Quelle des Vergnügens und der Zufriedenheit zu machen. Gleim war ein Menſchenfreund im edelſten und vollſten Sinne des Worts; als ſolcher ſang er ſein Halladat oder das rothe Buch, im Sinne eines weiſen Derwiſchs aus dem Morgenlande; man könnte, in Bezug auf Göthes weſtöſtlichen Divan, dieſe Sammlung Gleims weſtöſtliches Hüttchen nennen. Der Inhalt derſelben iſt die Lehre von Gott, Menſchen und Tugend aus reinmenſchlichem Standpunct. Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund! Herder ſagte von Halladat: Ueberall die Stimme: wer Ohren hat zu hören, der höre! Gleim hat wirklich Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten. Das Buch blieb aber der Maſſe fremd; der fremde Ton, die Kindes-einfältige Innigkeit dieſer Gedichte, ließen nur die Fähigſten den Schatz darin erkennen. Leſer dieſes Halladats, ſprach Gleim, werden erſt dann ſich finden, wenn die bekehrten Atheiſten einſt wieder ſagen werden: Wäre kein Gott, ſo müßte man einen erfinden! Dem Halladat folgte eine kleine Sammlung Epiſteln, welche in ihrer Art gleich originell und trefflich ſind, und um ſo ſchätzbarer, da wir Deutſchen in dieſer poetiſchen Gattung noch heut zu Tage ſehr arm ſind. Den Kreis der Freunde um Gleim bildeten in dieſer Periode Joh. Dav. Hartmann, Fiſcher, Streithorſt, Tiedge, Franz v. Kleiſt u. a. m. Nachdem Friedrich II. zu den Unſterblichen hinweggegangen war, ward Gleims Enthuſiasmus für den großen König zu glühender Vaterlandsliebe; der preußiſche Grenadier trat hinter den deutſchen Patrioten zurück. Die franzöſiſche Revolution erfüllte ihn mit Grauſen. Er ſah im Geiſt die Stürme derſelben auch über das theure deutſche Vaterland hereinbrechen. Die ſteife, kraft- und ſeelenloſe Art, mit welcher die deutſchen Diplomatiker den anmaßenden Republikanern gegenüber ſtanden, opfernd und kleinmüthig nachgebend, ohne Würde, ohne Selbſtbewußtſein, ohne Charakter, erfüllte den Greis mit bitterm Ingrimm. Unaufhörlich predigte er Einigkeit der Deutſchen, Kampf auf Leben und Tod für Unabhängigkeit des Vaterlandes; er gab Soldaten-, Marſch- und neue Kriegslieder heraus, Zeitgedichte, politiſche Fabeln u. ſ. w., um richtige Begriffe von Freiheit und Gleichheit, Fürſt und Volk und echter Vaterlandsliebe zu verbreiten. Seine Stimme verhallte einſam in dem allgemeinen Aufruhr aller politiſchen Elemente. Als ſein politiſcher Eifer nirgend Eingang und Erfolg fand, ſuchte er Ruhe vor der greuelreichen Gegenwart. Die leidenſchwere Zeit ſcheuchte ihn aber nicht in eine Timonshöhle, ſondern er baute ſich ein Hüttchen, mitten unter das jüngere, ſeiner Ueberzeugung nach in unglücklichem Wahne verirrte Geſchlecht, um Eintracht, Liebe und Freude zu lehren und Alles was dem Leben Frieden, dem Geiſte Licht und Stärke gibt. Außer den jährlichen Beſuchen der ältern Freunde Herder, Stolberg, Eſchenburg, J. H. Voß mit ihren Familien, erheiterten die letztern Jahre des Greiſes auch noch die öftern Beſuche der jüngeren und jüngſten Freunde: v. Retzer, Baggeſen, Jean Paul Friedr. Richter, Seume, Falk und wie viele Andere, denen er hülfreich, troſtreich und väterlich zugethan war. Gleims Herz lebte, wie er ſelbſt im hohen Alter zu ſagen pflegte, ſeit 50 Jahren von Blüthen und Früchten der Freundſchaft, deren die reichlichſten und erquickendſten die Familie des Grafen zu Stolberg-Wernigerode in des Greiſes Hüttchen trug. Zwei Jahre vor ſeinem Ende erblindete Gleim auf beiden Augen, eine Operation blieb ohne Erfolg. In der Dunkelheit ſeiner Tage blieb ſein Geiſt noch mehr wie zuvor auf die großen Begebenheiten hingerichtet, und auf jenen außerordentlichen Mann, der das Schickſal der

Völker und Staaten beſtimmte, und damals noch Erwartungen erregte, daß er als Menſch ſich noch größer erzeigen werde, denn als Held.

Kröne dein Werk mit dem ewigen Frieden, erhabener Krieger! —
Setze die Krone nicht dir, ſetze dem Werke ſie auf!

So rief ihm Gleim an der Schwelle des Grabes zu. Der große Gedanke des Hüttners kam aber nicht in die Seele des erhabenen Kriegers. Im 84. Jahre ſeines Lebens nahm Gleim Abſchied von ſeinen Freunden, ſtarb ſtill und gottergeben, und ward begraben in ſeinem Garten vor Halberſtadt; ſeiner eigenen Anordnung gemäß, ſtehen einfache Urnen, mit den Namen ſeiner ihm vorangegangenen älteſten Freunde, um die Stätte ſeiner Ruhe her. Herder nennt ihn den Mann von deutſchem Gemüth, den biederſten Mann und Freund. Klopſtocks Ode, die ſeinen Namen trägt, hat ihn, ſeiner Perſönlichkeit nach, treu und wahr und unvergeßlich gezeichnet; ſeines Geiſtes Bild, ſeines Herzens Sprache lebt in ſeinen kleinſten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das leichte, fröhliche, naive Lied; er früher als Hagedorn und Andere, die wahre Kindesfabel, die ſpielende Romanze, das tyrtäiſche Kriegslied. Als eines Vaters der Jünglinge, als eines Freundes der Menſchen lebt ſein Andenken in den Herzen aller Guten und Edlen, welche ihm den ſchönſten aller Ehrennamen gegeben haben: Vater Gleim. Siehe Gleims Leben, aus ſeinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte, Halberſtadt 1811. Gleims ſämmtliche Werke, erſte Originalausgabe, aus des Dichters Handſchriften durch W. Körte, 7 Bdchn. Halberſtadt 1811 — 1813.

Gletſcher. In allen höhern Gegenden, wo ſich die Gebirge über die ſogenannte Schneelinie erheben, ſind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Ueberzug, der etwas feſter als der gewöhnliche Schnee iſt, ohne eigentliches Eis zu ſein. An den Seiten der Berge iſt mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletſcher, ſondern dieſe dehnen ſich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie ſind alſo eigentlich große Eisfelder zwiſchen den Bergen ſelbſt, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich aber etwas ſchräge. Das wahre Gletſchereis iſt gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterſchieden. Es legt ſich nicht ſchichtenweiſe an, ſondern beſteht aus lauter kleinen zuſammengefrornen Schneekörnern, und iſt daher bei aller ſeiner Klarheit und bei ſeiner oft ſpiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchſichtig, zerſpringt auch nicht ſtrahlenförmig, wie das Meereis, ſondern hat einen körnigen Bruch. Dabei ſind die Gletſcher immer voller Spalten und Schrunden, und in dieſen Riſſen ſieht das Gletſchereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Weſentlich gehören ferner zu der Natur der Gletſcher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Dieſe Ränder beſtehen aus ſchlammiger Erde, welche oft ſchichtenweiſe mehrere Klaftern über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe ſcheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletſchereiſes entſtehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geſchähe, ſo müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees dieſem endlich eine grenzenloſe Dicke geben. Aber es ſchieben ſich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder ſchmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis ſie endlich, zum Theil wenigſtens,

durch die größere Wärme geſchmolzen werden. In Lappland, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man jedoch in der Gegend des Sulitelma herabgeglitene Gletſcher, welche die Luft fortdauernd ſo ſehr erkälten, daß die Schneegrenze ſchon bis auf 3100 Schuh über der Meeresfläche ſteht. Dies Herabgleiten der Gletſcher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich ſtärker oder ſchwächer ſein, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen ſtumpfern oder ſpitzern Winkel mit dem Horizonte macht. Ganz zuverläſſig kann man ſich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletſcher her bemerkt, denn dieſe werden von dem Eiſe ſichtbar fortgeſchoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz geſehen, daß ſolche Steine in einem Jahr 25 Fuß weit fortgeſchoben wurden. So ſieht man auch in den Moränen oft Rollſteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart ſind, als die in den Thälern. Sie mußten daher in den höhern Regionen der Gebirge abgelöſt und herabgedrängt ſein. Man ſieht alſo, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern ſich die Gletſcher vermindern können, ſie ſich doch auch Jahre lang oft ſo vermehren, daß ſie die Thäler faſt unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt beſonders häufiger Wechſel von Thauwetter und Froſt bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsſtröme, welche oft unter ihnen fortgehn, ſo daß der Gletſcher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Dieſe Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche in den helvetiſchen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil ſie aus friſch gefallenem Schnee beſtehen, den der Wind mit ſich fortreißt, und ſtäubend die Tiefe ſtürzt. Es kommen aber auch, beſonders in den norwegiſchen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit ſich führen, und die Moränen der Gletſcher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen ſind ſo viele Gletſcher, daß man berechnet hat, wenn ſie alle verbunden würden, ſo würden ſie ein Eisfeld von 70 geographiſchen Quadratmeilen ausmachen. Es gibt einzelne Gletſcher, vorzüglich in Savoyen, mehr als drei deutſche Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmteſten iſt das Meer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich, bei Beaume, und in den Karpathen bei Dſelitz gibt es unterirdiſche Gletſcher, die in großen Höhlen gebildet ſind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf ſie wirken kann. Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß in der großen Andeskette Gletſcher vorkommen können, weil zwiſchen den Wendekreiſen die Temperatur das ganze Jahr ſich nicht verändert. — Gletſcherſalz iſt ein ſäuerlich auflöſendes Salz, das mit einem Theile alkaliſchen Salzes verbunden iſt. Es findet ſich in ſchwarzſandiger Erde an Stellen im berner Gebiet, wo vormals Eisgletſcher ſtanden. Es wird aus jener Erde ausgelauget und findet ſich in der Nähe von Schiefer, wo es ſich im weißen Staube anlegt und nach erlangter Maſſe abfällt. Auch findet man dies Salz in Klumpen am Schiefer, theils auf den Schichten derſelben. Solches Klumpenſalz bemerkt man auch im Walliſerlande und benutzt es als Sedlitzer Salz.

Gliedermann, Gliederpuppe nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen verſehene Puppe, deren ſich die bildenden Künſtler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anordnen und legen zu können (ſ. Gewand). Vaſari nennt als Erfinder derſelben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Orden der Dominica-

ner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1468 zu Savignano geboren, unterrichtete Raphael in der Farbenmiſchung, wie dieſer ihn in der Perſpective, und ſtarb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewol in verſchiedenen Abſtufungen, hat, und zum Theil Silber- und Golderz zeigt; manche Arten ſind braun und ſchwärzlich. Auf dem Bruch iſt er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchſcheinend, und wird ungeformt ſowol, als criſtalliſirt gefunden. Er iſt eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetſten Foſſilien. — Glimmerſchiefer iſt eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe urſprünglich in einander gewachſen ſind. Seine Gemengſtoffe beſtehen eigentlich blos aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in ſchieferigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht ſelten Erz und Alaun.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Aſtronomie aber verſteht man darunter diejenige künſtliche Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Cirkels (der den Meridian oder Mittagskreis vorſtellt) ſich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmſten Oerter der Erde (Erdglobus) oder die Sterne (Himmelsglobus) verzeichnet ſind. Außerdem ſind auf beiden die vornehmſten Kreiſe, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50. Olympiade (580 vor Chr.) blühte), ſoll den Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus ſchon eine künſtliche Erdkugel mit dem univerſalen Meridian hatte, ſehen wir aus ſeinem Almageſt. Auch verfertigten die Alten ſchon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben ſich mehrere durch die Verfertigung großer und künſtlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte Hülfe des Claudius Molinet und anderer pariſer Künſtler für Ludwig XIV. 1683 eine Erdkugel zu Stande, welche zwölf pariſer Schuh im Durchmeſſer hat. Derſelbe Künſtler verfertigte auch eine Himmelskugel von derſelben Größe. Funk in Leipzig gab 1780 Modelle der Erdkugel heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienſte thun und ungleich wohlfeiler ſind. In Deutſchland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erſte Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preiſen; welchem Enderſch zu Elbingen und die Homanniſche Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode beſorgten Globen, welche zu Nürnberg 1702 verfertigt werden, und in der Schneider- und Weigelſchen Buchhandlung daſelbſt zu beſtellen ſind, an Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug ſtreitig.

Glocken entſtanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo ſie zu religiöſen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch ſie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man ſich, die Gemeinden zu verſammeln, welche man früher durch Laufer hatte zuſammenrufen laſſen. Nachher ſchlug man Bretter zuſammen, um das Volk zum Gottesdienſte einzuladen, daher man dieſe Bretter die heiligen Bretter nannte. Paulinus, Biſchof zu Nola in Campanien, ſoll um das J. 400 nach Chr. Geb. zuerſt den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher ſollen ſie auch die lateiniſchen Namen der Glocke campana und nola ſchreiben. Im 6. Jahrh. bediente man ſich der Glocken ſchon in den Klöſtern; ſie hingen auf dem Kirchdach in einem Geſtelle. Gegen das Ende dieſes Jahrh. hatten meh-

rere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papſt Sabinian († 605) verordnete zuerſt, daß alle Stunden durch Glockenſchläge angezeigt würden, um die horas canonicas, d. i. die Sing- und Betſtunden beſſer abwarten zu können. Im Anfange des folg. Jahrh. fing man an, die Kirchenglocken zu taufen, und ihnen dabei auch einen Namen zu geben. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienſt mit Glocken. Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrh. eingeführt, in der Schweiz 1020; wann in Deutſchland, iſt ungewiß. Im 11. Jahrh. bekam der Dom zu Augsburg zwei Glockenthürme. Es ſcheint, man habe eine beſondere Ehre darein geſetzt, große Glocken zu haben. In Moskau ſah und maß W. Core im J. 1787 eine Glocke, die er auf 4320 Centner ſchätzte. Noch eine andere Glocke in Moskau wiegt 356 Centner, und die im J. 1819 neu gegoſſene Glocke wiegt 1600 Centner, die Zunge allein 18 Centner. Auf den pariſer Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfange hatte, und 340 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegoſſen, die 354 Centner und deren zehnthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den öſterreichiſchen Staaten iſt zu Ollmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme; ſie wiegt 358 Centner. Die erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. v. Lappen mit dem Namen Suſanne taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 franzöſiſche Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt.

Glockenſpiel, eine Erfindung des Mittelalters. Das erſte ſoll 1487 zu Aloſt in den Niederlanden verfertigt worden ſein. Einige Glockenſpiele haben Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechſelt werden, und laſſen ſich nicht nur Tag und Nacht mit demſelben Stücke hören, ſondern bezeichnen auch die halben und Viertelſtunden durch kürzere Strophen, ja ſelbſt die halben Viertelſtunden durch einen einzelnen Schlag. Andere dieſer Glockenſpiele haben zugleich eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren und nach Art eines Claviers geſpielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, ſondern mit der Fauſt, welche, um den Schlag auf die Taſte mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge verſehen wird. So ſchwierig auch die Behandlung iſt, ſo gibt es doch Glockenſpieler, welche dreiſtimmige Sätze ausführen, ja ſelbſt Laufer, Triller und Arpeggios herausbringen. Burney erzählt, ein Glockenſpieler zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem fertigen Violinſpieler gewettet, daß er ein ſehr ſchweres Violonſolo auf den Glocken ausführen werde und die Wette gewann. Pottheff, Organiſt und Glockenſpieler auf dem Rathhausthurm in Amſterdam, erblindete in ſeinem 7. Lebensjahre, erhielt im 31. die erwähnte Stelle und ſpielte, obgleich jede Taſte ein Gewicht von 2 Pfund erfordete, ſein Glockenſpiel ſo leicht wie einen Flügel. Er ließ ſich 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören.

Glogau, preußiſche Hauptfeſtung in Schleſien, im Regierungsbezirk von Liegnitz und unweit der Oder gelegen. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000, worunter viele Juden. Auf dem Schloſſe reſidirten die ehemaligen Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeſchlechte der Piaſten. Als 1476 die Herzoge von Glogau ausgeſtorben waren, und das Fürſtenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein kaiſerl. öſterr. Commandant gelegt, der zugleich den militäriſchen Oberbefehl in Schleſien führte. So blieb es, bis Friedrich II. 1741

Glogau eroberte, das ihm nach dem Friedensſchluſſe von 1742 auch blieb. Friedrich ließ es noch ſtärker befeſtigen. Nach der Schlacht von Jena wurde Glogau von den würtembergiſchen Truppen unter Vandamme und Seckendorf berennt, und von dem preuß. Commandanten v. Reinhard nach geringem Widerſtande übergeben. Jetzt blieb Glogau bis zum 15. April 1814 in franzöſiſchen Händen, an welchem letztern Tage es in Folge des mit dem Grafen Artois nach der erſten Reſtauration der Bourbons abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes an Preußen wieder übergeben wurde. Die Blokade der Feſtung im J. 1813 (nachdem die Franzoſen ſich über die Elbe zurückgezogen hatten) durch ein preuß. ruſſ. Corps war ohne Erfolg geblieben, und hatte nach der Schlacht von Bautzen ſelbſt wieder müſſen aufgehoben werden. Es iſt in der Stadt ein lebhafter Verkehr. Der Dichter Gryphius iſt hier geboren.

Gloſſe nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, beſonders eines veralteten Worts, daher Gloſſator, der Erklärer ſolcher Wörter, und Gloſſarium, eine Sammlung ſolcher Erklärungen. In der Dichtkunſt benennt man eine eigne Gattung von Gedichten Gloſſen, die aus der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie auch in die unſrige übergegangen iſt. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Verſen an, welche in eben ſo viel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder erſcheint. A. W. und Fr. Schlegel, welche dieſe zierliche und kunſtreiche Gattung bei uns zuerſt verſucht haben, nennen ſie auch Variationen.

Glover (Richard). Dieſer geachtete Dichter, im J. 1712 zu London geboren, und in Surrey erzogen, verrieth früh ſchon Anlagen zur Poeſie. Sechzehn Jahre alt, ſchrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete ſich den Handelsgeſchäften, und erwarb ſich die dazu erforderlichen Kenntniſſe in ihrem ganzen Umfange. Deſſen ungeachtet verließ ihn ſeine Neigung zur Dichtkunſt nicht. 1737 gab er das Heldengedicht Leonidas heraus, von welchem uns Ebert eine Ueberſetzung und Beurtheilung geliefert hat, dem wir aber nur einen ſehr mittelmäßigen poetiſchen Werth beilegen können. In England fand es einen außerordentlichen Beifall, wozu aber die Umſtände viel beitrugen. Zwei Jahre darauf erſchien ſein Gedicht: London or the progress of commerce, das, nebſt ſeiner Ballade: Admiral Hosier's ghost, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem engliſchen Handel zufügte. 1753 erſchien ſein Trauerſpiel Baodicea, welches einigemal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er ſeine Medea heraus, ein nach Art der griechiſchen Dramen mit Chören verſehenes Trauerſpiel, auf das er ſpäter noch eine Fortſetzung folgen ließ. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieſer Eigenſchaft zeichnete er ſich bei mehr als einer Gelegenheit durch ſeine kraftvolle und überzeugende Beredſamkeit aus. 1770 vollendete er ſeine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geſchäften der londoner Kaufmannſchaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu ſeiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren ſeines Lebens arbeitete er an einem neuen epiſchen Gedicht, Atheniad, das gewiſſermaßen als Fortſetzung des Leonidas angeſehen werden kann, aber nicht die letzte Vollendung erhalten hat, und 1788 von ſeiner Tochter, Mrs. Halſat, herausgegeben worden iſt. Er ſtarb 1785. Noch erſchienen nach ſeinem

Tode, als Auszug aus ſeinem Tagebuche: Memoirs of a celebrated literary and political character (London 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereigniſſen und manchen Perſonen ſeiner Zeit ſpricht, und aus welchen man hat beweiſen wollen, daß er der Verfaſſer der Juniusbriefe ſei, was jedoch von ſehr ſcharfſinnigen Kritikern bezweifelt wird.

Gluck (Chriſtoph, Ritter von). Dieſer große Tondichter, dem die lyriſche Scene ihren Glanz und ihre dramatiſche Vervollkommnung verdankt, ſtammte von einer angeſehenen Familie in der Ober-Pfalz, und wurde 1714 geboren. Obſchon er ſich von früher Jugend an der Muſik widmete und bedeutende Anlagen zeigte, ſo ging es doch mit ihm wie mit dem Philoſophen von Genf, d. h. die Welt fand erſt in der letzten Hälfte ſeines Lebens Gelegenheit, ihn zu bewundern, indem der Componiſt bereits das 40. Jahr überſchritten hatte, als er die erſten ſeiner unſterblichen Meiſterwerke ans Licht treten ließ. Den Anfang ſeiner muſikaliſchen Studien machte Gluck in Prag, wo er bald als ausgezeichneter Violoncelliſt bekannt wurde. 17 Jahr alt bereiſte er darauf Italien, und ſtudirte daſelbſt unter dem berühmten San-Martini die Compoſition. Seine in Mailand geſchriebene erſte Oper: Artaxerxes wurde daſelbſt, ſo wie eine andere: Demetrius, in Venedig gegeben (1742). Eine dritte: der Sturz der Giganten, componirte er für die Oper in London, wohin er ſich 1745 begeben hatte. Dieſe Periode ſeines Lebens iſt die fruchtbarſte in Hinſicht der Menge ſeiner Productionen. An 45 Opern wurden von ihm in dem Zeitraum von 18 Jahren geſchrieben, in allen aber zeigte ſich noch nicht die Größe und Tiefe, die der Dichter der Töne in ſeinen ſpäteren Werken entwickeln ſollte. Gluck hatte bisher den damals herrſchenden Styl und Geſchmack der italieniſchen Oper gefolgt und ſo mithin nur Momentanes gegeben, obſchon er recht wohl fühlte, was eigentlich fehlte und wie wenig das Ganze ſeiner Muſik auf eigentlichen dramatiſchen Werth Anſpruch machen konnte. Ein Haupthinderniß zur Erreichung eines wahrhaft dramatiſchen Ganzen für den Componiſten war aber immer die hergebrachte Seichtigkeit und innere Loſigkeit der lyriſchen Dichtungen, welche er zur Unterlage ſeiner Tongemälde erhielt, und erſt als ihn das Geſchick mit einem Mann bekannt machte, der den Muth und die Kraft hatte, trotz der Mode einen andern Weg hierin einzuſchlagen, vermochte er auch ſeinerſeits, daſſelbe zu thun. Dieſer Mann war der Florentiner Ranieri di Calzabigi, den Gluck in Wien kennen lernte, und der dem Componiſten nun eine Reihe Texte lieferte, die durch ihren engverbundenen Inhalt und durch die richtige Motivirung der einzelnen Situationen unter einander, gar ſehr gegen jene loſe und leicht zuſammengewürfelten Arien, Duette, Dialoge u. ſ. w. abſtachen, welche man gewöhnlich mit dem Namen Operndichtung beehrt, und in denen von einem dramatiſchen Zuſammenhang unter ſich und Fortſchreiten durchaus nicht die Rede iſt, ſondern im Gegentheil alles dem momentanen Effect oder der Eitelkeit eines Sängers oder einer Sängerin geopfert wird, die nur, mit Hintanſetzung des Ganzen, in einer einzelnen Situation oder Arie gern glänzen wollen. Die Opern Helena und Paris, Alceſte und Orpheus, welche Gluck von 1762 — 64 in Wien ſchrieb und die auch daſelbſt gedruckt wurden, machten in ihrer großartigen Neuheit ungeheures Aufſehen und gründeten mit den ſpäter folgenden (der Armida und den beiden Iphigenien) den unſterblichen Ruhm ihres Componiſten. Selbſt in dem durch loſe Speiſe verwöhnten Italien fand die ernſte, erhabene Muſe des deutſchen Künſtlers würdige Anerkennung, und die

Theater von Rom, Parma, Neapel, Mailand und Venedig beeilten ſich, Glucks Helena und Orpheus aufzuführen. (An Alceſte wagte man ſich jedoch, wie Gluck ſelbſt ſagt, wegen Schwierigkeit der Aufführung damals in Italien noch nicht.) Der Beifall, den dieſe Opern fanden, war ſo groß, daß die Bühne in Bologna allein in einem Winter mit ſeinem Orpheus — den zu hören und zu ſehen, Fremde von allen Orten herbeiſtrömten — an 900,000 Lire einnahm. So groß indeß der Triumph des Componiſten ſchon mit dieſen Gaben war, ſo viel höher ſollte er noch durch ſeine bereits erwähnten ſpäteren Werke werden. Der Bailli von Rollet, der während ſeines Aufenthaltes in Wien mit Gluck bekannt geworden war, unternahm es, Racines Iphigenia in eine Oper umzuwandeln und bot ſeinem Freunde den Text zur Compoſition an, worauf Gluck auch um ſo lieber einging, da ihm die Idee ergriffen hatte, die franzöſiſche Sprache eigne ſich beſſer zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher Gefühle ſelbſt in der Muſik, als die italieniſche. (Eine Anſicht, welcher Rouſſeau in Betreff des Geſanges in ſeinen bekannten Abhandlungen freilich geradezu widerſprach, und die auch durch die Zeit, trotz der Erfolge, welche Glucks Muſe auf den franzöſiſchen Bühnen machte, nicht beſtätigt worden iſt.) Mit einer bisher noch nie aufgewendeten Sorgfalt machte ſich Gluck nun ans Werk und brachte, ſtatt ſonſt nur 2 bis 3 Wochen zur Niederſchreibung einer Oper brauchend, ein ganzes Jahr zu, ehe er mit der Muſik eines Meiſterwerks zu Stande kam, das eigens für Frankreichs Hauptſtadt von ihm verfertigt ward, und welches er nun den Pariſern anbot. Aber hier fand der deutſche Componiſt faſt unüberſteigliche Hinderniſſe, welche ihm Nationaleitelkeit und eingewurzeltes Vorurtheil in den Weg thurmten. Auf die bloße Anzeige von dem Unterfangen, der großen pariſer Oper ein Werk ſeiner Feder anzubieten, erhoben ſich ganze Schaaren der Muſiker von Profeſſion und alle ſogenannten Kunſtkenner, und nimmermehr würde Gluck ſein Ziel erreicht haben, hätte ſich die Königin Maria Antoinette, ſeine Schülerin einſt und Gönnerin von Wien aus, der Sache nicht angenommen, und durch einen Befehl die Aufführung bewirkt. Zu Anfang des Jahres 1774 kam der 60jährige Gluck ſelbſt nach Paris, und den 19. April wurde endlich die vielbeſprochene Oper zum erſtenmal gegeben. Das Theater war überfüllt von Zuſchauern aus allen Claſſen, und der Eindruck den das Ganze hervorbrachte, ungeheuer. Gleich die Ouvertüre mußte — was unerhört in den Annalen der Muſik in Frankreich war — wiederholt werden und mit jedem einzelnen Muſikſtück ſtieg der Enthuſiasmus des Publikums. Bald darauf ward auch die Oper Orpheus, deren Text ins Franzöſiſche überſetzt worden, in die Scene geſetzt, und mit gleichem Entzücken aufgenommen. Ein paar andere Opern: l'arbre enchanté und la Cythère assiegée, welche im nächſtfolgenden Jahre zur Aufführung kamen, machten weniger Glück, deſto mehr aber wieder ſeine beruhmte Alceſte, in welcher, wie in den Furienchören im Orpheus, die Schrecken des Tartarus den Hörer zu umſchweben ſcheinen. Noch mehr ſprach Armida an, die man früher mit Lullys weichlicher Muſik ungern gehört hatte. Dreißigmal nacheinander wurde dieſe große Oper gegeben, und der Ruhm, welchen ſie ihrem Componiſten brachte, nur noch non den übertroffen, der ſeinem letzten großen Meiſterwerke, der Iphligenia in Tauris folgte. Ein paar andere Opern, Roland, und die Danaiden, wurden nicht vollendet; das Brouillon der Erſteren warf Gluck ins Feuer, als er vernahm, daß ſein muſikaliſcher Gegner Piccini (ſ. d. Art.) daſſelbe Sujet zu componiren vorhatte, und an der Vollendung der andern hinderte ihn der

Tod. (Sie wurde ſeitdem nicht ohne Glück von Salieri vollendet.) 1787 kehrte der Ritter Gluck mit einem ſehr anſehnlichen geſammelten Vermögen nach Deutſchland zurück, woſelbſt er zu Wien noch in demſelben Jahre, den 15. November, ſtarb. Merkwürdig iſt noch der Streit, der auf Veranlaſſung der Reform, welche Gluck durch ſeine im größten Styl geſchriebenen Compoſitionen in der Muſik in Frankreich bewirkte, daſelbſt zwiſchen ſeinen Verehrern und den Anhängern der alten italieniſchen und franzöſiſchen Schule, an deren Spitze gewiſſermaßen der allerdings auch geniale Piccini ſtand, ausbrach. Ganz Paris nahm Partei, man ſtritt mit Wort uud Feder, und lange Zeit hindurch feindeten ſich die Gluckiſten und Picciniſten mit derſelben Bitterkeit an, mit welchen ſich früher Janſeniſten und Jeſuiten, ſpäter Royaliſten und Jacobiner anfeindeten. Gluck und Piccini ſelbſt, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, theilten das Gefühl nur kurze Zeit und hatten ſich, da Einer der Andern, trotz abweichender Meinungen und Anſichten, ſchätzen mußte, längſt ausgeſöhnt, als ihre blinden Bewunderer noch immer gegeneinander zu Felde zogen. Erwähnung verdient hierbei auch noch der Umſtand, daß in dieſem muſikaliſchen Meinungsſtreite J. J. Rouſſeau ſich für Gluck, Marmontel für Piccini erklärte, natürlich beide mit derjenigen Haltung und Anerkennung der Verdienſte der Gegenpart, die man von Männern, wie die genannten, erwarten kann. Ein Jahr nach Glucks Tode ward auf Befehl Ludwig XVI. die auf Subſcription von Houdon in Marmor verfertigte Büſte des großen Tonſetzers im Foyer des Operntheaters aufgeſtellt. In Betreff einer nicht dramatiſchen Durchführung der Muſik ſteht Gluck unerreicht in ſeiner Kunſt da, und die Tiefe des Ausdrucks, welchen er ſowol in die erſchütterndſten als in die ſanfteſten Scenen, ohne alle vulgäre Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufern u. dergl. zu legen wußte, läßt ſich nicht mit Worten darlegen. Die Arie in der Alceſte: Caron t'appelle etc. iſt auf eine einzige Note geſetzt, und dennoch von einer Wirkung, die jedes Herz ergreift, und die nie von denen unter unſern heutigen Componiſten wird erreicht werden, die nur Noten übereinander bauen und die Orcheſter mit Lärminſtrumenten überfüllen können. Dabei band ſich Gluck, ganz gegen die Sitte der mehrſten andern Tondichter, ſtreng an den Genius der Sprache, und nie ſieht man ihn zu Gunſten irgend einer Paſſage die Worte ungebührlich dehnen oder kürzen. Die Trompete ward durch ihn zuerſt in die franzöſiſchen Orcheſter eingeführt, und ihr ſparſamer und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals eben ſo die Wirkung ſeiner großen Muſiken, wie jetzt ihr lächerlicher Mißbrauch bei manchen Compoſitionen den beabſichtigten Effect imponirender Größe zerſtört.

Glühen bezeichnet den Zuſtand gewiſſer Körper, in welchem ſie vermittelſt einer ſtarken Erhitzung leuchten. Es laſſen ſich zwei Arten glühender Körper unterſcheiden, nämlich ſolche, die durch das Glühen förmlich zerſetzt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. ſ. w., und ſolche, die ihre vorige Beſchaffenheit beibehalten, wie z. B. das Eiſen. Die erſte Art iſt ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengeſtalt aus dem Körper aufſteigt, die zweite hingegen iſt eine bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen, als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eiſen glüht lange, bevor es ſchmilzt. Es laſſen ſich ſehr deutlich drei Perioden des Glühens unterſcheiden. Eiſen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens iſt, bei verſtärktem

Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Gr. Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles, faſt weißes Licht verbreitet. Beim allmäligen Erkalten geht das Glühen in derſelben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei dieſen ſtufenweiſen Uebergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamiſten ſchließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich angreife, und nicht blos ihre Poren durchdringe, wie die Atomiſten lehren. — Glühe heißt der Heerd in einer Schmelzhütte.

Glühwurm. In Deutſchland iſt nur ein Inſect, das Johanniswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphoriſchen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Inſecten, welche dieſe Eigenſchaft haben. Von den Johanniswürmchen ſehen die Weibchen den Männchen ſo wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie ſie zu einer Art gehören. Iſt der Glühwurm vollkommen ausgewachſen, ſo hat er eine Länge von ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll; oben iſt er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, ſo iſt der kleine ſchwarze Kopf unter dem Bruſtkaſten verborgen. Die Glieder ſind fadenförmig und beſtehen aus elf Gliedern. Das Männchen ſieht man ſelten, das Weibchen oft genug, vornämlich an ſchattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das ſchöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier ſtrömt es aus einer gelblichen Subſtanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen eingeſchloſſen iſt. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden iſt; denn das Thermometer, an dieſe leuchtenden Puncte gehalten, ſtieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Waſſer, ſo leuchten ſie wol 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man dieſe Erſcheinung, die ſowol nach dieſer Zeit, als auch mit dem Tode ſogleich aufhört. In Südamerica gibt es einen Käfer, Elater noctilucus, der ſo ſtark im Finſtern leuchtet, daß die Caraiben ſich deſſelben ſtatt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Maſſe, die in zwei Säckchen unter dem Bruſtſchilde enthalten iſt. Noch berühmter haben ſich die Laternenträger gemacht, von denen die ſurinamſche Art, Fulgosa laternaria, eine ſehr große hornige Blaſe vor der Stirn trägt, die einen ſtarken Schein im Finſtern verbreitet. Auch die Feueraſſel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Urſache des blauen Lichtes iſt, welches man im Finſtern bei manchen Blumen bemerkt.

Gmelin. Drei Gelehrte dieſes Namens haben ſich beſonders um die Naturlehre große Verdienſte erworben. Joh. Georg Gmelin, Profeſſor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er 1709 geboren war und bis 1727 ſtudirte, reiſte hierauf mit ſeinen Lehrern Bilfinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften eine geraume Zeit Dienſte geleiſtet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte. Auf kaiſerlichen Befehl und Koſten reiſte er 1733 nach Sibirien, um das Land zu unterſuchen, und kam erſt 1743 von dieſer beſchwerlichen, aber den Wiſſenſchaften höchſt nützlichen Reiſe zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reiſte er 1747 in ſein Vaterland zurück, verlangte dann ſeine Entlaſſung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Profeſſur an, und ſtarb daſelbſt 1755. Mit der Chemie, wozu er bei ſeinem Vater, einem geſchickten Apotheker, die beſte Gelegenheit hatte, und der Natur-

geſchichte war er ſehr früh bekannt, und durch fortgeſetztes Studium erwarb er ſich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner ſeiner Zeit. Seine Flora Sibirica und ſeine Reiſebeſchreibung ſind ſeine Hauptwerke. — Phil. Friedr. Gmelin, Bruder des Vorigen, geb. zu Tübingen 1721, ſtudirte daſelbſt die Medicin, beſuchte dann mehrere deutſche, holländiſche und engliſche Akademien, hielt ſeit 1744 in Tübingen Privatvorleſungen und ward zugleich Stadtphyſikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Profeſſor der Medicin, nach ſeines Bruders Tode 1755 ordentlicher Profeſſor der Botanik und Chemie, und ſtarb 1768. In der Chemie und Botanik beſaß er ausgezeichnete Kenntniſſe, und war darin, wie in der Naturgeſchichte überhaupt, ein ſehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botaniſche und mediciniſche Werke geſchrieben. — Sam. Gottl. Gmelin, ein Neffe der Vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin ſtudirte und 1763 Doctor wurde. Er reiſte darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Profeſſor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er, auf kaiſerlichen Befehl, mit Pallas, Güldenſtedt und Lepechin eine naturhiſtoriſche Reiſe durch Rußland an. Vorzüglich bereiſte er 1769 die weſtliche Seite des Don, und brachte den Winter in Aſtrachan zu, unterſuchte 1770 und 1771 die perſiſchen Provinzen an der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Seite des caspiſchen Meeres, kam 1772 wieder in Aſtrachan an, bereiſte hierauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Oſtſeite des caspiſchen Meeres, wurde aber auf der Rückreiſe 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27. Juli an der Ruhr ſtarb. Seine Wittwe erhielt von der ruſſiſchen Kaiſerin 2000 Rubel. Seine wichtigſten Schriften ſind ſeine Historia fucorum, und ſeine Reiſen durch Rußland zu Unterſuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem abgemein gültigen Begriff, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, iſt im theologiſchen Syſtem die Geſinnung, mit der Gott uns ſeine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engern Sinne, ſeine Geneigtheit und Wirkſamkeit zur Beſſerung und Beſeligung der Menſchen. Vor dem 5. Jahrh. hatte man ſich wenig mit der chriſtlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beſchäftigt, ſie war von den griechiſchen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlaſſung einer freien Aeußerung des Britten Pelagius, welche dem Beiſtande der göttlichen Gnade bei der Beſſerung des menſchlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menſchen zum Guten zu viel Autheil einzuräumen ſchienen, übernahm Auguſtinus die genauere Erörterung dieſer Lehre mit einem Eifer, der in Leidenſchaftlichkeit ausartete, und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er ſagt, der Menſch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für ſeine Beſſerung thun, er ſei für ſich nicht fähig, das Gute zu wollen, Alles müſſe durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf ſein Gemüth geſchehen. Dabei kam er, um folgerecht zu ſein, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach ſeiner Willkür einige Menſchen zur Beſſerung und Seligkeit, andere eben ſo unwiderruflich zum ewigen Verderben vorher beſtimmt, und zufolge dieſes Rathſchluſſes wären die ungetauft geſtorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn ſie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wiſſe man weder, welche unter den Chriſten die Erwählten, noch welche die Verworfenen wären, und ſolle ſich dem unerforſchlichem Gerichte Gottes

ganz überlaſſen. Aus dieſer Behauptung Auguſtins und dem Mißverſtande einiger bibliſchen Stellen entſtand der kirchliche Lehrſatz von der Gnadenwahl oder Prädeſtination, der ſeit dem 5. Jahrh. bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenſtand angeſtrengter Unterſuchungen und hitziger Streitigkeiten der chriſtlichen Kirchenlehre war. Die Mehrzahl derer, die ſich Rechtgläubige oder Catholiſche nannten, traten dem Auguſtinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wie fern ſeine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er ſelbſt nicht einmal in der Urſprache zu leſen verſtand. Aber auch Gelehrte ſpäterer Zeiten, die ihn hierin überſahen, wurden durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn, durch ſeine Gewandtheit, Alles zum Vortheil ſeiner Meinung auszulegen, durch ſeine hinreißende Beredſamkeit und ſtrenge Conſequenz geblendet, ſo daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländiſcher Theologen nennen kann, die als ſtrenge Prädeſtinatianer durch hartnäckiges Beharren bei der Auguſtiniſchen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl, eben ſo viel Verwirrung in die Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche, beſonders Galliſche Theologen, fanden indeß, daß Auguſtin in Abſicht dieſer Lehre zu weit gegangen ſei, und ſchlugen nach dem Vorgange des Abts Caſſianus zu Marſeille, der ſchon in einem, um 420 geſchriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Beſſerung des Menſchen auf eine mildere und ſchriftmäßigere Weiſe zu vereinigen geſucht hatte, einen Mittelweg ein, indem ſie die Vorherbeſtimmung Gottes über die Beſſerung und Seligkeit der Menſchen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menſchen ſelbſt bedingte nannten. Sie zogen ſich hierdurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der catholiſchen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da dieſe den Streit über die Prädeſtination der Hauptſache nach ſo gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß ſich in der Folgezeit das ſonderbare Schauſpiel einer allmäligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwiſſenheit der Geiſtlichen gerieth der Auguſtiniſche Lehrbrgriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor dieſem Heiligen, in Vergeſſenheit, und dabei war es der ſcholaſtiſchen Theologie des Mittelalters leicht, ihn ſo zu verkehren, daß er mit dem Pelagianiſchen verträglich erſchien. Schon 848 wurde Gottſchalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Auguſtiniſchen Lehrſatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zum lebenslänglichen Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war dieſe Veränderung bei der Disputation, die der ſtrengcatholiſche D. Eck mit Luthers Freund, Karlſtadt, 1519 zu Leipzig hielt. Letzterer vertheidigte die Auguſtiniſche Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Anſichten des heiligen Thomas von Aquinum entgegenſtellte, die aufs mildeſte ſemipelagianiſch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Catholiken in dieſer Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen beſonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundſätzen Auguſtins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbeſtimmung über die Seligkeit gewiſſer Menſchen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangeliſch-Lutheriſchen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menſchen zur Seligkeit beſtimmt habe, aber vorher wiſſe, welche unter ihnen ſich derſelben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menſchen angehe und die Urſache

ihrer Seligkeit ſei. In der catholiſchen Kirche war inzwiſchen immer noch nichts Feſtes über dieſen Lehrſatz ausgemacht. Dies zeigte ſich bei den Händeln der Dominicaner und Jeſuiten, von denen letztere, wegen ihrer mildern Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens, von den erſtern des Pelagianismus beſchuldigt wurden. Dieſes Schickſal traf vorzüglich 1588 den Jeſuiten Ludwig Molina, von dem daher die Moliniſtiſchen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrh. entſtanden ebenfalls in den Niederlanden, wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädeſtination, zwei neue Parteien, nämlich unter den Proteſtanten die Arminianer oder Remonſtranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit gegen die ſtreng-calviniſtiſchen Reformirten behaupteten, und ſich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Catholiken hingegen die Janſeniſten, die zufolge des vom Biſchof Janſen († 1638) erneuerten Auguſtiniſchen Lehrbegriffs, im Widerſpruch mit der damals unter dem Einfluſſe der gemäßigter denkenden Jeſuiten ſtehenden catholiſchen Kirche, eine zwiefache und abſolute Vorherbeſtimmung Gottes über die Seligkeit und Verdammniß der Menſchen annahmen. Seit dieſer Zeit hat man über dieſen Gegenſtand zwar immer verſchieden in der chriſtlichen Kirche gedacht, jedoch iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar geweſen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabſcheuende menſchliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echtchriſtlichen Ueberzeugung vereinigt, Gott ſchließe keinen, der ſich ernſtlich beſſert, abſolut von der durch Chriſtum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und ſittlichen Werth der Menſchen an, ob ſie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören ſollten. E.

Gnadenritter, ſ. Ahnen.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit urſprünglich in einander gewachſenen Stoffen. Gemeiniglich aber iſt er geſchichtet und ſogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldſpath und Glimmer enthält er noch eine eigne Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde iſt. Mancher ſieht gold- und ſilberglänzend, der meiſte aber grau, grauſchwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchſtein trefflich zu Gebäuden, zumal im Waſſer, gebrauchen.

Gneiſenau (Graf Neidhard von), königl. preuß. General der Infanterie, ward 1760 in Schilda bei der Durchreiſe ſeiner Mutter, einer Officiersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode ſeiner Aeltern bei ſeiner Großmutter in Würzburg erzogen. Ein Sohn des Kriegs, bezeigte er ſchon früh Luſt zum Soldatenſtande. Wißbegierig erlernte er als Knabe und Jüngling das für ſeine künftige Beſtimmung Nöthige; vernachläſſigte aber die andern Wiſſenſchaften, beſonders Phyſik und Oekonomie, keineswegs. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anſpachſchen Truppen nach Amerika, und als Anſpach preußiſch wurde, in preußiſche Dienſte. Die Muſe des Garniſondienſtes wandte er zum Studiren der Militärwiſſenſchaften an, wobei ihm die Bibliothek und die Kenntniſſe eines ſchleſiſchen Edelmanns trefflich zu Statten kämen. Er galt bald für den gelehrteſten Officier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch ſelbſt durch die ſcherzhafte Aeußerung einigermaßen geſchmälert hat, daß er der einzige geweſen wäre, der den Pythagoräiſchen Lehrſatz habe beweiſen können. 1796 heirathete er ſeine jetzige

Gemahlin, aus welcher Ehe ihm ſieben Kinder geboren wurden. Gegen 1802 war er Hauptmann unter der ſchleſiſchen Füſelierbrigade. Im Feldzug 1806 wurden ſeine Talente bemerkt; ſein Monarch ſandte ihn als Oberſtlieutenant im April 1807, von Königsberg aus, dem bedrängten Colberg zu Hülfe. Er übernahm dort an der Stelle des alten, ganz unfähigen Generals Lucadou, den Poſten als Commandant, beugte den Folgen der fehlervollen Maßregeln ſeines Vorgängers durch ein kräftiges und kluges Benehmen vor, ſchlug durch zweckmäßige Anſtalten alle wüthenden Angriffe des Feindes zurück, und hielt, troß eines fürchterlichen Bombardement, die kleine Feſtung, welche viele ſchwache Puncte hat, bis zum tilſiter Frieden. Er war während der Belagerung Obriſt geworden, nach derſelben erhielt er ſcheinbar ſeinen Abſchied und ſchien mißvergnügt nach England zu gehen, während er in der That als geheimer Geſandter ſeines Hofes dort war. 1810 kam er zurück, und arbeitete eine Zeit lang im Miniſterium. 1813 ward er Generalmajor und Generalquartiermeiſter, und leitete in dieſer Eigenſchaft den ausgezeichneten Rückzug von Lützen bis Breslau ſo meiſterhaft, daß der verfolgende Feind in verſchiedenen Gefechten 40 Canonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Während des Waffenſtillſtandes beſchäftigte ihn die Ausbildung der Landwehr. Er wurde während deſſelben an der Stelle des verſtorbenen Scharnhorſt Chef des Generalſtabes. Nach dem Waffenſtillſtande war er beſtändig bei dem Feldmarſchall Blücher; die Vernichtung des Macdonaldſchen Corps an der Katzbach, der Uebergang bei Wartenburg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) am 16. Oct. waren größtentheils Werke ſeiner Rathſchläge. Er ward Generallieutenant. 1814 nahm er an den Siegen bei Brienne und Paris, ſo wie an der Schlacht bei Montmirail beträchtlichen Antheil; ſeine Meinung gab in dem Kriegsrath, wo man über das plötzliche Vordringen nach der Hauptſtadt berathſchlagte, den Ausſchlag. Nach dem pariſer Frieden ernannte ihn ſein dankbarer König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenſtand, und geſtattete ihm, ſich eine Domäne von 10,000 Thaler jährl. Einkünfte auszuwählen. 1815 war er es, der das bei Ligny überwundene preußiſche Heer nach wenigen Stunden wieder in den Stand ſetzte, eine Schlacht liefern zu können, und der durch die raſch angeordnete Verfolgung des bei Belle-Alliance (Waterloo) geſchlagenen franzöſiſchen Heers dieſen Sieg zu einem der glänzendſten in der neuern Geſchichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis Paris, und nahm als Miniſter an dem dortigen Friedensſchluſſe Theil. Hierauf ward ihm das Gouvernement der Rheinprovinzen übertragen. Im Frühjahr 1816 fühlte er ſich theils wegen ſeiner Geſundheit, theils wegen politiſcher Gründe bewogen, ſeinen Abſchied zu fordern. Sein Monarch, welcher einſah, daß Gneiſenau dem Staate unerſetzlich ſei, gewährte ihm in den huldvollſten Ausdrücken die Erlaubniß, während des Friedens mit ganzem Gehalt nach ſeinem eigenen Willen leben zu können, behielt ſich aber vor, ihn im Falle eines Kriegs wieder anzuſtellen. Gneiſenau begab ſich hierauf in die böhmiſchen Bäder, und ſodann auf ſeine Güter (Großerdmannsdorf, zwiſchen Hirſchberg und Schmiedeberg) in Schleſien. Nach Kalkreuths Tode (1818) ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin. Auf dieſe Stelle that Gneiſenau ſpäter ſelbſt Verzicht und lebt gegenwärtig in der Regel auf ſeinen vorhin gedachten Gütern. Mit genauer Kenntniß deſſen, was dem Heerführer nöthig iſt, verbindet Gneiſenau einen bewundernswürdigen militäriſchen Blick, eine raſche Ueberſicht,

und einen durchdringenden Scharfſinn. Schnell weiß er ſich, auch in der bedrängteſten Lage, zu faſſen, und ſelbſt ſeine raſcheſten Entſchlüſſe tragen das Gepräge der Beſtimmtheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe. Nie hat man ihn auf dem Schlachtfelde verlegen geſehen. Mit dieſen kriegeriſchen Eigenſchaften, die den großen Feldherrn beurkunden, vereinigt er die liebenswürdigſte Beſcheidenheit, und ſeine Tugenden als Hausvater, ſeine Talente eines guten Geſellſchafters zwingen denen, die ihn als Feldherrn verehren, Achtung für ihn als Menſchen ab. Im 3. Bande der Zeitgenoſſen (dem X. Hefte) findet ſich eine umſtändliche Biographie Gneiſenaus. P—r.

Gnidus oder Knidos, eine Stadt der kleinaſiatiſchen Landſchaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der knidiſchen Göttin erhalten hat. Sie hatte daſelbſt drei Tempel. Der eine, den ihr wahrſcheinlich die lacedämoniſchen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der knidiſchen Venus, oder wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euploa (der ſchiffenden), verwahrte eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, die marmorne Bildſäule der Göttin von Praxiteles. Sie ward ſpäterhin nach Conſtantinopel geſchafft, wo ſie leider in einer großen Feuersbrunſt, 1461, mit unterging.

Gnom. Dieſen Namen hat die neuere Mythologie den Geiſtern beigelegt, welche die Dichter im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und ſie bewachen laſſen, Erdgeiſter, Berggeiſter, Bergmännchen. Sie können die mannichfaltigſten Geſtalten annehmen, und bald ſchön, bald häßlich ſein. Doch iſt die letzte Geſtalt die ihnen eigenthümlichſte; nur ihre Weiber, die Gnomiden, ſind urſprünglich ſchön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Muſäus Volksmährchen die größte Berühmtheit erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Erd-, Luft-, Wald- und Waſſergeiſter unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche Vaterland dieſer dichteriſchen Weſen iſt der Orient und das geheime Reich der cabbaliſtiſchen Phantaſien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein ſolcher Erdgeiſt, in der Geſtalt eines Wurms von der Größe eines Gerſtenkorns, dem Salomo bei Erbauung ſeines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen Felſenplatten ſpaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihülfe. Freilich hatte es dem Salomo viele Liſt und Muhe gekoſtet, ſich ſeiner zu bemächtigen. In unſere europäiſchen Gegenden und Köpfe ſind dieſe wunderlichen Spukgeſtalten mit der Cultur der Pythagoräiſch-cabbaliſtiſchen Philoſophie, ſeit Raymundus Lullus, von der Mitte des 15. bis Anfang des 16. Jahrh. durch Picus von Mirandola, Paracelſus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und ſelbſt von einſichtsvollen Männern, Marſilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterſtützt worden.

Gnome. Dies der griechiſchen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine, zuerſt bei den älteſten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, ſinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundſatz enthalten. Die ſogenannten Sprüche Salomons ſind im Grunde nichts, als eine Gnomologie; mehr als die Hälfte vom Sirach gehört auch dahin. Viele ſolche von Jeſu ausgeſprochene Gnomen enthalten die Evangelien, beſonders die Bergpredigt von Matthäus. Jedes Volk legt die Ergebniſſe ſeiner erſten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moraliſchen Welt in ſolche ſinnvolle, abgerundete

Sprüche nieder. Auch von einem unſerer Vorfahren, Odin, hat die Sämundiſche Edda treffliche Sprüche dieſer Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieſer Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweiſen. Die arabiſchen Gnomen waren, wie viele unſerer vaterländiſchen, in Reime gefaßt; die hebräiſchen machten ſich durch ihren Parallelismus angenehm; in allen Sprachen iſt kräftige oder räthſelhafte Kürze ihr Eigenthum.

Gnoſis, ein griechiſcher Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einſicht bedeutet, war vorzugsweiſe der Name einer Religionsphiloſophie, welche die Phantaſien und Abenteuerlichkeiten der orientaliſchen Religionsſyſteme mit den Ideen und der Folgerichtigkeit griechiſcher Philoſophen vereinigte und ſich einen Einfluß auf das Chriſtenthum anmaßte, der die praktiſche Richtung ihrer Theorien beſtimmte. Unſtreitig gab es ſchon zu den Zeiten der Apoſtel eingebildete Weiſe, die ſich einer höhern Einſicht von dem Urſprunge der Welt und dem Uebel in der Welt rühmten, als der menſchliche Verſtand, ſo lange er im Gleichgewichte bleibt, ſtatthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, deſſen Lucas in der Apoſtelgeſchichte Erwähnung thut, war der erſte unter ihnen. Schon in ſeinen Lehrſätzen ſind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnoſis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientaliſchen, inſonderheit perſiſchen und chaldäiſchen Urſprungs an ſich tragen. Sie laſſen ſich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchſte Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts, und iſt der Urquell alles Guten, die Materie, die rohe chaotiſche Maſſe des Stoffes aller Dinge, iſt ewig wie Gott, und der Urquell alles Böſen. Aus beiden Principien ſind vor aller Zeit Weſen hervorgegangen, die Aeonen genannt, und als gottähnliche Geiſter bezeichnet werden. Die Welt und das Menſchengeſchlecht wurden von einem Aeon, dem Demiurg, oder wie ſpätere gnoſtiſche Syſteme ſagen, von mehrern Aeonen und Engeln aus der Materie geſchaffen. Den Körper und die ſinnliche Seele des Menſchen (sensorium, Pſyche) machten die Aeonen aus dieſem Stoffe; daher das Böſe im Menſchen. Gott gab dem Menſchen die vernünftige Seele, daher der beſtändige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die ſogenannten Götter der Menſchen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, ſind nur ſolche Aeonen oder Weltkörper, unter deren Herrſchaft die Menſchen immer ſchlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltſchöpfer zu zerſtören und die Menſchen von der Macht der Materie zu befreien, ſandte Gott den erhabenſten aller Aeonen, für den erſt Simon, und nach ihm der berühmteſte unter ſeinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des erſten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Secte ſtiftete, ſich ſelbſt ausgab. Simon und Menander waren nicht Chriſten, ſondern Feinde des Chriſtenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangeliſt Johannes noch gekannt zu haben ſcheint, vermengte dieſe Phantaſien mit den Lehren des Chriſtenthums, und behauptete, jener erhabenſte Aeon, den Gott zur Rettung der Menſchen geſandt habe, ſei Chriſtus, der ſich in Geſtalt einer Taube auf den Juden Jeſus herabgelaſſen, durch ihn die chriſtliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jeſu wieder von ihm getrennt habe, und erſt bei der Auferſtehung der Todten zur Gründung eines tauſendjährigen Reichs der vollkommenſten irdiſchen Glückſeligkeit aufs neue mit Jeſu vereinigen werde. Dieſe Grundideen des Gnoſticismus wurden im 2. Jahrh. unter der Regierung Hadrians und der beiden

Antonine von den chriſtlichen Religionsphiloſophen, die vorzugsweiſe unter dem Namen Gnoſtiker bekannt ſind, noch mehr geläutert, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchſten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; ſieben dieſer Aeonen wären die Weltſchöpfer geweſen, und bald von Gott abgefallen; einer derſelben, der Judengott, habe die Menſchen zum Böſen verführt, daher der Unterſchied zwiſchen guten und böſen Menſchen entſtanden ſei. Auch Saturninus nennt Chriſtum den von Gott geſandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich iſt ihm aber die Behauptung, daß Chriſtus nicht wirklich geboren worden ſei, auch keinen wahrhaften, menſchlichen, ſondern nur einen Scheinkörper an ſich gehabt habe, weßhalb ſeine Anhänger und mehrere andere ſpätere gnoſtiſche Parteien, die hierin mit ihm übereinſtimmten, Doketen und Phantaſiaſten genannt wurden. Uebrigens läugnete Saturninus ganz folgerichtig die Auferſtehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menſchen in das Weſen der Gottheit an. Seine Secte zeichnete ſich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleiſcheſſen und den Eheſtand. Sein Zeitgenoſſe, Baſilides, ein Alexandriner, unterſcheidet ſich von ihm durch eine den ägyptiſchen Prieſtern nachgebildete noch geheimnißvollere Sprache. Er nennt ſieben vollkommene, vom höchſten Gott erzeugte Aeonen, den Verſtand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott ſelbſt die vollkommene Achte ausmachen; jeder derſelben baute ſeinen eigenen Himmel, und zeugte neue Himmel und Ordnungen von Engeln, und dieſe wieder neue, deren Vollkommenheit in abſteigender Linie immer mehr abnimmt. So entſtanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinſchaftlichen Herrn und Vorſteher Baſilides als einen guten, aber unvollkommenen Geiſt bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieſer Name, mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derſelben jene heilige Zahl aus, und die Baſilidianer ſchnitten ihn in Edelſteine, denen ſie geheime zauberiſche Kräfte beilegten. In Gemeinſchaft mit Abraxas, fährt Baſilides fort, haben die Engel der niedrigſten Ordnung aus der Materie unſere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter ſich getheilt und den Gottesdienſt an ſich zu ziehen geſucht, ſind aber, da der vornehmſte unter ihnen, der Judengott, ſich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menſchlichen Geſchlechts zur Folge hatte. Darum ſandte Gott ſeinen erſtgebornen Sohn, der Aeon Verſtand oder Chriſtus, um die Herrſchaft der Weltregierer zu zerſtören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß ſie ihn umbrachte; doch wurde Chriſtus nicht wirklich, ſondern entweder der Menſch Jeſus, mit dem er ſich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Chriſtus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die ſeiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müſſen, bis ſie von aller Unreinigkeit befreit ſind, durch die Körper anderer Menſchen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anſtrich und das Spielende dieſer Theorie des Baſilides verſchafften ihm viele Anhänger; ſein Sohn Iſidor pflanzte ſeine Secte fort, die ſich im 4. Jahrh. gänzlich verlor. Das Syſtem des Alexandriners Karpocrates, der gleichfalls unter Adrians Regierung blühte, unterſcheidet ſich von dem eben dargeſtellten nur darin, daß er Chriſtum für einen bloßen Menſchen hielt, deſſen reinere und ſtärkere Seele ſich nur deſſen, was ſie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott geſehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die chriſtlichen Kir-

chenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Euſebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnoſtiker geſchöpft ſind, ſagen den moraliſchen Grundſätzen des Karpokrates nach, daß er allen Unterſchied guter und böſer Handlungen aufgehoben und eine uneingeſchränkte Freiheit in der Befriedigung ſinnlicher Triebe gelehrt habe. Und allerdings übten ſeine Anhänger die abſcheulichſten Laſter aus, und waren an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Chriſten dieſes Jahrhunderts von den heidniſchen Schriftſtellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmteſter Schüler war Prodikus, der jedoch fälſchlich als Urheber der Adamitiſchen Secte angegeben wird (vergl. den Art. Adam). Die Secte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, beſonders aber auf den Inſeln, viel Beifall, verlor ſich indeß ſchon im Anfange des 3. Jahrh. Das vollſtändigſte und ſinnreichſte aller gnoſtiſchen Syſteme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2. Jahrh. gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnoſtiker zur Wohnung des höchſten Gottes machen, ſetzt er funfzehn männliche und eben ſo viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchſte Gott, der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, iſt der erſte dieſer Aeonen, das denkende Stillſchweigen ſein Weib, der Verſtand und die Wahrheit ſind ihre Kinder, dieſe erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechiſchen weiblich) und dieſe den Menſchen und die Gemeinde. Dieſe achte machen die erſte Claſſe jener 30 Aeonen aus. Die zweite Claſſe von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von ſechs Paaren, an deren Spitze der Tröſter ſteht, ſtammen auf gleiche Weiſe von Menſchen und der Gemeinde ab und beſtehen wie die erſte aus perſonificirten Begriffen. Die Beamten dieſes himmliſchen Staats ſind vier andere männliche Aeonen. Horus, der die Grenzen des Lichtraums bewacht; Chriſtus und der heilige Geiſt, welche die übrigen Aeonen in ihren Pflichten unterweiſen, und Jeſus, den alle Aeonen des Lichtraums gemeinſchaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgeſtattet haben. Der letzte weibliche Aeon dritter Claſſe, die Weisheit, beneidete den Verſtand um ſeine Wiſſenſchaften; und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenſchaft einen weiblichen, ungeſtalteten Aeon, Achamoth oder Enthymeſis (Beherzigung, Ueberlegung), welche in die Finſterniß der Materie fiel und von Chriſto aus Mitleid geſtaltet wurde. Achamoth ſehnte ſich nach dem verlornen himmliſchen Lichte; Furcht, Angſt, Traurigkeit und Lachen wechſelten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnſucht brachte die Seele der Welt und andere Seelen hervor, aus ihren Thränen entſtand das Waſſer, aus ihrem Lachen die helle Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Chriſtus erbarmte ſich der Abgefallenen und ſandte ihr Jeſum, der ihr Wiſſenſchaft mittheilte und ſie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieſer glücklichen Veränderung gebar ſie drei Subſtanzen, eine materielle, eine geiſtige und eine ſeelenartige (wie oben die ſinnliche Seele). Aus der letztern geſtaltete ſich der Demiurg oder Weltſchöpfer, welcher, wie beim Baſilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der ſeelenartigen Subſtanz baute und den oberſten dieſer Himmel zu ſeinem Sitze wählte. Aus der materiellen Subſtanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht der Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die böſen Geiſter, deren Fürſt der Weltbeherrſcher iſt, und unter Einfluß ihrer Angſt die mit Feuer vermiſchten Elemente der Welt. Der Menſch iſt aus allen drei Subſtanzen gebaut. Der Retter der Menſchen, Chriſtus, hatte,

als er auf Erden erſchien, einen ſichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geiſtigen und ſeelenartigen Subſtanz zuſammengeſetzt. Bei ſeiner Taufe vereinigte ſich der Aeon Jeſus mit ihm und belehrte die Menſchen. Seine Schickſale und Wohlthaten beſchreibt Valentinus eben ſo wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geiſtige von der Materie befreit ſein würde, Achamoth ſich im göttlichen Lichtraum mit Jeſu vereinigen, und die guten Seelen zu ſich ziehen, der Himmel des Demiurgs die ſittlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche ſich gegen die Mitte des 2. Jahrh. zu Rom, und beſonders auf der Inſel Cypern erhob, zeichnete ſich durch ſtrenge Sitten aus, wurde die zahlreichſte unter allen gnoſtiſchen Secten und dauerte bis in das 4. Jahrh. fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bildeten mit Hinweglaſſung vieles Abenteuerlichen der früheren gnoſtiſchen Syſteme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, deſſen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Teſtaments und die Einmiſchung jüdiſcher Ideen in das Chriſtenthum iſt. Marcion unterſcheidet zwei höchſte Grundweſen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geiſter erzeugt, unter ihnen den Weltſchöpfer, den gerechten Gott und Geſetzgeber der Juden. Dieſer hat Chriſtum durch die Propheten verheißen laſſen; der Jeſus aber, der wirklich erſchienen und der wahre Erlöſer iſt, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdiſche Meſſias. Dieſer eigenthümliche Lehrſatz Marcions veranlaßte ſeine Trennung von der alt-catholiſchen Kirche, in der Tertullian beſonders die Würde des alten Teſtaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß ſehr anſehnlich, ſie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrh. in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und eigne Biſchöfe, auch behauptete ſie den Ruhm unſträflicher Sitten, indem ſie nach der Vorſchrift ihres Stifters das Fleiſcheſſen, das Weintrinken und den Eheſtand vermied, um mit der Materie ſo wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft iſt es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte geweſen ſein ſollen, die gegen das Ende des 2. Jahrh. unter den Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (ſ. d. Art.) entſtand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentiniſchen unter die Gnoſtiker gerechnet wurde. In derſelben Periode trat auch der durch ſeine Harmonie der vier Evangelien und ſeine Rede gegen die Griechen oder Heiden ſchon vorher berühmte Tatianus aus Aſſyrien zum Gnoſticismus über, und ſtiftete eine Secte, deren Anhänger nach einem ſeiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltſame), Hydroparaſtaten (Waſſertrinker), und weil ſie dem Beſitze ihrer Güter entſagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardeſenes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaiſers Commodus vom Lehrbegriff des Chriſtenthums abwichen und Secten ſtifteten, ſtreifen wegen ihrer Hypotheſen über die Urſachen des Böſen in der Welt an den Gnoſticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philoſophiſchen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des römiſchen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, ſich tieferer Einſichten in die Geheimniſſe der Natur und Gottheit zu ruhmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphiloſophie, welche ſich die glänzendſten Partien der Platoniſchen aneignete, und der Einbildungskraft eben ſo ſehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen ſo ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgeſinnte nahm ſie durch die Strenge

ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für ſich ein; die Gnoſtiker waren die Pietiſten des 3. und 4. Jahrh. Die catholiſche Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitiſchen und Tatianiſchen Gnoſtiker Gerechtigkeit widerfahren, und nahm ſelbſt von ihren Irrlehren Veranlaſſung, die Regel des rechten Glaubens feſter zu beſtimmen. Seit dem 5. Jahrh. gab es keine gnoſtiſche Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erſcheint manches in ſpätern Philoſophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen ſchöpften. Platons lebendige Darſtellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Subſtantielles gegeben, das die Gnoſtiker auf ihre Aeonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausſtrahlungen) Gottes, Ploucquets reale Repräſentationen (Vorſtellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel u. dergl. ſind wie jene Aeonen ein Beweis, daß die Verſuche des menſchlichen Verſtandes, die Schöpfung und das Entſtehen unvollkommnerer Weſen aus den vollkommenſten zu erklären, immer auf ähnliche Ergebniſſe hinausliefen. Die Naturphiloſophen könnten die Gnoſtiker unſrer Zeit genannt werden, wenn ſie geſtehen wollten, daß ihr Identitätsſyſtem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnoſtiſchen Theorie vom Abfall nicht unähnlich iſt. E.

Goa, portugieſiſches Gouvernement, Inſel und Stadt, an der Weſtküſte von Dekan in Vorderindien, da, wo die weſtlichen Beſitzungen der Maratten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander grenzen. Die Inſel hieß bei den Eingebornen ehedem Tiſſuari, und war von einem arabiſchen Volksſtamme bewohnt, als der große Albuquerque 1510 die Stadt mit den Halbinſeln Bardes und Salſerte unterwarf. Der Fluß Mandona, unter den Indiern faſt ſo hoch geehrt, als der Ganges, ſcheidet die Inſel vom feſten Lande, und zwei Meerarme umfaſſen ſie auf den andern Seiten. Sie hat einen der beſten und geräumigſten Häfen Indiens, und iſt ſeit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der portugieſiſchen Beſitzungen in dem indiſchen Meere und des Erzbiſchofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October verſchlämmen die Landfluthen den Hafen, ſo daß die Schifffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher nur den Portugieſen offen ſteht, iſt durch Thürme und Caſtelle beſchützt. An denſelben grenzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Canal gebildet wird, der Goa und die Halbinſel Salſette ſcheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der erſte verſchlämmt iſt. Die Stadt hat Mangel an ſüßem Waſſer, das vom feſten Lande hingebracht wird. Die Luft iſt ungeſund. Zu der Zeit, als die Portugieſen in Indien herrſchten, konnte keine Stadt in dieſen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren ſchöner und beſſer gebaut. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude ſind ſtumme Zeugen ihrer verſchwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter deſſen Befehlen alles ſtand, was die Portugieſen vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in China beſaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz. Die Macht des Glaubensgerichts in Goa erſtreckte ſich ehedem über alle Portugieſen in Indien und die eingebornen Chriſten, ausgenommen den Vicekönig, den Erzbiſchof und deſſen Vicar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquiſition ſehr beſchränkt; ja 1815 erfolgte ihre gänzliche Aufhebung und die öffentliche Verbrennung ihrer Papiere. Als die Macht der Portugieſen immer tiefer ſank, und der größte Theil ihrer reichen Beſitzungen in der Gewalt der Holländer und der Engländer war, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrſchaft in Verfall. (Jetzt enthält das Gouverne-

ment Goa nur noch 51 Q.M. mit 109,000 Einw.) Die Verödung der Stadt Altgoa nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, und den Portugieſen ſo großen Abſcheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß ſich die meiſten auf dem Lande niederließen, und Neugoa anlegten. Die gebornen Portugieſen machen jetzt die geringſte Zahl der Einwohner aus, die Meſtizen die größte, und Goa zählt 30,000 Einw. Der große Handel iſt in den Händen der Chriſten, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich iſt. Blos der Zwiſchenhandel an den Küſten von Indien und nach China iſt noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waarrn, welche die Portugieſen aus ihren übrigen Niederlaſſungen und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen ſtieg ſelten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausſchließenden Handels der Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz. Der Gewinn aber, den die Niederlaſſung brachte, ward von den Koſten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Feſtungswerke und der Beſatzung nothwendig machten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, iſt aber nach dem allgemeinen Frieden den Partugieſen zurückgegeben worden. R.

Gobelin (Gilles), war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorſtadt St. Marceau, wo ſein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute ſeinen Namen führen, und erfand, wie man ſagt, das Geheimniß, das ſchöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinſcharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen. Dieſe Manufactur iſt noch immer eine der merkwürdigſten in Paris und ſie übertrifft in ihren Leiſtungen alles was in gleicher Art in Europa verfertigt wird. Es werden vorzüglich Gemälde aus der alten italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Schule auf die kunſtreichſte Art in die Teppiche übertragen; der Glanz der Farben und die Zartheit der Ausführung ſind bewundernswürdig. Die ganze Anſtalt wird Rechnung der Regierung betrieben, und werden die gefertigten Tapeten meiſt zu Geſchenken verwendet.

God save the King! (Gott erhalte den König!) der Refrain (Wiederholungsvers) und die gewöhnliche Benennung eines engliſchen Volksliedes, welches zugleich als der bekannteſte und berühmteſte aller Volksgeſänge angeſehen werden kann. Ueber den Verfaſſer und Urheber der Melodie ſind die Meinungen noch nicht völlig einig. Wahrſcheinlich iſt es, daß Heinrich Carey, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, beides war; er ſoll jedoch, bei aller Anlage zur Muſik, der Regeln des Setzens ſo unkundig geweſen ſein, daß er, nach Einigen, ſich an D. Harrington in Bath, nach Andern aber an Chriſtoph Smith, Händels Schreiber, wandte, um ſeinen rohen Entwurf verbeſſern und den Baß hinzufügen zu laſſen. Vermuthlich iſt aus dieſer letzten Angabe die Sage entſtanden, daß die Weiſe des Volksliedes von Händel herrühre. Es ward, wie es ſcheint, zum erſtenmal in Gentlemans Magazine im J. 1745, als bei der drohenden Landung des jungen Stuart die Erwerbung der Anhänglichkeit an den herrſchenden Königſtamm zeitgemäß war, mit der Melodie bekannt gemacht, und wurde, als es D. Arne (der Componiſt des andern Volksliedes: Rule Britannia) auf die Bühne brachte, bald ein beliebtes Volkslied. Die Weiſe iſt ſeitdem durch die Hände verſchiedener Künſtler gegangen, welchen ſie ihre jetzige Ausbildung verdankt; aber obgleich die Harmonie des

Geſangs ſeit Bach und Kotzwara unſtreitig verbeſſert wurde, ſo iſt doch der Rhythmus noch der urſprüngliche. Nach einer Nachricht im New Monthly Magazine (Bd. IV. S. 389) gibt es einen, ohne Zeitangabe von Riley und Williams herausgegebenen Abdruck des Liedes, worin Anton Young, Organiſt zu London, als Verfaſſer der Melodie genannt wird. Es werde endlich auch die Angabe erwähnt, daß dieſes berühmte Volkslied, wie auch Burney, der Verfaſſer der Geſchichte der Muſik, einmal behauptet haben ſoll, urſprünglich nicht auf einen König Georg gemacht worden ſei, ſondern in der älteſten Leſart gelautet habe: God save great James our King (Gott ſegne unſern großen König Jakob), uud Burney ſetzte hinzu, es ſei urſprünglich für Jakobs II. catholiſche Capelle gedichtet und geſetzt worden, der Verfaſſer aber möge Gründe gehabt haben, ſeinen Antheil an der Erhöhung der Feierlichkeit eines dem Lande verhaßten Gottesdienſtes geheim zu halten.

Gökingk (Leop. Friedr. Günther von), wurde 1748 zu Grüningen im Halberſtädtiſchen geboren, beſuchte um das J. 1760 das königliche Pädagoaium zu Halle, wo er ſich mit ſeinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinſchaftlich in der Dichtkunſt verſuchte, und ſtudirte ſodann auf der dortigen Univerſität die Rechte. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien wurde er Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberſtadt, in der Folge Kanzleidirector zu Ellrich im Hohenſteiniſchen, 1786 Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commiſſär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im ſüdpreußiſchen Departement des Generaldirectoriums zu Berlin, darauf Geheimerrath des Fürſten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelſtand erhoben, und ſeit der Zeit ſchreibt er ſich von Gökingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch iſt er herzogl. curländiſcher Legationsrath. Wir haben von ihm vorzügliche Arbeiten in den meiſten Gattungen der Poeſie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epiſtel, welche letztern beſonders der allgemeine Beifall gekrönt hat. Man bemerkt faſt überall einen vielſeitig reflectirenden Geiſt, der indeſſen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wol ſeine „Lieder zweier Liebenden“ (zuerſt 1777, dann 1779), den meiſten Ruhm, ſo daß ſelbſt der ſtrengrichtende Wieland die poetiſche Briefſtellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erſcheint, die deutſche Sappho nannte. Seine Gedichte ſind zu Frankfurt von 1780 — 85 in 3 Bänden, eine neue vermehrte Ausgabe in 4 Bänden 1818, und ebendaſelbſt 1784 der 1ſte Band ſeiner proſaiſchen Schriften erſchienen.

Golconda, ein 5000 Q.M. großes Land in Oſtindien, auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges, zwiſchen den Flüſſen Burda und Kiſtna, meiſtens von dem Marattenſtaat umgeben, mit ungefähr 6½ Million Einwohnern, iſt berühmt durch ſeine Diamantengruben. Es ſteht unter einem Fürſten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah (d. i. Vicekönig) von Decan genannt wird. Seine Reſidenz, Hyderabad am Fluſſe Muſi, iſt die jetzige Hauptſtadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem ſteilen Felſen gelegene ſtarke Feſtung. Der Nizam ward ſonſt von den Maratten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt iſt er unter dem Namen eines Bundsgenoſſen von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenſchaften, beſonders der prächtige und dauernde Glanz dieſes edeln Metalls, haben demſelben von jeher einen ſehr hohen Werth in den Augen der Menſchen gegeben. Im Feuer ſchmilzt es, ſo bald es glüht, und ſieht im Fluſſe grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es ſich nicht, verglaſt aber und verflüchtigt ſich zum Theil unter dem Brennſpiegel. Das durch die Hitze des Brennpuncts entſtehende Glas hat eine violette Farbe, und iſt eine verglaſte Goldhalbſäure. Der electriſche Funke ſäubert das Gold. In Säure löſt es ſich ſchwer auf; die Salpeterſäure löſt es nur auf, wenn ſie roth oder mit ſalpeterſaurem Gas vermiſcht iſt. Ueberſaure, ſo wie ſalpeterſaure Kochſalzſäure löſen das Gold auf und aus beiden entſteht das Goldſalz, welches gelblich, ätzend iſt, und ſich cryſtalliſirt. Das Ammoniak ſchlägt das Gold mit gelber Farbe nieder, und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbarkeit furchtbare Exploſionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflöſung mit einer Auflöſung des kochſalzgeſäuerten Zinns im Waſſer, ſo entſteht ein purpurrother Niederſchlag, der unter dem Namen Caſſius-Purpur oder mineraliſcher Purpur bekannt iſt. Das Gold amalgamirt ſich leicht mit dem Queckſilber. Sein Glanz leidet nicht durch Roſt. In Anſehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Waſſers auf 1000, ſo beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das amerikaniſche Gold ſieht bleicher aus als das europäiſche. Von allen Metallen beſitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden ſo durchaus überziehen, daß man ſelbſt durchs Mikroscop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt das Gold, wenn man das Silber durch Scheidewaſſer auflöſt, als eine hohle undurchſichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt ſich zu ſo dünnen Blättchen ſchlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umſtand, daß ein Draht dieſes Metalls von $\frac{3}{10}$ Linien Dicke, und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieſer Geſchmeidigkeit und Weiche beſitzt es aber auch nur wenig Klang und Elaſticität; durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergeſtalt härten, daß es ſelbſt zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle in der Erde erzeugt, und iſt nächſt dem Eiſen und Braunſteine wahrſcheinlich am weiteſten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet ſich vererzt, das meiſte gediegen und zwar entweder ſichtbar oder verlarvt. Dieſes gediegene Gold zeigt ſich unverdeckt in ſeiner metalliſchen Geſtalt, und kommt in derben Stücken, in Blättchen und Cryſtallen vor. Häufig iſt es ſchon ſo rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meiſtens iſt es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und ſo, daß man es deutlich erblickt. In dieſem Falle muß es geſchieden werden. Es findet ſich zuweilen in beträchtlichen Maſſen; ſo entdeckte man vor etwa vierzig Jahren in Braſilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verſchiedenen Flüſſen unter den Sand gemengt findet, beſteht nur aus ſehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold, und wird durch das Waſchen erhalten. Auf der Goldküſte von Guinea ſammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldſtaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige,

welches ſich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch verſteckt befindet, und nur durch mühſame und koſtbare Operationen aus denſelben geſchieden werden kann. Lohnt der Gewinn dieſe Arbeit, ſo nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrſcheinlich ließe ſich in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben würde es der Mühe werth ſein, es aufzuſuchen und zu ſcheiden. Südamerika, namentlich Braſilien, Mexiko und Peru geben das meiſte Gold. Die Gruben von Potoſi liefern binnen zwanzig Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold ſein müſſe, ſieht man daraus, daß die Flüſſe ſo viel davon enthalten. Dieſe ſpülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus ſeinen Lagerſtätten und führen es in ihrem Sande mit ſich fort. Aſien enthält viel Gold. Arabien, Perſien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen, und wer weiß wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelaſiens daran iſt; Europa enthält Gold in mehrern Ländern. Ungarn iſt am meiſten damit geſegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachläſſigt, da ſie von Amerika reichlich verſorgt wurden. In Deutſchland wird im Salzburgiſchen, in Tyrol, auf dem Harze, in Böhmen, Sachſen u. ſ. w., auch aus einigen Flüſſen, namentlich aus der Eder im Heſſen-Caſſelſchen, Gold gewonnen, aber es iſt nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil iſt in dieſer Hinſicht noch nicht unterſucht. Das reinſte Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit iſt, heißt 24karatig. Eine Mark Gold enthält nämlich 24 Karat, und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, miſcht man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieſes die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete ſogenannte franzöſiſche Gold iſt 6karatig, d. h. $\frac{1}{4}$ Gold und $\frac{3}{4}$ Legirung. Der Werth des Goldes gegen das Silber iſt nicht allenthalben gleich. In Deutſchland wird ein Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen.

Goldmacherkunſt, ſ. Alchymie.

Goldenes Vließ, ſ. Jaſon und Argonauten. Orden des goldnen Vließes, und der drei goldnen Vließe, ſ. Vließ (goldenes).

Goldene Zahl, ſ. Calender.

Goldgulden. Man glaubt, ſie ſeien aus den Goldſchillingen der Franken entſtanden. 1252 ſchlug man die erſten zu Florenz, daher nannte man ſolche florenzer. Jeder wog $\frac{1}{4}$ Ducaten (Werth 21 Groſchen). Das Gepräge hatte auf der einen Seite eine Lilie, auf der andern das Bild Johannis des Täufers. Die erſten päpſtlichen Goldgulden ſind vom Papſt Johann XXII. 1551 fingen die rheiniſchen Kurfürſten an, ſie in Silber zu prägen (Werth 72 Kreuzer). Hannover ſchlägt Goldgulden ſeit 1749.

Goldoni (Carlo), der berühmteſte italieniſche Luſtſpieldichter des 18. Jahrh., wurde 1707 in Venedig geboren, wo ſein Großvater, ein Modeneſe, eine Art von Generalpachter und Verwalter der ſammtlichen, im venetianiſchen Gebiet liegenden Güter des Herzogs von Maſſa und Carrara war. Der Tod dieſes in ſeiner Art genialen Mannes, welcher nur den Aufwand etwas zu ſehr liebte, verſetzte die Familie in einige öconomiſche Verlegenheit. Julius Goldoni, der Vater unſeres Dichters, war ein guter Hausvater, aber wenig lebensgewandt, die Verwickelungen, welche der Tod des alten Goldoni herbeiführte, wurden ihm zuwider, er fühlte ſich der Laſt dieſer Sorgen nicht ge-

wachſen, und um ihnen zu entgehen, verließ er Venedig und begab ſich nach Rom. Seine Gattin, eine geborne Salvioni, eine geiſtreiche, lebhafte Frau, blieb aber mit ihren beiden Kindern, ein paar Knaben, Carl und Johann, zurück, und widmete ſich ausſchließend der Erziehung ihres älteſten Sohnes, deſſen früh ſich ausſprechender Geiſt ihn zu ihrem Liebling machte. (Der jüngere kam früh in eine Penſion und wurde ſpäter Soldat.) Etwas eigenes Vermögen ſetzte die Wittwe in den Stand, unabhängig zu leben. In des Großvaters Hauſe war ſtets ein Zuſammenfluß von Künſtlern, Muſikern, Schauſpielern und dergl. geweſen; man hatte häufig ſelbſt Comödien und Operetten aufgeführt; Goldonis Vater hatte ein kleines Puppentheater erbaut, und zur Freude des Kleinen oft die Vorſtellungen auf demſelben geleitet; was Wunder, daß der Knabe Carlo, lebhaft und phantaſiereich wie er war, früh einen großen Geſchmack an dergleichen Dingen fand. Er las alles was er in dieſer Hinſicht habhaft werden konnte, beſonders die Werke von Cicco gnini, damals einer der beliebteſten Comödiendichter ſeines Vaterlandes, und kaum 8 Jahr alt, fing er ſchon ſelbſt an zu ſchaffen. Dieſer poetiſche Verſuch, eine Comödie, erregte das Erſtaunen der Verwandten. Man ſendete eine Abſchrift an den Vater, der unterdeſſen auf Betrieb ſeiner Freunde in Rom, ſich in einen Mediciner umgewandelt und in Perugia niedergelaſſen hatte, um daſelbſt Kranke von ihren Uebeln zu befreien. Entzückt über den Geiſt ſeines älteſten Sohnes, verlangte der neue Arzt ihn bei ſich zu haben, und die Mutter mußte endlich einwilligen. Ein Bruder des Grafen Rinaldducci, der Abbate war und gerade nach Rom reiſte, nahm den Knaben mit nach Perugia, und Julius Goldoni, voll Freude, ſeinen hoffnungsvollen Sohn bei ſich zu haben, that alles mögliche, ihm den Aufenthalt an dieſem Ort angenehm zu machen. Die Neigung des Vaters und Sohnes vereinte ſich in Hinſicht des Theaters; man beſchloß, ein kleines geſellſchaftliches zu errichten und miethete deshalb einen Saal. Bekanntlich durfte aber zu jener Zeit in den päpſtlichen Staaten kein Frauenzimmer auf der Bühne erſcheinen; deswegen übertrug man dem jungen Goldoni meiſt die Mädchenrollen, die er auch bei ſeinem hübſchen und zierlichen Aeußern, recht gut ausführte und ſo z. B. in Giglis berühmter Sorellina di don Pilone (ſ. d. Art. Gigli) mit großem Beifall auftrat. Die wiſſenſchaftliche Ausbildung des Jünglings wurde jedoch glücklicherweiſe über dieſen Beſchäftigungen nicht vergeſſen. Er genoß Unterricht bei den Jeſuiten und ſpäter kam er nach Rimini, um daſelbſt bei den Dominikanern ſeinen humaniſtiſchen Curſus zn machen. Die Steifheit ſeines eigenſinnigen Lehrers verleidet ihm hier den Aufenthalt; eine herumwandernde Schauſpielertruppe zieht ihn dagegen deſto mehr an. Er ſieht hier Frauenzimmer auf dem Theater und wird hingeriſſen. Die Comödianten gewinnen ihn gleichfalls lieb; es ſind meiſt Landslente von ihm, und als die Geſellſchaft endlich aufbricht, entſchließt er ſich, des Lebens in Rimini müde, ihnen heimlich nach Chiozza zu folgen, woſelbſt damals ſeine wieder zuſammlebenden Eltern wohnten. Die Mutter verzeiht den leichtſinnigen Streich des Jünglings ſchnell; der Vater, der nun ſeinen Sohn zur Medicin beſtimmt, und ihn deswegen fleißig bei ſeinen Krankenbeſuchen mitnimmt, am Ende auch. Dies Leben gefällt aber unſerm Goldoni noch weniger; um loszukommen, faßt er den Entſchluß, ſich im nahen Venedig der Rechtskunde zu widmen, und die Mutter bringt es ſo weit, daß der Vater einwilligt. Kaum iſt der junge Menſch in Venedig, ſo ſchreibt ein entfernter Verwandter, ein

Graf Goldoni-Vidoni, er wolle dem Jüngling eine Freiſtelle im päpſtlichen Collegio auf der Univerſität zu Pavia verſchaffen, und der Vater nimmt dies begierig an. So wird Goldoni abermals aus der kaum begonnenen Laufbahn herausgeriſſen und in eine neue Welt geſchleudert. Seine Comilitonen im Collegium ſind meiſt junge und ziemlich lockere Abbees, die ſich wenig um den eigentlichen Zweck ihres Aufenthaltes in Pavia bekümmern, dagegen aber deſto mehr die Stutzer machen. Goldoni folgt natürlich ihrem Beiſpiel. Die Jurisprudenz wird als Nebenſache betrieben, deſto eifriger aber das Tanzen, Reiten, Fechten, die Muſik und das Spiel. Doch verſäumt der wißbegierige Jüngling dabei auch nicht ganz, ſeinen Geiſt mit manchen nützlichen Dingen zu bereichern, und ſeine ſich immer mehr entwickelnden dichteriſchen und redneriſchen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber auch Feinde, denn der Witz, welcher ihm zu Gebote ſtand, traf oft ſehr ſcharf. Zu ſeinem Schaden mußte er dies bald erfahren. Er ſchrieb auf Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, eine ſatyriſche Attellane (eine Art ungeregelter Comödien bei den Römern), worin er mehrere Individuen aus angeſehenen Familien in Pavia dem Geſpött Preis gab, und die Folge war, daß er aus dem Collegium und ſelbſt aus der Stadt verwieſen wurde. Nicht wagend, zu den Seinigen zurückzukehren, beſchloß er ohne Mittel, auf gut Glück nach Rom zu gehen. Ein Mönch, den er unterwegs fand, brachte ihn aber von dieſem Vorhaben ab und dahin, nach Chiozza zu reiſen, und die Eltern um Verzeihung zu bitten, die ihm denn auch endlich gewährt wurde. Sein Vater nahm ihn nun mit nach Udine (im Friaul), wo Goldoni, ernſter als in Pavia, ſich den Wiſſenſchaften widmete, jedoch nebenher noch manchen leichtſinnigen Streich trieb und deswegen noch verſchiedentlich den Aufenthalt ändern mußte, bis er endlich zu dem Vice-Kanzler des Criminalgerichts in Chiozza als Secretär kam und hierauf dieſem Beamten nach Feltre folgte, wo er dann, 22 Jahr alt, gleichfalls eine Anſtellung erhielt und ſich ſeinem Amte mit großem Eifer widmete. Die Bühne war in dieſer Zeit ſeine einzige Erholung; eine leidliche Truppe ſpielte in Feltre; ein Liebhabertheater im Palaſt des Gouverneurs, bei welchem er ſelbſt mit auftrat, und auf welchem Comödien und ſelbſt Trauerſpiele gegeben wurden, feſſelte ihn aber noch mehr. Bald ernannte man ihn zum Director deſſelben und er richtete nun nicht allein ein paar Opern von Metaſtaſio zum Behuf der Aufführung ohne Muſik ein, ſondern ſchrieb auch ſelbſt zwei Luſtſpiele (der gute Vater und die Sängerin), die eben ſo vielen Beifall fanden, wie ſein Spiel. Durch die Unbeſtändigkeit ſeines Vaters wurde er indeß bald wieder aus dieſer ruhigen Lage geriſſen. Julius Goldoni hatte nämlich eine Anſtellung als Arzt zu Bagnacarollo in der Legation Ravenna erhalten, und verlangte, ſein Sohn ſolle bei ihm leben. Goldoni gehorchte; aber kaum daſelbſt angekommen, ſtarb der Vater und hinterließ die Familie in mißlichen Umſtänden. Jetzt beſchloß der junge Mann ſich ernſtlich auf die Jurisprudenz zu legen. Er disputirte in Padua, und ging darauf nach Venedig, um daſelbſt zu advociren. Die Clienten fanden ſich jedoch nur ſparſam ein, und er ſah ſich genöthigt, ſich nach anderm Erwerb umzuthun. Er ſchrieb kleine Almanache, von denen einige Beifall fanden, begann eine Oper (Amalaſunte) und dergl. Ein Prozeß, in welchem der erſte Advocat Venedigs ſein Gegner war, und den er gewann, erwarb ihm Ruf, und es hätte vielleicht alles gut gehen mögen, wären nicht durch einen unglücklichen Liebeshandel neue Verwickelungen erfolgt. Ein übereilt gegebenes Ehe-

verſprechen ſtürzte ihn in endloſe ökonomiſche Sorgen. Er verließ Venedig und ging nach Mailand, ſeine Oper Amalaſunte als einzige Habe mit ſich nehmend. Seine Hoffnungen, durch dieſelbe hier ſein Glück zu machen, ſcheitern. Der berühmte Sänger Caffarelli empfängt ihn mit jenem bäueriſchen Stolz, der gefeierten Hiſtrionen ſo leicht eigen wird, und einer der Directoren der Oper ſetzt ihm noch freundlich genug aus einander, daß das Stück nicht in Muſik geſetzt werden könne. Traurig verbrennt Goldoni das Manuſcript, nicht wiſſend, was er beginnen ſoll; der Reſident der Republik Venedig nimmt ſich indeſſen ſeiner an, und der Dichter arbeitet nun ſein muſikaliſches Intermezzo, „der venetianiſche Gondoline" aus, das Beifall findet und das erſte Stück iſt, welches Goldoni bekannt macht. Die Kriegsereigniſſe, welche Italien um dieſe Zeit verwüſten (1733), wirken auch ſtörend auf des Dichters Arbeiten, der Mailand verlaſſend, bald in Cremona, bald in Pizzighetone, bald in Parma lebt, von Marodeuren geplündrrt wird, in Verona zu einer Comödiantentruppe ſtößt, mit dieſer wieder nach Venedig kömmt, und hier durch Aufführung ſeines, während dieſer Zeit geſchriebenen Trauerſpiels Beliſar, Ruf und Namen erwirbt. Eine zweite Tragödie, Roſamunde, mißfällt dagegen und der Verfaſſer, jetzt wieder in leidlichen Verhältniſſen, geht nun mit einer andern Truppe, die faſt nichts, als Stücke von ihm aufführt, nach Padua. So wandert er bis 1736 unſtät mit den Unſtäten herum in einem ewigen Taumel von Intriguen und Zerſtreuungen lebend, bis ihn endlich in Genua die Liebe an ein ordentliches Mädchen, die Tochter eines Notars, bindet, mit welcher er ſich verehlicht und nach Venedig zieht, wo er nun erſt begann das Fach dramatiſcher Dichtungen zu cultiviren, in welchem er ſich auszeichnen ſollte, das der Charakter- und Sittenſtücke nämlich, worin Moliere, den er um dieſe Zeit anfing zu ſtudiren, ihm zum Vorbilde ward. Der herrſchende Geſchmack in ſeinem Vaterlande an den Maskenſtücken und der extemporirten Comödie, legte ihm, der ſich vornahm, das Theater in dieſer Hinſicht zu reformiren, indeß große Hinderniſſe in den Weg, und er ſah ſich deswegen oft genöthigt, der alten Gewohnheit des Publicums und der Schauſpieler — unter denen damals der berühmte Arlequin Sacchi mit ſeiner Geſellſchaft in Venedig glänzte — nachzugeben. 1739 widerfuhr ihm die Ehre, zum genueſiſchen Conſul in Venedig ernannt zu werden, einen Poſten, dem er zwar mit Geſchick und Fleiß vorſtand, der ihm aber wenig oder nichts einbrachte, und nicht verhinderte, daß der Dichter ein paar Jahre ſpäter (1741) ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, Venedig abermals zu verlaſſen, um anderwärts ein Auskommen zu ſuchen. Er begab ſich mit ſeiner Familie nach Bologna und gedachte von da weiter nach Genua zu gehen, aber die Kriegsunruhen verhinderten ihn daran, und er wandte ſich nun nach Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauſpielergeſellſchaften arbeitete, und ſich leidlich befand, bis ihm öſterreichiſche Huſaren auf dem Wege nach Peſaro rein ausplündern und zum Ueberfluß ein ſchurkiſcher Poſtillon noch ihn und ſeine Gattin unterwegens auf freiem Felde ſitzen läßt, und davon fährt. Auf ſeinem Rücken trägt Goldoni ſeine Gattin durch einige ausgetretene Flüſſe, und endlich trotz aller Hinderniſſe im Hauptquartier der Oeſterreicher anlangend, erhält der Dichter ſein geraubtes Eigenthum wieder und kehrt nach Rimini zurück, wo der General en Chef der Oeſterreicher, Fürſt Lobkowitz eintrifft, und für Goldoni, der die Direction des Theaters übernimmt, eine Aera von Wohlhabenheit und Behaglichkeit angeht, die ſo lange dauerte, bis die Truppen aufbrachen, worauf er nach Toscana geht, in Florenz und Siena gute Auf-

nahme findet und in Piſa von den Arkadiern, deren Sitzung er bei= wohnt, beredet wird, das Theaterweſen zu verlaſſen und zum Jus zu= rückzukehren. Goldoni gibt dieſen Rathſchlägen Gehör und zahlreiche Kundſchaft wird dem wiedergebornen Advocaten. Da hört Sacchi dieſe Veränderung und beſchwört ihn um neue Stücke. Goldoni arbeitet nun des Nachts für die Bühne, während er am Tage Rechtshändel verficht, und je mehr Stücke er dem Director nach Venedig ſendet, deſto mehr be= gehrt Sacchi, der meiſtens auch die Gegenſtände dazu gibt. In derſelben Zeit ernennen ihn auch die Arkadier unter dem Namen Poliſſeno Fegeio zu ihrem Mitgliede. Eine Zurückſetzung, die ihm in Piſa widerfährt, verleidet ihm aber plötzlich; ſeinen Stand und den Ort, und die Rechts= gelehrſamkeit noch einmal an den Nagel hängend, folgt er dem Rufe ei= ner guten Schauſpielergeſellſchaft, die ihn als Theaterdichter annimmt, und geht nach Mantua. Von hier kommt er wieder nach fünfjähriger Abweſenheit nach Venedig, und nun für das Theater San=Angelo arbei= tend, beginnt er den Rieſenkampf mit dem eingewurzelten Geſchmack an Arlequinaden und improviſirten Stücken, und ſeinem Genie und ſeiner ungemeinen ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit gelingt es endlich, den Sieg davon zu tragen, und eine neue Aera in der Kunſt herauf= zuführen. Bald ſtürzen ihn aber Sorgen und Aerger aufs Kran= kenlager; der Directeur wird durch ſeinen Fleiß reich und er bleibt arm, und als er eine billige Vergütung ſeiner angeſtrengten Arbeiten fordert, erhält er nichts als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band ſeiner Werke herausgeben zu dürfen. Dennoch bleibt er ſeinen übernommenen Verbindlichkeiten treu, folgt der Geſellſchaft nach Turin und geht erſt nach Ablauf ſeiner Contractzeit auf beſſere Bedin= gungen zum Theater St. Lua über, zugleich eine neue Ausgabe ſeiner Werke auf Subſcription beſorgend, wodurch ſich denn ſeine Umſtände merklich verbeſſerten, zugleich aber auch ſeine Gegner, die Verfechter der alten Commedia dell' arte neuen Stoff zu Anfeindungen und Ver= läſterungen fanden. 1758 erhielt er einen Ruf nach Parma an den Hof von Don Philipp, woſelbſt er einige Opern dichtete, die von Duni und Piccini in Muſik geſetzt wurden, und er ſelbſt den Titel eines Hofpoe= ten erhielt. Eine Reiſe nach Rom und endlich die Ausführung ſeines lang gehegten Wunſches, Frankreich zu ſehen, folgten dieſer Excurſion. 1761 kam er in Paris an, wohin ihn die italieniſchen Schauſpieler ge= rufen hatten, und woſelbſt mehrere ſeiner Stücke ungemeinen Beifall fanden. Zwei Jahre hatte er Urlaub von den Vorſtehern der Bühne in Venedig erhalten; ſie waren bald abgelaufen und Goldoni bereitete ſich ſchon zur Rückreiſe, als ihm durch die Dauphine die Stelle eines Lectors und Lehrers der italieniſchen Sprache bei den Töchtern Ludwig XV. ver= ſchafft wurde. Eine Zeit lang lebte der Dichter jetzt in recht angeneh= men Verhältniſſen; der Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen, änderte jedoch auch dies wieder, indem durch die eintretende Hoftrauer ſein Amt und ſein Gehalt ſuspendirt wurde und er erſt nach 3 Jahren auf Verwendung ſeiner königl. Schülerinnen einen Jahrgehalt von 3600 Livres erhielt, welches ihn denn auch bewog, einen Ruf nach Liſſabon, ſo wie einen andern nach London abzulehnen und Frankreich für immer zu ſeiner Heimath zu machen. Beim Aus= bruch der Revolution verlor der 85jährige Dichter aber ſeine, auf die Civilliſte des Königs, angewieſene Penſion und das Decret des Natio= nalconvents vom 7. Jan. 1783, welches ihm auf Cheniers Antrag für die Folge den entzogenen Gehalt ſicherte und ihn den Rückſtand auszu= zahlen gebot, fand ihn ſchon im Sterben. Er verſchied den Tag darauf

im beinahe vollendeten 86. Jahr. Seine 76jährige Wittwe erhielt eine Penſion von 1200 Franken bis an ihr Ende und den Reſt von dem ihrem Manne zurückbehaltenen Gehalt. Goldonis Verdienſte um das italieniſche Theater ſind nicht zu verkennen, uud viele ſeiner zahlreichen Stücke erhalten ſich noch auf den Bühnen ſeines Vaterlandes, und in Ueberſetzungen auch auf denen des Auslandes, wie z. B. der Diener zweier Herren, der Schwätzer, der Lügner u. a. Von ſeinen Werken ſind faſt zahlloſe Ausgaben erſchienen, von denen die 1809 in Lucca in 26 Bänden herausgekommene die vollſtändigſte und hübſcheſte ſein dürfte. Ueberſetzungen und Ausarbeitungen einzelner ſeiner Sachen hat man eine große Menge ſowol ins Franzöſiſche als Deutſche und Engliſche, und viele neuere Luſtſpieldichter ſchöpfen noch oft ihre Stoffe aus der reichen Fundgrube ſeiner Laune und ſeiner Weltbeobachtung, welche letztere ihn beſonders in den Stand ſetzte, ſich in den verſchiedenartigſten Genres, und meiſt mit Glück zu verſuchen. Doch ſagte ſeinem Talent das eigentliche Charakter- und Intriguenſtück am mehrſten zu, und man muß hier wahrhaft ſowol die Reichhaltigkeit ſeiner Erfindungsgabe in Betreff der Anlage, die immer, trotz ſeinem vielen Schreiben, neu war, als die große Naturgemäßeit und Treue der Zeichnung ſeiner Charaktere in jeder Situation bewundern. Man hat von ihm noch ſelbſt verfaßte Memoiren zur Geſchichte ſeines Lebens und des Theaters ſeiner Zeit, die äußerſt intereſſant ſind und von John Black ins Engliſche übertragen (1813), auch neuerdings in der in Paris herausgekommenen Collection des Mémoires sur l'art dramatique, jedoch etwas verkürzt, aufgenommen worden ſind. Goldoni ſchrieb ſie in franzöſiſcher Sprache, der er durch Fleiß ſo mächtig geworden war, daß er ſelbſt ein paar Luſtſpiele darin dichtete, wovon das Eine (le Bourru bienfaisant) 1771 in Fontainebleau und Paris öfters mit großem Beifall gegeben ward, und ſich auch ſeitdem auf dem Repertoir erhalten hat. Zu Goldonis heftigſten Gegnern in Italien — wo man ihm überhaupt im Allgemeinen nicht immer die Anerkennung zollte, welche er wol verdiente — gehörte Gozzi (vergl. d. Art.), der, reich mit Witz begabt, nicht allein den Verdränger der Masken auf der Scene mit Epigrammen und Impromptus überſchüttete, ſondern auch in ſeinem Eifer für die Commedia dell' arte die ganze Akademie der Granelleſchi in Venedig gegen ihn aufwiegelte; ein Verfahren, welches Goldoni edelmüthig in ſeinen Memoiren mit Stillſchweigen übergeht.

Goldſchläger nennt man einen Künſtler, der das Gold in möglichſt dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erforderliche Gold muß rein ſein: daher bedient man ſich gemeiniglich des Dukatengoldes, welches mit Borax in einem Tiegel geſchmolzen, und dann in den ſogenannten Zahneinguß oder ein ſtarkes viereckiges Eiſen eingegoſſen wird. Die nun entſtandnen Goldzähne oder vierkantigen Prismen werden dann auf die Ziehmaſchine oder das Ziehwerk gebracht, wo ſie durch ſtarke eiſerne Walzen durchgepreßt und dergeſtalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu dieſem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf ſolche Weiſe entſtanden ſind, werden auf dem Amboß noch ebener geſchlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geſchnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten und 6½ Gran wiegen. Damit dieſe noch weiter ausgedehnt werden, ſo legt man ſie in die Quetſchform, welche ein Buch iſt von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieſes Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen mar-

mornen Amboß, worauf ſie mit dem Werkhammer ſo lange geſchlagen werden, bis ſie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann ſind die Blätter ungefähr ſo dick wie Papier: ſie werden nun in einer eiſernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetſchform gebracht, wo ſie bis auf 4½ Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerſchneidet Künſtler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, ſo daß aus 150 Blättern 300 entſtehen. Sie müſſen nun alle genau abgewogen werden, ehe ſie in die dritte oder Dünnquetſche kommen, wo ſie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldſchläger jedes Blatt kreuzweiſe und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Quadratzoll groß iſt. Ueberhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Dieſe bringt er in die ſogenannte Hautform. Dies ſind Bücher, die aus Rindsdärmen beſtehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt ſie, während ſie noch feucht ſind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zuſammenkleben. Dann werden ſie in einer Form geſtreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeſchabt, zwiſchen weichem Papier geſchlagen, damit alles Fett ſich in das Papier ziehe, mit Aufgüſſen von ſtarken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden ſie mit Gypspulver abgerieben, damit das Gold nicht ſich an die Häute hänge. Zwiſchen dieſen Häuten ſchlägt man dann die Goldbätter ſo lange, bis ſie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerriſſen und von neuem ſo lange geſchlagen, bis ſie, gegen das Licht gehalten, grün durchſchimmern. Endlich werden dieſe Blättchen durch die ſogenannte Spanzange befeſtigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen und auf ein Kiſſen gelegt, worauf ſie dann mit dem ſogenannten Karren oder zwei ſcharfen ſtählernen Klingen, die durch Schrauben zuſammengehalten ſind, zerſchnitten und zum Verkauf zwiſchen Blätter rothes Papier gelegt werden. Aus dem feinſten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, beträgt die Dicke eines ſolchen Blättchens den 24,000ſten Theil einer Linie und es wiegt den 21,000ſten Theil eines Lothes.

Goldſchmith (Oliver), war 1728 zu Pallas in der irländiſchen Grafſchaft Longford geboren. Sein Vater, ein armer Landgeiſtlicher von der biſchöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung des Sohnes aufwenden, und beſtimmte ihn für die Handlung. Schon in ſeinem ſiebenten Jahr aber zeigte ſich ſeine vorherrſchende Neigung zur Poeſie. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit ſeines Oheims auf ſich, der ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entſchied ein witziger Einfall ſein Glück. Er tanzte einſt, und ward von dem dazu aufſpielenden jungen Menſchen wegen ſeiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Aeſop verglichen; Alles lachte über den paſſenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Verſen:

O höret an, was dort mein Herold ſingt:
Der Affe ſpielet und Aeſopus ſpringt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anweſende Verwandte, angeſehene Geiſtliche, beſchloſſen, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten auf die Univerſität zu ſchicken. Nachdem er die Schule zu Athlone und Edgeworthtown beſucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die ſchonungsloſe Strenge ſeines Lehrers zu dem Entſchluß bewog, in der Fremde ſein Glück zu verſuchen. Er wollte nach Cork und ging mit Einem Schilling in der Taſche zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug ſeinen Vorſatz aufgeben, ſein älteſter Bruder ſöhnte

ihn mit dem erzürnten Lehrer aus. 1749 ward er Bächelor. Um dieſe Zeit ſtarb ſein Vater. Seine Verwandten bemüheten ſich vergebens, ihm in der biſchöflichen Kirche eine Anſtellung zu verſchaffen; ſeine Jugendſtreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht geſtellt; auch hegte er ſelbſt ganz entgegengeſetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeiſter in einem benachbarten guten Hauſe geweſen, widerſtand er ſeiner Neigung zu reiſen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren, aber auch dieſer Plan ſcheiterte, und nach ſechs Wochen kehrte er, von allem entblößt, zu ſeiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, ſeinem Wunſche gemäß, 1752 nach Edinburg geſchickt, um Medicin zu ſtudiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er ſich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und ſtudirte daſelbſt ein Jahr lang, beſonders Chemie. Aber ſein ſtets nach neuen Genüſſen und neuen Beſchäftigungen begieriger Geiſt zog ihn in allerlei Geſellſchaften, wo er ſich mit Leidenſchaft dem Spiel ergab. Als er einſt eine große gewonnene Summe wieder verloren hatte, entſchloß er ſich, Holland zu verlaſſen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächſt gelegenen Länder zu beſuchen. Ein Freund ſchoß ihm das nöthige Geld vor, das Goldſmith thörigterweiſe anwandte, ſeinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts deſto weniger machte er ſich auf, Europa zu Fuß zu durchwandern. Man ſagt, daß er theils in den Klöſtern durch ſeine Fertigkeit im Diſputiren, theils durch ſein Flötenſpiel in den Dörfern ſich Aufnahme und Unterhalt zu verſchaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutſchland, und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe ſeiner dichteriſchen Anlagen aufſchloſſen, und er einen Theil ſeines Wanderers ſchrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen ſich auf Reiſen bilden wollte. Aber des ſchmutzigen Geizes ſeines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder, und ging nach Padua, wo er ſechs Monate blieb, und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod ſeines Onkels rief ihn in ſein Vaterland zurück. Er landete zu Dover 1751, und ſah ſich bald in der drückendſten Dürftigkeit. Unter erdichtetem Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehülfe bei einer kleinen Schule angeſtellt zu werden. Dieſer elenden Lage bald überdrüſſig, machte er ſich davon, und verſuchte vergeblich als Apothekergehülfe fortzukommen, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in ſein Laboratorium aufnahm, und einen überaus nützlichen Gehülfen in ihm fand. Er ernährte ſich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftſteller, und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorſchlag machte, die Aufſicht über eine Schule, der ſein Vater vorſtand, während deſſen Krankheit zu übernehmen, wogegen derſelbe ſich verbindlich machte, ihn einigen indiſchen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der oſtindiſchen Compagnie zu verſchaffen. Goldſmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine Beſtallung als Arzt bei einer oſtindiſchen Factorei. Aber dieſes glänzende Glück hatte ſich ihm kaum dargeboten, als er es aus Abſcheu vor einem geregelten Amtsleben auch ſchon wieder aufgab. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review, kennen, und ward von demſelben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tiſch und einen guten Gehalt haben ſollte. In dieſer Verbindung lebte Goldſmith acht Monate, worauf er ſich von Griffith trennte, und ſein Enquiry of the present state of taste and

literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals in der äußerſten Dürftigkeit ein armſeliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anſtändigere Wohnung und ſchrieb ſeinen Vicar of Wakefield. Während derſelben Zeit ſchrieb er, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu beſtreiten, die Letters on english History und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines chineſiſchen Philoſophen in dem Lodger erſchien. Schon früher hatte er ein Lady's Magazine und ein Wochenblatt The Bee geſchrieben. Die beſten jener zerſtreuten Stücke ſind 1765 unter dem Titel Essays zuſammen erſchienen. Um das J. 1764 lebte er auf einem ſehr anſtändigen Fuß. Der Beifall, womit ſeine dichteriſchen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er ſchrieb The good-natured man, und machte mit dieſem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück. 1769 erſchien ſein Gedicht The deserted village. In dieſelbe Zeit fällt ſeine History of England und ſeine Roman History. Auf Verwendung ſeiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünſchten, ward er zum Profeſſor der alten Geſchichte bei der engliſchen Malerakademie ernannt. 1770 machte er eine Reiſe nach Paris, ſchrieb darauf noch ſeine History of the earth and animated nature, welche 1774 erſchien, nächſtdem ſeine ſcherzhaften Gedichte The Haunch of Venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künſte und Wiſſenſchaften beſchäftigt, als ein frühzeitiger Tod ſeine Thätigkeit endigte. Er ſtarb 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerſtreuten Züge ſeines Charakters unter Einen Blick, ſo erſcheinen uns vorherrſchend ein mehr als tiefblickender Verſtand: eine eben ſo lebhaft auffaſſende als ſchöpferiſche Phantaſie; ein reges zartes Gefühl: daher bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mehr eine helle Anſicht, als eine tiefe Einſicht, mehr ein Auffaſſen der intereſſanteſten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, ſchönes Darſtellen des hell, leicht und ſchön Angeſchauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunſt Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geiſtige Vorzüge, deſſen einſeitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, ſogar gegen alle Anſtändigkeit und Anmuth der äußern Verhältniſſe hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächſtdem die liebenswürdigſten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnſucht nach Vaterland und Freundſchaft; dabei aber ein trauriger Mangel an praktiſchen Grundſätzen, und daher kein feſtes, beſtimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher ſo manche Verlegenheit, ſo manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Uebel iſt — ein zu frühes Erdulden deſſelben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei, zwiſchen Gay und dem Herzoge von Argyle, in dem ſogenannten Poets-Corner mit einer von Johnſon verfaßten Inſchrift.

Golgatha, ſ. Calvarienberg.

Gomarus, Gomariſten, ſ. Reformirte Kirche.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf deutſch ſo viel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete ſein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben, als die Ehre und freie Tafel. Erſt nach ſechs Jahren konnte dieſelbe Perſon wieder gewählt werden. **Gonfaloniere des päpſtlichen Stuhls** war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gonſalva (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), war zu Montilla bei Cordova 1443 geboren. Schon als 15jähriger Jüngling focht er unter ſeinem Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Caſtilien vertraute ihm zum Lohn für ſeine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffnete, mit welcher er bis vor die Thore Malagas Schrecken verbreitete und 1640 den Sieg bei Las Yeguas entſchied. Gonſalva ward auf dem Schlachtfelde von dem Könige ſelbſt mit dem Ritterſchwert umgürtet. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalonien. Stets blieb er Heinrich IV. gegen ſeinen aufrühreriſchen Bruder Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Iſabelle 1474 den Thron beſtiegen hatten, der König von Portugal ihnen aber denſelben ſtreitig machte, half Gonſalva den Sieg bei Tors 1476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft, und erhielt, als die Vertreibung der Mauren aus Granada beſchloſſen worden, den Oberbefehl des rechten Flügels des ſpaniſchen Heers. In dieſem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichſten und ſchwierigſten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Setenil, Conil, Caſtama u. ſ. w. Illora eroberte er mit einer einzigen Compagnie Bogenſchützen. Velez=Malaga, Malaga, Baeza waren Zeugen ſeiner Tapferkeit. Die tapferſten Mauren, die ſich ihm zum Zweikampf darſtellten, erlagen ſeinem Schwert. Als endlich Granada ſich auf Bedingungen, die er abgeſchloſſen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Caſtiliens. Ein noch größerer Schauplatz öffnete ſich ſeinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann ſeinem Vetter gegen die Franzoſen zu Hülfe ſchickte. Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er ſich hier verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde zu weitläuftig ſein. Erſt nachdem er den Thron Friedrichs geſichert und dem Papſte Alexander VI. Oſtia von den Franzoſen zurückerobert hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe gegen die aufrühriſchen Mauren in den Alpurarras focht, als durch die Thronbeſteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Neapel aufs neue begann. Gonſalva ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 Mann dahin ab, anſcheinend zum Beiſtand der Venetianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderſt Zante und Cephalonien von den Ungläubigen, und gab ſie den Venetianern zurück, die ihn dafür mit reichen Geſchenken und mit dem Titel eines venetianiſchen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen ſei, denjenigen Theil des Königreichs zu beſetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geſchloſſenen Vertrags an Spanien kommen ſolle. König Friedrich, der ſich ſo plötzlich von zwei Feinden bedrängt ſah, rettete ſich durch die Flucht. Die Franzoſen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während Gonſalva zu Tropea landete, Calabrien beſetzte, und ſie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Baſilicata und Capitanata zu räumen. Die Franzoſen, welche dieſe Landſchaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten ſich, und ſo kam es zum Kriege zwiſchen den Franzoſen und Spaniern, der mit abwechſelndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzoſen unterlagen und Gonſalva gewann durch dieſen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in deſſen Folge ſich Abruzzo und Apulien unterwarfen und Gonſalva in die Hauptſtadt

Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einſah, daß dieſe Eroberung höchſt ſchwierig und langwierig ſein würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte ſelbſt dem Feinde entgegen. Er ſchlug den Marquis von Mantua, und da er hörte, daß die Franzoſen am linken Ufer des Garigliano in einer feſten Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens verſuchten beide Heere mehrere Tage den Uebergang über den Fluß. Gonſalvas Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritiſcher. Er beſchloß, eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Beſitz Neapels geſichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Seſa, und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeſchränkter Gewalt. Seine Leutſeligkeit, Gerechtigkeit und edelmüthige Geſinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch ſein Glück hatte er ſich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in ſeiner Macht beſchränkt, zuletzt aber von ſeinem Poſten abgerufen wurde. Ferdinand kam ſelbſt nach Neapel und nahm ihn mit ſich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeiſter des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonſalva, mißvergnügt, ſeinen Einfluß verloren zu haben, verband ſich mit dem Connetabel in Caſtilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufſtandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Gonſalva begab ſich hierauf auf ſeine Güter in Granada. Der Zwiſt mit dem Könige, der die höchſte Schonung und Vorſicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich verſöhnten ſich beide und Gonſalva war im Begriff, wieder an die Spitze des Heeres zu treten, als er 1515 zu Granada ſtarb.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiſerlichen Macht in Italien im 11. Jahrh., bemächtigten ſich in Mantua die erſten Familien der Regierung, unter denen die Häuſer Bonacolſi und Paſſerini lange die mächtigſten waren, bis ſich das Haus Gonzoga über alle erhob. Dem Schwanken ſeines Vaterlandes zwiſchen mehrern mächtigen Familien machte (16. Aug. 1328) Lodovico Gonzaga ein Ende, indem er ſich Mantuas mit einem Heere von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Paſſerini de Bonacolſa, ermordete und alle Anhänger ſeiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte dir errungene Herrſchaft auf ſeine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiete unter dem Titel eines Marquiſats (Markgrafſchaft) vom Kaiſer Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete ſich das Haus Gonzaga durch die drei Söhne ſeines Nachfolgers Ludwigs III.; **Friedrich**, **Johann Franz** und **Rudolph**, in drei Linien. Von Friedrich ſtammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. und Carl V. zu Herzogen erhoben wurden, und 1726 ausſtarben; von Johann Franz und Rudolph ſtammten die Herzoge von Sabioneta und von Caſtiglione, deren Fürſtenthümer der Kaiſer 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauſes Gonzaga bildete ſich, als Friedrich, Bruder Friedrich II., Guaſtalla zu ſeinem Antheil belam; dieſe Linie erloſch 1746. Die merkwürdigſten Glieder dieſer Familie, die Deutſchland zwei Kaiſerinnen und Polen eine Königin gab, und von der jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatſtande leben, ſind: **Ludwig Gonzaga, der Erſte**, der unter dem Titel eines Capitano die Herrſchaft von Mantua führte. Er ſtarb 1360 im

93ſten Jahre, und hinterließ drei Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Heiden, durch welchen ſein Vater eigentlich zur Herrſchaft gelangte. Er ſtarb 1358 ohne Erben, und ſein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngſte aber, Petrino oder Feldrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erloſch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von dieſem letztern ſtammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wackerer Kriegsheld. Gleich gerühmt durch die Kriegsthaten wurde ſein Sohn Johann Franz, der ſeinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von Kaiſer Sigismund, um den er ſich ſehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm drei ſeiner Nachkommen folgten, zunächſt ſein älteſter Sohn Ludwig III., genannt der Türke (geb. 1414, geſt. 1478), wecher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, ſodann ſein Enkel Friedrich I. (geſt. 1484) und deſſen Sohn Franz II. (geſt. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Carl V. am 25. März 1530 zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafſchaft Montferrat belehnt. Dieſe Würde erbte auf ſeine Nachkommen fort. Der nächſte Herzog nach ſeinem Tode 1540 war ſein Sohn Franz III., welchem, da er 1550 ohne Nachkommen ſtarb, ſein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536, geſt. 1587). Ihm folgte ſein Sohn Vincent I., der in den ungariſchen Kriegen gegen die Türken ſich ſehr auszeichnete. Bei ſeinem Tode (1612) hinterließ er drei Söhne, Franz IV. (geſt. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (geſt. 1626), und Vincent II. (geſt. 1627), die ſich einander ſchnell in der Regierung folgten, und ſämmtlich ohne männliche Nachkommen ſtarben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgeſtorben. Der nächſte Erbe in der Abſtammung wäre der Herzog von Nevers, Carl I. von Gonzaga geweſen; aber im Hinterhalt ſtand auch der Herzog von Guaſtalla, Ferdinand II., mit Anſprüchen auf die ganze Erbſchaft, und der Herzog Carl Emanuel von Savoyen mit Anſprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauſes von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Carl I. war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Erbfolge nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papſt unterſtützten ihn, denn alle drei wünſchten, endlich ein Ende der ſpaniſch-öſterreichiſchen Uebermacht zu ſehen, und dieſer Fall konnte entſcheiden. Spanien und Oeſterreich unterſtützten hingegen den grundloſen Anſpruch des Herzogs von Savoyen, woraus ſich der mantuaniſche Erbfolgekrieg entſpann, der endlich nach Richelieus Wunſche beendigt wurde, denn der Kaiſer mußte den Herzog Carl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Beſitze, und ihm folgte 1637 ſein Enkel Carl III. (Carl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten ſeines Vaters geſtorben), während deſſen Regierung das Fürſtenthum endlich ſeine völlige Unabhängigkeit erhielt (geſt. 1665). Allein ſein Sohn und Nachfolger, Carl IV. nahm in Mantua wieder franzöſiſche Garniſon ein, und traf im ſpaniſchen Erbfolgekrieg auf Frankreichs Seite. Deßhalb erklärte Kaiſer Joſeph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua ſtarb. Oeſterreich blieb im Beſitze ſeines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlaſſen. Viele aus dieſer berühmten Dynaſtie haben ſich als Helden ausgezeichnet, andre durch Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Alterthümer. Ludwig Gonzaga ſchickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an

Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein anderer Ludwig Gonzaga, der ums J. 1549 ſtarb, war ſelbſt Dichter, Ceſare errichtete 1565 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerſchule, und viele berühmte Künſtler fanden Unterſtützung und Ehre. Auch viele Frauen aus dieſer Familie haben ſich in gleicher Hinſicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Univerſität Tübingen. Iſabelle von Gonzaga, Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte Sanſovino die Mutter der Wiſſenſchaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8., die jedoch Haym dem Hortenſio Landi zuſchreibt). Unter denen, die ſich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet ſich aus Louiſe Marie, Tochter Herzogs Carl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kaſimir, geſt. 1667. Ihre Schweſter Anna, Gemahlin des pfälziſchen Prinzen Eduard, ſpielte eine Zeit lang am franzöſiſchen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie ſtarb zu Paris 1684, 68 Jahr alt, und aus ihrem Nachlaß erſchienen die anziehenden Mémoires d'Anne de Gonzagues, London und Paris, 1786, 8.

Gorani (Joſeph Graf von), ein bekannter politiſcher Schriftſteller, geb. 1740 zu Mailand, aus einer alten Familie, von der die Straße, in welcher ſie wohnte, den Namen führte. Dieſer in ſeiner Jugend wiſſenſchaftlich gebildete Mann gehörte zu einem literariſchen Club, das Caffeehaus genannt, der mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und dem Baron Holbach in Briefwechſel ſtand. Er gab unter dem Titel Le Café eine Zeitſchrift über Gegenſtände der bürgerlichen Verwaltung heraus. Der Club verſammelte ſich gewöhnlich bei dem Grafen Verri, dem Verfaſſer der römiſchen Nächte. Mitglieder deſſelben waren Lambertinghi, der Abbé Paul Friſi, und der Graf Beccaria, der hier ſein berühmtes Werk über Verbrechen und Strafen entwarf. Joſeph Baretti beſtritt die Zeitſchrift jenes Clubs in einer eigenen periodiſchen Schrift: Frusta letteraria (die Geißel). Der Club vertheidigte ſpäterhin die Sache der franzöſiſchen Revolution; Gorani am eifrigſten und heftigſten. In den Werken ſeines reiferen Alters über Philoſophie, Staatswirthſchaft und öffentliche Erziehung athmet ein demokratiſcher Geiſt. Dieſer Art ſind auch ſeine geheimen Memoiren über Italien, (Mémoires secrets et critiques sur les cours d'Italie. 3 Vol. Paris 1793); vorzüglich über Neapel, eine Abhandlung über den Despotismus, und ſeine Unterſuchung über die Wiſſenſchaft der Regierung. Seine Grundſätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterſcheidungen veranlaßten, daß er aus der Liſte des mailändiſchen Adels geſtrichen und ſein Vermögen eingezogen wurde, wofür man ihm von der andern Seite den Titel eines franzöſiſchen Bürgers durch ein Decret der geſetzgebenden Verſammlung ertheilte. Gorani begab ſich 1792 nach Frankreich, von hier 1794 nach Genf, wo er auch 1804 noch lebte.

Gordiſcher Knoten, ſ. Alexander und Gordius.

Gordius wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war, und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Kö-

nigs befragten, beſtimmte daſſelbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiters zu beſuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit ſeinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichſel deſſelben einen ſo künſtlichen Knoten befeſtigte, daß das Orakel demjenigen die Herrſchaft der Welt verſprach, der ihn auflöſen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit ſah, den Knoten aufzulöſen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte.

Gorgonen, drei Töchter des Phorkys oder Gorgo (eines Sohns des Typhon und der Echidna) und der Ceto, welche Euryale, Stheno und Meduſa hießen. Die erſten beiden waren unſterblich und mit ewiger Jugend geſchmückt; Meduſa allein, häufig vorzugsweiſe die Gorgo (Gorgone) genannt, gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußerſten Weſten am Ocean, in der Nachbarſchaft der Nacht und der Hesperiden, nach Andern auch auf den gorgadiſchen Inſeln im äthiopiſchen Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Perſeus erlegte die jüngſte von ihnen, die Meduſa, deren ſchreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva ſich befindet.

Görlitz, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirke Liegnitz der Provinz Schleſien, in der Oberlauſitz, gehört zur 3. Militärabtheilung; liegt am linken Ufer der Neiße, hat 9600 Einw. und 700 Häuſer, eine ſehr große, ſchöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, beträchtliche (wenn gleich nicht mehr wie ſonſt blühende) Tuchmanufacturen — jährlich wurden hier an 10,000 Stück Tuch gefertigt, und die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande betrug im J. 1796 gegen 280,000 Thaler — nicht minder Leinwand-, Band- und Ledermanufacturen, auch ſtarken Leinwandhandel. Vor dem Nicolaithor iſt auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das heilige Grab, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeiſter der Stadt, nach dem Modell des heiligen Grabes zu Jeruſalem, wo er um das J. 1456 geweſen war, 1476 erbauen ließ. Görlitz iſt der Sitz der oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, mit einer Bibliothek und wichtigen Sammlungen. Noch ſind die Rathsbibliothek, die des Gymnaſiums, das Archiv, die milden Anſtalten u. ſ. w. zu bemerken. In der Nähe dieſer Stadt liegt iſolirt und kegelförmig ein 1304 par. Fuß hoher Granit- und Baſaltberg, die Landskrone, welche eine treffliche Ausſicht gewährt.

Görres (Joh. Joſeph), ward geb. zu Coblenz am 25. Jan. 1776. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann und ſeine Mutter ſtammte aus einer der vornehmſten Familien der Stadt. Er erhielt ſeine erſte Bildung in dem akademiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, und ſeine Studien waren vorzüglich auf Geſchichte, Geographie und Naturwiſſenſchaften gerichtet. Auch ein ſatyriſcher Geiſt entwickelte ſich in ihm, und Lehrer wie Mitſchüler entgingen demſelben nicht. Einen Beweis davon gab er noch als Knabe, als er in einer poetiſchen Aufgabe, den Gegenſtand derſelben verlaſſend, ſeinen beißenden Witz über den päpſtlichen Stuhl und den Churfürſten ergoß, ſo daß der Lehrer zwar ſeine Arbeit ablas, ſie aber dann öffentlich zerriß. Nach Vollendung ſeiner Gymnaſialſtudien faßte er 1793 den Entſchluß, die Arzneikunde zu ſtudiren, zu welchem Ende er die Univerſität in Bonn zu beziehen gedachte. Dieſer Plan aber ward aufgegeben, und die unruhigen Zeiten, wo Coblenz bald von dieſer, bald von jener Armee beſetzt war und ſein endliches Schickſal ſich noch gar nicht abſehen ließ, wirkten auf

Görres Studien nicht vortheilhaft ein. Wie alle feurigen Köpfe, wendete auch er ſich zur Politik und zu den Ideen, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt hatten, und die man zudem in Coblenz, als dem Hauptvereinigungspunct der Emigrirten in den J. 1789 — 92, richtiger beurtheilen konnte, als anderwärts. In Görres zeigte ſich ein Talent für die öffentliche Rede, das ſich ſpäterhin ſehr entwickelt hat. Noch nicht 20 Jahr alt, wendete er es in Clubs und Volksverſammlungen an, und zog dadurch die öffentliche Aufmerkſamkeit nicht wenig auf ſich. Görres fing in dieſer Zeit ein Journal unter dem Titel: das rothe Blatt, an, das ganz den Stempel ſeines politiſchen Charakters trug. Seine feſte Unparteilichkeit gegen alle öffentlichen Perſonen, ſie mochten eingeborne oder eingedrungene ſein, ſein verſtändiges und zugleich kraftvolles Auftreten, ſo wie ſeine Uneigennützigkeit, gewannen ihm bald alle Herzen, und ſein Wort wurde von Freund und Feind geachtet. Aber es ergab ſich, daß der (vorige) Churfürſt von Heſſen ſich in einem Aufſatze beleidigt fand, und Görres Blatt wurde unterdrückt. Jedoch lebte es unter dem veränderten Titel „Rübezahl im blauen Gewande" wieder auf, bis es endlich Görres ſelbſt aufgab. Das linke Rheinufer war immer noch nicht mit Frankreich förmlich vereint, ſondern wurde durch oft wechſelnde Regierungscommiſſaire, die die Quellen des ſchon ſtark genug mitgenommenen Landes als eine gute milchgebende Kuh betrachteten, nach den Normen der franzöſiſchen Verfaſſung und Verwaltung, jedoch mit vieler Willkür adminiſtrirt. So erlaubte ſich 1799 der commandirende General Leval die Mitglieder der Munizipalität ganz willkürlich abzuſetzen. Görres übernahm es, ihm an der Spitze der patriotiſchen Partei Gegenvorſtellungen zu machen, und als dieſe nicht fruchteten, wurde beſchloſſen, ihre Beſchwerden dem Volks-Repräſentanten Lacanal in Mainz vorzutragen. Leval ließ aber Görres und die ihn begleitenden Patrioten in einiger Entfernung von Coblenz auf öffentlicher Landſtraße arretiren und zurückbringen, ohne daß man für dieſe Gewaltthat Genugthuung hätte erhalten können. Solchen Anmaßungen und Willkürlichkeiten und überhaupt der Ungewißheit, welche über dem politiſchen Schickſal der Rheingegenden ſchwebte, ein Ende zu machen, wurde von der patriotiſchen Partei des linken Rheinufers beſchloſſen, eine Deputation nach Paris zu ſenden und förmlich die gänzliche Vereinigung dieſer Lande mit Frankreich nachzuſuchen. Görres trat an die Spitze derſelben und ging im Nov. 1799 nach Paris ab. Aber eben war die Revolution des 18. Brumaire eingetreten und die neue Regierung hatte wegen des linken Rheinufers noch kein Syſtem angenommen, ſo daß ſie nicht einmal zu einer Audienz beim erſten Conſul gelangen konnten. Görres veranlaßte alſo eine baldige Zurückrufung und in einer kleinen Schrift: Reſultate meiner Sendung nach Paris, gab er ſeinen Mitbürgern einen getreuen Bericht darüber. Das öffentliche Leben war Görres, nachdem er es ſo in der Nähe kennen gelernt hatte, völlig zuwider geworden und er beſchloß, ſich von demſelben gänzlich zurückzuziehen. So nahm er eine Stelle eines Lehrers der Naturgeſchichte und Phyſik bei der Secondär-Schule in Coblenz an. Die Naturphiloſophie wurde ſein Lieblingsſtudium. In dieſe Zeit fallen ſeine Schriften: Aphorismen über Organologie (1802); Organologie (1805); und Glaube und Wiſſen (1806). Im J. 1806 verließ Görres Coblenz und ging nach Heidelberg, wo er durch ſeinen geiſtreichen und lebhaften Vortrag bald viele Zuhörer fand. Er lebte hier viel mit Brentano, Arnim u. a. und gab ſich ganz dem Studium des Mittelalters hin. Mit beiden gab er die Einſiedler-Zeitung heraus,

auch die deutſchen Volksbücher. Nach einem 2jährigen Aufenthalte in Heidelberg kehrte er nach Coblenz zurück, wo man ihm ſeine Lehrerſtelle an der Secondärſchule offen gehalten hatte. Mit Glück und Erfolg hatte er ſich in Heidelberg auch auf die perſiſche Sprache gelegt, worüber ſeine ſpäter erſchienene Mythen-Geſchichte der aſiatiſchen Welt und das Heldenbuch des Iran den Beweis liefern. Die Wendung, welche die Kriegsbegebenheiten in Rußland nahmen, fachte wie bei vielen Andern, die alle Hoffnungen zu einer Befreiung Deutſchlands aufgegeben hatten, auch bei Görres den erloſchenen Muth wieder an. Er wurde Mitglied des Tugendbundes und als am 1. Jan. 1814 die deutſchen Armeen über den Rhein gingen, der ſeit 20 Jahren die Scheidelinie zwiſchen Frankreich und Deutſchland geweſen, lernte er auch die Männer zum Theil perſönlich kennen, mit denen er in jenem Bunde ſich vereint hatte. Eine Zeitſchrift zur Erweckung und Erhaltung des ächt deutſchen Sinnes ſchien beſonders in den Rheingegenden, die durch ſo viele Bande an Frankreich hingen, ein großes Bedürfniß. So entſtand im Februar 1814 der rheiniſche Merkur, ein Blatt, wie man es in Deutſchland noch nicht geſehen hatte. Daſſelbe erhielt durch kraftvolle und eigenthümliche Sprache, durch deutſche patriotiſche Geſinnung, durch Conſequenz der Grundſätze, durch Aufklärung über die wichtigſten Fragen die Politik des Tages und die Zeitgeſchichte betreffend, auf die öffentliche Meinung einen ſo entſchiednen Einfluß, daß ſogar die Franzoſen den Merkur la cinquième puissance nannten und die engliſchen Tageblätter denſelben jedesmal faſt vollſtändig überſetzt lieferten. Görres verſtand es nicht, oder er verſchmähte es, einzulenken, als ſich Gegenwirkungen zeigten, die mit dem Geiſt des rheiniſchen Merkurs im offenſten Widerſpruch ſtanden. So wurde das Blatt im Februar 1816 verboten. Jetzt ging Görres mit ſeiner Familie nochmals nach Heidelberg, um die Schätze der alten Zeit, welche von Rom zurückgekommen waren, zu benutzen. Er war, ſpäterhin nach Coblenz zurückkehrend, wieder bei der Hungersnoth im J. 1817 an der Spitze eines Bürgervereins ſehr thätig. Der Aufenthalt des Staatskanzlers in Engers im J. 1818 gab Veranlaſſung zu der merkwürdigen Uebergebung (12. Jan.) der Adreſſe der Stadt und Landſchaft Coblenz, welche die Wünſche und Hoffnungen des Landes dem Fürſten vortrug. Hiebei iſt nachzuholen, daß Görres von dem Generalgouverneur des Mittelrheins, Juſtus Gruner, zum Director des öffentlichen Unterrichts in ſeinem Gouvernement war ernannt worden. Hierüber traten ſpäterhin mancherlei Reibungen ein und der Gehalt blieb unbezahlt, bis der Staatskanzler bei ſeiner Anweſenheit in Engers die Sache entſchied und Görres alle Rückſtände vollſtändig auszahlen ließ. Die vorhin erwähnte Adreſſe von Görres wurde vom König und dem Kronprinzen jedoch nicht gnädig aufgenommen, und Görres hätte, wenn die gewöhnlichen Berechnungen der Klugheit in ſeinem Charakter gelegen hätten, von dieſem Zeitpunct an als preuß. Unterthan leiſer auftreten ſollen, als es von ihm geſchah. Die Ermordung Kotzebues durch Sand, der Angriff auf Ibel durch Löning, der Lerm, welcher über die demagogiſchen Umtriebe in Deutſchland gemacht wurde: der Zuſammenfluß aller dieſer Umſtände und die Gegenwirkungen, welche man von mehr als einer Seite zu erblicken glaubte, hatten eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht. Görres glaubte dabei kein unthätiger Zuſchauer ſein zu dürfen, und ſo entſtand die Schrift, welche er im Sept. 1819 unter dem Titel: Deutſchland und die Revolution herausgab. Dieſe Schrift, welche faſt gleichzeitig von

Scheffer in Paris ins Franzöſiſche überſetzt wurde, erregte in Deutſchland großes Aufſehen und in Berlin ein ſolches Mißfallen, daß der Befehl ertheilt wurde, den Verfaſſer zu arretiren und auf eine Feſtung zu bringen. Allein Görres rettete ſich, und floh nach Frankreich, wo er völkerrechtlichen Schutz fand, in ſo fern er ſich, gab man ihm zu verſtehen, ruhig verhalten würde. Die Artikel, welche bei ſeiner Ankunft in Frankreich über den Umfang und die Grenzen dieſes Schutzes zwiſchen Görres und den pariſer Zeitungen nach ihren verſchiedenen politiſchen Farben gewechſelt wurden, hatten ſelbſt ein wiſſenſchaftliches Intereſſe. Görres verweilte, nachdem er ſich vergebens erboten hatte, in ſeine Heimath zurückzukehren, in ſo fern man ihn vor ſeine natürlichen Richter (die coblenzer Aſſiſe mit ihren Geſchwornen) ſtellen wolle, ruhig in Straßburg, bis der Tod des Herzogs von Berry den franz. Miniſtern Gewalt gab, ihnen verdächtige Perſonen nach Willkür eine Zeit lang einſperren zu können, eine Gewalt, die der franz. Verfaſſung zuwider, Görres ſo aufregte, daß er ſich für die Dauer dieſer Exceptionsgeſetze aus Frankreich entfernte und nach der Schweiz ging, wo die Bibliotheken von St. Gallen, Schafhauſen und Zürich ihm Hilfsmittel für ſeine hiſtoriſchen Forſchungen darboten. Im J. 1821 erſchienen bei Metzler in Stuttgart ſchnell nach einander „Europa und die Revolution" und „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" beides Schriften, die ihre Bewunderer wie ihre Feinde fanden. Man verbot ſolche hin und wieder in Deutſchland, eine Mühe, die man ſich vielleicht hätte erſparen können, da die myſtiſche Sprache, welche in allen Schriften v. G. herrſcht, die Orientirung in denſelben ſehr ſchwierig macht, ſo daß wenige von der Mehrzahl der Leſer mögen zu Ende geleſen werden. Wer nicht mit Görres ſelbſt alle Fächer des tiefſten menſchlichen Wiſſens durchgearbeitet hat, und nicht in der allgemeinen, ſo wie in der Mythengeſchichte der alten und neuen Welt ſo bekannt iſt als der Verfaſſer, wird in Görres Schriften, ſeiner an Bildern überſchwenglich reichen Sprache wegen, vieles völlig unverſtändlich und ſelbſt ohne Belehrung im Ganzen finden, wenn er auch Seiten in ihnen ſollte bewundern und dem Schönſten und Reichgedachteſten an die Seite ſetzen müßte, was in der deutſchen und in irgend einer Sprache geſchrieben worden. Ueber ſeine neueſte Schrift: Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona, müſſen wir daſſelbe Urtheil fällen. Aus der Vorrede zu derſelben erſieht man, daß Görres jetzt wieder in Straßburg lebt. —k—

Görz (Freiherr Georg Heinr. v.), aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, ſtand als geheimer Rath und Hofmarſchall im Dienſt des Herzogs Chriſtian Auguſt von Holſtein, erſchien zu Stralſund bei Carl XII., als dieſer aus der Türkei zurückgekehrt war, und gefiel als ein unternehmender, kenntnißreicher Mann dem König ſo wohl, daß dieſer ihn in ſeine Staatsdienſte nahm, und bald an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. Je verzweifelter die Lage Schwedens ſchien, deſto umfaſſender waren Görzens Plane, es zu retten, und deſto raſtloſer ſeine Thätigkiet. (S. **Carl** XII.) Sein Streben war, alle denkbaren Hülfsquellen zu öffnen, und durch thätige Fortſetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es in der damaligen Lage tadeln, wenn ſtatt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu ſeiner Zeit redlich wieder eingelöſt werden ſollten? Friede und nicht Krieg war Görzens Plan, dies zeigen auch ſeine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Carl, durch die neueröffneten Hülfsquellen und

Hoffnungen ermuthigt, in Norwegen von neuem einbrach. Kaum aber war Carl vor Friedrichshall (11. Dec. 1718) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen den Miniſter Carls XII. losbrach, der ſchon als Ausländer dem Ritterſtande und der Thronfolgerin verhaßt war. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Carl ſeine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, beſonders zu dem unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe ſchlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf ſeine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verluſtig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieſes Urtheil ward den 28. Febr. 1719 an ihm vollzogen. Er verfertigte ſich ſelbſt die Grabſchrift: Mors regis, fides in regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, iſt mein Tod), und ging mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tode entgegen.

Görz (Joh. Euſtach Graf v.). Dieſer ausgezeichnete Staatsmann ward geb. 1737 in der jetzt heſſiſchen, vormals reichsritterſchaftlichen Herrſchaft Schlitz. Er empfing den erſten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hauſe, beſuchte mit ſeinem 13. Jahre das Carolinum zu Braunſchweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück, und bildete ſich dann zu Leyden und Straßburg, auf welcher letztern Univerſität Schöpflin ſein Lehrer in der Staatengeſchichte, dem Staatsrechte u. ſ. w. war. Er wurde zunächſt in Weimar angeſtellt, trat aber ſchon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, ſpäter Hofrath, in gothaiſche Dienſte. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louiſe, folgte aber 1761 der ſchon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl Auguſt und Conſtantins, zu übernehmen. Nicht ohne Mißtrauen in ſeine eignen Kräfte trat der 24jährige Jüngling dieſes ſchwierige Geſchäft an, das er 14 Jahre lang mit dem glücklichſten Erfolg fortführte. Nachdem er ſeine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer Reiſe nach Carlsruhe und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Auguſts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Penſion von 1500 Thalern entlaſſen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu ſeiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeiſter der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als ſich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und ſchätzen gelernt hatte, wählte ihn zu ſeinem geheimen Geſchäftsträger in München und Zweibrücken, um nach des Churfürſten von Baiern, Maximilian Joſephs, 1777 erfolgten Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und deſſen Agnaten gegen Oeſterreich in die Theilung Baierns einwilligten. Der Auftrag war ſchwierig, dennoch nahm ihn Görz an. Da der Churfürſt von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er ſich ſogleich an den Herzog von Zweibrücken und hinderte dadurch deſſen Beitritt zu dem Vertrage mit Oeſterreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für dieſen großen Dienſt noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminiſter und Graud-Maître de la Garderobe. Kaum war Görz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu ſeinem Geſandten am petersburger Hofe ernannte. In dieſer Eigenſchaft verlebte er ſechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 ſeine Abberufung. Friedrich II. ſtarb; um dieſelbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görz ward von Friedrich Wilhelm II.

zur Beilegung derſelben dahin geſandt, ſcheiterte jedoch in dieſer Angelegenheit, wie er vorausgeſehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des verſailler Hofes, theils an den ſteigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzuſetzen ihm ausdrücklich unterſagt war. Er hatte dadurch unverſchuldet in dem Vertrauen ſeines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anſtellung. Aber im Aug. 1788 ward er zum Reichstagsgeſandten in Regensburg ernannt, und dieſen Poſten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieſer Zeit auch dem raſtadter Friedenscongreſſe und der zur Vollziehung des lüneviller Friedens in Regensburg zuſammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und ſich dabei um ſeinen Monarchen und einzelne deutſche Fürſten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilſiter Frieden aber nahm er ſeinen Abſchied, den ihm der König in den verbindlichſten Ausdrücken gewährte, und begab ſich nach Regensburg, wo er 1821 ſtarb.

Goslar, Stadt von 1200 Häuſern mit 5700 Einw., im hannöverſchen Fürſtenth. Hildesheim, Sitz eines hannövr. und braunſchweigiſchen Bergamts, liegt am nördlichen Fuße des Harzgebirges in Niederſachſen an der Gose. Die Stadt bildet ein ſehr unregelmäßiges Ganze. Das Kaiſerhaus, ein Ueberbleibſel des Königshofes der alten deutſchen Könige, iſt jetzt ein Magazin. Im Dome ſind alte Gemälde und der dem Groten (Großen) geweihte Altar ſehenswerth. Die Einwohner treiben Korn= und Fruchthandel nach dem Harze, und das hier gebraute Bier, die Goſe, wird weit verfahren. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben; man findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht= und Hammerſchmieden, Meſſingwerke, Ochergruben in der Nähe, die zwar nicht der Stadt gehören, aber doch, beſonders dem ärmern Theile ihrer Einwohner, Nahrung und Unterhalt gewähren. Ehemals war Goslar eine freie Reichsſtadt. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 verlor ſie ihre Reichsfreiheit.

Goſſec (François Joſeph), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, wurde 1733 zu Vergnies, einem Dorfe in Hennegau, geboren. In ſeinem ſiebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahr Chorknabe an der Domkirche dieſer Stadt. Er hat ſich ganz durch ſich ſelbſt gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur und die Partituren großer Meiſter, die er fleißig ſtudirte. Gleich Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verſchiedenen Schulen dieſes Landes beſuchen können. 1751 kam er nach Paris, wo er das Orcheſter des Herrn de la Popelinière unter dem großen Rameau leitete. Nachher trat er in derſelben Eigenſchaft in das Orcheſter des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. 1770 ſtiftete er ein berühmt gewordenes Liebhaberconcert. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinſchaftlich mit Gaviniés und Le Duc, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue entzogen ward. 1784 wurde er Vorſteher der Geſangſchule, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Muſikmeiſter der Nationalgarde, und 1795 bei der Stiftung des Conſervatoriums, nebſt Méhul und Cherubini, Oberaufſeher dieſer Anſtalt und Profeſſor der Compoſition. Catel, ſein vorzüglichſter Schüler, ward zu gleicher Zeit als Profeſſor der Harmonie angeſtellt. Goſſec hat unter mehrern patriotiſchen Gegenſtänden die Hymne der Vernunft und die zum Feſt des höchſten Weſens, die Apotheoſe Voltaire's und die Todtenfeier Mirabeau's, componirt. Bonaparte gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Für die Oper hat Goſſec vieles componirt. Sein beſtes Werk iſt Sabinus, 1773. Im Kirchenſtyl hat er vorzüglich viel geleiſtet. Man ſchätzt noch ſeine Todtenmeſſe 1760 und ſein Oratorium de la nativité. Er ſchrieb 1804 die méthode de chant du conservatoire; und Beiträge mit D bezeichnet zu Catels Principes élémentaires de musique, suivis de solfèges, 1800, ein Werk, an dem auch Cherubini, Méhul, Langlé, Leſueur und Rigel Theil haben.

Goſſelin (Pascal François Joſeph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille 1751, iſt Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inſchriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Auf ſeinen Reiſen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772—1780) erforſchte er die Angaben der römiſchen Itinerarien. Von 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums. Seine 1789 gekrönte Preisſchrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinſicht ihrer Verdienſte um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. 1794 ſetzte ihn der Wohlfahrtsausſchuß „in Requiſition", um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commiſſion des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck ſeiner im Kriegsdepot niedergelegten geographiſchen Unterſuchungen. Er war Mitglied des Inſtituts, und 1799, an Barthelemy's Stelle, Aufſeher des Münzkabinets, der geſchnittenen Steine und der Antiken. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Ueberſetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichneten Anmerkungen ihn zum Verfaſſer haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion, ernannte ihn der König 1814 zum Offizier derſelben und 1816 zu einem der erſten Redactoren des Journal des savants. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von römiſchen Silbermünzen angelegt, welche die reichſte nach der des Königs iſt. Auch ſammelte er griechiſche Münzen in Beziehung auf die Münzkunſt von den erſten Verſuchen bis zur höchſten Ausbildung der Kunſt bei den Griechen, die erſte Sammlung dieſer Art, die man kennt. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und ſein Hauptwerk: Recherches sur la Géographie systématique et positive des Anciens, 4 Vol. 4, 1798—1813, mit einem Atlas. Noch iſt er, nebſt dem Abbé Terſan, Verfaſſer der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788. K.

Gotha, ein ſächſiſches Herzogthum auf der Nordſeite des thüringer Waldes, von der Gera, Neſſa, Werra, Unſtrut und Ilm durchſtrömt. Der Inſelberg und Schneekopf ſind ſeine bedeutendſten Berge. Die Beſitzungen des Herzogs von Sachſen-Gotha beſtehen in dem Herzogthum Gotha und dem größten Theile des Fürſtenthums Altenburg und betragen zuſammen 52 QM. mit 170,000 Einw., wovon auf Gotha 28 QM. mit 82,000 Einw. kommen. Die Einkünfte können gegen 1 Million Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohlſtand beſonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im thüringer Walde. Nachdem Churfürſt Joh. Friedrich aus der Erneſtiniſchen Linie in der Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Carl V. gefangen, der Churwürde beraubt und ſelbige der Albertiniſchen Linie zugetheilt worden, erhielt dieſer Fürſt, vermöge der wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554, mehrere Aemter, Schlöſſer und Städte, größtentheils im ſüdlichen Thüringen, zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen

der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erſte war, der ſeinen Siz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schloſſe Grimmenſtein entwarf er, mit Wilhelm von Grumbach, die auf die Wiedererlangung der Churwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichsexecution gegen den Herzog und deſſen lebenslängliche Gefangenſchaft in den öſterreichiſchen Staaten zur Folge hatten. (Vergl. Grumbach.) Dieſes unglücklichen Fürſten Söhne und die Söhne ſeines Bruders Johann Wilhelm, welcher ſeinem Hauſe in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich hennebergiſchen Lande eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eiſenach, Altenburg und Weimar reſidirten. Die beiden erſten Linien erloſchen mit ihren Stiftern, und ihre Länder fielen 1638 an Altenburg und Weimar. Hierauf theilten im J. 1640 die drei, von der zahlreichen Nachkommenſchaft des Herzogs Johann von der weimariſchen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albert und Ernſt, ihre ſämmtlichen Länder, und Ernſt erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er 1672 nach dem Ausſterben der altenburgiſchen Linie in der Perſon des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächſter Agnat nahm er, nach den Grundſätzen des ſächſiſchen Privatrechts, ſämmtliche altenburgiſche Lande in Anſpruch und nöthigte die weimariſche Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernſt I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaiſchen Geſammthauſes. Zwar hatte er verordnet, daß ſeine Lande nicht getheilt, ſondern gemeinſchaftlich von ſeinen ſieben Söhnen regiert werden ſollten; allein nach ſeinem 1665 erfolgten Tode theilten dieſe dennoch das Land, und ſo entſtanden ſieben Zweige des gothaiſchen Geſammthauſes, Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eiſenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausſtarben. Bei dieſer Theilung nun erhielt Herzogs Ernſt älteſter Sohn, Friedrich I., das Herzogthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er iſt auf dieſe Weiſe der Stifter des heutigen Hauſes Gotha, und führte das Recht der Erſtgeburt unter ſeinen Nachkommen ein. Nach ſeinem Tode (1691) regierte ſein Sohn, Friedrich II., bis 1732 und nach dieſem deſſen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges den Wohlſtand ſeines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weiſe, gerechte und menſchenfreundliche Herzog Ernſt II., (ſ. d. Art.) bis 1804. Nach dieſem ſein Sohn, Herzog (Emil Leopold) Auguſt, geb. 1772, geſt. 1822, zum zweitenmale vermählt 1802 mit Caroline Amalie, Tochter des Churfürſten von Heſſen, geb. 1771. Seine erſte Gemahlin war Herzogs Friedrich Franz zu Meklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieſer erſten Ehe ward 1800 eine Prinzeſſin geboren, die 1817 mit dem Herzoge von Sachſen-Coburg vermählt wurde. Der regierende Herzog Friedrich iſt der zweite Sohn Herzogs Ernſt II., geb. 1774 und bisher unvermählt, auch der einzige Fürſt in dieſer Linie. — Gotha, Hauptſtadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine, in einer ſchönen Gegend, und zählt in 1340 Häuſern 12,000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten gehören das auf dem Gipfel des Berges belegene Reſidenz-Schloß Friedenſtein mit ſeinen angenehmen Garten-Anlagen, ein Münzkabinet, einem der vollſtändigſten in Europa, nebſt einer ſchönen numismatiſchen Bibliothek, das orientaliſche Muſeum, die Kunſt- und Naturalienkammer,

die herzogliche Bibliothek, die ſehr reich an Manuſcripten iſt, und das Gymnaſium. Das hieſige Schulmeiſter-Seminarium iſt das älteſte in Deutſchland. In neueſter Zeit zog ſich viel Fabricatur und Handel hieher. Bei Gotha liegt die berühmte von Herzog Ernſt II. erbaute Sternwarte, (der Seeberg), für welche dieſer edle Fürſt ein Capital von 40,000 Thlrn. ausſetzte. Dies Inſtitut gehört unter des Oberſten von Zach und jetzt unter des Hrn. von Lindenau Aufſicht zu den vorzüglichſten in Deutſchland.

Göthe (Joh. Wolfgang v.), wurde geboren den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., wo ſein Vater, Doctor der Rechte und kaiſerlicher Rath, in angeſehenen Verhältniſſen, und obſchon ohne öffentliches Amt, in nicht ungünſtigen Glücksumſtänden lebte. Wenn es wahr iſt, daß wir Deutſchen oft undankbar gegen unſre großen Geiſter, beſonders gegen unſre großen Dichter ſeien, ſo gehört Göthe zu denen, die ſich am wenigſten über dieſen Undank zu beſchweren haben. Schwärmeriſche Verehrung empfing ihn, als ſein erſtes Werk erſchien, und jetzt, nach vierzig Jahren, iſt ſie kaum lauer geworden. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert ſogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menſchen aller Zeiten und Völker. Um ſich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man ſich zuvörderſt deſſen erinnern, was ſeine Poeſie und ſeine Laune ſeit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrh. geliefert und geleiſtet haben. Lyriſche Gedichte der verſchiedenſten Art, naive, empfindſame und witzige oder ſchäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andere, die einem Herzen voll Gefühl entſproſſen; noch andere, die den ſinnigen Ernſt unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigſtens zum Theil den erhabenſten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald ſchaurig, bald furchtbar, außerdem noch eine Menge lyriſcher Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen ſein; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geiſt und Styl: Werther ſentimental-lyriſch, Wilhelm Meiſter naiv-epiſch, die Wahlverwandtſchaften tragiſch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geiſt weht, uud deren jede von der andern ſo verſchieden iſt, daß man kaum denſelben Meiſter und Urheber vermuthen ſollte: Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutſcher Einfalt, aber auch altdeutſcher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakſpeariſche Compoſition, etwas wild, aber voll Einheit; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er bei aller Wahrheit und Naturtreue ſelbſt ins Phantaſtiſche überſpielt; Clavigo in ſeiner bürgerlichen Sphäre ans franzöſiſche tragiſche Theater erinnernd; Iphigenia, voll griechiſcher Idealität, Taſſo voll italieniſcher Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großkophtha, dieſe pſychologiſche Entfaltung, und Fauſt, gegen den keine Nation etwas Gleiches ſtellen kann: wie verriethen dieſe wol durch ſich einen und denſelben Meiſter! Nicht minder verſchieden ſind die Luſtſpiele und Dramen: die Mitſchuldigen, die Laune des Verliebten, der franzöſiſchen komiſchen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Gluth des Südens, die Geſchwiſter mit ihrer deutſchen Innigkeit; Erwin und Elmire mit ihrer romantiſchen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindſamkeit

mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komiſchen das, was im Tragiſchen Fauſt; wer fände auch hier wol eine Familienähnlichkeit aus? Vergeſſe man aber ja nicht, die Singſpiele und Dramolets mit in Anſchlag zu bringen, die phantaſtiſche Lila, die ſeltſame Claudine von Villa Bella, die idylliſche Jery und Bätely, Künſtlers Erdwallen und Apotheoſe, ſo anſpruchlos und doch ſo gehaltvoll und tief, Paläophron und Neoterpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatiſchen iſt, wie man ſieht, am meiſten gegeben, und dennoch findet man ihn als Epiker nicht unbedeutender, mag man nun ſeine ſchon genannten drei Romane, oder ſein Homeriſch-plaſtiſches Epos Hermann und Dorothea oder das Bruchſtück der Achilleis, oder ſeinen in Homeriſchem Geiſt nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder ſein Bruchſtück eines romantiſchen Epos, die Weiſſagungen, oder ſeine kleineren poetiſchen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachſens Sendung, ſo ganz im Geiſt und Manier des wackern Meiſterſängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poeſie von ihm unangebauet bliebe, ſtellt er als didaktiſcher Dichter ſich durch ſeine Epiſteln dem Horaz an die Seite. So viel und ſo vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunſtfreund und Kunſtkenner, früher in einzelnen zerſtreuten Aufſätzen, unter denen der über deutſche Baukunſt in Herders fliegenden Blättern über deutſche Art und Kunſt Auszeichnung verdient, ſpäterhin in den Propyläen, in Programmen der jenaiſchen Literaturzeitung, in Recenſionen für dieſelbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Ueberſetzung der Biographie Benvenuto Cellinis, Rameaus Neffen von Diderot, in Winkelmann und ſeinem Jahrhundert, in ſeinen Briefen aus Italien, und in Gemeinſchaft mit Meyer, unter dem Namen der weimariſchen Kunſtfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen ſcheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er ſchrieb ein treffliches Werk über die Metamorphoſe der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridiſchen Gegenſtand ſchrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber konnten ſeine Briefe über die Offenbarung und andere theologiſche Gegenſtände, die man füglich ungenannt laſſen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthes religiöſe Anſichten wären in Anſpruch genommen, und der Hang einer neuern äſthetiſchen Schule zum Catholicismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden. Es drängt ſich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe faſt mit Allem, was er leiſtete, und nicht ſelten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Cultur ſeines Zeitalters gewann, und ſo gewiſſermaßen als der Mittelpunkt zu betrachten iſt, von welchem aus ſeit vier Jahrzehenden die verſchiedene Geſtaltung des äſthetiſchen und ſittlichen Weſens der Deutſchen ihre Richtung genommen hat. Seine früheſten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunſttheorien ſpottenden, Erzeugniſſe führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauſpiele des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wol mit Recht als einen Sturm auf den damaligen deutſchen Parnaß und ſeine franzöſiſche Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindſame Periode, Götz den Tumult der Ritterſchauſpiele und Romane herbei, und ſtellte Shakſpeare als Muſter für unſre dramatiſchen Dichter hin. Die Aeſthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionär, und man frage nicht, ob es die

Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Piſtole in die Hand gab, woran freilich der Dichter ſehr unſchuldig war, an die Seuche der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satyre und komiſchen Witz ſeine früheren Einflüſſe ſelbſt weggelacht, geſcherzt und geſpottet hatte. Wie durch einen Zauberſchlag verwandelt, erſchien er auf einmal im neunten Jahrzehnd, denn ſeine Iphigenia, ſein Taſſo treten einher in der höhern Glorie griechiſcher Idealität, die ſelbſt in ſeinem, obſchon dem Shakſpeare näheren, Egmont nicht zu verkennen iſt. Im Fauſt, der alles in ſich vereinigt, was Göthes Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel ſeiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von dieſen Werken keine ſchnelle Wirkung zu ſehen; aber ſie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Aeſthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meiſter im letzten Jahrzehnd des verfloſſenen Jahrhunderts wirkte, iſt uns allen noch im Gedächtniß. Nicht blos Künſtlerromane folgten in großer Anzahl, ſondern Künſtlerleben galt als das eigentliche wahre, als das einzig würdige Leben. Kunſt iſt der Gipfel des Lebens, ſie lehrt ein idealiſches Leben im wirklichen Leben: dieſer Grundſatz trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Aeſthetik entſtand, wie ſie die Vorzeit zwar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aeſthetik erſchien in der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philoſophie. Die Moral erhielt eine blos untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeit lang der Moral nur dienſtbar, erhob ſich über ſie, indem ſie mit der Kunſt ſich nicht blos verſchwiſterte, ſondern Eins ward. Mit der Aeſthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös ſein, ohne äſthetiſch zu ſein, und eine ſchöne Seele ſich nur in dieſer äſthetiſch-religiöſen Innerlichkeit bewähren. So hat Göthe unter uns gewirkt, und ſo wirkt er noch. Es iſt keine Frage, ein Geiſt, der ſolche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewöhnlich ſeltener, ausgezeichneter Geiſt ſein. Bisweilen wol mag es gelingen, daß durch Gunſt der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert ſich und er erſcheint dann, was er iſt. Nicht alſo bei Göthe, der nicht blos von der Zeit empfing, ſondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthiſcher Werke im Grabe der Vergeſſenheit beiſammen, die Muſter Göthes aber kennt, lieſt, bewundert man noch heute, und erfreut ſich ihrer wie zur Zeit des erſten Erſcheinens; die Perioden, in welchen Götz, Werther, Meiſter u. a. eigentlich Mode waren, ſind vorüber, allein Götz, Werther, Meiſter haben dadurch nicht verloren. Beweiſes genug, daß ſie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzücken, ſondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtauſenden noch ſich neu und jung erhält. Fragen wir aber, wie Göthe ausgeſtattet mit den Naturgaben, die wir an ihren Wirkungen erkennen, eben ſolche Richtung nahm, ſo antwortet uns darauf nichts beſſer, als ſeine Bildungsgeſchichte. Lieſt man ſein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben, ſo findet man, daß des Vaters Liebe für Kunſt und Literatur, eine würdige häusliche Umgebung, ſo wie die Vaterſtadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Meſſen, die Pracht einer Kaiſerkrönung, das alles anregend und begeiſternd ſchon

auf das Gemüth des Knaben wirkte, der durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten ſehr bald dem Unterricht, über deſſen Art, ſo wie über die Maſſe ſeiner Lectüre man ihn ſelbſt hören muß, entwuchs. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm die Maſſe verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieſer zeigte ſich auch in religiöſer Hinſicht und brachte ihn auf den Gedanken, ſich dem Gott der Natur auf eine eigene Weiſe zu nähern, die zwar ſonderbar genug, aber nicht eben unpoetiſch war. Unter ſolchen Umſtänden hatte er ſein achtes Jahr angetreten, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, der ſeine weitere Ausbildung auf mannichfaltige Weiſe förderte, beſonders als einige Jahre darauf die Franzoſen Frankfurt beſetzten. Graf von Thorane, Lieutenant du Roi beim franzöſiſchen Heere in Deutſchland, nahm ſeine Wohnung im Hauſe von Göthes Aeltern und beſchäftigte, als Kunſtfreund, bald die ſämmtlichen frankfurter Maler und Seekaz von Darmſtadt für ſich. Da er alle dieſe Männer von ſeiner früheſten Jugend an gekannt, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf ihn gern um ſich leiden mochte, ſo war er bei den Aufgaben, Berathſchlagungen, Beſtellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wol, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, ſeine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umſtändlichen Aufſatz, worin er zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten; einige davon wurden ausgeführt. Uebte er auf dieſe Weiſe Kunſtſinn und Kunſturtheil, ſo war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Franzöſiſche praktiſch zu erlernen, und mittelſt deſſelben (da man ein franzöſiſches Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn erſprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm ſelbſt leſen, wie er dazu kam, den ganzen dramaturgiſchen Plunder jener Zeit entſchieden von ſich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe, der angehende Jüngling, machte immer ſchnellere Fortſchritte in ſeiner Bildung. Zeichnung, Muſik, Unterſuchung natürlicher Gegenſtände, die Anfangsgründe der Rechtswiſſenſchaft und Sprachkunde beſchäftigten ihn abwechſelnd. Zum Behuf der letztern erſann er ein eignes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die ſich in eben ſo vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutſch des Jüngſten führte ihn auf die Erlernung des Hebräiſchen, worin er es zwar nicht ſonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller ſonſtigen Zerſtreuung, ſein Geiſt und ſeine Gefühle ſich in den morgenländiſchen Gegenden des erſten Buchs Moſis auf einem Punkt zu einer ſtillen Wirkung verſammelten. Er ging daher bald an ein Ausmalen bibliſcher, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten, und die Geſchichte Joſephs war ſein erſtes großes poetiſches Werk. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgehen mußte, fand er indeß Gelegenheit, theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männer, theils in Beſorgung mancher Geſchäfte für ſeinen Vater ſich zu erwerben. Konnte nun noch irgend Etwas Poeſie in das Leben des jungen Dichters bringen, ſo war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbenen Jugend, eine geiſtige Wendung nahm. Leider ſollte die Roſenzeit dieſer unſchuldigen Liebe ſchnell vorübergehen, ja durch Nebenumſtände auf eine höchſt unangenehme Weiſe enden; allein der Eindruck derſelben iſt dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf ſeine Schil-

derungen der Weiblichkeit gewirkt. Beſonders ſcheint ihm die Geſtalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeſchwebt zu haben, und im Fauſt hat er ſie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Der Sturm der erſten Leidenſchaft brach mit aller Heftigkeit in ihm los, und raubte ihm Schlaf, Ruhe und Geſundheit. Eins indeß hatte er nach ſeiner Wiedergeneſung doch gewonnen, höhere Selbſtſtändigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er ſich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poeſie und Kunſt zu vernachläſſigen. Nach dem Plane ſeines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottſched noch lebte, Erneſti aber und Gellert ſeine Blicke vorzüglich auf ſich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philoſophie hatte er ſchon früher, da er ſich mit der Geſchichte derſelben beſchäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geiſtesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, ſo aus einander zerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben ſo viel zu wiſſen, als der Lehrer ſelbſt. Mit den juridiſchen Collegien ging es bald eben ſo, und ſo gewann er ſchon damals die Anſicht, die er nachher in einer Scene des Fauſts ſo meiſterhaft geſchildert hat. Selbſt die Poeſie würde ihm, wegen großer Widerſprüche in den Geſchmacksurtheilen, verleidet worden ſein, wenn er dieſer anders als mit ſich hätte entſagen können. Die damalige literariſche Epoche entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Im Theoretiſchen der Poeſie tappte man noch gar ſehr im Finſtern, und hielt ſich meiſt an Nebendinge; im Praktiſchen ſah es ſchon beſſer aus, denn der deutſche Frei- und Frohſinn regte ſich, und geniale Werke entſprangen. Um die Deutſchen aus der wäſſerigen weitſchweifigen Epoche herauszuretten, ſahen ſie kein andres Mittel, als Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze (wozu die Muſter Englands, welche jetzt ſtatt der franzöſiſchen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte unter ſolchen Umſtänden das Bedeutende des Stoffs und das Gedrängte der Behandlung mehr und mehr ſchätzen, ohne ſich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen, und wie dieſes zu erreichen ſei. Bei der großen Beſchränktheit ſeines Zuſtandes aber ſah er ſich genöthigt, wenn er zu ſeinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, in ſeinen eignen Buſen zu greifen. Forderte er zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte er nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. Und ſo begann diejenige Richtung, von der er ſein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit ſich ſelbſt abzuſchließen, um ſowol ſeine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als ſich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemanden nöthiger als ihm, den ſeine Natur immerfort aus einem Aeußerſten ins andre warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, ſind gleichſam nur Bruchſtücke einer großen Beichte, welche ſeine Biographie vollſtändig macht. In jener Zeit entſtand auf ſolche Weiſe die Laune des Verliebten, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird. Allein früher ſchon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angeſprochen. Bei ſeiner Geſchichte mit Gretchen, und an den Folgen

derſelben hatte er zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Geſellſchaft unterhölt iſt, Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeins: im Aeußern alles reinlich und anſtändig genug, im Innern oft deſto wüſter. Um ſich hierüber Luft zu verſchaffen, entwarf er mehrere Schauſpiele, und ſchrieb die Expoſitionen von den meiſten. Die Mitſchuldigen ſind das einzige fertig gewordene. Unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen entwickelte ſich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt; nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem ſolchen Humor angemeſſen geweſen wären, ergriff und behandelte er jedoch erſt ſpäter. Immer erſchienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigſten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Bei alle dieſem wurde die Kunſt nicht hintangeſetzt, und derſelbe Mann (Oeſer), der bereits auf Winkelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe. Durch ihn wurde Göthe zur Kunſtgeſchichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Chriſt, Lippert, beſonders aber Winkelmann, wurden emſig ſtudirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verſtändniß im Anſchauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deßhalb reiſte, auf eine noch vollkommnere Weiſe geſchah. Uebrigens verſuchte ſich Göthe auch im Kupferſtechen, zog ſich aber durch das unvorſichtige Einathmen der ſchädlichen Dünſte dabei, und manche diätetiſche Unbeſonnenheit, eine gefährliche Krankheit zu, von welcher er kaum geneſen war, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar ſein Studium der Rechte verſäumt, ſich aber in dem begründet hatte, worin er in der Folge ſo ſehr ſich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit ſeines Lebens finden ſollte. Dieſe geſtörte Geſundheit, die auch im älterlichen Hauſe nicht ſo bald wieder hergeſtellt wurde, ſollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbeigeführt wurden, dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, die man in Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Das religiöſe Verhältniß zu dieſer frommen, zarten Seele führte Göthen zunächſt auf das Studium der myſtiſch-chemiſch-alchemiſchen Werke von Welling, Theophraſtus Paracelſus, Baſilius Valentinus, Helmont, Starkey, der Aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave, und zu eigenen chemiſchen Verſuchen. Das Intereſſe, welches ihm die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte ſich aber auf eine noch wichtigere Weiſe, indem er bei Leſung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie auf die Idee gerieth, ſich auch eine eigne Religion zu bilden. Der Neu-Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche und Cabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute er ſich eine Welt, die ſeltſam genug ausſah. Nach dieſem allen iſt es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um ſeine juriſtiſchen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht ſehr getreu blieb, ſondern Chemie und Anatomie ſtudirte, und ſelbſt das Clinicum mit beſuchte. Aber auch für die Kunſt ſollte ſein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar blei-

ben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette ſah er die Raphaeliſchen Tapeten, und die Wundererſcheinung des Münſters hatte er täglich. Natürlich, daß dieſe ihn anders anſprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendſte, folgenreichſte Ereigniß für ihn war jedoch die Bekanntſchaft und nähere Verbindung mit Herder, der ſich damals ſchon durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und anderes, unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt hatte. Durch Herder fing Göthe an, in den höhern Sinn der italieniſchen Schule einzudringen, und ward mit der Poeſie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem ſolchen, der ihm mehr zuſagte. Außerdem iſt eine merkwürdige Wirkung von Göthes Aufenthalt in Straßburg dieſe, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens bar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn ſchon ſeit langer Zeit Shakſpeare zu höheren, freieren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet, und immer gewaltiger beherrſcht. Nach ſeiner Promotion, 1771, hielt er ſich nur noch kurze Zeit im Elſaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikenſaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge ſehr wirkſam wurden, geſund und froh ins Vaterhaus zurück. Bald fand ſich auch hier ein Kreis von Gleichgeſinnten um ihn, aus dem er ſich aber eine Zeit lang entfernte, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man die Anläſſe zu Werther abrechnet, den er hier in ſeiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schickſal des jungen Jeruſalem fand. Nach ſeiner Rückkunft gab er ungenannt einige kleine Flugſchriften heraus, auch erſchienen mehrere ſeiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen; allein die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland lenkte er auf ſich, als ſein Götz (1773) und ſein Werther (1774) erſchienen. Unter denen, deren Aufmerkſamkeit der Genius des Dichters auf ſich gezogen hatte, befand ſich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reiſe, die dieſer durch Frankreich machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntſchaft zwiſchen beiden, welche für Göthes Leben und Wirken ſo entſcheidend geworden iſt. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an ſeinen Hof ein. Dieſer folgte dem Ruf, ward 1776 weimariſcher Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im ſelbigen Jahre machte er in Geſellſchaft ſeines Fürſten eine zweite Reiſe nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräſident und geadelt. 1786 machte er eine Reiſe nach Italien, wo er zwei Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, beſuchte, am längſten aber in Rom verweilte. Er ſtieg bis zum Miniſter, erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und lebt jetzt, in einem heitern Alter von den Geſchäften zurückgezogen, den Studien der Natur und den literariſchen Arbeiten. Man halte dieſe Anzeige nicht für überflüſſig, denn bei den künftigen biographiſchen Bekenntniſſen des Dichters wird ſich zeigen, daß die Perioden ſeines äußern Lebens mit den Perioden ſeines Dichterlebens aufs innigſte zuſammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterſcheiden müſſen, iſt ſchon aus dem Wenigen erſichtlich, was oben über ſeine Schriften geſagt iſt. Man unterſcheidet deren füglich drei, die man, wenn man ſie mit eigenen Namen bezeichnen ſollte, die ſentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erſte

Periode bei ihm bedingt war, haben wir geſehen. Götz und Werther waren es, welche in dieſer Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er ſeine liebſten Neigungen befriedigen können, ſeine mit ihm aufgewachſene Neigung zur deutſchen Vorwelt und zu Darſtellungen deſſen, was als allgemein Menſchliches ſeine Bruſt in Schmerz und Freude bewegte. Unleugbar hatte der Dichter bei Werther und Götz, wie ſpäter bei vielen andern Werken, etwas vor ſich, woran er ſich hielt, dort das Schickſal des jungen Jeruſalem, hier die Selbſtbiographie des männlichen Götz, von welcher wir ſogar ganze Stellen in dem Drama wiederfinden. Man hat deßhalb ſeine Erfindungsgabe verdächtig machen wollen. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetiſchen Erfindung bedürfe! Dieſe aber zeigt ſich ſchon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weiſe. Man kann eben ſo wenig eine, bis in die feinſten Nebenzüge treffende, äſthetiſche Charakteriſtik der Perſonen verkennen, als eine ſelbſt das Einzelne beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine ſolche Anordnung derſelben, daß es ſcheint, alles ſei aus unmittelbarer Anſchauung oder Empfindung in Einem Guſſe hingeſtrömt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunſt. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchſten Selbſtverläugnung erſcheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darſtellungsarten ſich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hans Sachſens Manier ſo gut? Und kann man im Götz und in etlichen Luſtſpielen den Shakſpeare, in den Vögeln den Ariſtophanes, in der Iphigenia die griechiſchen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den römiſchen Elegien den Properz und in den Epigrammen von Venedig den Martial verkennen? Seine Aneignung iſt nicht die ſklaviſche des Nachahmers, ſondern die höchſtſelbſtthätige einer ſehr erregbaren Phantaſie; und bei ſeiner Nachbildung opfert er nie ſeine Selbſtſtändigkeit auf. Solch einen poetiſchen Proteus kündigten nun ſchon Götz und Werther an, und das Nächſtfolgende beſtätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthes Talent, ſich leicht in die Zuſtände anderer zu finden, ihr Daſein mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun laſſen. So z. B. im Clavigo und ſpäterhin in dem Großkophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Kraft und Friſchheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirkſamen Situationen, Intereſſe der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachſteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche cannibaliſche Aeußerung des Beaumarchais abgerechnet, ſteht er doch würdiger neben Götz und Werther, als die empfindſamen Nachklänge des letztern, Stella und Erwin und Elmire, nach der erſten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr ſtand, vielleicht vom Beifall berauſcht, manierirt und nachläſſig zu werden, iſt unverkennbar. Doch erhält ſchon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köſtliches, das ſüße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wieſe ſtand, deſſen man nicht gedenken kann, ohne an Göthes Lieder überhaupt erinnert zu werden. Indeß erwarte man nicht, über das Weſen derſelben etwas von uns zu hören, denn dieſe ſo klaren und doch ſo tiefen, ſo zartgefühlten und ſo leicht hingehauchten ätheriſchen Weſen, deren ſüße Zaubergewalt wol Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung keiner Entwicklung. Nur dies müſſen wir bemerken, in Göthes Liedern und Romanzen herrſchte zuerſt wieder der verklungene Volkston.

Betrachtet man aber alles von Göthe in dieſer Periode Geleiſtete genauer, ſo ſieht man, es iſt alles volksmäßiger, es iſt voll Deutſchheit, für welche Leſſing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeiten auch auflebenden neuen Barden. Dieſes Volksmäßige, dieſe Deutſchheit konnte aber nur als Oppoſition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand war geeigneter dazu, eine Oppoſitionspartei anzuführen, als eben Göthe. Kein Wunder, wenn ſich jener verwegene Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt, beſonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verfloſſen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Deſto größer war aber die Ueberraſchung, als er wieder erſchien. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um dieſe Zeit erſchienen, auch Werke dieſer Periode wären. Beobachtung der Chronologie iſt hier ſehr nöthig, und wird zeigen, daß zwiſchen dieſer und der erſten Periode ein Mittelzuſtand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie ſich ſelbſt reinigte, und die ſtreitenden Kräfte ſeines entzweiten Weſens mildernd zur Harmonie ſtimmte. In dieſen Zwiſchenzuſtand gehören unſtreitig mehrere komiſche und ſatyriſche Erzeugniſſe, z. B. der Triumph der Empfindſamkeit u. a. Mit ihnen trat er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob ſich auf einen höhern Standpunct. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er ſich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiermit dem Gebiete der reinen Schönheit, die ihm den duftigſten ihrer Kränze um die Schläfe ſchlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel ſie einen Nachgeſang der Griechen. Ohne Nachkünſtelung veralteter, für uns immer fremder, Formen iſt hier ein von griechiſchem Geiſt durchdrungenes Werk. Hier iſt kein blendendes, obwol ein liebliches, Colorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergoſſen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer feſter anzieht. Erfreulich ſchließt ſich an Iphigenia Taſſo an, der jener vielleicht nur als Compoſition nachſteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Ueberlegung aufgefordert wird. Mag nun aber Taſſo auch kein Drama im ſtrenge Sinne der Theorie ſein, ſo bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und ſein Werk, das wir gern mit Müller das für Verſtändniß der Poeſie lehrreichſte und tiefſinnigſte nennen. Nur Göthe konnte es wagen, dieſen Taſſo darzuſtellen, und ſelbſt Göthen konnte es nur in dieſer Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte ſich auch alles dazu. Am Hofe Amaliens fand er den Stoff zu ſeinen Umgebungen des Taſſo, und lernte eben den Ton treffen, der ſolchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen weſentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hätte? Uns däucht, gar ſehr, und zwar einen ſehr günſtigen. Schon durch das Zuſammengenommene, Gehaltene, das ſeine Lage erforderte (die übrigens nicht ſelten Veranlaſſung gegeben hat, ihn auch als Menſchen ſehr zu verkennen oder doch falſch zu beurtheilen), wurde er dem Ideale näher zugeführt; denn er konnte unmöglich, wie ein geheimer Höfling, blos zu der Leerheit des äußern Anſtandes kommen. Nächſt dieſem ſeinem Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf ſeine Verwandlung als ſein

Aufenthalt in Italien. Während ſeiner erſten Periode neigte er ſich in der bildenden Kunſt beſonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden iſt, ſo wie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigſtens niederländiſche Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunſt, und ſein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, ſein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunſt, neigten ſich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle ſeines ſonſtigen Natürlichkeitsprincips trat jetzt Idealität, aber jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in dieſe Periode fallen, Wilhelm Meiſter, Fauſt, und Hermann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieſer Idealität am reinſten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt haben dieſes Epos von allen Seiten ſo beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüſſig ſcheint; Wilhelm Meiſter würde ihm ganz an die Seite geſetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthſelhaft, und nur dies Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meiſter noch kein Meiſter geworden iſt. Vielleicht muß man alſo annehmen, daß er dies noch werden ſolle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meiſters Wanderjahren geliefert? Und ſollten auf dieſe nicht die Meiſterjahre folgen? (Sie ſollen Oſtern 1821 erſcheinen.) Ueber die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir alſo jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meiſter eines der vorzüglichſten Götheſchen Werke, denn in ihm und im Fauſt vereinigt ſich die ganze Univerſialität des Götheſchen Geiſtes. Betrachte man den Meiſter von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, ſo findet man überall den Meiſter rein, klar, mild und tief! Und dieſe Sprache, die wie ein ſchöner Strom in ruhiger Klarheit und der ſchönſten Bewegung ſich ergießt, dieſer Ausdruck, der ſich wie ein ſchöner Körper an die zarte Seele anſchmiegt, ſo einfach ohne nüchtern, ſo zierlich ohne koſtbar, ſo wahr ohne geſucht, ſo beredt ohne rhetoriſch zu ſein, wo findet ſie ihres Gleichen? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meiſter mit Werther, ſo ſieht man, wie in dieſem der Dichter noch mit Leben und Schickſal ringt, im Meiſter aber ſie beſiegt hat, und alles Heil in einer harmoniſchen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meiſter betrachten muß. Durch ſeine leidenſchaftloſe, ruhige, wahrhaft objective Anſicht der Welt und des Lebens hatte ſich eine Weltanſchauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einſeitiger Beſchränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an ſeiner Stelle, das Einzelne im Zuſammenwirken mit dem Ganzen, und im menſchlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptſache betrachten ließ. Nothwendig warf dies auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punct im Menſchenleben, wo die Fäden deſſelben an ein unergründliches Schickſal geknüpft ſind. Das erhob ihn jetzt zur Idee einer Theodicee, und dieſe ſehen wir im Fauſt, denn wir müßten uns ſehr irren, wenn Fauſt nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen ſollte. Fauſt iſt demnach kein bloßes Drama, ſondern ein philoſophiſch-, oder will man lieber, religiös-didaktiſches Drama. Das Höchſte und Tiefſte, das Lieblichſte und Rührendſte, was eine menſchliche Bruſt bewegen kann, iſt darin

niedergelegt, durchdrungen von der tiefſten Poeſie, allſeitig wie das Leben ſelbſt, und man fühlt ſich dadurch wie von einem Zauber im Innerſten ergriffen. Darüber iſt auch bei Allen, die überhaupt ſo etwas zu verſtehen und zu fühlen fähig ſind, nur Eine Stimme; an die Compoſition des Ganzen (leider iſt es erſt eine Hälfte!) haben ſich hingegen manche geſtoßen. Und gleichwol iſt eben dieſe eine Vortrefflichkeit mehr, mag man ſie nun aus dem Geſichtspunct der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantaſtiſche Behandlung nicht bleibt, was es iſt. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben ſowol als das Würdige und Erhabene ſeine Stelle finden, und es iſt für den Fauſt ein Glück, was für den Meiſter ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters ſich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Fauſt und Werther beſtanden in der Seele des Dichters neben einander. Nachdem ſich zu Ende ſeiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Loſung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, ſchien die ſchaffende Kraft Göthes allgemach zu verſiegen. Und wahr iſt es, ſeitdem er Voltaires Mahomed und Tancred überſetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in ſeiner Zeit erſchiene. Mit ſeiner Eugenie war es auf eine Trilogie, wie bei Schillers Wallenſtein, abgeſehen, allein Göthe verlor die Luſt und es blieb beim erſten Theile. Man darf ſie in gewiſſer Hinſicht das vollendetſte Werk des Dichters nennen; kein anderes iſt ſo gefeilt, ſo geglättet. Huber ſagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!“ Und ſollte das nicht wenigſtens zum Theil an der neuen Aeſthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles iſt aufgeboten für die Form, und der metaphyſiſche Idealismus verräth ſich ſchon durch das Perſonale. Sind es nicht lauter Abſtracta? Man ſieht deßhalb Göthen wol hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieſes Wort iſt mehr elegant als ſchön. Ein Gleiches läßt ſich von den Wahlverwandtſchaften behaupten, welche ſich durch wahrhaft meiſterhafte Darſtellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke den Vorwurf der Unſittlichkeit gemacht? Eduard ſoll es ja eben ſo wenig Muſter für uns ſein, als ehedem Werther. Faſt möchte man ſagen, daß ſich in Göthes Werken alle drei Style der griechiſchen Plaſtik zeigen, in der erſten Periode der große, aber harte, in der zweiten der ſchöne, in der dritten der elegante. Das ſchönſte, höchſt dankenswürdige Geſchenk, das Göthe uns in neueſter Zeit gemacht hat, iſt ſeine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie ſie iſt, ſagen wir nur: dieſe Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wir haben bisher faſt nur von Göthe dem Dichter geſprochen, was aber hat er nicht für die bildenden Künſte, für Schauſpielkunſt, für Naturbeobachtung geleiſtet! Und in Hinſicht auf bildende Künſte und Schauſpielkunſt nicht blos als Schriftſteller, ſondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieſer Hinſicht die ehemaligen weimariſchen Kunſtausſtellungen und das weimariſche Theater unter Göthes Leitung; beide wirkliche Pflanzſchulen der Kunſt, wie ſie nur bei Göthes Maximen (in manchen erkennt man ſeinen Vater wieder), und liberaler Geſinnung gedeihen konnten. Und ſollte man nicht auch der mannichfaltigen architektoniſchen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars ſelbſt als des deutſchen Athens, wie man es genannt hat, nicht deſſen endlich gedenken, was durch Weimar von

Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald ſelbſt ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beiſpiel, auf ſeine Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchſte erreicht und manches verfehlt haben kann, iſt ſehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber iſt es, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die den höchſten Maßſtab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweiſt. Eine Fortſetzung dieſes Artikels ſiehe in der neuen Folge dieſes Werks. dd.

Gothen. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothoni des Tacitus oder Kotini des Dio, welche galliſcher Abkunft ſind), waren ein germaniſcher Völkerſtamm, der ſeinen Sitz an der baltiſchen Küſte, zwiſchen der Weichſel und Oder hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkiſchen ſehr nahe. Wie alle Deutſche, ließen ſie ihr gelbes Haar lang wachſen, hatten Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutſchen aber hatten ſie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erſchienen ſie zuerſt im J. 215; bald darauf ſpielten ſie die wichtigſte Rolle in der Weltgeſchichte, und erfüllten über ein halbes Jahrtauſend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnſitze an der Oſtſee verlaſſend, zogen ſie in die Gegenden des ſchwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verſchmolz in den ihrigen, und ſo entſtand durch immer fortgeſetzte Züge und Eroberungen, unter Ermanarik, um 350 das große gothiſche Reich, das vom Don, der Europa von Aſien trennte, bis zur Theis, die ſich an Ungarns Grenze in die Donau ergießt, vom ſchwarzen Meer bis zur Weichſel und Oſtſee ſich erſtreckte, alſo Thracien, Möſien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden ſlaviſche, finniſche und lettiſche Stämme in ſich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hierbei die Gothen von Weſten her mit dem großen römiſchen Reich, von Oſten her mit dem byzantiniſchen Kaiſerthume in vielfache Berührung, und die Geſchichte iſt voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu beſtehen hatte, und oft glänzend beſtand. Zwei Kaiſer fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erſte Volk, zu welchem über die Donau, um die genannte Zeit, das Chriſtenthum drang; Ulfilas, der Biſchof der Möſo-Gothen (d. h. des in Möſien wohnenden gothiſchen Stammes), ward ſchon um das J. 360 Erfinder einer deutſchen Schreibkunſt, und Ueberſetzer des neuen Teſtaments in die gothiſche Sprache. Aber freilich glichen nicht alle Gothen den möſiſchen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Bildung einen großen Vorſprung gewonnen hatte. Durch innere Unruhen theilte ſich gegen 369 das große gothiſche Reich in das Reich der Oſtgothen (Auſtrogothen, Staat der Grenthunger) am ſchwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und in das Reich der Weſtgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis zur Donau; und bald folgte den innern Stürmen ein äußerer, welcher die Macht der Gothen in dieſen Gegenden ſtürzte. Um das J. 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Aſien herüber, und drängten die Oſtgothen nach den Weſtgothen hin, die nun ihrer Seits bei dem Kaiſer Valens die Erlaubniß nachſuchten und erhiel-

ten, ſich in dem verödeten Thracien niederzulaſſen; ſich aber durch den Druck der kaiſerlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt ſahen. Valens ſelbſt wurde 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geſchlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauerhütte. Bedeutende Rollen ſpielten ſie von da an in Conſtantinopel. Nach mancherlei wechſelnden Schickſalen erlangten auch die Oſtgothen einen neuen Wohnſitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erſt nach der Zerſtörung des hunniſchen Reiches, 453. Während der Zeit hatten die Weſtgothen ſich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach mit Heeresmacht, 396, unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Weſtgothen. Als ſolcher zog er zu Anfang des 5. Jahrh. nach Italien, wo er den Untergang des römiſchen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römiſche Feldherr, alle römiſchen Truppen vom Rheine wegziehen müſſen. Alarich ſelbſt kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im J. 409, und zum zweitenmal 410. Nach ſeinem in demſelben Jahr erfolgten Tode wendeten die Weſtgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem ſüdlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues weſtgothiſches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des 5. Jahrh. die Provence, Languedoc und Catalonien die Hauptttheile waren, Toulouſe die Reſidenz. Ihr letzter König, Roderich, blieb (711) in der Schlacht gegen die von Afrika herübergekommenen Araber, die das Reich eroberten. Die zwiſchen dem oſt- und weſtrömiſchen Reich obwaltende Eiferſucht war die Urſache, daß kurz hierauf (489) von dem Kaiſer Zeno in Conſtantinopel veranlaßt, auch die Oſtgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im J. 493 wurde dieſer Oſtgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen oſtgothiſchen Reiche, welches nebſt Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Noricum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Oeſterreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien), Dacien jenſeits der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, ſchon aber im J. 554 ſein Ende erreichte. Allerdings alſo ſind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dniper und an der Donau, nachher in Toulouſe, Toledo und Ravenna ſtanden, und deren Beute, wenigſtens eine Zeit lang, Athen und Rom geworden waren, ein welthiſtoriſches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man ſie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunſt und Kenntniſſe geweſen wären, da ſie ja mit dem oſt- und weſtrömiſchen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung geſtanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Conſtantinopel erzogen, war ein ſo großer Liebhaber der ſchönen Künſte, daß er eine beſondere Würde errichtete, eines comes nitentium rerum (Kunſtgraf, Oberaufſeher über die Kunſtwerke), der auf die Bildſäulen achten mußte, daß ſie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeiſter erwählte, dem die Beſorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verſchiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, ſondern auch andere Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur ſpärliche Nachrichten. Ueber die gothiſche Baukunſt ſ. d. Art. Baukunſt.

Gothenburg (Götheborg), eine erſt 1607 von Carl IX. an-

gelegte, nach holländiſcher Art gebaute See= und Handelsſtadt in Weſtgothland, an dem Ausfluß der Goth=Elbe in die Nordſee, nach Stockholm die beträchtlichſte und wohlhabendſte Stadt in ganz Schweden. Sie zählt 1100 über 21,000 Einw. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Obercommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur= und Hallgericht und ein Biſchof, unter deſſen Aufſicht das Gymnaſium nebſt ſeiner wohleingerichten Bibliothek ſteht. Die Manufacturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, ſo wie die Zuckerraffinerien, ſind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch ſeidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Cattun, Seife und Tabak. Die Schleuſe von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenerſee den Verkehr mit dem innern Lande. In Friedenszeiten beſuchen jährlich über 1200 ſchwediſche und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und ſicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar iſt; größere landen in einiger Entfernung. Die ſeit 1732 geſtiftete oſtindiſche Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beſchränkt ſich aber meiſtens auf den Handel mit China. Ein beſonders wichtiger Zweig des daſigen Handels iſt die lebhaft getriebene Heringsfiſcherei. Uebrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünſte ſehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt ſich die gereifte Vernunft nur das nothwendige von der Welt verſchiedene Weſen, deſſen unendlicher Verſtand und heiliger Wille der Grund von dem Daſein der Welt und ihrer Einrichtung, und von dem Wirklichwerden des höchſten Gutes iſt, deſſen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſtreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfniſſe der Vernunft befriedigen ſoll. Als ein nothwendiges, d. h. als ein ſolches Weſen, welches den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelbſt trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein ſolches Weſen das Daſein der Welt erklärbar macht; unendlichen Verſtand muß man bei ihm vorausſetzen, weil nur durch ein Weſen von dieſer Beſchaffenheit die alle menſchliche Einſicht und Faſſungskraft überſteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuſchreiben, weil nur unter dieſer Vorausſetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer ſittlicher Reife führen, und Glückſeligkeit und nach Maßgabe der Schuld und des Verdienſtes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Geſetzgebers der vernünftigen Weſen und des Regierers der menſchlichen Dinge, iſt das Höchſte, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdiſche ſich erhebenden Hoffnung und die wirkſamſte Triebfeder zur Pflichterfüllung. Das Syſtem, welches die Realität dieſer Idee anerkennt, heißt Theismus oder Deismus, das entgegengeſetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und einige Philoſophen aus der neueſten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswertheſten Philoſophen der neuen Zeit, Descartes, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich letzterer die vor ihm gewöhnlichen metaphyſiſchen Beweiſe für das Daſein Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darſtellte, haben ſich für den Theismus entſchieden, und da durch die Schellingiſche oder Identitätsphiloſophie die Idee eines von der Welt verſchiedenen, die Welt

mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu ſein ſchien, hat jüngſt Jacobi in ſeinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rückſicht auf die abweichenden Vorſtellungsarten einiger neuen Philoſophen zu vertheidigen geſucht. Die wichtigſten Beweiſe für das Daſein Gottes ſind der cosmologiſche, der phyſikotheologiſche und der moraliſche. Der cosmologiſche Beweis beruht auf folgenden Puncten: Alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erſcheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden iſt, hat den Grund ſeines Daſeins nicht in ſich ſelbſt, ſondern iſt von andern früher vorhandenen Urſachen abhängig. Die Vernunft kann ſich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken, das Geſetz des zureichenden Grundes nöthigt ſie, jede Wirkung auf eine Urſache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erſcheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt ſie zu der Idee eines Urgrundes, welcher gleichſam der Träger aller Dinge ſei, zu der Idee eines unbedingten und nothwendigen Weſens, d. h. eines Weſens, welches in keiner Urſache bedingt und gegründet iſt, den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelbſt trägt, und als der letzte Grund aller Erſcheinungen, als der Punct, von welchem alle Reihefolgen der Erſcheinungen ausgehen, zu betrachten iſt. Der phyſikotheologiſche Beweis beruht auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen vorausſetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Abſicht ſich offenbaren, in einem nach Ideen, nach der Vorſtellung von Mitteln und Zweck handelnden Weſen enthalten ſei. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarſte Weiſe ſich ankündigen, ſind die Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entſtehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die Kugelform der Erde, ohne welche alles Land um den Aequator überſchwemmt, und alles Land an den Polen dürre ſein würde, das Gleichgewicht der Südſee mit der Nordſee, des ſtillen Meeres mit dem atlandiſchen, des feſten Landes der neuen Welt mit dem feſten Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Waſſers und andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechſelſeitige Beziehung der geiſtigen Vermögen des Menſchen zu einander, die Harmonie zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen ſeines Weſens und der Bau des menſchlichen Leibes, deſſen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zuſammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geſchlechter und eine Menge anderer Erſcheinungen, mit deren Erwähnung und näheren Beſchreibung ſich viele phyſikotheologiſche Schriften, unter denen beſonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, ſich beſchäftigen. Dieſe und andere Erſcheinungen nun nöthigen den Menſchen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf ſich ſelbſt beruhen laſſen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da ſich, auch bei der Vorausſetzung einer ewigen Materie, doch die Entſtehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur iſt der Spiegel und der Abglanz Gottes, und darum führt die Naturbetrachtung den Menſchen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen

im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erſcheinungen trifft, an denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt, ſo erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen überſehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zuſtand der Tugendübung ſein ſoll, die vernünftigen Weſen in einem Syſteme von Kräften ſich befinden müſſen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig ſei, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weiſe Abſichten vorauszuſetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch leſe, und da, wo ich es verſtehe, vernünftiges Urtheil und Zuſammenhang finde, ſo nehme ich an, daß der Verfaſſer auch in den Stellen, wo ich ihn nicht faſſe, mit Nachdenken und Ueberlegung geſchrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menſchen zu Gott führen, ſo muß in ſeinem Gemüthe ſchon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht ſein, denn eine apodiktiſche Gewißheit, d. h. eine ſolche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Ueberzeugung undenkbar wird, gewährt weder der phyſikotheologiſche noch der cosmologiſche Beweis, und beide Beweiſe können durch Scheingründe entkräftet werden. Dieſes Verlangen nur iſt in der ſittlichen Natur des Menſchen gegründet, und darum ſetzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Daſein und Regierung voraus, daß die ſittlichen Anlagen des Menſchen ſich entwickelt haben, und er ſeiner höhern Bedürfniſſe ſich bewußt geworden ſei. Die Darſtellung des Zuſammenhanges des Glaubens an Gott mit dieſen Bedürfniſſen des menſchlichen Gemüths wird der moraliſche Beweis für das Daſein Gottes genannt, welches beſonders Kant und deſſen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieſer Beweis auf folgenden Puncten: der Menſch iſt ein ſittliches Weſen, und aus ſeiner ſittlichen Natur geht die Idee des höchſten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortſchreitenden ſittlichen Vervollkommnung und einer genauen Uebereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit hervor. Er kann dieſe Idee nicht für Wahn und Täuſchung erklären, ohne den Glauben an ſeine ſittliche Natur und Beſtimmung aufzugeben, und muß, um einig zu ſein mit ſich ſelbſt, das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerſtörung, und die Natur theilt Freude und Glückſeligkeit nicht nach dem Maßſtabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten zu können, iſt er genöthigt, das Daſein einer von der Natur unterſchiedenen Urſache der geſammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung ſeines Weſens und eine dereinſtige Uebereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit enthalte. Dieſe oberſte Urſach der Natur muß eine der moraliſchen Geſetzgebung gemäße Cauſalität (Urſächlichkeit) haben, muß das Sittengeſetz ſich vorſtellen (Intelligenz, vernünftiges Weſen ſein) und der Vorſtellung dieſes Geſetzes gemäß wirken (muß Willen beſitzen). Es muß alſo die oberſte Urſache der Natur ein Weſen ſein, welches durch Verſtand und Willen die Urſach der Natur iſt, und ein ſolches Weſen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft ſich erheben, und ohne die Dazwiſchenkunft der Offenbarung würde ſie vielleicht nie allgemein Glaube geworden ſein. Ehe der Menſch zu der Idee Gottes ſich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Weſen und Wirkſamkeit die Völker höchſt verſchiedene Vorſtellungen gehegt haben. Die unvollkommenſten Götter ſind die Fetiſche, d. h. lebloſe Körper oder Thiere, denen der

Menſch, weil er ſie als Urſache ſeines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweiſt. Auf einer höhern Stufe der Bildung ſtanden die Völker, welche der Sonne und den Geſtirnen Einfluß auf die menſchlichen Schickſale zuſchrieben und dieſe Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienſtes Sabäismus (ſ. d. Art.) genennt wird. Noch weiter waren die Völker vorgeſchritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künſte und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode ſich dachten und ihnen übermenſchliche Kraft und Einfluß auf ihre Schickſale zuſchrieben, oder ſich Kräfte der Natur als wirkliche Weſen, als Perſonen, mit Verſtand und Willen begabt, vorſtellten, auf welche Weiſe die Religion der Griechen und Römer entſtanden war. Der Glaube an mehrere, die Schickſale der Völker und einzelner Menſchen regierende Weſen, welche zwar eine übermenſchliche Macht beſitzen, doch aber menſchlich fühlen und begehren, und nicht frei ſind von menſchlicher Beſchränkung, heißt Polytheismus. Der Polytheismus iſt nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur ſich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetſten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheiſten, und nur wenige Weiſe der vorchriſtlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten ſich zu würdigern Vorſtellungen von Gott und ſeiner Regierung erhoben. Indem aber der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrſchte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und ſeine Regierung verbreitet. Zwar dachten ſich die Juden, eben ſo wie andere Völker der vorchriſtlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigſinnliches Weſen von großer Macht und Hoheit, da ſie aber nun einen Gott verehrten, ſo konnten hier die religiöſen Vorſtellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfniſſen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott, von ſo großer Wichtigkeit, daß es höchſt glaublich iſt, daß Gott ſelbſt für die Erhaltung dieſes Glaubens geſorgt habe. Nach einer allmäligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Chriſtenthums, auf den Monotheismus ſeines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfniſſe des Verſtandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und ſeine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menſchengeſchlechts überging. Aus dem Juden- und Chriſtenthume ſchöpfte Mahomed ſeine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorſtellungen der polytheiſtiſchen Völker erhabenen religiöſen Begriffe, und ſo ward auch durch den Islamismus (ſ. Islam) der Glaube an einen Gott unter einem großen Theile der Menſchheit verbreitet. N.

Gotter (Friedr. Wilh.), wurde 1746 zu Gotha geboren, und empfing die ſorgfältigſte moraliſche und wiſſenſchaftliche Bildung. Seltene Fähigkeiten zeichneten ſchon den Knaben aus, der ſich zuerſt in kleinen dramatiſchen Stücken in franzöſiſcher Sprache verſuchte, die einen beſondern Reiz für ihn hatte. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die römiſchen Schriftſteller, beſonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er ſich nicht, da er in ihrer Sprache nur unbedeutende Fortſchritte machte. Mit dem Italieniſchen hatte er ſich ebenfalls bekannt ge-

macht. 1763 bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunſt nicht abgezogen. Die Ackermanniſche Schauſpielergeſellſchaft befand ſich damals in Göttingen, und ſchon hier machte er Bekanntſchaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieſer Truppe ein Geſellſchaftstheater, und entwickelte ſo ſein großes Talent der theatraliſchen Darſtellung. 1766 verließ er Göttingen, und trat zu Gotha als zweiter gelehrter Archivar in herzogl. Dienſte. 1767 ging er als Legationsſecretär nach Wetzlar, folgte aber im nächſten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Univerſität Göttingen zu führen. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des göttingiſchen Muſenalmanachs, und empfahl ſich durch verſchiedene lyriſche Stücke ſehr vortheilhaft. 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf ſeinen vorigen Poſten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angeſtellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung ſeines Geiſtes ſehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermanniſche Geſellſchaft daſelbſt wieder, ſondern auch einen Kreis junger Männer, die mit ihm an Bildung und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jeruſalem waren darunter. Gotter ſchloß ſich als würdiges Mitglied jenem ſchönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die deutſche Sprache aus der Verſunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. 1774 machte er eine Geſundheitsreiſe nach Lyon. Hier lernte er das franzöſiſche Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde ſeitdem immer thätiger für die Bühne. In den nächſten zwölf Jahren nach ſeiner Rückkehr entſtanden ſeine vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten. Leſſings, Weißes und Anderer Vorgang, deren Bemühen die deutſche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauſpielergeſellſchaft, welche Gotha vor allen Städten Deutſchlands damals beſaß, befeuerten ſeine Liebe für die dramatiſche Kunſt. Schon vor Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne ſein treffliches Spiel gezeigt, und ſeine Freunde mit dem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit ſeiner Declamation war unübertrefflich, zumal in verſificirten Stücken. Außerdem beſaß er das Talent des Improviſirens in einem ſeltnen Grade, und ſprach bisweilen mit einer unbeſchreiblichen Leichtigkeit in Verſen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus ſeinem Munde kamen. 1780 verheirathete ſich Gotter und lebte ſeitdem, kleine Reiſen abgerechnet, beſtändig in ſeiner Vaterſtadt, wo er 1797 im 53. Jahre ſeines Lebens ſtarb. Obgleich Gotter die ſchöne Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener kannte, ſo ſagten ſeiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meiſten die Werke der erſtern zu. Sie waren es, nach deren er ſich bildete, deren geglättete Zierlichkeit er ſich bis herab auf das Mechaniſche der Poeſie, das er ganz in ſeiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen ſeiner Poeſien ſammelte er auf fremdem Boden, behandelte ſie aber in der Ausführung mit freier Willkür. Er verſuchte ſich in jeder Gattung der dramatiſchen Kunſt, im Trauerſpiel, Luſtſpiel, Singſpiel und in der Poſſe. Seine übrigen Poeſien, im Fache der Epiſtel, des Liedes, der Erzählung und Elegie, zeichnen ſich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, ſchalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphiloſophie aus. In allen ſeinen Werken zeigt ſich Gotter als einen wahren Meiſter in der Verskunſt. An

Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige deutſche Dichter gleich, und faſt keiner zuvor gethan. Er ſelbſt hat herausgegeben: Gedichte, 2 Bde., 1787 und 88; Singſpiele, 1s Bdchn., 1778; Schauſpiele, 1795; und viele einzelne theatraliſche Arbeiten, meiſt Ueberſetzungen. Nach ſeinem Tode erſchien 1802 noch ein dritter Band Gedichte, auch unter dem Titel: Literariſcher Nachlaß u. ſ. w. mit des Verfaſſers Biographie von Schlichtegroll.

Götterlehre, ſ. Mythen, Mythologie.

Götterſpeiſe, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein ſüßer und balſamiſcher Saft, der in der ſeligen Inſel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unſterblichkeit, gewöhnlich als Speiſe, aber auch als Trank, der jedoch mit dem Nektar (ſ. d. Art.) nicht zu verwechſeln iſt, und als Salbe diente. Menſchen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit dieſem Namen fünf Gattungen von Gewächſen, welche ſich ſämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zuſammengeſetzt und halbgetrennten Geſchlechts ſind.

Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche. Unter dem Gottesdienſte, richtiger Gottesverehrung genannt, verſteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöſe Gefühle ausdrücken, oder die Hervorbringung derſelben bezwecken. Der Ausdruck des religiöſen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und ſolche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorſchrift eines Religionsſtifters, oder durch die Sitte, oder durch die Uebereinkunft einer kirchlichen Geſellſchaft eingeführt worden ſind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienſtliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienſt kann entweder ein beſonderer oder ein öffentlicher ſein, und da die Menſchen nur zu leicht das Göttliche vergeſſen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth ſtärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele ſich verſammeln, ſo hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienſt, wo die Rede des Predigers und der Geſang der Gemeinde das religiöſe Gefühl auf eine würdige Weiſe ausſpricht und anregt, auch die Muſik und die bildenden Künſte das Göttliche darſtellen, einen hohen Werth. Die Verſchiedenheit der Gottesdienſte, mit denen uns die Religionsgeſchichte bekannt macht, hat ihren hauptſächlichſten Grund in der Verſchiedenheit der religiöſen Vorſtellungen, obgleich auch die Verſchiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfaſſungen und in den Erzeugniſſen ihrer Länder und ihres Kunſtfleißes, und zufällige Umſtände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenſte, des Namens kaum werthe Gottesdienſt iſt der, welcher ſich auf äußere Gegenſtände, die als Urſachen des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieſer Fetiſchendienſt nur Begehren und Verabſcheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommnere Art des Gottesdienſtes iſt die, welche auf menſchenähnliche Weſen bezogen wird, und da dieſen Göttern, ſo unvollkommen man ſie ſich auch vorſtellen mag, doch moraliſche Eigenſchaften zugeſchrieben werden, ſo kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es beſteht dieſe Art des Gottesdienſtes hauptſächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man ſich die Götter meiſt als unſichtbar zu denken pflegt, ſo wird er zunächſt auf die Symbole der Götter bezogen, und iſt daher mit

dem Bilderdienſte verbunden. Der edelſte und würdigſte Gottesdienſt aber iſt der, welcher ſich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menſchliche Beſchränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und ſeine Regierung, welchen das Chriſtenthum in der Welt ausgebreitet hat. Unverkennbar war der Gottesdienſt der Chriſten im apoſtoliſchen Zeitalter eine ſittlich-religiöſe Anſtalt, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorleſen der heiligen Bücher, durch gemeinſchaftlichen Geſang und durch das bei brüderlichen Mahlen verordnete Andenken an Jeſum Chriſtum den Glauben zu ſtärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der chriſtliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannichfaltige Weiſe, und namentlich durch die Einmiſchung von Gebräuchen, welche die zum Chriſtenthum bekehrten heidniſchen Völker in die Kirche hinüber brachten, entſtellt, ſo blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchriſtlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meiſten dieſer Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Geſang die Hauptſache bei dem Gottesdienſte der Proteſtanten, und unläugbar iſt ein ſolcher Cultus die trefflichſte Schule der Volksbildung, und das wirkſamſte Mittel, religiöſe Kenntniß und Geſinnung unter den Menſchen zu erhalten. Daß der proteſtantiſche Gottesdienſt durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meiſten Orten der Fall iſt, durch die Kunſt verſchönert werden könnte, läßt ſich nicht bezweifeln. Doch darf man dieſen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunſtwerken in den proteſtantiſchen Kirchen keineswegs ſo hoch anſchlagen, als von denen zu geſchehen pflegt, welche in unſern Tagen den Catholicismus auf Koſten des Proteſtantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptſache, und wenn nur dafür geſorgt wird, daß es der proteſtantiſchen Kirche nicht an ausgezeichneten Kanzelrednern fehle, und überall gute Geſänge gebraucht werden, ſo wird ihr Cultus ſeinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei (Treuge oder Trewa, von dem deutſchen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Faſtenzeit, und die hohen Feſttage mit ihren Octaven und Vigilien in Wirkſamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerſt 1033 in Aquitanien (wo ein Biſchof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen ſie ſchon auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutſchland in Anregung; unter Wilhelm dem Baſtard wurden ſie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geiſtlichkeit wirkte durch dieſe Einführung von Zucht gewiß wohlthätig auf den barbariſchen Fehdegeiſt jener Zeit ein. Unſre Kaiſer verſuchten zwar, ſie auch in Deutſchland einzuführen; die Männer der Fehde beeinträchtigten aber den Gottesfrieden, eine Milderung der Fehdegräuel, ſehr oft.

Gottesgericht, Gottesurtel, ſ. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des 11. Jahrh. zu Baſy im walloniſchen Brabant, 2 Meilen von Nivelle, war der Sohn Euſtachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte 1076 ſeinem Oheim, Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente mit eben ſo vieler Treue als Tapferkeit dem Kaiſer Heinrich IV. in Deutſchland

und Italien. Ihm verdankte dieſer Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er ſich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den ſeine Thaten ihm erwarben, ließ ihn 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen, welche Papſt Urban II. und die übrigen Fürſten der Chriſtenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüſteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung ſeiner Brüder Euſtach und Balduin an. Die Griechen widerſetzten ſich vergebens ihrem Durchmarſch. Gottfried zwang den Kaiſer Alexis Comnenus, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und ſeine gerechten Beſorgniſſe zu verbergen. Zufolge der Bündniſſe, die er mit dieſem Fürſten ſchloß, ſollte er demſelben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieſer ſich verpflichtete, das Heer mit Lebensmitteln und Mannſchaft zu verſehen. Aber Alexis fürchtete für ſeine eignen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Conſtantinopel geplündert hatten, hielt er keine von ſeinen Verſprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er ſeinen Lauf fortſetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Das Heer der Kreuzfahrer beſtand damals aus 100,000 Reitern und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet der Geiſtlichen, welche im heiligen Eifer, oder aus Ueberdruß ihre Zellen verlaſſen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Paläſtina den Gegenſtand ihrer zügelloſen Leidenſchaften ſuchten. Am 3. Juni 1098 ward Antiochia eingenommen. Drei Tage darauf erſchien ein ungeheures Heer, welches die in der Stadt eingeſchloſſenen Kreuzfahrer belagerte. Da ſie ohne Lebensmittel waren, ſahen ſie ſich genöthigt, Pferde und Kameele zu ſchlachten. Aus dieſer äußerſten Noth wurden ſie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines provençaliſchen Geiſtlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben vorgab. Dieſe Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergeſtalt, daß ſie mit Nachdruck die Türken zurückſchlugen und einen glänzenden Sieg erfochten. Im folgenden Jahre am 19. Juli ward, nach einer fünfwöchentlichen Belagerung, die Stadt Jeruſalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles ſchwamm in Blut, und die Sieger ſelbſt, des Mordens müde, fühlten ſich von Entſetzen durchdrungen. Gottfried, deſſen Sanftmuth ſeiner Tapferkeit gleich war, befand ſich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun ſuchten. Acht Tage nach der Eroberung Jeruſalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum Könige der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Chriſtus mit Dornen gekrönt worden; eben ſo lehnte er den Königstitel ab, und begnügte ſich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Aegypten, welcher wahrnahm, daß die Chriſten nach ſo großen Vortheilen gleichwol nicht in ſein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochia erobert hatten, nur noch 20,000 übrig waren, ſchickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen ſie. Gottfried lieferte ihn auf den Ebnen von Ascalon eine Schlacht, worin er ſie in Unordnung brachte, und 100,000 Mann getödtet haben ſoll. Dieſer Sieg ſetzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Beſitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, ſeine Staaten zu erweitern, als ſie zu erhalten und zu organiſiren. Er ſetzte einen Patriarchen ein, ſtiftete zwei Domcapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andere in der Tem-

pelkirche, und erbaute ein Kloſter in dem Thale Joſaphat. Darauf gab er ſeinen neuen Unterthanen ein Geſetzgebung, ſtarb aber ſchon den 18. Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jeruſalem. Sein Leichnam ward beſtattet auf dem Calvarienberge neben dem Grabe des Erlöſers. Taſſos ſchönes Epos preiſt auf eine würdige Weiſe dieſen großen Fürſten und Feldherrn, den uns die Geſchichte als ein Muſter der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrſchertugenden darſtellt.

Gotthardsberg (Sanct), ein hohes Bergthal in der Kette der höchſten Alpengebirge an der Südgrenze des Cantons Uri. In der Mitte deſſelben liegt ein Kapucinerhoſpitium nebſt einem Spital und Güterlager. Auf dieſem Puncte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6339, oder nach der Weißiſchen Karte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergſpitzen empor, welche man auf 8557 Fuß ſchätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien iſt Winter und Sommer wegſam, und wird ununterbrochen befahren, da ſie die Hauptverbindung zwiſchen beiden Ländern bildet; jedoch iſt ſie weder ohne Beſchwerden, noch ſelbſt ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß ſich drängt, über mehrere ſchwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das durch den Felſen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher iſt das ſchnelle und ſteile Abſteigen des St. Gotthards nach Airolo im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumroſſen hinübergeſchafft.

Göttingen, königl. hannöverſche Stadt an der Leine, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale, im ehemaligen Fürſtenthum Calenberg, jetzt im Fürſtenthum Göttingen. Sie gehört zu den ſchönſten Städten von Niederſachſen, und zählt über 10,000 Einwohner. Hier ſtiftete 1734 König Georg II. die berühmte Univerſität Georgia Augusta, welche am 17. Sept. 1737 eingeweiht wurde, und ſich bald zu einer der vorzüglichſten gelehrten Anſtalten Europas erhob. Sie iſt jetzt zugleich für Braunſchweig und Naſſau die Landesuniverſität. Mit ungemeſſenem Koſtenaufwand vereinigte die Regierung die erſten vaterländiſchen Gelehrten hier, und gründete neben vielen andern zweckmäßigen Anſtalten eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichſte in Deutſchland, und vielleicht in Europa iſt, und gegen 300,000 Bände und 5000 Handſchriften zählt. 1751 wurde die königl. Societät der Wiſſenſchaften errichtet, und erhielt 1770 eine zweckmäßigere Einrichtung. Sie beſteht aus einer mathematiſchen, phyſicaliſchen und hiſtoriſchen Claſſe, hat ordentliche und außerordentliche, einheimiſche und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Claſſen ſetzen abwechſelnd einen Preis von 50 Ducaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. 1773 ward ein Muſeum angelegt, welches nebſt einer beträchtlichen Münzſammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollſtändigkeit enthält. Seit 1734 wird jährlich von jeder der vier Facultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis beſteht in einer 25 Ducaten ſchweren goldnen Medaille. Außerdem befindet ſich hier ein Predigerſeminarium, ein theologiſches Repetentencollegium und ein Paſtoralinſtitut, ein chirurgiſches, ein Accouchir- und ein Krankenhoſpital, ein botaniſcher und öconomiſcher Garten, ein anatomiſches Theater, ein Krankenhaus und ein cliniſches Inſtitut, ein chemiſches

Laboratorium, ein phyſicaliſcher Inſtrumentenapparat, ein Obſervatorium, ferner ein philologiſches Seminarium u. ſ. w. Die Zahl der Studirenden iſt über 1100. Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufacturen und Leinwebereien; ferner ſind die Mettwürſte ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottorp, ſ. Holſtein.

Gottſched (Joh. Chriſtoph), war 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von ſeinem Vater, welcher Prediger daſelbſt war, den erſten Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften, und bezog ſchon 1714 die Univerſität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche er beſtimmt war, zu dem Studium der Philoſophie, der ſchönen Wiſſenſchaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademiſche Abhandlungen philoſophiſchen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magiſter, und begab ſich, um dem Militärzwang zu entgehen, 1724 nach Leipzig, wo ihn der königsberger Magiſtrat mit einem Stipendium unterſtützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhiſtors, Joh. Burkh. Menke, der ihm die Erziehung ſeiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weiſe den damaligen verderbten Geſchmack und Lohenſteiniſchen Schwulſt, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzoſen anpries. 1726 erwählte ihn die damalige poetiſche Geſellſchaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieſelbe in die noch beſtehende leipziger deutſche Geſellſchaft um, deren damaliger Einfluß auf die deutſche Literatur unläugbar bedeutend war. In der Folge entſagte Gottſched dieſer Geſellſchaft, und ſtiftete eine neue, welche ſich die Geſellſchaft der freien Künſte nannte. 1728 gab er den erſten Entwurf ſeiner nachher weiter ausgeführten Redekunſt, und 1729 zum erſtenmal ſeine kritiſche Dichtkunſt heraus. Beide Werke unterſcheiden ſich vortheilhaft von den herrſchenden Lehrbüchern jener Zeit, in ſo fern ſie nachdrücklich die Verunſtaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländiſcher Wörter rügten, und dem in der Poeſie herrſchend gewordenen Schwulſt entgegenarbeiten. In demſelben Jahre beſuchte er ſein Vaterland, wo er ſeine nachherige Gattin kennen lernte. 1730 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt. Er gab jetzt ſeine Beiträge zur kritiſchen Geſchichte der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit heraus, und fing ſeine unerſprießlichen Bemühungen für die vaterländiſche Bühne an. 1734 wurde er ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik, gab als ſolcher ſeine Erſten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Univerſität, der philoſophiſchen Facultät und des großen Fürſtencollegiums Senior, wie auch mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied, und ſtarb 1766. In unſerer Literatur ſteht er als ein warnendes Beiſpiel da, zu welcher Schmach auch ein Schriftſteller von löblichem Beſtreben und manchem unläugbaren Verdienſt durch Einſeitigkeit und Pedantismus herabſinken kann. Durch dieſe Eigenſchaften hat er es verſchuldet, daß man gegenwärtig mit ſeinem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeſchmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle äſthetiſchen Sünden ſeines Zeitalters nicht genugſam geſchmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach ſeinem erſten Auftreten für den Wiederherſteller der Dichtkunſt und den Verkündiger des guten Geſchmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch

Roſt, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandtem Witz und gründlichen Beweiſen Gottſched mit ſo ſchwerfälligen Waffen begegnete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. Was Gottſched Gutes gewirkt, iſt eben ſo wenig zu verkennen, als ſeine Abgeſchmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienſtlich war ſein Eifer für die Reinheit der deutſchen Sprache deren Genius er wenigſtens ahnete, wenn er auch nicht Talent genug beſaß, ſelbſt Muſter darin zu werden; verdienſtlich ſind ferner ſeine Bemühungen um die deutſche Grammatik und die Geſchichte der deutſchen Literatur. (Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, 2 Bände, 1757 und 1765. Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, 8 Bände, 1732 — 1744. Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, 12 Bände, 1732 — 1764). Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth ſind ſeine kritiſche Dichtkunſt und Rhetorik; gewiß war er kein Muſter der Dichtkunſt und nicht zum Reformator der deutſchen Bühne geeignet. Er wollte die Oper und Operette als unnatürlich und widerſinnig ausrotten, die Comödie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurſt, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja, er war grauſam genug, in Gemeinſchaft mit der Schauſpieldirectorin Neuber den ehrlichen Geſellen 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er ſelbſt für die Bühne lieferte, froſtig, ſteif und langweilig. So unerſprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände ſeiner muthwilligen Gegner, deren Uebergewicht um ſo entſchiedener ward, je mehr er ſich ereiferte und mit ſtolzem Tone ſie niederſchlagen wollte.

Gottſched (Luiſe Adelgunde Victorie), Gattin des im vorigen Artikel geſchilderten Profeſſors, Tochter des polniſchen Leibarztes Kulmus, war 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer Anlagen. Von dieſer empfing ſie Unterricht in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache. In der Folge ward ſie auch mit dem Engliſchen bekannt, und bildete beſonders durch das Leſen des engliſchen Zuſchauers frühzeitig ihren Witz und Geſchmack; eben ſo erwarb ſie ſich in der Geographie und Geſchichte ausgebreitete Kenntniſſe, und im Zeichnen und in der Tonkunſt ſeltene Fertigkeit. Sie las mit gleichem Eifer die beſten Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit, und die ernſthafteſten philoſophiſchen Schriften. Mit Gottſched, den ſie 1729 perſönlich kennen lernte, unterhielt ſie ſeitdem einen ununterbrochenen Briefwechſel, und verband ſich mit ihm 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateiniſch und Griechiſch, half ihrem Manne vielfältig bei ſeinen gelehrten Arbeiten, und trat ſelbſt als Schriftſtellerin, beſonders als Ueberſetzerin, auf, ohne darum die geringſte ihrer häuslichen Pflichten zu vernachläſſigen. Ihre raſtloſe Thätigkeit aber zerſtörte ihre Geſundheit, und ſie ſtarb zu Leipzig 1762, im 49. Jahr ihres Alters. Mad. Gottſched war eine Frau von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Mit ſeltenen Kenntniſſen und einem männlichen Ernſt verband ſie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Beſcheidenheit und das regſte Gefühl für Liebe und Freundſchaft. Als Schriftſtellerin erwarb ſie die Achtung ihrer Zeitgenoſſen. Die deutſche Sprache behandelte ſie geſchickter als ihr Mann, den ſie an Witz und Verſtand weit übertraf. Zwar ſind ihre Gedichte und ihre Ueberſetzungen fremder Dichterwerke von geringem Werthe; dagegen aber zeigen ihre noch jetzt anziehenden Briefe ſie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Muſen.

Götz (Joh. Nic.), ein angenehmer und gefälliger Dichter, war 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zuſammen, und beſonders mit erſterm übte er ſich in poetiſchen Arbeiten. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn von Kalkreuth, Oberſten und Commandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland beſucht hatte, in ſein Vaterland zurück, da das rauhe Clima Oſtfrieslands ihm nicht zuſagte. Zwei Jahre darauf berief ihn die verwittwete Gräfin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeiſter ihrer Enkel. Dieſe waren Offiziere bei dem Regimente ihres Oheims, des franzöſiſchen Feldmarſchalls, Grafen von Sparre; er befand ſich mit ihnen abwechſelnd in Saarlouis, Metz und Straßburg, begleitete ſie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy ſtand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elſaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückiſchen, wo er ſich mit einer jungen Wittwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inſpector in Meiſenheim, 1761 Pfarrer und Conſiſtorialaſſeſſor in Winterburg, und endlich 1766 baden-durlachiſcher Superintendent der evangeliſch-lutheriſchen Kirchen und Schulen der Aemter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er 1781 ſtarb. Am vortheilhafteſten zeigt ſich Götz in dem ſcherzhaften und empfindungsvollen Liede, das ſinnliche Freuden und Leiden ſchildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetiſchen Erzählung und ſelbſt in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen ſich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und ſanftes Gefühl. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß, ward ſein ſämmtlicher poetiſcher Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermiſchte Gedichte von J. N. Götz," in 3 Bänden herausgab, ſich aber wahrſcheinlich manche Aenderungen erlaubte, die wol nicht alle eines gleichen Dankes werth ſind.

Götze iſt jeder Gegenſtand göttlicher Verehrung von dem Standpuncte deſſen aus betrachtet, der dieſen Gegenſtand einer ſolchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an Einen Gott glauben, Alle, welche nicht dieſen Einen Gott, ſondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geſchöpf der Phantaſie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenſtande ihrer Anbetung haben. Selbſt nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn ſie das höchſte Ziel aller Wünſche und Beſtrebungen eines Menſchen werden, der ihnen Alles aufopfert, was vernünftige Menſchen für das Schätzenswertheſte und Beſte in ſich halten; Gold, Ruhm, Wolluſt ſind ſolche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgeſtellt, und denen Ehrenbezeugungen erwieſen wurden. Daher kann man die Statuen der heidniſchen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunſtwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rückſicht auf das, was ſie in den Tempeln der Heiden waren. Der Menſch muß ſchon eine hohe Stufe geiſtiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören ſoll, ſich ſeinen Gott durch ein Bild ſichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du ſollſt dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, ſpricht daher für eine ſehr hohe Ausbildung deſſen, der es zuerſt unternahm, einen

Gottesdienſt ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moſes; und die Geſchichte der häufigen Rückfälle ſeines Volks in die verbotene Bilderanbetung iſt ein Beweis, wie ſchwer es halten müſſe, den Menſchen bei einer blos geiſtigen Gottesverehrung feſt zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, ſo ganz beſonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat ſich die Beſchäftigung, der Charakter, die Bildung der verſchiedenen Völker auf das deutlichſte ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele, bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias, welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abſcheulichſten, unanſtändigſten Mißgeſtalten, die ungeheuerſten Zuſammenſetzungen von Thieren, und ſelbſt von Thier und Menſch behaupteten eben ſo gut ihre Plätze auf den Altären und in den Heiligthümern, als die unübertroffenſten Ideale der Phantaſie und der Kunſt. Leicht zu begreifen iſt es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darſtellen zu können glaubten, als durch rieſenhafte und idealiſch ſchöne Nachahmnng der Menſchengeſtalt; deſto ſchwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es ſelbſt bei der unvollkommenſten Vorſtellung von dem Göttlichen möglich geweſen iſt, einen würdigen Ausdruck deſſelben in Zerrbildern, und noch mehr in den indiſchen ſcheußlichen Schreckgeſtalten zu finden.

Götze (Joh. Melchior) ehemaliger Senior des Miniſteriums zu Hamburg, ein, unter dem Namen des Zionwächters zu ſeiner Zeit bekannter Polemiker oder Streittheolog. Er war zu Halberſtadt am 16. Oct. 1717 geboren, ſtudirte zu Jena und Halle, ward 1741 Adjunct des Miniſteriums zu Aſchersleben; 1750 zweiter Prediger an der heil. Geiſtkirche zu Magdeburg, 1752 Paſtor; 1755 Paſtor an der Catharinenkirche zu Hamburg; 1760 Senior, und ſtarb d. 19. Mai 1786. Er hatte auf alle diejenigen, welche Aufklärung zu befördern ſuchten, ein wachſames Auge. Baſedow, Alberti (ein helldenkender Collega Götzes), Büſching, Göthe (die Leiden Werthers), Bahrdt und Semmler waren die vorzüglichſten Gegenſtände ſeiner Kampfluſt. Er hat viel geſchrieben, unter andern viel Predigten und Streitſchriften, die, da ſie mit Recht vergeſſen ſind, hier anzuführen, ſich nicht der Mühe lohnt. Seine Vertheidigung und ſeine ausführliche Veetheidigung der Complutenſiſchen Bibel gegen Wetſtein und Semmler (Hamb. 1765.), ſo wie ſein Verſuch einer Hiſtorie der gedruckten niederſächſiſchen Bibeln vom Jahre 1470 — 1621 (Halle 1775), Verzeichniß ſeiner Sammlung ſeltner und merkwürdiger Bibeln in verſchiedenen Sprachen mit kritiſchen und literäriſchen Anmerkungen (Halle 1777) und die Fortſetzung (1779) beurkunden ihn indeß, auch nach dem Zeugniſſe ſeiner Gegner, als einen Mann, nicht ohne Kopf und ohne Kenntniſſe. Seine Neigung, in jeder, von der ſeinigen abweichenden, theologiſchen Anſicht Socinianismus, (ſ. Socinianer) zu wittern und dagegen zu warnen, gab auch zu mancher lächerlichen Anekdote Veranlaſſung. Einſt fragte Götze einen bei ihm aus- und eingehenden Fleiſcher, weſſen Predigten er am meiſten beſuche. Nachdem der unbefangene Fleiſcher den Namen des Predigers genannt hatte, deſſen Predigten er gewöhnlich anzuhören pflege, warnte ihn Götze vordemſelben als vor einem Socinianer. Als am nächſten Sonntage der Fleiſcher, jetzt in Folge des Götzeſchen Raths, in eine von ſeiner Wohnung entfernt liegende Kirche geht, um den Socinianer nicht mehr zu hören, begegnet ihm einer ſeiner Mitbürger. Dieſer fragt ihn, warum er nicht mehr die Predigten des Mannes beſuche, die er ſonſt fleißig angehört habe. Der Senior Götze, erwie-

derte der ehrliche Fleiſcher, hat mir geſagt, daß dieß ein Socinianer ſei. Ihr ſeid alle beide irre, entgegnete der Mitbürger, ich bin ja mit ihm aufgewachſen; er iſt kein Socinianer, ein Hannoveraner iſt er.

Götze (Joh. Aug. Ephr.), der jüngere Bruder des vorigen, war 1731 geboren, und ſtarb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In ſeinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu ſeinem Hauptſtudium gemacht. In den verſchiedenen Streitigkeiten, welche ſein Bruder mit den angeſehenſten Theologen ſeiner Zeit führte, ergriff er keine Partei, ſondern forſchte ſelbſt der Wahrheit nach, und warnte ſeinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Schon über 40 Jahr alt, wurde er durch einige zufällige Verſuche mit dem Mikroſcop veranlaßt, ſich den naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin ſolche Fortſchritte zu machen, daß er bald unter die vorzüglichſten Naturhiſtoriker Deutſchlands gezählt wurde. Er war ein Mann von ſeltener Thätigkeit, beſonders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerſt treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes, bei welcher es ihm unmöglich ward, ſich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu laſſen. Außer einigen gelehrten Werken, vorzüglich über die Eingeweide-Würmer, die ſeinen Ruhm bei der Nachwelt ſichern, hat er in Volksſchriften, die unter den Namen des nützlichen Allerleis, Cornelius, Natur, Menſchenleben und Vorſehung bekannt genug ſind, unſtreitig das meiſte dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereigniſſe, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur, immer mehr verſchwanden.

Gouda, auch Ter Gouw, eine Stadt am Fluſſe Gouwa, einem der vielen Arme, in welche ſich der Rhein zerſplittert, liegt in der niederländiſchen Provinz Holland, hat ungefähr 4000 Häuſer, und etwa 16,000 Einwohner. Der in neuern Zeiten geſunkene Hauptnahrungszweig derſelben iſt die Verfertigung thönerner Tabakspfeifen, womit noch jetzt 2400 Arbeiter, die jährlich für 1¼ Million holländ. Gulden (833,333 Thlr.) Waare liefern, ihren Unterhalt erwerben. Dieſe Fabrikation verdient beſonders als ein merkwürdiges Beiſpiel des ehemaligen Gewerbfleißes der Holländer hier aufgeführt zu werden, indem die traßartige Thonerde, woraus man die Pfeifen brennt, nicht im Lande ſelbſt gefunden, ſondern aus der Gegend von Lüttich, Cöln und Coblenz hergeführt wird. Der gegenwärtige Verbrauch beträgt ungefähr 12,000 Tonnen Erde, die etwas über 100,000 Gulden koſten. Die Verminderung des Abſatzes an Pfeifen hat ihren Grund hauptſächlich darin, daß man auch in andern Ländern ſo klug geworden iſt, Fabriken der Art anzulegen, deren Erzeugniſſe zwar den holländiſchen an Güte nachſtehen, wegen ihres geringen Preiſes aber doch immer Abnahme finden.

Gozzi (Graf Carlo), berühmter italieniſcher Luſtſpieldichter, war zu Venedig gegen 1718 geboren, und widmete ſich früh den Studien, ohne Wahl einer künftigen Beſtimmung. Der erſte Gegenſtand ſeiner Beſchäftigungen war die toscaniſche Sprache, deren eigenthümlichen Geiſt er ſich vielleicht mehr als irgend ein anderer venetianiſcher Schriftſteller aneignete. Er machte den erſten Gebrauch davon in burlesken Gedichten, denn ſein anfangs ernſter Charakter hatte ſich zu Scherz und Spott gewendet. Die Zerrüttung, worein ſeine Familie gerieth, nöthigte ihn, in ſeinem 16. Jahre Kriegsdienſte zu nehmen und nach Dalmatien zu gehen, wo er ſeine Studien und Plane aus dem Geſicht verlor. Aber er nahm ſie mit Eifer wieder vor, als er nach drei Jahren nach Venedig zurückgekehrt war, ungeachtet die Angelegenheiten ſei-

ner Familie ihn mannichfaltig beunruhigten. Er ward Mitglied der ſeltſamen und bizarren Akademie der Granelleschi, deren Sitzungen vornehmlich er erheiterte und würzte. Mit übertriebenem Eifer verfolgte er den ſchlechten Geſchmack. Der Beifall, den Chiaris dramatiſche Arbeiten fanden, erregte ſeine Galle gegen dieſen matten und zugleich ſchwülſtigen Dichter. Nicht minder war Goldoni ein Gegenſtand ſeiner Angriffe, weil er das urſprünglich italieniſche Luſtſpiel durch eine langweilige und ſchwerfällige, den Franzoſen abgeborgte Schauſpielgattung zu verdrängen ſuchte. Chiari und Goldoni, vorher ſelbſt mit einander uneins, vereinigten ſich zu gemeinſchaftlichem Widerſtand gegen Gozzi, aber ſie waren einem ſo gewandten, erfindungsreichen, an Witz und Laune unerſchöpflichen Gegner nicht gewachſen. Einen gewaltigen Aufruhr erregte Gozzis Tartana degli influssi per l'anno bisestile 1757, welche er in einer Sitzung der Granelleſchi, als deren Wortführer gegen die Feinde der Sprachreinheit und des Geſchmacks er ſich anſah, vorgeleſen und ſeinem Freunde Farſetti zugeeignet hatte. Dieſer ließ ſie in Paris drucken und verbreitete ſie unerwartet in Venedig. Goldoni trat ſelbſt mit einem großen Gedicht in Terzinen dagegen auf, zog ſich indeß dadurch nur neuen Spott von Gozzi zu. Aber dieſe Streitigkeiten führten zu ernſthaftern Folgen. Gozzi faßte den Gedanken zu einer neuen Gattung von Luſtſpielen, die nach Willkür rein phantaſtiſch ſein, oder ſich mit den Pfeilen der Satyre waffnen konnten. Sacchi, der treffliche Harlekin Italiens, und ſeine in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Geſellſchaft war durch Goldoni dem Untergange nahe gebracht. Gozzi machte ihre Sache zu der ſeinigen und ſchrieb unentgeltlich für ſie. Sein erſtes Stück, das nur eine Art von Prolog war und im Carneval 1761 geſpielt wurde, hatte einen ausnehmenden Erfolg. Statt aus dem bürgerlichen Leben ſchöpfte Gozzi ſeinen Stoff aus den Feenmährchen, womit Ammen und Wärterinnen die Kinder zu unterhalten pflegen, und ſo benutzte er die Liebe der drei Pomeranzen zu einem Prolog bei Eröffnung des Theaters und zu einer unerſchöpflichen Quelle von ſatyriſchen Streichen gegen die Schauſpieler, die nur nachbeten können, was ihnen der Autor vorſchreibt, und gegen die Autoren, deren Erfindung, Feuer und Genie fehlt, die immer ſchreiben wollen, aber immer ſchlecht ſchreiben u. ſ. w. Zu dem Ganzen, das durch drei Acte durchgeführt wurde, machte er nur den Entwurf. Auf ähnliche Weiſe benutzte er das Mährchen vom Raben zu einem Luſtſpiel in fünf Acten. Es iſt größtentheils ausgeführt und mit ernſthaften, rührenden und ſelbſt pathetiſchen Scenen gemiſcht. Turandot, Prinzeſſin von China, durch Schillers Bearbeitug auch auf unſere Bühne bekannt, gefiel nicht minder, obgleich ſie mehr romontiſch als wunderbar und das Wunderbare weniger populär und beluſtigend iſt. Deſto mehr erfüllte der König Hirſch, der im Jan. 1762 auf die Bühne kam, alle Bedingungen dieſer neuen Gattung, die allerdings durch das Talent der Schauſpieler ungemein gehoben wurde. Noch ſechs Feenmährchen (Fiabe) folgten in dieſem und den nächſten Jahren, namlich die Frau Schlange, Zobeis (die er eine Tragedia fiabesca nannte und deren Stoff und Styl ſich zuweilen bis zum Tragiſchen erheben), das dunkelblaue Ungeheuer, die glücklichen Bettler (Fiaba tragicomica), deren Schauplatz Samarcand iſt, das ſchöngrüne Vögelchen (von allen das kühnſte Luſtſpiel) und der König der Geiſter. In allen dieſen dramatiſirten Feenmährchen brachte Gozzi die ſämmtlichen Masken an und ließ ihnen die freiſte Entwickelung. Es ſind, ſagt A. W. Schlegel, Stücke auf den Effect, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantaſtiſch

als romantiſch, wiewol Gozzi zuerſt unter den italieniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keineswegeſ ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bei aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig und folgt dem Geſchmack ſeiner Landsleute in robuſten Situationen. Die ſo ſtark aufgetragne Wunderlichkeit der Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkür der Darſtellung ging in dem ernſthaften Theile, wie im beigeſellten Scherz, gleich weit uber die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin faſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah; die proſaiſchen aus dem Stegreif ſpielenden Masken bilden einen trefflichen Gegenſatz des poetiſchen Theils und ſind gleichſam ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes, mehr oder weniger leiſe angedeutetes Einverſtändniß der übertreibenden Einſeitigkeit deſſelben in dem Antheil der Phantaſie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Aber aller dieſer großen Vorzüge ungeachtet, haben Gozzis Mährchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und keine bleibenden Spuren hinterlaſſen. Inzwiſchen entſtanden in der Geſellſchaft Sacchi ſelbſt Uneinigkeiten, die Gozzi ſich vergeblich bemühte, beizulegen. Mehrere Mitglieder verließen ſie. Eine neue erſte Schauſpielerin, Signora Ricci, die mehr den Namen als das Talent dazu hatte, trat 1771 in die Geſellſchaft und gewann Gozzi dergeſtalt für ſich, daß er ſie unter ſeinen beſondern Schutz nahm. Um ihr tragiſche Rollen, die ihr am meiſten zuſagten, zu verſchaffen, unternahm Gozzi neue Arbeiten. Er uberſetzte den Fayel von Arnaud, den Graf Eſſex von Thomas Corneille, den Guſtav Waſa von Piron, und bearbeitete nach dem Spaniſchen die philoſophiſche Prinzeſſin, den Triumph der Freundſchaft (il Cavaliere amico), Doris, die entwaffnete Rache (la Donna vendicativa), den Sturz der Donna Elviro, das öffentliche Geheimniß, die zwei bangen Nächte, die beiden feindlichen Brüder, die Liebesarznei, Ximene Pardo u. ſ. w. Auch hier hat er meiſt die italieniſchen Masken eingewebt, ihre Scenen aber unausgeführt gelaſſen. Das letztgenannte Stück kam 1786 auf die Bühne und wurde von ihm, mit einigen andern zu verſchiedenen Zeiten gearbeiteten, 1791 herausgegeben, nachdem er ſchon 1772 eine Ausgabe ſeiner Werke in acht Bänden beſorgt hatte. Außer ſeinen dramatiſchen Arbeiten enthält dieſe Ausgabe eine Ueberſetzung der Satyren des Boileau, ein moraliſch-ſatyriſches Gedicht, betitelt Astrazione, ein romantiſches Epos in Ottaven, la Marfisa bizarra betitelt und auch aus dem Sagenkreiſe Carls des Großen und ſeiner Ritter gezogen, die Tartana, ein Gedicht in Ottaven unter dem Titel il ratto delle fanciulli castellane, eine Einleitung zu den Schriften der Akademie der Granelleſchi, verſchiedene ſatyriſche und ſcherzhafte Stücke gegen Chiari und Goldoni, und endlich Novellen. Gozzi hat uns von ſich ſelbſt Nachrichten gegeben in ſeinen Memoire inutili della vita di Carlo Gozzi, welche durch die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters und ſeiner Darſtellung gleich anziehend ſind. Er ſtarb in den erſten Jahren des 19. Jahrhunderts.

Gozzi (Graf Gaſparo), geboren zu Venedig 1713 und ein Bruder des vorhergehenden Grafen Carlo Gozzi, zeichnete ſich wie dieſer in der Literatur aus. Petrarkas Dichtungen machten auf den Jüngling Gaſparo, deſſen Charakter ſich von Jugend auf zum Stillen und Schwärmeriſchen neigte, einen ungemeinen Eindruck. Er ſtudirte ſie immerwährend und die Bekanntſchaft mit einer geiſtreichen Frau, Louiſe Bergalli, die gleichfalls Dichterin war, verſchaffte ihm

Gelegenheit, ſie nachzuahmen. Bald verband er ſich für immer mit dieſer poetiſchen Freundin, durch die nun ein großer Umſchwung in dem Sein und Leben der ganzen Familie bewirkt wurde. Die Gozzis waren einſt reich geweſen; Verſchwendung und Sucht zu glänzen hatten aber den Wohlſtand vermindert, und Gasparos Vater, Giacomo Antonio, der nicht weniger als 11 Kinder hatte (von denen Gasparo der älteſte, Carlo der dritte Sohn war), ſah ſich ſchon genöthigt, die letzte Zeit um ſo eingeſchränkter zu leben, jemehr er erſt hatte aufgehen laſſen. Jetzt vermehrte ſich noch durch Gasparos Verheirathung der Hausſtand; ſeine Gattin gebar ihm faſt alle Jahre ein Kind und zum Ueberfluß mußte nun auch noch der alte Gozzi das Unglück haben vom Schlage dermaßen gerührt zu werden, daß er die beiden letzten Jahre ſeines Lebens ſprach- und auch faſt beſinnungslos zubrachte. Hierdurch wurde Gasparo Haupt der Familie, oder vielmehr ſeine Gattin wurde es, da er ſelbſt ſich nie um öconomiſche Dinge bekümmerte, und ſeine ganze Zeit in ſeinem Studirzimmer zuzubringen pflegte. Noth und Leichtſinn verführten aber dieſe Frau endlich, mit den andringenden Gläubigern das Uebereinkommen zu treffen, daß die Familie ihnen den Pallaſt überlaſſen ſollte, in welchem noch alle zuſammen wohnten, und deſſen Aufwand zwar noch immer den Glanz von ehemals zeigte, im Innern aber die Spuren der finanziellen Zerrüttnng deſto ſichtbarer trug. Schon war alles beſtimmt, als Carlo Gozzi aus Dalmatien, wo er in Dienſten der Republik geſtanden hatte, heimkehrte, und ſich dieſer, der Ehre der Familie nachtheiligen Maßregel widerſetzte, worauf dann ein heftiger Zwieſpalt entſtand und, da der alte Gozzi um dieſe Zeit ſtarb, eine Trennung der Glieder unter ſich eintrat, die um ſo nothwendiger war, da die Umſtände dermaßen ſchlecht geworden, daß kaum das Benöthigte ſich auftreiben ließ, um den Greis anſtändig unter die Erde zu bringen. Auf Anſtiften ſeiner Gattin übernahm nun Gasparo Gozzi das Theater St. Angelo, wodurch natürlich neue Verwickelungen herbeigefuhrt wurden, die am Ende, obſchon Madame Gozzi ſich allein mit dem ganzen Geſchäft der Direction befaßte und ihr Gatte ſich weiter um nichts bekümmerte, doch durch das ewige Rennen und Laufen im Hauſe und Umherziehen in den verſchiedenen Quartieren der Stadt, für ihren Gatten ſo läſtig wurden, daß er einſt plötzlich den Entſchluß faßte, ſich um jeden Preiß Ruhe zu verſchaffen. Er nahm deswegen ſeine Papiere, miethete ſich in aller Stille eine kleine abgelegene Wohnung und vergrub ſich daſelbſt zwiſchen ſeinen Büchern, von nun an blos ſeinen Studien lebend. Einige dramatiſche Verſuche, ſowol in der Tragödie als Comödie, fanden nur getheilten Beifall; deſto mehr ſeine moraliſchen und kritiſchen Abhandlungen. Wirklich verdiente auch Gozzi den Ruhm einer der ausgezeichnetſten Kritiker und der reinſten und eleganteſten Styliſten Italiens zu ſein, wie ſich dieß z. B. durch ſeine Würdigung und Abweiſung der ſogenannten „Briefe von Virgil“ über Dante, von dem Exjeſuiten Bettinelli beweiſt, indem er dieſes Mannes betrübte Ausſtellungen gegen Dante, den Gozzi, wie billig, ungemein verehrte, von allen Seiten mit Schärfe und Feinheit beleuchtet. Ueberhaupt kämpfte er beſtändig gegen den zu ſeiner Zeit in Italien hereinbrechenden Ungeſchmack, und wies immer auf die Autoren aus der guten Zeit, einen Dante, Petrarka, Arioſt u. ſ. w. in dieſer Hinſicht hin, weswegen er denn auch in die zu Venedig ſich gebildete Geſellſchaft der Granelleſchi aufgenommen wurde, die, gleichen Zweck habend, derſelben theils durch Ernſt, theils durch Spott und Satyre, ja öfters auch ſogar durch burleſke Spielereien und Lazzis,

zu erreichen ſuchte, weswegen ſich auch dieſer aus mehreren der geiſtreichſten Männer jener Zeit gebildete Verein den obigen Namen gab der von Granelli — einem Provinzialismus — abſtammend, ungefähr ſo viel als luſtige Thoren, Schalksnarren oder dergl. bedeutet. Zu gleicher Zeit verſah Gozzi das Amt eines Cenſors und Aufſehers über die Buchdruckereien in Venedig, und die kleinen Einkünfte, die dies abwarf, reichten eben hin, ihm fortzuhelfen. Später trug man ihm von Padua aus ein ehrenvolleres und einträglicheres Geſchäft auf. Die Univerſität dieſer Stadt ſollte in all ihren Theilen eine völlige Reform erfahren, und Gozzi ward erſucht, einen Plan dazu zu entwerfen. Ein Gehalt von 600 Ducaten jährlich, ſo lange die Sache bis zur völligen praktiſchen Herſtellung dauerte, und außerdem noch mehrere bedeutende Gratificationen, waren der Lohn. Gozzi kam hierdurch in den Stand, ſich aus den Verwickelungen zu retten, in welche ihn die unglückliche Speculation ſeiner Gattin mit dem Theater (welches ſich zuletzt anflöſte, geſtürzt hatte, und verlebte einige angenehme Jahre in Padua, während welcher Zeit er auch ſeine Frau verlor, die er jedoch, trotz dem vielfältig gemachten Kummer, herzlich und aufrichtig betrauerte. Zurückgekehrt nach Venedig, wo der Senat, in Betracht ſeiner guten Dienſte in Padua, ihn den größten Theil ſeines dortigen Geholtes ließ, ward er durch Kränklichkeit genöthigt, die feuchte Luft dieſes Ortes zu meiden, und er ging deßhalb bald wieder nach dem ihm ſo lieben Padua, wo er ſich mit einer alten Freundin, einer Mad. Cenet, die ihm ſtets viel Sorgfalt erwieſen hatte, auh Dankbarkeit verband, und bald darauf, 73 Jahr alt, im Dec. 1786 ſtarb. Als Kritiker zeichnete ſich Gozzi durch Tiefe und Schärfe des Urtheils ſowol wie durch Unparteilichkeit und Beſcheidenheit aus, wie denn z. B. ſein Giudizio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante etc. (Venedig 1758, 4.) ein Muſter in dieſer Hinſicht genannt werden kann. Außer mehreren andern Sachen hat man auch noch Opere in versi e in prosa (Venedig 1759, 6 Bände) von ihm, die meiſt aus Uebertragungen franzöſiſcher Trauer- und Luſtſpiele beſtehen. F. G.

Grabmahl, ſ. Denkmahl.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei berühmte Römer, die, indem ſie die Republik erneuen und das Wohl des Volks feſt begründen wollten, Anlaß zu den erſten bürgerlichen Unruhen in Rom gaben, deren Opfer ſie ſelbſt wurden. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als ſein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und ſchätzbaren Eigenſchaften. Er ſowol als ſein Bruder erhielten von ihrer trefflichen Mutter — frühe verloren ſie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal beſiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in ſpätern Jahren hatte griechiſche Philoſophie ihren Geiſt gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelſten und vornehmſten Roms. Tiberius hatte ſich ſchon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung ſeines Schwagers, des jüngſten Scipio, war er bei der Belagerung Carthagos, und der Erſte auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling wurde er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quäſtor des Conſuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitsliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Hier rettete des jungen Gracchus hohes Anſehen, in dem er ſelbſt bei dieſen Feinden Roms ſtand, durch einen Vertrag, der,

ohne weiter ſchimpflich zu ſein, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zuſicherte, viele Bürger; ja ſie gaben dem Quäſtor ſeine mit dem Gepäck verlornen Rechnungen und Papiere mit ruhrenden Achtungsbezeugungen zurück. Aber der römiſche Senat vernichtete dieſen Vertrag, und beſchloß, um dieſe treuloſe Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geſchloſſen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeſchickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete das große Anſehn, deſſen Gracchus ſchon damals genoß, ihn von einer ſo ſchmählicheu Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieſer Vorfall mußte wol ſeinem politiſchen Leben eine beſtimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er ſich um die Würde eines Volkstribunen, die ſeine Perſon, während er ſie bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Ständ ſetzte, ſeine großen Entwürfe zum Beſten des Volks auf geſetzlichem Wege auszuführen; auch ſäumte er nicht, ſobald er zu dieſer Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieſelben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des ſouveränen römiſchen Volks, das er beſonders bei ſeiner letzten Reiſe von der Provinz nach der Hauptſtadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, ſo wie den meiſten Uebeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen ſein würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, ſuchte er dies durch die Erneuerung eines alten, ſchon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergeſſenen Geſetzes zu bewirken. Damals war nämlich auf den Vorſchlag des Volkstribuns, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten das Geſetz durchgeſetzt: „daß niemand über 500 Acker (Jugera zu 28,000 Quadrat-Fuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomäne, Ager publicus) beſitzen ſollte; das Uebrige ſollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden.“ Dieſes Geſetz alſo, das nun, nach Gracchus, das Semproniſche, oder vorzugsweiſe das Ackergeſetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Beſtimmungen hinzu. So ſollten für die aufgeführten Gebäude und andere Verbeſſerungen die Beſitzer entſchädigt werden; jeder unmündige Sohn ſollte die Hälfte (250 Jugera) beſitzen dürfen (der mündige konnte als Bürger und Hausvater das Ganze beſitzen). Aber dieſe Milderungen mußten dennoch ſehr unzulänglich ſcheinen, und der heftigſte Widerſtand der herrſchenden Partei (der Adeligen) konnte erwartet werden. Auch waren es nicht dieſe allein, ſondern zugleich die beſiegten italieniſchen Völker, die ſeit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes“ durch Geldbeiſteuern und Truppencontingente eigentlich die römiſche Macht ſo gehoben hatten, welche durch dieſes Geſetz gekränkt wurden; auch ſie hatten unter verſchiedenen Namen und Titeln manche Strecken des römiſchen Gemeinlandes an ſich gebracht. Es iſt wahrſcheinlich, daß Tiberius mehreren unter ihnen, beſonders den Lateinern, zur Entſchädigung das römiſche Bürgerrecht (wodurch ſie alſo an den Wohlthaten ſeines Geſetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Uebermuth und die Erpreſſungen einzelner römiſcher Magiſtratsperſonen verſprach. Ihm entgegenzuwirken gewann der Senat einen der Volkstribunen, den Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann: und als Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, ſein Geſetz neunzehn Tage hindurch öffentlich ausgeſtellt hatte, es den

verſammelten Bürgern zum Abſtimmen vorlegen wollte, legte dieſer dagegen ſein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal geſcheitert ſchien. Tiber machte zwar jetzt von ſeiner ganzen Machtfülle Gebrauch, verſiegelte die Schatzkammer und unterſagte allen Behörden die Ausübung ihres Amtes, aber er ſah, daß er damit wenig ausrichtete. Er wagte daher einen neuen und bisher in der römiſchen Geſchichte unerhörten Schritt. In der nächſten Volksſammlung trug er auf die Abſetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorſtehers an. Von den 35 Tribus hatten ſchon ſiebzehn für die Abſetzung geſtimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war ſein Jugendfreund geweſen), und bat und beſchwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieſer hieß ihn die Abſtimmung fortſetzen, und kaum war durch die nächſte Tribus die Mehrzahl für die Abſetzung entſchieden, ſo warf ſich der wüthende Pöbel auf ihn, da er mit ſeiner Würde zugleich ſeine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tibers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der ſich für ihn aufopferte, und die Anſtrengungen der Ariſtokraten rettete er ſein Leben. Das größte Hinderniß des Geſetzes war nun gehoben, und noch in derſelben Volksverſammlung ward es vom Volk angenommen, auch ſogleich drei Commiſſarien, die es in Vollzug ſetzen ſollten, in der Perſon des Tibers ſelbſt, ſeines jüngern Bruders Cajus, und ſeines Schwiegervaters Appius Claudius, ernannt. Jetzt aber zeigten ſich erſt alle Schwierigkeiten, die der Ausführung im Wege ſtanden, in ihrem vollen Lichte; ſchon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Unterſuchung, was Gemeinland und Privatacker ſei, hatte deren im vollen Maße; die Klagen und Beſchwerden aus allen Gegenden Italiens häuften ſich, und Tiberius Popularität fing an zu ſinken, wobei ſeine Gegner nicht unthätig blieben. Indeſſen kam der Auguſt des J. 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indeſſen durch neue Vorſchläge ſich in der Gunſt des Volks wieder zu heben verſucht hatte, bewarb ſich von neuem um dieſe Würde. Da im Gegentheil die Ariſtokraten alles aufboten, dies zu verhindern, ſtieg die Gährung in Rom auf das höchſte. Ohne zu einer Wahl zu kommen, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden beſetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum, der Senat verſammelte ſich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens ſuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, ſein Leben ſei in Gefahr, zeigte er auf ſeinen Kopf. Sofort ſchrieen ſeine Feinde, er habe das Diadem gefordert. Grundlos, faſt lächerlich war dieſe Anſchuldigung; aber was glaubt die Leidenſchaft, oder was ergreift ſie wenigſtens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede iſt? Scipio Naſica, aus einer der vornehmſten Familien, geweſener Conſul, großer Grundbeſitzer, und daher leidenſchaftlicher Ariſtokrat, erhob ſich, von den Conſuln fordernd: „daß ſie Gewalt brauchen möchten;“ und als dieſe mit weiſer Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach,“ und verließ mit ſeinen Anhängern in ſtürmiſcher Eile die Curie. Der ganze Haufe, mehrentheils Senatoren und geweſene Magiſtrate, bewaffnete ſich mit Stöcken, Keulen und dergl., und that einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieſer Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz machte; einige wenige ſetzten ſich zur Wehre. So entſtand ein Handgemenge, in welchem Tiber ſelbſt mit 300 ſeiner Anhänger erſchlagen wurde. Aber mit dieſem erſten Bürgerblute konnte die ein-

mal erregte Gährung unmöglich geſtillt werden; ſie ward vielmehr um ſo heftiger. Es bildete ſich eine demokratiſche Partei, als Gegnerin des Senats, die ſich ebenfalls mit ſchonungsloſer Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnſten Wortführer derſelben drängten ſich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erſchütterte der Volkstribun Carbo zwei Jahre nach Tibers Tode durch neue Vorſchläge die Ruhe des Staats. Ein anderer Volkshäuptling, Fulvius Flaccus — Carbo trat ſpäterhin wieder zu der ariſtokratiſchen Partei über — ward ſelbſt Conſul, und würde in dieſem hohen Poſten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenoſſen große Verſprechungen that, hätte ihm nicht der Senat einen Oberbefehl in Gallien gegeben. Auch gab die fortdauernde, obwol wenig wirkſame Ausführung des Semproniſchen Geſetzes, das durch Tiberius Tod keinesweges aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewiſſer Licinius Craſſus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, erwählt; und als dieſer ſtarb, bildeten die ſchon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus, die zur Ausführung des Geſetzes beſtimmte Commiſſion. So hatten ſich die Parteien mit abwechſelndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus, zehn Jahre nach dem Tode ſeines Bruders (J. R. 630) die politiſche Bühne betrat, indem er ſich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielſeitigern und glänzendern Talenten, als ſein Bruder, verband er eine ſtürmiſche, den Zuhörer fortreißende Beredſamkeit. Als Tribun erneuerte er zuvörderſt das Geſetz ſeines Bruders, und ſchärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugeſtandenen Aenderungen geſchieht keine Erwähnung; er rächte ſein Andenken, indem er mehrere der heftigſten Gegner deſſelben aus der Stadt vertrieb. Zugleich ſetzte er das Geſetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein Gewiſſes an Getreide monatlich vertheilt werden ſolle;“ und durch ein anderes Geſetz erleichterte er den Kriegsdienſt, und ſicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerſtraßen durch Italien ziehen. Das Volk faßte einen grenzenloſen Enthuſiasmus für ſeinen Liebling, ſeine Gegner waren geſchreckt und betäubt, ſo wurde es ihm leicht, die Erneuerung ſeiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Sein Verſuch, 300 Ritter in den Senat zu bringen, ſcheiterte, dagegen wurden auf ſeinen Antrag den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterſtand übertragen.“ So entſtand ein neuer politiſcher Stand im römiſchen Staate, der, zwiſchen Senat und Volk in der Mitte ſtehend, auf die folgende Geſchichte den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber ſichern Mittel, Gracchus zu ſtürzen. Ein gewonnener Tribun, Livius Druſus, wußte durch noch größere Verſprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und ſich und dem Senat noch größere Popularität zu verſchaffen. Daher geſchah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt, wogegen einer ſeiner heftigſten Feinde Opimius zum Conſul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor des Conſuls erſchlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Conſuln zu ermächtigen, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Geſetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als ein Beiſpiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Geſetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus erſchien auf dem Forum, Flaccus hatte ſeine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius mit einer wohlbewaffneten

Schaar geübter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erſchlagen, und Gracchus ſelbſt, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth ſeiner Feinde. Das Ackergeſetz ward zwar ſpäterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die erregte Gährung wirkte fort.

Gracioſo, der theatraliſche Beiname des Poſſenreiſers, oder luſtigen Bedienten, einer komiſchen Maske, oder ſtehenden Rolle, die in allen drei Arten des ſpaniſchen Luſtſpieles, beſonders aber in den Intriguenſtücken (Comedias de Capa y espada) unter verſchiedenen Namen vorkommt, dem Hanswurſt ähnlich. Mit dem Harlekin der ältern Bühne, wovon man ihn hat ableiten wollen, hat er in ſo fern Aehnlichkeit, daß er zuweilen etwas plump und gefräßig iſt, andere Züge aber, eine Geſchwätzigkeit und Furchtſamkeit, hat er nicht mit jenem gemein. Man könnte eher im Soſias des Plautus, oder im Davus und andre Sklavenrollen des Terenz ſein Muſter finden. Bei Lope de Vega iſt dieſe allgemeine Charakterform zuweilen mit dem Tölpel derſelbe Charakter, wie ihm denn überhaupt die ſpaniſchen Dichter auf die mannichfaltigſte Weiſe Nebenzüge beilegen, ihn bald ſehr verſchlagen und klug, bald poſſirlich einfältig ſchildern. In einigen Stücken kommt ein zweiter Gracioſo (gracioso secundo) vor, ja man findet auch wol noch mehrere, worunter auch ein Gracioſo iſt. Selten wird dieſe Charaktermaske als Werkzeug gebraucht, durch ihre Liſten die Verwickelung zu knüpfen, ſondern der luſtige Diener dient meiſt nur dazu, die Triebfedern, die ſeinen Herrn beſtimmen, zu parodiren, was oft auf die anmuthigſte und geiſtreichſte Weiſe geſchieht. In den Luſtſpielen des Auguſtin Moreto y Cabana zeichnen ſich die Rollen des Gracioſo durch glücklichen Witz beſonders aus.

Gradation, Steigerung, iſt in der Redekunſt das allmälige Fortſchreiten von einem ſchwächern zu einem ſtärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Beſondern, wodurch allein die Aufmerkſamkeit der Hörers in ſteter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künſten zeigt ſich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenſtände in allen dieſen Theilen der Kunſt ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenſtände iſt das, was des Künſtlers erſte und vorzüglichſte Sorgfalt erfordert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beſchauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieſer wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunſtwerk Einheit, und jeder Theil deſſelben ſeine volle Bedeutung.

Grade nennt man die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die von den neueſten franzöſiſchen Mathematikern verſuchte Decimal-Eintheilung des Kreiſes hat, ihrer entſchiedenen Vorzüge ungeachtet, die alte Eintheilung nicht verdrängt. Die abſolute Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Halbmeſſers ab, und kann alſo nur in Beziehung auf dieſen beſtimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beſchrieben werden, ſo gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. ſeine beiden Schenkel umfaſſen den vierten Theil eines aus ſeiner Spitze als Mittelpunkt beſchriebenen Kreiſes. Jeder Grad (°) wird weiter in 60 Minuten (′), jede Minute in 60 Secunden (″) und jede Se-

cunde in 60 Tertien (‴) getheilt. Alle mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente, mit welchen Winkel gemeſſen werden, wie das Aſtrolabium, der Quadrant, Sextant, haben dieſe Eintheilungen. Und eben ſo werden alle Kreiſe, welche man in der Vorſtellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreiſe, die Ekliptik, die Parallelkreiſe, die Scheitelkreiſe, der Horizont u. ſ. w. in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas anders iſt die Abtheilung in Grade bei phyſikaliſchen Inſtrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. ſ. w., wobei man allemal von einem feſten Puncte ausgehen muß, z. beim Thermometer vom Eispunct, indem man die Grade über und unter demſelben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer iſt, als dieſer Punct anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Nachkommen von den gemeinſchaftlichen Aeltern. In gleichem Grade mit einander verwandt ſein, heißt demnach, von den gemeinſchaftlichen Aeltern in Anſehung der Abſtammung gleich weit entfernt ſein, wie dies mit Geſchwiſtern, erſten, zweiten und dritten Geſchwiſterkindern u. ſ. w. der Fall iſt.

Gradiren (Salzwerke), heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwaſſer (der Soole) aufgelöſ'ten, Salztheilchen von einem Theil ihres überflüſſigen Waſſers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzſieden vermindert werde. Dieſes läßt ſich nun hauptſächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1. daß man die Soole durch Beimiſchung mehrerer Salztheile verſtärkt, wie z. B. auf dem baierſchen Salzwerke Armenhalle, dem norwegiſchen zu Walloe ꝛc.; 2. daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelſt der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zuſammenzutreten; 3. daß man die wäſſerigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren iſt die allgemeinſte und wichtigſte Gradirungsart, und ſie geſchieht auf vierfache Weiſe: a) daß man die Soole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgeſetzt, ſtehen läßt (Sonnengradirung). Gehört nur fürs ſüdliche Europa. b) Daß man die Soole uber große ſchiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgeſetzte Flächen langſam hinfließen läßt (Pritſchen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung). Hollenberg machte dieſe Pritſchengradirung zuerſt im Götting. Magaz. Jahrg. I. St. 5. bekannt. Sie iſt die unzweckmäßigſte unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgeſtellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien, von Morgen nach Abend oder umgekehrt ſtreichenden Luft ausgeſetzte Wände herabtröpfeln läßt (Tröpfelgradirung oder die ſogenannten Leckwerke, die beſte unter allen). d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feuers ausſetzt. (Die koſtſpieligſte und unanwendbarſte unter allen, wenn die Soole nicht wenigſtens neungrädig und das Feuermateriale noch obenein wohlfeil iſt.) Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinſte, geſchieht in den von Deutſchen erfundenen Gradirhäuſern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte, aus Holz erbaute Gebäude ſind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht ſtehen müſſen, die im oberſten Theile die Sooltropfkaſten und an den Seiten derſelben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einſchnitten verſehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Behälter oder Becken enthalten, in welchem die Soole geſammelt wird. Die heutigen Gradirhäuſer haben Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (Craetageus Oxyacantha) beſtehen müſſen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beuſt, 1726 auf der Sa-

line Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerſt eingeführt. Die Veranſtaltung nun, worin das Gradiren der Soole von Anfange an bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Verſieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Gradmeſſungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umſchwungs der Erde um ihre Axe dieſe um den Aequator höher ſein müſſe und ihr Aequatorialdurchmeſſer um $\frac{1}{230}$ größer ſei als ihr Polordurchmeſſer, wollten die Franzoſen dies gleich durch eine Meſſung in Frankreich unterſuchen. Denn wenn dieſes war, ſo bildete die Erde keine vollkommne Kugel, ſondern Ellipſoid (Pomeranzenform) und wegen der Abplattung gegen die Pole müſſen die dortigen Grade größer als unter dem Aequator und in der Nähe deſſelben ausfallen. Newton machte zwar bemerklich, der Unterſchied zwiſchen einem Grade bei Dünkirchen und zwiſchen einem Grade bei Bayonne ſei ſo klein, daß ſie mit ihren unvollkommnen Inſtrumenten ſolches gar nicht finden könnten, ja ſie fänden vielleicht das Gegentheil und dann die Wiſſenſchaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung gebracht. Allein man ließ ſich nicht abhalten; die Meſſung ward vorgenommen, und was Newton vorhergeſagt hatte, traf ein; denn das Reſultat derſelben war, daß die Polaraxe größer ſei und daß die Erde eher einer Citrone gleiche als einer Pomeranze. Nachdem vierzig Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beſchloß endlich die Akademie der Wiſſenſchaften einen Grad unterm Aequator und einen in Lappland meſſen zu laſſen. Jetzt fand ſich nun, daß der nordiſche Grad größer ſei als der unterm Aequator und daß Newton recht gehabt. Allein es fragte ſich nun, wie viel die Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüſſigen Zuſtande war, als ſie anfing, ſich zu drehen. Allein die Berechnungen gaben immer andere Reſultate, je nachdem man dieſe oder jene Meſſung dabei zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmeſſungen gemacht worden, ſondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man ſchloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper ſei, ſondern daß ſie große örtliche Ungleichheiten habe. Obſchon dieſes möglich iſt, ſo war der Schluß doch zu voreilig, weil die angeführten Ungleichheiten eben ſo gut von den Fehlern der Meſſungen herrühren konnten, da man ſehr unvollkommne Inſtrumente gebraucht, und ſehr kleine Bogen gemeſſen hatte. Als die Franzoſen ihr neues Maß- und Gewichtſyſtem auf das Metre bauten, welches der 10millionſte Theil vom Aequator bis an den Pol ſein ſollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten ſie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung ſehr genau kennen. Sie maßen deswegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, ſondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden 1802 der Grad aufs neue und mit beſſeren Inſtrumenten gemeſſen als Maupertuis vor 80 Jahren gebraucht hatte, und ſo war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden iſt die Gradmeſſung, welche in England unter dem General Roy gemacht worden, mit der franzöſiſchen in Verbindung geſetzt, und ſo iſt denn ein Bogen von 20 Grad, der von den baleariſchen Inſeln auf der Küſte von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadiſchen Inſeln geht, gemeſſen, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung ſo genau beſtimmt, als ſie ſich in Europa beſtimmen läßt. Die Abplattung iſt nämlich zu $\frac{1}{304}$ gefunden. In Deutſchland kann man keinen Bogen meſſen, der größer als etwa 7 Grad oder 105 Meilen iſt, nämlich von Conſtanz bis Lübeck. Nach-

dem alſo die Engländer und Franzoſen 20 Grad gemeſſen haben, ſo kann es nur von einem geringen Nutzen ſein, in Deutſchland noch einmal 7 Grad zu meſſen. Auch ſelbſt dann, wenn die Erde ein unregelmäßiger Körper iſt, und ihre Figur iu Deutſchland anders als in England, müßte man, um dieſe örtlichen Ungleichheiten zu beſtimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Meſſung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde, und man nicht die Abweichungen der Aſtronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Geſtalt halte. Gradmeſſung eines Längengrades. Die Längengrade ſind unterm Aequator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Aequator hat ein Längengrad 15 deutſche Meilen, bei uns nur noch $8\frac{1}{2}$, und ſo kann man die Größe jedes Grades berechnen, ſobald die Figur der Erde bekannt iſt. Iſt die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, ſo haben auch die Längengrade auf derſelben Breite nicht überall dieſelbe Größe, und man hat davon geſprochen, dieſes ebenfalls durch eine Gradmeſſung zu unterſuchen. Dieſe Aufgabe iſt in den Dreiecken eben ſo leicht, wie die Meßung eines Breitengrades, aber in dem aſtronomiſchen Theile iſt ſie gerade 15mal ſo ſchwierig. Der Längenunterſchied zweier Orte wird in Zeit beſtimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Oſten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde iſt alſo 15 Grad, oder, den Grad zu $8\frac{1}{2}$ Meile gerechnet, $127\frac{1}{2}$ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute iſt 50,000 Fuß und eine Zeitſecunde 800 Fuß. Auf jede Zeitſecunde, um die man ſich in der Uebertragung der Länge irrt, irrt man ſich alſo um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden ſicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, iſt eine in der Aſtronomie faſt unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen ſolchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im aſtronomiſchen Theile der Meſſung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Bg.

Graf war im älteſten Deutſchland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieſes wählte ihn, einen Mann erkor, der in Geſchäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unſer heutiges Graf entſtand (ſ. Gau). Andere leiten das Wort Graf von γράφειν, indem das alte galliſch-lateiniſche Wort graffare, von welchem Graffarius, Greffier, abſtammt, ſo viel als ſchreiben bedeutet. Es möchte alſo Graf (in einigen Handſchriften den fränkiſchen Capitularien Graphio) aus der Sprache der griechiſchen Coloniſten in Gallien ſehr füglich entlehnt ſein können. Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingeſetzt, wahrſcheinlich weil Graf im Lateiniſchen ſchon comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte ſtets einige Senatoren um ſich, die überall mit ihm umherreiſten, und dies Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmſten darunter Comites. Aus ihnen beſetzte der Kaiſer verſchiedene Stellen an ſeinem Hofe, und ſchickte ſie als Statthalter in Provinzen und Städte. Die deutſchen Grafen ſind älter als die Comites. Ehe die Franken die herrſchende Nation wurden, hatte Deutſchland ſchon ſeine Grafen, bei den Franken erhielten ſie nur eine etwas veränderte Beſtimmung. Nicht mehr von dem Volk, ſondern, wie die Herzoge, von den Königen gewählt und eingeſetzt, wurden ſie Richter über die Gaue, und ubten Regierungsrechte, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man ſieht aus der ihnen mitgegebenen Anweiſung, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Juſtiz, Polizei und königl. Gefälle beſtand. Die Graf-

ſchaften waren demnach Aemter, und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, ſondern von dem Namen der Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Maracher u. ſ. w. Nach den Zeiten der Carolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verſchiedene Claſſen derſelben zu unterſcheiden. Vorzüglich zeichneten ſich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht ſaßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu ſehen, ob es nothwendig ſei, daß der König darüber entſcheide; Markgrafen, Grenzvorſteher (von Mark, Grenze); Landgrafen (ſpäter als die vorigen, kommen erſt im 11. Jahrh. vor) im Gegenſatz der vorigen, Beamte des Innenlandes, Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet geſetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Zentgrafen, wahrſcheinlich von der Zahl 100 (centum), weil ſie, die ſelbſt unter den Grafen ſtanden, anfänglich (denn ſpäterhin waren ſie bedeutender) über ſo viele Perſonen geſetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, alſo Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforſtmeiſter, wie die Stallgrafen Oberſtallmeiſter; Lehn-, Salz-, Deichgrafen erklären ſich von ſelbſt; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf.*) Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterſchleifen dieſer Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiſer oft ſelbſt Gericht in den Provinzen, oder ſchickten Sendgrafen dahin. Carls Capitularien enthalten faſt auf allen Blättern genaue Vorſchriften, wie dieſe dabei zu Werke gehen ſollen. Allmälig aber wuchs die Macht der Grafen, ſo wie die der Herzoge, immer mehr (ſ. Fürſten, Gefolgsweſen), und ſie fingen an, ihre Aemter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im 12. Jahrh. die Gauen als politiſche Eintheilung abkamen, erſtreckte ſich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die ſie in ihren Amtsſprengeln hatten, und auf die Perſonen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten ſie in ihren Sprengeln viele ſolche Güter und Perſonen, ſo entſtanden daraus Herrſchaften, und mehrere Grafen verwechſelten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynaſten, oder nannten ſich, wenn ſie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, ſondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, ſondern Grafen von Oettingen. Dabei blieben aber viele im Beſitz gewiſſer Rechte, die ſie ehemals als kaiſerliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forſtgerechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; dieſe beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil ſie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles dieſes wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vaſallen und Beamten dieſe endlich ganz von den Kaiſern erlangt hatten (ſ. Fürſten), gab es daher regierende Grafen, Landgrafen, von denen mehrere ſpäterhin zu herzoglicher, churfürſtlicher und königlicher Würde aufſtiegen. Alle dieſe mit Landes-

*) Spuren der urſprünglichen Bedeutung des Wortes Graf finden wir noch jetzt z. B. im Hannöveriſchen, Däniſchen und Oldenburgiſchen, wo die Aufſeher des Waſſerbaues den Titel Deichgrafen, und im Heſſiſchen, wo die Aufſeher der landesherrlichen Schlöſſer (Schloß- oder Hausverwalter) den Titel Burggrafen führen.

hoheit verſehenen Grafen gehörten, nachdem eine feſte Einrichtung des deutſchen Reichs zuſammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele ſpäterhin auch in den Fürſtenſtand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen ſie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürſtenrath. Sie hatten aber nur Curiat=, nicht Virilſtimmen, d. h. eine ganze Körperſchaft zählte für eine Stimme. Bis zum weſtphäliſchen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der wetterauiſchen und ſchwäbiſchen Grafen, die alſo für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverſchiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die fränkiſche und weſtphäliſche, hinzu, ſo daß von da an die Grafen vier Curiatſtimmen im Fürſtenrathe hatten. dd.

Graff (Anton), königl. ſächſiſcher Hofmaler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er ſich der Malerei, vornehmlich aber dem Porträtmalen, worin Joh. Ulrich Schellenberg ſein Lehrer war, und erwarb ſich einen Platz unter den erſten Porträtmalern ſeiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt, und dort ſeinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden. Hier bildete er in einer würdigen Umgebung und einem angemeſſenen Wirkungskreiſe ſein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit ſind an ſeinen Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen den Kenner. Die Zahl ſeiner Porträts und Familiengemälde belief ſich ſchon 1796 auf mehr als 1100; darunter iſt auch ein eigenhändiges Bildniß des Künſtlers ſelbſt, welches im J. 1795 die dresdner Ausſtellung zierte, und nachher in den Beſitz des Appellationsrath Körner kam. Graff ſtarb zu Dresden, im J. 1813.

Grammatik heißt bei uns der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geſchrieben wird, die Sprachkunſt. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik, alle aber umfaßt die allgemeine oder philoſophiſche Grammatik; welche ohne Rückſicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Geſetzen des Denkens und den Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menſchlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollſtändig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre). Bei den Alten hatte das Wort Grammatik urſprünglich einen ganz andern, weit umfaſſendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht blos in der Sprachkunde, ſondern auch hauptſächlich in der Dichtkunſt, Redekunſt, Geſchichte, und ſelbſt in den erſten Anfangsgründen der Philoſophie, in ſo fern ſie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker ſolche Gelehrte, welche in allen dieſen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilten. Die Kunſt aber, blos richtig zu reden, zu leſen und zu ſchreiben, alſo nur einen Theil der Grammatik, nannten ſie Grammatiſtik, und die Lehrer derſelben Grammatiſten. Mit dieſer Wiſſenſchaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechiſchen Grammatikern waren die Scholiaſten die wichtigſten; bei den Römern hießen ſie auch Profeſſors, Literati und Literatores. (Vergl. d. Art. Rhetoren und Grammatiker.)

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen erſetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Diviſion alle größern oder kleinern Gewichte gemacht. So iſt z. B. das Decagramme ein Gewicht von 10 Grammen, ſo viel als $2\frac{2}{3}$ Quentchen; das Hectogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1\frac{1}{4}$ Unze; das Kylogramme oder Kilogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und faſt 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe $20\frac{1}{2}$ Pfund; es hieß an=

fangs Centibar. Das Decigramme iſt ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän ſchwer; Centigramme $\frac{1}{100}$ des Grammes, beinahe $\frac{1}{5}$ Grän; Milligramme, ein Tauſendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{80}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von) Sohn des franzöſiſchen Marſchalls dieſes Namens. Sein Großvater war der Gemahl der ſchönen Coriſandre d'Andouins und er ſcheint auf ihr Verhältniß mit Heinrich IV. in ſeinen von Hamilton (ſ. d. Art.) herausgegebenen Memoiren anzuſpielen, wo er behauptet, es habe nur von ſeinem Vater abgehangen, Heinrichs IV. Sohn zu ſein, da der König ihn habe anerkennen wollen, was aber von jenem abgelehnt worden ſei. Er diente ſchon in früher Jugend unter Conde de Turenne, und als er an mehreren Belagerungen und Schlachten Theil genommen, machte er auch den Krieg in Holland mit, und zeichnete ſich überall durch ſeine Tapferkeit aus, wiewol er nie weder Heere befehligte, noch Unterhandlungen leitete. Er ſtieg nach und nach zu Ehren und Würden, fiel aber in Ungnade, als er es wagte, Ludwig XIV. die Liebe der ſchönen Lamotte Houdancour ſtreitig zu machen. Aus Paris verwieſen, ging er, zwei Jahre nach Carls II. Rückkehr, an deſſen üppigen Hof, wo ſeine Munterkeit, ſein lebhafter Hang zu Vergnügungen, ſein Witz, ſein Glück und noch mehr ſeine vielleicht nicht allzu redliche Geſchicklichkeit um Spiele unter der herrſchenden Verderbtheit und Lüderlichkeit großen Beifall finden mußten. Saint Evremont, der geiſtreiche Epikuräer, deſſen Held Grammont war, Büſſy Rabutin und Hamilton, Grammonts Schwager, verſichern, dieſer ſei in ſeinen Liebeshändeln mehr unternehmend als glücklich geweſen, aber bei der Freigebigkeit, die er in ſeinen Verſchwendungen zeigte, beſaß er doch viele Mittel, Weiber zu feſſeln, die es mit den Herzenseigenſchaften nicht ſo genau nahmen. Wie er Hamiltons Schwager ward, iſt in dem, dieſen betreffenden Art. erzählt worden. Seine Gemahlin ward Hofdame der Königin von Frankreich, gefiel aber nicht allgemein am Hofe. Grammont ſetzte den Epikureismus, worin St. Evremont ſein Lehrer geweſen war, ſo lange als möglich fort, ohne auf den frommen Rath ſeiner Frau viel zu achten, bis er in ſeinem 75. Jahre von ſchwerer Krankheit befallen ward. Nach ſeiner Geneſung ſoll er den Bemühungen, ihn zu bekehren, williger entgegen gekommen ſein. Er ſtarb, 86 Jahre alt, 1707. Eine ſeiner beiden Töchter heirathete den Grafen von Strafford.

Gran, ein Goldgewicht, ſo viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apothekergewicht, der 60ſte Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ſte Theil eines Pfenniggewichts; der 288ſte Theil einer Mark.

Granada, ein Königreich in Spanien. Die Hauptſtadt gl. N. am Fluſſe Xenil, unter einem ſehr angenehmen und geſunden Himmelsſtriche, zählt in 12,000 Häuſ. über 66,000 Einw. In der Nähe der Stadt liegen zwei Berge, zwiſchen denen der reißende Darrobach ſtrömt. Auf einem dieſer Berge liegt der mauriſche Königspalaſt Alhambra mit ſeinen 30 Thürmen, der allein den Raum einer Stadt einnimmt. Auf dem andern Berge Alcanaza iſt aller Raum voll Häuſer nnd Gärten. Die Lage der Stadt erlaubt es, daß jedes Haus zur Kühle einen Springbrunnen, und wenn dieſer fehlt, wenigſtens einen Limonienbaum beſitzt. Höher wie die Stadt liegen andere mit Schnee ſtets bedeckte Berge, aber doch iſt der Winter in Granada milde. Viele Denkmäler mauri-

ſcher Pracht und des Feldherrn Cordova Grabmal ziehen die Reiſenden nach Granada, eben ſo der Bazar Alcanteria. Die umliegende äußerſt fruchtbare Gegend iſt eine ſpaniſche Domaine. Sie iſt ſo reich an Maulbeerbäumen, daß bloß die Blattpflückung derſelben für die hieſigen Seidenwürmer 3500 Dublonen Pacht einträgt, und trägt alles, was das ſüdlichſte Europa in Vollkommenheit erzeugt. In der prächtigen Domkirche ſind die Grabmäler Ferdinands des Catholiſchen und der Königin Iſabelle, welche das Königreich eroberten.

Granat, eine zum Kieſelgeſchlechte gehörige Steinart, vom latein. Worte Granum, weil ſie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt. Es gibt zwei Arten, den edlen und gemeinen Granat. Der edle heißt auch Karfunkel, böhmiſcher, morgenländiſcher, orientaliſcher und ſiriſcher Granat, von einer zerſtörten Stadt Sirian in Pegu. Er iſt gewöhnlich blutcolombin- und dunkelcarmoiſinroth, ſeltener kirſchcochenil-, roſen-, hyacinth- uud bräunlichroth. Er kommt cryſtalliſirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchſichtig, aber auch nur an den Kanten durchſcheinend und iſt viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen von verſchiedener Größe. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnlich böhmiſchen, den carmoiſin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Miſchung haben, allgemein orientaliſchen Granat, er mag übrigens her ſein, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Aethiopien und Madagascar; in Braſilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachſen um Zöblitz 2c., in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schleſien, Schweitz 2c. Die reinen ſchönen durchſichtigen Granaten werden wie andere Edelſteine geſchliffen. Auch werden ſie durchbohrt, facettirt, und als Hals- und Armſchmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausſchuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerſtoßen anſtatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweiſe verkauft. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichſten von oliven-, lauch-, berg-, piſtacien- und ſpargelgrüner und leber-, röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachſen, Salzburg, im Banat, in Schweden 2c. vor. Er iſt am meiſten nur durchſcheinend, ſelten halbdurchſichtig.

Granaten, Granaden, Grenaden, ſind mit Kernpulver oder einem andern das Sprengen erzeugenden Satz angefüllte, hohle, eiſerne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens dieſen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörſern, ſondern aus Haubitzen geworfen. Ehedem waren auch kleinere einpfündige Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von dieſen bekamen die Soldaten, welche ſie warfen, den Namen Granatier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte ſie 1667 zuerſt auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich iſt, haben die Grenadiere dieſe Beſtimmung verloren, und ſind den Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern eines Heers und unterſcheiden ſich durch erhöhten Sold, das Zeichen der Granate auf einigen Montirungsſtücken und durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig größtentheils auch abgeſchafft ſind. Sonſt fanden ſie nur bei der Infanterie ſtatt, aber bei dem franzöſiſchen Heere ſind auch reitende Grenadiere eingeführt, welche theils einzelne Compagnien bei den Regimentern, theils eigne Regimenter (Grenadiers-à-cheval) bilden, und dann zur ſchweren Cavallerie gehören.

Grandes. Im caſtiliſchen Reiche gab es, wie in Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils

zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), dieſen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entſtehungsart der neuchriſtlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber ſich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den erſten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geſchloſſen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch ſie beſchränkt in ſeiner Gewalt, ſie ſtanden ihm als geborne Rathgeber zur Seite und hatten die erſten Anſprüche auf die höchſten Staatsämter. Schon im 13. Jahrh. ward dieſer Anſpruch denjenigen Adelsgeſchlechtern, die ſich durch Reichthum und alten Beſitz der Fürſtengunſt vor andern die Achtung des Volks erworben hatten, geſetzlich zuerkannt, und ſelbſt der Name Grandes kommt um dieſe Zeit ſchon in dem Geſetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alphons X. dem caſtiliſchen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Erſten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu dieſem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das iſt, aus einem angeſehenen altadeligen Geſchlechte ſtammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauſes, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; ſie beſaßen, wie dieſer, gewiſſe Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte ſie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüſteten Leuten beſtand) dienen mußten, und konnten dieſe Lehne nur in gewiſſen geſetzlich beſtimmten Fällen verlieren; ſie waren, da ſie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; ſie durften, ohne beſondern Auftrag des Königs, vor keinem bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters ſammt ihren Vaſallen ungehindert das Reich verlaſſen, und dem vaterländiſchen Geſetz und der Lehnpflicht ſich entziehen, um einem andern Fürſten, ſelbſt gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer dieſen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anſpruche auf die erſten Staatswürden, ſtanden den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter beſonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs, nach deſſen Erlaubniß, das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiſte einer beſchränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den ſogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zuſtand. Der König nannte ſie: mein Vetter (mi primo), während er die übrigen Beſitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (mi pariente) nannte. Auf den Reichstagen ſaßen ſie unmittelbar nach den Prälaten, vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Palaſt und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Capelle ſaßen ſie zunächſt am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin ſtand vor ihnen von ihrem Sitz auf, ſie zu empfangen, und es wurden Kiſſen für ſie auf den erhöhten Polſterſitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Iſabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterſtützt, die

Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geſchmälert, und am Ende des 15. Jahrh. verlor ſich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen das Streben nach unbeſchränkter Königsgewalt aufgab, ſo fand er doch manche Veranlaſſung, einige von den Großen des Reichs ſich zu verbinden, und andere für die wichtigen Dienſte, welche ſie ihm bei der Unterdrückung des Aufſtandes der Stadtgemeinden geleiſtet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch ſchon eingeführt und in der Achtung des Volks ſich befeſtigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandezza ausgezeichnet, und zu einer beſondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte beſtimmt wurden, aber meiſt nur in äußern Auszeichnungen beſtanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten beſeſſen, ſollte er nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Iſabella ſchlau begonnen war, ſollte ſtandhaft durchgeführt, aus dem unabhängigen Lehnadel ein abhängiger Hofadel gemacht werden. Es gibt drei Claſſen der Grandes. Einigen befahl der König, ſich zu bedecken, ehe ſie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der erſten Claſſe; Andere erhielten den Befehl, ſobald ſie geredet hatten, und ſie hörten ſeine Antwort mit bedecktem Haupte: die Grandes der zweiten Claſſe, und wieder Andere empfingen des Königs Befehl erſt nach ſeiner Antwort, die Grandes der dritten Claſſe. In neuern Zeiten war dieſer Rangunterſchied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei, wenn auch nur unweſentlich verſchiedene Claſſen von Grandes. Alle genoſſen bis auf die neueſte Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß ſie den Excellenztitel führten, und daß, wenn ſie durch den Saal der Garden im königlichen Palaſte gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präſentiren. Andere Auszeichnungen hatten ſie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen beſondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pärs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausſchließend beſtimmt, ausgenommen höchſtens die Würde eines Oberſtallmeiſters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardierer-Garde, aber ſelbſt bei der Ernennung zu dieſen Hofämtern war des Königs Willkühr im Grunde gar nicht beſchränkt.

Granit. Dieſe harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchſten Bergketten beſtehen, macht eine Hauptmaſſe unſerer Erdfläche aus. An der Luft verwittert ſie mit der Zeit und löſt ſich zu einem Sande auf, aus welchem, vermittelſt bindender Feuchtigkeiten, unter gewiſſen Umſtänden wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten, und zwar ſind die ihn bildenden Stoffe urſprünglich in einander gewachſen; dieſe ſind Quarz, Feldſpath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile und ihrer Miſchung iſt auch ſeine Farbe verſchieden. Man unterſcheidet mehrere Hauptarten: 1. den eigentlichen Granit, der blos aus den angegebenen drei Gebirgsarten beſteht; 2. Aftergranit, welcher z. B. ſtatt des Glimmers Hornblende enthält; 3. übermengten Granit, welchem noch Hornblende zugemiſcht iſt; 4. Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldſpath, oder auch aus Feldſpath und Glimmer beſteht.

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Miniſter Carls V. und Philipps II. und einer der geſchickteſten Staatsmänner des 16ten Jahrh., war 1517 zu Ornans in der Grafſchaft Burgund geboren; ſtudirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und

ward darauf von ſeinem Vater in die Staatsgeſchäfte eingeführt. Im Beſitz von ſieben Sprachen, die er ſämmtlich mit Leichtigkeit ſprach, mit ſeltenem Scharfblick und unermüdeter Geduld ausgeſtattet, dabei von einnehmender Geſtalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz ſeinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erſchien. Im 23. Jahre zum Biſchof von Arras ernannt, begleitete er ſeinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentiſchen Concilium wohnte er bei, und ſuchte hier die Chriſtenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Proteſtanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfaſſung der Bedingungen beauftragt; und er täuſchte den Landgrafen von Heſſen, dem man die Freiheit zugeſichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Coſtnitz den Proteſtanten durch Ueberfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichsſiegel. Die Unruhen in Deutſchland dauerten fort und 1552 wäre der Kaiſer von den Proteſtanten in Inſpruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Senfte und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der paſſauer Vertrag, welcher bald darauf Deutſchland rettete, machte Granvellas Geſchicklichkeit große Ehre. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchſten Gipfel bringen ſollte. Zwar wurden dieſe Abſichten durch Marias kinderloſen Tod vereitelt, indeß hatte Granvellas Eifer ihm die Gunſt Philipps II. gewonnen. Den erſten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei ſeiner Abdankung vor den flanderiſchen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella ſprach auf eine des großen Gegenſtandes vollkommen würdige Art. Der Waffenſtillſtand von Vaucelles hatte die Ruhe zwiſchen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergeſtellt. Heinrich II. brach ihn und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günſtig. Granvella knüpfte daher Unterhandlungen an und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Cateau-Cambreſis. Philipp verließ ſofort die bereits höchſt unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande, und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Miniſter zurück. Auf dieſen Poſten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle ſtrengen Maßregeln ihm zur Laſt legte, während ſeine Feinde bei Philipp vorgaben, daß ſeine Schwäche und Milde die Fortſchritte der neuen Lehre befördere. Philipp aber kannte die Talente ſeines Miniſters beſſer, und ernannte ihn zum Erzbiſchof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentiſchen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvellas Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßteſten Anklagen zu verfolgen, ſie wußten auch die ſchwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und ſo ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl, in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, ſich eines ſo treuen und eifrigen Miniſters beraubt zu haben. Sie ſuchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papſt erwählte 1570 ſandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papſt und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu ſchließen. Dieſe bedrohten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig geſandt wurde. Er traf hier unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen

nicht nur die zweckmäßigſten Vertheidigungsmaßregeln, ſondern gab auch die trefflichſten Verordnungen für den innern Wohlſtand, und Neapel durfte von ſeiner Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eiferſüchtig auf den Ruhm, ſelbſt zu regieren, begnügte ſich, Granvella den Titel eines Präſidenten des höchſten Raths von Italien und Caſtilien zu ertheilen, ſo daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erſter Miniſter war. Als ſolcher unterhandelte er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgeſehenen Aufſtandes der Niederlande und ſchloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meiſterſtück der Politik war, indem Frankreichs Planen auf Mailand dadurch kräftigſt entgegengewirkt wurde. So raſtlos beſchäftigt ſtarb er 1586 an der Schwindſucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, ſo muß man ihm doch mehrere von den Eigenſchaften, die einem großen Miniſter nöthig ſind, zugeſtehen. Er war unermüdlich, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, von ſcharfem Blick, hochgeſinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt ſelbſt gegen ſeine ſchwächern Feinde, und ſtets für Spanien und die Religion thätig.

Graphit iſt theils ein Geſchlechts=, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewiſſe Mineralien, welche zu den brennlichen gehören; Graphit, als Geſchlecht betrachtet, enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reisblei genannt wird.

Gras. Mit dieſem im gemeinen Leben unbeſtimmten Worte benennt man in der Botanik ein ſolches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken verſehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter ſind lang, ſchmal und geſtreift, ſie ſitzen nicht, wie andere Pflanzenblätter, auf Stielen, ſondern endigen ſich unten in einer Scheide, die den Halm umſchließt. Die Blüthen ſind klein, meiſt grünlich von Farbe und haben Spelzen; ſie bringen nur einzelne Samenkörner. Die Knoten der Gräſer ſchlagen, wenn ſie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet ſich die künſtliche Vermehrung des Getreides, von dem viele Arten zu den Gräſern gehören. Demnach ſind die Gräſer ein Hauptnahrungsmittel der Menſchen und Thiere.

Graſſe, Graf von, insbeſondere durch die große Seeſchlacht bekannt und ſelbſt berühmt, die er im Jahre 1781 gegen den engliſchen Admiral Rodney verlor. Er wurde 1723 geboren, und früh in Seedienſte tretend, ſchwang er ſich bald zur Stelle eines Befehlshabers empor. 1779 verließ er mit einer Escadre von 4 Linienſchiffen und mehreren Fregatten den Hafen von Breſt, um ſich mit dem Marquis d'Eſtaing, der zu Martinique ſtationirt war, zu vereinigen. Noch in demſelben Jahre lieferte er dem Admiral Biron ein glückliches Treffen auf der Höhe von Neu=Granada und im folgenden Jahre befand er ſich bei den Seeſchlachten, welche der franz. Befehlshaber Guichen mit dem Admiral Rodney am 17. April und 15. nnd 19. Mai in denſelben Breitengraden ſchlug. Zu Anfang von 1781 lief Graſſe von neuem von Breſt mit 20 Linienſchiffen aus und beſtand mehrere glückliche Gefechte mit den Engländern unter Hood, half Tabago einnehmen und unterſtützte durch die Blokade der Baye von Cheaſapeak, die Unternehmungen der Generale Waſhington, Rochambeau und Lafayette ſo glücklich, daß der in Yorkstown verſchanzte engliſche Feldherr Cornwallis ſich genöthigt ſah, die Waffen

zu ſtrecken. Hierauf nach den Inſeln unter den Wind ſeegelnd, machte er mit dem General Bouillé einen Verſuch, Barbados zu nehmen, was jedoch wegen Ungünſt der Witterung nicht gelang, dagegen aber die Feſtung Briſtonchill auf St. Chriſtoph von ihnen eingeäſchert und nach Eroberung dieſer Inſel auch die Inſeln Neris und Montſerrat genommen wurden. Bis hierher hatte Graſſe faſt ſtets glücklich gegen die Engländer gefochten, allein Glück und Geſchick ſchienen ihn auf einmal zu verlaſſen, als er mit dem Auftrage, ſich mit den Spaniern zu vereinigen und Jamaika zu nehmen, von Martinique abſegelte und unterwegs auf die viel ſtärkere engliſche Flotte unter Rodney ſtieß. Um ein einzelnes Schiff ſeiner Escadre zu retten, das mit den Engländern handgemein wurde, ließ er ſich, ohne ſeine Vereinigung mit den Spaniern erſt zu bewirken, in eine Schlacht ein, die ſo unglücklich ausfiel, daß er ſelbſt mit ſeinem Admiralſchiffe „la Ville de Paris“ von 100 Kanonen, den Feinden in die Hände fiel und hierauf nach England gebracht wurde. Zu ſeinem Ruhme gereicht indeß noch hierbei, daß er ſich in dieſem unglücklichen Kampf bis auf's äußerſte vertheidigte und nicht eher ergab, bis ſein Schiff demontirt war. Nach abgeſchloſſenem Frieden zwiſchen England und Frankreich, kehrte Graſſe in ſein Vaterland zurück, woſelbſt er zu Paris den 11. Januar 1788 ſtarb. Vor ſeinem Tode gab er noch Memoiren heraus, in welchen er ſich über die letzten Vorfälle ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu rechtfertigen und die Schuld der verlorenen Schlacht auf einige der unter ihm commandirenden Offiziere zu ſchieben ſuchte; dies hatte jedoch, da die Thatſache, ſein übereiltes Anbinden mit einem überlegenen Feinde vor Augen lag, weiter keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Frankreich, und er blieb dieſem Lande für den Verluſt, den er verurſacht hatte, verantwortlich.

Grau in Grau, Monochromata, (franzöſiſch en Camayeu, auch en Grisaille, ital. Chiaroscusa) ſind eigentlich Malereien von einerlei Farbe, dieſe mag ſein, welche ſie will, wobei blos Licht und Schatten beobachtet und in ihren Abſtufungen nachgeahmt werden. — Camayeu nennt man auch wol Darſtellungen von zwei oder drei Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar iſt. Man verfiel auf die Grau in Grau Manier, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei erſetzen wollte. (S. auch **Helldunkel**.)

Graubündten, das obere Rhätien der Alten, iſt ſeit 1798 einer der ſchweizer Cantone. Begrenzt iſt es im Norden von Glarus, St. Gallen und dem Vorarlberg; in Oſten von Tyrol; in Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Teſſino; in Weſten vom Canton Uri. Es iſt der größte unter den ſchweizer Cantonen, da er 140 deutſche QM. enthält. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, ſo wie ſich die Nation in drei Bünde abtheilt. Das erſte Thal heißt das des hintern Rheins; dies ſchließt den Rheinwald, das Schamſerthal, die Via Mala, und das Domleſchthal in ſich. Das letzte wird durch den hintern Rhein gebildet, iſt das mildeſte Land in Graubündten und enthält 22 Dörfer, in denen das Romaniſche, ein Gemiſch aus Latein, Deutſch und Italieniſch, geſprochen wird. Das Schamſerthal enthält bei 1¼ Meile Länge 8 — 9 treffliche Dörfer. Zwiſchen dieſem und dem Rheinwald iſt die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei ſchreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überſtiegen im J. 1800 die Franzoſen

unter Macdonald, dieſen wagte Le Coubre mit einer bedeutenden Abtheilung des franzöſiſchen Heeres im J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal iſt das des vordern Rheins, welches, von der weſtlichen Grenze und dem Gotthard her, ſich bis nach Chur und Luzienſteg erſtreckt. Hier ſind die anziehendſten Puncte: die alte Benedictinerabtei Diſentis, deren literariſche Schätze aber nebſt den alten Gebäuden die Franzoſen im J. 1799 ihrer Rachſucht opferten, ferner Ilanz (die Stadt), und das alte Chur, wo man noch viel römiſche Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal iſt Engadin, oder das obere Innthal, welches ſich von Südweſt nach Nordweſt erſtreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber deſto mehr unvergleichliche maleriſche Anſichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- oder Septimerberge entſpringt, und ſich bei Thuſis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte, Brettigau, liegt an der nördlichen Grenze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld iſt die Hauptſtadt. Die drei Bünde, in welche ſich die Nation theilt, ſind der Bund des Hauſes Gottes, deſſen Hauptſtadt Chur, der graue Bund, der ſich nach Ilanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als ſeinen Hauptort anſieht. An dieſen drei Orten verſammeln ſich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bünde unter drei Anführern, berathſchlagen über das Wohl des Landes und ſchlichten die Rechtshändel in der letzten Inſtanz. Zum Bundesheer ſtellt der Canton 2000 M. und ſein Geldbeitrag iſt 12,000 Fr. Ungefähr $\frac{2}{3}$ der Einwohner bekennen ſich zu der helvetiſch proteſtantiſchen Kirche. Aber die Geiſtlichen haben ein ſo ſchlechtes Einkommen, daß ſie ſich nebenher auf den Handel legen müſſen, um leben zu können. Nur eine einzige lateiniſche Schule iſt in Chur. Die Volkszahl ſchätzt man auf 80,000 Seelen. Von dieſen reden etwa 10,000 eine italieniſche Mundart, und zwar in Engadin, etwa 28,000 ſprechen ſchweizeriſch deutſch und über 36,000, beſonders an den Quellen des Rheins, das ſogenannte Romaniſche und Ladiniſche. Dieſe Sprache iſt höchſt intereſſant, weil ſie ein Ueberbleibſel der alten Romana rustica iſt. Der Handel der Graubündtner iſt ſehr beſchränkt, und wird durch die fürchterlichen Engpäſſe ihrer Grenzen ungemein gehindert. Man führt, hauptſächlich nach Mailand, Vieh, Käſe, Steinkohlen und ſeltene Foſſilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Graun (Carl Heinr.), Capellmeiſter Friedrich II. von Preußen, ward 1701 zu Wahrenbrück in Sachſen geboren, woſelbſt ſein Vater Acciſeinnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngſte, und beſuchte 1713 die Kreuzſchule zu Dresden. Seine ſchöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieſer Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmuſik und der Organiſt Pezold auf dem Clavier. Unter andern übte er ſich ſelbſt durch das Studium der Cantaten von Kaiſer, welche den Titel führen: Die muſikaliſche Landluſt. Er lernte ſie faſt auswendig, und ſeine Compoſitionen ſind in dem Charakter denſelben. Späterhin ſtudirte er die Compoſition unter der Anleitung des Capellmeiſters Schmidt in Dresden. Während er das Studium des Contrapuncts verfolgte, war er zugleich bemüht, ſeine Einbildungskraft zu bereichern, und ſeinen Geſchmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinrichen, welche eine erleſene Operiſtengeſellſchaft damals in Dresden gab. 1720 verließ er die Kreuzſchule, und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Piſendel und dem berühmten Lautenſpieler Weiß, und die Hülfe des Doctor Löſcher, des Architekten

Krager und des Ceremonienmeiſters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber beſonders war es die Empfehlung des Letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem ſie ihm die durch Haſſes Abgang erledigte Stelle eines Tenoriſten zu Braunſchweig verſchaffte. Graun erhielt eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden ſollte, und reiſte zu Neujahr 1725 nach Braunſchweig ab. Da die Arien in ſeiner Rolle, wie Schurmann ſie componirt hatte, nicht nach ſeinem Geſchmack waren, verfertigte er eine andere Muſik für ſelbige, und ſang ſie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieſer Verſuch ſeines Talentes verſchaffte ihm den Auftrag, die Oper für den nächſten Sommer in Muſik zu ſetzen, und ſogleich den Poſten eines Vice-Capellmeiſters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald ſeine eigenen, bald fremde Compoſitionen zu ſingen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn ſich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammerſänger bei ſeiner Capelle zu Rheinsberg anzuſtellen. Graun ging 1735 dahin ab. Die Beſchäftigungen ſeines neuen Amtes beſtanden in der Abfaſſung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron beſtieg, ernannte er ihn zu ſeinem Capellmeiſter, und ſchickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Graun ließ ſich auf dieſer Reiſe hören, indem er ſeine eigenen Compoſitionen ſang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, ſelbſt von dem berühmten Bernachi. Nach ſeiner Rückkehr vermehrte der König ſeinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beſchäftigte ſich ſeitdem ununterbrochen mit Compoſitionen für die Oper, bis er 1759 ſtarb. Sein Haupttalent als Sänger beſtand in der Ausführung des Adagio, wiewol er auch kräftige Partien mit Geſchmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wol an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den beſten claſſiſchen Muſikern wegen ſeiner ſchönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks ſeiner Compoſitionen, ſeiner ſchönen Melodie, ſeiner reinen Harmonie, und der geſchickten Anwendung, die er von den Hülfsmitteln des Contrapuncts machte. Die erſten Compoſitionen, welche man von ihm kennt, ſind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzſchule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenſtücke. Die Zahl ſeiner Werke, die er in Braunſchweig, Rheinsberg und Berlin verfertigte, iſt ſehr groß; es ſind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Muſik zu dem Ramlerſchen Tod Jeſu wird insgemein für ſein Meiſterwerk angeſehen. Der Capellmeiſter Hiller hat Grauns Leben geſchrieben.

Grave zeigt in der Muſik eine langſame, ernſte Bewegung an. Soll dieſe in der Ausführung gehörig charakteriſirt werden können, ſo müſſen die Tonſtücke gewiſſe dem gemäße Einrichtungen haben; es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, ſtakkirte oder rollende Paſſagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte ſtehen, wenigſtens müſſen, wenn man dieſe Fälle annehmen, und ſich ſolche in vollſtimmigen Tonſtücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abſtechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punctirte Noten, Bindungen und dgl. ſcheinen im Grave vorzugsweiſe zu paſſen.

Graveſande (Wilhelm Jakob) ein berühmter Gelehrter des

18. Jahrh., wurde 1688 zu Herzogenbuſch in Holland geboren, und ſtammte von einer alten Patricierfamilie aus Delft, die ſich in dem Kampfe der Niederlande gegen Spanien durch ihre Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien ausgezeichnet hatte und deren voller Name Storm van's Graveſande war. Unſer Graveſande ſtudirte zu Leyden die Rechte, wandte ſich aber bald, getrieben von innerer Neigung, mehr noch den phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften zu und gab bereits im 19. Jahre ſeinen „Verſuch über die Perſpective" heraus, ein Werk, welches die Aufmerkſamkeit aller Männer vom Fach erregte, und ihm die größten Lobſprüche von Bernouilli zuzog. Später pro gradu disputirend, erlangte er die juriſtiſche Doctorwürde und gab dann von 1713 bis 1722 im Verein mit mehreren jungen Gelehrten ſeines Vaterlandes das Journal litteraire heraus, welches ſpäter in Leyden unter dem Titel: Journal de la republique des lettres, noch einige Jahre fortgeſetzt wurde. Die Beiträge, welche Graveſande zu dieſem periodiſchen Werke lieferte, gaben demſelben beſonders Berühmtheit, und ſeine Abhandlungen über die Conſtruction der pneumatiſchen Maſchinen, über die Theorie der Kräfte und über den Stoß in Bewegung gebrachter Körper, über die Bewegung der Erde u. ſ. w. intereſſirten die Mathematiker eben ſo wie ſeine Betrachtungen über die Lage und die Freiheit die Philoſophen. 1715 ging Graveſande als Geſandſchaftsſecretär nach London, wo er mit dem Biſchof von Salisbury, Burnet, bekannt und in die königl. Societät der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Zurückgekehrt in ſein Vaterland, ward er 1717 zum Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie in Leyden ernannt. Einige Jahre darauf lud ihn der Landgraf von Heſſen-Caſſel zweimal (1721 und 1722) zu ſich ein, um ſein Gutachten über das von Orfireus damals aufgeſtellte Perpetuum mobile (in Geſtalt einer Rede) zu vernehmen, welches denn dahin ausfiel, daß Graveſande es nicht für durchaus unmöglich hielt, eine Maſchine zu verfertigen, die in ununterbrochener Bewegung durch ſich ſelbſt ſein könne; einen Grundſatz, den er damals ſowol wie ſpäter in einigen kleinen Gelegenheitsſchriften und Reden näher entwickelte und durch Gründe zu belegen ſuchte. In der Folge erhielt er auch noch den Lehrſtuhl der Philoſophie, den er mit demſelben Ruhm ausfüllte, wie den der mathematiſchen Wiſſenſchaften. Der ſchnell hinter einander erfolgende Tod ſeiner beiden einzigen, hoffnungsvollen Söhne beugte ihn tief. Er verfiel in eine langwierige Krankheit, die ihm endlich den 28. Febr. 1742 in einem Alter von 55 Jahren ins Grab ſtürzte. Graveſande beſaß einen ungemein ſcharfen und umfaſſenden Geiſt, und er konnte z. B. während des Geplauders mehrerer Menſchen, wie er dies oft während ſeines Aufenthaltes in England gethan hatte, wo die Geſandſchaftscavaliere ſich häufig in ſeinem Zimmer aufhielten, die verwickeltſten mathematiſchen Berechnungen durchführen. Von Charakter war er eben ſo ausgezeichnet und ſeinem Vaterlande innig ergeben. Er ſchlug deswegen einen ſehr vortheilhaften Ruf von Peter I. nach Petersburg, und einen andern nach Berlin, an die dortigen eben neu errichteten Akademien aus und diente ſeinem Geburtslande auch noch während des Succeſſionskrieges, in welchem bekanntlich Holland mit verwickelt war, theils durch ſeine Rathſchläge bei finanziellen Angelegenheiten, theils durch ſeine Kunſt im Dechiffriren aufgefangener Depeſchen. Für Newton hatte er von Anfang an eine ungemeine Verehrung, doch war er deswegen nicht ſo blind, um nicht bei weiterem Studium Leibniz in den Puncten beizupflichten, wo derſelbe mit Recht anderer Meinung wie der Engländer iſt. Sein Wirken für die Vervollkommnung der phyſikaliſchen Wiſſen-

ſchaften war groß, und eben ſo ſeine Verdienſte in der Philoſophie, wo er ſich der von Spinoza und Hobbes aufgeſtellten fataliſtiſchen Lehre von der Vorherbeſtimmung mit aller Kraft widerſetzte. Von ſeinen vielfachen trefflichen Schriften nennen wir nur hier, außer den vorher ſchon erwähnten, 1) Physices elementa mathematica, experimentis confirmata (nebſt einer Einleitung in die Newtonſche Philoſophie. Haag, letzte Ausgabe 1742. Iſt auch ins Engliſche und Franzöſiſche überſetzt.) 2) Matheseos universalis elementa etc. (Leyden 1727.) 3) Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam (in 3 Auflagen, Leyden.) 4) Arithmetica universalis, de Newton (Haag 1732).

Gravis, ſ. Accent.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt allgemein wahrgenommene Erſcheinung, daß alle Körper ohne eine äußere ſichtbare Urſache ſich einander zu nähern oder ſelbſt in der Entfernung anzuziehen ſtreben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, ſondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreiſenden Planeten ziehen einander gegenſeitig an. Die Gravitation iſt der Grund, daß ein freigelaſſener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, ſie iſt aber auch der Grund, daß große Gebirgsmaſſen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu ſich hinziehen. Die Atomiſten, nach deren Lehren nur von außenher eine Kraft auf die an ſich feſte Materie wirken kann, vermögen die Urſache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamiſtiſchen Lehrart beruht ſie auf den anziehenden Kräften, die der Materie, als ſolcher, weſentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und ſelbſt durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach dieſem Syſteme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie ſelbſt, und die allgemeine Erfahrung ſtimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte ſie, und Lucrez lehrt uns, daß ſie ein Satz des Epikureiſchen Syſtems war. Als man bei den Fortſchritten der Aſtronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Geſtalt ſeien, und nach der Urſache dieſer Geſtalt forſchte, fand man keine andere, als die Schwere, nach welcher die Materie ein Beſtreben habe, ſich zu vereinigen, und nach einem gemeinſchaftlichen Puncte zu drängen. Aber das Geſetz, nach welchem die Gravitation wirkte, entdeckte Newton. Er entdeckte auf dem Wege der ſcharfſinnigſten Unterſuchung, daß die Wirkungen der Gravitation im umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernungen ſtehen, d. h. daß die Schwere z. B. in der Entfernung des um 60 Erdhalbmeſſer vom Mittelpunct der Erde abſtehenden Mondes 3600mal geringer wirkt als auf ihrer Oberfläche: daß aber für den Fall, daß ein Körper gleichzeitig gegen mehrere gleich weit von ihm entfernte Körper gravitirt, der Erfolg von dem Maſſenverhältniß der letzteren abhängig ſei. (S. Anziehung.) Aus den Wirkungen der Gravitation laſſen ſich alle die Erſcheinungen herleiten, welche unſer Sonnenſyſtem darbietet, nämlich die Bewegungen der Planeten und Cometen um die Sonne, und der Monde um ihre Hauptplaneten, die Ungleichheiten in dieſen Bewegungen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenſeitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Geſtalt der Erde, des Jupiters u. ſ. w.

Grävius (Joh. Georg, eigentlich: Gräfe), berühmt als Philolog und Kritiker, wurde 1632 zu Naumburg an der Saale geboren,

und erhielt ſeine erſte gelehrte Bildung auf der bekannten Schul-Pforta. Hierauf nach Leipzig gehend, ſtudirte er, dem Willen ſeines Vaters gemäß, die Rechte, fühlte ſich jedoch ſtets mehr von den philologiſchen Wiſſenſchaften als von den Pandecten angezogen. Eine Reiſe, die er in Geſchäften ſeines Vaters nach Oſtfriesland machen mußte, entſchied endlich über ſeinen ferneren Lebensberuf. Die Gelegenheit, Holland zu ſehen, wo damals Salmaſius, Heinſius und Friedrich Gronovius glänzten, war zu günſtig, als daß Grävius ſie nicht hätte benutzen ſollen. Einmal mit dieſen Männern bekannt geworden, konnte er ſich nicht entſchließen, ſich ſobald wieder von ihnen zu trennen. Ein Umſtand trug noch mehr dazu bei, ihn an Holland zu feſſeln. Die Latinität war in jener Periode durch das Beiſpiel des übrigens geiſtreichen Juſtus Lipſius faſt auf allen deutſchen Univerſitäten in Verfall gerathen. Man hatte ſich, aus Sucht ſich auszuzeichnen, von Cicero entfernt und ſuchte nun mühſam den bei weitem weniger reinen und claſſiſchen Styl eines Ennius und Pacurius und die Platitüden eines Plautus nachzuahmen. Statt die ohnedem nicht ſonderlich ſchwungvolle Sprache der alten Römer nach ihren beſten Meiſtern zu ſtudiren, ſuchte man, ſie wo möglich noch trockener und kürzer zu machen, und zerhackte Perioden und anmuthloſe Wendungen waren die Frucht dieſes verfehlten Strebens. Grävius, in ſolcher Schule gebildet, hatte bisher noch keine Ahnung von der Schönheit des Ausdrucks in der alten Sprache Latiums gehabt, wenn ſie mit Geiſt und Feinheit behandelt wird. Gronovius lehrte ihn dies kennen, und ſein Entſchluß war gefaßt. Er hing die Jurisprudenz, die ihn nie ſehr angezogen hatte, an den Nagel, und widmete ſich, zwei Jahre in Deventer bleibend, den Humanioribus. Hierauf ſich nach Amſterdam begebend, ſetzte er dort ſeine Studien unter David Blondel und Alexander Morus fort; auch trat er hier auf Antrieb ſeiner Lehrer von der lutheriſchen zur reformirten Confeſſion über. Im J. 1656 erhielt er einen Ruf als Profeſſor nach Duisburg, woſelbſt er zwei Jahre blieb und dann dem Wunſche ſeines einſtigen Lehrers Gronovius, der nach Leyden ging, Gehör gab und deſſen bisher verwaltete Stelle am Gymnaſium zu Deventer übernahm, obgleich ihm von Seiten des berliner Hofes die beſten Anerbietungen gemacht wurden, wenn er in Duisburg bleiben wollte. In Deventer blieb er jedoch wiederum nur drei Jahre und begab ſich, den Wünſchen der Utrechter nachgebend, nach dieſer Stadt, woſelbſt er an die Stelle von Aemilius als Profeſſor der Geſchichte eintrat. Sein ſchon in Duisburg ſich ausbreitender Ruf, ſtieg nun immer höher, und Leyden ſowol als Amſterdam bewarben ſich um ſeinen Beſitz; auch der Churfürſt von der Pfalz ſuchte ihn für Heidelberg zu gewinnen und eben ſo die Republik Venedig für Padua, wo ihm außer einem ſehr bedeutenden Gehalt auch noch die Verſicherung völliger Religionsfreiheit und Sicherſtellung vor dem Zeloteneifer der Inquiſition garantirt wurde; indeß alle dieſe glänzenden Anerbietungen, ſo wie die oft wiederholten des preußiſchen Hofes, vermochten Grävius nicht zu bewegen. Er blieb in Utrecht bis an ſein Ende (d. 11. Jan. 1703) und hatte die Freude und den Lohn, Schüler aus faſt allen Ländern und Ständen ſtets um ſich verſammelt zu ſehen, wie ihn denn z. B. König Wilhelm III. (von England) — der ihn zu ſeinen Hiſtoriographen ernannte — ganz beſonders den Unterricht des jungen Prinzen von Naſſau anvertraute. Auch Ludwig XIV. ſchätzte den ſeltenen Gelehrten und ließ ihn zum Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte ein anſehnliches Geſchenk übergeben. Die von Grävius beſorgten Ausgaben des Heſiod, Cicero,

Catull, Tibull, Properz, Juſtin, Sueton, Florus, Cäſar u. a. claſſiſcher Autoren befeſtigten ſeinen Ruhm als gründlicher und — was zu ſeiner Zeit ſelten war — auch eleganter Sprachforſcher, und ſein Thesaurus antiquitatum romanorum, ſo wie der nach ſeinem Tode von Burmann beendete Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc. gereichen ihm wahrhaft zur Ehre. Ein Sohn von ihm, Theodor Georg, welcher 1691 als Magiſter Legens der Beredſamkeit und Geſchichte in Utrecht angeſtellt ward, ſchien in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen; der frühzeitige Tod des jungen Mannes zerſtörte indeß dieſe Hoffnung. Im Ganzen hatte Grävius 18 Kinder, von denen ihm jedoch nur 4 Töchter überlebten. Er ſelbſt hatte 13 Geſchwiſter.

Gray (Johanna) bekannt in der Geſchichte Englands durch ihr unverdientes unglückliches Schickſal, war eine Urenkelin König Heinrich VII. und die älteſte Tochter des Marquis von Dorſet. Als ihr Großonkel, Heinrich VIII., ſtarb, und deſſen Sohn Eduard VI. ihm in der Regierung folgte, zählte Johanna 10 Jahre. Wegen des neuen Königs Minderjährigkeit wurde Eduard Seymour, Herzog von Sommerſet und Onkel Eduard VI. zum Reichsverweſer ernannt; dies empfand deſſen Bruder, Thomas Sommerſet, übel, und Johann Dudley, Viscount von Liſle, ehrgeiziger und ränkeſüchtiger Hofmann, nährte in der Hoffnung, beide Sommerſets zu ſtürzen, und ſich dadurch den Weg zur erſten Reichsſtelle zu bahnen, den Zwieſpalt. Sein Vorhaben gelang ihm auch nur zu gut. Der Reichsverweſer klagte ſeinen Bruder mehrerer Staatsverbrechen wegen an, und das, durch die Tyrannei des Tudors längſt an feiges Gehorchen gewöhnte Parlament verdammte den Unglücklichen ohne Weiteres zum Tode. Jetzt hatte Liſle nur noch den einen Gegner zu ſtürzen und auch dies glückte ſeiner Liſt. Eduard Seymour wurde ſeiner Stelle beraubt, und Johann Dudley zum Herzog von Northumberland ernannt, nahm nun ſeinen Platz ein, den er aber, ſo lange Sommerſet lebte, nicht ruhig glaubte beſitzen zu können und deswegen ſeine Macht ſo lange anwandte, bis der geſtürzte Reichsverweſer das Schaffot beſtieg. Jetzt ſchien Northumberland nichts mehr im Wege zu ſtehen, als die Kränklichkeit des Königs, nach deſſen Abſterben, dem Teſtamente Heinrich VIII. zu Folge, ſeine Töchter Maria und Eliſabeth zum Thron gelangen ſollten, unter denen Liſle mit Recht den kaum gewonnenen Einfluß wieder zu verlieren fürchtete, da beide ungleich ehrgeiziger und ſelbſtſtändiger waren, als der ſchwache Eduard. Dies zu verhindern, und nach des Königs Tode das Scepter in Hände zu bringen, die ihm günſtiger wären, war nun Northumberlands eifrigſtes Bemühen, und die Verwickelungen in des achten Heinrich Familie mußten ihm als Behelf dienen. Anna Bayley, die Mutter der beiden Prinzeſſinnen, war unter dem Vorwande der Untreue von Heinrich VIII. aufs Blutgerüſt gebracht worden; auf der Geburt von Marie und Eliſabeth ruhte daher ein Flecken, und Northumberland benutzte dies ſowol als Mariens Bigotismus und Vorliebe für die catholiſche Religion, um Eduard VI. dahin zu bringen, ſeine Schweſtern von der Erbfolge auszuſchließen und dafür Johanna Gray, die ſich kurz vorher mit dem Lord Guilford, einem jüngern Sohne von Northumberland, vermählt hatte, zu ſeiner Nachfolgerin zu erwählen. Nach einigen Schwierigkeiten willigte auch das eigens deswegen zuſammenberufene Parlament, freilich mehr gezwungen wie freiwillig, ein, und Johanna, deren ſanfter und rechtlicher Sinn eben ſo wenig

nach einer Krone ſtrebte als die Mittel billigte, welche angewendet wurden, ſie ihr zu verſchaffen, ward weiter gar nicht gefragt, ſondern als nun Eduard VI. bald darauf (1553) in ſeinem 16. Jahre ſtarb, faſt mit Gewalt aus ihrer Zurückgezogenheit zu Sion=Houſe, von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater und ihrem, gleichfalls durch den Glanz des Diadems verblendeten Vater gezogen und auf den Thron gehoben, um ihn nach wenigen Tagen wieder mit dem Kerker zu vertauſchen. Es war nämlich Northumberland nicht gelungen, weder das Volk noch den Adel auf ſeine Seite zu bringen, im Gegentheil zeigten ſich beide ſeinen ehrgeizigen Abſichten längſt abgeneigt, und da nun Heinrich VIII. älteſte Tochter, die herrſchſüchtige Maria, auch der Schlinge entging, welche er ihr gleich nach Eduards, von ihm mehrere Tage verheimlichten Tode legte, und nicht von ſeinen Anhängern aufgehoben wurde; ſo ſammelte ſich bald ein anſehnliches Heer in Suffolk (wohin Maria ſich gerettet hatte) und proclamirte, in Uebereinſtimmung mit dem größten Theile des Parlaments, Heinrich VIII. Tochter zur rechtmäßigen Königin. Anfangs verſuchte Northumberland zwar durch die Gewalt der Waffen dennoch ſeinen Plan, Johannen auf den Thron zu erhalten, durchzuſetzen; die Schwäche ſeiner Streitkräfte nöthigten ihn aber bald um ſo mehr davon abzuſtehen, da bei Annäherung von Mariens Heere auch die Hauptſtadt ſich für dieſe erklärte. Er glaubte nun durch ſchleunige Unterwerfung ſich noch retten zu können; Mariens ſtrenger und harter Charakter vereitelte indeß dieſe Hoffnung. Er wurde auf ihren Befehl nebſt dreien ſeiner Söhne und einigen Anhängern, ſobald die neue Königen in London eingezogen war, in den Tower geſetzt und bald darauf hingerichtet. Während all dieſen Vorgängen hatte Johanna und ihr Gemahl bereits eben daſelbſt gelebt und der Herzog von Suffolk dieſe Feſtung auch gegen die anrückenden Truppen der Maria zu vertheidigen geſucht; gezwungen indeſſen, die Thore zu öffnen, waren ſomit auch Johanna und Guilford in die Hände der Siegerin gefallen, und beide nun an demſelben Ort als Gefangene bewacht, wo ſie kurz vorher noch im Glanz gebietender Majeſtät gewohnt hatten. Ein Spruch des Parlaments verurtheilte nun die unglücklichen Gatten, deren einziger Fehler der war, den ehrgeizigen Abſichten ihrer Verwandten nicht genug Widerſtand geleiſtet zu haben, zwar gleichfalls zum Tode, allein Maria beſtätigte, nicht aus Menſchlichkeit, wol aber aus Staatsgründen, diesmal das Urtheil nicht, und Johanna und Guilford blieben blos in ſtrenger Haft. Da indeß nicht lange nach Marias Thronbeſteigung überall der Geiſt des Mißvergnügens ſich zeigte, der auch bald in offene Empörung gegen eine Fürſtin ausbrach, deren finſterer Charakter und religiöſer Fanatismus ſo vortrefflich zu dem ihres Gemahls, Philipp II. von Spanien, paßte; ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich eine Gelegenheit fand, um Johanna und ihren Gemahl vollends zu verderben. In der Grafſchaft Kent war die Fahne der Empörung aufgepflanzt worden, und die Aufrührer hatten ſelbſt die Hauptſtadt kurze Zeit bedroht. Lord Guilford und ſeine Gemahlin, noch immer im Tower ſitzend, waren völlig unwiſſend in der Sache; dennoch mußten ſie jetzt als Opfer fallen. Maria konnte es der Lady Gray nicht verzeihen, einige Tage auf dem Thron von England geſeſſen zu haben. Sie ließ beiden von neuen den Prozeß machen und beide fielen unter dem Beil des Henkers. Den 12. Febr. 1554 beſtieg Johanna Gray das Schaffot. Sie war in kurzem Zeitraum die dritte Königin, welche England auf dieſe Art enden ſah. Eine vierte (Maria Stuart) folgte ihr in nicht viel Jahren nach. Vor ihrem Tode ſendete

die eifrig catholiſche Maria ihr noch Geiſtliche von dieſer Kirche zu, um die Ketzerin zu bekehren; Johanna Gray aber, feſt an den Lehren ihres Glaubens haltend und wohlbewandert in den Schriften der Gottesgelehrten, wieß ſtandhaft alle dieſe Verſuche zurück und ſtarb mit dem Muth der Unſchuld und der Ergebung einer Chriſtin. Siebzehn Jahr war die unglückliche Fürſtin alt, als ihr Blut floß, und äußere und innere Reize ſchmückten ſie im gleichen Grade. Sie las nnd ſchrieb Griechiſch und Lateiniſch, war ſanft und wohlthätig und ein Muſter ehelicher Zärtlichkeit. In der Nacht vor ihrem Tode ſchrieb ſie noch einen Troſtbrief an die Gräfin Pembrocke, ihre Schweſter, und einen an ihren Gemahl, der ihr Schickſal mit ihr theilen ſollte, und den ſie noch den Schmerz hatte, zum Tode führen zu ſehen. Mehrere dramatiſche Dichter haben das Schickſal dieſer liebenswürdigen und unglücklichen Fürſtin zum Vorwurf ihrer Arbeiten gemacht; da Johanna Gray aber ein durchaus mehr leidender als handelnder Charakter iſt, ſo hat der Erfolg gezeigt, daß die traurige Cataſtrophe ihres Unterganges ſich durchaus eben ſo wenig zu einer dramatiſchen Darſtellung eignet wie das Ende ihrer unglücklichen Vorgängerin, der Anna Boylen, die bekanntlich auch ſchon mehrfach ohne Glück auf das Theater gebracht worden iſt.

Gray (Thomas), den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, iſt auch uns Deutſchen durch ſeine ſchöne Elegie, geſchrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigſtens in den Ueberſetzungen von Gotter, Koſegarten und Seume rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London 1716, ſtudirte zu Cambridge, und begab ſich hierauf nach London, um mit ſeinem Freunde Weſt dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieſes läſtig, und da ſein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zur Begleitung auf ſeinen Reiſen ins Ausland einlud, nahm er dieſe Einladung mit Freuden an. Die Reiſe ging durch Frankreich und Italien, wo ſie beide durch Walpoles Schuld zerfielen. Gray mußte nun ſeine Reiſe allein fortſetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ihn ausſetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo ſeine Ausſichten nichts weniger als vielverſprechend waren. Er wählte ſeinen Aufenthalt zu Cambridge, wo er ſich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den ſeltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eigenen geiſtigen Bedürfniſſes ſtudiren. Erſt zu einer Zeit gelangte er zu Brot und Ehren, wo er, ſeiner herannahenden Auflöſung halber, auf beides hätte Verzicht leiſten können. Er wurde 1768 Profeſſor der neuern Sprachen und Geſchichte zu Cambridge, ſeine Geſundheit war aber ſchon ſo geſchwächt, daß er ſich außer Stand fühlte, ohne Gehülfen ſeinen Poſten zu verſehen. Er ſtarb 1771. Dryden, Collins und Gray werden unter den brittiſchen Lyrikern zuerſt genannt. Uebertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeiſterung, ſo übertraf er ſie wieder weit an Reichthum der Bilder, Gluth des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, ſind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meiſterſchaft.

Grätz, die Hauptſtadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 2700 Häuſer, unter dieſen an 50 Paläſte, und über 33,000 Einw., von denen an 12,000 durch die Zitz- und Cattunfabriken beſchäftigt werden. Der Ort iſt wohlhabend, und das Gewerbe wird durch jährliche Meſſen befördert. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten verdienen das Lyceum mit einer Sternwarte und Naturalienſammlung, das von dem Erzherzog Johann geſtiftete Johanneum (ſ. d. Art.

Johann), ſo wie eine zahlreiche Bibliothek beſonders bemerkt zu werden, noch mehr aber die Cultur der Einwohner des höheren und des Mittelſtandes.

Grazie bezeichnet in den ſchönen Künſten überhaupt diejenigen Eigenſchaften, durch welche ein Gegenſtand einen wohlgefälligen Eindruck der ſanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdſeligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine ſich über die andere erhebt. Reiz ſcheint das Allgemeine zu ſein; die übrigen bezeichnen beſondere Arten deſſelben. Nur das Schöne kann reizend ſein, und es wird reizend, wenn es nicht blos das Vergnügen der Betrachtung erregt, ſondern zugleich eine ſchwärmeriſche Begierde, ſich innig mit ihm zu vereinigen, es ſeiner Phantaſie zu fortdauerndem Genuſſe zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit ſind von Liebreiz und Holdſeligkeit dadurch unterſchieden, daß jene auch von lebloſen und thieriſchen Weſen, dieſe blos von Menſchen und höheren Weſen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffaſſung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, dieſe ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken, jene in Werken der Kunſt in der Anordnung und Manier, dieſe im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz iſt das echte deutſche Wort für Grazie. Er iſt nur dem Geſchlechte eigen, welches wir das ſchöne nennen, und auch dieſem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geſchlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberiſchen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unſchuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft iſt. Ihn ſeinen Werken einzuhauchen, wird dem Künſtler nur in dem Augenblicke der reinſten Begeiſterung gelingen. Holdſeligkeit aber iſt nur überirdiſchen, idealiſchen weiblichen Geſtalten eigen; ſie iſt der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfaſſender Liebe und Hinneigung gegen niedere Weſen, bei welchen man ſich zugleich beſtimmt fühlt, ſich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehen.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der ſchönen Sitte, von welchen, wie Pindar ſingt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Menſch weiſe, ſchön oder glänzenden Ruhmes iſt. Die Dichtungen der Alten davon ſind ſehr verſchieden. Nach Heſiodus und den meiſten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Anſehung ihrer mütterlichen Abſtammung aber weichen die Angaben ſehr von einander ab. Bei Heſiodus heißt die Mutter Erynome; und mit ihm ſtimmen die meiſten Alten überein. Eben ſo verſchieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienſer kannten zuerſt nur zwei, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle), dieſe aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auro (die Beglückerin) gaben. König Etheokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Heſiodus gibt ihnen zuerſt die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphroſyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyſſee aber als Dienerinnen der Venus, welche ſich von ihnen baden und ſchmücken läßt. Er dachte ſie ſich als ein zahlreiches Gefolge dieſer Göttinnen, beſtimmt, die Tage der Unſterblichen zu beglücken. Nach Heſiod waren ſie, wie ſich ſchon aus den Namen ſeiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchſten Anlage zu

gefallen, deren Hauptzweck iſt, das geſellſchaftliche Vergnügen zu befördern, und durch Heiterkeit und Güte zu feſſeln. Die ſpätern Dichter entfernten ſich von dieſer Vorſtellungsart, und machten aus ihnen allegoriſche Dichtungen. Allenthalben aber erſchienen die Grazien (und eben dies ſcheint ihren Charakter zu vollenden), nicht als herrſchende, ſondern als dienende Gottheiten. Nicht ſie ſelber ſchimmern, aber Venus ſchimmert durch ſie; nicht ſie erobern, aber durch ſie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und geſellſchaftlicher Freuden iſt ihre Thätigkeit beſchränkt; auch geiſtige Genüſſe und Annehmlichkeiten, Muſik, Beredſamkeit, Poeſie und andere Künſte verſchönern ſie durch ihren Einfluß; auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeſchrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildſäulen des Pupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben ſo im Tempel zu Elis. Eine von ihnen hielt eine Roſe, die andere einen Myrtenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloſer Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man ſie auch unbekleidet. Ihr Dienſt war in Griechenland ſehr ausgebreitet; ſie hatten daſelbſt eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinſchaftlich, namentlich mit der Venus, den Muſen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feſte hießen Chariſien und wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens ſchwur man bei den Chariten und weihte ihnen beim Mahle den erſten Becher.

Grécourt, bekannter erotiſcher Dichter der Franzoſen, wurde 1683 zu Tours geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn, als den jüngſten ihrer Söhne, dem geiſtlichen Stande. Er ſtudirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in ſeiner Vaterſtadt, und machte ſich zuerſt durch einige Predigten bekannt, die mehr ſatyriſchen als moraliſchen Inhalts waren. Aber er entſagte bald dieſem Stande, der für ſeinen unruhigen und lebhaften Geiſt zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die beſten Häuſer fand, und vorzüglich die Gunſt des Marſchalls d'Eſtrées zu erwerben wußte. Dieſer nahm ihn mit ſich nach dem Schloſſe Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt ſein irdiſches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier Alles fand, was ſeiner Sinnlichkeit ſchmeicheln konnte. Sein ausſchweifender Hang zu Genüſſen, ſein Leichtſinn und ſeine zügelloſe Einbildungskraft hielten ihn von ernſtern und anhaltenden Studien ab; ſeine ganze Beſchäftigung beſtand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und ſeinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzuleſen. In dieſer Kunſt war er ein ſolcher Meiſter, daß die ganze Feinheit ſeiner Poeſien ſich erſt durch ſeinen Vortrag fühlbar machte. Dieſes Talent, ſeine Luſtigkeit und ſeine Einfälle machten ihn angenehm; aber ſeine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er ſtarb zu Tours den 2. April 1745. Seine ſämmtlichen Gedichte ſind nach ſeinem Tode oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetiſche Erzählungen und ein in lateiniſcher Sprache abgefaßtes und wider den Jeſuitenorden gerichtetes Gedicht, Philotanus. Seine Poeſien haben ganz den Charakter ihres Verfaſſers; ſie ſind lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und bis zur Unſittlichkeit ausgelaſſen.

Greenwich, Stadt in der Grafſchaft Kent, am ſüdlichen Ufer

der Themſe, vorzüglich wegen des großen Seehospitals und der Sternwarte berühmt, mit 14,400 Einw. in 2100 Häuſern. Das Hospital iſt eines der prachtvollſten Gebäude, faſt ganz aus Sandſtein aufgeführt, und beſteht aus vier abgeſonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen ſie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwiſchen den beiden erſteren iſt ein großer Zwiſchenraum, auf welchem die Bildſäule Georg II. in Marmor ſteht. In König Carls Gebäude ſind die Gemächer des Oberaufſehers und ſeiner Unterbeamten, auch wohnen hier 300 Koſtgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, iſt unſtreitig der prächtigſte, er ward von dem berühmten Chriſtoph Wren aufgeführt. Hier ſind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals iſt noch ein zweiſtöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten ſind. Ferner iſt in der Nähe des großen Hospitals ein Schulhaus, worin 200 arme Matroſenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hospital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die ſie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienſt geworden ſind. Auch Ausländer haben Anſprüche auf dieſe Wohlthat, wenn ſie zwei Jahre in brittiſchen Sold geſtanden. Die Witwen der Matroſen nimmt man vorzugsweiſe zu Wärterinnen, deren 144 da ſind, die jährlich 8 Pfd. Lohn, nebſt völlig freiem Unterhalt bekommen. Die Invaliden erhalten Kleidung, Koſt und etwas Taſchengeld. Ueber dieſe treffliche Anſtalt führen die erſten Staatsbeamten von England, die Erzbiſchöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufſicht. Die Einkünfte der Anſtalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matroſe zu 6 Pence monatlich entrichten muß. Die Koſten des Unterhalts eines jeden Invaliden ſchätzt man auf 27½ Pf. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich iſt die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden und durch welche die engliſchen Geographen und Seefahrer den erſten Meridian ziehn (17° 40′ von Ferro). Hier haben zum Theil ſehr berühmte Aſtronomen gelebt. Auf Flamſtead, den erſten, folgte Halley, auf dieſen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond.

Gregor der Große, ſ. Päpſte.

Gregor VII. (Hildebrand) war einer der merkwürdigſten Päpſte. Seine Jugendgeſchichte iſt wenig bekannt, ſelbſt das Jahr und der Ort ſeiner Geburt ſind zweifelhaft, indem Einige Siena, Andere Saone im Toscaniſchen und noch Andere Rom als ſeinen Geburtsort nennen. So viel iſt gewiß, daß er ſeine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reiſe nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloſter zu Clugny in Verbindung kam, um das J. 1045 nach Rom zurückkehrte, und hier eine Laufbahn ſich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziel führen ſollte. Bekannter wird ſeine Geſchichte von der Zeit an, wo er ſich wieder in dem Kloſter zu Clugny eingeſchloſſen hatte, und hier dem Papſt Leo XI. auf ſeiner Reiſe durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und ſpielte von dieſer Zeit an, obgleich im Hintergrunde, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrſchaft, welche große Geiſter über gewöhnliche Menſchen ausüben, die Schritte dieſes und mehrerer

nachfolgenden Päpſte leitete. Nach dem Tode Alexanders II. (1073) beſtieg der Cardinal Hildebrand den päpſtlichen Stuhl. Was er längſt ſchon durch Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpſten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht geweſen, das ſuchte er nun ſelbſt mit dem raſtloſeſten Eifer auszuführen. Es war ſein Entwurf, dem römiſchen Stuhl nicht blos die höchſte Gewalt über die Kirche zu verſchaffen, und die ganze Fülle der geiſtlichen Gewalt in die Hände des Papſtes zu bringen, ſondern auch die Kirche von der weltlichen Gewalt gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürſten den Einfluß abzuſchneiden, den ſie bisher noch in mannichfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte eine Theokratie ſtiften, in welcher der Papſt der Statthalter Gottes, der höchſte Regent, in politiſchen ſowol als in kirchlichen Angelegenheiten ſein ſollte. Das Meiſte für die Ausführung ſeines Plans verſprach er ſich von der Aufhebung der Laieninveſtitur, an welchem Rechte der Fürſten, die Biſchöfe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürſten noch über die Geiſtlichkeit ihrer Länder ausübten. Daher ließ er 1075, zum Erſtaunen der ganzen Welt, das merkwürdige Decret ausgehen, worin allen Geiſtlichen bei Strafe des Verluſtes ihrer Aemter verboten ward, die Inveſtitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geiſtlichen die Inveſtitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorherſehen, daß die Fürſten und namentlich der Kaiſer nicht bereit ſein würden, das bisher behauptete Inveſtiturrecht auf das erſte Wort aufzuopfern. Daher beſchloß er, mit dem Kaiſer Heinrich IV. zu brechen, und hoffte, der Streit werde ſich ſo wenden, daß der Kaiſer genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieſes Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiſer konnte es dem Papſte nicht fehlen, da ſich jener, durch jugendlichen Leichtſinn und böſe Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit ſeiner Selbſtregierung über alle göttlichen und menſchlichen Geſetze hinweggeſetzt hatte. Auch konnte ihm dieſer Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiſer mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch 1073 ſprach der Papſt das vorläufige Entſetzungsurtheil über mehrere deutſche Biſchöfe, welche ihre Aemter von dem Kaiſer gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiſerliche Räthe aus, welche dieſen ſchändlichen Handel getrieben haben ſollten, und da der Kaiſer dieſe Räthe nicht entließ und jener Biſchöfe ſich annahm, machte der Papſt 1076 ein neues Decret bekannt, in welchem dem Kaiſer angekündigt ward, daß er in Rom erſcheinen und ſich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten ſolle. Der unbedachtſame Kaiſer verſammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Abſetzungsurtheil gegen den Papſt ausſprechen, wodurch denn dieſer bewogen ward, auch ſeiner Seits zum äußerſten zu ſchreiten, den Kaiſer in den Bann zu thun, und alle ſeine Unterthanen nnd Vaſallen von dem Eide der Treue zu entbinden. Bald ſah der Kaiſer ganz Oberdeutſchland gegen ſich aufſtehen, zu eben der Zeit, da die Sachſen in Niederdeutſchland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim verſammelten Fürſten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiſerwahl geſchritten werden ſollte, ergab er ſich ihnen faſt unbedingt, und mußte ſich vorſchreiben laſſen, daß er den Papſt, den ſie ſelbſt erſuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über ſich erkennen, ſeine excommunicirten Räthe entlaſſen, und ſich als ſuspendirt von der Regierung betrachten wolle.

Betäubt von dieſem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken, nach Rom zu eilen, und hier von dem Papſte die Losſprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, faſt ohne Gefogle, reiſte er nach Rom, und der Papſt traute kaum ſeinen Augen, als er ihn ſo tief geſunken ſah. Zu Canoſſa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiſer den Papſt, welcher darauf drang, daß ſich der Kaiſer einer kirchlichen Buße unterziehen müſſe, und ihn deshalb drei Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canoſſa warten ließ. Bald aber bereuete der Kaiſer dieſen Schritt; es ſammelten ſich wieder mehrere ſeiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechſelndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den Gegenkaiſer, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papſt auf einer Synode zu Brixen abſetzen und einen Gegenpapſt wählen, eilte nach Italien, beſetzte Rom, und ſetzte den neuen Papſt auf den Thron. Gregor, welcher in die Engelsburg geflüchtet war, und hier drei Jahre lang wie im Gefängniſſe lebte, trug ſein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlaſſen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er 1085 ſtarb. Außerdem iſt von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat (die Eheloſigkeit) der Geiſtlichen allgemein einführte, ſo weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des eheloſen Standes glaubte, oder die Geiſtlichkeit auch hierdurch unabhängiger machen wollte, und daß er die Markgräfin von Toscana, Mathildis, beſtimmte, ihre faſt königlichen Beſitzungen dem römiſchen Stuhle zu vermachen. Kein Papſt iſt mehr geprieſen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor VII. Die meiſten proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber haben ihm unerſättliche Herrſchſucht und grenzenloſen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze ſeines Lebens und die Größe ſeines Geiſtes, lieſt man ſeine Briefe, in denen die edelſten Geſinnungen ausgedrückt ſind, und erwägt, wie ſtreng er, nicht nur gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ſelbſt war, ſo iſt es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigener Größe der Zweck ſeines Lebens geweſen ſei. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß er, wenigſtens bei ſeinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Ueberzeugung, für die Sache Gottes und Chriſti, für die Sache der Religion und der Kirche zu wirken glaubte. (Vergl. Hildebrand, als Papſt Gregorius VII. und ſein Zeitalter von J. Voigt, 1815, 8.) N.

Gregorianiſcher Calender, ſ. **Calender**.

Gregoriusfeſt, ein ehedem in mehreren Gegenden, beſonders in Sachſen beliebtes Schul- und Jugendfeſt, welches bald nach Oſtern gehalten wurde. Die Art und Weiſe, wie es gehalten wurde, war verſchieden. Gewöhnlich zogen die Schüler, auf eigne Weiſe, als Bergleute, Eſſenkehrer, Jäger u. ſ. w. gekleidet, durch die Stadt; an andern kleinern Orten erſchienen ſie nur mit Bändern ausgeputzt und jeder gab durch Herſagung eines Reimes vor den Häuſern der Vornehmern zu erkennen, welche Standesperſon aus der bürgerlichen Geſellſchaft er vorſtelle. Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quackſalber, mit einem Arzneikaſten; ein Andrer ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trommel verſehen, ſtellte einen Tambour u. ſ. w. vor. Dieſes Feſt war unſtreitig eine Nachah-

mung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten Volks- und Freudenfeſtes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeſte durch feierliche Umgänge. Aller Schulunterricht hörte während dieſer Feier auf. Dieſe Feſte erhielten durch die Länge der Zeit eine Heiligkeit und ließen ſich ſchwer abſchaffen. Nach dem Uebergange heidniſcher Völker zum Chriſtenthume mußte man daher dieſen Feſten andre Namen geben und ihnen andre Zwecke unterlegen. Papſt Gregor IV. verordnete daher im J. 828, daß zur Ehre eines ſeiner Vorgänger, Gregor I., welcher die erſte Singſchule in Rom geſtiftet hatte, um die Zeit, da das große Minervenfeſt fiel, ein eignes Schul- und Kinderfeſt unter dem Namen des Gregoriusfeſtes gehalten wurde. (Jugendz. 1806. Nr. 30, 31, 34, 37). — **Gregoriusſingen** nennt man den Umgang, welchen jährlich nach Oſtern die Dorfſchulmeiſter, beſonders in Sachſen, in Begleitung ihrer Schulkinder, durch das Dorf halten, wobei vor jedem Hauſe, oder vor jeder darin wohnenden Familie, ein Lied oder eine ſogenannte Arie abgeſungen wird, wofür dem Schullehrer eine Kleinigkeit an Gelde gereicht wird, die als ein Theil ſeiner Beſoldung in Anſchlag gebracht iſt. In mehreren kleinern Städten, wo ſonſt dieſes Gregoriusſingen auch gewöhnlich war, iſt dieſe, den Schullehrerſtand herabwürdigende Bettelei, nachdem ſich mehrere Stimmen in öffentlichen Blättern darüber erhoben hatten, durch Mitwirkung einer weiſen Stadtobrigkeit, mit Recht abgeſchafft und die Lehrer ſind auf andre Weiſe entſchädigt worden. — **Gregoriusumgang**, ſ. Gregoriusfeſt und Gregoriusſingen.

Greif, ein bekanntes Fabelthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und ſtatt der Mähne einen Kamm von Fiſchfloſſen hatte; der Rücken war befiedert. Aelian beſetzt den Rücken mit ſchwarzen, die Bruſt mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Kteſias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerſchnabel und feurige Augen. Spätere Schriftſteller ſetzen noch manches hinzu. Nach dem Verfaſſer des Buchs: De rerum natura, iſt er größer als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlerkrallen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, und legt in ſein Neſt einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er iſt ſo ſtark, ſagt Kteſias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für ſein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niſte; nie erwachſen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und ſein Neſt davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold ſuchen, und ſeine Jungen gegen ſie vertheidige. Ueber die Entſtehung der Idee von dieſem fabelhaften Vogel iſt viel gemuthmaßt worden; namentlich haben der Graf von Veltheim in ſeiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameiſen und Greifen der Alten, und Böttiger in ſeinen Vaſengemälden ſehr viel Sinnreiches darüber geſagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrſcheinlichkeit dieſe und ähnliche Ungeheuer blos als Erzeugniſſe der indiſchen Tapetenwirkerei, da ſich die Indier von den älteſten Zeiten her an ſeltſamen Zuſammenſetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des perſiſchen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geſchöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entſtanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken ꝛc., mit denen jene alſo einerlei Urſprung hätten.

Greifswalde, eine als Univerſität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Oſtſee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Univerſität ward 1456 von Herzog Wratislaw geſtiftet, hat über 35,000 Thlr. jährlicher Einkünfte und eine anſehnliche Bibliothek.

Gresham (Sir Thomas), der Gründer der londoner Börſe, war ein Sohn des Lord Mayors dieſer Stadt und 1519 geboren. Auf dem Collegio zu Cambridge machte Thomas Gresham ſeine humaniſtiſchen Studien und widmete ſich dabei zugleich der Handlung. Eduard VI., beſtändig in Geldverlegenheiten, gebrauchte den reichen und gewandten jungen Kaufmann zu Regulirung ſeiner Geldangelegenheiten in Antwerpen, und obſchon dieſer König nur kurze Zeit regierte, ſo mußte doch Gresham an vierzig mal für ihn nach jenem reichen Ort reiſen, wo damals die Rothſchilde jener Tage wohnten. Unter Eliſabeth ward Gresham zum Ritter ernannt (1559), und auch dieſer Königin beſorgte er ihre Geldgeſchäfte im Auslande. Sein dadurch ſich ungeheuer mehrendes Vermögen ſetzte ihn in den Stand, einen Plan auszuführen, den bereits ſein Vater gefaßt hatte. Die Kaufleute Londons hatten nämlich damals noch keinen beſtimmten Verſammlungsort, woſelbſt ſie ſich über ihre Geſchäfte beſprechen, Handel abſchließen konnten u. dergl. Ihnen ein ſolches, den Verkehr ungemein erleichterndes Zuſammenkommen zu verſchaffen, bat Gresham nur um einen Platz zur Errichtung eines Gebäudes, und als ihm dies bewilligt ward, ließ er nach dem Muſter des berühmten Börſengebäudes in Antwerpen ein ähnliches aufführen, welches noch jetzt eine Zierde Londons iſt. Den 7. Juni 1556 ward der erſte Stein dazu gelegt und ſchon 1569 das Ganze vollendet, worauf es den 29. Jan. 1570 von der Königin Eliſabeth ſelbſt beſucht und feierlich „königliche Börſe" (The royal Exchange) getauft wurde. Auf Greshams Rath fing Eliſabeth nun auch an, die Staats-Geldgeſchäfte nicht mehr blos mit ausländiſchen Kaufleuten abzumachen, wodurch Englands reicher Handelsſtand ungemein gewann. Kurz vor ſeinem Tode entſchloß ſich Gresham, das prachtvolle Hotel, welches er in der Stadt bewohnte, zu einem wiſſenſchaftlichen Collegium zu widmen, und er beſtimmte daher in ſeinem 1575 den 5. Juli niedergeſetzten Teſtamente, daß das halbe Börſengebäude dem Lord Mayor und der Gemeinde von London, die andere Hälfte aber der Kaufmannsgilde unter der Bedingung gehören ſolle, daß ſie für alle Zeiten ſieben Profeſſoren (der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Aſtronomie, der Geometrie, der Muſik und der Rhetorik) jeden mit 50 Pf. Sterling jährlich beſolden ſollten und daß dieſe Lehrer in dem von ihm bewohnten Hotel Wohnung und Raum zu ihren Vorleſungen erhielten. Nebenbei ſetzte er auch noch mehrere milde Stiftungen für arme Kranke, Gefangene und andere hilfsbedürftige Perſonen aus. Er ſtarb den 21. Nov. 1579, und man befolgte ſeine Anordnungen pünctlich, ſo daß in ſeiner ehemaligen Wohnung nun bis gegen das Ende des 18. Jahrh. die von ihm feſtgeſetzten Vorleſungen in den genannten Wiſſenſchaften gehalten wurden. Um dieſe Zeit ward aber auf Antrag der Bewohner der City das Greshamſche Gebäude niedergeriſſen, um durch ein anderes erſetzt zu werden: bei welcher Gelegenheit denn die ganze Lehranſtalt in die untern Säle der Börſe verlegt ward, wo ſie ſich vermuthlich noch befindet. Man erzählt von Gresham, der zu ſeiner Zeit der reichſte Parteculier in England war, daß er einſt die Königin Eliſabeth auf ſeinem Schloſſe Oſterley bei

Brentford in Middeleſſex, nicht allein aufs glänzendſte bewirthete, ſondern auch, zum Erſtaunen der Königin und ihres ganzen Hofes über Nacht eine lange Mauer, welche die Fürſtin noch an einen Platz hingewünſcht hatte, ſo ſtill aufführen ließ, daß weder Eliſabeth noch ſonſt ein Menſch etwas davon vernahm, und Alle am andern Morgen um ſo mehr überraſcht waren. Wegen ſeines großen Reichthums und ſeiner engen Verbindung mit dem Hofe, nannte ihn, der übrigens auch ein geiſtreicher und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann war, das Volk häufig nur den „königlichen Kaufmann.“

Greſſet, einer der anmuthigſten franz. Dichter des 18. Jahrh., war 1709 zu Amiens geboren, trat in ſeinem 16. Jahre in den Jeſuiterorden, und verließ ihn zehn Jahre nachher wegen des Aufſehens, welches ſein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denſelben zu behaupten und zu vermehren, und ward 1748 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine Finanzſtelle verwaltete, und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er faſt alle ſeine Bilder entlehnte, wurde ſein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügſames und unbekanntes Leben im Schoße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Hof und Stadt wünſchten den Mann zu ſehen, der ſie ſo trefflich geſchildert hätte. Aber die Meinung, welche ſeine erſten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geſchwächt durch ſeine akademiſche Rede, worin er eine frühere von Suard beantwortete. Seine Gemälde ſchienen nicht natürlich, ſondern Zerrbilder. Man ſuchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach ſeiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Proſa und Verſen gemiſchten Briefe vermehrt, worin er ſeiner Feder einen noch freiern Lauf verſtattet. Er überlebte ſeine Rückkehr in ſein Vaterland nicht lagne, und ſtarb 1777, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Annehmlichkeit ſeiner Umgangs, die Unwandelbarkeit ſeiner Grundſätze, die Redlichkeit ſeines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunſt des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn 1775 in den Adelſtand. Sein Vert-Vert iſt ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, deſſen Werth um ſo größer erſcheint, als der Stoff ſelbſt wenig Hülfsmittel darbot. „Dieſes Gedicht,“ ſagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeſchmackte Poſſe geworden ſein, und in dem Bezirk des Kloſters, wo es erzeugt wurde, ſein Grab gefunden haben. Greſſet beſaß in ſeiner Eingezogenheit die Kunſt, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte.“ Er hatte es noch mit einem Geſange, l'ouvroir des nones, überſchrieben, vermehrt, welcher, wie man ſagt, Züge ſeines Talents enthielt; aber er verbrannte ihn in ſeiner letzten Krankheit. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Dieſe Epiſtel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philoſophie; man findet darin Harmonie, und eine an Ueppigkeit grenzende Fülle des Ausdrucks. Von grringem Werth ſind ſeine Epiſtel an den Pater Bougeant und Les Ombres. Kräftiger und ſorgfältiger gearbeitet iſt die Epiſtel an ſeine Schweſter über ſeine Geneſung. Greſſet wollte von der leichten Poeſie ſich zur Tragödie erheben, aber ſein Eduard III., der 1740 geſpielt wurde, iſt nicht wieder dem Theater erſchienen. Die Intrigue

iſt kalt und der Styl iſt noch kälter. In dem Sidney, der 1745 aufgeführt wurde, iſt die Intrigue ſchwach und die Verknüpfung gemein; doch finden ſich ſchöne Verſe darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, iſt wegen der Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit und ſchönen Verſification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charakter eine der beſten franzoſiſchen Comödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komiſchen dieſe ſchönen Eigenſchaften krönte. Unbedeutender ſind ſeine Oden, ſeine Ueberſetzungen der Eklogen Virgils und ſein Discours sur l'Harmonie. M.

Gretna (eigentlich Graitney-) Green, ein Pfarrdorf in der ſchottiſchen Grafſchaft Dumfries, an der Straße nach England, ſeit länger als 70 Jahren in der Geſchichte zärtlicher Abenteuer als die Zuflucht berühmt, wo bedrängte Liebende den Hinderniſſen, die ihrer Neigung entgegen traten, auswichen, und heimlich ihre Verbindung feierten. In Schottland bedurfte es nämlich keines Aufgebotes, keiner Einwilligung der Aeltern und keines Prieſters zur Trauung, und die Erklärung des liebenden Paares vor einem Friedensrichter, daß es ledig und nicht in verbotenem Grade verwandt ſei, war hinlänglich zur Schließung einer Ehe, die ſein Ausſpruch knüpfte und die von allen Gerichten als giltig anerkannt wurde. Wer daher in England, wo andere Geſetze gelten, nicht an das Ziel ſeiner Wünſche kommen konnte, eilte mit ſeiner Geliebten nach Gretna Green. Ein Grobſchmidt, der zugleich Friedensrichter war, knüpfte während einer langen Reihe von Jahren viele ſolcher Verbindungen. Man rechnet, daß hier jährlich 65 ſolcher Vermählungen geſchloſſen wurden, was, jede zu dem gewöhnlichen Preiſe von 15 Guineen gerechnet, ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. Sterl. gab. Die neuern Strafgeſetze gegen unbefugte Verehelichungen, die mit Verbannung beſtraft werden ſollen, werden dieſem Mißbrauche ein Ende machen.

Gretry (André Erneſt Modeſte), berühmter franzöſiſcher Componiſt, war geboren zu Lüttich 1741. Sein Gefühl für den muſikaliſchen Rhythmus äußerte ſich ſchon mit dem vierten Jahr und hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Er war allein; das Wallen ſiedenden Waſſers in einem eiſernen Topf feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit; er fing an, nach dieſem trommelähnlichen Geräuſch zu tanzen; darauf wollte er auch ſehen, wie ſich dieſes Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein ſtark glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Exploſion war ſo heftig, daß er, vom Dampf betäubt, und faſt am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieſes Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und ſchwächte ſeine Augen für immer. 1759 verließ Gretry ſein Vaterland, um ſich zu Rom in der Muſik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Caſali iſt der einzige, den er anerkannt hat. Er hatte ſchon zu Rom einige italieniſche Scenen und einige Symphonien hören laſſen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, zwei Intermezzi in Muſik zu ſetzen. Sein erſter Schritt auf dieſer Laufbahn ſollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet ſein; er fand großen Beifall. Am ſchmeichelhafteſten war ihm das Urtheil Piccinis, der öffentlich ſein Werk gebilligt hatte, beſonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptſtadt Italiens, ſetzte Gretry daſelbſt ſeine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose de Colas zeigte, welche den Wunſch in ihm

entdeckte, ſich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf, wo er die Oper Iſabelle und Gertrude in Muſik ſetzte, welche in Paris gegeben worden war, und deren Muſik etwas ſchwach geſchienen. Den Beifall, den die ſeinige erhielt, beſtimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauſpieler zu finden, die ſeiner würdig wären. Doch fand er hier zwei Jahre lang mancherlei Schwierigkeiten zu bekämpfen, und erſt nach vielen leeren Verſprechungen und getäuſchten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, deſſen Text und Muſik in ſechs Wochen vollendet wurde, und deſſen Aufführung im J. 1769 den entſchiedenſten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthuſiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Comödie in einem Act, aufgenommen. Er widmete ſich von nun an ausſchließlich dem Theater, und componirte vierzig Opern, von denen le Tableau parlant, Zemire et Azor, l'Ami de la maisou, la fausse Magie, le Jugement de Midas, l'Amant jaloux, les Evénemens imprévus, Colinette à la cour, la Carevane, Richard Coeur-de-Lion, Anacréon chez Policrate noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Gretry hat, wie Pergoleſi, die Declamation zum Muſter des muſikaliſchen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, ſind dieſem Beſtreben zuzuſchreiben und mit Bewußtſein von ihm begangen worden. 1790 gab er ſeine Mémoires ou Essai sur la musique heraus. Der erſte Band enthält das künſtleriſche Leben des Verfaſſers. Er ſtarb 1813 zu Ermenonville in Rouſſeaus Eremitage.

Greuze, ein geiſtreicher franz. Maler, geboren zu Tournus bei Macon, 1726. Nachdem er zu Rom ſtudirt und die Werke der größten Meiſter kennen gelernt hatte, kehrte er zurück, und erwarb ſich durch ſein herrliches Talent eben ſo viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl ſeiner Gegenſtände und in der Compoſition, iſt er es eben ſo ſehr in Colorit und Zeichnung. Charakteriſtiſch iſt der moraliſche Zweck, auf den alle ſeine Gemälde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Ziererei und Theatraliſches; auch iſt die Nachläſſigkeit, mit der er abſichtlich ſeine Gewänder behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren haben ſowol in Colorit und Beleuchtung, als in geiſtreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert; viele davon ſind geſtochen. Sein Gemälde: La petite fille au chien, gilt für ſein Meiſterwerk. Er ſtarb zu Paris 1805, und hinterließ zwei Töchter, deren eine, Anna, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Gribeauval (Jean Baptiſte Vaguette de), ein ausgezeichneter Ingenieur und Artilleriſt, wurde 1715 zu Amiens geboren. Er trat in das Regiment Royal-Artillerie ein, wo er bald Offizier bei der Pionir-Compagnie wurde und 1752 von dem damaligen Kriegsminiſter d'Argenſon den Auftrag erhielt, nach Berlin zu reiſen, um die von Friedrich II. zu jener Zeit zuerſt eingeführte leichte Regiments-Artillerie zu beſichtigen. Dieſen Auftrag vollführte Gribeauval nicht nur mit dem größten Fleiß, ſondern uberreichte bei ſeiner Zurückkunft auch zugleich einige höchſt wichtige Abhandlungen über die Grenzen und Feſtungen der Länder, die er bereiſet hatte. Er ward hierauf zum Obriſtlieutenant ernannt, und trat bald darnach als General und Commandant des Artillerie- und Mineur-Corps, mit Bewilligung ſeines Königs, in öſterreichiſche Dienſte, wohin ihn der Graf von Broglio empfohlen hatte, weil damals Maria Thereſia, beim Ausbruch des ſieben-

jährigen Krieges, geſchickte Artillerie-Offiziere beſonders ſuchte. Hier eröffnete ſich ihm nun eine weite Bahn, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Muth zu zeigen. Bei der Belagerung von Glatz commandirte er mit, und ſeinen trefflichen Anordnungen hatte Oeſterreich es vorzüglich zu danken, daß dieſer wichtige Platz, der Schlüſſel von Oberſchleſien, den Preußen entriſſen wurde. Später fand er ſogar Gelegenheit ſich mit den großen Preußenkönig ſelbſt ſehr rühmlich zu meſſen. In Betreff der Minen folgte Friedrich mit faſt unbedingtem Vertrauen dem Syſteme von Belidor; Gribeauval hatte ſich dagegen eine andere Verfahrungsart ausgedacht, und der Erfolg bewieß, daß er Recht hatte. Die Preußen belagerten Schweidnitz und Friedrich II. leitete das Unternehmen ſelbſt. Gribeauval vertheidigte unter des Marſchall Guasco Oberbefehl den Ort. Ein unterirdiſcher Kampf entſpann ſich nun hier, in welchem ſowol der König als der General, jeder nach ſeinem Syſteme verfuhren und einander den Rang ſtreitig zu machen ſuchten. Friedrich ließ nach Balidors Methode vier große Minen ſpringen, aber umſonſt! Gribeauvals treffliche Gegenanſtalten vereitelten jeden gewiß gehofften Erfolg, und wo der König auch ſeine Feinde unter der Erde angriff, überall fand er die wirkungsvollſte Gegenwehr, ſo daß er 63 Tage nach Eröffnung der Trancheen, und nach den heftigſten Anſtrengungen, ſich genöthigt ſah, die Belagerung aufzuheben. Schon waren die Befehle deshalb gegeben, als eine glücklich geworfene Bombe Alles änderte. Ein Pulvermagazin flog in die Luft, dadurch entſtand eine Breſche, welche die Oeſterreicher nöthigte, ſich zu ergeben. Gribeauval ward nun als Gefangener ſeinem königl. Gegner vorgeſtellt, der wirklich für einen Augenblick ſich hinreißen ließ, den Mann, deſſen Talent ihn gewiſſermaßen überwunden hatte, nicht ſehen zu wollen. Bald ſiegte aber in des großen Königs Seele die beſſere Empfindung. Er ließ Gribeauval zu ſich kommen, zog ihn an ſeine Tafel, und beehrte ihn mit den gerechteſten Lobſprüchen. 1762 ward Gribeauval von der Kaiſerin zum Feldmarſchall-Lieutenant und Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens ernannt; nach geſchloſſenem Frieden kehrte er aber auf Choiſeuls Einladung nach Frankreich zurück, wo er als Marechal de Camp und Generalinſpecteur der Artillerie angeſtellt wurde, und hier ſich bis an ſein Ende auf vielfache Art um das Genie-, Fortifications- und Artilleriewesen verdient machte. Eine Zeit lang, mehr durch Choiſeuls und des Grafen Bellegarde, als durch eigene Schuld, in Ungnade gefallen, ward er doch, als Ludwig XVI. auf den Thron kam, in ſeine alte Wirkſamkeit und noch kurz vor ſeinem Tode, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, zum Oberaufſeher des großen Arſenals ernannt. Er ſtarb kurz vor dem völligen Ausbruch der Revolution, den 9. Mai 1789, eben ſo geſchätzt als Menſch wie als Krieger.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland entſtanden in Italien, wahrſcheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten pelasgiſchen Colonien, welche, indem ſie nach Gräcus, dem Sohne ihres Stammvaters Theſſalus, Griechen nannten, Veranlaſſung gaben, daß dieſer Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen ſelbſt hatte Griechenland in den frühern Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen waren. Die griechiſchen Nationen aber waren ſo weit zerſtreut, daß es dadurch ſchwierig wird, genau zu beſtimmen, was zu Griechenland gehört und was nicht.

Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländiſchen Meer umfloſſen, im Norden durch die kambuniſchen Gebirge von Macedonien geſchieden, etwa 2000 Q.M. enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien und Epirus mit einſchließt, das Hämusgebirge, das ioniſche und ägeiſche Meer ihm zu Grenzen gibt und die Inſeln dieſer Meere mit aufnimmt. Demnach beſtand Griechenland theils aus feſtem Lande, theils aus Inſelgruppen. Das feſte Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Theſſalien (jetzt Janiah), eins der größten und fruchtbarſten aller griechiſchen Länder, von dem Peneus bewäſſert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den thermaiſchen Buſen ſich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Oſſa und Pindus erhoben ſich hier, und unter den Städten ſind Lariſſa, Pharſalus und Magneſia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächſt Theſſalien die größte Landſchaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel in Dodona; Hauptſtadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macedonia oder Filiba Vilajeti), erſt ſeit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichſam ein Mittelglied zwiſchen Griechenland und Thracien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Macedonien ſelbſt früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landſchaften: a) Akarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegeriſche Einwohner, keine bedeutende Flüſſe und Berge. b) Aetolien, mit den Flüſſen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon und Thermus. Gebirgig und rauh. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erineus, Bajon und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerſtämmen bewohnt, den opuntiſchen, epiknemidiſchen und ozoliſchen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphiſſa und Thronion. e) Phocis, vom Cephiſſus bewäſſert. Hier erhob ſich der Parnaſſus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollos Orakel, lag. Außerdem ſind Kriſſa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien, zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleinern Flüſſen, von dem Aſopus und Ismenus durchſtrömt und reich bewäſſert, zählte viele blühende Städte, Thebä, Oropus, Platää, Leuktra, Theſpiä, Chräonea, Koronea, Orchomenos u. a. Berühmt ſind hier die Berge Helikon und Cithäron. g) Attika, eine ſchmale Landzunge, felſig, trocken, meiſt unfruchtbar, eben deßhalb aber der früheſte und nachmals der ſchönſte Sitz helleniſcher Bildung. Hier hatte Athen die Geſetzgeber, Helden, Dichter und Künſtler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt ſind. Unter den übrigen Ortſchaften Attikas zeichneten ſich Marathon, Eleuſis, Rhamnus und Laurion aus h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinſte aller griechiſchen Landſchaften. III. Die Halbinſel des Peloponnes (jetzt Morea), zu welcher durch Megaris der corinthiſche Iſthmus führt, umfaßte acht Landſchaften: a) das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyra genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikion, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerſt Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in ſeiner Ausdehnung längs des corinthiſchen Meerbuſens bis zum Fluſſe Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Paträ und Pellene die beträchtlichſten waren. d) Elis, von dem Alpheos,

der mehrere kleine Flüſſe aufnimmt, durchſtrömt, erſtreckte ſich von Achaja ſüdweſtlich an der Meeresküſte hin. Vor Elis und Kyllene iſt Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Meſſenia mit dem Fluſſe Pamiſus, unterhalb Elis an der Meeresküſte bis zur Landſpitze hinreichend, mit der Stadt Meſſene und den Grenzfeſtungen Ithome und Ira. f) Lakonia, Lakonica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchſtrömt, wird von dem meſſeniſchen, lakoniſchen und argoliſchen Meerbuſen von drei Seiten beſpült. Berühmt iſt ſeine Hauptſtadt Sparta, und unter ſeinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidauros, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachus bewäſſert, bildet eine kleine Halbinſel zwiſchen der lakoniſchen und attikaniſchen. h) Arkadien, in der Mitte der Halbinſel gelegen, reich an Flüſſen, Quellen und Triften, und vom Alpheus durchſtrömt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. Die zu Griechenland gehörigen Inſeln lagen I. im ioniſchen Meere, an der Weſt- und Südſeite des feſten Landes. 1. Corcyra (Corfu), 2. Cephalonia, 3. Aſteris, 4. Ithaka (Teaki, auch Val de Compare), 5. Zakynthos (Zante), 6. Cythera (Cerigo), 7. die Inſelgruppe des argoliſchen Meerbuſens, 8. die Pelopsinſeln beim Gebiet von Trözen, unweit derſelben Sphäria, Calauria (Poro), 9. Aegina, 10. Salamis, (Coluri), und mehrere umliegende, 11. Creta (Candia). II. Im ägeiſchen Meere an der Süd- und Oſtſeite des feſten Landes, im ſogenannten Archipelagus, lagen: 1. Carpathos (Scarpento), 2. Rhodus, 3. Cyprus, 4. die Cycladen, d. i. Delos umliegende Inſeln, die weſtlichen, und 5. die Sporaden, d. i. zerſtreut liegende, die öſtlichen des Archipelagus. Zu den Cycladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos, (Milo), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben ſein ſoll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario), und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Kos (Stanchio, Stingo), Parmakuſä, Patmos (Palmo, Palmoſa), Samos, Chios (Scio), mit mehrern kleinern umliegenden Inſeln, Lesbos (Mitylene), wo die umliegenden kleinern Inſeln Hekatonnyſoi, d. i. hundert Inſeln, heißen, Tenedos (Bokthſcha Adaſſi), Lemnos (Stalimene), Imbros, (Lembro), Samothrake, Thaſos; und der Küſte Griechenlands näher Skyros, Euböa (Negroponte). In Anſehung der phyſiſchen Beſchaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands ſehr von einander verſchieden. Macedonien war in ſeinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küſtengegenden Wein, Oel und Baumfrüchte; eben ſo Epirus. Dagegen war Theſſalien ein fruchtbares, ſchön bewäſſertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben ſo fruchtbar, war reich an ſchönen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war nur mittelmäßig; deſto fruchtbarer war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, ſchönes Oel und Krapp in Fülle hervorbrachte. Aetoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküſte von Attica und das bergige Megaris waren eben ſo wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Lakonien, Meſſenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arkadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die griechiſchen Inſeln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obſt und Feldfrüchten reichlich ausgeſtattet. Dieſe Verſchiedenheit des Bo-

dens mußte auch eine Verſchiedenheit in der Lebensart der Bewohner erzeugen, welche ihrer Lage gemäß ſich von Ackerbau, Handel, Krieg, oder Schifffahrt nährten. Die Geſchichte der Griechen läßt ſich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erſte erſteckt ſich von dem früheſten Urſprung der Griechen um das J. 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb.; die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr. Geb.; die dritte Periode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis ſie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. faſt ganz verſchwinden. Die Pelasger waren die erſte unter Inachus, wie die Sage lautet, nach Griechenland einwandernde Völkerſchaft. Ohne alle Bildung wohnten ſie in Höhlen und nährten ſich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleiſche überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um das J. 1800 vor Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich ſuchten mit ihm Pelasgus in Arkadien und Aegialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu bilden. Mehrere kleine Reiche entſtanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Pythius, welche Colonien aus Arkadien nach Theſſalien führten, ſo wie von Pelasgus Söhnen, Theſſalus und Gräkus, und von Andern erhielten einzelne Völkerſtämme der ehemaligen Wilden beſondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalioniſche Fluth um das J. 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerſtammes aus Aſien, der Hellenen. Dieſe breiteten ſich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger und vermiſchten ſich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob ſich Griechenland ſchon mehr aus dem Staube der Wildheit und noch ſchneller wurde dieſer durch die bald erfolgenden Einwanderungen phöniciſcher und ägyptiſcher Colonien verdrängt. Ungefähr 60 Jahre nach der Deukalioniſchen Fluth ließ ſich der Phönicier Cadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchſtabenſchrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleuſis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinſtock. Nach Argos kam der ägyptiſche Flüchtling Danaus, nach Attica Cekrops. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jaſon, Pirithous und Theſeus gehörten, und jener alten Naturſänger und Weiſen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Muſäus, Chiron u. A. m. Ein kriegeriſcher Geiſt beſeelte die ganze Nation und ward Urſach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben, und bald nachher der Trojaniſche Krieg u. d. J. 1200 v. Chr., deſſen Folgen eine Hauptepoche in der Geſchichte Griechenlands herbeiführten. Dieſer langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürſten beraubt; daraus entſtand eine allgemeine Verwirrung, in welcher es den Herakliden, 80 Jahre nach Trojas Eroberung, gelang, ſich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Dieſe wandten ſich nach Attica. Da ſie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1044 eine ioniſche Colonie nach Kleinaſien, wo ſchon früher eine äoliſche aus dem Peloponnes angelangt war, und achtzig Jahre nachher eine doriſche ſich niederließ. In andern Staaten bildeten ſich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den aſiatiſchen Colonien, endlich auch in Athen u. ſ. w., ſo daß in den nächſten 400 Jahren das ganze ſüdliche Griechenland meiſtens mit Republiken

ſich anfüllte. Wohlſtand und treffliches Clima machten indeß die aſiatiſchen Colonien zur Mutter der Bildung; von hier gingen Künſte und Wiſſenſchaften aus. Hier war das Vaterland der Geſänge Homers und Heſiods; hier blühten Handel, Schifffahrt und Geſetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterſtützung die Hand bot. Wenn in einem Staate ſich die Einwohner zu ſehr anhäuften, nahm man zu Colonien ſeine Zuflucht; ſo wurden im 7. und 8. Jahrh. die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Meſſana in Sicilien und Unteritalien errichtet. (S. Großgriechenland.) Die verſchiedenen kleinen von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinſchaftlichen Bandes, das ſie zuſammenhielt. Dieſes fand in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfſpielen, unter denen beſonders die Olympiſchen ſich auszeichneten, deren letzte und Haupterneuerung 776 Jahre vor Chr. Geb. geſchah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieſer Zeit an erhoben ſich vor den übrigen Staaten durch Macht und Anſehn Sparta und Athen; jenes noch früher als dieſes. Bis zum perſiſchen Kriege hatte Griechenland ſchon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunſt finden wir um das J. 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philoſophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunſt und Malerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Maſſilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entſtanden; Athen breitete ſeinen Handel immer mehr aus, und legte beſonders in Thracien anſehnliche Handelsplätze an. In Kleinaſien aber waren die griechiſchen Colonien unter die Herrſchaft des lydiſchen Cröſus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und ſelbſt Altgriechenland wurde von Perſiens übermüthigen Beherrſchern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtſchaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen, und zeigte ſich in ſeinem herrlichſten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerſtanden faſt ganz allein den ungeheuern Heeren der Perſer, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, ſo wie die Seetreffen bei Artemiſium, Salamis und Mycale lehrten die Perſer, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieſer glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchſte Stufe der Macht und des Wohlſtandes herbei. Vor allen andern griechiſchen Staaten aber erreichte Athen die höchſte Blüthe und das entſchiedenſte Uebergewicht. Der Oberbefehl, welchen bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, deſſen Feldherr Cimon die Perſer zum Frieden und zur Anerkennung der Freiheit der Kleinaſiaten zwang. Zugleich war Athen der Mittelpunct der Künſte und Wiſſenſchaften. Jetzt brach der peloponneſiſche Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieſer verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thraſybul es wieder befreite; dagegen mußte ſich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieſer Unruhen ungeachtet blieb die Bildung in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künſtler, Staatsmänner und Philoſophen: der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchſte verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politiſchen Freiheit Griechenlands auch die Bildung deſſelben zu ſinken anfing, ohne daß ſie ſich je wieder

auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte ſich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, deſſen Beherrſcher, Philipp, Tapferkeit mit ſchlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den griechiſchen Staaten bot ihm Gelegenheit, ſeine herrſchſüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrſchaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte daſſelbe, nach ſeinem Tode ſich wieder frei zu machen. Thebens ſchreckliche Zerſtörung forderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erſter Feldherr der Griechen über die Perſer die glänzendſten Siege erfocht, veranlaßte eine falſche Nachricht von ſeinem Tode einen nochmaligen Verſuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben ſo unglücklich endigte der lamiſche Krieg nach dem Tode Alexanders. Griechenland war jetzt faſt zu einer macedoniſchen Provinz herabgeſunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Kraft verzehrt. Endlich ſchloſſen die meiſten Staaten des ſüdlichen Griechenlands, Sparta und Aetolien ausgenommen, den berühmten achaiſchen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieſer Bund ſich aber mit Sparta entzweite, ſuchte er Macedoniens Hülfe und war durch dieſelbe ſiegreich. Allein dieſe Freundſchaft ward bald für Griechenland verderblich, denn ſie verwickelte daſſelbe in die Händel Philipps mit den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der griechiſchen Städte zu beſtätigen, während ſie in dem Kriege gegen Antiochus Aetolien und bald darauf auch Macedonien in eine römiſche Provinz verwandelten; allein ſpäter fingen ſie an, den achäiſchen Bund unter ſich zu entzweien, miſchten ſich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen, und zwangen dieſe endlich zu dem letzten ſchwachen Verſuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines ſo ungleichen Kampfes konnte nicht lange unentſchieden ſein: die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der römiſchen Herrſchaft. Während dieſes ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten Künſte und Wiſſenſchaften unter den Griechen; ja die Kunſt feierte erſt unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indeſſen waren doch die griechiſchen Colonien in einem noch blühenden Zuſtande als das Mutterland, beſonders ward jetzt Alexandria in Aegypten der Sitz der Gelehrſamkeit. Da ſie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch ſie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Ueberwinder, der Römer, zu denen ſie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter Auguſt endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit, und hörten auf, ein ſelbſtſtändiges Volk zu ſein, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchmack überall im römiſchen Reiche ſich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt ſo tief geſunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilſte und nichtswürdigſte Geſchöpf verachteten. Aſiatiſcher Luxus hatte ſie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbſtſtändigkeit war erſtorben, und niedriger Sclavenſinn an ſeine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausſchweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des 4. Jahrh., war kaum noch eine Spur ihrer ſchönen Eigenthümlichkeiten bemerkbar, da zugleich die barbariſchen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüſtungen auch in Griechenland auszubreiten. Die Hauptzüge in dem Charakter der Griechen waren von jeher eine gewiſſe Ein=

falt und Größe. Von ſeinem früheſten Daſein an war der Grieche ſein eigner Lehrer, und wenn er von andern lernte, geſchah es mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Das große Vorbild ſeiner Empfindungen war die Natur, die in ſeinem Vaterlande alle Reize in ſich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und ſtolz, thätig und unternehmend, eben ſo ausſchweifend in ſeinem Haſſe wie in ſeiner Liebe. Er ſchätzte und übte Gaſtfreundſchaft gegen Fremde und Landsleute. Dieſe Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiöſen, politiſchen, ſittlichen und philoſophiſchen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht wie in Aſien in ein heiliges Dunkel geſtellt; ſie waren in ihren Fehlern und Tugenden menſchlich, ſtanden aber höher als die Menſchen. Sie gingen mit denſelben vertraut um; Gutes und Böſes kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geiſtigen Gaben waren ihr Geſchenk. Eben ſo menſchlich war auch die Moral der älteſten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gaſtfreundſchaft heilig zu halten, ſelbſt Mörder zu ſchonen, wenn ſie zu den Göttern ihre Zuflucht nähmen, das Blut des Verwandten an deſſen Mörder zu rächen. Gegen den Feind war Liſt und Rache erlaubt. Kein Geſetz befahl die Keuſchheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beſchützte die Ehre des weiblichen Geſchlechts, welches daher auch in beſtändiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unſchuld wurde zwar ſtreng beſtraft, aber der Verführer freute ſich ſeines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern eben ſowol Opfer und Geſchenke, als ob er die rühmlichſte Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus dieſen Grundzügen der älteſten Sitten der Griechen entſprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiöſen Geſinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großſinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war nicht in dem Grade, wie die Religion der Römer abergläubig; ſo kannte z. B. der Grieche das Auguralweſen nicht. Er neigte ſich, auch in der Religion, zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Geſinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geiſtes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode forderte ſie, ferner Enthaltung von den gröbſten Verbrechen und Beobachtung der vorgeſchriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religioſität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewiſſe dunkle Vorſtellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böſe aber haſſenden und beſtrafenden Gottheit, ſpäterhin aber eine durch Dichtkunſt und Philoſophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildetern ſich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der ſchönſten Blüthe der griechiſchen Bildung ſehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwiſſenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und von einer würdigen Verehrung derſelben durch Tugend und Reinheit des Herzens. Eben ſo lauter war die Sittenlehre einzelner Griechen. Man trug ſie anfangs in ſinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der ſogenannten ſieben Weiſen. Nachher traten Sokrates und deſſen Nachfolger auf, und verbreiten gereinigte Grundſätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem

glücklichen Schickſale, lange ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geiſtes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einem Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entſagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer erſten patriarchaliſchen Lebensart. Die erſten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu ſeinem eigenen Vortheile gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entſchied die Volksverſammlung. In ſeinem Hauſe war Jeder Herr, Abgaben wurden anfangs nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuſchaffen, und es entſtanden Freiſtaaten, die ſich mehr oder weniger zur Ariſtokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemiſcht waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkür, ſondern weiſe Geſetze ihn regierten. Dieſe edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perſerkönige ſagen ließ, er wolle lieber ſterben, als über Griechenland herrſchen, welche den Solon, Themiſtokles, Demoſthenes, Phozion begeiſterte, daß ſie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Geſetzen, als ihrem eignen Vorheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres ſehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß ſeiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntniſſe aller Art wurden eingeſammelt; der Geiſt der Erfindung war raſtlos geſchäftig; man lernte die Freuden eines geſelligen, aber auch allmälig eines geräuſchvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieſer Quelle der Thätigkeit entſprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die griechiſche Geſchichte ſo viele außerordentliche Beiſpiele aufſtellt. Noch ein charakteriſtiſcher Zug des Griechen war ſein Sinn für Schönheit, ſowol geiſtige als körperliche. Dieſer Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, ſchuf aus ſich ſelbſt ein Ideal von Schönheit, das ihn zum Maßſtab ward für alle Erzeugniſſe der Kunſt, und deſſen Wahrheit ſich ewig bewähren wird. Er ging über auf alle ſeine Umgebungen, und iſt in edler Einfachheit Allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geſchlechter. Ueber die griechiſche Revolution, die im J. 1821 ihren Anfang nahm, ſehe man die neue Folge dieſes Werks.

Griechiſche Kirche heißt derjenige Theil der Chriſtenheit, welcher in ſeinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen griechiſchen Kaiſerthume gegründeten, und vom 5. Jahrh. an unter den Patriarchen von Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem eigenthümlich ausgebildeten Anſicht und Ausübung des Chriſtenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrh. durch allgemeine Kirchenverſammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erſt mühſam zur Uebereinſtimmung gebrachte Chriſtenheit trug gleichwol wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des römiſchen Reichs umfaſſenden Ausdehnung und der Verſchiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten, ſchon den Keim einer künftigen Scheidung in ſich. Die Gründung des neuen Roms in Conſtantinopel, die politiſche Trennung des römiſchen Kaiſerthums in das orientaliſche oder griechiſche und occidentaliſche oder lateiniſche, die auf den Kirchenverſammlungen zu Conſtantinopel, 381 und zu Chalcedon, 451, durchgeſetzte Erhebung des Biſchofs zu Conſtantinopel zum

zweiten Patriarchen der Chriſtenheit nach dem römiſchen, die Eiferſucht des letztern gegen die anwachſende Macht des erſtern, dies alles waren Umſtände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom griechiſchen Kaiſer Zeno 482 gegebenen, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung anſtößigen Edicts, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, nur eine förmliche Spaltung in der chriſtlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom ſprach über die Patriarchen zu Conſtantinopel und Alexandrien, welche die vornehmſten Werkzeuge des Henotikons geweſen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinſchaft ſämmtlicher morgenländiſchen, dieſen Patriarchen anhängenden Gemeinden mit den abendländiſchen auf. Zwar vermochte der römiſche Patriarch Hormisdas, bei veränderten Geſinnungen des kaiſerlichen Hofes, 519, die Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der lateiniſchen zu erzwingen; allein dieſe ohnehin nicht ernſtlich gemeinte und nur loſe angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und römiſche Bannflüche gegen die Bilderſtürmer unter den Griechen, 733, und gegen den Patriarchen Photius zu Conſtantinopel, 862, wieder aufgelöſt. Die Vermehrung des griechiſchen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um dieſe Zeit die Eiferſucht des Papſtes aufs neue, und er verfuhr um ſo übermüthiger gegen die Griechen, da er ſich von der Oberherrſchaft der griechiſchen Kaiſer losgemacht, und an dem neuen fränkiſch-römiſchen Kaiſerthum einen ſichern Schutz gegen ſie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkür zum Vorwurfe, mit der ſie einen ſchriftwidrigen Zuſatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geiſtes eingeſchaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß ſie den Prieſtern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends, als am jüdiſchen Sabbath, faſteten; beſonders aber beſchwerte er ſich mit Recht über die Anmaßung des Papſtes, der ſich zum Oberherrn über die ganze Chriſtenheit aufwerfen, und auch die griechiſchen Patriarchen als ſeine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papſt errungene Abſetzung dieſes Patriarchen ſtellte dennoch die Kirchengemeinſchaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der conſtantinopolitaniſche Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Puncten, auch wegen des Gebrauchs ungeſäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genuſſes vom Blute erſtickter Thiere und der Sittenloſigkeit der lateiniſchen Geiſtlichkeit überhaupt aufs neue verketzerte, Papſt Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigſte Weiſe excommunicirte, ſo kam es zu einer völligen Trennung der griechiſchen Kirche von der lateiniſchen. Stolz, Rechthaberei und prieſterlicher Eigennutz vereitelten ſeit dieſer Zeit alle Verſuche, welche theils die Päpſte, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Mohammedanern gleich bedrängten griechiſchen Kaiſer, um ſich des Beiſtandes abendländiſcher Fürſten zu verſichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten ſtreitigen Puncten der andern nachgeben. Während der Catholicismus ſich nun unter Gregor VII., und durch die ſcholaſtiſche Philoſophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die griechiſche Kirche bei dem von Johannes dem Damascener ſchon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfaſſung ſtehen. Die Eroberung von Conſtantinopel durch franzöſiſche Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von die-

ſen Lateinern und den päpſtlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griechiſche Kaiſer Michael II. Paläologus, der 1261 Conſtantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papſtes anerkennen wollte, und durch ſeine Geſandten und einige ſeiner Ergebenen aus der griechiſchen Geiſtlichkeit die Glaubenstrennung auf der Kirchenverſammlung zu Lyon 1274 abſchwören ließ, auch 1277 zur Befeſtigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Conſtantinopel gehalten ward: ſo widerſetzte ſich doch die Maſſe der griechiſchen Geiſtlichkeit dieſem Schritte; und da Papſt Martin IV. 1281 ſelbſt den Kaiſer Michael aus politiſchen Beweggründen in den Bann gethan, ſtellten die 1283 und 1285 zu Conſtantinopel von den griechiſchen Biſchöfen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die Abſonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Verſuch machte endlich der von den Türken aufs äußerſte bedrängte griechiſche Kaiſer Johannes VII. Paläologus, nebſt ſeinem Patriarchen Joſeph, auf der 1438 erſt zu Ferrara, und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorſitz des Papſtes Eugen IV. gehaltenen Kirchenverſammlung; allein die daſelbſt getroffene Vereinigung hatte eher das Anſehen einer Unterwerfung der Griechen unter den römiſchen Stuhl, und wurde von der griechiſchen Geiſtlichkeit und dem Volke durchaus verworfen, ſo daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmiſchung der griechiſchen Kaiſer, welche immer das meiſte Intereſſe bei dieſen Vereinigungsverſuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiſerthums und der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken 1453 von ſelbſt auf, und die Bemühungen der Römiſch-Catholiſchen, ſich die griechiſche Kirche zu unterwerfen, konnten ſeitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin ſich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Gallizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papſtes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt ſind. Zum Gebiete der griechiſchen Kirche gehörten bis in das 7. Jahrh. außer Oſtillyrien, dem eigentlichen Griechenlande mit Morea und dem Archipelelagus, Kleinaſien, Syrien mit Paläſtina, Arabien, Aegypten und zahlreiche Gemeinden in Meſopotamien und Perſien; allein durch die Eroberungen Mohammeds und ſeiner Nachfolger verlor ſie ſeit 630 faſt alle ihre Provinzen in Aſien und Afrika, und ſelbſt in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Türken im 15. Jahrh. beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere ſlaviſche Völkerſchaften, und beſonders die Ruſſen zu, welche der Großfürſt Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griechiſch-chriſtlichen Glaubens nöthigte. Dieſer Nation verdankt die griechiſche Kirche auch das ſymboliſche Buch, welches nebſt den Canons der erſten und zweiten Nicäniſchen, der erſten, zweiten und dritten conſtantinopolitaniſchen, der epheſiſchen und chalcedoniſchen allgemeinen Kirchenverſammlungen, und und der 692 zu Conſtantinopel gehaltenen Trullaniſchen Synode für die griechiſchen Chriſten allein Autorität in Glaubensſachen hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lascaris zu Conſtantinopel die in ſeinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Proteſtantismus 1629 mit dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, eine Darſtellung des Glaubens der Ruſſen in griechiſcher Sprache abgefaßt, unter dem ſtolzeren Titel: Orthodoxes Glaubensbekenntniß der catholiſchen und apoſtoliſchen Kirche Chriſti von ſämmtlichen Patriarchen der griechiſchen Kirche, zu denen ſeit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskau hinzugekommen war, 1643

unterzeichnet und beſtätigt, 1662 griechiſch und lateiniſch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jeruſalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten ruſſiſchen Patriarchen Adrianus zu Moskau, und 1722 auf Befehl Peters des Großen von der heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jeruſalem und 1721 in dem von Theophanes Procowicz abgefaßten geiſtlichen Reglement Peters des Großen für das allgemein gültige ſymboliſche Buch der griechiſchen Kirche erklärt worden war. Dieſe Kirche erkennt, wie die catholiſche, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter welchen letztern ſie ſolche Lehren verſteht, die die Apoſtel blos mündlich vorgetragen, und die griechiſchen Kirchenväter, beſonders Johannes von Damask, wie auch die ſieben genannten allgemeinen Kirchenverſammlungen beſtätigt haben. Die übrigen noch in der römiſch-catholiſchen Kirche gültigen Kirchenverſammlungen erkennt ſie nicht an, unterſagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Lehrſätze aufzuſtellen; die ihrigen gibt ſie aber für durchaus gültig und ſo nothwendig aus, daß man ſie ohne Verluſt der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eigenthümlich iſt ihr die Lehre, daß der heilige Geiſt nur vom Vater ausgehe, wodurch ſie von den Catholiken und Proteſtanten, welche übereinſtimmend ein Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Vater und vom Sohne annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Catholiken, ſieben Sacramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Prieſterthum, Ehe und heiliges Oel, hat aber das Eigene, daß ſie 1. bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Waſſer, mögen nun Kinder oder Erwachſene getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbſünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmung) als die Vollendung der Taufe gleich damit verbindet; 2. beim heiligen Abendmahle zwar die Transſubſtantiation, auch die catholiſche Anſicht des Meßopfers annimmt, abrr doch vorſchreibt, daß das Brot geſäuert, der Wein nach orientaliſcher Weiſe mit Waſſer vermiſcht, und beide Geſtalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe ſie recht wiſſen, was Sünde iſt, in dem Maße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem geweihten Weine gefüllten Löffel erhält; 3. bei dem Prieſterthum allen Geiſtlichen, ausgenommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geiſtlichkeit bis zum Biſchof herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Witwe aber und eine zweite Ehe unterſagt, und daher verwitwete Geiſtliche ihre Pfarrämter nicht beibehalten, ſondern in ein Kloſter gehen läßt, wo ſie Hieromonachi heißen. Nur ſelten verſtatten die Biſchöfe einem Witwer, ſein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundſatze, daß ſich für die höhere Geiſtlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedrige wenigſtens die zweite Ehe nicht ſchicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die griechiſche Kirche nicht für unauflöslich, und verſtattet häufig Eheſcheidungen, aber mit den verbotenen Graden der Verwandtſchaft, beſonders der geiſtlichen Verwandtſchaft zwiſchen Pathen und Gevattern, nimmt ſie es eben ſo genau, wie die catholiſche Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieſer letzten Kirche unterſcheidet ſie ſich auch dadurch, daß ſie mit dem heiligen Oele nicht nur Sterbende, ſondern auch Kranke, überhaupt zur Wiederherſtellung der Geſundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele ſalben läßt, daß ſie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Vorherbeſtimmung, überverdienſtlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weiß, und weder den Primat des Papſtes, noch irgend einen ſichtba-

ren Stellvertreter Chriſti auf Erden anerkennt. Ferner duldet ſie keine geſchnitzte, ausgehauene oder gegoſſene Bilder heiliger Perſonen und Gegenſtände, ſondern die Bilder Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäuſern Gegenſtände der religiöſen Verehrung ſein ſollen, dürfen nur platt gemalt, und allenfalls mit Edelſteinen künſtlich ausgelegt ſein; in ruſſiſchen Kirchen findet man jedoch plaſtiſche Kunſtwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und beſonders der Mutter Gottes ſind die Griechen eben ſo eifrig, wie die Catholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze ſind ihnen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jeſu meſſen ſie eine zauberiſche ſegensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Faſten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fiſche zu eſſen erlaubt ſind. Sie faſten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch vier große jährliche Faſten, nämlich vierzig Tage vor Oſtern, von Pfingſten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfaſten vom 1. bis 15. Auguſt, Apoſtel Philippusfaſten vom 15. bis 26. November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannes und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienſt der griechiſchen Kirche bleibt faſt ganz bei äußern Gebräuchen ſtehen; Predigten und Catecheſen machen den geringſten Theil davon aus, und im 17. Jahrh. unter dem Czar Alexei war das Predigen in Rußland ſogar ſcharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meiſt nur die höhern Geiſtlichen, weil dieſe allein im Beſitz einiger Bildung ſind. Jede Gemeinde hat ihr beſtimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Pſalmen ſingen, die Gemeinden ſelbſt aber ſingen nicht, wie bei uns, aus Geſangbüchern, und die Inſtrumentalmuſik iſt ganz vom griechiſchen Gottesdienſt ausgeſchloſſen. Die Liturgie beſteht übrigens außer der Meſſe, welche als die Hauptſache betrachtet wird, im Vorleſen von Schriftſtellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und in Herſagen von Glaubensbekenntniſſen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Prieſter anfängt und das Volk im Chor fortſetzt und beendigt. Die Klöſter folgen mehrentheils der ſtrengen Regel des heiligen Baſilius. Der griechiſche Abt heißt Higumenos, die Aebtiſſin Higumene. Der Abt eines griechiſchen Kloſters, unter deſſen Aufſicht mehrere andere ſtehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Biſchöfen. Die niedere Geiſtlichkeit in der griechiſchen Kirche beſteht übrigens aus Liturgen, als: Vorleſern, Sängern, Hypodiaconen und Diaconen, und aus Prieſtern, als: Popen und Protopopen oder Erzprieſtern, welches die erſten Geiſtlichen an Haupt- und Cathedralkirchen ſind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Prieſter nicht bringen, denn die Biſchöfe werden aus den Kloſtergeiſtlichen gewählt, und aus den Biſchöfen die Erzbiſchöfe, Metropoliten und Patriarchen. In Rußland gibt es überhaupt 31 biſchöfliche Sprengel; mit welchen die erzbiſchöfliche Würde verbunden werden ſoll, hängt von der Willkür des Kaiſers ab. Petersburg mit Nowgorod, Kiow mit Galiz, Kaſan mit Swijaſchk und Tobolsk mit ganz Sibirien ſind die feſten Sitze der vier Metropoliten des ruſſiſchen Reichs. Die Patriarchenwürde von Moskau, welche der Patriarch Nikon († 1681) angeblich gemißbraucht hatte, hob Peter der Große auf, indem er unter die nach Adrians Tode 1702 zur Wahl eines neuen Patriarchen verſammelten Biſchöfe mit den Worten trat: „ich bin euer Patriarch" und 1721 das ganze Kirchenregiment ſeines Reichs einem Collegium von Biſchöfen und weltlichen Räthen unterwarf, welches die heilige Synode, erſt zu Mos-

kau, jetzt zu Petersburg, iſt. Unter dieſer Synode ſtehen jetzt außer den Metropoliten, 11 Erzbiſchöfe, 19 Biſchöfe, 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöſter, von denen 58 mit Kloſterſchulen zur Bildung der Geiſtlichkeit verbunden und zur beſſern Erreichung dieſes Zweckes mit 300,000 Rubel jährlichem Zuſchuſſe vom Staate unterſtützt ſind. Die griechiſche Kirche unter türkiſcher Hoheit iſt, ſo viel es der Druck, unter dem ſie lebt, erlaubt, ganz der älteſten Verfaſſung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem beſtehen noch, doch nur der erſte hat das alte Anſehen der ehemaligen Erzbiſchöfe von Conſtantinopel, führt als ökumeniſcher Patriarch auf der aus den vier Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Biſchöfen, und zwölf vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Conſtantinopel den Vorſitz, übt durch ſie im ganzen türkiſchen Reiche die obere geiſtliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht uuirten Griechen in Gallizien, in der Bukowina, in Slavonien und den ſieben Inſeln als das Oberhaupt der griechiſchen Kirche anerkannt. Die übrigen drei Patriarchen haben, da ſich in ihren Sprengeln faſt Alles zum Mohammedanismus bekennt, einen ſehr geringen Wirkungskreis, (der zu Alexandrien hat nur zwei Kirchen zu Cairo unter ſich,) und leben daher meiſt von der Gnade des conſtantinopolitaniſchen. Dieſer hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen ſehr niederhält. Sie dürfen keine neue Kirchen bauen, müſſen die Erlaubniß, alte auszubeſſern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die türkiſche Kleidung nicht tragen, meiſt nur bei Nacht den Gottesdienſt halten, auf Morea nur des Nachts Meſſe leſen, und müſſen übrigens nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei ſind, ſondern auch vom 15. Jahre an eine ſtarke Kopfſteuer, unter dem Titel: Loskaufung vom Kopfabſchneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geſchlecht frei iſt. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weiſſagung im Umlauf iſt, von Rußland werde einſt Hülfe und Rettung für ſie kommen. Sollte dies je geſchehen, und der Eifer, mit dem die ruſſiſche Regierung ſich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet ſein, ſo könnte die griechiſche Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortſchritten der Geiſtesbildung in Europa, die ihr bis jetzt ziemlich fremd geblieben ſind, manchen Vortheil ziehen. Aber lange hat die ſtarke Anhänglichkeit dieſer Kirche am Alten jedem Verbeſſerungsverſuch im Wege geſtanden. Solche Verſuche haben zur Entſtehung einiger Secten in der griechiſchen Kirche Anlaß gegeben, welche die duldſame ruſſiſche Regierung jetzt ungekränkt läßt. Schon im 14. Jahrh. ſonderte ſich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber, weil ſie ſonſt nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die ſich ſelbſt Staro-werzi, d. h. Altgläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil ſie die um dieſe Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgiſchen Neuerungen nicht genehmigten. Dieſe nach und nach in zwanzig verſchiedene Parteien zerfallene Secte bildet keinesweges eine geſchloſſene kirchliche Geſellſchaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, ſondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche ſich durch Beibehaltung der unveränderten ſlavoniſchen Agende und Liturgie und der alten Kreuzbezeichnung von der griechiſchen Mut-

terkirche unterſcheiden, ſelbſt geweihte Geiſtliche haben, und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die öſtlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs gewichen ſind. Noch jetzt gehören die meiſten doniſchen und aſiatiſchen Koſaken zu dieſer Secte, die in Sibirien am zahlreichſten iſt. Die einzelnen Parteien derſelben halten mehr oder weniger an den, den Roskolniken überhaupt zugeſchriebenen Eigenheiten, daß ſie den Gebrauch des Tabaks und der ſtarken Getränke für ſündlich erklären, noch ſtrenger als die orthodoxe Kirche faſten, den Eid verweigern und aus ähnlichen ſchwärmeriſchen Gründen, wie ſonſt die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt ſind. Pugatſchew, ſelbſt ein Roskolnik, fand bei ſeiner Empörung unter ihnen den meiſten Anhang. Jetzt haben ſie viel von dieſen und andern Schwärmereien in Rückſicht der Ehe, der Kleidung, des Prieſterſtandes und Märtyrerthums nachgelaſſen und ſcheinen ſich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche ſich unter Anführung eines Aelteſten, Philipp Puſtoſwiät, in Litthauen und Oſtpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuoſtpreußen einige von der preußiſchen Regierung geduldete Gemeinen bilden. Sie weichen darin von der griechiſchen Kirche ab, daß ſie ſtatt der Popen Aelteſte haben, von denen ſie keine Abſolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienſte verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert laſſen. Weiter vom Glauben der griechiſchen Kirche entfernen ſich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenſeits des Dons angeſiedelte Secte, die die Dreieinigkeitslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Prieſter hat und den Eid, wie die Kriegsdienſte für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art ſind die unpopiſchen Ruſſen oder ſogenannten ruſſiſchen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinoslaw, von denen man nur weiß, daß ſie weder Chriſtum noch die Heiligen verehren, ſelbſt die Taufe verwerfen uud weder Prieſter noch Kirchen haben. Ueber die alten, von der griechiſchen Kirche ausgegangenen, ſchismatiſchen und ketzeriſchen Religionsparteien in Aſien und Afrika ſ. die Art. **Copten**, **Habeſch**, **Jacobiten**, **Neſtorianer**, **Maroniten**, **Armenier**. E.

Griechiſche Kunſt, ſ. **Baukunſt** (Geſchichte der), **Bildhauerkunſt**, **Malerei** und **Muſik** (Geſchichte der).

Griechiſche Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren ſich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänger der griechiſchen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umſtand der ſpät entſtandenen eigentlichen Schriftſtellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Bildung der Griechen durch Literatur erſt ſpäterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, ſo mangelte es doch keineswegs an Anſtalten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausging, was man nicht mit Unrecht literariſche Bildung nennen kann, wofern man ſich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geſchriebenen Buchſtaben allein das Palladium der Menſchheit beſtehe. Die erſte Periode griechiſcher Bildung, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und den dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, alſo bis 80 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege ſetzen, und mit dem Namen der vorhomeriſchen Periode bezeichnen können, ermangelt alſo der Literatur gänzlich; es fragt ſich aber, ob auch aller literariſchen

Bildung. Es verräth Unwiſſenheit und Mangel an hiſtoriſch-literariſchem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falſchen, was aus dieſer Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verſtehen muß. Unter den literariſchen Bildungsbeförderern dieſer Periode hat man drei Claſſen zu unterſcheiden: 1. ſolche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weiſe genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen, Phemios, Prometheus; 2. ſolche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälſchlich beilegt: Abaris, Ariſteas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3. ſolche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in ſpätern Zeiten untergeſchoben ſind: Dares, Diktys, Horapollon, Muſäos, Orpheus, die Urheber der ſibylliniſchen Orakel. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, ob und wie viel Echtes ſich in dieſen untergeſchobenen Schriften finde, genug, daß ſchon der Gedanke des Unterſchiebens ſelbſt ein früher vorhanden Geweſenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich geweſen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Faſſen wir nun alles zuſammen, was geweſen ſein mußte, wenn das Folgende ſollte werden können; ſo ergibt ſich aus den mancherlei Sagen von der vorhomeriſchen Periode, daß es in ihr Anſtalten gab, welche durch Religion, Poeſie, Orakel, Myſterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wol meiſt auf orientaliſche Weiſe, und vielleicht, vom Orient ſelbſt ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, und daß dieſe meiſt prieſterlichen Anſtalten vornehmlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten. Bemerken muß man hiebei, daß die Bildung in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich ſich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme ſich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa achtzig Jahre nach dem trojaniſchen Kriege begann in den Grenzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inſeln und Kleinaſien aus, eine Verpflanzung, welche für den griechiſchen Genius äußerſt heilſam war, denn auf dieſer hafenreichen Küſte und den benachbarten Inſeln, von der Natur zu Handel und Betriebſamkeit beſtimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, ſondern auch größere Bildungsmittel, durch welche in dieſem Clima eine neue Lebensweiſe entſtand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinaſien den Charakter der Ueppigkeit und des Lebensgenuſſes bei; Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweiſe der glückſeligen Bewohner dieſer Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umriſſe, blaues Meer, reiner Himmel, ſchmeichelnde Luft, die feinſten Früchte und ſchmackhafteſten Kräuter im Ueberfluß, alle Erforderniſſe des Luxus, erfreuende Thäler und wechſelnde Berge ſagten ungemein jener ſchönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geiſt. Dichtkunſt und Philoſophie, Malerei und Bildhauerei erreichten hier ihre ſchönſte Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptſcenen des erſten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des trojaniſchen Krieges, war es wol kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantaſie davon mächtiger aufgeregt wurde, und ſo fand hier die Poeſie einen Stoff, durch deſſen Darſtellung ſie ſelbſt einen Charakter annehmen mußte, ganz verſchieden von dem in der vo-

rigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poeſie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete ſich das Epos. Wir nennen deshalb dieſe zweite Periode das epiſche Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aodos) erſcheint nun getrennt von dem Prieſter, jedoch als hochgeehrte Perſon, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in ſeinem Geſange lebte, und Poeſie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, ſo lange man noch keine Sagenſchreibung hatte. Das Epos kann ſeiner Natur nach nicht anders als hiſtoriſch (im weitern Sinne) ſein. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich förmliche Sängerſchulen bildeten, denn an der Phantaſie des erſten Dichters entzündete ſich die Phantaſie anderer, und man glaubte vielleicht Poeſie lernen zu können, wie man andere Künſte lernte, ein Glaube, zu welchem ohnſtreitig die Prieſterſchulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerſchulen ſich wol bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichſter Bedeutung, denn die Sage wurde geſungen, und der erzählende Dichter begleitete ſelbſt ſeine Töne mit einem Inſtrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter beſonderem Einfluß der Götter, vornehmlich die geſangliebenden Muſen, dachte, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So ſtand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menſchheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unſtreitig hatte, ragt wie ein Rieſe der einzige Homeros hervor, unter deſſen Namen wir noch zwei große epiſche Gedichte, Ilias und Odyſſee, ein komiſches epiſches Gedicht, die Batrachomyomachie (Froſch= und Mäuſekrieg), mehrere Hymnen und Epigramme beſitzen. Nach ſeinem Namen nennt man eine ioniſche Sängerſchule die Homeriden, welche wahrſcheinlich, anfangs zu Chios, eine beſondere Rhapſodenfamilie bildeten, bei denen ſich die alte Homeriſche und epiſche Weiſe, Geiſt und Klang der Homeriſchen Poeſie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuſchreibt, dürfte wol ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandtniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeſchriebenen epiſchen Cyklos haben, welcher uns auf die Cykliker hinweiſt, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem ioniſchen Epos abzuweichen anfingen, indem in ihnen mehr und mehr das hiſtoriſche Element ſtatt des poetiſchen überwog. Man verſteht hier unter Cyklos den Sagen= und Fabelkreis nicht blos der trojaniſchen Begebenheiten; die cykliſche Poeſie ſchlang ſich um den ganzen Mythenſtamm, und man kann unterſcheiden: 1. einen kosmogoniſchen, 2. genealogiſchen, und 3. Heroen=Cyklos, in welchem ſich zwei Perioden unterſcheiden laſſen, a) der Heroen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erſte Claſſe gehören die Titanen= und Gigantenſchlachten, in die andere die Theo= und Heroogonien. In die dritte Claſſe gehören zur erſten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dioniſiaka, mehrere Thebaiden, die Oedipodeia u. a. Von Stammesſagen vornehmlich Aegimios, Minias, Kampf der Lapithen und Centauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theſeis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweiten Periode wählte dieſe Poeſie ſich vornehmlich den trojaniſchen Krieg ſelbſt aus; einige Dichter behandelten die Urſachen, andere die Folge deſſelben. Unter den erſtern ſind die dem Staſinos zugeſchriebenen cypriſchen Gedichte beſonders berühmt, unter den letztern des Leſches kleine Ilias, des Arktinos Aethiopis und Ilions Zerſtörung, des trözeniſchen Augias u. a. Noſtoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber ſcheint geſchloſſen zu haben die Telegonie des Eugam=

mon von Cyrene. Die Naupaktika und Eoen handelten von den Heroinen. Die früheſten dieſer cykliſchen Dichter traten um die Zeit der erſten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsſtufen ihrer Poeſie iſt darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit ſehr allgemeinen Nachrichten über ſie begnügen müſſen. Was wir aber von ihnen wiſſen, berechtigt uns zu dem Schluſſe, daß wol zwiſchen dieſen hiſtoriſchen Dichtern und den ioniſchen Sängerſchulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichſam den Uebergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerſchule, die ſich wahrſcheinlich gegen 890 vor Chr. Geb. im europäiſchen Griechenland bildete, in der böotiſch-askräiſchen Sängerſchule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des Heſiodos, der an der Spitze derſelben ſtand, und durch den vielleicht die Poeſie aus Kleinaſien, denn er ſtammte aus Kumä in Aeolien, wieder in das griechiſche Mutterland einwanderte. Auch ſeine Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, ſpäterhin erſt künſtlich zuſammengeſetzt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weshalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft iſt, als bei Homer. Von ſechszehn Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuſchreibt, ſind auf uns gekommen, die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchſtück aus einem größern Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktiſches Gedicht über die Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit, Erziehung u. ſ. w. Durch den Inhalt und den Geiſt aller dieſer Werke, beſonders der Homeriſchen und Heſiodiſchen, welche ein kanoniſches Anſehn erhielten, und gewiſſermaßen die Grundlagen der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene beſtimmte Richtung, die ihn nachher ſo ſehr auszeichnete, und die ſich am deutlichſten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel nöthigen Anſehens, beſonders einer Prieſterkaſte, ſo zwanglos, und eben dadurch ſo phantaſiereich wurde. Die Myſtik der erſten Periode war dadurch meiſtens verdrängt worden, und in dem neuen griechiſchen Göttergeſchlechte (denn daß ein neues Götterſyſtem entſtanden war, kann nicht bezweifelt werden) ſah man nichts als die Blüthe der Menſchheit. Sinnlichkeit wurde daher der Charakter der griechiſchen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine ſolche, die das Leben mit Weisheit genießen lehrt. Poeſie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der griechiſchen Welt geweſen, und ſie blieb es auch ferner noch, als ſie eine andere Richtung nahm. Dies geſchah in der dritten Periode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologiſchen Poeſie und Philoſophie, mit welchem allmälig größere hiſtoriſche Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 v. Chr. Geb.) entſtand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfaſſungen in den kleinen griechiſchen Staaten. Nach abwechſelnder Herrſchaft kämpfender Parteien, die ſie mit gegenſeitigen Haß lange verfolgten, erhoben ſich endlich Republiken von demokratiſcher Verfaſſung, und Nationalzuſammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten dieſe in gewiſſem Sinne zu einem Ganzen. Der in ſolcher Zeit herrſchende Geiſt begünſtigte vornehmlich die lyriſche Poeſie, welche in Griechenland jetzt zur Kunſt wurde, und bis auf den Einfall der Perſer den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächſt den Göttern, die an ihren Feſten mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit ſeinen Helden ein Hauptgegenſtand dieſer Poeſie. Die äußern Umſtände ſcheinen nicht wenig auf den Charakter derſel-

ben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältniſſe des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte ſich die heroiſche Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von ſeiner trüben Seite angeſehen und ſchmerzlicher empfunden; daher mehr Einmiſchung von Empfindſamkeit in der Elegie, von der andern Seite aber auch rüſtige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus (Satyre): in allem kräftiger Anreiz zum Selbſtdenken, Forſchen und Herbeiſchaffen eines erwünſchten Zuſtandes. Die goldene Zeit iſt vorbei, die ein Geſchenk der Götter war, jene, die der Menſch in der Zukunft erſehnt, ſoll das Werk einer freien Kraft ſein. Mit dem Gefühl hievon wird die Menſchheit mündig, und in den Zuſtand verſetzt, in welchem Philoſophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch immer mehr und mehr ſich entwickelt. Zuerſt ſprach ſie ſich jetzt in Sprüchen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch im dogmatiſchen Lehrvortrag aus. Bei dem Genuß von Ruhe umfaßte die lyriſche Poeſie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entſpringenden Gefühle, wobei ſich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher ausſprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß deſſelben veredelt wurden, und die Darſtellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, ſo wie ſie bei der herrſchenden Moral durch eine eigne Einfalt ſich auszeichneten. Von denen, welche durch dieſes alles, ſo wie durch Ausbildung der Muſik und durch Erfindung verſchiedener Formen dieſer lyriſchen Poeſie, ſich ausgezeichnet haben, hat uns die Geſchichte folgende Namen erhalten: Archilochus von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäus aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Epheſus, Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes; Alkman der Lybier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antiſſa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenoſſin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenſpieler; Steſichoros aus Himera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon und Simonides aus Keos; Hipponax aus Epheſus; Timokreon aus Rhodos; Laſos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Dieſe heißen vorzugsweiſe Lyriker; als Gnomiker werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als Fabeldichter Aeſopos. Mehrere gehörten der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zuſammenhanges wegen ſtehen ſie am füglichſten hier. Betrachtet man die Philoſophie dieſes Zeitalters, ſo findet man ſie vorzüglich auf das Praktiſche gerichtet, weil von dieſem alles ausgeht und auf dieſes alles hinweiſt. Es mußte demnach früher eine Philoſophie des Lebens als des Wiſſens geben; Philoſophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wiſſenslehre ſein. In dieſem Sinne muß man die ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands (Periander, ſtatt deſſen Andre Epimenides von Kreta oder Myſon nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen ſechs ihre Namen nicht durch Grübelei, ſondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entſprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre praktiſche Geſchicklichkeit und Fertigkeit in Geſchäften des Staats, Gewerben und Künſten verdienen. Ihre Sprüche ſind Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wiſſen doch die Grundlage der Weisheit iſt, ſo mußte man bei weiterm Forſchen auch auf das

Wiſſen kommen, und ſo ging denn auch die theoretiſche Philoſophie wenigſtens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der ioniſchen Philoſophie. Hier ſtehen wir nun aber an dem bedeutendſten Grenzpuncte der literariſchen Bildungsgeſchichte Griechenlands, wo die Poeſie aufhört, der Inbegriff alles Wiſſenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu ſein. Bisher hatte ſie ſogleich auch das Amt der Geſchichte, der Philoſophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntniſſen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geſchah in ihrer gemeſſenen Rede, die ſich eben darum, weil ſie gemeſſen war, dem Gedächtniß tiefer und feſter einprägte. Dies ſollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Oeffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geſchickter zu machen. Dieſes, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchſtabenſchrift, nebſt dem eingeführten Gebrauch des ägyptiſchen Papyrus, bereiteten die Bildung der Proſa vor. Alles dieſes hatte aber weſentlichen Einfluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften; aus der epiſchen Poeſie ging nun allmälig die Geſchichte, aus der poetiſchen Lebensweisheit die forſchende Philoſophie hervor. Die bisherige Einheit in der Anſicht geht dadurch verloren; wir müſſen nothwendig den Blick nach verſchiedenen Seiten kehren, und in unſerer Darſtellung von nun an den einzelnen Wiſſenſchaften folgen. Es verſteht ſich übrigens faſt von ſelbſt, daß dieſe Trennung des Erkennens und Wiſſens mehrere andere nach ſich ziehen mußte, denn Verſtand und Vernunft, welche jetzt ſtatt der Einbildungskraft in Thätigkeit geſetzt wurden, entdeckten immer mehr der Unterſuchung Bedürftiges, und ſo traten jeder dieſer Hauptwiſſenſchaften mehrere Neben- und Hülfswiſſenſchaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntniſſes in immer mehr Zweige ausſchlug. Jeder reizte die Forſchbegier, und überall ward ein wiſſenſchaftliches Streben rege. Deßhalb könnte man die vierte nun folgende Periode die der Wiſſenſchaftlichkeit nennen. Sie erſtreckt ſich bis ans Ende aller griechiſchen Literatur, zertheilt ſich aber, nach Maaßgabe des verſchiedenen Geiſtes, der ſich darin offenbart, und des Veraltens dieſer und jener Wiſſenſchaft, in mehreren Epochen. Wir rechnen die erſte von Solon bis Alexander 594—336 v. Chr. Geb. In der Philoſophie zeigt ſich hier zuerſt ein phyſiſch-ſpeculativer Geiſt, denn ſie ging wol zunächſt von Religion aus, alle Religion aber beruht auf Vorſtellungen von der Gottheit, welche in ſo früher Zeit von der Natur nicht unterſchieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten, als Dichtungen von der Entſtehung der vornehmſten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, ſo wurde nothwendig die älteſte Philoſophie Naturphiloſophie, in welcher der menſchliche Geiſt die bisher beobachteten Sinnenerſcheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als ein Ganzes zu umfaſſen ſtrebte. Natürlich iſt es, daß ſich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Verſuchen in der Naturerkenntniß, in das Geſchäft des Verſtandes und der Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft miſchte, wodurch denn dieſe philoſophiſch-phyſiſchen Grübeleien mit poetiſchen Ideen durchwebt erſchienen. So zeigte ſich die ioniſche Philoſophie, deren Stifter Thales, die italiſche, deren Stifter Pythagoras, und die älteſte und ſpätere eleatiſche Philoſophie. Zu der ioniſchen Schule gehörten Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Kreta,

Anaxarchos und Archelaos; die vornehmſten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus, Lukanos, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der älteſten eleatiſchen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, Heraklit und Leukipp; zu der ſpätern Empedokles, Demokrit, Zeno, Meliſſos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ſte Olympiade waren die Philoſophen und ihre Schulen durch alle griechiſchen Städte zerſtreut geweſen; um dieſe Zeit wurde Athen ihr Hauptſitz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philoſophie einen andern Geiſt einzuhauchen, indem hier die Sophiſten die Lehrer derſelben wurden. Georgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Traſimachos und Tiſias ſind die berühmteſten, deren Namen auf uns gekommen ſind. Ihr Name bezeichnet ſie ſchon als Männer der Wiſſenſchaft, und wirklich ſie waren die Encyklopädiſten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Empfindungen der vorigen Zeitalter geſammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Beſondere Verdienſte hatten ſie um Rhetorik und Politik, dieſe zwei in demokratiſchen Verfaſſungen ſo ungemein wichtigen Wiſſenſchaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen ſie auch Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Theorie der ſchönen Künſte und Philoſophie vor. In der letztern nun ſcheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, ſondern nur um Glanz zu thun geweſen zu ſein, und zu dieſem Zweck bildeten ſich vornehmlich die Sophyſtik und Eriſtik aus, d. i. Beweis- und Streitkunſt, welche man auch nachher Dialektik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweiſen. Hiezu erſannen ſie einige Trugſchlüſſe, welche nach ihnen noch jetzt Sophiſtereien heißen, und ſuchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philoſophie ſelbſt nur Nachtheil bringen konnte, ſpringt in die Augen; allein es iſt auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unſichere, Willkürliche und Widerſprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger ſehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als ſei die Philoſophie überhaupt nur ein Luxus der Geiſter. Man wird ſagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen ſolchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Deſto glücklicher aber war es, daß eben in dieſem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieſer Sophiſten, ſondern der Philoſophie ſelbſt eine neue Bahn anweiſend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es mit Recht gethan, indem Er es war, welcher der Philoſophie wieder eine practiſche Richtung gab, die ſich von der früher dageweſenen dadurch unterſchied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, ſondern daß man die Natur und Verhältniſſe des Menſchen, den Zweck und die beſte Einrichtung ſeines Lebens im Zuſammenhange zu unterſuchen anfing und das Nachdenken, ſtatt auf Phyſik und Metaphyſik, wie bisher, hauptſächlich auf Pſychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele Schüler, von denen einige ſeine Ideen in ſeiner Manier ſchriftlich darſtellten, Kebes, Aeſchines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von ſeinen Ideen und ſeiner Manier Stifter eigner philoſophiſcher Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratiſchen folgende vier Schulen hervor: 1. die cyreneiſche, deren Stifter Ariſtippos von Cyrene war; 2. die megariſche, eliſche, eretriſche unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3. die akademiſche, deren Stifter Platon, und 4. die cyniſche, deren Stifter Antiſthenes war. Platon war unſtreitig das umfaſſendſte und glänzendſte Genie, deſſen ahnungsvoller Geiſt

am tiefſten drang. Nicht blos in der Schule des Sokrates, ſondern auch auf Reiſen gebildet, vereinigte er die philoſophiſchen Kenntniſſe der früheren griechiſchen Philoſophen mit denen der ägyptiſchen Prieſter und der Beredſamkeit und Kunſt der Sophiſten. Inniges Gefühl für das Ueberirdiſche, zarter moraliſcher Sinn, feiner, ſcharf und tiefblickender Verſtand herrſchen in ſeinen Darſtellungen, die mit allen Grazien des Vortrags geſchmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt ſind. Die Sokratiſche (eromatiſch-heuriſtiſche) Methode wurde bei ſeinem poetiſchen Talent zu wahrhaft dramatiſcher Darſtellung erhöht, und der philoſophiſche Dialog von ihm zum äſthetiſchen Kunſtwerk ausgebildet. Während die Philoſophie ſo bedeutende Fortſchritte machte, blieb auch die Geſchichte nicht zurück, ſondern näherte ſich ebenfalls mit ſtarken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550—500 vor Chr. Geb. entſtand zuerſt Sagenſchreibung (Logographie) in ungebundner Rede, und als die älteſten Sagenſchreiber kennt man Kadmos, Dionyſios und Hekatäos von Milet, den Argiver Akuſilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherecydes aus Leros. Nach ihnen erſchien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geſchichte, welcher in ſeinem 27. Jahre ſich aufmachte, die wichtigſten Länder der damals bekannten Erde zu bereiſen, um ſie ſelbſt und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu ſchöpfen und ſelbſt zu prüfen. Mit einer Einfachheit uud Treuherzigkeit, die ihm unſere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unſere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung ſo oft an Homer erinnert, daß wir es natürlich finden, die neun Bücher ſeiner Geſchichte mit den Namen der neun Muſen bezeichnet zu ſehen. Sein Beiſpiel reizte den Thucydides zum Wetteifer, und ſeine acht Bücher von der Geſchichte des peloponneſiſchen Kriegs zeigen uns den erſten philoſophiſchen Hiſtoriker als Muſter für alle folgenden. Wird er durch zuſammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, ſo herrſcht hingegen in Xenophon die heiterſte Klarheit, und er wurde das Muſter ruhiger, ungekünſtelter Geſchichtdarſtellung. Wie Sterne der erſten Größe glänzen vornehmlich dieſe drei Hiſtoriker in dieſer Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen: Kteſias, Philiſtos, Theopompos, Euphoros, welche letzteren jedoch durch rhetoriſirende Manier ſich bereits von der echten Geſchichtdarſtellung entfernten. In der Poeſie entwickelte ſich während dieſer Periode eine ganz neue Gattung; aus den Luſtbarkeiten der Dankfeſte nämlich, welche das Landvolk nach der Weinleſe dem Freudengeber mit wildem Geſang und Geberdentanz feierte, eutſtanden, vorzüglich in Attika, die Schauſpiele. Sinnreiche Dorfkünſtler gaben den allmälig ernſthafteren Chorgeſängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannichfaltigkeit und rohe Kunſt, indem ein Zwiſchenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchus durch Sittenlehren, wie die Erzählung ſie darbot, abwechſelte. Ihr Lohn, wenn ſie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksſtreichen des Feſtes und allem, was Lachen erregte, untermiſcht. Bald wurden dieſe Spiele des Kelterfeſtes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der ſeine Schauſpieler gleich Kelterern, mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermoſt, ſchminkte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernſthaftere Geſchichten mit feierlichen Choren, bald luſtigere mit Reigen, worin Satyrn und an-

dere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorſtellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergeſänge; Trygödien, Kelter- und Moſtgeſänge; Comödien, Luſtreigen, und Satyrhandlungen (Drama Satyricum). Endlich erhoben ſich dieſe Spiele veredelt in prachtvoller Zurüſtung auf Schaubühnen der Städte, und unterſchieden ſich immer mehr durch eigenen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwiſchenredners, der die Geſchichte aus dem Kopfe vortrug, ſtellte Aeſchylos zuerſt handelnde Perſonen auf, die je zwei nach erlernten Rollen ſich beſprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatiſchen Kunſt. Schnell erhob ſich auch dieſe zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Aeſchylos, Sophokles, Euripides, die Comödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber durch Ariſtophanes. Unter der Regierung der dreißig Tyrannen wurde die Freiheit der Comödie, lebende Perſonen dem Gelächter Preis zu geben, beſchränkt, und dadurch bildete ſich allmälig die mittlere Comödie aus, wo der Chor abgeſchafft wurde, und mit den allgemeinen Charakterſchilderungen auch die Charaktermasken aufkamen. Ariſtophanes und Alexis zeichneten ſich hierin aus. Neben dieſen Gattungen bildeten ſich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatiſirte Geſpräche in rhythmiſcher Proſa. Uebrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in dieſe Periode; mehrere Philoſophen erſchienen als didaktiſche Dichter. Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Piſander und Panyaſis durch ihre Herakleen, und Antimachos durch ſeine Thebais. Das Epos wurde aber immer hiſtoriſcher, und verlor an ſchöner poetiſcher Geſtaltung. Neben die Poeſie trat in dieſer Peride, als eine ernſtere Schweſter, die Beredſamkeit, welche bei der republikaniſchen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Richtung des griechiſchen Geiſtes, zur Schönheit ebenfalls kunſtmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Liſias, Iſokrates, Iſäos, Demoſthenes, Aeſchines werden als Meiſter dieſer Kunſt geprieſen, für welche ebenfalls eigene Schulen geſtiftet wurden. Von mehreren dieſer Redner beſitzen wir noch die bewunderten Meiſterſtücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, ſelbſt über die Poeſie zu ſiegen, zeigt ſich im Euripides, und es iſt keine Frage, daß ſie auch auf Platon und Thucydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hülfswiſſenſchaften bildeten ſich für die Philoſophie die Mathematik, für die Geſchichte der Geographie aus. Die Aſtronomie verdankt der ioniſchen, die Arithmetik der italiſchen, die Geometrie der akademiſchen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt Theodoros von Cyrene, Meton, Euktemon, Architas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreiſen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieſer Hinſicht verdienen Erwähnung: Hannos Fahrt um die Weſtküſte von Afrika, des Skylax Periplus, Beſchreibung der Küſten des Mittelmeeres, und des Pythas von Maſſilien Entdeckungen im nordweſtlichen Europa. Die Naturforſchung fiel ebenfalls den Philoſophen anheim, die Arzneikunſt aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete ſich als ein abgeſonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg iſt auch noch ein ſchöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die alexandriniſche nennen, und als die ſyſtematiſirende oder kritiſche charakteriſiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, ſeinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die ton-

angebende Stadt. Hierdurch mußte nothwendig der Geiſt der grie-chiſchen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es ſpringt beſonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrſamkeit und Polyhiſtorie über das frühere freie Geiſtesſtreben ſiegen mußte, welches jedoch nicht ſogleich erſtickt werden konnte. Philoſophie. Die Sokratiſche Philoſophie erzeugt noch einige neue Zweige in der ſtoiſchen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikuriſchen, von Epikuros aus Gargettus in Attika geſtiftet. Nach ihnen erſchien Platons ſcharfſinniger und gelehrter Schüler, Ariſtoteles, als Stifter der peripatetiſchen Schule, welche durch Erweiterung des Gebietes der Philoſophie und ſyſtematiſchen Geiſt ſich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Phyſik und Metaphyſik (welchen letztern Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaften hinzu, Oekonomik, Pädagogik, Poetik, Phyſiognomik, erfand die philoſophiſchen Kunſtausdrücke, und gab durch dies alles der Philoſophie die Geſtalt, welche ſich Jahrtauſende hindurch erhalten hat. Auf ſeinem Wege in Forſchung der Philoſophie und Naturgeſchichte ſchritt ſein Schüler Theophraſtos fort. Je dogmatiſcher die Philoſophie aber durch Ariſtoteles wurde, deſto mehr war den philoſophiſchen Forſchern Behutſamkeit nöthig, und der Geiſt des Zweifelns war ein ſehr heilſamer Geiſt. Er zeigte ſich vornehmlich in dem Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigſtens ähnlicher Geiſt lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arceſilaos und Karneades geſtiftet. Mathematik und Aſtronomie machten die bedeutendſten Fortſchritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem ſind die Namen Euklides, Archimedes, Eratoſthenes und Hipparchos unbekannt? Der Geſchichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann ſie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrſchend. Deſto erfreulicher iſt gegen das Ende dieſer Periode die Erſcheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als Urheber der pragmatiſchen Geſchichtdarſtellung zu betrachten hat, wodurch die Univerſalgeſchichte einen philoſophiſchen Geiſt und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratoſthenes wiſſenſchaftlich begründete, und Hipparchus mit der Mathematik noch mehr in Verbindung ſetzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chronologie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch die pariſchen Marmor. In Hinſicht auf Poeſie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politiſcher Urſachen, aus der mittlern Comödie die neue hervor, welche ſich dadurch, daß ſie die ſittliche Menſchennatur zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen nahm, dem neuern Schauſpiel nähert. Unter den 32 Dichtern dieſer Gattung zeichneten ſich beſonders Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgang des Steſichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A., beſonders Theokritos, Bion und Moſchos ſich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle dieſe Arbeiten, ſo wie die Kritik über Poeſie und ſchöne Kunſt, weiſen uns auf Alexandrien hin, und deshalb ſchweigen wir hier von ihnen. Vielleicht iſt es auch überhaupt gut, dieſen ohnehin langen Artikel eben hier abzubrechen. Am Ende dieſer Periode hörten ja

die Griechen auf, ſelbſtſtändig zu ſein, und das weltherrſchende Rom gewann auch hier ſeinen Einfluß. Man ſehe deshalb die Fortſetzung des hier Abgebrochenen unter den Artikeln Alexandriniſches Zeitalter und Römiſche Literatur. dd.

Griechiſche Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland geſprochen, was wir griechiſche Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Helenen oder Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber ſchon zur Zeit Herodots nichts mehr, der dieſe fremde Sprache von der helleniſchen als verſchieden angibt, und hinzufügt, es ſei wahrſcheinlich, daß die Hellenen ihre urſprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher aber dieſe ſtamme, darüber ſind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen ſie aus dem Perſiſchen, Andere aus dem Scythiſchen ableiten; zwei Meinungen, welche ſich jedoch durch genealogiſche Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde ſie in einem großen Theile von Kleinaſien, dem ſüdlichen Italien und Sicilien geſprochen, und in andern Gegenden, wohin ſich griechiſche Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge helleniſcher Völkerſchaften eines Hauptſtammes läßt ſich erwarten, daß es verſchiedene Mundarten (Dialecte) müſſe gegeben haben, deren Kenntniß bei der griechiſchen Sprache um ſo nothwendiger iſt, da die Schriftſteller dieſer Nation die Eigenheiten der verſchiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchſtaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftſtellerſprache übertrugen, und zwar nicht blos, um dadurch einen Sprechenden näher zu charakteriſiren, ſondern auch, wenn ſie in eigener Perſon ſchrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den vier Hauptſtämmen der Griechen, vier Hauptdialecte an, den äoliſchen, doriſchen, ioniſchen und attiſchen, außer dieſen aber noch mehrere Nebendialecte. Selbſt die vier Hauptdialecte laſſen ſich jedoch auf zwei zurückführen, den helleniſch-doriſchen und den ioniſch-attiſchen. Jener war der älteſte, wie denn überhaupt durch das Doriſche das Alte bezeichnet wurde. Die älteſte doriſche Mundart zeigt ſich im äoliſchen Dialecte, aus welchem auch die lateiniſche Sprache abgeleitet wird. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der ioniſche der weichſte. Der äoliſche Dialect wurde geſprochen dies-ſeits des Iſthmus (außer in Megara, Attika und Doris), in den äoliſchen Colonien Kleinaſiens, und auf einigen nördlichen Inſeln des ägeiſchen Meeres; der doriſche im Peloponnes, den doriſchen Vierſtädten, den doriſchen Colonien Kleinaſiens, Unteritalien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinſten von den Meſſeniern; der ioniſche in den ioniſchen Colonien Kleinaſiens, und auf den Inſeln des Archipelagus; der attiſche in Attika. In jedem dieſer Dialecte hat man bedeutende Schriftſteller und Schriften. Zum ioniſchen Dialect gehören zum Theil die Werke der älteſten Dichter, Homers, Heſiods, Theognis u. ſ. w.; rein findet man ihn in Proſaikern, beſonders Herodot und Hippokrates, im doriſchen Dialecte ſangen Pindar, Theokrit, Bion und Moſchus; von doriſcher Proſa iſt nur wenig übrig, meiſt mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts, im äoliſchen Dialecte haben wir die Bruchſtücke des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherrſchaft in Griechenland erhalten, und ſich zum Mittelpunct aller literariſchen Bildung erhoben hatte, wurde mit den attiſchen Meiſterwerken eines Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Thucydides, Xenophon, Platon, Iſokrates, Demoſthenes u. A., auch der attiſche Dialect der allgemeine der Bücherſprache. Gramma-

tiker unterſchieden nachher das Echtattiſche, wie es ſich in jenen Meiſtern des Atticismus findet, von dem Attiſchen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein griechiſchen oder helleniſchen Dialect, und ſelbſt die ſpätern attiſchen Schriftſteller nach jener ſchönſten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu dieſen gehören Ariſtoteles, Theophraſtos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen ſpätern, unter denen doch manche echtattiſch ſchrieben, wie Lukianos, Aelianos und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten ſich aber die übrigen Dichter keinesweges ausſchließlich an den attiſchen Dialect; die Dramatiker ſelbſt nahmen in ihren Chören, weil dieſe zu der älteſten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen, etwas vom Doriſchen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homeriſchen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verſchiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unſrigen, wozu vielleicht das allgemeine Leſen des Homer, der Gebrauch eines religiöſen Rituals und der häufige Verkehr derſelben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrſcheinlich aber hatten ſich die Dialecte in der früheſten Zeit noch nicht ſo von einander geſchieden, wie es ſpäterhin geſchah, und daraus muß man ſich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Heſiods erklären. „Im Homer und Heſiod," ſagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für äoliſch, doriſch, attiſch oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialects ausgegeben werden. Allein ſchwerlich waren ſie dieſes ſchon zur Zeit jener Dichter, die ſich eine ſolche Miſchung wol eben ſo wenig würden erlaubt haben, als ſich jetzt ein Dichter erlauben würde, niederſächſiſche und oberdeutſche Provinzialismen unter einander zu miſchen. Die Sprache Homers ſcheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Jonier zu ſein. Von dieſem im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im ioniſchen Dialect, ſondern einige erhielten ſich nur im äoliſch doriſchen, andere blos im attiſchen Dialect. Die Grammatiker nennen nur im Homer attiſch, äoliſch, doriſch u. ſ. w., was dieſes zu ihrer Zeit war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Hauptdialecten erfolgten, läßt ſich nicht beſtimmen; es geht aber aus allem dieſen hervor, daß man, um die griechiſche Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derſelben hiſtoriſch verfolgen, und keine einſeitige Grammatik zum Grunde legen, ſondern ſich über alle abweichenden Formen der Dialecte verbreiten müſſe; eine Mühe, welche dieſe an claſſiſchen Muſtern jeder Art ſo reiche, und eben deshalb ſo ausgebildete, biegſame, ausdrucksvolle, im Klange ſo liebliche, in der Bewegung ſo harmoniſche, in ihren grammatiſchen Formen und ganzem Bau ſo philoſophiſche Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, dieſe Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat lange Zweifel obgewaltet. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönicier Kadmos die Buchſtabenſchrift zu den Griechen. Das Kadmiſche Alphabet beſtand aber nur aus 16 Buchſtaben; im trojaniſchen Kriege ſoll Palamedes noch vier (ΘΞΦΧ), und eben ſo viel nachher Simonides aus Keos (ΖΗΨΩ) erfunden haben. Daß die bezeichneten acht Buchſtaben neuer ſind, iſt theils aus Nachrichten, theils aus den älteſten Inſchriften gewiß. Weil die Jonier dieſe Buchſtaben zuerſt aufnahmen, und von dieſen die Attiker, ſo nannte man das Alphabet mit 24 Buchſtaben das ioniſche. Die Figuren der älteſten phöniciſchen und griechiſchen Buchſtaben weichen übrigens ſehr von

den jetzt gebräuchlichen hebräiſchen und griechiſchen ab. Es hat indeß nicht an ſolchen gefehlt, welche behaupteten, daß vor Kadmus Zeiten unter den Pelasgern ſchon die Schreibekunſt geübt ſei. Dieſe, den Alten ſchon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftſteller von Gewicht beſtätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch Andere auf, welche die Schreibekunſt in Griechenland ungleich jünger machten. Der erſte, der die Aufmerkſamkeit auf die Seite lenkte, war der Engländer Wood in ſeinem Essay on the original Genius of Homer. Es iſt allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entſcheidung über vorhomeriſche Poeſie und Schriften, zu wiſſen, ob zu Homers Zeiten die Schreibekunſt bekannt war, oder nicht. Woods Meinung iſt, daß man wol die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchſtabenſchrift allgemein wurde, und den Anfang proſaiſcher Schriften beinahe in eine Periode ſetzen könne, ungefähr 554 Jahre vor Chr. Geb., und eben ſo lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntniſſe, Religion und Geſetze blos durch das Gedächtniß erhalten, und eben deßhalb in Verſe gebracht, bis mit der Schrift auch Proſa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufſchriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in ſeinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer beſtimmend in zwei verwandelte: 1. Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kuuſt zu ſchreiben bekannt, und 2. wann wurde ſie bei ihnen allgemein? Bei Unterſuchung der letztern Frage mußte beſtimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die ſogenante Schriftſtellerei aufnahmen. Wolf beweiſt nicht blos, daß Homer von dem, was er ſang, nichts geſchrieben habe, indem man erſt nach ihm zum Schreiben ſich der Thierhäute, und erſt gegen des Pſammetichus Zeit des ägyptiſchen Papyrus bedient habe, ſondern auch, daß von der Mitte des 6. Jahrh. vor Chr. Geb. dieſe Geſänge nirgend ſchriftlich vorhanden geweſen. Zu bemerken iſt übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen von der Rechten zur Linken, dann Buſtrophedon (ſ. d. Art.), endlich allein von der Linken zur Rechten ſchrieben.

Griechiſches Feuer, ſ. Feuer.

Griesbach (Joh. Jac.), geſt. 1812 als geheimer Kirchenrath und erſter Profeſſor der Theologie zu Jena, hat ſich theils um die Kritik des neuen Teſtaments, theils um die Bildung vieler tauſend Jünglinge bleibende Verdienſte erworben. Zu Butzbach im Heſſendarmſtädtiſchen 1745 geboren, kam er als Kind nach Frankfurt am Main, wo ſein Vater 1777 als Prediger und Conſiſtorialrath ſtarb. Auf dem frankfurter Gymnaſium erhielt er ſeine erſte Bildung, und bezog 1762 die Univerſität Tübingen. 1764 ging er nach Halle, und dann noch ein Jahr nach Leipzig. Chriſtliche Kirchen- und Religionsgeſchichte wurde das Ziel ſeiner Studien, wobei ihn Erneſti in Leipzig mit Rath und Büchern unterſtützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorſtudien zur Kritik des neuen Teſtaments und für die Dogmengeſchichte, und ſchrieb unter Semler ſeine zwei erſten Probeſchriften über die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die durch den Papſt Leo den Großen ihre Beſtätigungen erhalten. Entſchloſſen, ſich ganz der Kritik des neuteſtamentlichen Textes zu widmen, unternahm er 1769 und 1770 eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich. Den darauf folgenden

Winter widmete er in ſeiner Vaterſtadt der Bearbeitung des gewonnenen Stoffes, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recenſionen der Evangelien vom Origines zuerſt als akademiſcher Lehrer mit ſo vielem Beifall auf, daß er ſchon zwei Jahre darauf zum Profeſſor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des neuen Teſtaments. Vorſicht bewog ihn, der den Ruf zu einer ordentlichen Profeſſur der Theologie zu Jena erhalten hatte, zuvörderſt nur mit ſeiner Synopſis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erſte Ausgabe des ganzen Teſtaments. Das Eigenthümliche derſelben iſt, daß bei ihr nicht blos von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede iſt, ſondern auch die verſchiedenen Grade der Wahrſcheinlichkeit, beſtimmt, und durch leicht verſtändliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Zu bedauern iſt, daß er die vollſtändige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erſchien, nicht ſo vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an ſeinen Tod unabläſſig damit beſchäftigt, und erlebte wenigſtens die Freude, die bei Göſchen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu ſehen. Neben der Kirchengeſchichte und Exegeſe, und den dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften ſtiftete er auch durch ſeine populäre Dogmatik um ſo bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, ſelbſt überzeugter Sachwalter des alten Glaubensſyſtems, der Neuerungsſucht mit weiſer Mäßigung Schranken zu ſetzen wußte.

Grimaldi (die Familie). Die Grimaldis gehören zu den älteſten und angeſehenſten Geſchlechtern Genuas und ſind eine von den vier, zum hohen Adel gerechneten Familien in dieſer Stadt. Die in ſpäteren Zeiten zu einem Fürſtenthume erhobene Herrſchaft Monaco gehörte über 600 Jahre (von 980 an) den Grimaldis und dieſe und die Fieskos ſpielten in Genuas Geſchichte ſtets eine große Rolle, beſonders in den Perioden der Kämpfe zwiſchen den Gibellinen und Guelfen, zu welcher letzteren Parthei beide Familien gehörten. Reiche Beſitzungen im Königreich Neapel, in Frankreich, und noch an einigen Orten Italiens, vermehrten den Einfluß der Grimaldi, aus deren Schooß mehrere berühmte Männer hervorgingen. Wir nennen hier Einige: 1) Raimund Grimaldi war der erſte Genueſe, der die Kriegsflagge ſeiner Republik jenſeits der Meerenge von Gibraltar führte. Zu Gunſten Philipp des Schönen von Frankreich, der in einen langen und blutigen Streit mit den Flammländern verwickelt war, ſegelte Grimaldi unter dem Titel eines Admirals von Frankreich (1304) mit 16 genueſiſchen Galeeren und 20 franzöſiſchen Schiffen nach Zeland, wo das von den Franzoſen beſetzte Ziric-Zee von den Flammländern hart bedroht wurde. Er ſchlug hier den Grafen Gui von Flandern, der die feindliche, an 80 Schiffen ſtarke Seemacht befehligte und nahm ihn ſelbſt gefangen. 2) Antonio Grimaldi lebte in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. und zeichnete ſich gleichfalls im Seedienſte aus. Die Catalonier hatten ſich feindlich gegen Genua bewieſen, das für den Augenblick, wegen innerlicher Zwiſtigkeiten, außer Stand war, die Unbill zu rächen. Als der günſtige Moment ſich dazu nahte, überkam Antonio Grimaldi das Commando der Flotte mit dem Auftrag, die Küſten von Catalonien zu verwüſten. Dieſen Auftrag vollführte der Genueſe nur zu gut. Die ſpaniſchen Küſten, Majorca und Minorca waren Zeugen der Rache ſeiner Landsleute und eine aragoniſche Flotte von 42 Schiffen ward von ihm geſchla-

gen. Ein und zwanzig Jahre ſpäter wandte ſich aber das Geſchick. Grimaldi wurde von der überlegenen Seemacht der verbündeten Venetianer und Catalonier, unter Anführung von Nicolaus Piſani dergeſtalt geſchlagen, daß er ſelbſt nur mit genauer Noth dem Verderben entging, von der ganzen genueſiſchen Seemacht aber nur 17 Schiffe entkamen. Durch dieſe Niederlage, die auf der Höhe von Loiera, den 29. Aug. 1353 ſtatt fand, wurden die Genueſer genöthigt, ſich dem Beherrſcher von Mailand, Johann Visconti, der ihnen Schutz vor ihren Feinden, den Venetianern, zuſagte, zu unterwerfen. 3) Ein anderer Grimaldi, Giovanni, machte ſich durch den Sieg berühmt, den er am 23. Mai 1431 über den venetianiſchen Admiral Nicolaus Traviſani auf dem Po davontrug, obſchon Carmagnola, der berühmteſte General jener Zeit, mit einer anſehnlichen Landmacht am Ufer des Fluſſes zum Beiſtand des venetianiſchen Admirals bereit war. Durch ein glückliches Manöver wußte Grimaldi die venetianiſche Flotte von dem Ufer zu trennen, wo die Landmacht ihre Stellung hatte, (drei Miglien unterhalb Cremona), und ſo gelang es ihm nicht allein, die Feinde völlig zu ſchlagen, ſondern ihnen auch 28 Galeeren und 42 Transportſchiffe, nebſt einer unermeßlichen Beute abzunehmen. 4) Dominico Grimaldi, Cardinal, Erzbiſchof und Vice-Legat von Avignon, lebte im 15. Jahrh. Ehe er noch dieſe hohen Würden erhielt, übertrug ihm Pius V. die Oberaufſicht über die Galeeren des Kirchenſtaates, und Grimaldi wohnte daher, obſchon damals bereits Biſchof (1571), der berühmten Seeſchlacht von Lepanto bei, bei welcher Gelegenheit er ſich durch ſeinen Muth ſoll ausgezeichnet haben. Nicht minder eifrig zeigte ſich dieſer kriegeriſche Prälat in Verfolgung der Ketzer, und die Annalen der römiſchen Kirche rühmen von ihm, daß es ihm gelungen ſei, in dem ihm anvertrauten Sprengel das Gift der Häreſie gänzlich zu unterdrücken. Er ſtarb 1592 und hinterließ einen Band Briefe, in welchen diejenigen Ereigniſſe ſeiner Zeit, bei denen er die Hand mit im Spiele hatte, beſprochen werden. 5) Ein Neffe von dieſem Dominico Grimaldi, war Hyronimus Grimaldi, der ſpäter gleichfalls zur Würde eines Cardinals emporſtieg. Er wurde 1597 in Genua geboren und bereits im 28. Jahre zum Vice-Legaten der Romagna, drei Jahre aber ſpäter zum Biſchof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. ſandte ihn als Nuncius nach Deutſchland und Frankreich, und die guten Dienſte, die er hier dem römiſchen Hofe erwieß, erwarben ihm 1643 den Cardinalshut. Zur Dankbarkeit beſchützte nun Grimaldi auch nach Urbans Tode deſſen Familie und lud dadurch den Zorn von Innocenz auf ſich, der, ſo lange er lebte, die Bulle nicht unterzeichnete, durch welche Grimaldi zum Erzbiſchof von Aix ernannt war. Erſt unter Innocenz Nachfolger, Alexander VII., konnte er ſein neues Amt antreten (1655), wo er ſich ſogleich, ſeine Diöceſe bereiſend, damit beſchäftigte, die Sitten der ihm untergebenen Geiſtlichen zu beſſern. Er gründete vorzüglich zu dieſem Zweck in Aix ein Seminarium für Geiſtliche, das er ſehr reich beſchenkte, und aus welchem ſeitdem mancher ausgezeichnete Mann hervorgegangen iſt; desgleichen ſtiftete er ein Hospital für Arme und vertheilte von ſeinem großen Vermögen an 100,000 Livres unter Hülfsbedürftige. Mehreren Conclaven beiwohnend, trug Grimaldi beſonders mit zur Wahl von Innocenz XI. bei, deſſen Tugenden er verehrte. Obſchon er ſpäter zum Dechanten des heil. Collegiums in Rom ernannt wurde, ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, die ihm anvertraute

Gemeine zu verlaſſen. Er blieb in Aix, wo er 90 Jahr alt, 1685 ſtarb. 6) Nicolo Grimaldi; geboren 1645, widmete ſich gleichfalls dem Dienſte der Kirche und wurde 1706 von Clemens XI. mit dem römiſchen Purpur bekleidet. Doch genoß er dieſe Würde nicht lange, denn bereits 1717 ſtarb er, ein ungeheures Vermögen hinterlaſſend. 7) Noch ein Geronymo Grimaldi, deſſen Geburtsjahr 1674 iſt, ward mit dem Cardinalshut geſchmückt. Früher ſandte ihn der römiſche Hof nach Avignon, dann als Nuncius nach Brüſſel. In derſelben Würde ware er auch nach Polen und Deutſchland abgeſchickt. Später verwaltete er als Cardinal die Legatur Bologna. Er ſtarb 1733, erſt 59 Jahr alt, auf dem Schiffe, welches ihn nach Neapel bringen ſollte, woſelbſt er ſeine ſchwache Geſundheit wieder herzuſtellen hoffte. — Außer dieſen Grimaldis finden wir noch mehrere Gleichnamige, die ſich zu verſchiedenen Zeiten in Wiſſenſchaft und Kunſt hervorthaten. Wir nennen hier 1) Giacomo Grimaldi, einen Literator des 16. Jahrh., deſſen Tiraboſchi mit großem Lobe gedenkt. Er wurde zu Bologna geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und machte ſich beſonders als Aufſeher des Archivs der Peterskirche in Rom, durch die Ordnung verdient, welche er in das Ganze dieſer koſtbaren Sammlung brachte; auch ſuchte er die unter Paul V. aufgefundenen alten Inſchriften durch erläuternde Bemerkungen zu erklären. Ein Verzeichniß ſeiner antiquariſchen und philologiſchen Schriften findet ſich im 4. Bande der Scriptor. Bolognesi. Er ſtarb 1623. 2) Giovanni Francesco Grimaldi, genannt Bologneſe, weil er in dieſer Stadt geboren ward, lebte im 17. Jahrh. und zeichnete ſich als Maler, Architekt und Kupferſtecher aus. In der erſtgenannten Kunſt hatte er ſich Correggio zum Vorbild gewählt, und er arbeitete einige Zeit lang mit Albano zuſammen. Vom Cardinal Mazarin nach Paris gerufen, malte er mehrere Frescos im Louvre. Als Architekt war er nicht minder ausgezeichnet und ſeine Arbeiten mit dem Grabſtichel ſind ſehr geſucht. Innocenz X. ließ ihm die Verzierungen der Frescos im Vatican und im Quirinal machen. Mehrere ſeiner beſten Gemälde findet man in der Kirche St. Maria del Monte in Rom; auch das pariſer Muſeum beſitzt einige ſehr ausgezeichnete von ihm. Er ſtarb 1680, 74 Jahr alt. Ein Sohn von ihm, Aleſſandro, iſt gleichfalls als Maler nicht unbekannt; doch erreichte er den Vater nie. 3) Francesco Maria Grimaldi, Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, wurde 1613 in Bologna geboren und zeichnete ſich in der Folge als Mathematiker aus. Er ſtand dem P. Riccioli in deſſen wichtigen mathematiſchen Arbeiten bei, und gab ſpäter ein Werk über die Mondflecken heraus, denen er andere Namen als die ihnen von Hevelius gegebenen, beilegte. Noch hat man von ihm: Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque anexis (2 Bände, Bologna 1665. in 4.) Dieſer gelehrte Jeſuit ſtarb in ſeiner Vaterſtadt im Jahre 1663. 4) Francesco Grimaldi, gleichfalls im 17. Jahrh. lebend, ward im Königreich Neapel geboren und trat, wie der Vorige, zu der Geſellſchaft Jeſu. Er iſt als lateiniſcher Dichter berühmt und man hat noch mehrere bucoliſche und dramatiſche Dichtungen von ihm, die von ſeinem Talent zeugen. Als Profeſſor der Rhetorik am Jeſuiten-Collegium zu Rom angeſtellt, ſtarb er daſelbſt 1738, ungefähr 60 Jahr alt. 5) Ein anderer Peter Grimaldi, gleichfalls Jeſuit und aus Civita-Vecchia gebürtig, lebte im 18. Jahrh. und war lange als Miſſionär in Oſtindien. Man erzählt von ihm, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Europa eine Maſchine erfunden habe, mittelſt welcher

er von Calais nach Dover innerhalb einer Stunde in der Luft dahin geſchwebt oder „geflogen“ ſeyn ſoll. Dieß ſoll im Jahr 1751 geſchehen ſein, und mehrere Schriftſteller, wie z. B. Pingeron in ſeiner Ueberſetzung des Werkes von Milizia, und Fontenai in Dict. des Artistes, ſprechen davon. Da ſie jedoch nichts Näheres von der ganzen Sache angeben, auch bei der ſpätern erfolgten Erfindung der Luftballons (1784) in den darüber erſchienenen Schriften jener früheren Verſuche gar nicht gedacht wird, ſo muß man allerdings einigen Zweifel in die Wahrheit jener, dem P. Grimaldi zugeſchriebenen Luftreiſe ſetzen. 6) Conſtantin Grimaldi, geboren 1667 in Neapel, woſelbſt er auch 1750 ſtarb, war eigentlich Rechtsgelehrter, zeichnete ſich aber durch ſeine bedeutenden Kenntniſſe auch in der Geſchichte, Medicin und Theologie aus. Am berühmteſten wurde er durch ſeinen Streit mit den Benedictinern, die als blinde Anhänger der Ariſtoteliſchen Philoſophie, damals Lettere apologetiche herausgaben, in welchen ſie gewaltig über Carteſius loszogen und ſich in Schimpfen und Schmähen gegen ihre Gegner erſchöpften. Grimaldi nahm ſich nun des geläſterten Carteſius an und führte in einer bittern Gegenſchrift die guten Paters ad absurdum. Noch lebte 7) im 18. Jahrh. ein Franz Anton Grimaldi (ſtarb 1784) in Neapel, der ſich durch mehrere gute Geſchichtswerke über Neapel und dieſes Landes Verfaſſung bekannt machte.

Grimm (Friedr. Melchior, Baron von), ein geiſtreicher, mit mannichfaltigen Kenntniſſen ausgerüſteter Mann, der einen langen Zeitraum hindurch in Paris lebte, und mit den ausgezeichnetſten Perſonen des vorigen Jahrh. in Verbindung ſtand. Er war 1723 zu Regensburg geboren, und ſtarb als kaiſerlich-ruſſiſcher Staatsrath 1807 zu Gotha. Obwol ſeine Aeltern arm waren und in der Dunkelheit lebten, gaben ſie ihrem Sohne dennoch eine anſtändige und ſorgfältige Erziehung, welche derſelbe ſo wohl benutzte, daß er mit dieſer einzigen Ausſtattung ſich einen Rang in der Geſellſchaft zu erwerben wußte. Nachdem er ſeine Studien beendigt, und in Deutſchland für ſein Trauerſpiel Baniſe Spott und Tadel in reichem Maaß eingeärntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schomberg, Cabinetsmininiſter des Königs oon Polen, nach Paris, und fuhr daſelbſt fort, ſich mit Eifer den Wiſſenſchaften zu widmen. Er war Vorleſer des Herzogs von Sachſen-Gotha, und befand ſich in ſehr beſchränkter Lage, als J. J. Rouſſeau ſein Freund ward. Beide begegneten ſich in der entſchiedenſten Neigung zur Muſik. Rouſſeau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau von Epinay u. a. durch Geiſt und Geburt ausgezeichneten Perſonen ein, und es gelang ihm allenthalben, ſich in Gunſt zu ſetzen und als eine der erſten Zierden der guten Geſellſchaft betrachtet zu werden. Der Graf Frieſen machte ihn zu ſeinem Secretär mit einem anſtändigen Gehalt. Grimm kam jetzt noch mehr in die vornehmſten Geſellſchaften und ſuchte ſich beſonders den Frauen zu empfehlen. Er verſchmähte ſogar die Schminke nicht, und zog ſich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als die Ankunft der italieniſchen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Muſik in zwei Parteien ſpaltete, erklärte ſich Grimm auf das Entſchiedenſte für ſie, und ſtand an der Spitze des Coin de la reine, ſo genannt, weil dieſe Partei ſich im Parterre unter der Loge der Königin zu verſammeln pflegte, während die Freunde Rameaus und der franzöſiſchen Muſik den Coin du roi bildeten. Grimm ſchrieb bei dieſer Gelegenheit eine kleine Broſchüre voll Geiſt, Salz und Geſchmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemischbroda, und als die Gegner

darauf zu antworten verſuchten, ſchlug er ſie durch ſeine Lettre sur la musique francaise völlig aus dem Felde. Aber dieſer Brief gab ein ſo gewaltiges Aergerniß, daß anfangs von Verbannung und Baſtille die Rede war, bis endlich die Wuth ſich legte, und dem Verfaſſer ſtatt deſſen der Beifall aller Freunde der neuen Muſik und der italieniſchen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyklopädie, ſeine Verhältniſſe mit den Großen Frankreichs, ſeine Kenntniſſe, ſo wie die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes, öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Nach des Grafen Frieſen Tode ward er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, ſeine literariſchen Bülletins für mehrere deutſche Fürſten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu ſchreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm, vielleicht in zwanzig Abſchriften circulirten, und welche von allen neuen, nur einigermaßen wichtigen Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur die geiſtreichſten Analyſen enthielten. Friedrich der Große, Guſtav III. und die Kaiſerin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetſten Beweiſe ihrer Hochachtung. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu ſeinem bevollmächtigten Miniſter am franzöſiſchen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er ſtand ſeinem neuen Amte wie ein Mann von Geiſt vor, ohne ſeine literariſche Correſpondenz zu unterbrechen, oder ſonſt ſeine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Miniſtern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab ſich Grimm nach Gotha. 1795 ernannte ihn die ruſſiſche Kaiſerin zu ihrem bevollmächtigten Miniſter am niederſächſiſchen Kreiſe. Dieſe erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunſt bis an ihren Tod, und ſtand in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm ſeinen Poſten, bis eine ſchmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehen. Er wählte aufs neue Gotha zu ſeinem Aufenthalt, und verlebte hier ſeine letzten Jahre, ſo viel ihm die Kräfte geſtatteten, ſtets mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine lateiniſche Diſſertation über die Geſchichte Maximilians I., Briefe über die deutſche Literatur und einige andere heraus. Sein ſämmtlicher, ſehr anſehnlicher literariſcher Nachlaß aber iſt von dem ruſſiſchen Hof in Empfang genommen worden. Es finden ſich darunter Memoiren über die Geſchichte ſeiner Zeit vom höchſten Intereſſe, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verluſt iſt. Dagegen iſt nach ſeinem Tode anfangs ein einzelner Abſchnitt aus den erwähnten literariſchen Bulletins unter dem Titel: Correspondance litéraire, ſpäter aber auch die übrigen (zuſammen 16 Bände) erſchienen, ein Werk, das die anziehendſten Details über einen wichtigen Zeitraum der franzöſ. gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältniſſe und Beziehungen enthält. Barbier hat noch ein Supplément à la Correspondance herausgegeben, das Grimms übrige franzöſiſche Schriften enthält. (S. über Grimm die Mém. de Md. d'Epinay 3. Ed. II. S. 113.)

Grimod de la Reynière (Alex. Balthaſ. Laurent), der witzigſte Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Geſellſchaften, iſt geboren zu Paris 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgeſtaltet, weis er äußerſt geſchickt mit falſchen Fingern zu zeichnen, zu ſchreiben und Speiſen zu zerlegen. Bis 1780 war er Advocat, allein eine ſehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweiſung zu. Seitdem lebt er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im

Foyer der Schauſpielhäuſer und im Caffeehauſe du Caveau. Erſchien dieſer Sonderling in den glänzenden Cirkeln ſeiner Aeltern, ſo zeigte er ſich linkiſch und blöde, und machte ſich in tiefen Bücklingen über den Rangſtolz der vornehmen Welt luſtig. Damals gab er ein faſt berühmt gewordenes großes Gaſtmahl, wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher ſei. Ein andermal lud er ſehr vornehme Leute zu ſich ein, wo jeder in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Saale ſeinen Sarg hinter ſich hatte. Auch trieb er eine Zeit lang einen Kramhandel im Hauſe ſeines Vaters. Seine Eßluſt iſt ſo groß, wie nur die des Apicius und Vitellius geweſen ſein kann. Die Revolution durchlebte er friedlich. In den erſten Jahren der Regierung Buonapartes ward er durch ſeinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis 1812, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wiſſen, wie ſie ihrem Vermögen Ehre machen ſollen, ſchrieb er 1808 le Manuèl des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaft des Gaumens, wie ſie Montaigne nannte, ließ ihn eine Jury von Feinſchmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernſte Kampfrichter und liebenswürdige Actricen mit ſchwarzen und weißen Kugeln über ein ſanftvolles Salmi oder ein feines Blancmanger ſo feierlich abſtimmten, wie nur einſt der römiſche Senat in der bekannten Türbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wiſſenſchaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von ihm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthſel, Logogriphen, Akroſtiſchen u. ſ. w. verſtehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflöſung die Gäſte oft in Verlegenheit ſetzte. Wer ſie nicht beantworten konnte, unterwarf ſich einer Strafe, die in einem mit Salz vermiſchten Getränke beſtand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflöſung gefunden hatte.

Griſaille, ſ. Grau in Grau.

Grönland, ein unter däniſcher Landeshoheit ſtehendes Polarland, mit einer Küſtenſtrecke (im Weſten) von 300 Meilen, und etwa 20,000 Q.M., welches ſonſt zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika. Seit Lieut. Parry im J. 1819 aus der Baffinsbai durch die Lancaſterſtraße in das Polarmeer geſegelt iſt, weis man, daß Grönland nicht mit Amerika zuſammenhängt, ſondern eine Inſel iſt. So weit man es jetzt kennt, erſtreckt es ſich von 59° 38′ bis 78° n. B. Nach Süden zu verengt es ſich in ein Vorgebirge, Cap Farewell. Von da erſtreckt ſich die weſtliche Küſte nordwärts bis zur Davisſtraße und Baffinsbai. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war ſchon vor 800 Jahren, von Norwegen und Dänemark aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die Weſt-, die andere die Oſtküſte inne hatte. Zu Lande beſtand zwiſchen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, ſondern blos zur See. Die weſtliche Colonie beſteht, nach mancherlei Schickſalen, noch jetzt, und zählt mit Einſchluß der Eskimos gegen 20,000, in den 18 däniſchen Colonien (die größeren heißen

Logen) aber im J. 1816 nur 5846 Seelen; dagegen iſt das Schickſal der öſtlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern beſtand und einen Biſchof, zwölf Kirchſpiele und zwei Klöſter hatte, ſeit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte ſich nämlich das Eis an der Küſte dergeſtalt vermehrt, daß alle Mühe, ſie zu erreichen, vergeblich war. Der letzte, 1786, durch den Capitän von Löwenörn, in Auftrag der däniſchen Regierung, gemachte Verſuch, ſich über das Schickſal jener Gegenden Aufklärung zu verſchaffen, ſchlug ebenfalls fehl. Nur ſo viel weis man, daß um die Mitte des 16. Jahrh. die Colonie noch beſtand, obgleich ſie ſchon damals ſeit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt geweſen war. Dieſes verlorne Oſtgrönland ſoll jedoch nach von Eggers Preisſchrift das jetzige Julianeshaab auf der Weſtküſte ſein. Im J. 1818 ſandte England, weil alle Schiffernachrichten ſich dahin vereinigten, daß das Eis am Nordpol ſich vermindert habe, eine Expedition in das Polarmeer, die bis an den Nordpol vordringen ſollte; allein ſie kehrte ohne Erfolg zurück. (S. d. Art. Nordpol-Expedition.) Schon in der Mitte des 14. Jahrh. war durch die fürchterliche Peſt, welche man den ſchwarzen Tod nennt, die Gemeinſchaft zwiſchen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Unter der Königin Eliſabeth entdeckten Forbiſher und Davis die Küſten von Grönland aufs Neue; ſeitdem geſchah nichts zur näheren Unterſuchung des Landes, bis die däniſche Regierung im J. 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergeſtalt unterſtützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsfluß die erſte europäiſche Niederlaſſung „Gute Hoffnung" (Godhaab) gründen konnte. Egede fand daſelbſt einen Schlag Menſchen, der wahrſcheinlich von Weſten her über die Davisſtraße gekommen, und den Eskimos in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüder-Unität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlaſſungen und Miſſionen auf dieſen unwirthbaren Küſten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Weſtküſte von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der ſüdlichſte, Lichtenau, unter dem 60° 34′ n. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung (Julianens Haab), in deſſen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländiſchen oder norwegiſchen Kirche ſieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neuherrnhut, Zuckerhut, Holſteinburg, Egedesminde, Chriſtians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 32′ n. B., die nördlichſte Niederlaſſung, welche aber jetzt, von Europäern verlaſſen, blos noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat ſeinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Inſel, 70° n. B. Auf der ganzen Küſte ſind fünf proteſtantiſche Kirchen, worin das Evangelium grönländiſch und däniſch gepredigt wird. Die Brüder haben drei Gemeinhäuſer, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrnhut. Die urſprünglichen Einwohner, von den älteſten isländiſchen und norwegiſchen Schriftſtellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerſtamm der Eskimos, die ſich über den ganzen Norden von Amerika bis an die weſtliche Küſte verbreitet haben. Sie zeichnen ſich durch ihre kleine Statur, ſchwarze, lange, ſtraffe Haare, ſchwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und eine braungelbliche, faſt olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere iſt indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin ſie leben, theils von ihren Nahrungs-

mitteln und Gewohnheiten, indem ſie beſtändig mit Speck und Thran umgehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Laſttragen angehalten, bekommen dadurch ſo breite Schultern, daß ſie, wie auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Anſehen verlieren. Sie kleiden ſich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundfelle: davon iſt das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geſchlechter. Bei großer Kälte tragen ſie noch unter dieſem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, beſonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaitauchers. Im Winter leben ſie in Häuſern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Raſen iſt, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten ſind Fenſter in dieſen Wohnungen, die allemal aus den Därmen der Wallfiſche und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus iſt nie über 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben ſo lang. Es beſteht nur aus einem Zimmer, an deſſen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tiſch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe, und die Hitze, durch die ſtarke Ausdünſtung der Bewohner noch vermehrt, iſt für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu kommt der ſcheußliche Geſtank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, deſſen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper ſtarren. Wenn der Schnee ſchmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu ſein pflegt, ſo ſinkt gewöhnlich das Dach des Hauſes ein, und der Grönländer ſchlägt nun ſeine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches mit Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfiſchdärmen verſehen und im Innern eben ſo eingerichtet iſt, als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge ſind einfach, aber ſehr zweckmäßig. Sie beſtehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfſpießen und Harpunen. Ihre Kähne ſind von Brettern, mit Fiſchbein zuſammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Dieſe wiſſen ſie ſelbſt bei ſtürmiſcher See vortrefflich und ſicher zu behandeln. Auch fahren ſie über die gefrorne See 6—8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden beſpannt. Die Schnelligkeit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſie 14 deutſche Meilen in 9—10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieſer Völkerſchaft iſt dieſelbe, welche von den Eskimos und an der Hudſonsbai geredet wird. Spuren derſelben finden ſich bis an die Nordweſtküſte von Amerika und bis zum Nutkaſund. Bewundernswürdig iſt in dieſer Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen ſowol für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbſten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Prieſter und Aerzte zugleich ſind. Vom höchſten Weſen haben ſie höchſt rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima iſt in dieſem Lande natürlich äußerſt unfreundlich. Die Nordoſtwinde bringen oft im Winter eine ſolche Kälte hervor, daß das Fahrenheitſche Thermometer 48° unter den Gefrierpunct ſinkt. Dagegen ſind die Weſtwinde, die über die Davisſtraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, ſo iſt feinkörniger Granit mit Gneis, Glimmerſchiefer, Hornblende und Weißſtein die Grundlage aller Berge und Felſen. Eingeſprengt oder eingebettet ſind intereſſante und ſeltene Foſſile: eine Menge magnetiſcher Eiſenſtein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die ſchönſten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hyperſthene von der ſchönſten himmelblauen Farbe.

unter den baumartigen Gewächſen können wir nur Ebereſchen, Birken, Wachholder und Zwergweiden nennen. Von Beeren ſind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Ueberhaupt läßt ſich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächſe kaum auf 200 bringen, dafür aber ſind die unvollkommneren Land- und Seegewächſe unzählig. Das Thierreich liefert an Säugthieren den Polarfuchs, den weißen Haſen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig iſt der grönländiſche Wallfiſch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln ſind beſonders die Möven, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänſe, Eidergänſe, Papagaitaucher, Lummer und die grönländiſche Taube die wichtigſten. Landvögel kommen ſehr wenig vor. Unter den Fiſchen verdienen die Alpenforelle, die Polorforelle, der Kabliau, Dorſch und Schellfiſch genannt zu werden. Von Inſecten iſt eine Art Musquitos im Sommer die beſchwerlichſte. Die Ausfuhr beſteht in Fiſchbein, Thran, Speck, Barden, Robbenfellen, Fuchs-, weißen Bären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber müſſen Mehl und Brot, Thee und Caffee, Bier und Gemüſe, ferner Pulver und Blei, alle Eiſenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei dieſem Tauſchhandel iſt, denn der Werth der grönländiſchen Erzeugniſſe, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 200,000 Rthlr., dagegen die Einfuhr in Grönland auf 85,000 Rthlr. berechnet.

Gronov, der Name mehrerer berühmten Kritiker und Philologen. Joh. Friedr. Gronov war 1611 zu Hamburg geboren, beſuchte Leipzig und Jena, ſtudirte zu Altdorf die Rechte, hielt ſich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiſte Frankreich und Italien, ward ſodann Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Deventer, und ging 1658, nach des berühmten Daniel Heinſius Tode, an deſſen Stelle nach Leyden, wo er 1671 ſtarb. Seine Gelehrſamkeit ſetzte ihn in den Rang der erſten Alterthumsforſcher; zugleich verband er mit ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutſeligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Statius, Juſtin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Salluſt, Plinius, Plautus u. a., ſo wie ſeine Observationes ſind voll der ſcharfſinnigſten und richtigſten Bemerkungen und Verbeſſerungen; ſein Commentarius de sestertis zeigt die gründlichſte Kenntniß der römiſchen Sprache und Alterthümer, und ſeine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzugefügten Anmerkungen mit Recht geſchätzt. Sein Sohn, Jacob Gronov, war 1645 zu Deventer geboren, ſtudirte hier und zu Leyden, hielt ſich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, und kam nach Leyden zurück, wo er 1670 eine Ausgabe des Polybius erſcheinen ließ, die ſolchen Beifall fand, daß er einen Ruf nach Deventer bekam. Er ſchlug ihn aber aus, um ſeine Reiſen fortzuſetzen, ging nach Paris, kehrte wegen des Todes ſeines Vaters nochmals nach Leyden zurück, und bereiſte ſodann Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toscana ihm eine Lehrſtelle in Piſa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Leyden und 1702 Geograph der Univerſität ward. Er ſtarb daſelbſt 1716. Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus, und ſammelte den

ſchätzbaren Thesauris Antiquitatum graecarum (13 B. Fol.); allein er gab in dieſen Werken auch manche Blößen, und ließ es ſich in ſeinem Dünkel beikommen, Männer von den entſchiedenſten Verdienſten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Voſſius, Salmaſius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu ſchmähen, wodurch er ſich ſelbſt am meiſten ſchaden mußte. Sein Sohn, Abraham Gronov, zu Leyden 1694 geboren, hat ſich durch ſeine Ausgaben des Juſtin, des Pomponius Mela, Tacitus und Claud. Aelian auch als einen guten Philologen gezeigt, und ſtarb daſelbſt als Univerſitätsbibliothekar, 1775.

Gros, Schüler von David, iſt unſtreitig der größte Schlachtenmaler unſerer Zeit. Sein Kunſtſtreben nahm eine ganz verſchiedene Richtung von der ſeines Meiſters, des berühmten David. Er iſt ein ausgezeichnet guter Coloriſt, alles iſt lebendig, genial, glühend und kraftvoll in ſeinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; ſeine Gemälde beſtechen ſehr, die Zeichnung iſt ſo kühn, die Farbe ſo friſch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geiſtige Leben vermißt man oft darin. Erſt machte ſich Gros durch ſprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compoſitionen über, wobei er ſich Paul Veroneſe ſcheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erſtes berühmtes und gekröntes Werk dieſer Art war das 1804 ausgeſtellte Gemälde: die Peſtkranken zu Jaffa. Das Furchtbare dieſes Gegenſtandes iſt zwar dabei in grelles Licht geſtellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkanen wölben ſich hier über dem Schauplatz im Hoſpital zu Jaffa, wo das Peſtelend gegen die Siegerpracht abſticht. In goldgeſtickter Uniform, mit Treſſenhut und rothem Federbuſch, umgürtet mit einem Purpurſhawl, an ſeiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geſchmückt, ſteht Buonaparte vor einem Kranken, deſſen Wunde er befühlt. Desgenettes ſteht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt ſich mit rührender Zuverſicht um ihn her. Um dieſe Hauptgruppe her iſt alles mit Linderung der Wunden und Herbeiſchaffung der Lebensmittel beſchäftigt. Der erſte Plan iſt in ſchauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt ſinkt ſterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichſten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung ſpricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke ſtrecken mit unermeßlicher Sehnſucht die matten Hände nach den Erfriſchungen aus, welche Neger und Muſelmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muſelmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreicheres läßt ſich nichts erſinnen, als das Coſtum dieſes alten Arztes: über den dunkelblauen Stirnbund wölbt ſich ein purpurgeſtickter gelber Shawl, purpurne Aermel, mit weißem Stoff ausgeſchlagen, ſehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabakstaſche von Purpur und Gold. So iſt hier überall die Fülle orientaliſcher Pracht neben Blöße und Elend geſtellt. Die Umgebungen ſind ſehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch deſſen Oeffnungen man Baſtionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hoſpitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorſchaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunſtbeladener Himmel; im fernſten Hintergrunde das geſchäftige Leben franzöſiſcher Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemiſcht, alles erquickt den von den Leidensgegenſtänden ermüdeten

Blick, und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunct des Ganzen zurück. Dies Gemälde erregte allgemeines Aufſehen, die Regierung kaufte es, und Gros bekam eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieſes überaus große und reiche Gemälde, deſſen nähere Beſchreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erſter Begeiſterung, und vollendete es in ungefähr vierzehn Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche Gros malte, iſt von ungemeiner Wirkung, doch iſt vieles darin übertrieben und der gute Geſchmack muß die Darſtellung ſo vieler Verſtümmelten mißbilligen. 1814 ſtellte Gros ein Gemälde aus, den Beſuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis darſtellend, welches allgemein bewundert wurde; es iſt für die Sakriſtei dieſer Kirche beſtimmt. Die Abreiſe des Königs in der Nacht des 20. März 1815 iſt der Gegenſtand des neuſten Werkes von Gros, welches er 1817 ausſtellte. Man tadelt die darin herrſchende Verwirrung und das Unedle der Hauptgeſtalt, eine Gruppe Nationalgardiſten iſt ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Geſtalt eines alten Dieners ſind trefflich. Gros iſt Mitglied der Akademie und der Ehrenlegion, und Profeſſor der Schule der Maler- und Bildhauerkunſt. Wl.

Groſchen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte ſie dicke Münze im Gegenſatz der dünnen Blechmünzen. Die älteſten bis jetzt bekannten Groſchen ſind diejenigen, welche in Trier 1104 geſchlagen wurden. 1296 ſchlug man die erſten böhmer Groſchen zu Kuttenberg. In der Reichsmünzordnung von 1525 erhielten ſie die Abtheilung in 12 Pfennige. 1504 ſchlug zuerſt die Stadt Goslar die jetzigen kleinen Groſchen — die Mariengroſchen halten 8 Pfennige — der neuen preußiſchen Groſchen gehen 30 auf einen Thaler.

Großaventurhandel, Aventura grossa, **Seeverſicherungs- oder Aſſecuranzhandel**. Die Waaren, welche als Gegenſtände des europäiſchen Großhandels nach entfernten Weltgegenden verſandt werden, müſſen dort noch durch viele Hände gehen, ehe ſie an den letzten Verbraucher gelangen, hiedurch wird der Preis derſelben für dieſen gar ſehr erhöht; es iſt daher natürlich, daß Jemand, der dieſe Waaren in Europa kauft, mit denſelben in fremde Gegenden reiſt und ſie ſelbſt in die Hände der Verbraucher bringt, dieſelben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit dieſem Handel ſich abgebenden Menſchen, z. B. Schiffer, Matroſen ꝛc., dergleichen Geſchäfte ſelten mit eigenem Vermögen machen, ſondern ſie müſſen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorſchüſſe ſind aber folgenden beſondern Gefahren unterworfen. 1. Die Zeit der Wiederbezahlung iſt ungewiß, denn es läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelöſten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin- und Herreiſe tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt und wagt ſich in Gefahren, die ſeinem Leben ein Ende machen und ſein Geld und Gut in ſolche Hände bringen können, aus welchen es ſchwerlich wieder zu erlangen iſt, da die Hand der Gerechtigkeit ſelten ſo weit reicht. 4. Die Borgenden ſind gewöhnlich Perſonen geringen Standes und nicht immer ganz zuverläſſig. Aus dieſen Gründen werden die für ſolche Vorſchüſſe zu bezahlenden Zinſen immer ſehr hoch beſtimmt und ſteigen ſelbſt auf ein Drittheil, ja ſogar auf die Hälfte des Capitals. Der in dieſem Wege betriebene Handel

führt den Namen Großaventurhandel, und einen Vorſchuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Aehnlichkeit mit dieſem Geſchäft hat die Bodmerei (ſ. d. Art.). KM.

Groß=Beeren (Treffen bei) den 23. Aug. 1813. Als nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes der Krieg mit Napoleon den 17. Aug. 1813 aufs neue begann, wollte der franzöſiſche Kaiſer drei Blitze zu gleicher Zeit ſchleudern, auf Breslau, Prag und Berlin. Sie fielen ſämmtlich auf ihn zurück, an der Katzbach, bei Culm und Groß=Beeren. Berlin deckten der Landſturm und die Nordarmee, welche unter dem Kronprinzen Carl Johann von Schweden, aus der dritten und vierten preußiſchen Heerſchar, aus den ruſſiſchen Heerhaufen unter Woronzow, Winzingerode und Czernitſchef, und aus etwa 22,000 Schweden beſtand. Der Feldherr hatte der edlen Fürſtin, Prinz Wilhelms Gemahlin, ſein Wort gegeben, er werde den Feind nicht nach Berlin kommen laſſen. Das franzöſiſche, durch Wirtemberger, Baiern, Darmſtädter und Sachſen verſtärkte Heer beſtand aus vier Heermaſſen unter Oudinot, dem Oberfeldherrn, Victor, Regnier und Bertrand, nebſt der Reiterei unter Arrighi, und war 80 bis 90,000 M. ſtark, deren Beſtimmung, Berlin zu erobern, der General Girard mit der Beſatzung von Magdeburg unterſtützte. Allein der Kronprinz machte im Kleinen denſelben Operationsplan gegen dieſes Heer, den die Verbündeten im Großen gegen die ganze feindliche Macht entworfen hatten. Er bildete nämlich mit ſeinem Heere einen Bogen von Buchholz, dem äußerſten linken Flügel, über Mittenwalde, Klein=Beeren, Heinersdorf, Blankenfelde, Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbriezen, dem äußerſten rechten Flügel, von wo die Ruſſen in den Bogen einwärts gegen Jüterbogk hin ſtanden, die Preußen aber in die Mitte bis Trebbin vorgeſchoben waren. Die preuß. Generale Hirſchfeld und Puttlitz beobachteten jenſeit Brandenburg Magdeburg. Von beiden Flügeln ſtreiften leichte Truppen bis Wittenberg, Guben und Baruth. Der Feind drang den 22. blind in jenen Bogen ein; Regnier im Mittelpuncte, Bertrand auf dem rechten, Oudinot auf dem linken Flügel. Sie griffen die Preußen bei Trebbin an, welche ſich zurückzogen; hierauf ſtürzte ſich Bertrand den 23. auf den General Tauenzien bei Blankenfelde, wurde aber zurückgeworfen. Regnier drang bis Groß=Beeren, dem Schlußſtein der Bogenſtellung, etwa noch zwei Meilen von Berlin vor. Hier griff ihn aber unerwartet der tapfere Bülow an. Zugleich umging Borſtell den rechten feindlichen Flügel. Die Preußen fochten im Angeſichte ihrer Hauptſtadt mit Heldenmuth. Nachdem eine reitende ſächſiſche Batterie in die Flanke gefaßt und genommen war, drangen ſie vor im Sturmſchritt. Kein Gewehr ging los der Näſſe wegen; man ſchlug ſich mit Kolbe und Bajonnet. Groß=Beeren ward mit Sturm genommen, die Sachſen und der zweite franzöſiſche Heerhaufen wurden geworfen, und die Reiterei des Herzogs von Padua wurde verſprengt. Als nun Oudinot die drei Heerſcharen des Nachhalts vorrücken ließ, ſtürmten ihnen, ſo wie ſie aus dem Gehölze ſich entwickelten, die Ruſſen und Schweden entgegen. Der ſchwediſche Oberſt Cardell, von einem Reiterangriff unterſtützt, nahm das feindliche Geſchütz. Da brach Oudinot den Kampf ab, und zog ſich an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück. Er verlor 30 Canonen und über 2000 Gefangene. Die Preußen eroberten Jüterbogk, und den 28. Luckau. K.

Großbritannien und Irland heißen gegenwärtig die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien fur das vereinigte England und Schottland kam ſchon

unter Jacob I. auf, wurde aber erſt unter der Königin Anna gewöhnlich. Indem wir wegen des Geographiſchen auf die Art. England, Schottland und Irland verweiſen, gehen wir hier ſogleich zu der Geſchichte über, auf welche wir einige ſtatiſtiſche Nachrichten folgen laſſen. England wurde zuerſt durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen Britannia zur römiſchen Provinz machten. (S. Britannien.) Als die Römer, bald nach dem Anfange des 5. Jahrh., überall von den einbrechenden fremden Völkern gedrängt wurden, zog Valentinian III. 426 ſeine Legionen aus England zurück, und überließ die Britten ihrem Schickſale. Dieſe, unter der langen Herrſchaft der Römer des Kriegs entwöhnt, konnten jetzt den Scoten und Picten nicht widerſtehen, und ſuchten daher Hülfe bei den um die Mündung der Elbe wohnenden Sachſen, welche auch (449) unter ihren Anführern Hengiſt und Horſa nach England kamen, die Scoten zwar völlig zurücktrieben, aber auch ſich ſelbſt in England feſtzuſetzen ſuchten. Durch immer neue Haufen ihrer Landsleute, beſonders der Angeln, verſtärkt, zwangen ſie die Britten, die ſich lange, vorzüglich unter dem König Artur, vertheidigten, ihnen das ganze Land zu überlaſſen. Die noch übrig gebliebenen Britten mußten ſich in die kleine Provinz Cambrien — das heutige Wales — einſchränken laſſen, oder flohen nach Armorica in Frankreich, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt. Die Angel-Sachſen errichteten nun 7 kleine Staaten, deren Häupter ſich Könige nannten, aber doch in einer gewiſſen Gemeinſchaft blieben, und allgemeine Verſammlungen hielten, in welchen die das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten verhandelt und entſchieden wurden. Vom J. 598 an wurde die chriſtliche Religion nach und nach unter ihnen eingeführt. Egbert der Große, König von Weſtſex, vereinigte (827) alle dieſe Staaten unter dem allgemeinen Namen England, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieſes Reichs. Die Normänner, oder wie man ſie in England nannte, die Dänen, hatten auf ihren räuberiſchen Streifzügen zur See auch die engliſchen Küſten angegriffen, einen Theil des Landes erobert, und die Könige gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut (Danegeld) zu zahlen. Alfred der Große weckte den ganz erloſchenen Muth ſeiner Nation aufs neue, überfiel die Dänen und vertrieb ſie, bekriegte ſie ſelbſt in der Folge zur See und behauptete ſich in dem Beſitz ſeines Reichs. Sein Tod (900) war ein Verluſt für England, das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward. Vierzig Jahre lang behaupteten ſich die Dänen unter dem König Kanut und ſeinen Söhnen in England. Als ſie es (1041) verlaſſen mußten, kam der angelſächſiſche Prinz Eduard der Bekenner auf den engliſchen Thron. Er veranſtaltete eine, noch ſehr mangelhafte Sammlung aus den Geſetzen der Sachſen und Dänen, welche das gemeine Recht (Common Law) genannt wurde. Nachdem dieſer Eduard, der letzte angelſächſiſche König (1066) ohne Kinder verſtorben war, wurde Harald, Graf von Weſtſex, von der Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie, der nur ſehr entfernte Anſprüche auf den engliſchen Thron hatte, kam bald mit einem trefflichen Heere von 60,000 Mann nach England, und durch das entſcheidende Treffen bei Haſting (den 14. Oct.), in welchem Harald blieb, wurde er Herr des ganzen Landes; er erhielt deswegen den Beinamen, der Eroberer. Wilhelm ließ anfangs alles unverändert, übergab aber alle wichtigen Aemter ſeinen Landsleuten. Verſchiedene Empörungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, ſeine Herrſchaft mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England

ungewöhnliche Lehnrecht und ſchwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht ſeines Vaſallen eiferſüchtig werden mußte; ſo nahmen von dieſer Zeit an die Kriege zwiſchen Frankreich und England, die beinahe 400 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm ſtarb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit eiſernem Scepter regiert. Ihm folgte zuerſt ſein zweiter Sohn Wilhelm II., der eben ſo ſtreng regierte, und dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von ſeinem älteſten Bruder, Robert, den Beſitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verſchiedene ihrer alten Freiheiten wiedergab, übrigens aber ſeiner Habſucht und Herrſchbegierde alles aufopferte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er ſeine an den Grafen Gottfried von Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kronerbin anerkennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch veranlaßt wurde, daß England hernach beſtändig von fremden Geſchlechtern beherrſcht worden iſt. Ungeachtet dieſer Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode (1135) ſeiner Schweſter Adela Sohn, Stephan, Graf von Blois, von der Nation als König anerkannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II. mit dem Beinamen Plantagenet Grafen von Anjou, zum Nachfolger hatte. Heinrich II. war einer der mächtigſten Könige Englands; außer der Normandie, ſeinem mütterlichen Erbtheile, erbte er von ſeinem Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt mit ſeiner Gemahlin, der bekannten Eleonora von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich ſich hatte ſcheiden laſſen, Guienne, Poitou und verſchiedene andere Landſchaften, ſo daß er faſt den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, beſaß. Aber eben dieſes Verhältniß wurde auch Veranlaſſung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er ſtarb 1189 — war zwar durch ſeine kriegeriſchen Unternehmungen glänzend, aber, beſonders gegen das Ende durch Streitigkeiten mit den Geiſtlichen und die Empörungen ſeiner Söhne wider ihn, auch ſehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war ſein Sohn, Richard Löwenherz, ſo benannt wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit, durch welche er ſeinen Namen unter den Sarazenen furchtbar gemacht hatte. Richards Kreuzzug nach Paläſtina, ſeine ritterlichen Thaten dabei, und ſeine Gefangenſchaft in Oeſterreich gehören in die beſondere Geſchichte dieſes heldenmuthigen Prinzen. Daß er von der Nation geliebt wurde, beweiſt wol der Umſtand, daß man alles aufbot, um das für ſeine Befreiung geforderte Löſegeld von 150,000 Mark Silber aufzubringen. Man ſchmolz ſelbſt Kirchengefäße ein, und doch konnte dieſe Summe nicht ſogleich herbeigeſchafft werden. Während Richards Abweſenheit waren in England Unruhen und ein neuer verderblicher Krieg mit Frankreich entſtanden. Man ſchreibt Richarden die erſte, oder wenigſtens erneuerte Einführung der Armbrüſte zu, ſo wie die Stiftung des Ordens vom blauen Hoſenbande, während des Kreuzzugs, als einer blos militäriſchen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte (1199) ſein Bruder Johann, ein ſchwacher Regent, der, in einem unglücklichen Kriege mit Frankreich, die Normandie und andere Länder verlor, in den Streitigkeiten mit dem Papſte ſich große Demüthigungen gefallen laſſen mußte, und von ſeinen Unterthanen gezwungen wurde, ihnen den großen Freiheitsbrief (magna Charta, the great Charter) zu geben (1215). Dieſer Freiheitsbrief enthält ein Verzeichniß der Freiheiten des Adels und der Gemeinen überhaupt, und eine völlige Sicherheit der

Perſon und des Eigenthums eines jeden Engländers insbeſondere. Er iſt immer als ein Grundgeſetz angeſehen, und von verſchiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. Neue Streitigkeiten mit den Großen des Reichs hatten die Folge, daß Johann von ihnen der Regierung entſetzt und nach Schottland zu flüchten genöthigt wurde, wo er (1216) ſtarb. Er hat, weil er aus England vertrieben wurde, in der Geſchichte den Namen Johann ohne Land erhalten. Sein Sohn Heinrich III. hatte eine lange, aber durch eigene Schuld unruhige Regierung; unter ihm entſtand das Unterhaus des Parlaments, oder das Haus der Gemeinen. Unter ſeinen Nachfolgern war Eduard III. (von 1327—1377) einer der mächtigſten und berühmteſten Könige Englands. Er entzog ſich der Oberherrſchaft des Papſtes, und eroberte einen beträchtlichen Theil Frankreichs, weswegen er den Titel, König von Frankreich, annahm, den ſeine Nachfolger erſt in den neueſten Zeiten abgelegt haben. Die Eroberungen in Frankreich gingen zum Theil noch bei Eduards Leben, aber faſt gänzlich unter ſeinem Enkel und Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Richard, der die Rechte der Nation verletzt hatte, verlor den Thron und im Gefängniſſe das Leben (1399). Nun entſtanden zwiſchen den beiden von Eduard III. abſtammenden Familien Lancaſter und York wegen der Thronfolge Streitigkeiten, die beinahe ein Jahrhundert hindurch dauerten, und durch die England vieles litt. Dieſe Unruhen werden in der Geſchichte der Streit zwiſchen der rothen und weißen Roſe genannt, weil die Familie Lancaſter eine rothe, York aber eine weiße Roſe im Wappen führte. Heinrich VII., Graf von Richmond, aus dem Hauſe Lancaſter, behauptete (1485) den engliſchen Thron, und vereinigte durch ſeine Heirath mit Eliſabeth aus dem Hauſe York das Intereſſe beider Familien, deren übrige Mitglieder durch Schlachten, Mord und öffentliche Hinrichtungen ganz aufgerieben worden waren. Nachdem einige von Mißvergnügten erregte Unruhen gedämpft worden waren, gelangte England in einen ruhigen Zuſtand, den es lange nicht gekannt hatte, und welchen es Heinrich VII., dem man den Beinamen des engliſchen Salomo gab, verdankte. Mit Heinrich VII. begann die Reihe der engliſchen Regenten aus dem Hauſe Tudor — ein Name, den Heinrichs Großvater geführt hatte — die mit Eliſabeth wieder endigte. Sein Sohn, Heinrich VIII., unternahm viel, aber faſt immer ohne wichtige Folgen. Er hätte in dem großen Streite zwiſchen Carl V. und Franz I. einen entſcheidenden Einfluß haben können, wäre er nicht zu wankelmüthig geweſen, und wäre er nicht immer blos den Anſichten ſeines erſten Miniſters, des Cardinals Wolſey, gefolgt, den perſönlicher Vortheil von einer Partei zur andern hinzog. Durch den Beſitz von Calais war es den Engländern ſehr leicht, in Frankreich, ſo oft ſie wollten, zu landen, doch gingen Heinrichs Eroberungen daſelbſt bald wieder verloren, und nur Calais blieb ihm noch. Die Kirchenverbeſſerung in Deutſchland erregte auch in England Aufſehen, und ungeachtet des ſtrengen Verbots wurden Luthers Schriften doch häufig daſelbſt geleſen. Heinrich VIII., nicht ohne gelehrte Kenntniſſe, beſonders in der ſcholaſtiſchen Theologie unterrichtet, unternahm es, die Lehre der römiſchen Kirche von den ſieben Sacramenten in einer eigenen Schrift zu vertheidigen, welche Luther mit Heftigkeit widerlegte, Papſt Leo X. aber dadurch ehrte, daß er (1521) durch eine Bulle dem Könige den Beinamen Beſchützer des Glaubens gab, ein Titel, den die proteſtantiſchen engliſchen Könige noch jetzt führen. Das Anſehen des Papſtes und ſein Einfluß war in England bisher ſehr groß, und

der Betrag, der aus dieſem Lande jährlich nach Rom fließenden Geldſummen ſehr bedeutend geweſen. Alles dieſes fiel weg, als König Heinrich (1534) gänzlich mit dem römiſchen Stuhle brach, weil der Papſt, aus Furcht vor dem Kaiſer, in die Eheſcheidung, zwiſchen Heinrich und ſeiner Gemahlin Catharina von Aragonien, einer Verwandtin Carls V., zu willigen zögerte. Heinrich kündigte dem Papſte allen Gehorſam auf, zog nach und nach verſchiedene Klöſter und Abteien ein, erklärte ſich für das Oberhaupt der Kirche, behielt aber doch die Hauptlehren der römiſchen Kirche bei. Die Reformation fand indeſſen auch viele Anhänger, und dieſe Verſchiedenheit der Meinungen, ſo wie das Einziehen der Kirchengüter, veranlaßte mancherlei Unruhen. Heinrich ſuchte, wie ſein Vater ſchon gethan hatte, die königliche Gewalt zu vergrößern. Unter dieſem war der Anfang zu der engliſchen Seemacht durch Erbauung des erſten großen Kriegsſchiffes gemacht worden. Heinrich VIII. vermehrte ſie; aber um ſeine Flotte zu bemannen, mußte er fremde Seeleute von den Schiffen der Hanſeſtädte, Genueſer und Venetianer, welche damals die erfahrenſten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er errichtete ein Admiralitätsamt, und wies für ſeine Marine ordentliche Beſoldungen an. Nach ſeinem Tode (1547) folgten ihm ſeine drei Kinder nach einander in der Regierung. Eduard, ein Prinz von ſanftem Charakter und ein großer Freund der Reformation, gründete die anglikaniſche (biſchöfliche) Kirche. Seine Halbſchweſter Maria (1553) handelte in einem ganz entgegengeſetzten Geiſte, und vermählte ſich, um einen auswärtigen ſichern Beiſtand zu haben, mit Philipp II. von Spanien. Dieſe Verbindung, welche für keinen der beiden Theile die gehofften Vortheile gewährte, in England aber viel Mißvergnügen verurſachte, hatte die bedeutende Folge, daß England dadurch in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, in welchem es ſeine letzte Eroberung daſelbſt, Calais (1558), verlor. Maria ſtarb (1558) gehaßt wegen der Strenge und der häufigen Hinrichtungen, durch welche ſie die Reformation in England zu unterdrücken gedachte. Mit frohen Erwartungen des größten Theils der Nation ſtieg aus dem Kerker, in welchem ſelbſt ihr Leben nicht ſelten in Gefahr geweſen war, Eliſabeth auf den Thron, und erfüllte die Hoffnungen des Volks. Durch Feſtigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umſtände hob ſie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe, und gründete ſeine nachherige Macht. Sie beſänftigte mit Klugheit die Parteien und führte die Reformation nach der noch jetzt beſtehenden biſchöflichen Einrichtung ein, welcher die Puritaner ihre Bemühungen vergeblich entgegenſetzten. Sie ermunterte den Kunſtfleiß der Nation, beförderte beſonders die Wollenmanufakturen, auch durch Aufnahme vieler vom feſten Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünſtigte den auswärtigen Handel. Um die Liebe der Nation zu gewinnen und die noch vorhandenen Mängel kennen zu lernen, reiſte ſie öfters im Lande umher. Dadurch, daß ſie die Reformirten in Frankreich und die Niederländer gegen Spanien unterſtützte, verſchaffte ſie ſich Anſehen im Auslande. Ihre Verhältniſſe mit Spanien nöthigten ſie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger zu unterhalten. 1603 beſtand ihre Flotte aus 42 Schiffen, mit 8500 Seeleuten bemannt. Die größten engliſchen Seeleute dieſer Zeit waren Franz Drake, der, zuerſt nach Magellan, die Reiſe um die Erde machte, und Walther Raleigh (auch als Geſchichtſchreiber und wegen ſeines ſpätern traurigen Schickſals bekannt), der die erſte engliſche Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spa-

nien, den Eliſabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüſtete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Papſt zu voreilig den Namen der unüberwindlichen gegeben hatte, gegen ſie aus. Ohne eine förmliche Seeſchlacht wurde mehr als die Hälfte dieſer Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet, und der Ruhm und das Anſehn der engliſchen Marine ſtieg dadurch deſto höher. Ein Flecken in Eliſabeths Regierung iſt die Hinrichtung der, obſchon nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Eliſabeth (ſ. d. Art.) ſtarb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hauſe Tudor aus. Jacob, König von Schottland, aus dem alten ſchottiſchen Hauſe der Stuarte abſtammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Eliſabeth (ſeine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Eliſabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England beſtimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geſchah jetzt auf die ruhigſte Art; England erhielt einen ſchottiſchen König zum Regenten. Jacob I. wurde ohne Widerſpruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt ſeiner Regierung haben konnte, ſo wenig erfüllt als er. Statt aus den politiſchen Umſtänden, beſonders bei dem Friedensſchluſſe mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können, beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Streitigkeiten und mit Bücherſchreiben. Er war, wider den Willen ſeiner Mutter, in der proteſtantiſchen Religion nach den Grundſätzen der in Schottland herrſchenden presbyterianiſchen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er ſeine Geſinnung, und begünſtigte, wie Eliſabeth, die biſchöfliche Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieſes Benehmen, ſo wie ſeine Bemühungen, die königliche Gewalt auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu erklären und zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiöſen als politiſchen Parteien (Hof- und Landpartei) den Urſprung, welche in der Folge als Tories und Whigs, und ſpäter als Corruption und Oppoſition, England ſo oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter dieſen Umſtänden geſchah faſt nichts zum Beſten des Landes ſelbſt, noch für die Erlangung auswärtiger Vortheile. Jacob konnte ſelbſt keine genauere Vereinigung ſeiner beiden Reiche, die blos den Namen Großbritannien gemein hatten, ſo ſehr er es auch wünſchte, bewirken. England und Schottland behielten fortwährend jedes ſeine eigene Verfaſſung und ſein eigenes Parlament. In dieſem unſichern Zuſtande hinterließ Jacob (1625) den Thron beider Reiche ſeinem Sohne Carl I. Dieſer, in den despotiſchen Grundſätzen des Vaters erzogen, ſelbſt von unbeugſamen Geiſte, und durch Günſtlinge irre geleitet, wollte die königliche Macht noch weiter ausdehnen und die biſchöfliche Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete ſeinen Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Beſitz von Nordamerika geweſen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widerſetzte ſich ſtandhaft dem Willen des Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er ſahe ſich endlich (1641) durch die Umſtände genöthigt, dem königlichen Rechte, das Parlament aufzuheben,

zu entſagen. Dieſer fehlerhafte Schritt brachte ihn ſeinem Verderben näher. In dieſem Parlamente hatte ſich Oliver Cromwell (ſ. d. A.), einer der Mißvergnügten, ausgezeichnet. Bald ſtand er an der Spitze des Heers, welches das Parlament den Truppen des Königs entgegenſtellte. Carl, überall im Felde geſchlagen, von den von ihm früher gereizten Schotten, zu denen er im Unglück ſeine Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterling dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei im Heere, die Independenten, Cromwell an ihrer Spitze, mit Ungeſtüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30. Jan. 1649 öffentlich hingerichtet. Dieſes bis dahin ganz beiſpielloſe Verfahren erregte im Auslande auch nicht die geringſte politiſche Bewegung, ſondern blos eine literariſche Fehde, beſonders von Seiten einiger niederländiſchen und franzöſiſchen Schriftſteller, denen der bekannte bekannte Dichter Milton, Cromwells geheimer Secretair, antwortete. Nach Carls Tode führte das Parlament die Regierung, doch war es Cromwell, der insgeheim alles leitete. Carl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterſtützt, in England eingedrungen, aber, von Cromwell (1651) bei Worceſter gänzlich geſchlagen, mußte er ſich durch kümmerliche Flucht ins Ausland retten. Cromwell richtete bald nachher das Parlament ganz nach ſeiner Willkür ein, und übernahm die vom Heer ihm übertragene Regierung. Unter dem beſcheidenen Titel eines Protectors regierte er mit unumſchränkter königlicher Gewalt. Im Auslande gefürchtet, hob er England, beſonders deſſen Seemacht, auf eine hohe Stufe des Anſehens. Einen zweijährigen Krieg zur See mit den Niederländern endigte er (1654) durch einen vortheilhaften Frieden, in welchem die vereinigten Staaten die Herrſchaft der Engländer zur See öffentlich anerkennen mußten. Durch einen eben ſo glücklichen Krieg entriß er Spanien die Inſel Jamaica, und erwarb für England Dünkirchen und Mardyk. Er ſtarb 1658 im höchſten Glanze ſeines Anſehens. Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde zwar zum Protector ernannt, aber ſeine Abneigung gegen dieſe Würde, und die Menge der Parteien, die ſich erhoben, bewogen ihn, die Regierung bald niederzulegen, und ſich in das Privatleben zurückzuziehen. Es entſtand nun abermals ein anarchiſcher Zuſtand der Dinge, der damit endigte, daß die königliche Partei, vom Heere unter dem General Monk unterſtützt, Carl II. zurückrief, der auch (29. Mai 1661) den väterlichen Thron wieder beſtieg, Carl II. that bald alles das, was ſeinem Vater das Leben gekoſtet hatte, und ſelbſt noch mehr, ganz ungehindert. Man hatte ihm anfangs ſo viel Einkünfte ausgeſetzt, daß er in dieſer Rückſicht unabhängig von der Nation war; aber ſein Hang zur Verſchwendung verleitete ihn, Dünkirchen und Mardyk an Frankreich zu verkaufen. Ein ohne hinlänglichen Grund mit den Holländern angefangener Krieg, in deſſen Lauf der kühne Admiral Ruyter die engliſchen Kriegsſchiffe auf der Themſe verbrannte, wurde durch den Frieden zu Breda (1667) mehr zum Vortheil der Holländer geendigt. Ein zweiter Krieg mit eben dieſer Nation, der für den Handel der Engländer ſehr nachtheilig war, wurde durch den Frieden zu Weſtminſter 1674 geendigt. Bei der immer zunehmenden Willkür des Königs konnte es nicht an Mißvergnügten fehlen; die ſchon unter Jacob I. entſtandenen Parteien erwachten wieder, und wurden jetzt Tories und Whigs genannt. Den Abſichten des Königs, die catholiſche Religion, zu welcher ſein Bruder Jacob ſich öffentlich bekannte, wieder einzuführen, ſetzte das Parlament (1673) die Teſtacte, durch welche die Catholiken von allen öffentlichen

Aemtern ausgeſchloſſen wurden, entgegen, ſo wie den willkürlichen Verhaftungen die Habeas-Corpus-Akte, oder einen Beſchluß, der das Verfahren gegen die Gefangenen genau vorſchreibt. Carl handelte größtentheils nach Frankreichs Abſichten: in den letzten vier Jahren ſeines Lebens regierte er ganz unumſchränkt und ohne Parlament. Die engliſche Seemacht, die unter ihm auf 83 Schiffe, und darunter 58 Linienſchiffe vermehrt worden war, kam in den letzten Jahren wieder in Verfall. Jacob II., der ſeinem Bruder (1686) auf dem Throne folgte, und ein trefflicher Seemann war, — von ihm rührt die Erfindung her, die Bewegungen einer Flotte durch Signale auszudrücken — gab ihr den vorigen Glanz wieder, und vermehrte ſie binnen drei Jahren auf 173 Schiffe. Weniger weiſe und für ihn ſelbſt am nachtheiligſten, waren ſeine übrigen Handlungen. Er wollte mit Gewalt die königliche Macht unumſchränkt machen und die catholiſche Religion wieder einführen; aber er fand mächtigen Widerſtand. Die Partei der Whigs rief des Königs Schwiegerſohn, Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieſer, von den Niederländern unterſtützt, landete (Nov. 1688) in England, und ohne daß ein Tropfen Blut bei der Revolution (wie die engliſchen Geſchichtſchreiber dieſe Begebenheit nennen) vergoſſen wurde, floh Jacob mit ſeiner Familie nach Frankreich. Wilhelm III. wurde zum König von England ernannt, doch unter gewiſſen, durch die Bill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) beſtimmten Einſchränkungen der königlichen Gewalt. Durch dieſe Regierungsveränderung wurde die alte Verfaſſung Englands, die bisher ſo oft erſchüttert worden war, wieder hergeſtellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl des Landes angemeßnere Form. Eine Folge davon war, daß England ſeit dieſer Zeit ein weit größeres Anſehen, als vorher, unter dem europäiſchen Staaten erhielt. Wilhelm blieb auch als König fortwährend Statthalter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung beider Länder entſtand, die, zum größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewiſſensfreiheit, die Preßfreiheit wurde feſtgeſetzt, und (1694) zu London die Bank von England — dieſes Meiſterſtück der Finanzwiſſenſchaft — mit einem Fond von 1,200,000 Pfund Sterling errichtet. Damals wurde durch ein von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900,000 Pfund der Anfang der fundirten engliſchen Nationalſchuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick (20. Sept. 1696) geendigt wurde, erlitt die franzöſiſche Flotte bei la Hogue (1692) eine große Niederlage, und ſeitdem erhielt England eine entſchiedene Uebermacht zur See. Die engliſche Flotte beſtand bei König Wilhelms Tode (1702) aus 225 Schiffen. Da Wilhelm keine Kinder hinterließ, ſo wurde die Schweſter ſeiner vor ihm verſtorbenen Gemahlin, Anna, Jacobs II. zweite Tochter, Königin. Die Regierung dieſer, obwol am Geiſte ſchwachen Königin gehörte unter die glänzendſten Perioden der engliſchen Geſchichte. Der ſchon von Wilhelm durch die Verbindung mit Oeſterreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (ſpaniſcher Succeſſionskrieg) wurde am 15. Mai 1702 erklärt, und theils zu Lande unter Marlborough — der mit großen Feldherrntalenten eine ungemeſſene Herrſch- und Habſucht verband — theils zur See, mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde (1704) erobert, und die ſpaniſche Seemacht im Laufe dieſes Kriegs

größtentheils vernichtet. Während deſſelben ward auch die, von verſchiedenen der vorhergehenden Könige vergebens verſuchte Vereinigung Englands und Schottlands in ein Königreich, unter dem Namen Großbritannien, (1707) zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten, und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen ſchottiſchen, ein gemeinſchaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna (ſie war mit einem Prinzen Georg von Dänemark vermählt geweſen) ihre 6 Kinder verloren hatte, mit Ausſchließung der, mit der Familie der Stuarte näher verwandten catholiſchen Häuſer, Savoyen und Orleans, durch eine Parlamentsakte (1708) der verwittweten Churfürſtin von Hannover, Sophie, Enkeltochter Jacobs I. und ihren Nachkommen zugeſichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna oder vielmehr der ſie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In dieſem Frieden erhielt England von Frankreich verſchiedene Beſitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorca, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Aſſientotraktat. Unter den verſchiedenen Urſachen, welche England zu dieſem, von Vielen getadelten, Friedensſchluß bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, beſonders auch durch die an andere Mächte bezahlten Hülfsgelder, verurſachte, keine der unerheblichſten. Englands Nationalſchuld war durch denſelben faſt um 50 Millionen Pf. Sterling vermehrt worden. Aber England nahm aber auch nun den entſcheidenden Ton an, den es ſeitdem in allen wichtigen Welthändeln geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieſer Friede eine Zeit lang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Der Gewerbfleiß wurde wieder geweckt, und alle Künſte des Friedens befördert. Anna ſtarb den 12. Aug. 1714, und dem Parlamentsſchluſſe gemäß beſtieg Georg Ludwig, Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jacobs I., unter dem Namen Georg I., ſogleich den engliſchen Thron. Dieſe Regierungsveränderung brachte auch einen Wechſel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden ſtrenge Maßregeln ergriffen. Beide Parteien dauern, unter veränderten Namen, Corruption (Miniſterialpartei) und Oppoſition, noch jetzt fort. Unter Georgs I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Anſehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König ſcheuete, verhinderte ſein in Unterhandlungen großes und äußerſt thätiges Talent, und ſein friedlich geſinnter erſter Miniſter, Robert Walpole, unterſtützte ihn dabei. Nicht ungegründet ſcheint indeſſen die Behauptung zu ſein, daß die dreizehn friedlichen Jahre ſeiner Regierung wol die Mittel hätten verſchaffen können, die damalige Nationalſchuld, wo nicht ganz abzutragen, doch wenigſtens ſehr zu vermindern. Georg ſtarb den 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nachfolger, Georg II., ſetzte alle Verbindungen ſeines Vaters und deſſen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche Syſtem des noch immer an der Spitze des Miniſteriums ſtehenden Walpole wurde (1739) durch einen Handelskrieg mit Spanien geſtört, den die Nation laut verlangte. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Englands wurde dieſer Seekrieg in Amerika nicht mit dem Vortheil geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg (1740),

als Bürge der von Carl VI. errichteten pragmatiſchen Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterſtützte England ſeinen Bundesgenoſſen, Oeſterreich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia), nur insgeheim und durch Hülfsgelder, aber ſeit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem der friedfertige Walpole, als ein Opfer der Parteiſucht, ſeine ſo lange behauptete Stelle eines erſten Miniſters dem Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Gegner Frankreichs, hatte überlaſſen müſſen, erklärte ſich England öffentlich gegen Frankreich und deſſen Verbündete. Es wurde in Deutſchland eine Armee (die pragmatiſche genannt) zuſammengezogen, an deren Spitze Georg II. ſelbſt bei Dettingen (27. Juni 1743) focht, und das Schlachtfeld gegen die Franzoſen behauptete. Die überlegne engliſche Flotte ſchlug die franzöſiſche (22. Febr. 1744) bei Toulon, und behielt nachher die Oberhand zur See. Während dieſes Kriegs machte der Prinz Eduard, Sohn des Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jacobs II., durch Frankreichs Unterſtützung zweimal einen Verſuch, in Schottland zu landen. Der erſte wurde ſogleich vereitelt; beſſer gelang der zweite (1745) bis zum Treffen bei Culloden (27. April 1746), wo Eduard gänzlich geſchlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Dieſes Unternehmen bewirkte, daß die Engländer auf dem feſten Lande nicht viel thun konnten, weil ſie ihre Truppen nach England zurückrufen mußten. Der Friede zu Aachen (18. Oct. 1748) endigte dieſen Krieg. England erhielt, ungeachtet ſeiner Siege und ſeiner Ueberlegenheit, außer dem Verſprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht weiter zu unterſtützen und die Thronfolge des Hauſes Hannover in England aufs neue anzuerkennen, blos einige Handelsvortheile, die gegen die große Schuldenlaſt, welche die Kriegsrüſtungen und die an Oeſterreich, Sardinien, Dänemark, Sachſen und andere deutſche Fürſten bezahlten ſtarken Hülfsgelder verurſacht hatten, in gar keine Betrachtung kamen. Die ſeit 1739 mit Spanien entſtandenen Streitigkeiten wurden 1750 durch einen Vertrag beigelegt, in welchem England den Aſſiento — die eigentliche Veranlaſſung derſelben — gegen eine Geldentſchädigung aufgab. Noch vor dem Anfange jener Kriegsperiode (1740 — 1744) hatte Anſon ſeine Reiſe um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schiffahrt nützliche Entdeckungen gemacht. Bei der Ausſicht auf einen langen Frieden, die jedoch bald wieder verſchwand, war man ernſtlich darauf bedacht, die bereits auf mehr als 75 Mill. Pf. Sterling angewachſene Nationalſchuld wenigſtens in Anſehung der Zinſen zu vermindern und ſetzte dieſe großentheils auf 3 pCt. herab. Dies ſind die ſogenannten conſolidirten oder drei Procent Stock. Von den an den Zinſen erſparten 800,000 Pf. St. und einigen andern Zuflüſſen wurde ein zur allmäligen Bezahlung der Schuld ſelbſt beſtimmter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche verwendet worden iſt. Grenzſtreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vorhergehenden Verträge nicht beſeitigt worden waren, veranlaßten (1754) zwiſchen England und Frankreich einen neuen Krieg, der ſich in der Folge auch auf das feſte Land verbreitete, wo er unter dem Namen des ſiebenjährigen bekannt geworden iſt. England, deſſen Angelegenheiten von 1758 — 1761 der große Pitt (Lord Chatam) leitete, war in dieſem Kriege überaus glücklich, entriß den Franzoſen, deren Seemacht ungleich ſchwächer war, viele ihrer auswärtigen Beſitzungen, und machte in Oſtindien (unter Clive) große Eroberungen. König Georg II. war im Laufe dieſes Krieges (1760) geſtorben, und hatte ſeinen Enkel Georg III. zum Nachfolger. Unter ihm wurde der Krieg, zu welchem ſeit 1762 auch ein Krieg

mit Spanien gekommen war, durch den Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) geendiget: England behielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen ſo glücklichen Krieg geführt, deswegen entſtand auch über die am Ende deſſelben bis auf 143 Millionen Pf. St. angewachſene Nationalſchuld kein Murren. Die Zahl der ſämmtlichen engliſchen Kriegsfahrzeuge rechnete man auf 374, die Beſatzung derſelben auf 100,000 Mann, und das Geſchütz über 14,000 Canonen. Unruhen im Innern von England, welche durch Streitigkeiten über Preßfreiheit veranlaßt wurden, häufige Veränderungen der Miniſter, Cooks Entdeckungsreiſen, und die mit abwechſelndem Glück geführten Kriege in Oſtindien ſind die Begebenheiten des nächſten zehnjährigen Zeitraums. Wichtiger war der Streit mit den Colonien in Nordamerika (1774), welche die Miniſter unterwürfiger und für England einträglicher als bisher zu machen ſuchten, aber unkluge und ſchwankende Maßregeln dazu anwandten. Dieſer Streit brach 1775 in einen offenen Krieg aus, an welchem Frankreich (1778) und ſpäter auch Spanien Theil nahm. England, für deſſen Gegner ſich die nordiſchen Mächte durch die bewaffnete Neutralität (1780) erklärt hatten, griff auch noch die vereinigten Niederlande feindlich an. Die einleuchtende Unmöglichkeit, die nordamerikaniſchen Colonien zu bezwingen, machte, daß man in England laut den Frieden forderte. Er wurde 1783 zu Verſailles geſchloſſen. Der wichtigſte Artikel deſſelben war, daß England die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten nordamerikaniſchen Provinzen anerkannte. Wenn es auch wahr ſein mag, daß England durch dieſe Trennung ſeiner Colonien keinen ſehr bedeutenden Verluſt erlitten, weil es nun nicht mehr die großen Koſten zu ihrer Vertheidigung, wie vorher, aufwenden darf, und ſein Handel in gewiſſer Rückſicht dabei gewinnt: ſo iſt es doch auch eben ſo wahr, daß dieſer neue Freiſtaat, in kurzer Zeit ſich ſo gehoben hat, daß er die Abſicht, künftig als Nebenbuhler der engliſchen Oberherrſchaft zur See aufzutreten, deutlich zeigt. Nach dieſem Kriege, der die Nationalſchuld bis auf 240 Millionen Pf. St. gebracht hatte, genoß England einer zehnjährigen Ruhe von außen. Aber am 1. Febr. 1793 kündigte der Nationalconvent des republikaniſchen Frankreichs England den Krieg an, zu welchem dieſes ſich ſchon vorbereitet hatte. Englands Anſtrengungen waren außerordentlich. Er wurden anſehnliche Truppenmaſſen auf das feſte Land geſchickt oder daſelbſt in Sold genommen; die engliſche Seemacht verbreitete ſich über den ganzen Ocean und wirkte in beiden Indien, im Canal, und im mittelländiſchen Meere; man zahlte Hülfsgelder an Sardinien, Preußen, Heſſen-Caſſel, Oeſterreich, Portugal, Rußland und die franzöſiſchen Ausgewanderten; und man verſtärkte dieſe Anſtrengungen, als ſpäter die Holländer und Spanier auf die Seite der Franzoſen traten. Die Ergebniſſe des Landkrieges waren für die Coalition meiſt unglücklich; dagegen gewährte der Seekrieg den Britten allenthalben Gewinn. Die Eroberung von Toulon und Corſica in dem erſten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen neuen Glanz, nur daß weder das eine, noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meiſten franzöſiſchen und holländiſchen Beſitzungen in beiden Indien und in Afrika weggenommen. Howes Sieg über die breſter Flotte (1. Juni 1794), dann die Niederlage der ſpaniſchen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der holländiſchen bei Egmont (11. Octbr. 1797) ſetzten die Britten in den Beſitz der Seeherrſchaft. Die feindlichen Küſten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben zerſtört, die franzö-

ſiſche Seemacht äußerſt geſchwächt und die holländiſche Flotte ſogar nach England abgeführt (1799), nachdem zuvor noch durch den glänzenden Sieg bei Abukir (8. Aug. 1797) die Unternehmung auf Aegypten gelähmt und der Grund zu einer neuen Coalition gelegt worden. Zu gleicher Zeit erhielt Englands Macht in Oſtindien einen ungeheuern Zuwachs. Die Britten überwältigten ihren mächtigſten Widerſacher daſelbſt, Tippo Saib, eroberten ſeine Hauptſtadt Seringapatnam, erbeuteten unermeßliche Schätze, und vereinigten den größten Theil des Königreichs Myſore mit ihren Beſitzungen. Unterdeß hatten ſie durch die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten und durch ihre Eingriffe in das Seerecht der Völker das allgemeinſte Mißvergnügen erregt. Eine Folge davon war die nordiſche Coalition, in welcher Rußland, Dänemark, Schweden und Preußen zuſamentraten (1800 — 1801), um die Rechte der Neutralen mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Die engliſche Regierung ergriff dagegen feindliche Maßregeln. Aber dieſer Zwiſt endigte ſchnell. Das Haupt des nordiſchen Bundes, Kaiſer Paul, ſtarb (23. März 1801) und Dänemark ward durch die Schlacht von Copenhagen gezwungen (2. April), wieder eine friedliche Haltung anzunehmen. So löſte ſich der Bund auf; man verglich ſich gegenſeitig, ohne den Hauptpunct des Streites zu erledigen und die Preußen räumten das von ihnen beſetzte Hannover wieder. Mittlerweile hatte ſich Frankreich, ſeine Siege benutzend, mit allen ſeinen Feinden auf dem Feſtlande verſöhnt; nur England ſtand ihm trotzig entgegen. Aber die Stimme, welche den Frieden foderte, war ſo laut und dringend, die Staatsſchuld war ſo hoch (auf 451 Mill. Pf. St.) geſtiegen, Theurung und Abgaben brachten das Volk zur Verzweiflung, der Zweck des Krieges, die Wiederherſtellung der Bourbons, erſchien als Unmöglichkeit, daß man ſich zu dem Vertrage von Amiens (25. März 1802) bequemte, der nach ſolchen Anſtrengungen und nach ſolcher Ueberlegenheit im Kriege nur geringe Vortheile gewährte. Der ganze Gewinn beſtand in der Inſel Trinidad, im holländiſchen Antheil von Ceylon und in dem freien Einlaufen in den Hafen des Caps. Dieſer Vertrag war ein Werk des neuen Miniſteriums, an deſſen Spitze Addington ſtand. Daſſelbe konnte aber den friedlichen Sinn, den es dadurch bewährt hatte, nicht lange behaupten. Die Nation war mit den Friedensbedingungen unzufrieden, Napoleon reizte den brittiſchen Stolz durch neue Anmaßungen, und es kam abermals zum Kriege (18. Mai 1803). Die Franzoſen nahmen Hannover in Beſitz, gaben ihrem Sperrſyſtem gegen England die größte Ausdehnung, ſchloſſen Bundesverträge mit Holland, der italieniſchen Republik und ſpäter mit Spanien, und drohten mit einer Landung auf England. Pitt, der wieder ins Miniſterium getreten war, zerſtreute die Gefahr der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem feſten Lande erregte (1805). Leider führte derſelbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen. Dagegen behaupteten die Britten auf allen Meeren die Herrſchaft, und die Schlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1805), in der jedoch Nelſon fiel, krönte ihren Ruhm. Pitt ſtarb am 23. Jan. 1806. Das neue Miniſterium — Grenville, Addington, Fox — war ſehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem preußiſch-ruſſiſchen Kriege gemacht hatte, konnte man ſich nicht mit ihm verſöhnen, ohne ſeine Herrſchaft über das Feſtland anzuerkennen. Man richtete daher alles Beſtreben darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und noch zu erweitern. Dadurch erregte man allgemeines Mißvergnügen; die Zerſtörung von Copenhagen und die Hinwegführung der däniſchen Kriegs-

flotte (Sept. 1807) empörte die ganze Zeitgenoſſenſchaft; die Feinde Englands mehrten ſich, ſelbſt Rußland brach alle ſeine Verbindungen ab. Dennoch wurde die von den Kaiſern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlaßne Einladung zum Frieden verworfen und der Krieg mit erneuerter Thätigkeit fortgeſetzt. Ein nach Portugal geſandtes engliſches Heer nöthigte den franzöſiſchen General Junot und die im Tajo liegende ruſſiſche Flotte zur Capitulation (30. Aug. und 3. Sept. 1808). Die Spanier, die gegen Frankreich aufgeſtanden waren, wurden mit Geld, Kriegsbedürfniſſen und Truppen unterſtützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die ioniſchen Inſeln bis auf Corfu und St. Maur wurden erobert, und eine Expedition gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Martin, St. Euſtach, Amboina-Bourbon und Isle de France ſich unter die Macht der brittiſchen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentſchaft nothwendig, welche das Parlamendem Prinzen von Wales übertrug. Für den von der engliſchen Regierung nie aus dem Auge verlornen Geſichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht werden könne, es trete denn in ſeine alten Grenzen zurück und huldige wieder ſeinem alten Regentenhauſe, eröffnete der Feldzug von 1812 neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die ſich auf dem Feſtlande bildete; überall hin ergoß es ſeine Goldſtröme. Mit anſehnlicher Macht drückte es auf die ſinkende Sache der Franzoſen in Spanien. Ein neuer Krieg mit den nordamerikaniſchen Staaten, der aber bald beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle ſeine Kräfte auf die europäiſchen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendſten Erfolge krönten ſo große Anſtrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzoſen befreit, an der Spitze der vereinigten engliſch-ſpaniſch-portugieſiſchen Macht über die Pyrenäen und drang unaufhaltſam bis Bordeaux und Toulouſe vor. Es erfolgte die Entthronung Napoleons, die Wiederherſtellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatenſyſtems ward der engliſchen Regierung durch ihre unerſchütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unſäglichen Anſtrengungen zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen an Frankreich zurück, mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da ſie aber zugleich von den holländiſchen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Eſſequebo und Berbice, ſo wie von den däniſchen Helgoland und von den italieniſchen Malta behielt, und die Protection über die ioniſchen Inſeln überkam, ſo war der Gewinn in Hinſicht auf Landbeſitz und politiſches Gewicht ſehr bedeutend, zumal da zu derſelben Zeit ſich ihr oſtindiſches Reich auch noch durch die Eroberung der Beſitzungen des Königs von Candy erweiterte, ſo daß nun ganz Ceylon unter ihrer Botmäßigkeit ſteht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen und mit ihnen die Benennung eines Königreichs. Buonapartes Rückkehr änderte nichts an dieſem mannichfaltigen Erwerb. Die brittiſchen Waffen erwarben neuen Ruhm in der Schlacht bei Waterloo (Belle Alliance), in deren Folge endlich Buonaparte ſich den Händen der Engländer überlieferte. So endigte dieſer Staat einen zwanzigjährigen Krieg, den er kräftiger und ſiegreicher als irgend einen zuvor geführt, indem er die Herrſchaft der Meere erworben, die Flotten aller ſeiner Feinde vernichtet und ſeine eigne Seemacht zu einer nie gekannten Höhe gebracht hat. Zwar iſt die Nationalſchuld dabei ebenfalls unge-

27 *

heuer geſtiegen und manche unvermeidlichen Uebel zeigten ſich im Gefolge eines ſo unerhörten Kampfes, indeß verſpricht der Friede für beides Minderung, und immer wird die Regierungsgeſchichte Georgs III. eine der glänzendſten Perioden in Großbritanniens Geſchichte ausmachen. Den Anfang der Regierung Georgs IV. hat eine bis jetzt eher zu- als abnehmende Spannung der verſchiedenen Parteien in England bezeichnet. (S. d. A. Radical-Reformers. Eine Fortführung dieſes Artikels in Beziehung auf die neueſte Geſchichte Großbritanniens findet man in der neuen Folge dieſes Werks, oder Bd. XI. und XII.) Wir ſchließen mit der Statiſtik Großbritanniens. Das brittiſche Reich enthält über 75,600 Q. M. mit 68 Mill. Menſchen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menſchen, auf die außereuropäiſchen Beſitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000 Menſchen. Die unmittelbaren Staaten enthalten 46,000 Q. M. mit 20,700,000 Einw. Die Länder der oſtindiſchen Geſellſchaft 29,600 Q. M. mit 47 Mill. Einw. und die ioniſchen Inſeln 44 Q. M. mit 200,000 Einw. Die Engländer ſind ein Gemiſch von Britten, Sachſen, Dänen und Franzoſen aus der Normandie. Das ſchottiſche Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der älteſten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben ſie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Oſſian ſang. Ihre mehr mit Engländern vermiſchten Brüder im Niederlande reden Engliſch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachſen aus England verdrängten Britten. Die engliſche Nation iſt eigentlich in drei Stände getheilt, in den hohen und den niedern Adel, und die Gemeinen, aber die engliſchen Geſetze erkennen nur zwei Stände, den Adel, unter welchem blos der hohe Adel (Nobility) verſtanden wird, und die Gemeinen, zu welchen auch der niedere Adel gehört. Die verſchiedenen Stufen und Titel des hohen Adels ſind, Herzog, Marquis, Graf (Earl), ſ. d. A., Viscount (Vicomte) und Baron. Alle dieſe werden Lords, d. i. Herren, genannt, und ſind Pärs des Reichs (Barons of Parliament). Die höhern Titel ſchließen immer die niedern mit ein; jeder Herzog iſt zugleich Marquis, Earl ꝛc.; jeder Marquis iſt Earl, Viscount ꝛc; alle Mitglieder des hohen Adels ſind folglich Barons, und jeder Herzog, jeder Marquis ꝛc. nennt ſich daher Duke and Baron of etc., Marquis and Baron of etc. Noch gibt es andere Barons, z. B. Barons der Schatzkammer (of the Exchequer), Barons der Fünfhäfen (of the cinque ports) ꝛc., aber dieſe gehören nicht zum hohen Adel, ſitzen nicht im Oberhauſe, und ihre Titel ſind nicht erblich. Der Titel erbt auf den älteſten Sohn fort; dieſem wird, bei Lebzeiten des Vaters, der zweite Titel deſſelben, den nächſtfolgenden Söhnen aber werden geringere Titel gegeben. In Schottland und Irland ſind die nämlichen Stufen des Adels wie in England. Zu den Pärs gehören die Prinzen vom Geblüt, denen der König gewöhnlich die Titel gewiſſer Herzogthümer und Grafſchaften gibt. Durch Adelsbriefe, die jedoch nicht käuflich ſind, kann der König ſo viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Alle Beſitzer einigermaßen bedeutender Ländereien laſſen ſich Esquires (Ecuyer), in Schottland Laird, nennen, obgleich dieſer Titel eigentlich nur den älteſten Söhnen der Baronets (ſ. unten) und einigen öffentlichen Beamten zukommt, und ſind, ungeachtet die Verfaſſung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf deſſen Reinheit ſo eiferſüchtig, daß ſie ſich ſelten mit Leuten anderer Volkklaſſen verheirathen. Außer ihnen gehören aber zur ſogenannten Gentry und heißen Gentlemen: die reichern Kaufleute, welche keinen offenen Laden halten, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt

alle wohlhabende Menſchen, die kein Handwerk treiben. Allen dieſen Leuten gibt man den Titel Esquire, beſonders auf Briefen (in der Anrede iſt er überall nicht gebräuchlich), wo dann das, immer abgekürzte Mr. (Master) wegfällt, und ſtatt deſſen der Vorname, oder, wenn dieſer unbekannt, iſt ein Strich (—) geſetzt wird, z. B. Augustus N..., Esquire, oder — N..., Esqre, at London etc. Eine Mittelſtufe zwiſchen der Gentry und Nobility bildet der niedere Adel: die Baronets und die Ritter (Knights). Dies ſind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine andern Vorrechte gewähren, als perſönliche Auszeichnung und Ehre; doch iſt die Baronetswürde erblich. Viele Kaufleute ꝛc. der City von London, die Lord-Mayor geweſen ſind, zur Hofpartei gehört und einen Orden erhalten haben, ſind Ritter, aber dieſe Ritterſchaft wird nicht ſehr geachtet. Das eigentliche Volk bilden außer den Bürgern in den Städten, die Bauern. Da die meiſten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer ſind, (in England beſitzen den ganzen Grund und Boden etwa 33,000 Familien), ſo ſind die Bauern meiſtentheils nur Pächter derſelben, und werden daher alle ohne Ausnahme ſo genannt (Farmers): dagegen wiſſen ſie nichts von Zinſen, Frohnen und dergl., ſondern genießen alle perſönliche Freiheit. Doch gibt es noch eine Mittelklaſſe, Leute, die ihre Landgüter mit dem völligen Eigenthume beſitzen (Freeholders, Yeomen), oder die ihre Güter nach Lehn- oder Erbzinsrecht beſitzen (Copyholders). Die Grundlagen der brittiſchen Staatsverfaſſung ſind wenige, und oft nur zu unſtimmte Reichsgrundgeſetze. Dahin gehören: 1. der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter); Heinrich gab dadurch den Engländern die ihnen von ſeinem Vater, Wilhelm dem Eroberer, genommenen Freiheiten wieder; ſeine Nachfolger, Stephan und Heinrich II. fügten noch einige wenig bedeutende Freiheiten hinzu. 2. Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von der Nation abgezwungen. Dieſer Freiheitsbrief iſt immer als das vorzüglichſte Grundgeſetz angeſehen und von verſchiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. 3. Die Petition of rights (Bitte um Recht), ein Parlamentsſchluß, worin von Carl I. 1628 die Abſtellung verſchiedener Beſchwerden verlangt wurde, die dieſer, wiewol ſehr ungern, zugeſtehen mußte. Dieſer Parlamentsſchluß wird als eine wichtige Urkunde der engliſchen Freiheit angeſehen. Eine Folge jenes Parlamentsſchluſſes war die Habeas-Corpus-Bill oder Akte (von den Anfangsworten ſo genannt), nach welcher jeder, der ohne Anzeige einer Urſache verhaftet worden, ſogleich entweder losgelaſſen oder vor Gericht geſtellt und verhört werden muß. 4. Die Declaration of rights, gleichſam die Capitulation, welche Wilhelm III. 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten. 5. Die Succeſſionsakten von 1701 und 1705. 6. Die Unionsakte von Schottland von 1707. 7. Die von Irland von 1801. Montesquieu rühmt die brittiſche Conſtitution hauptſächlich wegen der muſterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der drei Staatsgewalten, nämlich der geſetzgebenden Macht, der vollziehenden und der richterlichen. Die geſetzgebende Gewalt nebſt dem Selbſtbeſteuerungsrecht übt das Volk durch ſeine Repräſentanten aus. Dieſe bilden das Parlament, beſtehend aus dem Hauſe der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Abgeordneten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hauſe der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erſte und am

mindeſten zahlreiche Claſſe des Volks ihre Berathſchlagungen beſonders hält, und außer den oben erwähnten weltlichen Lords auch die geiſtlichen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Sitz und Stimme haben. Der Mitglieder des Oberhauſes ſind über 200. Das Parlament iſt nicht beſtändig verſammelt (ſein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), ſondern in der königlichen, als einzigen dauernden Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieſes noch jenes darf länger als ſieben Jahre unterbleiben. Jenes geſchieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafſchaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlverſammlungen zu ſtimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling jährlicher Einkünfte hat. Wahlfähig ſind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen, und dabei weder ein Amt bekleiden, noch Jahrgeld von der Krone genießen, um als Vertreter des Volks von den Miniſtern unabhängig ſein zu können. Das Parlament wird jetzt ſtets in dem alten königlichen Palaſt zu Weſtminſter gehalten, wo jedes Haus ſeinen beſondern Saal hat. Die erſte Sitzung wird vom König ſelbſt, der dann im großen Staate erſcheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhauſe eröffnet, worauf jedes Haus beſonders in einer ſchriftlichen Dankaddreſſe antwortet. Nachdem ſodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der engliſchen Kirche anerkannt wird, und den Teſt, einen Eid, durch den ſeit 1702 dem Hauſe Stuart und der catholiſchen Religion abgeſagt und jeder Catholik von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen wird, die Mitglieder des Unterhauſes überdies noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geſchworen haben, wählt das Unterhaus ſeinen Sprecher (Speaker), ſo wie eine Comité von fünf Perſonen (von denen eine die Rechte des Hauſes, eine die Beſchwerden des Volks, eine die ſtreitigen Wahlen, eine das Handlungsweſen und eine die kirchlichen Angelegenheiten beſonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhauſe führt der Lordkanzler das Wort. Jedes Parlamentsglied hat das Recht, etwas in Vortrag zu bringen, um darüber einen Parlamentsſchluß zu machen. Ein ſolcher ſchriftlich abgefaßter Vortrag zu einem Geſetz heißt eine Bill, und muß dreimal an verſchiedenen Tagen verleſen werden, ehe darüber abgeſtimmt werden kann. Wer nicht zugegen iſt, verliert ſeine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) ſtimmen. Iſt der Vorſchlag von dem Hauſe, worin er gemacht worden, angenommen (passed), ſo wird die Bill dem andern Hauſe zur Berathung, und geht ſie auch da durch, dem Könige zur Beſtätigung zugeſchickt, die derſelbe verweigern kann. Der König hat alſo unmittelbar bei der Geſetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto, und das Recht, auch ſeiner Seits Geſetzesvorſchläge zu machen. Die Beſtätigung geſchieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, franzöſiſch ſind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatſachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est désiré, bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur Bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Beſtätigung iſt: le Roi s'avisera. Durch die königliche Beſtätigung erhält die Bill Geſetzeskraft, und heißt nun Parlamentsakte. Die vollziehende Gewalt hat allein

der König. Er beſetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geiſtlichen Aemter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und ſchließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als ſein Eigenthum betrachtet. Er ſchickt Geſandte und ſchließt Verträge und Bündniſſe, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalte des Königs und ſeines Hofſtaates, der hohen Beamten und Collegien, hat das Parlament im J. 1820 dem Könige Georg IV. jährlich 850,000 Pf. St. auf den Schatz von England und 257,000 Pf. St. auf jenen von Irland bewilligt. Noch behielt die Krone einige Einkünfte aus Schottland, aus Cornwallis, die ſogenannten Admiralitätsgebühren und die Benutzung einiger Wälder und Luſtſchlöſſer; dies heißt die Civilliſte. Die königl. Prinzen haben beſondere, nicht unbedeutende Einkünfte. Nach dem Rechte der Erſtgeburt erlangt die Thronfolge der älteſte Sohn des Monarchen und ſeine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber die älteſte Tochter und ihre Erben, und erſt in Ermangelung aller Deſcendenten fällt die Krone auf die Seitenverwandten. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem achtzehnten Jahre ein, die Regentſchaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in ſeinem Teſtamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe iſt ſeit Eduard III. geborner Herzog von Cornwall, und kraft eines offenen Briefs Prinz von Wales. Die Krönung des Königs geſchieht in der Weſtminſterabtei durch den Erzbiſchof von Canterbury, der Königin durch den Erzbiſchof von York. Hohe Reichsämter, die, bis auf zwei erbliche, vom Könige nach Willkür beſetzt werden, ſind: 1. der Großkanzler (Lord High-Chancelor), zugleich Großſiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 2. der Großſchatzmeiſter (Lord High-Treasurer), Präſident der Schatzkammer. Dieſes Amt wird ſeit Georg I. von fünf Commiſſarien verwaltet, welche Lords der Schatzkammer heißen, und deren erſter (erſter Lord der Schatzkammer) die ausgedehnte Gewalt eines Premierminiſters hat. 3. Der Präſident des Staats oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 4. Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel auf alle königliche Privilegien, Schenkungen und andere Urkunden, die hernach erſt, wo es nöthig, mit dem großen verſehen werden. 5. Der Großkämmerer (Lord High-Chamberlian), deſſen Würde erblich, ſelbſt auf weibliche Nachkommen, den Herzogen von Lancaſter zugehört. 6. Der Großmarſchall (Lord Earl Marschall) oder Oberrichter in Geſchlechtsſachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil ſie catholiſch ſind, durch einen Stellvertreter verſehen laſſen. 7. Der Großadmiral (Lord High-Admiral oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüſſen vorkommen. Dieſes Amt wird jetzt von Commiſſarien verwaltet, deren Vorſitzer erſter Lord der Admiralität heißt. In Schottland ſind ſeit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staatsbeamte. Die höchſte Stelle für die Verwaltung der Regierungsgeſchäfte Großbritanniens iſt der geheime Rath (the privy Council). Die königlichen Prinzen, die beiden Erzbiſchöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauſes ſind vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen, und andere vom Könige Ernannte ſind geheime Räthe. Jährlich wird eine neue Liſte von ihnen gefertigt, und wer darin übergangen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu ſein. Im geheimen Rathe ſitzen auch die drei Staatsſekretäre. Der älteſte davon beſorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimiſchen beide gemeinſchaftlich. Der dritte Staats-

ſekretär iſt blos für Amerika. Unter den Staatsſekretären ſteht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenſtände, die ſeiner Verfügung vorbehalten ſind, heißen Geheimerathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer iſt die Behörde für die Finanzſachen. Außer dem Lordkanzler, dem erſten Lord der Schatzkammer und der Admiralität, dem Präſidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer, gehören zum Miniſterium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminiſter, der Feldzeugmeiſter, der Miniſter des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Miniſter werden vom Könige auf unbeſtimmte Zeit ernannt und abgedankt. Sie ſind für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Perſon, nie zur Rechenſchaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit iſt unbekannt, außer daß der Beſitzer eines ſogenannten adelichen Guts (Lord of the manor) das Erkenntniß über gewiſſe kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders beſetzt. Die erſte gerichtliche Inſtanz bilden die Friedensrichter (Justice of the Peace), deren der König in jeder Grafſchaft ſo viel er will, ernennt. Ihre Gewalt iſt aber mehr polizeilich als richterlich, ſie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Miſſethäter und vernehmen ſie vorläufig und ſummariſch. Ihre Gerichts- und Polizeibedienten heißen Conſtables. Die eigentliche Gerichtsbarkeit üben die Quarter Sessions oder Great Inquests aus. Vierteljährlich verſammeln ſich nämlich die Friedensrichter jeder Grafſchaft, und rufen die Geſchwornen (the Jury) zuſammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Die Angeklagten oder die Parteien haben das Recht, die Geſchwornen zu verwerfen, worauf andere ernannt werden müſſen. Nach geendigter Sitzung löſt ſich das Gericht wieder auf. Fortdauernd iſt aber in jeder Grafſchaft das Amt der Sherifs. Er ernennt die Geſchwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte beſtehen aus einem jährlich neu gewählten Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und zwölf Aelterleuten (Aldermen). (Der Mayor von London iſt während ſeiner Amtsführung Lord.) Von dieſen niedern Gerichten gehen die Appellationen in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of Common pleas); in peinlichen und ſolchen Sachen, wo die Krone Partei iſt, an die königliche Bank (Kings Bench), ſo genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorſitz führte, in Finanzſachen an das Schatzkammergericht (court of the Exchequer) welches verſchieden iſt von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei ſein darf. Alle drei ſprechen jedoch in gewiſſen Fällen auch in erſter Inſtanz, und von dem erſten kann noch an die Lings Bench appellirt werden. Ein jedes dieſer Gerichte iſt mit vier Richtern beſetzt, die zuſammen die zwölf Richter von England heißen. Dieſe hohen Gerichtshöfe halten ihre Sitzungen zu Weſtminſter jährlich viermal. Die zwölf Richter reiſen jährlich zweimal, wie die alten fränkiſchen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich je zwei in einem der ſechs Gerichtskreiſe (Circuits), in die das eigentliche England eingetheilt iſt, und halten, mit Zuziehung von zwölf Geſchwornen, die Gerichtsſitzungen (the Assizes), in welchen alles entſchieden wird, was innerhalb ſechs Monaten bei ihnen angebracht worden. Neben dieſen drei hohen Gerichtshöfen iſt das Kanzleigericht (Court of Chancery), wel-

ches der Kanzler mit zwölf Beiſitzern, die Doctoren der Rechte ſind, hält, und an welches ſich jeder wenden kann, der mit den Ausſprüchen der übrigen Gerichtshöfe ſich nicht befriedigen will. Dieſes Gericht iſt das einzige, welches fortdauernd in voller Wirkſamkeit beſteht, und ohne Geſchworne richtet, auch das einzige, welches die Strenge der Geſetze, die ſonſt überall buchſtäblich angelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Das Oberadmiralitätsgericht ſpricht in Schiffahrts-, Haverei-, Bodmerei- und dergl. Sachen, das Obermarſchallsgericht in genealogiſchen und heraldiſchen Streitigkeiten. In Schottland ſind folgende hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präſidenten und vierzehn Beiſitzern (Lords of the Session), das peinliche (the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und fünf Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Engliſchen eingerichtet. Die Verwaltung — über deren Geiſt und Formen des Freiherrn von Vincke treffliche Darſtellung der innern Verwaltung Großbritanniens (Berlin 1816) die belehrendſte Auskunft gibt — iſt übrigens ſeit der Union (1707) in Schottland und England in der Hauptſache gleich. Das höchſte Gericht in Großbritannien und Irland aber iſt das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Vor ihm werden Klagen gegen die Verwaltung der Miniſter, der Gouverneurs in beiden Indien und anderer Staatsbeamten angebracht. Das Unterhaus iſt in dieſen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Geſetzen über das Privatrecht iſt das erſte the Common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten ſächſiſchen und däniſchen Gewohnheiten geſammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Franzöſiſche überſetzen ließ, mit normänniſchen Geſetzen vermehrt, von Eduard I. aber ſehr verbeſſert und ergänzt. Die Geſetze, welche durch Parlamentsſchlüſſe dieſes gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißt Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localſtatuten (peculiars Laws, by-laws). Die peinlichen Geſetze ſind ſehr ſtreng, oft grauſam. Dies ſind die Hauptgrundzüge der brittiſchen Regierungsform (Constitution). Einer der wichtigſten Mängel ſind die unbeſtimmten Grenzen der königlichen Vorrechte, der Freiheiten des Volks und der Privilegien des Parlaments. Daher ſind, wenn eine oder die andere dieſer Gewalten ihre Rechte wirklich oder ſcheinbar ausdehnte, mehr als einmal heftige Streitigkeiten, innerliche Kriege und gewaltſame Staatsveränderungen erfolgt. Die Parteien, die noch jetzt die Nation theilen, entſtanden unter der unweiſen Regierung Jacobs I. (ſ. d. Art. u. oben). Ein anderes Gebrechen der brittiſchen Verfaſſung liegt in den Mißbräuchen bei den Wahlen der Volksrepräſentanten im Unterhauſe des Parlaments. Da im Laufe der Jahrhunderte manches Dorf durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und faſt verſchwunden iſt, ſo ſchicken jetzt Gemeinden von zehn oder zwölf Menſchen, oder gar der Beſitzer eines Wirthshauſes, auf deſſen Platz ehedem eine Stadt geſtanden (wie Old Sarum), Abgeordnete ins Parlament, während volkreichen Städten, wie Leeds, Mancheſter, Sheffields, Birmingham, dieſes Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, alſo faſt die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Hat ein Miniſter im Parlament keine Mehrheit der Stimmen, ſo ſieht er ſich nach einem einflußreichern um. Das iſt die hundertjährige Regierungspolitik der Braunſchweigſchen Dynaſtie. Daher iſt die Oppoſition (die den Mini-

ſtern widerſtrebende Partei) ſtets in der Minderzahl; denn ſobald ſie die Mehrzahl zur Seite hat, pflegt der König ſie ſelbſt ans Ruder zu ſetzen, wodurch ſich gewöhnlich ihr politiſches Syſtem ſchnell ändert. Ein wichtiger Vorzug iſt dem engliſchen Volke bei allen Veränderungen ſtets geblieben: — die Freiheit zu ſprechen und zu ſchreiben — ein Vorzug, der größer iſt, als man vielleicht denken mag; denn fürchterlicher als die ſchärfſte Oppoſition iſt dieſer Regierung die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England ſich über dieſe wegſetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu ſpäter Reue erfahren. Die herrſchende Religion in England iſt die reformirte, welche unter der Aufſicht der Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſteht, und daher die biſchöfliche (engliſche) Kirche heißt. Die Königin Eliſabeth gab ihr dieſe Geſtalt. Jeder öffentliche Beamte muß ſich zu dieſer Religion durch den Religionseid bekennen. Daher die Ausſchließung der iriſchen und (etwa 60,000) engliſchen Catholiken von Staatsämtern. Die ſchottiſche Kirche iſt nach dem Muſter der Genfer Kirche, welcher Aelteſte vorſtehen, eingerichtet worden, uud heißt daher die presbyterianiſche. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundſätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer, (Puritaner, Nonconformiſten, jetzt Protestant Dissenters genannt). Die hohe im Parlament ſitzende Geiſtlichkeit in England beſteht aus zwei Erzbiſchöfen, von Canterbury und York, und 24 Biſchöfen. Sie werden nach dem Stat. 25. Heinrich VIII. c. 20. vom Könige erwählt, der die höchſte Gewalt in der Kirche ausübt. Die Biſchöfe haben als Gehülfen, ſtatt der catholiſchen Weihbiſchöfe, Archidiacons und Ruraldecans. Pfarren ſind in England 9293. Der geiſtliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine ſolche einer weltlichen oder einer zur wirklichen Amtsführung zu bequemen Perſon ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) verſieht. In Schottland verwalten die Prediger mit den Aelteſten das Kirchenregiment. Der engliſche Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugniſſen des Bodens, theils und hauptſächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der große Ackerbau wird ſorgfältig betrieben, der kleine, der blos durch die Familienhülfe, ohne Geſinde betrieben wird, nimmt zum Unglück des Landes, durch Vertreibung und Auskauf der kleinen Beſitzer immer mehr ab; beſonders in Schottland, wo man das Hütten- und Gemeinheitsrecht der alten Landbewohner auskauft und dieſe an die Küſte zur Fiſcherei und Seenahrung verſetzt; aber die Manufakturen und Fabriken entziehen ihm zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der großen Güterbeſitzer zu viel Land und der Spekulationsgeiſt der Reichen zu viel Capital. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüſten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Was der brittiſche Kunſtfleiß, vorzüglich in London und in den bekannten Manufakturſtädten Birmingham, Leeds, Mancheſter ꝛc. in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. leiſtet, iſt weltkundig. Der engliſche Handel, allein zur großen Hälfte die Grundlage des in der Kaufmannſchaft allgemein verbreiteten Wohlſtandes, iſt in den neueſten Zeiten hoch geſtiegen. Der auswärtige Handel iſt zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichſte, die oſtindiſche, in Oſtindien ein viermal zahlreicheres Volk beherrſcht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Geſellſchaften haben die ruſſiſche und levantiſche keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger ſind die afrikaniſche, die Südſee- und Hudſonsbai-Geſellſchaft. (S. engl. Reich in

Oſtindien). Die engliſche Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie iſt eine Zettelbank (ſ. d. Art. Londner Bank), d. i. ſie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Capital, das zu 35 Mill. Pf. St. angegeben wird, beträgt. Außer der Nationalbank zu London gibt es in Großbritannien und Irland noch fünf octroyirte (chartered) und 866 Privatbanken. Englands auswärtige Beſitzungen ſind: in Oſtindien außer Ceylon, die drei Statthalterſchaften Bengalen, Bombai, Madras; in Nordamerika Hudſonsbai, Labrador, Neufoundland, Neuſchottland oder Akadien, Canada; in Weſtindien Jamaika und viele kleinere Antillen; in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien; in Südindien Botanybai und Port Jakſon. Von den im letzten Kriege gemachten Eroberungen hat es Malta und Helgoland, die franz. Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France, die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon, das Cap, Demerary, Eſſequebo und Berbice, und die ſpaniſche Inſel Trinidad behalten. England ſtrebt fortgehend dahin, eine Handels- und Militärniederlaſſung an der Mündung der großen Ströme zu erwerben. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Ueberfluß und furchtbare Macht verbürgen. Der ungeheure engliſche Nationalreichthum iſt, wie dieſe Betrachtung ſeiner Quellen zeigt, ſehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (immer der kleinere Theil), ihre Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und ſelbſt Fabrikfleiß, ſo iſt eine große Menge Menſchen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Auswanderungen und die große Anzahl der Armen, die weit über den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die ganze Maſſe des brittiſchen Nationaleinkommens berechnete man 1810 für diejenigen, die ſolche fingirte Zahlen vergnügen, auf 132,470,000 Pf. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld lange nicht auf 100 Mill. Pf. angeſchlagen. Von obigen 132 Millionen ſind, nach idealiſchen Berechnungen, 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erforderlich, ſo daß im Frieden ein Ueberfluß von 81 Mill. bleibt. Die fundirte und nicht fundirte Nationalſchuld betrug im J. 1820 882,280,327 Pf. St. nach Abzug der vom Tilgungsfond zurückgekauften Staatsfonds. Jetzt beträgt der Tilgungsfond ungefähr 5 Millionen Pf. jährlichen Ertrags. Die Taxen ſind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müſſen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt ſind. Jene waren ſonſt die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundſteuer. Dieſe aber war von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahre permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Die alten ſtehenden Taxen ſind die Zölle, die Acciſe, das Stempelpapier, die Fenſtertaxe, die Miethkutſchentaxe und die Penſionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichſte die Einkommentaxe, beſtehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pf. Dieſe Taxe, welche im J. 1813 14½ Mill. Pf. St. eingebracht, wurde, weil der Reichthum ſie für ſehr drückend erklärte, am 19. März 1816 mit einer großen Mehrheit der Stimmen völlig abgeſchafft. Uebrigens gibt es eine unzählige Menge Taxen anf viele Gegenſtände des Luxus und des Verbrauchs. Die Einkünfte betragen zwiſchen 50 bis 60 Mill. Pfund. Die engliſche Marine iſt an Schiffen bis zur Verſchwendung zahlreich, da kein gebrauchtes Schiff über 30 Jahre dauert. In jetziger Friedenszeit werden 16 bis 20,000 Matroſen von der Krone bezahlt und ſind im

wirklichen Dienſt, wogegen Nordamerika ungefähr die Hälfte im wirklichen Dienſt hat und keine überflüßigen Kriegsſchiffe baut. In jetziger Friedenszeit beſoldet Großbritannien eine Landmacht von etwa 100,000 Mann; ſeine oſtindiſche Handelsgeſellſchaft über 150,000 Mann. Der Ritterorden in Großbritannien und Irland ſind vier: 1) der Orden des blauen Hoſenbandes (engl. the Garter, franz. de la jarretière), einer der älteſten und angeſehenſten in Europa, vom König Eduard III. im J. 1319 geſtiftet. Der Orden hat nur eine Claſſe, und außer dem Großmeiſter, welches der König iſt, blos 26 Ritter. Seine Deviſe iſt: Honny soit, qui mal y pense. Die Beamten des Ordens ſind angeſehene engl. Geiſtliche. 2) Der Bathorden, geſtiftet von Heinrich IV. 1399 und von Georg I. im J. 1725 erneuert. Er wurde 1815 in einen Militairverdienſtorden verwandelt, der auch ausländiſchen Militairs, die mit Engländern gefochten haben, ertheilt wird, und erhielt eine neue Einrichtung mit drei Claſſen: Großkreuze, deren 72 ſein ſollen, und die wenigſten den Rang von Generalmajor oder Contreadmiral haben müſſen; Commandeurs, deren Zahl bis jetzt auf 180 beſtimmt worden, und die wenigſten Oberlieutenants oder Poſtcapitains in der Marine ſein müſſen; Ritter, deren Zahl nicht beſtimmt worden. 3) Der ſchottiſche Orden von der Diſtel oder St. Andreasorden von Jacob V. im J. 1550 geſtiftet, von der Königin Anna und von Georg I. erneuert und beſtätiget, wird nur an 12 ſchottiſche Große vertheilt. 4) der Orden des heiligen Patrik (der Schutzpatron von Irland) wird nur an iriſche Pairs vertheilt. König Georg III. ſtiftete ihn im J. 1783. Ueber Einzelnes, was Großbritannien betrifft, ſ. die beſondern Artikel; z. B. England, Schottland, Irland, Engliſches Reich in Indien, Georg I., II., III. und IV., Nationalſchuld u. a. m., insbeſondere auch in der neuen Folge dieſes Werks die Art. England betreffend und die Fortführung der politiſchen Geſchichte unter dem Artikel Großbritannien. In Beziehung auf die neueſten ſtatiſtiſchen Verhältniſſe Großbritanniens kann insbeſondere nachſtehendes kürzlich (1823) erſchienene Werk empfohlen werden: Lowe, J., England nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet. Nach dem engl. Original bearbeitet und mit Anmerkungen und Excurſen verſehen vom Staatsrath D. C. H. v. Jakob. Leipzig, bei Brockhaus 1823.

Größe, Größenlehre, ſ. Mathematik.

Größe (ſcheinbare). Die ſcheinbare Größe eines Körpers iſt die ſcheinbare Entfernung ſeiner äußerſten Grenzen von einander. Sie muß durch den optiſchen Winkel beſtimmt, dieſer aber durch mathematiſche Inſtrumente, wie alle andere Winkel, gemeſſen werden. Auf dieſe Art werden die ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne und des Mondes ſowol am Rande des Horizontes als auch im Scheitel etwa 31 Minuten geben, und man wird keine Unterſchiede in Anſehung der ſcheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in ſo fern die optiſchen Winkel verſchieden ſind, dem zu Folge es wirklich nur eine Täuſchung iſt, wenn uns der Mond im Horizonte viel größer, als im Scheitel erſcheint, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man ihn beidemal mit irgend einem geeigneten Inſtrumente mißt. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkührlich das Urtheil der Seele über das Geſehene einzumiſchen, ſo vermengen wir die rein optiſche Darſtellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und ſchreiben dem geſehenen Gegenſtande ſogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewol

in anderer Bedeutung als die rein optiſche, auch eine ſcheinbare genannt wird. Es kommt bei dieſer nicht allein auf den optiſchen Winkel an, ſondern zugleich auf die Umſtände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rückſicht nimmt. Scheinbare Größe in dieſer Bedeutung iſt nichts anders als Vorſtellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewiſſen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umſtänden entſteht. Dieſe Umſtände ſind vorzüglich die durch Erfahrung erlangte Kenntniß der wahren Größe und die ſcheinbaren Entfernungen des Gegenſtandes von unſerm Auge. Der erſtere leitet uns meiſtens bei unſern Urtheilen über die Größe naher auf der Erde befindlicher, der zweite bei entfernten und am Himmel ſich darſtellenden Gegenſtänden. Kennen wir die wahre Größe eines in der Ferne geſehenen Gegenſtandes ſchon aus Erfahrung, ſo richten wir darnach unſere Vorſtellung ein, und irren in der Beſtimmung der ſcheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren lateiniſchen Schriftſtellern der untere von griechiſchen Coloniſten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville läßt es nördlich vom Fluſſe Silar oder Selo, der ſich in den Golf von Päſtum ergießt, begrenzen; aber es ſcheint natürlicher, auch Campanien dazu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begrenzt und ſich ins adriatiſche Meer ergießt, zur Grenze anzunehmen, weil die griechiſchen Colonien bis hierher reichten. Die rohen Völkerſtämme nämlich, welche in den früheſten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwiſchen den Apennien und in dem Innern des Landes eingeſchloſſen. Als nun mehrere Jahrhunderte ſpäter Griechen, theils weil ſie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils weil ſie ſich von dieſem nahe gelegenen Lande angezogen fühlten, hierher kamen, fingen ſie an, auf den noch unbeſetzten Küſten Pflanzſtädte zu erbauen, und vermiſchten ſich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann dieſe griechiſchen Anpflanzungen anfingen, fällt unſtreitig nach Trojas Zerſtörung. Athäner, Achäer, Euböer u. A., auch einige Trojaner kamen hierher. Nach Dionyſius von Halikarnaß zerſtreuten ſich alle Begleiter des Aeneas in verſchiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an den beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge ſandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden ſie endlich Herren des ganzen Landes und aller griechiſchen Colonien. Man ſprach nun in Calabrien nicht mehr blos griechiſch, ſondern auch lateiniſch, und eben ſo vermiſchten ſich die griechiſchen mit den römiſchen Sitten und Gebräuchen, ſo daß noch jetzt die Vermiſchung erkennbar iſt. Die zu Großgriechenland gehörigen Landſchaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmteſten Republiken daſelbſt Tarent, Sybaris, Crotona, Poſidonia, Lokris und Rhegium.

Großgörſchen (Schlacht von), 2. Mai 1813, ſ. Lützen.

Großmann (Guſtav Friedr. Wilh.), war 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bitterſten Armuth vollendete er ſeine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationsſekretär bei dem preußiſchen Reſidenten zu Danzig, Herrn von Jung, dann privatiſirte er in Berlin. Leſſings Umgang gewann ihn für das

dramatiſche Fach; er ſchrieb das Schauſpiel: Die Feuersbrunſt, und das Trauerſpiel: Wilhelmine von Blondheim. 1774 traf er zu Gotha die Seyleriſche Schauſpieler-Geſellſchaft, und fand hier Gelegenheit, ſein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debût in der ſchwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. 1783 übernahm er die Direction der Bühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ das Bonner Theater ſeiner Gattin, die aber bald darauf ſtarb. Er verheirathete ſich zum zweitenmale. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters ſein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthſchaft hier ſeinen Verluſt wieder gut zu machen, ſtürzte er ſich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; beſonders aber ſchadete er ſich durch Unbeſonnenheit bei der franzöſiſchen Revolution. Nach der Aufführung einer von ihm ſelbſt geſchriebenen Poſſe (Wer wird ſie bekommen?) in welche er eine Menge Perſönlichkeiten und Anzüglichkeiten gemiſcht hatte, ward er verhaftet. Erſt nach ſechs Monaten erhielt er ſeine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten ſchon früher ſeine Geſundheit untergraben; aber dieſe Demüthigung brachte in ihm eine an Wahnſinn grenzende Ueberſpannnng hervor; ſie ging in ein ſchleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er 1796 ſtarb. Er hatte viele Verdienſte um die mechaniſche und ökonomiſche Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorſtand, und gehörte als Schauſpieler zu den gebildetſten und vorzüglichſten, welche Deutſchland aufzuweiſen hat. Als Schauſpieldichter iſt ſein Verdienſt minder bedeutend, doch verrathen ſeine Stücke Beobachtung und Menſchenkenntniß und ſind reich an komiſchen Witz. Als Schauſpieler gab er am vollkommenſten komiſche Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den ſechs Schüſſeln hat er ſich ſelbſt dargeſtellt.

Grotius oder van Groot (Hugo), war zu Delft 1583 geboren, ſtammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entſprach derſelben auf eine ausgezeichnete Weiſe. Seine Talente entwickelten ſich ſo früh, daß er ſchon in ſeinem 15. Jahre über philoſophiſche, mathematiſche und juriſtiſche Theſes mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem holländiſchen Geſandten, nach Frankreich, und gewann durch ſeinen Geiſt und ſein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach ſeiner Rückkehr führte er den erſten Prozeß in ſeinem 17. Jahre, und ward im 24. Generaladvokat, auch 1613 Syndicus oder Penſionär in Rotterdam. Die Angelegenheiten der Remonſtranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beſchützer der erſtern, und Grotius, der ſich für ihn erklärt hatte, unterſtützte ihn durch ſeine Schriften und ſein Anſehen. Dies verwickelte ihn in den Prozeß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Urſache, daß er ſelbſt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Schloſſe Löwenſtein verurtheilt ward. Aus dieſer wußte er vermittelſt einer Kiſte, in welcher ihm ſeine Gattin Bücher geſchickt hatte, und in welche er ſich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den catholiſchen Niederlanden umhergeirrt war, ſuchte und fand er ſeine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgeſtellt, und erhielt von demſelben eine Penſion von 3000 Livres. Vergebens ſuchten die holländiſchen Geſandten dem Könige eine un=

günſtige Meinung von ihm beizubringen. Aber ſeine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben; Richelieu, dem er nicht genug ſchmeichelte, nöthigte ihn endlich, ſich zu entfernen, und 1631 wurde ſelbſt ſeine Penſion eingezogen. Grotius faßte den Entſchluß, in ſein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen ſo theilnehmenden Brief geſchrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein ſeine Feinde bewirkten, daß er aufs neue zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So mußte Grotius ſein Vaterland zum zweitenmal verlaſſen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderſt nach Hamburg. Während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt machten die Könige von Dänemark, von Polen, und von Spanien, Verſuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber den Schutz, den der Kanzler Oxenſtierna ihm zuſicherte, und die Neigung der Königin Chriſtina für Gelehrſamkeit beſtimmten ihn, die Dienſte dieſer Fürſtin anzunehmen. 1634 ging er nach Stockholm, wo er bald nach ſeiner Ankunft zum Staatsrath und Geſandten am franzöſiſchen Hof ernannt wurde. Dieſe Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren ſah, dem man auf eine unwürdige Weiſe Schutz und Aufenthalt in Frankreich verſagt hatte; allein Oxenſtierna wollte keinen andern Miniſter ernennen, und Grotius erſchien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Geſandtſchaftspoſten zehn Jahre lang, erwarb ſich die allgemeinſte Achtung, und kehrte nach Verlauf dieſer Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo ſich inzwiſchen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil ſeiner Feinde war todt, und man bereute, den Mann, der die Ehre ſeines Vaterlandes war, aus demſelben verbannt zu haben. Er fand in Amſterdam den ausgezeichnetſten Empfang. Eben ſo günſtig ward er in Schweden von ſeiner Königin aufgenommen. Dennoch forderte er ſeinen Abſchied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verſchlug. Er kam krank in Roſtock an, und ſtarb daſelbſt den 28. Auguſt 1645. Hugo Grotius vereinigte die ſeltenſten Kenntniſſe in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandteſten Staatsmannes verband er eine tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humaniſt, ſcharfſinniger Philoſoph und Juriſt, und ein mit den Quellen der Geſchichte vertrauter Hiſtoriker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geſchmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten einen entſchiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geiſtvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius ſeines Schriftſtellers ſcharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbeſſert den Text leicht und glücklich; ſeine metriſchen Ueberſetzungen der Griechen ſind mit Dichtergeiſt verfertigt; unter den neuern lateiniſchen Dichtern nimmt er eine der erſten Stellen ein. Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft haben durch ſeine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Geſtalt gewonnen. Wir nennen blos ſein Werk: de jure belli et pacis, das 1625 erſchien, den Grund zu einer neuen Wiſſenſchaft gelegt, und ſich bis jetzt in Achtung erhalten hat.

Groteſk, Grotesken. — Grotesken, als Werke der Malerei werden häufig mit Arabesken verwechſelt und man nennt

alle Verzierungen, die aus Menſchen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantaſtiſche, abenteuerliche Weiſe zuſammengeſetzt ſind, bald Arabesken, bald Grottesken, allein mit Unrecht. Arabesken ſind Blumenzüge, von allerhand wirklichen und erdichteten Laub- und und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil ſie keine Thiere und Menſchen abbilden durften, dieſe Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren ſich derſelben bedienten, ſo werden ſie auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer dem Blumenwerk, noch Genien, Menſchen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantaſie dem Künſtler eingab. Dieſe Verzierungen nun heißen eigentlich Grottesken, weil ſie in den Zimmern der verſchütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölbern unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Urſprung ſolcher Compoſitionen leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientaliſchen Mährchenwelt verzierten indiſchen und perſiſchen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orden haben ſich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meiſt ſehr ſchätzbar. Das erkannte Raphael ſehr wohl, der in ſeinen Stanzen unſtreitig die lieblichſte, gefälligſte Nachahmung derſelben geliefert hat. Auch er bediente ſich ihrer, wie die Alten, zu Einfaſſungen. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn ſie gut ſind, nicht abzuſprechen iſt, ſind ſie doch oft ſehr hart beurtheilt worden. Dies geſchah von ſolchen, deren Verſtand nur ſtrenge Wirklichkeits-Forderuugen machte, und die daher das Phataſtiſche der Mährchenwelt anekelte. Dieſem gemäß hat ſich der Kunſtausdruck Grottesk oder Grotesk gebildet, welcher auch in andere Künſte übergegangen iſt, um eine Art von Zerrbild, das Närriſch-Seltſame nämlich, das Widerſinnige einer zuchtloſen Phantaſie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern ſo etwas mit Abſicht und Freiheit in der Kunſt dargeſtellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher iſt es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komiſchen bezeichnet hat. Man nennt dieſe Art auch das Groteskkomiſche, welches ſich vornehmlich in der theatraliſchen Tanzkunſt und der dramatiſchen Komik zeigt. Wenn man es als Unedles und Abgeſckmacktes geradezu hat verwerfen wollen, ſo hat man nur den rechten äſthetiſchen Geſichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint es, wo es nur ſonſt mit Geiſt und Witz behandelt iſt, als ungemein ſchätzbar, denn die Satyre reicht der Komik ſchweſterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken.

Grube (auch **Grubengebäude**, **Berggebäude**, **Zeche** genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen beſondern Lagerſtätten der Foſſilien beſtehender, mit den zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Waſſer- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermeſſung von Privatperſonen erb- und eigenthümlich erlangter, oder vom Landesherrn, vermöge des Bergregals, beſeſſener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkſchaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Foſſilien bergüblich zu gewinnen. Auch nennt man Gruben die Löcher in dem Grubenſtock bei Pulver-, Oel- und andern Stampfmühlen, in welchen die Stampfer auf dasjenige wirken, was geſtampft werden ſoll.

Grübel (Joh. Conr.), Bürger und Stadtflaſchner zu Nürnberg, war 1736 daſelbſt geboren. Von ſeinem Vater, ebenfalls Flaſchner, lernte er mancherlei künſtliche mechaniſche Arbeiten verfertigen, welche zum Theil nach Italien in Kirchen und auf öffentliche Plätze gekommen ſind. Vorzüglich aber iſt er durch ſeine Gedichte in Nürnberger Mundart (4 Bde., von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von D. Oſterhauſen und Witſchel) als ein naher Geiſtesverwandter ſeines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Nach einem thätigen, einfachen und lobenswerthen Leben, ſtarb er 1809. Iſt es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann perſönlich gekannt, uns verſicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man ſeine Gedichte kenne: ſo lernten wir damit zugleich Grübel den Menſchen von ſeiner anziehendſten Seite kennen. Er ſteht in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick, in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anfoderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäueriſch, und er verſteht die Verhältniſſe der Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Meiſter, Geſellen und Lehrburſchen, Nachbaren, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſo wie der Dienſtmägde, der Dirnen, in Geſprächen und Erzählungen auf das Lebhafteſte und Anmuthigſte vor Augen zu ſtellen. Manchmal ergötzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichſte und Eigenthümliche anzuſehen iſt. Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm, und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowol in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum Beſten gibt. Daß ein ſo geradſehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihn vornehmen, einen richtigen Blick habe, und manchmal geneigt ſein möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowol hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent. Hat man nun einen ſo wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen: ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, ſo wie die gemeinern ſich erhaben fühlt. Ohne daß ſein Styl einen höhern Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theurung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja während eines Krieges vor; ſelbſt Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialekt hat zwar etwas breites, iſt aber doch ſeiner Dichterart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaße ſind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein fränkiſcher Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Verbindung mit dem Markgrafen

Albrecht von Brandenburg=Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und um ſich für den Verluſt ſeiner Güter zu rächen, den Biſchof von Würzburg endlich durch Meuchelmord umbringen ließ. Als darauf das Domkapitel die Sache vor den Kaiſer brachte, um den Schuldigen beſtraft zu ſehen, verſchaffte ſich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem fränkiſchen Adel, überfiel mit einem geſammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang ſie zu einer ſchimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit dieſem Siege, wandte er ſich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog dieſen leichtgläubigen Fürſten durch Hoffnungen in ſein Intereſſe, daß er die von Carl V. ſeinem Vater entzogene Churwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf aber auch dieſen die Acht, mit deren Vollziehung Churfürſt Auguſt von Sachſen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem feſten Schloſſe Grimmenſtein am 13. April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenſchaft büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einſicht in Staats= und Kriegsgeſchäften Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und für die Zukunft gewiß noch größere Pläne gefaßt hatte.

Grund, Gründen, Grundiren. In den zeichnenden Künſten bezeichnet Grund: 1. die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt iſt; 2. die Zubereitung dieſer Materie, und die über dieſelbe verbreitete erſte Farbenlage, worauf das Gemälde ſodann geſetzt wird; 3. denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenſtände des Gemäldes erblickt; 4. die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenſtände geſtellt ſind. Was noch die erſte Bedeutung betrifft, ſo nennt der Kupferſtecher auch den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um ſie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieſes ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In dieſen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwaſſer aufgegoſſen, welches blos in den mit der Nadel gemachten Umriſſen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künſtler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. ſie überſtreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewaſſer hinlänglich gefreſſen hat, mit einem Firniß, damit es blos an den übrigen noch tiefer einfreſſen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden ſoll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils ſcheinbarer werde. Holz überſtreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt daſſelbe und ſtreicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls beſonders zubereitet werden; Leinwand ſpannt man in einen Rahmen, tränkt ſie mit Leimwaſſer, reibt ſie dann mit Bimsſtein und ſetzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn dieſe trocken geworden, die Leinwand noch einmal mit Bimsſtein geglättet wird. Dieſes nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denſelben Ausdruck aber auch von der erſten aufgetragenen Farbenlage insbeſondre, wobei zu erwägen iſt, daß die Wahl dieſer Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgültig iſt, indem ein großer Theil der Friſchheit und Dauer deſſelben davon abhängt. Bei Grund in der dritten Bedeutung

(gleichſam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewiſſe Farben einander zerſtören, andere einander heben. Fleiſchfarbe wird blaß auf einem gelben Grunde, Blaßroth erſcheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß alſo den für die dargeſtellten Gegenſtände vortheilhafteſten Grund nach den Geſetzen der Harmonie und des Contraſtes auswählen. Oft beſtimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterſtützt die Maſſen, macht die Figuren geltend, belebt oder zerſtört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung iſt zu bemerken, daß man bei Landſchafts- und hiſtoriſchen Gemälden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund iſt der unterſte Theil deſſelben, welcher die nächſten Gegenſtände vorſtellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenſtände vorſtellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Geſetz für ſolche Darſtellungen iſt: die Erhöhungen dieſer Theile ſollen nicht leicht unmittelbar über einander zu ſtehen kommen, ſondern durch Abwechſelung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung ſowol der Farben- oder Luft-, als der mathematiſchen Perſpective. Die entfernteren Gegenſtände werden verkleinert, mit weniger Deutlichkeit und ſchwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abſtechen. Wo Entfernung nicht durch die Folge der Gegenſtände auszudrücken iſt, da muß es durch einen luftigen Grund geſchehen. Ein Grund iſt friſch, wenn er den Ton der Morgenluft darſtellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; maleriſch, bei einer ſinnreichen Auswahl des durch Farbenſpiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenſtände enthält. Dieſe Eigenſchaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künſtlers ab. dd.

Grundanſchlag iſt die Abſchätzung oder Berechnung des Kapitalwerths aller Grundſtücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanſchlag anzufertigen, muß hauptſächlich auf folgende Gegenſtände Rückſicht genommen werden: 1. Iſt der Flächenraum nach genauer Vermeſſung in dem üblichen Landesfeldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu beſtimmen; denn die bloße Abſchätzung deſſelben nach Schritten und dem Augenmaße iſt eben ſo trüglich und falſch, als nach der Ausſaat. 2. Iſt auf das genaueſte die Verſchiedenheit des Bodens oder ſeine innere Beſchaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berückſichtigen, und ſind darnach die Grundſtücke eines Gutes in verſchiedene Claſſen zu bringen. Hat man dieſes bewirkt, ſo muß bei Berechnung ihres Kapitalwerths auch noch 3. ihre verſchiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenklaſſe dadurch einen verſchiedenen Kapitalwerth erhält. 4. Muß man unterſuchen, ob der Grund und Boden zu ſeiner Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskoſten verurſacht. 5. Wird auch darauf geſehen, was mit dem größten Vortheile in dem Boden nach ſeiner Lage und nach ſeiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbaut werden kann. 6. Endlich kann als leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Kapitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchſchnitt mit benutzt werden; 6- und 12jährige Durchſchnitte leiſten hier keine Genüge, weil in ſolchen kurzen Friſten keine weſentlichen Hauptveränderungen, die alsdann ſtehend ſind, Statt finden können.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamen-

taltöne jeder Tonart, den Grundton und deſſen Ober- und Unterdominante, auf welche ſich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müſſen, wenn das Tonſtück einen der Natur der Tonart angemeſſenen Zuſammenhang haben ſoll.

Grundeis erzeugt ſich allmälig auf der Oberfläche des Waſſers. Es ſetzt ſich zuerſt an fremdartige Theile, die auf dem Waſſer ſchwimmen, mit einer ſtets anwachſenden Eiskruſte, woraus kleine mit der Kälte anwachſende Eisſchollen entſtehen. Grundeisſtücken können in einer Nacht mehrere Fuß wachſen, beſonders bei trüber Luft und ſtrenger Kälte. Je größer die Scholle, je mehr ſenkt es ſich. Es iſt immer rauch und trübe, das Ufereis dagegen klar.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als ſolcher weſentlich zukommen, und ohne welche dieſelbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die ganze Körperwelt verbreitete Kraft, mittelſt welcher ſich alle Körper in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. (S. Anziehung).

Grundriß iſt eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Riſſen werden nämlich erfordert, um ſich eine Vorſtellung von dem Bau machen, und den Bau wirklich nach den Riſſen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhen der Mauern ermeſſen. Daher nun Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitt, perſpectiviſcher und Deckenriß. Der Grundriß iſt ein nach verjüngtem Maßſtab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu ſtehen kommen. dd.

Grundſteuer heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (ſ. d. Art.) gelegt iſt. Die Landrente iſt der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als ſolchem zu Theil wird, daher iſt jede Verminderung dieſes Gewinns zugleich eine Verminderung ſeines Grundvermögens, deſſen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags beſtimmt wird. Durch Einführung einer Grundſteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem geſammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt, und wenn z. B. der 5. Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden ſoll, ſo iſt dies in der That nichts Anders als die Abtretung des 5. Theils des geſammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundſteuer angeſetzt werden könne, ohne einen ſchädlichen Einfluß auf die Cultur der beſteuerten Grundſtücke zu äußern, läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Sehr nützlich aber in dieſer Hinſicht iſt die Feſtſetzung eines nicht zu überſchreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchſt ſchwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieſelbe ganz vorzüglich zu einer Beſteurung; es kommt nur darauf an, ſie genau zu erforſchen und ſie ſowol vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, ſorgfältig zu trennen; dieſe Unterſuchung iſt aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim erſten Anblick reines Einkommen ſchien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als rohes, und was anfangs Landrente zu ſein ſchien, zeigt ſich oft nachher als Rente vom ſtehenden oder umlaufen Kapitale (ſ. d. Art.) Höchſt ſchwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundſteuer-Regiſters oder

Cataſters, worin die geſammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchſchnittsvertrage gewiſſer Jahre genau verzeichnet iſt. Kein Staat der neuern Zeit hat einen ſolchen Cataſter aufzuweiſen, überall findet ſich entweder rohes Einkommen mit reinem vermiſcht, oder ein Theil der Rente vom ſtehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieſer fehlerhaften Einrichtung der Cataſter iſt es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und daſſelbe Einkommen unter verſchiedenen Namen doppelt beſteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitaliſt dem Landbauer geliehen und womit dieſer ſein Gut verbeſſert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitaliſten als Kapitalrente beſteuert. Bei der Anfertigung des Cataſters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verſchiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, ſorgfältig von einander geſchieden werden. Dieſer ganz reine Ertrag beſteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als Product der bloßen Naturkräfte aus demſelben zieht; 2. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem in Boden ſteckenden ſtehenden Kapitale; 3. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem auf die Urproduction verwandten umlaufenden Kapitale und 4. aus dem Theile des Arbeitslohns, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieſer Production beſchäftigt geweſenen Arbeiter überſteigt. Von dieſen vier Gattungen des reinen Einkommens iſt blos die erſte, nämlich das, was als Geſchenk der Natur zu betrachten iſt und dem Eigenthümer des Bodens als ſolchem zu Theil wird, reiner Ertrag deſſelben oder Landrente. Der Umſtand, daß der geſammte reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer deſſelben allein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundſteuer jene verſchiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer ſorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Beſteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieſer geſammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, ſo geſchieht es, weil derſelbe mit der Eigenſchaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitaliſten und des Arbeiters verbindet. In einem ſolchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu beſteuern, aber es dürfen die verſchiedenen Quellen, woraus ihm derſelbe zufließt, nicht mit einander vermiſcht, ſondern eine jede von ihnen muß beſonders berückſichtigt werden, weil die Beſteurung einer jeden nach beſondern Grundſätzen vorzunehmen iſt. Die Trennung der Landrente von dem übrigen reinen Einkommen des Bodens iſt oft ganz unmöglich, weil ſich nicht beſtimmen läßt, welcher Antheil an dem geſammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den ſchon längſt vorher darauf verwandten Kräften der Menſchen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundſtücke, die, faſt allein der Natur überlaſſen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben ſo hohem Ertrag gebracht werden als andere, deren Ertrag hauptſächlich einem Geſchenke der Natur zuzuſchreiben iſt. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung als Grundrente anzuſetzen und zu beſteuern. Hieraus allein ſchon ergibt ſich, daß man es beim beſten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Beſteurung der Landrente zu bringen; viel iſt immer ſchon gewon-

nen, wenn man dieſer Gleichheit nahe gekommen iſt. Soll aber der Cataſter nach richtigen Grundſätzen angelegt ſein und brauchbare Data enthalten, ſo muß der Entwerfung deſſelben nothwendig vorangehen: 1. eine genaue Vermeſſung alles ſteuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angeſtellte Unterſuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundſtücke; 3. eine richtige Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Naturallandrente. Dieſe Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich iſt, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit geſtützte Beſteurung der Landrente zu bewirken, ſind höchſt mühſam und ſchwierig. Denn was zuerſt die Vermeſſung betrifft, ſo gehört ſie zu den weitläuftigſten und zugleich koſtſpieligſten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieſelbe im J. 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich iſt die Unterſuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens ſei oder mit andern Worten, welchen Antheil die Natur an deſſen Erzeugniſſen habe? Es muß zu dieſem Behufe eben ſo ſehr auf die phyſiſche Lage des Grundſtücks, ob daſſelbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es Ueberſchwemmungen, Gewitter und Hagelſchäden beſonders ausgeſetzt iſt, als auf die innere Beſchaffenheit des Bodens Rückſicht genommen werden. In Anſehung dieſer letztern iſt oft weder die bloße Beſichtigung des Grundſtücks noch die Kenntniß mehrerer Ernten hinreichend, ein richtiges Reſultat zu liefern, ſondern es muß da, wo eine auffallende Verſchiedenheit der Production ſich zeigt und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens oder vielmehr in einer entweder beſonders erhöhten oder vernachläſſigten Induſtrie liegt, eine chemiſche Unterſuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren iſt aber eben ſo koſtſpielig als mühſam und kann daher nur in ſeltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder ſchwierig als die Unterſuchung der Ergiebigkeit des Bodens iſt die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berückſichtigen iſt die topographiſche und merkantiliſche Lage des zu beſteuernden Bodens. Dieſelbe Maſſe roher Erzeugniſſe kann in der einen von allen Märkten ausgeſchloſſenen Gegend kaum halb ſo viel gelten, als ſie in der Nähe eines ſchiffbaren Fluſſes oder einer bedeutenden Hauptſtadt gilt. Wollte man nun blos die Maſſe der Naturalrente zum Maßſtabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, ſo würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt ſo ſtark als die Ländereien dieſer zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundſteuercataſter, ſoll er zweckmäßig eingerichtet ſein, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erſte eine möglichſt genaue Bezeichnung alles ſteuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundſtücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieſer Steuerquote enthalten muß. Iſt ein auf ſolche Weiſe entworfener richtiger Cataſter wirklich zu Stande gekommen, ſo müſſen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Beſteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieſer Normen würde den Werth alles Grundeigenthums ſchwankend machen. Bei dieſer Unveränderlichkeit der Beſteurungsnormen iſt zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Er-

trag der einzelner Ländereien ungleich beſteuert erſcheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche ſeit der Entwerfung des Cataſters auf den Boden verwandt worden, können ſo höchſt verſchieden ſein, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt ſo hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Dieſe Ungleichheit iſt aber in der That nur ſcheinbar, nicht wirklich, ſie verſchwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, ſobald der Boden, deſſen reiner Ertrag ſie iſt, aus dem Eigenthumsbeſitze ſeines erſten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, ſondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten iſt. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerſt in Cultur geſetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbeſſerung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können; verkauft er aber die Länderei, ſo wird er wol 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. ſich wird verſchaffen können, dann wird aber eben dieſer Käufer die ganzen 200 Rthlr. als Kapitalrente anſehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer iſt eine Abgabe vom Kapitalwerthe der Grundſtücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Beſitze des Grundſtücks war. Alle nachherigen Beſitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen; denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums iſt die darauf haftende Abgabe bereits in Anſchlag gebracht, folglich der Preis derſelben darnach herabgeſetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der ſchon von langen Zeiten her auferlegten Grundſteuern ſind daher nur dann gerecht, wenn ſie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Cataſters erweiſen; ſie werden aber ungerecht, wenn dieſe Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundſtücke verwandten Arbeit und Kapitale entſtanden iſt. „In dieſer Rückſicht“, ſagt Struenſee mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthſchaft annehmen: in den Grundſteuern nichts zu verändern, keinem, der gedrückt zu ſein vorgibt, Erleichterung zu geben, Niemanden, der zu leicht taxirt iſt, mehr aufzulegen; hier iſt der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß.“ Abgaben, welche ſeit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, ſind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinſen, welche der Staat als Zinsherr von den Beſitzern jener Ländereien als Zinspflichtigen zu fordern hat. In England wird die eigentliche Grundſteuer (Land-tax) ſchon ſeit langer Zeit als ein ſolcher unabänderlicher Grundzins betrachtet und im J. 1798 wurde ſogar feſtgeſetzt, daß nicht nur der Abkauf derſelben erlaubt ſein, ſondern daß auch jeder Dritte das Recht haben ſolle, die Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an ſich zu kaufen, ſobald der Zahlungspflichtige verſäume, es binnen der geſetzlichen Friſt zu thun. „Dieſe Unveränderlichkeit der engliſchen Grundſteuer“, ſagt der berühmte brittiſche Agronom Arthur Young, „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbeſſerungen, welche unſere Nachbarn ſo ſehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundſtücken beſteht, das jährlich nur 100 Pf. Sterl. dem Eigenthümer und 5 Pf. St. an Grundſteuer dem Staate einbringt, ſo kann ich durch Verbeſſerungen die jährliche Einnahme von dieſem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen und die Steuer bleibt unverändert dieſelbe. Welches Syſtem könnte dem

Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbeſſerung ſeines Bodens und der Wirthſchaft?" Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf ſolche Weiſe von der Grundſteuer verſchont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieſes Bodens völlig unbeſteuert bleiben müſſe; beſteuert darf derſelbe allerdings werden, nur nicht als Landrente, was er nicht iſt, ſondern, weil er von aufgewandten Kapitalien herrührt, als Kapitalrente; welches in Anſehung der Höhe der Abgabe einen ſehr bedeutenden Unterſchied macht. Ganz anders aber verhält ſich die Sache hinſichtlich der im Cataſter aufgeführten Metallmünzwerthe der Naturalgrundſteuerquoten. Wollte man dieſe ebenfalls als unabänderliche Normen der Beſteuerung gelten und fortdauernd nach ihnen in die Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben laſſen, ſo würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen, denn politiſche Conjuncturen und ſonſtige Zeitverhältniſſe haben auf den Metallmünzpreis der Materialien einen ſo weſentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewiſſer Perioden eine Reviſion und Abänderung der im Cataſter als Baſis angenommenen Durchſchnittspreiſe durchaus nothwendig wird. Sind aber die Schwierigkeiten beſiegt und iſt eine nach dem möglichſt fehlerfreien Cataſter vertheilte Grundſteuer wirklich zu Stande gekommen, ſo gehört dieſe Abgabe zu den paſſendſten Mitteln, die Bedürfniſſe des Staatshaushalts zu befriedigen. Sie zeichnet ſich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, ſo wie insbeſondere dadurch aus, daß ſie auf den Preis der rohen Erzeugniſſe keinen nachtheiligen Einfluß hat, daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenſtand nicht wegzuſchaffen oder zu verhehlen iſt, und daß wegen der Unmöglichkeit, ſie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im Mindeſten gefährdet iſt. (Vergl. d. Art. Abgaben — Häuſer-Steuer.) KM.

Grüner Donnerſtag. Ihn ſtiftete Papſt Leo im J. 692 zum jährlichen Gedächtniß der Einſetzung des heil. Abendmals. Er ſoll den Namen daher führen, weil an ſolchem die Erſtlinge der Früchte geopfert und Gott dargebracht wurden. Er heißt auch natalis calicis, oder eucharistiae, weil die Einſetzung an ſolchem geſchehen.

Grundſtoffe, ſ. Elemente.

Gruner (Karl Juſtus von), ein Sohn des fürſtl. Osnabrückiſchen Vice-Kanzleidirectors Johann Chriſtian Gruner, eines zu ſeiner Zeit um das Land wohlverdienten Mannes, wurde den 28. Febr. 1777 zu Osnabrück geboren. Juſtus Möſer hielt ihn über die Taufe; daher der Vorname, den Gruner mit beſonderer Freude führte. Der frühe Tod des Vaters ſtürzte die Familie, aus der Wittwe und zwölf Kindern beſtehend, in manche Verlegenheiten; die Kraft und Umſicht der Mutter und eine Penſion, welche der Landesherr den Hinterlaſſenen auszahlen ließ, halfen jedoch die ſchwierige Lage überwinden. Gruner ſtudirte in Göttingen und Halle, an welchem letztern Orte er jedoch bald mit dem damals dort commandirenden und mit den Studenten in ſteten Händeln lebenden Prinz Wilhelm von Braunſchweig (dem nachher als Herzog bei Quatrebras gebliebenen) in Reibungen kam und deswegen ſich wieder von da entfernte. Er ward nun als Richter in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt, gab die Stelle indeß wieder auf und ging, um die Menſchen und das Leben kennen zu lernen, auf Reiſen. Hier lernte er den nachherigen Miniſter Stein, damals Oberpräſident zu Minden, und Blücher kennen, und erhielt endlich (1803) — was er ſich lange gewünſcht hatte — durch Verwendung des General-Lieutenants

v. Kneſebeck, eine Anſtellung in preuß. Staatsdienſten, erſt bei dem Coloniſationsgeſchäft für Südpreußen (wo er ſich der deshalb nöthigen Werbungen halber im Reich aufhielt), dann durch den in den fränkiſchen Fürſtenthümern dirigirenden Miniſter v. Hardenberg, als Kammerrath in Anſpach. Bei einer von hier aus gemachten Reiſe nach Paris ſchloß er in großer Uebereilung ein Ehebündniß, welches eben ſo ſchnell wieder gelöſt wurde. 1805 ward er als Director der Kriegs- und Domainenkammer nach Poſen verſetzt, wohin ihm ſeine zweite Gattin, eine geb. von Pöllnitz aus Anſpach, folgte. Bei dem Einrücken der Franzoſen in Poſen (Nov. 1806) hatte Gruner eben eine Collecte für die Wittwe des unglücklichen Palm veranſtaltet. Seine Gegner verfehlten nicht, ihn deshalb bei Davouſt als verdächtig anzugeben. Gruner ließ ſich dies nicht irren; mit der Liſte in der Hand ging er ſelbſt zu dem Marſchall und bat für eine Unglückliche, die an den gegen ihren Mann erhobenen Beſchuldigungen keinen Theil habe, und Davouſt war edel genug, dieſe Unbefangenheit nicht übel zu deuten und ſelbſt einen ſehr bedeutenden Beitrag zu unterzeichnen. Später glaubte Gruner dennoch aus Poſen entweichen zu müſſen; er floh heimlich nach Königsberg, und als die Franzoſen auch hierher kamen, nach Tilſit. Hierauf, nach der Räumung Königsbergs vom Miniſter Stein bei der Reorganiſirung des zertrümmerten Staates angewendet, kam Gruner dann 1809 nach Berlin, um die neue Städteordnung einzuführen und das Amt eines Polizeipräſidenten zu übernehmen. In dieſer, zu jener Zeit eben ſo ſchwierigen als wichtigen und gefahrvollen Stelle, benahm er ſich mit der größten Klugheit, konnte jedoch dem Schickſale nicht entgehen, daß die ohnedem ſchon längſt auf ihn aufmerkſamen und ſeit Schills abenteuerlichen Zug noch mehr zum Argwohn geſtimmten Franzoſen ihn verfolgten und ihn indirect zwangen, ſeine Stelle niederzulegen (1811), worauf ſich dann Gruner bald, nachdem er eine kurze Zeit lang das Polizeifach im Staatsrathe bearbeitet hatte, ob aus eigenem Antrieb oder vielleicht auf geheimen Befehl? iſt ungewiß, nach Friedland in Böhmen begab (1812), von wo aus er nebſt einigen Gleichgeſinnten und unterſtützt von England und Rußland aus, Verbindungen durch ganz Deutſchland zum Sturz der Napoleoniſchen Herrſchaft anknüpfte. Der Plan dieſer Vereinigung ſoll geweſen ſein, bei tieferem Eindringen der Franzoſen in Polen, die im Rücken der Armee gelegenen Magazine zu verbrennen und dann durch einen allgemeinen Aufſtand in Deutſchland (dem ſtets vielfach getheilten, in Meinung, Form und Anſichten!) den letzten Schlag auszuführen. Mag hiervon wahr ſein, ſo viel da will, die franzöſiſche Wachſamkeit kam den Abſichten zuvor. Gruner wurde in Prag auf Requiſition des preußiſchen Hofes feſtgenommen und nach Peterwardein, an der ſlavoniſchen Grenze abgeführt. Erſt zu Ende des folgenden Jahres kam er durch die Verwendung des petersburger Hofes, welcher ihn als ruſſiſchen Staatsrath reklamirte, wieder los. Jetzt aber trat Gruner in große Wirkſamkeit. Durch den Miniſter Stein, welcher in Frankfurt a. M. die Centralverwaltung der ſchnell gebildeten Generalgouvernements leitete, erhielt er die Direction des vom Niederrhein, wo er, in Düſſeldorf ſeinen Sitz nehmend, vorzüglich viel für die damalige allgemeine Sache that. Mit Görres bekannt werdend, den er hinwiederum zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden ſeines Gouvernements ernannte, nahm Gruner hier auch durch manchen Aufſatz an dem damals vielgeleſenen rheiniſchen Merkur Theil, und nicht lange darauf ward ihm auch noch die Leitung der Angelegenheiten in den Ländern des

Mittelrheins angewieſen, wo er denn ſeinen Sitz in Trier nahm. Nach Napoleons zweitem Sturz, in Folge der Schlacht von Waterloo, erhielt Gruner von preußiſcher Seite die Leitung der hohen Polizei in Paris und der Umgegend, und als der Friede 1815 mit Frankreich geſchloſſen war, ſollte er die Stelle eines Geſandten am ſächſiſchen Hofe übernehmen. Dies wurde jedoch in einen Geſandtſchaftsposten bei der Eidgenoſſenſchaft abgeändert, wo denn Gruner, nachdem er noch vorher vom Könige von Preußen in den Adelsſtand erhoben worden war, ſeinen Sitz in Bern nahm. Seine durch die vielfachen Lebenswechſel und Arbeiten zerrüttete Geſundheit vermochte indeß nicht durch die Alpenluft wieder hergeſtellt zu werden, und er ging 1819 nach Wiesbaden, wo er den Winter über zubrachte und daſelbſt den 8. Februar 1820, erſt 43 Jahre alt, ſtarb. Den 13. Oct. 1814 beehrte ihn Kaiſer Alexander mit dem St. Annen-Orden erſter Claſſe. Sein bei Napoleons Rückkehr von Elba, den 24. März 1815, von Düſſeldorf aus an die Bewohner jener Gegenden und den Landſturm von Berg erlaſſener Aufruf zur Ergreifung der Waffen gegen Frankreich, machte zu jener Zeit viel Aufſehen; auch ließ er zugleich am 19. April deſſelben Jahres in ſeinem Verwaltungsbezirk einen allgemeinen Buß- und Bettag halten, um „den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes in Deutſchland zu erflehen.“ Verdient machte er ſich noch beſonders während ſeiner oben erwähnten Amtsführung in Paris, wo er, beengt durch mancherlei Schranken, das Möglichſte leiſtete, dadurch, daß er genau über die Zurückerſtattung der von den Franzoſen früher eroberten Kunſtſchätze wachte und des liſtigen Fouché vielfachen Winkelzügen kräftig entgegen trat. Einige von ihm herausgegebene Schriften, theils ſtaatswirthſchaftlichen und polizeilichen, theils vermiſchten Inhaltes, findet man, ſo wie die näheren Andeutungen über die einzelnen Momente ſeines bewegten Lebens, in der von Fr. C. verfaßten Biographie von ihm im XXI. Heft der Zeitgenoſſen angegeben.

Grünſpan, auch **Spangrün**, **Kupfergrün**, **eſſigſaures Kupfer**, ein bekanntes Farbenmaterial, das im Grunde verkalktes Kupfer (Roſt vom Kupfer) iſt. Nicht blos wäſſerichte Feuchtigkeiten, ſondern auch Oele und alle fettige Stoffe, beſonders aber Salz und Säuren, löſen das Kupfer zu einem Kalk auf, und bringen bei der Zerſetzung eine neutralſalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig iſt bei der Verkalkung des Kupfers, daß ſie in der Kälte beſſer von Statten geht, als in der Wärme; in der Siedhitze greifen ſelbſt Säuren, die das Kupfer ſonſt bald zerfreſſen, daſſelbe wenig an. Der verkäufliche Grünſpan wird durch Legung von Kupferplatten zwiſchen Weintrebern gewonnen, welches unter allen bekannten Mitteln das leichteſte iſt. So nützlich der Gebrauch des Grünſpans zum Malen und Färben iſt, ſo gefährlich iſt dieſer Stoff für die Geſundheit, und kupferne Gefäße können nur bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit gebraucht werden.

Gruppe, Gruppiren. Gruppe, (italien. gruppo) bezeichnet eine Zuſammenordnung mehrerer Körper durch mannichfaltige nothwendige Verhältniſſe zu einem Ganzen für das Auge. Das Zuſammenſetzen der Geſtalten, nach den Verhältniſſen ihrer Größe, Richtung, Bewegung, und ihrer übrigen Erſcheinungen zu einander, ſofern ſie ein einziges, nothwendig verknüpftes Ganze ausmachen ſollen, heißt Gruppiren. Eine oder mehr ſo verbundene Gruppen, räumlich von jeder andern, nicht nothwendig zu demſelben Ganzen gehörigen Darſtellung geſchieden, machen das Bild im Sinne der zeichnenden Künſte. Eine gehörige Anordnung und Behandlung der Gruppen, oder die Kunſt des

Gruppirens, iſt daher für dieſe Künſte von ungemeiner Wichtigkeit. Es gibt dafür äſthetiſche und artiſtiſche Geſetze. Alle Anfoderungen der Aeſthetik an eine Gruppe laſſen ſich auf Einheit des Intereſſe zurückführen, bei welcher die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks keinesweges aufgehoben iſt. In hiſtoriſchen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artiſtiſchen Geſetze haben zur Abſicht, die in dieſem Geiſt erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und Beleuchtung bewirkt wird. Als Muſterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Pyramide genannt. Die Traube nannte Titian als Muſterform, weil ſie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmſten Abwechſelung, und alle nöthigen Verſchiedenheiten von Licht und Schatten, Halbſchatten und Wiederſcheinen zeigt. Bei den letzteren Muſterformen hat man auf das Verhältniß der ſchmalern Höhe gegen die breitere Grundfläche geſehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Maſſen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe ſtelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, ſenkrechten oder ſchiefen Linien anbringe, die geometriſchen Figuren, das allzu Ebenmäßige und Wiederholungen vermeide, und nur die ſchönſten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zuſammenzuſetzen, und auf gleiche Weiſe bei der Zuſammenſtellung mehrerer Gruppen zu einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, ſagt er, ſind die erträglichſten die, welche aus zwei ungeraden zuſammengeſetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Urſache dieſes Rathes iſt leicht zu finden; ſie iſt keine andere, als Vermeidung des allzu Gleichmäßigen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, ſo dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemälde wol eben ſo wenig ſein, und Pyramidalgruppe an gleiche Pyramidalgruppe geſetzt, würde dem Ganzen ein ſteifes, gezwungenes Anſehen geben. Uebrigens können zerſtreut ſcheinende Gegenſtände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künſtler die Kunſtgriffe des Lichtes und Schatten zu Hülfe nimmt.

Gryph (Andr.), war 1616 zu Großglogau in Schleſien geboren, verlor ſeinen Vater noch vor ſeinem fünften Jahre, und 1628 auch ſeine Mutter. Oſtern 1631 ging er nach Görlitz, hier die öffentliche Schule zu beſuchen. Wegen des Kriegs aber kehrte er nach Rickersdorf zu ſeinem Bruder Paul zurück und von da auf die Schule nach Glogau. Auch von hier vertrieb ihn der Krieg. Er kam auf die Schule nach Frauſtadt, wo der berühmte Rector Jacob Rollius ſeine Studien neu belebte, und ging im Mai 1634 nach Danzig. Nach vollendeten akademiſchen Studien, in denen er ſich eine gründliche Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hauſe zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden ſeines Vaterlandes ſchilderte, ſich entfernen. Nach zehnjährigen Reiſen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntſchaft der merkwürdigſten Gelehrten machte, kehrte er endlich in ſein Vaterland nach Frauſtadt zurück. Mehrere Anträge zu akademiſchen Lehrſtellen lehnte er ab, weil er ſeinem Vaterlande dienen wollte, und ward auch 1647 Landſyndicus des Fürſtenthums Glogau. 1662 ward er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er der Unſterbliche hieß. Der kaiſerliche Pfalzgraf, Georg Schönborner,

der ihn ſchon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf ſeinen Reiſen auch den Adelsbrief, von dem aber weder er ſelbſt, noch ſeine Familie jemals Gebrauch gemacht haben. Er ſtarb 1664 mitten in einer Verſammlung der Landſtände vom Schlage getroffen. In der Geſchichte der vaterländiſchen Poeſie verdient Gryphius als Vater des deutſchen Dramas der ehrenvollſten Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Faſtnachtsſpielen und den Stücken der Meiſterſänger nur die geiſtlichen Trauerſpiele des Johann Clajus und die Dido eines Ungenannten beſaßen, trat Gryph, der die Alten, ſo wie die Natur und das menſchliche Herz kannte, mit Trauerſpielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gutgewählten Stoffs in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinſicht aber fehlt es ihm ſehr. Das Sylbenmaß in ſeinen Schauſpielen iſt ſchon der Alexandriner, allein die Form noch nicht ſo enge, wie die nachherige franzöſiſche; der Schauplatz wechſelt zuweilen, und die muſikaliſchen, zum Theil allegoriſchen Zwiſchenakte, Reihen genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den engliſchen Masken. Seine ſehr ergötzliche Poſſe, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerſpiels Pyramus und Thisbe, in Shakſpeares Sommernachtstraum, iſt mit Witz und Laune geſchrieben. Es iſt nebſt guten biographiſchen Nachrichten von Gryph in Bredows nachgelaſſenen Schriften wieder abgedruckt. Auch unter ſeinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeitgedichten, ſo wie unter ſeinen Oden, geiſtlichen Liedern und Sonetten iſt manches Gelungene. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien 1698, Breslau und Leipzig. Eine Auswahl ſeiner beſſern Gedichte enthält das 2. Bändchen der Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh., von W. Müller. Lpz. 1822. 1 Thlr. 12 gr.

Guadeloupe, franzöſiſche Inſel in Weſtindien; von Colombus ſo benannt, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Grenze von Neucaſtilien und Eſtremadura. Sie beſteht aus zwei durch den Meeresarm Salzfluß getrennten Inſeln: Grande-Terre und Basse-Terre; letztern Namen führt auch die gut befeſtigte Hauptſtadt. Die erſtere leidet Waſſermangel und iſt nicht ſo reich an Producten als letztere. Die Franzoſen legten ſchon 1635 daſelbſt eine Colonie an, die aber lange in ſchlechtem Zuſtande blieb, bis 1674 der König die Inſel von der weſtindiſchen Compagnie übernahm. 1788 zählte man auf der Inſel, die $30\frac{1}{4}$ Q. groß iſt, 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Negerſklaven. Haupterzeugniſſe ſind Zucker, Kaffee, Indigo, Cacao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug 1788 über 15 Mill. Livres, die Ausfuhr der nahe gelegenen kleinen Inſeln Maria Galante, Deſirade und Saintes mitgerechnet. Die Angriffe der Engländer in den J. 1691 und 1705 ſchlugen fehl; aber 1759 fiel ſie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt und kam erſt im Frieden 1763 wieder an Frankreich, 1793 nahmen die Engländer ſie ebenfalls weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben, und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten ſich die Franzoſen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene engliſche Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourt erſchien, welche der Admiral Cochrane mit einer Escadre unterſtützte, und nach einem lebhaften Treffen am 3. Februar den General-Capitain Ernouf nöthigten, ſich mit der Beſatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch ſie Herren dieſer Inſel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zugefügt hatte. In dem, den 3. März 1813 zwiſchen England und Schweden zu

Stockholm abgeſchloſſenen Vertrage wurde dieſe Inſel an Schweden abgetreten, das dieſelbe aber im pariſer Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entſchädigung, an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battiſta), 1537 zu Ferrara geboren, ſtammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt verdienten adelichen Familie. Nachdem er in ſeiner Vaterſtadt, zu Piſa und Padua ſtudirt, und an erſterm Orte über die Ethik des Ariſtoteles öffentliche Vorleſungen gehalten, trat er in die Dienſte des Herzogs Alphons II., der ſeine trefflichen Talente ſchätzte, ihn zum Cavalier machte, und als ſeinen Geſandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieſer unter dem Namen Heinrich III. den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, an die polniſchen Stände abſchickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuſchlagen. Das Mißlingen dieſer Sendung, für die er einen Theil ſeines Vermögens aufopferte, ward von ſeinen Neidern benutzt, ihm die Gunſt ſeines Fürſten zu rauben, ſo daß er ſich nach ſo wichtigen Dienſten in Gnaden entlaſſen ſah. Er beſchloß, jetzt in literariſcher Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber ſchon 1585 als Staatsſecretär zurückgerufen. Aufs neue zu großem Anſehen am Hofe gelangt, nahm er dennoch zwei Jahre darauf ſeine Entlaſſung, da der Herzog in einem Streit Guarinis mit der Schwiegertochter deſſelben, eine ihm mißfällige Entſcheidung gegeben hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. 1597 trat er in die Dienſte des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von ſeinem jüngſten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geſchloſſene Ehe begünſtigt, entzweite ſich darüber mit ihm, und begab ſich zum Herzoge von Urbino. Nachdem er demſelben einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt ſich aber, ſeiner zahlreichen Proceſſe wegen, in die ihn ſeine Streitſucht verwickelte, abwechſend zu Venedig, Padua und Rom auf. 1605 erſchien er als Abgeſandter ſeiner Vaterſtadt in Rom, um Paul V. zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen. Er ſtarb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichſten und zierlichſten Schriftſtellern und Dichtern Italiens, wie ſeine Briefe, ſein in dialogiſcher Form abgefaßter Segretario, ſein Luſtſpiel L'Idropica, ſeine Rime und vor allem ſein Paſtor Fido beweiſen. Durch dieſes Schäferdrama, das 1585 zum erſtenmal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Oeſterreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht, und faſt in alle Sprachen überſetzt wurde, iſt ſein Name unſterblich geworden. Der flüchtigſte Blick lehrt, daß daſſelbe keineswegs eine Nachahmung des Aminta ſei, den es weit übertrifft an ſinnreichen Wendungen, epigrammatiſchen Wortſpielen und dichteriſchem Schmuck, welche Eigenheiten ihm aber, weil man ſie für das Schäferdrama wenig paſſend hielt, auch häufigen, doch ungerechten Tadel zugezogen haben. Guarinis Werke erſchienen zu Ferrara 1737 in 4 Quartbänden. Sein trattato della politica liberta (geſchrieben um 1599) erſchien zum erſtenmal gedruckt, Venedig 1818, mit ſeinem Leben, von Ruggieri.

Guebriant (Jean Baptiſta Budes, Graf von) Marſchall von Frankreich und einer der ausgezeichnetſten Krieger ſeiner Zeit, wurde 1602 auf dem Schloſſe Pleſſis-Budes in der Bretagne geboren. Als jüngerer Sohn einer zwar alten, aber verarmten Familie, blieb ihm

kein anderer Weg, als durch Talente ſich emporzuſchwingen. Er trat früh in Kriegsdienſte, machte einen Feldzug in Holland mit, und war hierauf bei der Expedition in Languedoc und den Belagerungen von Alet und Vigan. Hier ward er durch eine Musketenkugel gefährlich im Geſicht verwundet, endlich aber doch wieder hergeſtellt und hierauf zum Hauptmann bei dem Regiment Piemont ernannt. 1632 trat er in demſelben Grad in die Garde ein und zeichnete ſich bei den Feldzügen in Deutſchland durch Muth und kriegeriſchen Geiſt aus. Bald darauf zum Marechal de Camp befördert, führte er 1636 die Armee von Valtelin in die Franche-Comté, um ſich daſelbſt mit dem Herzog von Longueville zu vereinigen. Hierauf wieder nach Deutſchland zurückkehrend, diente er unter dem Herzog Bernhard von Weimar, der ihn mit ſeinem beſondern Vertrauen beehrte. 1638 ſchlug er die Oeſtereicher bei Breyſach und half hierauf dieſe Stadt einnehmen. Im folgenden Jahre brachte er dem Herzog von Lothringen in der Franche-Comté eine Niederlage bei, und bemächtigte ſich Pontarliers und des Schloſſes von Jour. Da Bernhard von Weimar, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, plötzlich ſtarb, und Bannier oder Banner ihm im Commando folgte, Guebriant mit dieſem aber ſich nicht wohl vertragen konnte, ſo eröffnete ſich der Feldzug von 1641 unter ziemlich ungünſtigen Auſpicien; doch verſäumte Guebriant nichts, was der gemeinſchaftlichen Sache günſtig war, und Bannier ward bei ſeinem, nicht lange darauf erfolgenden Tode, ſo gerecht, die Verdienſte des franz. Generals vollkommen anzuerkennen und ihm, wie Bernhard von Weimar auch gethan hatte, ſeinen Degen als Zeichen ſeiner Hochachtung zu hinterlaſſen. Jetzt hatte Guebriant das Commando allein und ſchlug d. 29. Jun. 1641 die ſiegreiche Schlacht bei Wolfenbüttel. Im folgenden Jahre brachte er aber den Oeſterreichern bei Oerdingen eine Niederlage bei und nahm die Generale Mercy und Lannoi gefangen. Dieſer Sieg erwarb ihm die Würde eines Marſchalls von Frankreich. Bei der Belagerung von Rothweil im J. 1643 wurde er in den Trancheen von einer Falkonetkugel tödtlich getroffen, hatte indeß noch die Freude, als Sieger in die durch Sturm eroberte Stadt einzuziehen, woſelbſt er den 24. Nov. 1643, erſt 41 J. alt, ſtarb. Seine Leiche ward nach Paris gebracht und Ludwig XIV. ehrte ſein Andenken durch ein prachtvolles Leichenbegängniß. Die Erfolge, welche Guebriant im Felde davontrug, wurden, wie Voltaire in ſeiner Geſchichte der Zeit von Ludwig XIV. ſagt, öfters durch Niederlagen getrübt. Wenn man indeß bedenkt, daß dieſer Krieger faſt ſtets nur ein aus den verſchiedenſten Nationen zuſammengeſetztes Heer befehligte, in welchem oft die Franzoſen die Minderzahl machten, und daß ihm von Seiten des ſchwankenden Cabinets im Louvre gleichfalls oft Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, die ſeine freie Thätigkeit hemmten, ſo wird man ihm immer müſſen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen und geſtehen, daß er zu den ausgezeichnetſten Feldherrn ſeiner kriegeriſchen Zeit gehörte.

Guelfen und Gibellinen, ſ. Welfen.

Guercino. — Gianfrancesco Barbieri da Cento, mit dem Beinamen Guercino, weil er ſchielte, war zu Cento bei Bologna 1599 geboren, äußerte ſchon früh eine große Neigung zur Malerei, fand durch ſein Genie, die erſten Grundſätze ſeiner Kunſt ſelbſt auf, und bildete ſich nachher in der Schule des Carracci weiter. Eine Akademie, die er 1616 eröffnete, zog eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europas zu ihm. Die Königin Chriſtine von Schweden

beſuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand dar, „um diejenige zu berühren, die ſo viele Meiſterwerke hervorgebracht habe.“ Der König von Frankreich bot ihm die Stelle ſeines erſten Malers an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palaſt des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er ſanft, aufrichtig, höflich, wohlthätig, ſeine Kunſtgenoſſen unterſtützte er mit Rath und That. Er ſtarb 1667. Seine vorzüglichſten Arbeiten befinden ſich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mail und Paris im Muſeum. Er ſtellte gewiſſe Gegenſtände mit vieler Wahrheit dar; aber Correctheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch ſein Genie in die Feſſeln der Nachahmung zu legen. Er entfernte ſich beſonders von Guido und Albani, deren Manier ihm ſchwach ſchien. Wenige Maler haben mit ſoviel Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einſt von Geiſtlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu malen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelſchein.

Guerike (Otto von), Bürgermeiſter zu Magdeburg, einer der fleißigſten und verdienſtvollſten Phyſiker des 17. Jahrh. Er war daſelbſt den 20. Nov. 1602 geboren, ſtudirte zu Leipzig, Helmſtädt und Jena die Rechte, zu Leyden Mathematik, und beſonders Geometrie und Mechanik, reiſte nach Frankreich und England, diente eine Zeit lang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeiſter und brandenburgiſcher Rath, legte fünf Jahre vor ſeinem Tode ſeine Aemter nieder, begab ſich zu ſeinem Sohne nach Hamburg, und ſtarb daſelbſt den 11. Mai 1686. Er erfand um das J. 1650 die Luftpumpe, zu derſelben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch dieſe Maſchine wurde die Geſtalt der Experimentalphyſik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor Kaiſer Ferdinand III., deſſen Sohne, dem römiſchen Könige Ferdinand IV., mehreren Churfürſten und andern Reichsſtänden die erſten öffentlichen Verſuche mit ſeiner Maſchine. Die erſte Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und iſt 1807 nach Frankreich geſchafft worden. Ohne Zweifel iſt ſie jetzt wieder in Berlin. Ferner erfand Guerike eine Luftwage, und die kleinen Glasfiguren, deren man ſich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Ueber ſeine Verſuche wegen des Drucks der Luft ſ. d. A. **Halbkugeln** (Magdeburger). Auch mit der Aſtronomie beſchäftigte er ſich. Seine Meinung, daß ſich die Wiederkehr der Kometen werde beſtimmen laſſen, hat ſich beſtätigt. Guerikes wichtigſte Beobachtungen ſind geſammelt 1672 zu Amſterdam in Fol. erſchienen unter dem Titel: Experimenta nova, ut vocant, Magdeburgica u. ſ. w. (Vergl. **Luftpumpe**.)

Guerillas hießen im ſpaniſchen Revolutionskriege leichte Kriegerſchaaren, die dem Feinde in vielfacher Hinſicht Schaden thaten, dabei aber durch ihre, auf den Gebirgkrieg berechneten Bewegungen gegen ſeine Angriffe geſichert waren. Es war der General Juan Martin, mit dem Beinamen El Empecinado, der zuerſt in der Nähe von Madrid ſelbſt zur Zeit als Saragoſſa eingenommen und Spanien nach den Niederlagen ſeiner Heere ohne Rettung verloren zu ſein ſchien, eine ſolche Schaar errichtete. Romana aber führte ſie allgemeiner ein.

Sie trugen weſentlich bei, das Vertrauen des Volkes auf endlichen glücklichen Erfolg, dieſe moraliſche Kraft der Nation, zu erhalten, welche wieder den Muth zum Widerſtand gegen den Feind belebte. Sie ſtreiften ſelbſt bis in die von dem Feinde beſetzte Hauptſtadt, und überzeugten dadurch täglich jedermann, daß der Widerſtand, wie die Franzoſen gern geglaubt wiſſen wollten, keineswegs aufgehört habe. Ihre oft glücklichen, unter den Augen der Bewohner der Hauptſtadt ausgeführten Unternehmungen ſtärkten die Ausdauer der Bürger, und nicht minder wichtig war es, daß ſie alles, was ſich irgend Günſtiges für die Sache der Spanier ereignete, blitzſchnell überall, und oft mit Uebertreibungen verkündigten, wodurch die Wirkung der von den Franzoſen auch in Spanien verſuchten Entſtellung oder Verſchweigung der Wahrheit vereitelt ward. Auch der bekannte engliſche General Rob. Wilſon hatte auf die Bildung, die Organiſation und die Erfolge der Guerillas großen Einfluß.

Guérin, Schüler von Regnault, iſt einer der bedeutendſten Künſtler der neuern franzöſiſchen Schule. Eine ſanfte Schwermuth ſpricht aus ſeinen Werken, ein ſtiller Ernſt herrſcht darin. Auffallend iſt ſeine Neigung zu geradlinigen Stellungen, beſonders der Arme. Er neigt ſich zur Antike; ſein Styl iſt edel und anmuthig, ſein Colorit durchſcheinend und harmoniſch. Das erſte Gemälde, wodurch er ſich Ruhm erwarb, war ſein Opfer vor Aeskulaps Statue nach Geßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben ſtützend den eben wieder geneſenen Vater; das knieende Mädchen iſt äußerſt lieblich; doch hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künſtlers zeugen. Es befindet ſich in der Gallerie zu Verſailles. Marcus Sextus war das Gemälde, wodurch Guérin auch noch als Jüngling 1800 allgemeines Aufſehen erregte. Sein tiefſtes Gemüth ſpricht ſich darin aus, man ſieht, wie reger Geiſt und zarte Innigkeit die Nacht ſeiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte iſt hier dargeſtellt, wie er zurückkehrt und ſeine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächſtes Werk, Hyppolit und Phädra, welches 1802 ausgeſtellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunſtreiſe nach Italien. Dies Gemälde hat unſtreitig ſehr viele Schönheiten, aber auch etwas Theatraliſches und Uebertriebenes. Der Ausdruck der geiſterbleichen, wildverſtörten Phädra, die hier neben Theſeus ſitzend dargeſtellt iſt, erſchüttert auf zu grelle Weiſe. Theſeus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich iſt der im ernſten Jünglingsſtolz, im ruhigen Selbſtgefühl ihnen gegenüber ſtehende Hyppolit, an den ſich ſeine Jagdhunde traulich ſchmiegen; er erträgt die falſche Beſchuldigung mit ſtummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieſes Bildes hat jedoch etwas Geſuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit großem Beifall aufgenommen, nur der beſcheidene junge Künſtler ſelbſt war nicht mit ſich zufrieden, und ſehnte ſich, in Italien den rechten Geiſt der Kunſt zu erſpähen. Nach ſeiner Rückkehr bekam er den Auftrag, Napoleon zu malen, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht, auf dem Platz Elbekeïr. Der ſinnige Künſtler wußte alle Vortheile dieſer Aufgabe zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die maleriſche Tracht dieſer Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landſchaft, die Einheit der Handlung bei der Mannichfaltigkeit der Gefühle, Abſtich zwiſchen Europäern und Aſiaten, alles diente willig dem kunſterfahrnen Sinn. Links ſteht Napoleon etwas erhöht, man ſieht ihn in Profil; der hier nothwendige Ausdruck des klugen

Mißtrauens und des ſtillen Ernſtes iſt hier meiſterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren ſich ſeine Generale zwanglos und maleriſch. Ganz vorn, mit dem Geſicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, ſteht der Dolmetſcher; in ruhig edler Haltung ſpricht er für ſeine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf ſeine Füße herab; ein reicher, vielſtimmiger Accord iſt rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptiſchen Rebellen. Zwei ängſtlich hoffende, innig flehende Sklaven haben ſich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefſinnig ernſter Greis, dem weiße Locken das ſchwarzbraune Geſicht umkräuſeln, ſinkt wort- und klaglos neben jenen auf die Kniee. Nahverwandt ſcheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet ſich der verwundete Anführer der Rebellen, dem franz. Soldaten die Feſſeln von den entblößten Armen ſtreifen; ungebeugt iſt ſein Wille, trotzig ſein Sinn, er weicht nur der Uebermacht, ein Hoffnungsfunken, vielleicht einſt wieder frei zu wirken, glimmt düſter in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt ſich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Aug' und Seele an dem bewunderten Sieger. Aeltere Muſelmänner, mit niedergeſchlagenem Blick und auf der Bruſt gekreuzten Händen, ſtehen ſtill ergeben weiter zurück; den franz. Chaſſeurs, welche die Gefangenen begleiten, ſieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung iſt ſehr effectvoll, ein über der Gruppe der Franzoſen ſich ausbreitender Baum wirft Schlagſchatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Aegypter, ſo daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk deſto beſtimmter gegen den klaren, wolkenloſen Himmel abſticht. Zur Ausſtellung von 1812 malte Guérin das treffliche Gemälde der Andromache. Voll Reiz und Farbenzauber iſt ſein ſpäteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemälde, als je zuvor, ſtellte der junge Künſtler 1817 aus: eine Dido, welche der Erzählung des Aeneas zugehört, reizend ausgeführt und im echt Virgiliſchen Sinn gedacht, und eine Clytämneſtra, in dem Augenblick dargeſtellt, wo Aegiſth ſie hindrängt zum Mord des ſchlafenden Gatten. Genial war es, zur Beleuchtung dieſer Scene ſo ein düſteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin malt nur ſelten Porträts, aber ſie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Porträt des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin, zu malen, ſo dargeſtellt, wie er eine Verſchanzung erſtürmt; es wurde ein höchſt gelungenes, ausdrucksvolles Bild. 1816 wurde Guérin zum Director der franzöſiſchen Malerſchule in Rom ernannt, aber ſeine zarte Geſundheit hinderte ihn, dieſe Stelle anzunehmen. Er iſt Mitglied der Akademie und der Ehrenlegion; ſein Charakter iſt höchſt liebenswürdig, anſpruchslos und beſcheiden. Wl.

Guernſey (franz. Greneſey) und Jerſey, zwei brittiſche Inſeln im Canal; beide haben ihre eignen Geſetze. Guernſey hat auf 6 Q. M. 19,000 Einw., und mißt von Südweſt nach Nordoſt 13¼, und von Oſt nach Weſt, da, wo ſie am breiteſten iſt, 12½ engl. Meile. Die Luft iſt geſund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer ſind theils durch ſteile Felſen, theils durch künſtliche Befeſtigungen vor jedem feindlichen Angriff geſichert. Die Hauptſtadt St. Petersport hat einen trefflichen Hafen. Jerſey, ebenfalls durch Natur und Kunſt ſehr befeſtigt, zählt auf 5¼ Quadr. M. 25,000 Einwohner. Die Viehzucht, beſonders die Pferdezucht, iſt beträchtlich. Die wichtigſten Städte ſind St. Helier und St. Aubin,

letztere mit einem guten Hafen. Hier, wie auf Guernſey, beſorgen die Verwaltung und die Rechtspflege ein Statthalter, ein Amtmann und zwölf Geſchworne, welche vom König ernannt werden.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte ſich durch ſeinen mit gemeſſener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war gegen das J. 1314 auf dem Schloſſe Motte-Broon bei Rennes geboren. Die Dichter leiten den Urſprung ſeines Geſchlechts von einem Maurenkönig ab. Seine Aeltern vernachläſſigten ſeine Erziehung ſo ſehr, daß er, nach dem Muſter der meiſten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder ſchreiben noch leſen lernte. Von ſeiner zarteſten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus ſeinen Altersgenoſſen gebildet, ſich zu ihrem General gemacht, und lehrte ſie, indem er ſie in Compagnien theilte, die Kunſt, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Der aufbehaltenen Nachrichten zufolge war er ſtark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervigen Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Phyſiognomie hatte nichts Angenehmes. „Ich bin ſehr häßlich", ſagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigſtens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wiſſen." Ganz durch eigene Kraft ſchwang er ſich empor. Siebzehn Jahr alt, gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen ſeines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unabläſſig die Waffen, und ſtets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von Poitiers, 1356, kam er, während der Gefangenſchaft des Königs Johann, deſſen älteſtem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hülfe. Melun ergab ſich, die Seine wurde befreit, und mehrere Plätze unterwarfen ſich ihm. Carl V., der 1364 ſeinem Vater gefolgt war, belohnte Guesclins Verdienſte nach Gebühr, der noch in demſelben Jahre den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon trug. Seine Erfolge beſchleunigten den Frieden. Dann unterſtützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Caſtilien angenommen hatte, gegen ſeinen Bruder, Peter den Grauſamen, entriß dieſem die Krone und ſicherte ſie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldſumme belohnte und zum Connetable von Caſtilien ernannte. Bertrand kehrte bald wieder nach Frankreich zurück, um ſein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten ſiegreichen Engländer wurden überall geſchlagen. Zum Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er ſie in Maine und Anjou, und nahm ſelbſt ihren Anführer Grandſon gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrſchaft Frankreich, ſo daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherborg, Breſt und Bayonne. Mitten unter ſeinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Château-neuf-de-Randon, den 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für ſich beſtimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter ſeinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Turenne. Beide waren gleich tapfer, beſcheiden und großmüthig. Du Guesclin war zweimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guevara (Louis Valez de las Duenas y), ein dramatiſcher Dichter Spaniens, den man ſeines Witzes und ſeiner Laune wegen nur den ſpaniſchen Scarron zu nennen pflegt, wurde zu Ecija in Andaluſien 1574 geboren. Er hatte ſich der Rechtskunde gewidmet und

lebte als Advocat in Madrid, wo er öfters durch ſeinen ſtets fließenden Witz und ſeine unerſchöpfliche gute Laune ſelbſt bei den ernſteſten Rechtsverhandlungen ſowol die ſtets zahlreich verſammelten Zuhörer, als die Richter zum Lachen brachte. So erzählt man von ihm, daß er einſt einen Verbrecher dadurch vom Tode rettete, daß er während der Verhandlung die Richter durch ein Bonmot dermaßen in heitere Stimmung verſetzte, daß ſie nun unmöglich mehr die Sache ſo ernſt und ſchwer nehmen konnten, wie ſie eigentlich war. Der Fiscar aber, nicht ſo voll Bonhomie wie die Andern, trug wegen dieſer Unregelmäßigkeit auf Guevaras Beſtrafung an, und wirklich verurtheilte auch das Gericht den munteren Sachwalter zu einer ziemlich anſehnlichen Geldſtrafe. Dieſer Vorgang wurde dem König (Philipp IV.) hinterbracht, der, als er Guevara deswegen ſelbſt vernahm, durch die drollige Erzählung des ganzen Herganges ſich gleichfalls ſo beluſtigt fühlte, daß er nicht allein dem Beklagten die Geldſtrafe zurückzahlen ließ, ſondern dem Verbrecher auch das Leben ſchenkte und ihn blos verbannte. Von dieſem Augenblick an genoß aber Guevara der beſondern Gunſt des Monarchen, welcher ſein Talent, Verſe zu machen, kannte und ihn veranlaßte, Komödien zu dichten (Philipp IV. dichtete zuweilen ſelbſt welche, die er dann dem Guevara zur Durchſicht übergab, und die hernach öfters am Hofe aufgeführt wurden). Auf dieſer neuen Bahn machte Guevara nicht wenig Glück. Seine Stücke wurden mit großem Beifall aufgenommen und verdienen auch wegen ihrer trefflichen Charakterzeichnung und ihres großen Reichthums an ächt komiſchen Zügen, die Lobſprüche, welche ihnen Lope de Vega ertheilt. Was jedoch am mehrſten Guevaras dichteriſchen Ruhm begründete, war ſein „Diablo conjuelo, o memorial de la otra vida,“ ein eben ſo elegant als witzig geſchriebener Roman, in welchem der Dichter die Sitten ſeiner Landsleute und das Leben in Madrid zu ſeiner Zeit auf das witzigſte und geiſtreichſte ſchildert und mit einer unnachahmlichen Satyre geißelt. Le Sage's bekannter „Diable boiteux“ iſt eine Art Fortſetzung davon und der ſpaniſche Roman diente dem ſpäteren Autor gewiſſermaßen zum Anlehnungspunkt. Von dieſem Romane von Guevara hat man übrigens eine wörtliche Ueberſetzung ins Franzöſiſche (vom Verf. der Lectures amusantes) und eine ins Italieniſche. Guevara ſtarb zu Madrid, 72 Jahr alt, im Januar 1646, bis an ſein Ende ſich der Gunſt des Monarchen erfreuend und bis an ſein Ende ein oft übertrieben leidenſchaftlicher Verehrer des andern Geſchlechts. Viele ſeiner Witzworte ſind in ſeinem Vaterlande ins Volk übergegangen und heut zu Tage hört man ſolche noch oft als Sprüchwörter jenſeits der Pyrenäen. Ein anderer Guevara (Sebaſtian) lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und machte ſich als Romanzendichter bekannt und beliebt. Valladolid war ſeine Vaterſtadt und ſein Todesjahr 1610. Außer dieſen beiden gibt es noch zwei geſchätzte Dichter dieſes Namens, (Peter und Johann Baltram), wovon der Erſte 1596 und der Andere, der mehrere Theaterſtücke ſchrieb, 1702 ſtarb. Ferner iſt noch als Vf. einer geiſtreichen Abhandlung über die Malerei Don Philipp Guevara aus dem Hauſe Ladron de Guevara bekannt, welcher mehrmals von Carl V. zu Geſandtſchaften gebraucht wurde und ſich bei der Einnahme von Tunis auszeichnete. Seine eben erwähnte Abhandlung wurde 1788 in Madrid von Antonio Ponz im Druck herausgegeben. Ein Sohn dieſes Philipp Guevara, Diego Guevara, welcher 1566 ſtarb, war einer der ausgezeichnetſten Mathematiker Spaniens.

Guglielmi (Pietro), war 1727 zu Maſſa Carrara, woſelbſt

ſein Vater, Giacomo Guglielmi, Kapellmeiſter des Herzogs von Modena war, geboren. Er ſtudirte bis zu ſeinem 18. Jahre die Muſik unter ſeinem Vater, ging darauf nach Neapel in das Conſervatorio di Loretto, welchem der berühmte Durante vorſtand. Guglielmi verrieth wenig Anlage zur Muſik, aber Durante hielt ihn zu den Studien des Contrapunkts und der Compoſition an. Er trat mit dem 28. Jahre aus der Anſtalt, und fing ſogleich an, für die italieniſchen Theater komiſche und heroiſche Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen und kehrte in einem Alter von ungefähr 50 Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte ſich ſein Talent am glänzendſten. Zwei Meiſter hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und ſtritten um die Palme, Cimaroſa und Paeſiello. Er nahm die edelſte Rache an letzterem, über welchen er ſich zu beklagen hatte. Jedem Werke ſeines Gegners ſtellte er ein anderes entgegen, und beſiegte ihn unabläſſig. 1793 ernannte ihn Pius VI. zum Kapellmeiſter von St. Peter, welches ihm Gelegenheit gab, ſich in der Kirchenmuſik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über zweihundert Werke, welche ſich durch einfachen und lieblichen Geſang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeiſterung und Eigenthümlichkeit auszeichnen. Er ſtarb 1804 in ſeinem 77. Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Componiſt.

Guiana, ein 400 Stunden langer Landſtrich in Südamerika. Die Küſte zieht ſich 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Marannon oder Amazonenfluſſes. Entdeckt ward Guiana von dem ſpaniſchen Seefahrer Vasco Nunez, der 1504 die ganze Küſtenſtrecke befuhr, und ſie Tierra firma nannte. Indeſſen ſcheinen die Spanier ſich ſo wenig um die Benutzung dieſer Entdeckungen bekümmert zu haben, daß erſt 1595 der engliſche Seefahrer Walther Raleigh 100 Meilen weit in den Orinocco hinauffegelte. Dann fanden ſich mehrere Freibeuter an dieſen Küſten ein, und 1634 war ſchon in Surinam eine Anſiedelung von Franzoſen und Engländern unter der Anführung eines Capitän Marſchall, welche in Menge Tabak bauten. Dieſe Colonie wurde anfangs unter brittiſchen Schutz geſtellt, dann aber den Holländern überlaſſen. Späterhin haben ſich angeſiedelt: die Franzoſen zwiſchen den Flüſſen Maroni und Oyapock; die Portugieſen zwiſchen dem letztern und dem Amazonenfluß; die Holländer zwiſchen dem Maroni und dem Cap Naſſau; die Spanier endlich von dem letztern an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere 100 Meilen ins Land hinein. Das ſpaniſche Guiana, die größte und wichtigſte Beſitzung, vom Eſſequebo bis an den Orinocco, hat auf 14,758 Q. M. 52,000 Einw., worunter 30,000 Indianer. Der Küſtenſtrich beträgt 40 Seemeilen, aber die Niederlaſſungen am Orinocco ziehn ſich bis an den Aequator hinauf in das Land, welches zu dem fruchtbarſten auf der Erde gehört. Es iſt von den wilden und blutdürſtigen Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten ſollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptſtadt St. Thomas oder Angoſtura (jetzt der Sitz des Congreſſes von der Republik Columbia), liegt am Ufer des Orinocco, 50 Meilen landeinwärts, und iſt der Sitz eines Biſchofs. In dem holländiſchen Antheil, Surinam (ſ. d. Art.), iſt Paramaribo am Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Eſſequebo, die den Britten gehören (zuſammen 510 Q. M.), ſind vorzügliche Niederlaſſungen, wo beſonders Zucker, Reis, Baumwolle, Caffee und Farbenholz gebaut und ausgeführt wer=

den. Was das franzöſiſche Guiana betrifft, ſo iſt Cayenne, auf einer Inſel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande. Das portugieſiſche Guiana gehört zu Braſilien. S. d. Art. Südamerika.

Guibal (Nicol.), Director der Malerakademie zu Stuttgard, zu Lüneville 1725 geboren, ging im funfzehnten Jahre nach Paris und ward im zwanzigſten Mitglied der Akademie; 1749 berief ihn der Herzog Carl Eugen nach Stuttgard, 1752 reiſte er mit ſeiner Erlaubniß nach Rom. Hier ward er Mengs Freund und Schüler. 1755 begleitete er den Markgrafen Friedrich von Bayreuth auf einer Reiſe nach Italien und kehrte 1759 nach Stuttgard zurück. Er ſtarb 1784. Seine Stärke waren geſchichtliche und allegoriſche Gemälde, deren ſich viele auf dem königlichen Schloſſe zu Stuttgard oder auf der Solitüde befinden. In den Gemälden ſeiner Schüler findet man häufig in den ſchöneren weiblichen Geſtalten das Bild der Gräfin von Hohenheim, damaligen Geliebten des Herzogs Carl von Würtemberg, in einzelnen Zügen wieder.

Guibert (François Antoine, Graf von), wurde 1743 zu Montauban geboren, wo ſein Vater, ein Mann von ausgezeichneten militäriſchen Kenntniſſen und dem trefflichſten Herzen, in dem Regimente Auvergne diente; ſpäter wurde derſelbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris erzogen und folgte, dreizehn Jahr alt, ſeinem Vater in den ſiebenjährigen Krieg nach Deutſchland, wo er drei Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben ſo vielen in dem Generalſtabe der Armee, bei der ſein Vater damals als Maréchal de Camp ſtand. Hier fehlte es ihm eben ſo wenig an Gelegenheit, ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu erweitern, als ſich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Bellinghauſen, 1761, hatte er die beſonnene Verwegenheit, eine durch den Wechſel der Umſtände unpaſſend gewordene Ordre, die er überbringen ſollte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgange deſſelben weſentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung im corſicaniſchen Kriege 1766. Der Anführer dieſer Unternehmung, Graf Vaux, erwähnte ſeiner ſo rühmlich, daß er das Ludwigskreuz und bald darauf, als Oberſt, den Oberbefehl der neu errichteten corſiſchen Legion erhielt. Er war damals vier und zwanzig Jahr alt. Seine Muſe benutzte er zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und ſein Essai général de Tactique, précédé d'un discours sur l'état de la politique et de la science militaire en Europe (Londres 1772), vermuthlich ſchon während der deutſchen Feldzüge geſchrieben, erregte um ſo mehr allgemeines Aufſehen, als man bei den meiſten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beſchäftigt war. Hierauf machte er eine militäriſche Reiſe durch Deutſchland. Sein Reiſetagebuch, das, oft nur mit wenigen Worten, ſeine Beobachtungen enthält, iſt in dieſer Geſtalt unter dem Titel erſchienen: Journal d'un Voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par la veuve, et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieſer blos für den Verfaſſer ſelbſt beſtimmte Entwurf erſcheint, ſo wird er doch anziehend durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, beſonders auch von Friedrich II., deſſen große Eigenſchaften Guibert leidenſchaftlich bewundert. Vor ſeiner Abreiſe hatte er ſich durch die drei Trauerſpiele: Le Connétable de Bourbon, la mort des Gracques, und Anna Boleyn auch als dramatiſchen Dichter gezeigt; doch haben

dieſe Stücke kein dauerndes Anſehen behaupten können, da Styl und Compoſition zu mangelhaft ſind. 1769 erſchien ſeine Défense du système de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenſtände der Taktik, in die er ſich um dieſe Zeit verwickelt ſah, und wobei er ſich gegen den Marſchall von Broglio erklärte, der das auf den Küſten der Normandie zuſammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehreren Schriften, unter andern zu der Réfutation complète du système de M. Ménil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika beſtimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu ſeiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muſe benutzte er zur Ausarbeitung ſeiner Histoire de la milice française, die jedoch nicht im Druck erſchienen iſt. Er bereiſte um dieſe Zeit auch Frankreich, um die Invaliden-Compagnien für ſeinen Vater zu beſuchen und den Mißbräuchen bei denſelben abzuhelfen. 1786 ward er Mitglied der franzöſiſchen Akademie; 1787 ſchrieb er ſeine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigſten Denkmählern gehört, die dem großen Könige geſetzt worden ſind. Ueberhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf ſeine Geliebte, die l'Espinaſſe, namhaft machen, zu ſeinen vollendeteſten Arbeiten. Kraft, Phantaſie, Klarheit und eine gewiſſe Kunſtloſigkeit feſſeln den Leſer und entſchädigen ihn für manche Nachläſſigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsminiſters geſetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcodex übertragen worden war; ein Poſten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verurſachte. Er ſtarb 1790 im 47. Jahre ſeines Alters. Der Hauptzug in ſeinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfaſſende Thätigkeit, ſeine herrſchende Leidenſchaft und ſein Lieblingsſtudium waren Kriegskunſt und Kriegswiſſenſchaft. Er hatte ein ſtarkes Gedächtniß und eine ſehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco). Dieſer berühmte Geſchichtſchreiber wurde den 6. März 1482 zu Florenz geboren, wo ſeine Familie, die übrigens noch beſteht, in angeſehenen Verhältniſſen lebte. Anfänglich der Rechtskunde ſich widmend, erwarb ſich Guicciardini ſchnell einen ſo großen Ruf, daß er ſchon im 23. Jahre die Profeſſur der Rechte erhielt und, ohngeachtet er noch nicht das von den Geſetzen ſeines Landes dazu vorgeſchriebene Alter erreicht hatte, zum Geſandten an den Hof Ferdinands von Aragonien ernannt wurde. Drei Jahre darauf rief ihn Leo X. an ſeinen Hof und übertrug ihm die Verwaltung von Modena und Reggio. Dieſe Stelle bekleidete er auch unter Hadrian VI. zu allgemeiner Zufriedenheit, und als hierauf Clemens VII. (von Medicis) den päpſtlichen Stuhl beſtieg, ward er in die von den Parteien der Guelfen und Gibellinen zerriſſene Romagna geſendet, woſelbſt es ihm durch ſtrenge und gewiſſenhafte Ausübung der Gerechtigkeit bald gelang, die Ruhe wieder herzuſtellen. Auch ſorgte er hier durch Anlegung von Landſtraßen, Aufführung öffentlicher Gebäude, Errichtung nützlicher Anſtalten, vielfach für das allgemeine Beſte. Zum General-Lieutenant des heiligen Stuhls ernannt, vertheidigte er ſodann mit großer Tapferkeit das von den Franzoſen belagerte Parma (wenigſtens berichtet er dies in ſeiner Geſchichte ſelbſt; Angeli, Verfaſſer einer Geſchichte von Parma, meldet dagegen das völlige Gegentheil von ihm und bezüchtigt ihn ungemeiner Feigheit), und wurde ſpäter von den Florentinern nach dem Tode des Johann von Medicis erſucht, an deſſen Stelle das Commando der berühmten ſchwarzen

Schaar, der Elite der damaligen Truppen in Italien, zu übernehmen, wogegen jedoch der Papſt in ſo fern proteſtirte, daß er wenigſtens Guiccardini noch für einige Zeit in ſeinen Dienſten behalten konnte. Er ſtillte hier auch noch in der Eigenſchaft eines päpſtlichen Dieners den in Bologna ausgebrochenen Aufſtand, und kehrte hierauf, ohngeachtet der heilige Vater ihn noch länger an ſich zu feſſeln ſuchte, in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er fortan in Zurückgezogenheit zu leben beſchloß und (1534) ſein großes Geſchichtwerk über Italien begann, das ſeitdem in vielfachen Auflagen neu erſchienen iſt und ihm einen bleibenden Rang unter den erſten Hiſtorikern erworben hat. Auch in ſeiner Zurückgezogenheit nützte Guicciardini indeß immer noch dem Vaterlande und ſeine Rathſchläge hielten oft die Ausbrüche der übertriebenen Verſchwendungs- und Herrſchſucht des Alexander Medicis, welcher den Geſchichtſchreiber ſehr hoch ſchätzte, zurück. Derſelbe Fall war auch mit Carl V., deſſen Intereſſe Guicciardini in ſeinen Verhandlungen mit Neapel beförderte, und der einſt, als ſich ſeine Hofleute darüber beklagten, daß er den Florentiner ihnen vorzöge, erwiederte: „Ich kann jeden Augenblick hundert Grands von Spanien, aber in hundert Jahren keinen Guicciardini machen.“ Als Alexander Medicis durch ſeinen Verwandten Lorenzo ermordet wurde (1536) und die Florentiner unter des Cardinal Cibo Vorſitz die alte republikaniſche Verfaſſung herſtellen wollten, da trat Guicciardini, einſehend, wie wenig das entartete Volk noch dazu tauglich war, faſt allein auf, und bewieß, daß wenn der Staat nicht eine Beute der Fremden und der Factionen werden ſollte, die monarchiſche Regierungsform beſtehend werden müßte; und ſeine Beredſamkeit und die Kraft ſeiner Gründe errang den Sieg über die Menge, und Cosmus von Medicis wurde zum Großherzog von Florenz proclamirt. Guicciardini ſtarb 1540 und wurde ſeiner Anordnung gemäß ohne Pomp in der Kirche Sancta Felicita zu Florenz beigeſetzt. Seine ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſein edler Eifer fürs Beſte des Staates machten, daß er allgemein bedauert wurde. Man erzählt von ihm, daß ſeine Liebe zu den Studien ſo groß geweſen ſei, daß er oftmals zwei bis drei Tage, ohne ſich niederzulegen und ohne Speiſe zu nehmen, bei ſeinen Arbeiten verweilte. Ein Werk von ihm, das ſpäter ins Franzöſiſche überſetzt wurde: „Rathſchläge in Staatsſachen“ erſchien 1525 zu Antwerpen.

Guido (Gui) von Arezzo, d. h. aus Arezzo gebürtig, lebte im 11. Jahrh. als Benedictinermönch in dem Kloſter Pomposa im Herzogthum Ferrara. Er iſt in der Geſchichte der Tonkunſt einer der merkwürdigſten Männer und nicht mit Unrecht nennt man ihn den Vater der neueren Muſik. Bis auf ihn hatte man aus Mangel einer Bezeichnung der einzelnen Töne in der Octave nur mühſam den ſogenannten canto fermo (die einzige damals gebräuchliche Singart) einüben können, und die Sache war um ſo ſchwieriger geweſen, da ſich eben deswegen das Verhältniß der halben Töne zu dem Verhältniß der verſchiedenen Tetrachorden nicht wohl beſtimmen ließ und daher faſt ſtets eine unreine Intonation erfolgte. Lange ſann Guido nach, dieſem Uebel durch Aufſtellung einer feſten und ſichern Regel, wie jetzt die diatoniſche Tonleiter iſt, abzuhelfen, und er erkannte endlich, daß die erſten Sylben der zu jener Zeit häufig vorkommenden Hymne des heil. Johannes:

Ut queant laxis *Fa*muli tuorum
*Re*sonare fibris *Sol*ve poluti
*Mi*ra gestorum *La*bii reatum
Sancte Joannes,

durch die gebräuchliche Intonation eine aufſteigende diatoniſche Scala in folgender Geſtalt bilden:

La
Sol
Fa
Mi
Re
Ut,

die, als Grund beim Geſange angewendet, ein richtiges Maß der diatoniſchen Töne innerhalb des Raums von einem Ton bis zu deſſen Wiederkehr (Octave) geben. Nun hatte man zwar die ſieben Töne, welche eine Octave bilden, ſchon vor ihm nach den erſten Buchſtaben des Alphabets A, B, C, D, E, F, G genannt, allein Guido ſetzte nunmehr das Verhältniß folgendermaßen feſt: C = ut, D = re, E = mi, F = fa, G = sol, A = la. Für das B allein fand ſich in Guidos neuem Tonſyſtem, der die Hexachorden den Tetrachorden der Griechen ſubſtituirte, keine entſprechende Sylbe; ſpätere Muſiker jedoch nahmen Si, andere Bi, noch andere Ei, Ni, Ci oder Za noch dafür an, wie denn überhaupt die Tonbenennungen ſeitdem nicht bei allen Völkern dieſelben wurden, ſondern die Italiener z. B. ſtatt des dumpfklingenden Ut, Do ſetzten, die Engländer ſich überhaupt nur 4 Sylben bedienen (mi, fa, sol, la), und die Deutſchen den Gebrauch, die Scala mit Buchſtaben zu bezeichnen (C, D, E, F, G, A, H), beibehielten. Dieſe Tonleiter war aber nicht das Einzige, was Guido erfand. Wie man ſagt, war er der erſte, welcher unſere heutige Art von Noten auf über einander geſtellten Linien (um dadurch zugleich die Höhe des Tons zu bezeichnen) einführte, indem man dies früher beim Niederſchreiben der Töne durch lateiniſche Buchſtaben angedeutet hatte; auch bereicherte er die Muſik noch durch Einführung des C und F Schlüſſels und erweiterte das aus 15 Saiten beſtehende Diagramma der Griechen auf 21 (2 Octaven u. eine Sexte, F A B C D E F G a b | c d e f g $\genfrac{}{}{0pt}{}{a\ b\ |\ c\ d}{a\ b\ |\ c\ d}$) welches Syſtem ſeitdem nach der griechiſchen Gamma, auch Scala oder Main harmonique benannt wurde; letzteres, weil Guido zur Erleichterung des Studiums auf den Gedanken gekommen war, eine linke Hand zu zeichnen, auf deren Fingern durch Buchſtaben die Töne des Claviers nach den Regeln der Tonveränderung, die man vor der Einſchiebung des ſiebenten Tones (Si oder H) hatte annehmen müſſen, um über die nach alter Art in dem Solfeggio nur gebrauchten 6 Töne nach oben oder unten hinausgehen zu können, angegeben waren. Ferner beſtimmte er den Umfang, das Verhältniß und die Intervallen ſowol der Octaven unter einander, als der Quinten und Quarten. Dieſe, auf die Ausbildung der Kunſt ungemein wichtig einwirkenden Erfindungen ſind ihm jedoch zum Theil von dieſen und jenen abgeſtritten worden, und ſollen bald früher, bald ſpäter von Andern gemacht worden ſein; dem ſei indeß wie ihm wolle, ſo viel bleibt immer gewiß, daß durch ſeine unbeſtreitbare Aufſtellung der Singſcala ein ungemeiner Gewinn entſtand, indem nun, wie dies Guido an ſeinen Zöglingen ſelbſt bewieß, mit Leichtigkeit in wenig Wochen richtig erlernt werden kann, was ſonſt das angeſtrengteſte Studium und den eiſernen Fleiß von Jahren erforderte. Von ſeinem Leben weiß man nur, daß er viel von Feinden und Neidern ſeines muſikaliſchen Ruhmes zu leiden hatte und deswegen eine Zeit lang gezwungen war, ſein Kloſter zu verlaſſen und ſich nach ſeiner Vaterſtadt zurückzuziehen. Durch Johann XIX. oder XX. ward er aber wieder in Pompoſa ein-

geſetzt und das Machtgebot dieſes Papſtes, der ſich ſehr für Guidos muſikaliſche Entdeckungen intereſſirte und ihre Zweckmäßigkeit einſah, machte endlich auch die Gegner des gelehrten Mönchs verſtummen. Gerbert, Abt von St. Blaſien im Schwarzwalde, hat in ſeinen Scriptores ecclesiastici de musica sacra alles geſammelt, was er von Guido von Arezzos Werken habhaft werden konnte; doch haben dieſe Sachen jetzt nur noch antiquariſchen Werth, beſonders da durch die ſpätere Hinzufügung der ſiebenten Notenbenennung in der Octave ſeine Methode der Uebertragung des Tons in eine andere Octave, unbrauchbar geworden iſt. Daß nach Guidos Tode, deſſen Zeit ſich nicht genau beſtimmen läßt, andere Orden, wie z. B. die Camaldulenſer, und andere Länder (die Normandie und Deutſchland) auf die Ehre Anſpruch machten, den Vervollkommer der Muſik beſeſſen zu haben und deswegen mancherlei unhaltbare Aufſtellungen vorbrachten, mag hier nur noch ſchlüßlich erwähnt ſein.

Guido Reni, ſ. Reni.

Guignes (Joſeph de), einer der gelehrteſten Orientaliſten, geboren zu Pontoiſe 1721, ſtudirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dolmetſcher, und 1753 zum Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Er legte ſich beſonders auf das Studium der chineſiſchen Charaktere. Indem er ſie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß ſie nur eine Art von Monogrammen ſeien, gebildet aus drei ägyptiſchen Buchſtaben, und daraus ſchloß er, daß China durch eine ägyptiſche Colonie bevölkert worden ſei. Das Journal des savans hat er 35 Jahre lang, ſo wie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Aufſätzen bereichert, in denen ſich tiefe Gelehrſamkeit, neue Anſichten und eine ſcharfſinnige Kritik zeigen. In einem Alter von faſt 80 Jahren gerieth er durch die Revolution in Mangel; aber auch in dieſen Verhältniſſen behielt er ſeine Gemüthsruhe, ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubten, irgend eine Unterſtützung anzunehmen. Er ſtarb zu Paris 1800. Unter ſeinen zahlreichen Schriften behauptet unſtreitig den erſten Platz ſeine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, 5 V., 4. In dieſem Werke, auf welches der Verfaſſer einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigſten, zum Theil noch unbenutzten morgenländiſchen Quellen, zu denen er ſich den Weg durch ein umfaſſendes Sprachſtudium gebahnt hatte, ſchöpfte, findet man viele Aufſchlüſſe über die Geſchichte des Kalifats, der Kreuzzüge und des Orients überhaupt. Von Seiten des Fleißes iſt kaum etwas zu wünſchen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Styl, einen reinen Geſchmack und die nöthige Kritik. Die Sprache iſt zum Theil nachläſſig behandelt. Ein beßrer Geſchmack würde die eigenthümlichen orientaliſchen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philoſophie war nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern der Ereigniſſe zu enthüllen, und die Hauptſachen zu erörtern, über welche zu oft leicht hinweggeſchlüpft wird. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Maſſe von Handſchriften geſchöpft, und iſt, wie dieſer, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widerſprüche verfallen. Von großem Werthe ſind: ſein Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie epyptienne; eine Ueberſetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chineſen; l'Art militaire des

Chinois, von Amiot überſetzt, und von de Guignes herausgegeben, und einige andere, außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Akademie, und verſchiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la Bibliothèque royale. Sein Sohn Chretien, geb. 1759, bildete ſich ebenfalls zu einem vorzüglichen Kenner der chineſiſchen Sprache und Literatur aus, und hat man von ihm zahlreiche Abhandlungen darüber. Sein chineſiſches Wörterbuch, mit franz. und lateiniſchen Erklärungen iſt in der typographiſchen Ausführung ein Meiſterwerk und wird überhaupt geſchätzt.

Guillotine. Irriger Weiſe wird dieſe Köpfmaſchine für eine während der franzöſiſchen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben ſo falſch ſind die gewöhnlichen Meinungen über dieſen Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, der zu Saintes 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch ſeine Bittſchrift der ſechs Corps aber, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf ſich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalverſammlung ernannt wurde, wo er ſich durch ſeine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Dec. 1789 einen Bericht über das peinliche Geſetzbuch abſtattete, in welchem der Ton der äußerſten Humanität herrſchte, und den er mit dem Vorſchlage der unglücklichen Maſchine, ſtatt des qualvollen Stranges, ſchloß, die ſeinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen ſeine Abſicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung ſo vieler unſchuldigen Schlachtopfer wurde. Er ſtarb den 26. Mai 1814 in Paris, als einer der geſchickteſten Aerzte. Wie Pater Labat in ſeinen Reiſen erzählt, iſt die ſogenannte Guillotine eigentlich eine perſiſche Erfindung. Daß ſie auch in Europa ſchon früh gebraucht wurde, beweiſen mehrere alte Erzählungen und Denkmähler. Conradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, ſondern allen Nachrichten zufolge durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die welſche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutſchland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man ſie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erſte Verurtheilte mit der Guillotine hingerichtet. Hernach kamen tragbare Guillotinen in Gebrauch, welche von Ort zu Ort gebracht und aufgerichtet wurden. Schon in älteren deutſchen und engliſchen Werken findet man die Guillotine abgebildet.

Guinea, ein großes Küſtenland in Weſtafrika, deſſen Grenzen von den verſchiedenen handelnden Nationen ganz verſchieden beſtimmt werden. Die Holländer rechnen Senegambien dazu, und nennen vom Cap Blanco 21° N. B. an, die ganze Küſte bis hinunter nach Congo und Loango, Guinea. Nach den Franzoſen liegt Guinea zwiſchen dem Cap Monte $11\frac{1}{2}°$ W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwiſchen dem Gambia, $12\frac{1}{2}°$ und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit Namen Ober- oder Nordguinea und Südguinea erſtreckt ſich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir dieſe Beſtimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küſte Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldküſte, die Reiche Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbekannten Länder zwiſchen 5° N. B. und 1° S. B. zu Guinea. Das Land erſtreckt ſich alſo beinahe 500 Seemeilen an der Küſte hinunter und wird von den mannichfaltigſten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Aequator liegt,

ſo iſt die Hitze das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indeſſen wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küſte bis an den Rio Grande, ſehr niedrig, und daher ungeſund iſt, iſt der größte Theil des Landes an ſich geſünder, als manche andere Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen. Das Innere des Landes iſt ſehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäiſchen Niederlaſſungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra-Leona, auf der Goldküſte und in Benin, ſind neuerlich etwas bekannter geworden, vorzüglich das Land der Aſchantis durch den Engländer Bowdich. Entdeckt wurden dieſe Länder zuerſt 1455 durch den Venetianer Ca da Maſto (ſ. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andere Europäer dahin. Die Portugieſen haben im ſüdlichen Theile die meiſten Niederlaſſungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküſte, Franzoſen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und ſogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürſten drei Niederlaſſungen auf der Goldküſte, die ſie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verſchiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, iſt beſonders die Pfeffer- oder Körnerküſte merkwürdig. Sie erſteckt ſich 100 Seemeilen weit vom Cap Meſurado bis zum Palmenvorgebirge, und iſt im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwäſſert. Den Namen hat dieſe Küſte von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier häufig wachſen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird dieſe Küſte zum Theil von den kriegeriſchen Yolofs (Jaloffen), den ſchwärzeſten und größten unter allen Negern, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt ſind. Sie ſind faſt alle eigentliche Neger, der Mohammedaniſchen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen auf völlig despotiſche Weiſe regiert. Einige unter ihnen, beſonders in der Nähe des Rio Seſtos, ſind von ſanfteren Sitten und dem Handel ergeben, den ſie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldſtaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter öſtlich iſt die Elfenbeinküſte, die ſich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erſtreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäiſche Niederlaſſung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküſte, die weſtlich vom Cap Apollonia bis zum Rio Volta eine Ausdehnung von 60 Seemeilen hat. Hier finden ſich die Negerſtaaten Apollonia und Axim mit dem holländiſchen Fort St. Anton und andere holländiſche Niederlaſſungen, unter welchen St. Georg de la Mina die wichtigſte iſt. Die vornehmſte brittiſche Beſitzung und Feſtung auf dieſer Küſte heißt Cap Coaſt Caſtle (auch Cabo Corſo genannt). Die ganze Küſte, ſo wie das Innere des Landes, iſt außerordentlich volkreich; die Aſchantis ſind die mächtigſte Nation und geſitteter als ihre Nachbarn. Nach der Goldküſte folgt die Sklavenküſte, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit ſich erſtreckt. Hier ſind die Hauptſtaaten Whida und Dahomey, beide mächtig und äußerſt volkreich. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien.

Guinee, eine engliſche Goldmünze, einundzwanzig engliſche Schilling enthaltend, über 7 Rthlr. Conv. Geld. Die erſten dieſer Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher der Name.

Guiscard (Robert), Herzog von Apulien und Calabrien, ein Sohn des berühmten Tankred von Hauteville, ward um das Jahr 1015 geboren. Hauteville hatte eine Menge Söhne, und ſeine Beſitzungen in der Normandie waren nur klein. Dies veranlaßte ſeine drei älteſten Söhne, Wilhelm den Eiſenarm, Dagobert und Humphrey, ſich nach Italien zu wenden und ihre Dienſte den dortigen, in ſteten Kriegen begriffenen Fürſten anzubieten. Glück, Muth und Liſt verhalfen Wilhelm Eiſenarm, der die Schwäche der italieniſchen Fürſten trefflich zu benutzen verſtand, zum Beſitz von Apulien, und Robert von Guiscard, heranwachſend in dieſer Zeit, brannte vor Begierde, das glänzende Loos ſeiner Brüder in Italien zu theilen. Ein Häuflein Abenteurer fand ſich in jener zu allen abenteuerlichen Unternehmungen aufgelegten Zeit bald, das in Hoffnung auf reiche Beute bereit war, ihm zu folgen, und Robert, dem nicht weniger Muth einwohnte wie ſeinen Brüdern, zeichnete ſich nun bald in einer Menge von Gefechten ſo aus, daß die von ſeinen Thaten begeiſterten Krieger ihn nach ſeines Bruders Humphrey Tode einſtimmig zum Grafen von Apulien ausriefen; eine Würde, welche Guiscard auch kein Bedenken trug anzunehmen, obſchon Humphreys Kinder dadurch in ihren Rechten gekränkt wurden. Bald darauf eroberte er auch Calabrien, in deſſen Beſitz ihn Papſt Nicolaus II. beſtätigte, der ihn nicht lange vorher, wegen ſeiner vielfachen Gewaltthätigkeiten, in den Bann gethan hatte. Aus Dankbarkeit für dieſe Geſchmeidigkeit des Pontifex machte Robert ſich nun verbindlich, dem römiſchen Stuhle jährlich einen Tribut zu entrichten und von daher ſchreibt ſich denn das bis in unſern Zeiten herüber beſtandene Lehnrecht des päpſtlichen Hofes über Neapel. In Apulien ſelbſt herrſchte Guiscard mit großer Willkür. Dies Land hatte bis auf ihn noch mehrere Privilegien und eine Art Verfaſſung gehabt; kaum war er aber am Ruder, ſo vernichtete er dies alles, und da natürlich hierüber unter dem Adel — denn dieſer hatte damals allein Rechte — Mißvergnügen und Verſchwörungen entſtanden, ſo beſtrafte Robert mehrere mit dem Tode und unterwarf die Andern. Jetzt dachte er auch noch darauf, Sicilien zu erobern, deſſen Beſitz ihm der gefällige Nachfolger des heiligen Petrus ſchon im voraus zugeſagt hatte. Er ſandte deswegen den jüngſten ſeiner Brüder, Roger, deſſen Tapferkeit ſich bereits in manchem Kampf bewährt hatte, an der Spitze von nur 300 entſchloſſenen Kriegern nach dieſer Inſel, und wirklich nahm auch Roger im Jahre 1060 Meſſina mit dieſer kleinen Schaar ein. Im folgenden Jahre ſchlugen hierauf die beiden Brüder vereint die Sarazenen in der Ebene von Enna, und nur die Zwiſtigkeiten, welche unter den Siegern ausbrachen, vernichteten einen Theil der Folgen dieſes Sieges. Guiscard hatte nämlich ſeinem Bruder die Hälfte von Calabrien verſprochen, falls ihm der Zug nach Sicilien gelänge; jetzt wollte er ihm indeß nur ein paar Städte geben, und da Roger hierüber unzufrieden war, ſo beſchloß Robert, den Bruder feſtnehmen zu laſſen. Die Anhänger Rogers kamen ihm aber zuvor; Robert wurde ſelbſt gefangen und Roger war ſo edelmüthig, dieſen Vortheil nicht zu benutzen. Dies brachte Guiscard zur Beſinnung; er verſöhnte ſich mit dem Bruder, gab ihm das Verſprochene und die Inſel ward nun faſt ganz durch dieſen tapfern Krieger erobert, der nachher erſter Graf von Sicilien wurde, während Guiscard die in Unteritalien noch in den Händen der Sarazenen ſich befindenden Städte belagerte, die ſich zum Theil ungemein lange hielten, wie z. B. Saler=

no und Bari, vor welchem letztern Ort Guiscard 4 Jahre lang lag und aller Unbill der Witterung und den Gefahren des Krieges in einer Laubhütte, die er ſich an den Wällen dieſer Stadt hatte erbauen laſſen, trotzte. So gelang es ihm nach und nach, die Provinzen, welche das heutige Königreich Neapel bilden, zuſammenzubringen, und er würde ſeine ſiegreichen Fahnen auch noch weiter haben flattern laſſen, wäre er nicht wegen eines Einfalles in Benevente von Gregor VII. in den Bann gethan worden, was ihn denn nöthigte, ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Eroberungsſucht nach dieſer Seite hin Schranken zu ſetzen. Die Verlobung ſeiner Tochter Helena mit Conſtantin Ducas, dem Sohn und Erben von Michael VII. gab ihm ſpäter Gelegenheit, ſich in die wilden Händel des griechiſchen Kaiſerreichs zu miſchen. Er rüſtete eine anſehnliche Flotte aus, ſandte ſeinen Sohn Bohemund zur Eroberung von Corfu und ſchickte ſich ſelbſt an, Durazzo anzugreifen. Sturm und anſteckende Krankheiten machten aber dies Unternehmen beinahe ſcheitern. Alexis Comnenus, damals Herrſcher von Conſtantinopel, nahte ſich mit einem überlegenen Heere: es kam unter den Mauern von Durazzo zur Schlacht, in welcher ſich der Sieg erſt auf die Seite der Griechen neigte; Guiscards unerſchütterlicher Muth gab aber der Sache einen andern Ausſchlag. Er ſammelte die ſchon fliehenden Haufen der Seinen, führte ſie von neuem in den Kampf und errang einen vollſtändigen Triumph über den ſechsmal ſtärkeren Feind. Durazzo mußte ſich ergeben, Robert drang in Epirus ein, näherte ſich Theſſalonik und verſetzte die Hauptſtadt des Reichs in Schrecken. Mitten auf dieſer Siegesbahn hemmte ihn aber die Nachricht, daß Kaiſer Heinrich III. von Deutſchland in Italien eingerückt ſei. Er übergab Bohemund den Oberbefehl, und eilte in die Heimath zurück, um Gregor VII., der in der Engelsburg belagert ward, gegen die Deutſchen beizuſtehen. Heinrich III. ward zum Rückzug genöthigt, Gregor befreit und nach Salerno in Sicherheit gebracht, und Guiscard eilte nun von neuem nach Epirus, wo er die Griechen wiederholentlich ſchlug, ſich mit Hülfe ſeiner Flotte vieler Inſeln des Archipels bemächtigte und eben im Begriff ſtand, auf Conſtantinopel los zu gehen, als ihn der Tod auf der Inſel Cephalonia den 17. Juli 1085, im 70. J. ſeines Alters, von der Welt abrief. Sein Heer zog ſich nun zurück und der griechiſche Kaiſerthron war gerettet. Guiscards Leiche wurde auf einer Galeere eingeſchifft, die bei Venuſa Schiffbruch litt, woſelbſt man dann die Ueberreſte des kriegeriſchen Fürſten in der Kirche zum heil. Geiſt zur Ruhe brachte. Seine Söhne Bohemund und Roger theilten ſich, nicht ohne Hader, in die von ihrem Vater eroberten Länder, ſo daß der Erſtere Tarent, der Andere Apulien bekam. Robert Guiscard hinterließ den Ruhm, die Wiſſenſchaften beſchützt zu haben und in ſeinen Privatverhältniſſen von einem ſtets achtungswerthen Charakter geweſen zu ſein. Sein Aeußeres war kriegeriſch und kräftig; ſeine Tapferkeit unbegrenzt. Die hohe Schule von Salerno nennt ihn ihren Stifter.

Guiſchard (Carl Gottlieb). Dieſer unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Liebling Friedrichs II. war 1724 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden Theologie, alte Literatur und orientaliſche Sprachen, trat aber 1747 als Fähnrich in ſachſen-hildburghauſiſche Dienſte, hielt ſich ſeit 1754 1½ Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur verbündeten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in ſein Gefolge, und gab ihm den Namen Quintus Ici-

lius. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträge ſo geſchickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch ſieben andere Freibataillone zu errichten. 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leiſtete die ihm obliegenden Dienſte bis an das Ende des Krieges unter großen Beſchwerlichkeiten und Gefahren. In Sachſen beſchuldigte man ihn jedoch vieler Erpreſſungen und Plünderungen. Nach wiederhergeſtelltem Frieden ward ſein Regiment 1763 am Tage des Einmarſches zu Berlin zu ſeinem großen Verdruſſe aufgelöſt; ihn aber behielt der König bei ſich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Oberſtlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König ſeines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten geben Beweiſe davon; doch mußte er ſich auch vieles von den Launen gefallen laſſen, der ihn zuweilen mit beißendem Scherz angriff. Er ſtarb 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militairs, als welchen er ſich durch ſeine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, und durch ſeine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irthümer des Chevalier Folard.

Guiſe iſt der Name einer berühmten herzogl. Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringiſchen Hauſes. Claude von Guiſe, der zweite Sohn des Herzogs von Renatus von Lothringen, geb. um 1496, ließ ſich in Frankreich nieder, und vermählte ſich 1513 mit Antoniette von Bourbon. Seine Tapferkeit, ſein kühner Geiſt, ſeine großen Eigenſchaften erwarben ihm ein großes Anſehen, und machten ihn zum Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafſchaft Guiſe 1527 zum Herzogthum und zur Pärie erhoben. Bei ſeinem Tode, 1550, hinterließ er ſechs Söhne und fünf Töchter, wovon die älteſte an den König von Schottland, Jacob V., vermählt war. Den Glanz des Hauſes hob vornehmlich ſein älteſter Sohn: Guiſe, (Franz, Herzog von Lothringen), geb. 1519, und von einer Wunde, die 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die eine bleibende Narbe auf ſeinem Geſicht zurückließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weiſe bewährte ſich ſein Muth 1553 zu Metz, das er gegen Carl V. glücklich behauptete, obgleich derſelbe geſchworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. Aug. 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien, und ward zum Lieutenantgeneral über alle königlichen Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte ſich, ſobald er an der Spitze der Truppen ſtand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche ſie 210 Jahre beſeſſen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit deſſen Schweſter er ſich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verſchwörung von Amboiſe, welche 1560 von den Proteſtanten angeſponnen wurde, um ihn zu ſtürzen, hatte er den entgegengeſetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erſt nach dem Tode Franz II. verminderte ſich ſein Anſehen, ohne

jedoch ſich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten ſich die Parteien der Condé und Guiſe. Auf der Seite von dieſen ſtanden der Connetable von Montmorency und der Marſchall von Saint-André; auf der Seite von jenen die Proteſtanten und Coligni. Der Herzog von Guiſe, ein eben ſo eifriger Catholik als Feind der Proteſtanten, beſchloß, ſie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Valſi über die Grenzen der Champagne gegangen war, fand er die Calviniſten, welche in einer Scheuer die Pſalmen von Marot ſangen. Sein Gefolge beleidigte ſie, man ward handgemein, und faſt 60 dieſer unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieſes unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guiſe nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Dec. 1562. Am Abende nach dieſem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demſelben Zelte mit dem gefangenen Prinzen Condé, theilte mit demſelben ſein Bett und ſchlief ruhig an der Seite ſeines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund ſah. Damals war der Herzog auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er rüſtete ſich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der proteſtantiſchen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Piſtolenſchuß von Poltrot de Mérey, einem hugenottiſchen Edelmann, ihn am 24. Februar 1563 tödtete.

Guiſe (Heinr., Herzog von Lothringen), älteſter Sohn des Vorgenannten, war 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerſt in der Schlacht von Jarnac, 1569. Seine ſchöne Geſtalt gewann ihm alle Herzen, und er ſäumte nicht, ſich die Vortheile zu verſchaffen, welche die allgemeine Gunſt ihm darbot. Er ſtellte ſich an die Spitze eines Heers, unter dem Vorwande, den catholiſchen Glauben zu vertheidigen, und rieth zu dem grauſamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht (1572). Um ſich perſönlich zu rächen, wollte er ſelbſt die Ermordung Colignis auf ſich nehmen, den er den Mörder ſeines Vaters nannte. Jetzt bildete ſich (1576) die Ligue, eine zuerſt von ſeinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfene Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigſten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündniſſe vor, das angeblich die Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben ſollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabſichtigte. Der Herzog von Guiſe, der ſich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte. entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calviniſten, und ſah ſich bald im Stande, ſeinem Fürſten ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben. Er zwang Heinrich III., alle Freiheiten der Hugenotten zu vernichten, und ging in ſeinen gebieteriſchen Foderungen ſo weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erſchien er daſelbſt 1588 und zwang den König, die Stadt zu verlaſſen und einen Vergleich mit ihm zu ſchließen. Aber berauſcht von dieſem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, ſondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchſten Gewalt ſtrebte. Eine Folge jenes Vergleichs war der Reichstag zu Blois. Der König, auf die herrſchſüchtigen Plane des Herzogs aufmerkſam gemacht, berieth ſich mit ſeinen Vertrauten, d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß man ihm einen förmlichen Prozeß nicht machen könne, ſondern ihn heimlich aus dem Wege räumen müſſe, und daß dieſe Maßregel durch ſo offenbare Majeſtätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte ſich, die Ausführung zu über-

nehmen. Man übertrug ſie daher Lognac, erſtem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 gasconiſchen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieſer wählte neun der entſchloſſenſten aus und verbarg ſie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und ſein Bruder, der Cardinal rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbiſchofs von Lyon, der ihm vorſtellte, daß ſeine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er Blois in einem ſo günſtigen Augenblicke verließ, beſchloß er, das Aeußerſte zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, 23. Dec. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verſtärkt zu ſehen. Sobald er in den erſten Saal getreten war, verſchloß man die Thür. Dennoch behielt er ſeine äußere Freundlichkeit und grüßte die Umſtehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehrern Dolchſtichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner,“ ſank er ſterbend zu Boden. Er war 38 Jahr alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch dieſen doppelten Mord nicht gelöſcht, der den Haß der Catholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) ſagte, als er die That vernahm: „Wäre Guiſe in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, ſetzte er noch hinzu, hat er ſich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben.“

Guitarre. Dieſes in unſerer Zeit nur zu ſehr Mode gewordene, der Laute ſehr nahe kommende Inſtrument iſt zwar nicht zu den Hauptinſtrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Geſänge und Lieder aber vorzüglich paſſend. Es hat ſechs Saiten, welche in die Töne G, A, d, g, h, e geſtimmt, und theils mit den Fingern geriſſen, theils mit dem Daumen geſtrichen werden (J. T. Lehmanns neue Guitarrenſchule). Ein deutſcher Künſtler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Reſonanzdecke mit einer Claviatur von ſechs Taſten, deren Tangenten bei Berührung der Taſten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat dieſe Art den Namen der Pianofortesguitarre erhalten.

Gulden, eine deutſche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groſchen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verſchiedenem Werthe in und außer Deutſchland dieſen Namen, und ſind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So iſt ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Baſel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld in Baſel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld ebendaſelbſt 17 Gr.; Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf; ein Gulden Wechſelgeld, ebendaſelbſt, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Oſtfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden polniſch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden preußiſch in Königsberg 7 Gr. 6 Pf.; ein polniſcher Gulden 4 Gr. (ſeit 1766; vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein preußiſcher Gulden 8 Gr. (ſeit 1776; vorher nur 6 Gr. 8 Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.; in Trieſt 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerſt in Florenz 1252 geſchlagen wurden, und ungefähr ſo viel als einen Ducaten galten. Daher hat man noch jetzt alte lübiſche Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten; eine

dergleichen Münze waren die rheiniſchen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte ſie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den ſie bis jetzt noch führen. Die größeren goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterſchiede Goldgulden oder Goldgülden. S. Goldgülden.

Güldene Zahl, ſ. Calender.

Gummi nannte man ſonſt ſowol die ſchleimichten, als auch die harzigen Säfte, welche von ſelbſt oder durch Einſchnitte aus den Gewächſen rinnen und an der Luft erharten, daher die Ausdrücke Gummi Copal, Gummi guttä ꝛc., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenſchleim dieſen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden ſollten. Obgleich der Pflanzenſchleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht, ſo läßt er ſich doch nicht aus allen gleich rein abſcheiden. Einige Pflanzen und gewiſſe Theile derſelben liefern ihn reichlicher als andere. Ganz rein iſt das Gummi weiß, durchſichtig, hart, ſpröde, ohne Geruch und Geſchmack, im kalten Waſſer leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, ſondern ſchwillt auf, wirft Blaſen und dampft; endlich wird es kohlig, ſchwarz und verbrennt.

Gundling (Jacob Paul, Freiherr von), geboren 1673 zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg, wo ſein Vater Prediger war, oder zu Hersbrück, ſtudirte zu Altorf, Helmſtädt und Jena, reiſte dann nach Holland und England, und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf ſpielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieſer Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrſamkeit ſonderlich ſchätzte, hörte von Gundlings gründlichen hiſtoriſchen Kenntniſſen, die derſelbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Hiſtoriographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geſchickt; allein ſein Stolz, ſeine Pedanterie und linkiſche Steifheit machten ihn bald zum Geſpötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und ſein albernes zänkiſches Betragen im Zuſtande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er ſank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne ſelbſt den geringſten Witz zu beſitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaubten ſich die plumpſten und entehrendſten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen ſich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchſten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch ſtolzer zu werden. Gundling, der zuletzt ſelten nüchtern ward, ſtarb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornſtädt in einem Weinfaſſe begraben. Nicht zu verwechſeln iſt mit ihm ſein Bruder Nicolaus Hieron. Gundling (geb. 1671, geſt. 1729), der geheime Rath und Profeſſor zu Halle, ein ſeltener Polyhiſtor, der zu ſeiner Zeit zu dem Ruhme der Univerſität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar faſt alle die Spuren der Eilfertigkeit an ſich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirkſam.

Günther (Joh. Chriſtian), wurde 1695 zu Strigau in Niederſchleſien geboren, woſelbſt ſein Vater Stadtſyndicus und Arzt war. Die guten Anlagen des jungen Menſchen zeigten ſich ſehr früh; ſchon in ſeinem zwölften Jahre verſtand Günther Lateiniſch und Griechiſch und ſein poetiſches Talent zeichnete ihn bereits auf der Schule zu

Schweidnitz vor allen ſeinen Mitſchülern aus, und erwarb ihn die Achtung und Anerkennung der Lehrer. Leider trugen aber die vielen Lobſprüche, welche er von allen Seiten eben dieſes Talentes wegen empfing, verbunden mit ſeiner lebhaften und ungeregelten Einbildungskraft, nur dazu bei, ihn zu verderben. Stolz auf das, was ihm die Gunſt der Muſen mit Leichtigkeit und ohne Mühe gewährte, verſäumte er, ſeinen Geiſt mit ernſten Dingen zu nähren, und da ihn zugleich auch ſeine Lage zwang, auf den Gewinn zu ſehen, ſo fing er an, ſein ſchönes Talent dem Meiſtbietenden Preis zu geben. Vergebens waren die Ermahnungen ſeiner akademiſchen Lehrer in Wittenberg und ſeiner Freunde und Gönner im Vaterlande; er fuhr fort, ein unordentliches und lockeres Leben zu führen, perſiflirte die, ſo ihm Vorſtellungen machten, in bitteren Satyren und ward endlich Schulden wegen feſtgeſetzt. Als er ſeine Freiheit wieder erhielt, ging er nach Leipzig (1717), wo er an Menke einen Beſchützer fand und ſich wirklich auf einige Zeit lang ſo gut benahm, daß man hoffte, er werde endlich einmal dem rohen und wüſten Leben entſagen. In dieſer Periode verfaßte er ſein Gedicht zur Feier des Friedens, welchen der deutſche Kaiſer damals mit den Türken ſchloß, wodurch denn ſein Ruhm als Dichter allgemeine Ausbreitung erhielt, und bald darauf ward er von ſeinem Beſchützer Menke dem Könige von Polen und Churfürſten von Sachſen empfohlen, der den jungen Poeten gern ſelbſt kennen lernen und für ihn ſorgen wollte. Der Wirbel eines lüderlichen Treibens hatte aber den Unglücklichen ſchon wieder ergriffen. Als er in Dresden ankam und dem Könige vorgeſtellt wurde (1719), war er dermaßen betrunken, daß er kein Wort hervorbringen konnte und der Monarch ihn mit Verachtung entließ. Auch Menke, empört über ein ſolches, ihn ſelbſt compromittirendes, Benehmen, zog ſeine Hand von ihm ab und Günther irrte von nun an, immer tiefer in Elend und Ausſchweifung verſinkend, heimathlos und unſtätt umher, allein von den Wohlthaten ſeiner Bekannten lebend und außer Stande, ſich durch einen feſten Entſchluß aus der Tiefe, in welche er verloren ging, zu retten. Er ſtarb den 15. März 1723, kaum 28 Jahr alt, im ſchrecklichſten Elend, das traurige Bild eines in Lüderlichkeit und Verwahrloſung untergegangenen Menſchen darſtellend, deſſen Geiſt und Talent zu den ſchönſten Erwartungen berechtigte. Er war was man einen geborenen Dichter nennt, und ſein Talent ſo groß, daß ſelbſt in den letzten Augenblicken ſeines in Jammer und Gemeinheit verſinkenden Lebens, noch oft der ihm inwohnende Götterfunke wie ein Blitz durch die Nacht ſich zeigte, freilich aber auch immer gleich wieder wie der Blitz von der Nacht der Verworrenheit ſeines Seins verſchlungen ward. Nach ſeinem Tode kam eine Sammlung, ſowol ſeiner lateiniſchen als deutſchen Gedichte in 4 Bänden heraus, wovon die 6te Auflage 1764 erſchien. Auch eine, angeblich ſelbſt verfaßte Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Wanderungen, der einige Briefe von ihm an Freunde angehängt ſind, erſchien 1732 in Leipzig. Mehrere ſeiner Dichtungen hat Mathiſon in ſeiner Anthologie aufgenommen. In Meiſters Werken über die deutſchen Dichter und in Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur findet man vielfache Notizen über Günthers Leben.

Guſtav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Guſtav Waſa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Waſa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur ſo ſelten hervorbringt, die ſie aber mit allen Eigenſchaften ausſtattet, ein Volk zu beherrſchen.

Schon ſein ſchöner Wuchs und ſein edles Aeußere gewannen ihm die Herzen. Seine kunſtloſe Beredſamkeit riß unwiderſtehlich hin; ſein Genie entwarf verwegene Plane, aber ſein unbeſiegbarer Muth wußte ſie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerſchrocken mit Beſonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und ſo tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei ſein kann. Als der tyranniſche Chriſtian II. von Dänemark in Gemäßheit der kalmariſchen Union ſich des ſchwediſchen Throns zu bemächtigen ſtrebte, faßte Guſtav den Entſchluß, ſein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten: die Ausführung ſeiner Plane wurde jedoch für einige Zeit unterbrochen, da Chriſtian ſich ſeiner Perſon bemächtigte, und ihn, nebſt ſechs andern vornehmen Schweden, als Geißel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des J. 1519 die Erfolge Chriſtians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens faſt vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, ſein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am erſten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er jüdländiſche Ochſenhändler; um ſich ſicherer zu verbergen, nahm er Dienſte bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senate in Schutz genommen; ja man verſprach ihm ſogar Unterſtützung zu ſeinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf ſchiffte er ſich ein und landete zu Kalmar. Die Beſatzung, der er ſich entdeckte, weigerte ſich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Chriſtian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgeſtoßen von Freunden und Verwandten, wendete er ſich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieſer Provinz Hülfe zu ſuchen. Nur mit Mühe den ihn umgebenden Gefahren entgangen, fand er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit ſeinem Anſehen, ſeinem Geld und ſeinem Rath unterſtützte. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Feſt, zu welchem ſich die Bauern des Cantons verſammelt hatten; Guſtav erſchien unter ihnen. Seine edle, zuverſichtliche Miene, ſein Unglück und der Abſcheu gegen Chriſtian, der eben den Antritt ſeiner Regierung durch ein ſchreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh ſeinen Worten eine ſiegende Kraft. Ausrufungen der Wuth unterbrachen ihn; man lief zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wurde erſtürmt. Muthig gemacht durch dieſen erſten Erfolg, verſammelten ſich die Delecarlier in Haufen unter den Fahnen des Siegers, der ihren Eifer benutzte und ſie zu neuen Kämpfen führte. Von dieſem Augenblicke an waren Guſtavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines ſelbſt geſchaffenen Heers machte er reißende Fortſchritte und vollendete die Vertreibuug des Feindes. Im Jahr 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Adminiſtrators ertheilt; 1523 riefen ſie ihn als König aus. Bei Annahme dieſer Würde ſchien er nur mit Mühe den Wünſchen der Nation nachzugeben; die Krönungsfeier aber verſchob er, um nicht die Aufrechthaltung der catholiſchen Religion und der Rechte der Geiſtlichkeit beſchwören zu müſſen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbeſſerung erheiſche; aber er fühlte auch, daß dieſelbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lardz Anderſon, rieth ihm, ſich der Lutheriſchen Lehre zu bedienen, um ſeine Abſicht zu erreichen. Guſtav genehmigte dieſen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Ueberlegenheit ſeiner Politik, als durch ſeine Macht aus. Während er insgeheim die Fortſchritte des Lutherthums begünſtigte, ertheilte er

ſeinen Günſtlingen die erledigten Pfründen, und legte unter dem Vorwande, das Volk zu erleichtern, der Geiſtlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu ſorgen. Bald wagte er mehr; 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abſchaffung der Vorrechte der Biſchöfe. Die Lehre Luthers verbreitete ſich indeß mit Schnelligkeit. Guſtav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte ſie, er hielt die Unzufriedenen im Zaum, ſchmeichelte den Ehrſüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der ſich bereits die Mehrzahl ſeiner Unterthanen bekannte. (Im J. 1530 nahm ein Nationalconcilium die Augsburgiſche Confeſſion als Glaubensregel an.) Nachdem Guſtav, wie er ſagt, ſein Reich auf dieſe Weiſe zum zweitenmal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, ſeinen Kindern die Nachfolge zu ſichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem ſie 1542 das Wahlrecht abſchafften, und das Geſetz der Erbfolge feſtſtellten. Obgleich Schweden eine ſehr beſchränkte Monarchie war, ſo übte doch Guſtav eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er ſie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, ſeinen Feinden furchtbar und ſeinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Form der Reichsverfaſſung. Er vervollkommnete die Geſetzgebung, bildete das Volk, milderte die Sitten, ermunterte Gewerbfleiß und Gelehrſamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung ſtarb er 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Guſtav II., Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutſchlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entſetzung Sigismunds auf den ſchwediſchen Thron geſtiegen war, und ein Enkel Guſtav Waſas. Geboren zu Stockholm 1594, empfing er, von ſeiner zarteſten Kindheit an, die ſorgfältigſte Erziehung. In ſeinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und ſchon in ſeinem ſechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erſchien im Staatsrath und an der Spitze des Heeres, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Miniſter und befahl als König. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürſten die Krone, und erklärten ihn, ohne das Geſetz zu berückſichtigen, für mündig, da ſie wohl einſahen, daß nur die kräftigſten Maßregeln das Reich vom Untergange retten könnten, eine Regenſchaft aber es zu Grunde richten würde. Guſtavs ſcharfer Blick erkannte in Axel Oxenſtierna, dem jüngſten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der ſeines Vertrauens würdig ſei, und deſſen erleuchteten Rath er in den ſchwierigſten Lagen folgen dürfe. Durch die innigſten Bande der Freundſchaft knüpfte er ihn an ſich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Guſtav ſah ein, daß er drei ſo mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachſen ſei. Daher ſchloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er ſich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verſtand, übrigens aber die ehrenvollſten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzuge, in welchem er nach ſeinem eigenen Geſtändniß durch Jacob de la Gardie ſeine militäriſchen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewol es nicht glücklicher gegen ihn geweſen war, ging ſelbſt nach der Eroberung Lieflands durch Guſtav Adolph nur einen Waffenſtillſtand von ſechs Jahren ein, den dieſer annahm, theils weil er an ſich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entſcheidendes

gegen Oeſterreich zu unternehmen, deſſen Haupt, Kaiſer Ferdinand II., auf alle Weiſe ſeine Macht zu vergrößern ſtrebte, und zugleich ein unverſöhnlicher Feind der Proteſtanten war. Des Kaiſers Abſicht, ſich der Oſtſee zu bemeiſtern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, war keinem Zweifel unterworfen. Aber einen noch mächtigeren Beweggrund, ſich den Fortſchritten ſeiner Waffen entgegenzuſtellen, fand Guſtav Adolph in dem bereits in Deutſchland entglommenen Kriege zwiſchen den Catholiſchen und Proteſtanten. Er, der der Lutheriſchen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, ſah mit der deutſchen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beſchloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsſtänden in einer kraftvollen Rede ſeinen Entſchluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen ſeine Tochter Chriſtiana, in dem Vorgefühl, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen würde, als Kronerbin vorgeſtellt, und die Regierung, mit Ausſchließung ſeiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausſchuſſe von regierenden Reichsrähten anvertraut hätte, brach er 1630 nach Deutſchland auf, und landete mit ſeinem Heere von 13,000 Mann an den Küſten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil ſelbſt Fürſten entgegenſetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie ſeine Klugheit, ſein Edelmuth und ſeine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche ſiegten, welche Heldenthaten er an der Spitze ſeines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbeſiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 gegen Wallenſtein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landſtraße fiel, iſt in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umſtände ſeines Todes ſind dunkel und ungewiß. Man erzählt ſie auf ſehr verſchiedene und widerſprechende Art, welches beweiſt, daß die Wahrheit noch unergründet iſt. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der leſe die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Corths (Leipz. u. Altenb. 1814). S. 76. fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigeſetzt, und blieb in dem Lande, für das er geblutet, der Körper aber ward Schweden wiedergegeben, das ihn hervorgebracht.

Guſtav III., König von Schweden, geb. 1746. Dieſer merkwürdige Regent, deſſen Geſchichte ein wahrer Fürſtenſpiegel genannt werden kann, war der älteſte Sohn Adolph Friedrichs, bei ſeiner Geburt noch Herzogs von Holſtein-Gottorp, ſeit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrike Luiſens, einer Schweſter Friedrichs II. Graf Teſſin, dem vom fünften Jahre des Prinzen an deſſen Erziehung allein übertragen war, ſuchte den Geiſt und Charakter deſſelben mit ſteter Hinſicht auf ſeine künftige Beſtimmung zu bilden, beſonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beſchränken, und ihn früh ſchon Achtung für die Verfaſſung Schwedens einzuprägen, und ſein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete ſeine Bemühungen auf daſſelbe Ziel. Nichts deſto weniger entwickelten ſich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Beſtrebungen des ungenügſamſten Ehrgeizes, der Herrſchbegierde und der Eitelkeit; aber geſchickt wußte er dieſe innerſten Gefühle ſeines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, ſeinen Wünſchen offen entgegenzutreten. Ein überaus geſchmeidiges Weſen, gefällige Sitten, und eine

bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anſpruchloſen Charakters. Ritterliche Uebungen, Wiſſenſchaften und Künſte, die feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens und eine mit Geſchmack vereinigte Prachtliebe ſchienen ſeine Lieblingsneigungen zu ſein, und keine andern Vorſtellungen und Beſtrebungen in ihm lebhaft werden zu laſſen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Parteien, unter denen die der Mützen und Hüte, auf und durch welche Rußland und Frankreich ſich einander entgegenwirkten, die bekannteſten und zugleich wichtigſten waren. Aber wie ſie auch einander bekämpften, ſo waren ſie doch darin einverſtanden, die königliche Gewalt möglichſt zu beſchränken. Guſtavs Vater, ein verſtändiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürſt, empfand zwar die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage, aber es fehlte ihm an Kraft und Charakterſtärke, ſein Mißfallen, ſtatt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Deſto thätiger arbeitete der kühne Geiſt ſeines Sohnes im Verborgenen, und kaum war er, nach ſeines Vaters Tode (12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt, als er ſeinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunſt entgegenſchritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs zu gewinnen, und mit ſeinen Abſichten bekannt zu machen. Dieſe bildeten nach und nach eine Verbindung, beſonders der jüngern Offiziere, zu Gunſten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptſtadt der Oberſt Sprengporten; ein Gleiches thaten Abgeſandte bei den Regimentern in den Provinzen. Indeſſen näherte ſich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansſon und Scheffer — hatten ſich mit dem König vereinigt; eine neue Verfaſſung war entworfen, und die Rollen ſo vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten ſollten, während er ſelbſt ſie in der Hauptſtadt beginnen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weiſe an. Der Commandant von Chriſtianſtadt, Hauptmann Hellichius, einer der treueſten und kühnſten Anhänger des Königs, ließ am 12. Aug. die Stadtthore ſchließen, alle Zugänge beſetzen, und in ſeinem und der Beſatzung Namen ein Manifeſt bekannt machen, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthandlung der Gehorſam aufgekündigt wurde. Der Prinz Carl erſchien vor Chriſtianſtadt, und da ſeine Aufforderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine ſcheinbare Belagerung u. Vertheigung, wobei niemanden etwas zu Leide geſchah. Dies alles geſchah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerkſamkeit eine unſchädliche Richtung zu geben. Der König ſpielte indeß in der Hauptſtadt die Rolle des Gleichgültigen und Untheilnehmenden ſo täuſchend, daß er den anfänglich entſtandenen Argwohn des geheimen Ständeausſchuſſes völlig zerſtreute. Der Ausſchuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptſtadt patrulliren ſolle; bei dieſen Patrullen fand ſich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern der Mannſchaft und immer mehr Offiziere für ſich zu gewinnen. Während er ſo die Entſcheidung vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung beſtimmten Tage ein glänzendes Hoffeſt, bei dem er durch ſeine frohe Laune alle Anweſenden belebte. Am folgenden Tage, d. 19. Aug. 1771, begab ſich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum erſtenmal zwiſchen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechſel kam. Von hier aus

verfügte er ſich zu Pferde nach dem Arſenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während deſſen verſammelten ſich, in Folge eines geheimen Befehls, die Offiziere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schloſſe, wo eben die Garde die Wache wechſelte, und ſowol die abgehende als die aufziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König verſammelte in der Wachtſtube die Offiziere um ſich, eröffnete ihnen ſeinen Plan und forderte ſie zur Unterſtützung auf. Die meiſten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die ſich weigerten, ließ der König den Degen abfordern. Alle übrige leiſteten den Eid der Treue und des Gehorſams, und indem ihnen der König ſeine fernern Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und beſtimmte dies als das Zeichen, woran er ſeine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von dieſen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Verſammlungsſaal des Reichsraths beſetzen, und demſelben ruhiges Verhalten befehlen, begab ſich ſodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Zeughauſe, wo er ſich des Artillerieregiments verſicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweiſen, keinen andern als des Königs Befehlen zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und aus Vorſicht mehrere Perſonen verhaftet. So war der entſcheidende Schlag ohne gewaltſame Maßregeln geſchehen, und der König begab ſich nach dem Schloſſe zurück, wo er die Glückwünſche der fremden Geſandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen laſſen. Am folgenden Tage leiſtete der Stadtmagiſtrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue Verfaſſung anerkennen, durch welche die königliche Macht, nicht ſowol auf Koſten der Stände als nur des Reichsraths, wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächſten Tag zu einer allgemeinen Verſammlung auf das Schloß beſchieden, wo ſie ſich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär beſetzt, gegen den Verſammlungsſaal Kanonen aufgepflanzt, und zu jeder Kanone ein Artilleriſt mit einer brennenden Lunte in der Hand geſtellt. Der König erſchien mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und in ungewöhnlichem Pomp, ſchilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte ſeine gemäßigten Abſichten, und ließ die neue Verfaſſung verleſen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterſchrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geſchehen, faſt alle Staatsdiener blieben in ihren Aemtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit geſetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächſten Jahre war der König mit allem Ernſte bemüht, ſein Land zu beglücken; er bereiſte es mehrmals, und nie ohne Belehrung für ſich, und ohne Nutzen für ſeine Unterthanen. Nun aber ergaben ſich auf dem Reichstage Zeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulöſen. Ein Aufſtand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbſte eben dieſes J. 1783 reiſte Guſtav durch Deutſchland nach Italien, um die Bäder von Piſa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politiſche Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten ſeiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tau-

ſende ſeiner Unterthanen weg, die Reichsſtände verwarfen faſt alle ſeine Vorſchläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und ſein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben ſo verderblich für ſein Land als demüthigend für ſeinen Stolz ſein mußte. Zwiſchen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Guſtav beſchloß, einem alten Vertheidigungsbündniſſe mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, von deſſen Monarchin er ſich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung geſetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Feſtung Friedrichsham ſeine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, ſich plötzlich von einem großen Theile ſeines Heeres verlaſſen zu ſehen, welcher ſich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab ſich nach Haga, und von hier, Hülfe ſuchend, zu den Dalecarliern. Bald ſtand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufſtand bei der finnländiſchen Armee, die mit den Ruſſen einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs forderte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Um den Widerſetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausſchuß erwählen, zu welchem der Adel zwölf, jeder der übrigen, dem König ergebenen Stände ſechs Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich ſcheinenden Maßregeln aufgefordert, einen entſcheidenden Schritt wagte, die Häupter des widerſetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchſter Anſtrengung und wechſelndem Glück fortgeſetzt. Blutige Schlachten wurden, beſonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Guſtav die Uebermacht bekämpfte, ſo machte ihn doch die bedrängte Lage ſeines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä, am 14. Aug. 1790, abgeſchloſſen ward. Statt die durch ſo vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch rieſenhaftere Plane. In den Gang der franzöſiſchen Revolution beſchloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen ſeiner Nation wieder auf den Thron zu ſetzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oeſterreich vereinigen, und ſich an die Spitze dieſes Bundes ſtellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, ſchloß mit Catharina einen Freundſchaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs ſich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanſchlag gegen ihn gefaßt und verſucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberſtlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten ſich verbunden, den König zu ermorden und die alte Ariſtokratie wieder herzuſtellen. Ankarſtröm, der den König perſönlich haßte, bot ſich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günſtiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem Könige nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 ward unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens beſtimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleiſtift geſchriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er ſich um elf Uhr mit dem Grafen

Eſſen auf die Redoute, tritt zunächſt in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derſelben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!" auf die Schultern klopft, wird der König von Ankarſtröm durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart traf er ſogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarſtröm (ſ. d. A.) mit ſeinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indeſſen zeigte ſich die Wunde bald tödtlich, und Guſtav verſchied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geiſtesheiterkeit die nöthigſten Geſchäfte geordnet, und den Befehl ſelbſt unterzeichnet hatte, ſeinen Sohn zum König auszurufen.

Guſtav IV., Adolph, entſetzter König von Schweden, geb. 1778. Nach dem traurigen Ende ſeines Vaters (Guſtav III.) ward er am 29. März 1792 zum Könige ausgerufen. Er ſtand 4½ J. unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Carl von Südermannland, der die Regentſchaft führte (nachmaligen Königs Carl XIII.). Bei erreichter Volljährlichkeit (1. Nov. 1796) trat er ſelbſt die Regierung an. Die kurze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verſtand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenſchaftlichkeit zum höchſten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen Mann aus ihm bilden, und Guſtav IV. mochte ſelbſt glauben, im Geiſte ſeines Vaters zu handeln, wenn er mit eigenſinniger Unbiegſamkeit alles ſeinem einmal angenommenen Syſtem unterordnete. Er hatte zudem von ſeinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher ſo viele ſeiner Schritte den Anſtrich des Abenteuerlichen haben. Doch vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, iſt ſeiner Abergläubigkeit zuzuſchreiben, die hinlänglichen Stoff beſonders in Jungs Schriften fand. Er war in ſeinem 18. Jahre bereits mit einer Prinzeſſin von Meklenburg verſprochen, als ihn die Kaiſerin Catharina in der Abſicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen, nach Petersburg einlud. Schon war alles zu dieſer Vermählung vorbereitet und der verſammelte Hof erwartete den jungen König, als er ſich weigerte, den Ehecontract zu unterzeichnen, weil man Puncte darein aufgenommen, die er der Kaiſerin nicht zugeſtehen wollte, unter andern hatte man der jungen Königin die freie Ausübung der griechiſchen Religion in ihrem Palaſte zugeſichert, was gegen die Grundſätze des ſchwediſchen Reichs war. Nichts konnte die Weigerung Guſtavs beſiegen; er ging fort und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſo daß das ganze Feſt rückgängig wurde. Einige Monate ſpäter, (Oct. 1797), vermählte er ſich mit der Prinzeſſin von Baden, Friederike, der Schwägerin des Kaiſers Alexander und des Königs von Baiern. Ein auffallendes Zeichen ſeiner ſogenannten Conſequenz war, daß er einſt auf dem Punkt ſtand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangt, daß das Geländer einer Grenzbrücke auf der ruſſiſchen Seite mit Schwedens Farben angeſtrichen werden ſollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im J. 1801, als die nordiſchen Mächte über die Erneuerung des ſchon früher beſtandenen, beſonders gegen England gerichteten Bündniſſes der bewaffneten Neutralität unterhandelten, begab er ſich ſelbſt, zu Beſchleunignng des Abſchluſſes, nach Petersburg, wo er auch von Paul I., der ihm in ſo manchen Stücken glich, brüderlich aufgenommen wurde. Der ruſſiſche Monarch ertheilte ihm bei dieſer Gelegenheit den Orden des heil. Johannes von Jeruſalem. Im Juli 1803 reiſte er mit ſeiner Gemahlin an den Hof ſeines Schwiegervaters nach Carlsruhe, um den Kaiſer

und die Reichsfürſten für die damals ganz unausführbar ſcheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Conſuls wieder an die Spitze der franzöſiſchen Regierung zu ſetzen, zu gewinnen. Er befand ſich noch in Carlsruhe, als d. 15. März 1804 der Herzog von Enghien auf Buonapartes Befehl aus dem Badenſchen mit Gewalt entführt wurde. Guſtav ſandte ſofort ſeinen Adjutanten nach Paris, mit einem Briefe an Buonaparte, um den Prinzen zu retten; allein als der Adjutant ankam, war der Prinz ſchon todt. Guſtav übergab deswegen nachdrückliche Noten in Regensburg, und war der einzige Souverain, der über jenen Mord ſeinen Unwillen laut äußerte. Es iſt bekannt, wie ſchimpflich er dafür in dem Moniteur behandelt wurde. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem Guſtav den ſchwarzen Adlerorden zurückſchickte, weil Napoleon ihn auch erhalten und die Ritterehre es verbiete, Waffenbruder eines Mörders zu ſein, — war die Folge ſeines Haſſes gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Buonaparte" die Zahl 666 enthalten ſei, und Guſtav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu deſſen Sturze er berufen ſei! Dieſe myſtiſche Anſicht von den Verhältniſſen des franzöſiſchen Throns trat nun förmlich an die Stelle jeder verſtändigen Ueberlegung und veranlaßte ihn zu dem ſonderbarſten Betragen. So würdig die Erklärung war, die ſein Geſandter am Reichstage 1806 übergab, daß der König an den Verhandlungen des Reichstags ſo lange keinen Theil nehmen werde, als deſſen Beſchlüſſe unter dem Einfluſſe der Uſurpation und des Egoismus ſtänden; und ſo edel es war, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilſit gemachten Friedensvorſchläge verwarf: ſo bewies er doch eine unkluge Hartnäckigkeit, als er den 3. Juli 1807 den Waffenſtillſtand mit Frankreich aufhob, und ſelbſt nach dem Frieden von Tilſit die von Rußland und Preußen gebotene Vermittelung ausſchlug. Durch ſeine Leidenſchaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Anſehung des ruſſiſchen St. Andreasordens begehen ließ, wie früher mit dem preußiſchen Adlerorden, und ſeine blinde Anhänglichkeit an England ſtürzte er ſein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens den Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend ſtand ein däniſches Heer an der Gränze von Schweden. Taub gegen alle Vorſtellungen, Frieden zu ſchließen, reizte er durch eigenſinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen ſich auf. Er beleidigte die Garden und erbitterte die Nation durch Ausſchreibung einer neuen Kriegsſteuer, während die ſchwediſchen Soldaten an allem Mangel litten. Als er endlich ſogar den einzigen Freund, der ihm noch geblieben war, England von ſich abſtieß, weil er, als dieſe Macht ihn zu verſtändigern Anſichten zurückzubringen verſuchte, auf alle engliſche Kauffahrteiſchiffe in den ſchwediſchen Häfen Beſchlag legte; da ward es Jedem deutlich, daß er die Wohlfahrt ſeines Volkes ganz ſeinen Leidenſchaften aufzuopfern fähig ſei. Ein im tiefſten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die weſtliche Armee (nach der norwegiſchen Gränze zu), verſichert, daß die Dänen die Gränze nicht überſchreiten würden, ſetzte ſich in Marſch gegen Stockholm, wo unter den nächſten Umgebungen Guſtavs die erſten der Verſchwornen ſich befanden. Sie war nur noch 15 Meilen von der Hauptſtadt entfernt, als Guſtav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er ſich mit

ſeiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, um ſich hier gegen die „Empörer“ zu vertheidigen. Doch er änderte dieſen Plan, und wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank ſollte die Hauptſtadt verlaſſen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglichſt größten Vorſchuß an ihn zahlen. Die Commiſſarien verweigerten dies; Guſtav wollte ſein königliches Anſehen geltend machen; da ward Gewalt gegen ihn beſchloſſen. So ſtanden die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu ſeiner Abreiſe bereit, und der Augenblick gekommen, wo er das Geld aus der Bank nehmen laſſen wollte. Drei Thore des Schloſſes waren ſchon geſperret, und alle Offiziere, weil es gewöhnlicher Paradetag war, bei dem Schloſſe verſammelt. Noch einmal wollten der Feldmarſchall Klingſpor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorſtellungen verſuchen, doch Guſtav beleidigte die Sprecher in ſeinem höchſten Zorn auf das empfindlichſte. Nun rief Adlerkreuz den Hofmarſchall Silberſparre und 5 Adjutanten herbei, forderte dem Könige ſeinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Guſtav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieſer ward ihm entwunden. Auf ſein Geſchrei nach Hülfe erbrachen zwar einige ſeiner Getreuen die verſchloſſene Thür; doch von dreißig hinzuſtrömenden andern Mitverſchwornen wurden ſie überwältigt. Während dieſes Auftritts entfloh Guſtav, ward aber auf der Treppe ergriffen, und von einem ſeiner Bedienten zurück in ſein Zimmer getragen, wo er in bewußtloſe Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schloſſes wurden nun mit Wachen beſetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in dieſen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Guſtav eine ſtille Ergebung; vielleicht war auch hier ſeine religiöſe Schwärmerei die Quelle ſeines Gemüthszuſtandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; ſeine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Grypsholm, einem ſeiner liebſten Aufenthaltsorte, verſetzt. Hier ſtellte er am 29. März eine förmliche Entſagungsakte aus, die endliche Beſtimmung ſeines Schickſals vor dem Reichstage erwartend, in deſſen erſter Sitzung (10. Mai) man ihm Treue und Gehorſam feierlich aufſagte und ſowol ihn, als ſeine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben der Krone und Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verluſtig erklärte. Darüber ward eine förmliche Akte ausgefertigt. In Grypsholm beſchäftigte der entthronte König ſich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis. Er wünſchte Schweden verlaſſen zu können. Die Reichsſtände ſetzten ihm, auf des neugewählten Königs, Carls XIII. Antrag, ein jährl. Einkommen für ſich und ſeine Familie von $66,666\frac{2}{3}$ Thlrn. aus; ſein eigenes Privatvermögen, das ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes, blieb ihm ebenfalls. Einen neuen ihm beſtimmten Aufenthalt auf der Inſel Wiſings-Oe bezog er nicht, ſondern ging d. 6. Dec. 1809 von Grypsholm nach Deutſchland und der Schweiz, wo er unter dem Namen eines Grafen von Gottorp lebte. Er hat ſich ſeitdem freiwillig von ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern getrennt, und ſeine Ehe wurde auf ſein Verlangen d. 17. Febr. 1812 aufgehoben. In demſelben Jahre verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden, wie er denn auch ſeit ſeiner Entfernung ſtets das myſtiſch-religiöſe Zeichen des Johanniter-Ordens zu tragen pflegt. Er reiſt ſchon ſeit 1810 ohne beſtimmten

Zweck herum. So begab er ſich 1810 nach Petersburg; dann 1811 nach London. Im Dec. 1814 rüſtete er ſich in Baſel zu einer Reiſe nach Jeruſalem. 1815 ließ er dem wiener Congreſſe eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte ſeines Sohnes auf den ſchwediſchen Thron in Anſpruch nahm. Zuletzt hatte er in Frankfurt den Namen Guſtavsſon angenommen. Sein Sohn Guſtav, geb. 1799, ſtudirte in Lauſanne und Edinburg und lebt jetzt im Badiſchen. Er hat drei Schweſtern, die von ihrer vortrefflichen Mutter eine ſorgfältige Erziehung erhalten. Die älteſte ward 1819 mit dem Markgr. Leopold von Hochberg vermählt.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen univerſalhiſtoriſchen Werkes, ſonſt aber nicht ſehr ehrenvoll als Schriftſteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in ſeiner Heimath Schulmann. Er kam nach London, beſchäftigte ſich dort mit Schriftſtellerei, und verkaufte ſeine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Miniſterium belohnte ſeine ihm geleiſteten Dienſte 1745 mit einer Penſion, die er bis zu dem Ende ſeine Lebens, 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verſchiedenartigſten Gegenſtände eignete ihn mehr für Schriften, die ſchnell zu Stande kommen mußten, als für ſolche, die fleißige Ausarbeitung erheiſchten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntniſſen, allein da er ſeine Schriften ſehr eilig arbeiten mußte, ſind ſie voll Nachläſſigkeiten und Irrthümer. Dennoch war er ſehr geſucht und konnte die Beſtellungen der Buchhändler kaum genugſam fördern. Sein Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeſchichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geſchichte von England, eine Geſchichte von Schottland, aber niemand lieſt ſie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienſte hat, iſt die Grammatik der Geſchichte, Geographie und des Commerzes, die aber einige dem Buchhändler Knox zuſchreiben.

Guttenberg (Johann Gänſefleiſch von Sorgenloch genannt), der Erfinder der Buchdruckerkunſt, wurde gegen das Jahr 1400 in Mainz geboren. Die Familie Guttenberg rechnete ſich zu den Patriziern und der Name Gänſefleiſch ſo wie Guttenberg (Gudenberg), kam ihnen von ein paar Grundſtücken, die alſo benannt wurden. 1424 lebte Guttenberg in Strasburg, wo er zwölf Jahre darauf mit einem gewiſſen Andreas Dryzehn und noch einigen Andern einen Contract abſchloß, vermöge welchen er ſich ihnen für all ſeine geheimen und wunderbaren Künſte verbindlich machte, (d. h. ſie den Andern zu lehren und zu ihren gemeinſchaftlichen Nutzen anzuwenden verſprach). Andreas Dryzehns bald erfolgender Tod machte indeß das Unternehmen, welches die Compagnie wol vorhatte und das vermuthlich die erſten Anfänge der Buchdruckerkunſt mit in ſich ſchloß, ſcheitern, um ſo mehr, da Georg Dryzehn, ein Bruder des Verſtorbenen, mit Guttenberg einen Rechtsſtreit anfing, der für letzteren ungünſtig ausfiel. Wenn und wo übrigens eigentlich die erſten Verſuche in der Kunſt des Bücherdruckens gemacht worden ſind, kann man nicht völlig beſtimmt angeben, da Guttenberg ſelbſt unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder ſeinen Namen noch die Zeit ſetzte; ſo viel iſt indeß gewiß, daß er gegen 1438 zuerſt bewegliche Typen von Holz anwendete. 1443 wandte er ſich von Strasburg, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Mainz und 1450 ging er die Verbindung mit Fauſt oder Fuſt, einem wohlhabenden Goldarbeiter dieſer Stadt (der jedoch nicht mit dem bekannten Schwarzkünſtler Fauſt zu ver-

wechſeln iſt, ſ. d. A.) ein, vermöge welcher Fauſt das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in welcher dann die lateiniſche Bibel zum erſtenmale gedruckt wurde. Aber ſchon nach einigen Jahren löſte ſich dieſer Verein wieder. Fauſt hatte ſtarke Vorſchüſſe gemacht, die Guttenberg nun zurückzahlen ſollte, und da er dies nun nicht wollte oder konnte, ſo kam die Sache vor die Gerichte und endete damit, daß Fauſt die Druckerei behielt, die er dann mit Schäffer gemeinſchaftlich fortſetzte und vervollkommte. Durch die Unterſtützung von einem Mainzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Guttenberg aber von neuem in den Stand geſetzt, ſchon im folgenden Jahre wieder eine Preſſe anzulegen, in welcher wahrſcheinlich das Werk: Hermanni de Saldisspeculum sacerdotum (in Quart, ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Auch ſollen hier, wie einige behaupten, 4 Ausgaben des Donat erſchienen ſein, die jedoch von Andern wieder der Offizin von Fauſt und Schäffer zugeſchrieben werden. 1457 erſchienen auch bereits die Pſalmen, mit einer typographiſchen Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweißt, wie ſchnelle Fortſchritte die neuerfundene Kunſt machte und mit welchem rühmlichen Fleiß ſie getrieben wurde. Guttenbergs Druckerei beſtand bis 1465 in Mainz. Um dieſe Zeit wurde er von Adolph von Naſſau in den Adelſtand erhoben, ſtarb aber bereits den 24. Febr. 1468. Ueber ſein Leben ſowol, wie über ſein Wirken und den ganzen Hergang der Erfindung und erſten Ausbildung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, herrſcht im Ganzen viel Dunkelheit, die jetzt, nach ſo manchem ſeitdem vergangenen Jahrhundert, ſchwerlich mehr aufgeklärt werden dürfte: doch haben mehrere Literatoren, wie z. B. Fiſcher in ſeinem Verſuch zur Erklärung alter typographiſcher Merkwürdigkeiten, (Mainz 1802 in 4.), Wolf in den Monumentae typographicae u. ſ. w. (Hamburg 1740), Obarlin in den Beiträgen zur Geſchichte Guttenbergs (Strasburg 1801) u. A. manche ſchätzbare Aufſchluſſe hierüber gegeben.

Guys (Pierre Auguſtin) aus Marſeille, woſelbſt er 1721 geboren ward, und als Kaufmann erſt in Conſtantinopel, dann in Smyrna etablirt, iſt durch ſeine Reiſen und die darüber herausgegebenen Werke berühmt. Später wurde er zum Mitglied des Inſtituts und der Geſellſchaft der Arkadier in Rom ernannt. Sein erſtes Werk erſchien 1744 und enthält die Begebenheiten ſeiner Reiſe von Conſtantinopel nach Sophia (der Hauptſtadt der Bulgarei) in Briefen. 1748 ſchilderte er gleichfalls in Briefform ſeine Reiſe von Marſeille nach Smyrna und von da nach Conſtantinopel. Am mehrſten verdankt er aber ſeinen literariſchen Ruf ſeiner Voyage littéraire de la Grèce, in welchem Werke er nicht allein ſeine vielfachen ſchätzbaren Kenntniſſe entwickelt, ſondern auch mit eben ſo viel Scharfſinn als Sachkenntniß den Zuſtand Neugriechenlands und der Neugriechen mit dem der Altgriechen und ihren ſtaatlichen und bürgerlichen Einrichtungen vergleicht und aus einander ſetzt. Auch als Dichter machte ſich Guys bekannt, und verfaßte bei Gelegenheit einer Reiſe nach Neapel eine Dichtung, die Jahreszeiten, die damals ziemlichen Beifall fand. Als ſeine Voyage de la Grèce erſchien, widmete ihm Voltaire einige ſehr ſchmeichelhafte Verſe, und die Griechen, erfreut, in ihm einen Mann zu finden, der nicht, wie dies gewöhnlich geſchieht, in dieſem unglücklichen und gebeugten Volke nur lauter Nichtswürdige ſieht, überſandten ihm in einem Diplom den Titel eines Bürgers von Athen. Guys ſtarb, 79 J. alt, im J. 1799 auf der Inſel Zante, eben da er im Begriff ſtand, zu der dritten

Ausgabe ſeiner Reiſe durch Griechenland neue Materialien zu ſammeln. Ein Sohn von ihm, Pierre Alphonſe, war als Sekretär bei den franzöſiſchen Geſandtſchaften nach Conſtantinopel, nach Wien, und nach Liſſabon angeſtellt und erhielt hierauf die Stelle eines Conſuls in Sardinien, ſpäter in Tropolis in Afrika und zuletzt in Tripolis in Syrien, woſelbſt er 1812 ſtarb. Er gab Briefe über die Türkei heraus, in welchen der Verfall dieſes Staates recht gut dargeſtellt iſt. Auch war er der Verfaſſer des Luſtſpiels la Maison de Molière, in 4 Acten, welches Goldoni umgearbeitet hat.

Gyges, ein Günſtling des lydiſchen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit ſeiner Gemahlin durch den Augenſchein zu überzeugen, ihm dieſelbe einſt zeigte, als ſie ſich entkleidet niederlegte. Dieſe Unverſchämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß ſie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrſchen, oder ſelbſt ſeine ſtrafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entſchluß der Königin beſtritten hatte, den Kandaules, und ward von dem delphiſchen Orakel in der Herrſchaft beſtätigt. Die Fabel ſpricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdiſchen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, ſeinen Beſitzer unſichtbar zu machen, ſobald dieſer den Stein deſſelben einwärts kehrte. Mit Hülfe des Ringes ſoll er die Umarmungen der Königin genoſſen und ſeinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges beſitzen, wurde nachher ſprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und liſtigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die Alles, was ſie wünſchen, erlangen.

Gymnaſium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend ſich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfſcheibe und der Lanze, dem Ringen und Fauſtkampf oder dem ſogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Dieſe ſpartaniſche Anſtalt wurde erſt in den meiſten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäſaren nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Uebungen eingeſchränkt, ſondern dehnte ſich auch auf die Uebungen des Geiſtes aus, indem hier die Philoſophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wiſſenſchaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnaſien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynoſarges die berühmteſten waren. In dem erſten lehrte Platon, im zweiten Ariſtoteles, im dritten Antiſthenes. Dieſe Gymnaſien waren in den älteſten Zeiten blos offene, geebnete, mit einer Umfaſſung eingeſchloſſene Plätze mit Abtheilungen für die verſchiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen, die nachher in Säulengänge mit verſchiedenen Behältniſſen verwandelt wurden; endlich wurden die Gymnaſien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tauſende zu faſſen. Von der Einrichtung und Anordnung derſelben hat Vitruv in ſeinem Werk über die Baukunſt (5, 11) eine genaue Beſchreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnaſien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge andrer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnaſien geheiligt waren, oft auch des Theſeus, als des Erfinders der Kunſt zu ringen; Statüen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenſtände der

Religion und Geſchichte darſtellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnaſien waren Hermen. So verſammelte ſich hier alles, was Jünglinge in den Künſten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeiſtern konnte, und der Staat, Künſte und Wiſſenſchaften erhielten ſich blühend, ſo lange die Gymnaſien gehörig unterhalten und geſchützt wurden. Mehrere Aufſeher und Lehrer waren hier angeſtellt. Der Vorſteher hieß Gymnaſiarch, die Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen Gymnaſten, die Vorſteher dieſer Uebungen Pädotriben, welche nur mit dem Praktiſchen zu thun hatten, während die Gymnaſten die Theorie lehrten. Xyſtarchen hießen die, welche den Uebungen in den Xyſten (Stadien) vorſtanden. Bisweilen nennt man ein ſolches Gymnaſium auch Paläſtra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche ſich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämfern in den öffentlichen Spielen, bilden wollten, im Fauſtkampf geübt wurden. Ignara iſt der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philoſophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterſchied zwiſchen Gymnaſium und Paläſtra gemacht worden ſei: dieſe habe nur den Platz für die körperlichen Uebungen, jenes den Platz für den geiſtigen Unterricht bezeichnet. In dieſem Sinn hat man denn auch in neuern Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Univerſität vorbereitet, Gymnaſien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die ſich mit den griechiſchen Gymnaſien vergleichen ließen, unter den Cäſaren aber laſſen ſich die öffentlichen Bäder damit vergleichen, und man kann ſagen, daß die Gymnaſien in den Thermen untergingen.

Gymnaſtik nennt man die Kunſt, dem Körper nach den Regeln durch Uebungen Fertigkeit, Behendigkeit, Dauerhaftigkeit und Geſundheit zu verſchaffen, kurz, die Kunſt der Leibesbewegungen. Wort und Sache ſind griechiſchen Urſprungs, denn in Griechenland bildete man zuerſt dieſe Bewegungen zur Kunſt aus (ſ. Gymnaſium). Man unterſchied daſelbſt drei Arten von Gymnaſtik: die kriegeriſche, welche ſich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die mediciniſche, welche die Erhaltung der Geſundheit bezweckte, und die athletiſche, die berühmteſte unter allen, welche ihren Urſprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit öffentliche Beweiſe abzulegen. Die erſte Art beſtand in Uebungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenſchießen; die zweite vereinigte mit einigen der erſten Tanz, Ballſpiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Heradikos ſoll ſie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben; zur dritten Art gehörte alles, weſſen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. Dieſe dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Uebung in Kämpfen beſtand, bald Gymnik, weil man nackt kämpfte, bald Agoniſtik, weil ſie Hauptgegenſtand der öffentlichen Spiele war. Um dieſe Kunſt zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnaſien nicht aus, ſondern bedurfte noch ganz anderer und ſchwererer in der Paläſtra. Durch eine eigens dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunſt vorbereitet. Man ſieht übrigens leicht, daß dieſe Eintheilung mehr zufällig iſt, als in dem Weſen der Kunſt ſelbſt gegründet, und daß ſie keinesweges alle hier aufzuführenden Uebungen umfaßt. Abgeſehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Claſſen: 1. in ſolche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2. ſolche, zu denen noch

ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der erſten Claſſe gehören Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen; zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle dieſe Uebungen wahrhaft geſetzmäßig getrieben werden, ſo muß die ganze Kunſt der Gymnaſtik von einer in den Geſetzen der Mechanik begründeten Theorie ausgehen. In der neuern Zeit verſuchte man dieſe kunſtmäßig betriebenen Uebungen in der Gymnaſtik unter dem Namen Turnkunſt wieder in den Jugendunterricht einzuführen. S. Turnkunſt.

Gymnoſophiſten nannten die Griechen die indiſchen Philoſophen, weil ſie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philoſophiſchen Syſtemen haben wir ſehr unvollkommene Nachrichten, und wiſſen nur ſo viel, daß ſie das Weſen der Philoſophie in ſtete Contemplation und in die ſtrengſten aſcetiſchen Uebungen ſetzten, wodurch ſie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen ſuchten. Sie verbrannten ſich oft lebendig ſelbſt, um deſto eher in einen reinen Zuſtand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als Auguſt ſich daſelbſt befand. Die Unbekanntſchaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weiſe der Neuern in einer engen freundſchaftlichen Vertraulichkeit, ſondern in einer gewiſſen Abſonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angeſehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgeſonderten Theil des Hauſes, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in den innern entlegenſten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe befindlich war.

Gyps oder ſchwefelſaurer Kalk wird faſt in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur ein Fuß mächtige Lager in Flötzgebirgen aus, welche mit Flötzkalk, Stinkſtein und Schieferthon abwechſeln; ja oft macht er ſogar das Tagegebirge aus; allein die Gypsgebirge erreichen nie eine beträchtliche Höhe, und alle enthalten Verſteinerungen aus der organiſchen Welt. Oryktognoſtiſch unterſcheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit ſehr kryſtalliniſch iſt, durch fünf Arten: als 1. erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. ſ. w. von ſeiner bröcklichen Geſtalt genannt; 2. dichten Gyps oder Alabaſter; 3. faſerigen Gyps, auch Strahlgyps und Federgyps genannt; 4. körnigen Gyps, und 5. ſpathigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechſelt in ſeinen Farben mannichfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirung der grauen, rothen, gelben, braunen, aſchfarbigen und grünen, ſo wie bisweilen wiederum einige dieſer Farben ſich ins Weiße oder aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. ſ. w. ziehen, und oft auch mehrere dieſer Farben ſtreifen- und fleckenweiſe bunt unter einander laufen. (Vgl. Alabaſter.)

Gyromanthie (von den griechiſchen Wörtern Gyros, Kreis, und Manthia, Weiſſagung) iſt die Wahrſagekunſt mittelſt gewiſſer Kreiſe, welche der Wahrſager mit allerlei Feierlichkeiten beſchreibt, und in denen er unter Herſagung von Zauberſprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch ſeine Kunſt in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt iſt, um ſo wunderbarer und zuverläſſiger erſcheint.

H.

H, der achte Buchſtabe im deutſchen Abc. Er wird gebraucht, 1. als wirklich hörbarer Buchſtabe als ſtarker Hauch am Anfange der Wörter. Weniger hört man dieſen Buchſtaben in der Mitte der Wörter nach einem Selbſtlaut. In einigen harten Spracharten wird er faſt ſo hart wie ch ausgeſprochen. Geſchichtlich iſt zu bemerken, daß in der ältern fränkiſchen Mundart H oft vor Wörtern, die mit L, R, u. W anfangen, geſetzt wurde, wo es ſpäter in Ch oder K überging. 2. als Zeichen der Dehnung eines Grundlautes, beſonders am Ende der Wörter. Häufiger ſteht es noch in dieſer Abſicht in der Mitte vieler Wörter vor den Buchſtaben l, m, n, r. Er wird aber weggelaſſen hinter Doppellauten, deren Dehnung ſich von ſelbſt verſteht, wie in verlieren ꝛc. In andern Wörtern wird der Selbſtlaut verdoppelt. 3. als Milderungszeichen einiger hartlautenden Buchſtaben, als des c, wenn es wie ein K lauten ſoll, des p und t in ch, ph, th, wo es indeß mit dieſen Buchſtaben vielmehr eigne Laute bezeichnet, für welche wir keine eigenen Zeichen haben. In wenigen Fällen ſetzt man das h noch hinter r. — Im neuern Tonſyſtem bezeichnet H die ſiebente diatoniſche Klangſtufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter. S. Ton, Tonleiter.

Haag, vormals die beſtändige Reſidenz des Erbſtatthalters der vereinigten Niederlande, und jetzt die gewöhnliche Winter-Reſidenz des Königs der Niederlande, eine offene Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., faſt 7 Meilen ſüdweſtlich von Amſterdam, 2½ M. von Leyden, und eine gute halbe Meile von Strande der Nordſee entfernt. Sie hat in 5400 Häuſern über 42,000 Einwohner. Die Stadt liegt höher und trockener, als die meiſten andern in Holland, daher die Luft auch ſehr rein und geſund iſt. Die Umgebungen ſind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen ſind breit, und mit hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflaſtert ſind ſie mit hellfarbigen Ziegelſteinen, die äußerſt dicht zuſammengefügt ſind. An einer Seite der Stadt iſt ein breiter Canal, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchſchnitt; die übrigen Seiten der Stadt ſind von ſchönen Wieſen und trefflichen Landſitzen umgeben. In der Stadt ſelbſt iſt die ſogenannte Veiver-Burg die ſchönſte Abtheilung. Doch verdient das königl. Schloß, der ehemalige Statthalterpalaſt, keine beſondere Aufmerkſamkeit, weil es einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darſtellt. Der Haag war nämlich früher eine Domäne der Grafen von Holland, daher man ſonſt auch Grafenhaag zu ſagen pflegte. Wichtig iſt noch das treffliche Muſeum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzoſen weggeführt war, aber ſeit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden iſt.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegſamen und elaſtiſchen Fäden, welche dem Körper der mehreſten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Näſſe, Kälte und Verletzung dienen. Das Haar gleicht gewiſſermaßen einem Zwiebelgewächs, und iſt vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut be-

feſtigt. Der Nahrungsſaft wird in derſelben durch unendlich kleine, hohle Canäle emporgeleitet; denn unterſuchen wir das Haar unter dem Mikroſcop, ſo finden wir, daß es aus drei beſondern Theilen zuſammengeſetzt iſt, nämlich aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derſelben enthaltenen Marke. Der äußere öhlichtgallertartige Ueberzug iſt, wenigſtens bei den Menſchen, immer durchſichtig und ungefärbt, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, ſo daß es der Verweſung nicht ſelten Jahrhunderte lang trotzt. Unter dieſem Ueberzuge liegen mehrere äußerſt feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter ſich, ſondern auch mit dieſem in Verbindung ſtehen, und ein aus einer flüſſigen und einer weichen feſten Subſtanz beſtehendes Mark enthalten. Jene iſt zähe und gibt dem Haare ſeine Farbe; dieſe dagegen iſt ein zartes, unendlich feines Gewebe von glänzenden Faſern, das aus der Zwiebel ſeinen Urſprung nimmt. Aber zwiſchen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verſchiedenheit Staat, ſowol in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit, als auch in dem Bau. Auch bei den Pflanzen, beſonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht finden wir gewiſſe, dem Haar ähnliche Faſern, an denen wir eine eben ſo große Verſchiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten ſich zu Stacheln und gleichen den Borſten; andere ſind glatt, fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. ſ. w. Auch ſie ſollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze ſchützen, haben aber außerdem, wenigſtens in vielen Fällen, noch die Beſtimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächſe nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzuſaugen.

Haargefäße, Haargefäßſyſtem. Die letzten Endungen der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen ſich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verliſcht und der Indifferenzſtand, ein Schweben zwiſchen Arterioſität und Venoſität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen ſich auf bewundernswürdige Weiſe, bilden größtentheils die abſondernden Organe und ſtellen Büſchel, Sterne, Pinſel, ein filzartiges Gewebe u. ſ. w. dar. In ihnen herrſcht gänzlich die Plaſticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Maſſe des Organs, zu dem ſie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaſer, oder die abzuſondernden Stoffe werden aus ihm geſchieden, z. B. feröſe (wäſſerige) Flüſſigkeit oder Duft, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. ſ. w., oder die ernährenden Stoffe zum Erſatz der abgegangenen in ihm abgeſetzt.

Haarröhren nennt man alle ſehr enge und feine Röhrchen wegen der Aehnlichkeit mit den feinen Canälchen in den Haaren der Menſchen und Thiere. Die Weite derſelben kann ſehr verſchieden ſein, und ſelbſt ein Sechstel-Zoll betragen. Man verfertigt ſie zum phyſikaliſchen Gebrauch am gewöhnlichſten aus Glas. Sie ſind an beiden Enden offen; ſtellt man ihre untere Oeffnung in eine Flüſſigkeit, die am Glaſe zerfließt: ſo ſteigt dieſelbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt ſich über die Oberfläche der äußern Flüſſigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beſchaffenheit der Flüſſigkeit, ſo daß Queckſilber z. B., welches unter ſich ſtärker als mit dem Glaſe zuſammenhängt, in der Röhre ſogar niedriger als außer derſelben ſteht. Iſt das Haarröhrchen aber nicht offen, ſo verhindert die darin eingeſchloſſene Luft das Aufſteigen der Flüſſig-

keit. Dieſe ſteht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den ſie an den Seiten bildet, zuſammen. Wegen der fortwirkenden Urſachen der Cohäſion ſteigt die Flüſſigkeit nun abermals höher, fließt wieder zuſammen u. ſ. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgeſtiegenen Flüſſigkeit im Gleichgewicht ſteht mit der Cohäſion, die zwiſchen dem Glas und der Flüſſigkeit obwaltet, wodurch dem Aufſteigen ein Ende gemacht wird. Körper, welche die Flüſſigkeit in ſich ziehen, z. B. Schwämme und dergl., ſind als Zuſammenſetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erſcheinungen in der Natur, z. B. das Aufſteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Habakuk, ein jüdiſcher Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda, um 600 v. Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyriſchen Schwunge hinterlaſſen. Klagen über die ſchrecklichen Verwüſtungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieſes Reichs, Tröſtungen und frohe Ausſichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden ſind der Inhalt deſſelben. Der Genius dieſes Dichters erregt die Bewunderung Aller, die ſeine Schönheiten zu faſſen vermögen. Bei aller Kühnheit, Gluth und Fülle ſeiner Einbildungskraft hat doch ſeine Sprache eine ſeltene Reinheit und ſein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräiſche Idiom gewöhnt ſind, fühlbar wird. Alle ſeine Worte ſind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er ſchrecken, nichts Beißenderes, wo er ſpotten, nichts Erquickenderes, wo er tröſten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Teſtament. Eine gelungene Ueberſetzung ſeines Gedichts lieſt man im 4ten Theile der Ueberſetzung des A. T. von Auguſti und de Wette. E.

Habeas=Corpus=Acte. Habeas corpus heißt in der engliſchen Juſtizverfaſſung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum prosequendum, testificandum, deliberandum u. ſ. w. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Weſtminſterhall erlaſſen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Perſon des Beklagten, nebſt einer Angabe des Tages und der Urſache ſeiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigſte Verordnung dieſer Art, und die wirkſamſte zur Behauptung der perſönlichen Freiheit in allen Fällen ungeſetzlicher Einkerkerung iſt die habeas corpus ad subiiciendum benannte. Dieſe kann nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlaſſen werden, vermittelſt eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen Prärogativ=Verordnungen darf ſie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlaſſen werden, auch nicht ohne Angabe der Urſache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone aufgerufen worden iſt. Die Magna charta beſtimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden ſoll, außer durch ein geſetzliches Urtheil ſeines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgeſetz; und manche alte Statuten haben ſpäter verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf, als in

Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozeſſes. Allein in den erſten Jahren der Regierung Carls I. beſtimmte der Gerichtshof der Kingsbench, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derſelbe ausgeliefert werden ſollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Urſache, auf beſondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Dieſe ungeſetzliche Verordnung veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche beſtimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann, ohne angegebene Urſache, wogegen er ſich dem Geſetz gemäß vertheidigen kann. Indeſſen wurde in den folgenden Jahren mehrmals verſucht, ſie aufrecht zu erhalten, bis endlich im J. 1676 eine willkürliche Verfügung Carls II. gegen die beſtehenden Geſetze zu der berühmten Habeas-Corpus-Acte Veranlaſſung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weiſe, wie man ein habeas corpus erhalten kann, ſo klar beſtimmt und feſt begründet iſt, daß, ſo lange dieſes Geſetz beſteht, kein engliſcher Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Geſetz erfordert und rechtfertigt. Bisweilen kann zwar, wenn der Staat in Gefahr iſt, die Habeas-Corpus-Acte eine Zeit lang außer Kraft geſetzt werden; aber nur die geſetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone dazu ermächtigen, um verdächtige Perſonen zu verhaften, ohne einen Grund deshalb anzugeben. Jedoch wird zu dieſem Mittel nur in Fällen der dringendſten Noth geſchritten. Ein ſolcher Fall trat 1817 ein, auf Veranlaſſung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen, und hatte auch ſchon in den J. 1793 und 1794 Statt gefunden.

Häberlin (Carl Friedr.), geh. Juſtizrath und Profeſſor der Rechte zu Helmſtädt, war daſelbſt 1756 geboren, der Sohn des in ſeiner Zeit berühmten deutſchen Staatsrechtslehrers Franz Dominicus Häberlin. Er ſtudirte die Rechte, und bildete ſich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Juſtizkanzlei zu Wolfenbüttel. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Profeſſor des deutſchen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu ſeinem Repertorium für deutſches Staats- und Lehnrecht ſammelte, und mit einer Literatur dieſer Wiſſenſchaft ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juriſtiſchen Profeſſur in Helmſtädt. In ſeinem Handbuche des deutſchen Staatsrechts vereinigte er gründliche Forſchung und Gelehrſamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat feſt in Schlözers Fußſtapfen, und begründete ſo ſeinen Ruhm. Er wurde verſchiedentlich zu öffentlichen Geſchäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in ſein Hauptfach ſchlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmteſten machte ihn die Berlepſchiſche Streitſache, denn der verfolgte, ſeines Amts als Hofrichter durch einen Machtſpruch entſetzte Mann wählte Häberlin zu ſeinem Sachwalter, und dieſer führte das anvertraute Amt, ſo lange Berlepſch ſeinen kühlern Rathſchlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch ſeine Staatsanzeigen, worin der Geiſt der Zeit mit Beziehung auf Thatſachen trefflich dargeſtellt war, erhob ſich Häberlins Ruhm noch mehr, und der Herzog von Braunſchweig ſandte ihn als ſeinen Geſchäftsträger zu der Reichsdeputation in Raſtadt. Häberlin rechtfertigte ganz dieſes Vertrauen, und hatte ſcharf beobachtend den wahren Gang der deutſchen Angelegenheiten ſo richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutſchlands nahes ſchreckliches Schickſal ſeinem Fürſten mit Beſtimmtheit vorausſagte. Nach Errichtung des Kö-

nigreichs Weſtphalen ward Häberlin zum Reichsſtand und Mitglied der Geſetzcommiſſion ernannt; aber dieſe Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann ſich von Caſſel nach Helmſtädt zurückbegeben, und ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft (1808) in der Mitte ſeiner Familie. zz.

Habeſch oder Habeſſinien, auch Abyſſinien, ſonſt Aethiopien oder das Mohrenland, unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, bei 22,000 Q. M. groß, iſt im Norden von Nubien, im Oſten vom rothen Meer, im Süden und Weſten von Adel, Ajan und Nigritien begrenzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entſpringt. Eine Bevölkerung von 4,000,000, größtentheils arabiſchen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermiſcht, ein kriegeriſcher Geiſt und Reichthum an Erzeugniſſen, namentlich an Gold, Eiſen, Bergſalz, Getreide und edlen Früchten, geben zum Handel dieſem alten Reiche im Mittelſtriche von Afrika, welches von einem Kaiſer, der große Negus genannt, beherrſcht wird, ein nicht unbedeutendes Gewicht. Der Handel iſt in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, nach den Begriffen des arabiſchen Hauptſtammes der Einwohner eigenthümlich modificirt. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beſchnitten, die Moſaiſchen Verbote in Rückſicht der Speiſen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Geſtalt der jüdiſchen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habeſſinier dem monophyſitiſchen Lehrbegriff (ſ. den Art. Monophyſiten), beim Gottesdienſt brauchen ſie die Bibel und auch die apokryphiſchen Bücher in der Ghees-Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundenſprache iſt, Taufe und Abendmahl verrichten ſie nach Art der griechiſchen Kirche, mit der ſie auch Faſten und Feſttage gemein haben, und bedienen ſich nur am Grünendonnerstage des ungeſäuerten Brotes. Eigen iſt es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücken Brot beim Abendmahl erhalten, und niemand vor dem 25ſten Jahre zu dieſem Sacramente zugelaſſen wird, weil ſie behaupten, daß niemand vor dieſem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher ſelig werde, wer früher ſtirbt. Die Todten halten ſie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen ſtehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Waſſers; inwendig hängen ſie voll ſchlechter Gemälde. In dieſen Kirchen muß, wie in den griechiſchen, jedermann ſtehen, die Schuhe müſſen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß abſteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienſt beſteht nur im Vorleſen bibliſcher Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengeſang weiß man nichts. Die meiſt ſehr unwiſſenden Geiſtlichen ſind verheirathet, und werden an dem Kreuze erkannt, das ſie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küſſen darbieten. Das Oberhaupt der habeſſiniſchen Kirche heißt Abuna (Unſer Vater), und wird gewöhnlich aus koptiſchen Prieſtern gewählt, da Habeſch mit den Kopten in Cahira Gemeinſchaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblaſen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für dieſe Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm ſtehen die Kamoſats oder Oberprieſter der Weltgeiſtlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Dieſe geben vor, vom Orden des heil. Antonius zu ſein, und gehören zwei verſchiedenen Brüderſchaften an. Die von der Stiftung des Abts Texla Haimonat, der das Mönchsleben um 620 in

Habeſch ordnete, iſt die anſehnlichſte und hat mehrere, von unverhei= ratheten Mönchen bewohnte, wohlbegabte Klöſter, die ein gemeinſchaft= licher Superior regiert. Die Klöſter von der Stiftung des Abts Euſta= ſius beſtehen nach Art der alten Lauren aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meiſt mit Weib und Kind wohnen und ſich von Ackerbau und Handel nähren. Dieſe Brüderſchaft hat zwar Aebte, doch kein gemeinſchaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, ſo wie die weniger zahlreichen Nonnen, die ſich an keine Clauſur binden, führen eine ſehr freie Lebensart, ziehen umher, handeln auf Märkten, und ſcheinen das Gelübde der Keuſchheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habeſſiniſche Geiſtlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch be= ſondere Vorrechte. Der Kaiſer (Negus), übt auch in kirchlichen Ange= legenheiten eine unumſchränkte Gewalt aus. Er hat, obwol die Ha= beſſinier ſtreng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Viel= weiberei, und kann ein Heer von 40,000 Mann ins Feld ſtellen. Er ver= erbt die Krone auf ſeine Söhne, doch ſo, daß unter dieſen die Wahl entſcheidet. Eine ſo ſonderbare Verfaſſung mußte die Aufmerkſamkeit des Papſtes, den die Habeſſinier nicht anerkennen, und ſeiner geiſtlichen Heere auf ſich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsverſuchen gab ein Krieg der Habeſſinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hülfe bei den Portugieſen ſuchte. 1520 kam eine portugieſiſche Flotte mit Soldaten und Geiſtlichen nach Habeſch, und da die Türken und Gallas (ein krie= geriſches Bergvolk in Süden und Weſten von Habeſch) gegen Ende des 16. Jahrh. durch Beiſtand der Portugieſen gänzlich zurückgeſchlagen worden waren, erhielten dieſe eifrigen Catholiken ein Gewicht in Ha= beſch, welches der Papſt bald zu benutzen wußte. Er ſandte Jeſuiten, um Habeſch zur römiſchen Kirche zu bekehren, und eine portugieſiſche Colonie, welche daſelbſt Fuß gefaßt hatte, unterſtützte ſie; der römiſche Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17. Jahrh. eingeführt, der Jeſuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habeſch eingeſetzt, die Sabbathsfeier verboten und die ganze Kirchenverfaſſung catholiſirt. Allein dieſe Union war, wie der portugieſiſche Einfluß in Habeſch, nur vorübergehend; der Negus Baſilides trat 1632 ſeine Regierung damit an, daß er den Wünſchen der größern, dem Catholicismus immer abge= neigten, Maſſe des Volks nachgebend, die portugieſiſchen Mönche und alle Catholiken ſammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgeblie= benen Jeſuiten aufknüpfen ließ, und die alte habeſſiniſche Religionsver= faſſung durchgängig wieder herſtellte. Seitdem haben die Miſſionäre der Catholiken in Habeſch ihren Eifer meiſt mit dem Leben büßen müſſen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortge= ſetzten Verſuche der römiſchen Propaganda, die Habeſſinier zu bekehren, ſind fruchtlos geblieben. Dagegen hat ſich ein beſonderer abhängiger Staat der Juden im Weſten von Habeſch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge ſeit den älteſten Zeiten behauptet. Sie nennen ſich Falaſchas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falaſjan, haben ihre eigenen Könige und ihre beſondere Regierungsform, bei der ſie vom Negus gegen gewiſſe Abgaben, die ſie ihm entrichten müſſen, ge= ſchützt werden. Bruce fand daſelbſt einen jüdiſchen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an ſtreitbaren jüdiſchen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neueſten Nachrichten über Habeſch ver= danken wir der Reiſebeſchreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentin 1802 bis 1806 begleitete und in Habeſch gute Auf= nahme fand. E.

Habsburg. An dem rechten Ufer der Aar, im Gaue dieſes Fluſſes, im jetzigen helvetiſchen Canton Bern, erbaute Werner, Biſchof von Strasburg im 11. Jahrh., mitten unter ſteilen Felſen eine ſtarke Veſte, und nannte ſie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elſaß und Breisgau, der ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Allemannien und Elſaß, aus dem 7ten Jahrh. geweſen ſein ſoll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und reſidirte im Mittelpunkte ſeiner Güter, unweit Windiſch, dem Hauptorte der ehemaligen römiſchen Colonie Vindoniſſa. Radbot, Werners Bruder, beſaß die Grafſchaft Klettgau, und hatte Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elſaß und Lothringen, zur Gemahlin; ſein Sohn Otto ſtarb 1046 ohne Erben, und ſo ward Werner alleiniger Beſitzer der ſämmtlichen Familiengüter. Er zuerſt hieß Graf von Habsburg und nannte ſich ſelbſt „Gründer des Schloſſes Habsburg," wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweiſen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhte ſichtbar auf dieſem Hauſe; Heirathen, kaiſerliche Schenkungen vergrößerten ſein Beſitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwalte, Beſchützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen ſie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, beſaß große Güter in Schwaben, Elſaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürſtliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelſaß annahm. (Dieſen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der habsburgiſchen und öſterreichiſchen Linie. Elſaß war damals in die obere und niedere Landgrafſchaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau). Sein Sohn, Rudolph, erwarb hierzu noch die Reichsſtadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er war Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politiſchen Ereigniſſe dies Vogtthum zweimal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entriſſen, aber Kaiſer Friedrich II., der ihn beſtimmte, jenem Vogtthum zu entſagen, gab ihm dafür die Grafſchaft Rheinfelden zur Entſchädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) ſeine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elſaß; Rudolph erhielt Ländereien im Breisgau und die Grafſchaften Klettgau, Rheinfelden und Lauffenburg; er war das Haupt der habsburg-lauffenburgiſchen Linie. Beide führten den Titel Landgrafen von Elſaß; als aber Rudolph ſtarb, ward dieſer Titel ausſchließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch ſeine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abſtammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiſer Friedrich II. verwandt. Unter dieſem Kaiſer focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeiſterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Paläſtina. Seinen Bruder Rudolph ſetzte er zum Vormund über ſeine Kinder, ſchloß Frieden mit ſeinen Nachbarn, und ſchiffte ſich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marſeille ein. „Bedenkt immer," ſprach er beim Abſchiede zu ſeinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbſtſucht erworben haben, ſondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beſte. Folgt ihr dieſem Beiſpiele, ſo werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!" Als er zu Accon (St

Jean d'Acre) landete, war aber ſchon Waffenſtillſtand mit den Saracenen geſchloſſen, und bald nachher ſtarb er, ein Opfer des ungeſunden Climas (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande ſein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht: Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Canonicus zu Baſel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Dieſer Rudolph von Habsburg (ſ. dieſen Artikel) ward der große Stifter des öſterreichiſchen Hauſes, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Lothringen auf Oeſterreichs Kaiſer- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Sein Stammhaus, die Veſte Habsburg, blieb noch faſt 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum römiſchen Könige ein Beſitzthum des Hauſes Oeſterreich. Als aber Herzog Friedrich von Oeſterreich wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Papſt Johann XXIII. in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil ſeiner Beſitzungen verlor, da fiel die Veſte Habsburg an den Canton Bern. Noch ſieht man ihre Trümmer in dem heutigen Canton Aargau.

Hackbord, der äußerſte oder oberſte Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk beſteht, und beſonders die ſinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark 1737, geſt. 1806 zu Florenz, einer der berühmteſten Landſchaftmaler, war der Sohn und Enkel eines Malers, und dieſe Kunſt in ſeiner Familie faſt erblich. Auch ſeine jüngern Brüder, Johann (geſt. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs (geſt. 1780 in Rußland), Carl (geſt. zu Lauſanne um 1800), und Georg, Kupferſtecher, (geſt. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn ſie gleich nicht an unſern Philipp reichten. Philipps Leben war meiſt glücklich, und ſeine außerordentliche Liebe zur Kunſt durch die Umſtände ſehr begünſtigt. Nachdem er ſchon als Knabe bei ſeinem Vater Blumenſtücke nach der Natur gemalt, und ſeinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei ſeinem Oheim die techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden zu widmen. Beſonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntſchaft mit le Sueur, damaligem Director der der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen geſehenen Proben, beredete, ſich ausſchließend der Landſchaftmalerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien nach Claude Lorrain, Swaneveld, Mocheron, Berghem Aſſelyn u. A., bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe zu zeichnen anfing, und allmälig zu einigen Originalen hinaufſtieg. Eine kleine, durch ſeinen Fleiß erworbene Summe ſetzte ihn bald in den Stand, ſeine Hülfsſtudien bequemer zu betreiben, und Sulzer war ihm förderlich, ſeine Kuuſt in einer dem Landſchaftsmaler günſtigern Gegend fortzuſetzen, indem er ihn dem Baron Olthof in Stralſund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Inſel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er ſich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre ein bequemes Leben verſchaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptſächlich durch ſeine beliebten Gouache-Landſchaften,

ſeine Glücksumſtände hinlänglich verbeſſert hatte, trat er mit ſeinem Bruder Johann, 1768, ſeine Reiſe nach Italien an, um ſeine Studien der ſchönen Natur in dieſen reizenden Gegenden fortzuſetzen, und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Beſtellung für die ruſſiſche Kaiſerin Catharina (ſechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tſchesme vorſtellend), wodurch der Grund zu ſeinem Ruhm und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künſtler in den Stand geſetzt würde, die Wirkung eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entſchloß ſich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit durch ein ähnliches Auffliegen einer ruſſiſchen Fregatte zu geben. Das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieſer Arbeit Hackerts zu verbreiten. Von 1775 an durchreiſte er einen großen Theil von Italien und der Schweiz. 1782 ward er durch den ruſſiſchen Geſandten, Grafen Raſumowsky, dem Könige von Neapel vorgeſtellt, und gewann bald, ſowol durch ſeine Kunſt, als durch das, was er als Menſch war, die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem ſo hohen Grade, daß dieſer ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurde er und ſein Bruder in Neapel angeſtellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palaſt, und genoſſen vielfache Auszeichnung. So lebten ſie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich ſich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete ſich nach Sicilien; Hackert, von den Franzoſen für einen Royaliſten, von den königlich Geſinnten für einen Republikaner gehalten, rettete ſich, nachdem er manchen Verluſt erlitten hatte, nach Florenz, wo er 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er ſich in den Ruf des erſten Landſchaftmalers ſeiner Zeit geſetzt, und beſonders die Proſpectmalerei auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausſpruch, unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Foderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, ſagt Meyer, ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche, kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich ſind ſeine Gemälde nicht alle hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunkt ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben hätte, daß die maleriſche Wirkung weſentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen ſeine Werke keinen Anſpruch; das Verdienſt der Anordnung beweiſen ſie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Geſtalt und des Verhältniſſes der Gegenſtände iſt Hackert der vollkommenſte Meiſter, und in Andeutung des Charakters der verſchiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenſtände durch Geſtalt und Umriſſe ſteht er keinem nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannichfaltig, die verſchiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felſen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen

des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt, die ganze Kunſt aber an nicht ſehr entfernten Bergen gezeigt, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Was ſein Colorit betrifft, ſo haben wenige harmoniſcher, keiner kräftiger gemalt. In Hinſicht auf Licht und Schatten geben ſeine Gemälde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieſer Seite kein vorzügliches Verdienſt. In der Kraft und Abſtufung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachte im Anlegen und Vollenden eine ſo zweckmäßige Methode, daß es ihm hierdurch möglich ward, nicht nur eine ſo große Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepiazeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Nicht aber blos im Malen, auch im Reſtauriren der Bilder hatte er beſondere Einſicht. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sull' uso della Vernice nella Pittura 1788, überſetzt von dem Gallerieinſpector Riebel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch ſeine von Göthe mitgetheilten theoretiſchen Bruchſtücke über Landſchaftmalerei. dd.

Hades, ſ. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der römiſchen Kaiſerwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb ſich in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften Fertigkeiten, und ſprach ſchon in ſeinem 15. Jahre die griechiſche Sprache ſo vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß ſoll ſo außerordentlich geweſen ſein, daß er ein Buch nur einmal zu leſen brauchte, um es auswendig zu wiſſen, und daß er alle ſeine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philoſoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Muſiker und ſogar Aſtrolog. Aber dieſe große Eigenſchaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, ſo daß Trajan, unter deſſen Vormundſchaft er ſtand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajans, Plotina, welche den Tod des Kaiſers ſo lange verheimlichte, bis ſie ein erdichtetes Teſtament untergeſchoben, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis ſie durch Beſtechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erſt als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaiſers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und verſprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geſchenk. Nachdem er ſo im J. d. St. 870 den Kaiſerthron beſtiegen hatte, erſchien er in Rom und fing an, durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er ſeinen feigen, wollüſtigen und mißtrauiſchen Charakter. Unter andern ſchämte er ſich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen Tribut den Frieden abzukaufen. Im J. 875 machte er die berühmte Reiſe durch alle Provinzen des römiſchen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrſcheinlich aus einer philoſophiſchen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er ſeinen geliebten Antinous (ſ. d. Art.), über deſſen Tod er lange untröſtlich war. Während ſeines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerſtörten Jeruſalems eine Colonie von römiſchen Soldaten angelegt, auf der Stelle

des Salomoniſchen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahr dauerte. Athen verſchönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den, 560 Jahr vorher angefangenen Tempel des olympiſchen Jupiter völlig aus. Seinen Reiſen, welche ſiebenzehn Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeichen einer ſich nähernden Auszehrung ein Ende. Er ſtarb zu Bajä im J. 891, im 62. Jahre ſeines Alters und 21. ſeiner Regierung. Hadrian gehört ſeiner großen Fehler ungeachtet doch nicht zu den ſchlechten Kaiſern; beſonders beförderte er die Literatur und Kunſt, und ſtiftete auf ſeinen Reiſen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, ſeine Geſetze gegen die Verſchwendung und zur Erleichterung des Sklavenhandels, ſein Verbot der Menſchenopfer und der für Männer und Weiber gemeinſchaftlichen Bäder ſind alles Lobes würdig.

Hadſchi heißt bei den Türken die allen freien Moslemin beiderlei Geſchlechts im Koran zur Pflicht gemachte Wallfahrt nach Mecca. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligſte, aber auch verdienſtlichſte Handlung angerechnet, und ſoll wenigſtens einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch Hadſchi derjenige, der eine ſolche Wallfahrt nach Mecca gemacht hat, ſo wie auch derjenige, der ſie gegen Bezahlung für andere macht, welche ſie ſelbſt nicht unternehmen mögen. Wegen der auf dieſen Reiſen gewöhnlichen Ausſchweifungen ſtehen dieſe Hadſchi in keinem guten Rufe.

Hafen iſt ein Ort, wo ein Schiff am Meeres- oder Flußufer anlanden und in Sicherheit liegen kann, in Folge der Lage des Orts, der Dämme, welche den Hafen einſchließen und des Leuchtthurms und der Ketten, womit er verſehen iſt. In den Häfen müſſen Krahne und Hebezeuge zur Aus- und Einſchaffung der Waaren bei der Hand ſein und jedes Schiff einen bequemen Landungsplatz haben, zum Zugang für die Mannſchaft. Daher hat ein Hafen hin und wieder Brücken und Dämme. Iſt der Hafen nicht überall gleicher Tiefe, ſo legt der Hafenmeiſter die tiefgehenden Schiffe dahin, wo der Hafen am tiefſten iſt. Auch bedarf ein Hafen Werfte, Docken und Zimmerplätze zu Bauten und Reparaturen der Schiffe, Speicher und Packhöfe für Waaren, Werkſtätten und Wirthshäuſer zur Annahme der Seeleute.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen anſehnlichen Theil deſſelben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Oſtſee vorkommt. 1. Das friſche oder Stettiner Haff in Pommern, welches in das große und kleine Haff zerfällt, und die Oder ꝛc. aufnimmt; 2. das friſche Haff bei Pillau, in welches ſich die Nogat (ein öſtlicher Arm der Weichſel) und der Pregel ergießen; 3. das kuriſche Haff, in welches der Memel, auch Niemen genannt, mit zwei Armen (der Gilge und Ruſſe) mündet.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmteſten und anmuthigſten Dichter Perſiens, war zu Anfang des 14. Jahrh. zu Schiras geboren, und widmete ſich dem Studium der Theologie und des Rechts, welche Wiſſenſchaften bei dem Mohammedanern eng verbunden ſind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Koran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwiſch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und ſtarb 1389. Sein Grabmahl befindet ſich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung beſucht, wiewol der Dichter bei ſeinem Leben für einen

Chriſten galt. In dieſen Ruf hatte er ſich durch ſeine Verſe gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht ſelten mit anſtößiger Ausgelaſſenheit von Wein, Liebe und Wolluſt ſingt, die aber ſpäter als Eingebungen des höchſten Weſens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer myſtiſchen Sprache die tiefſten und heiligſten Geheimniſſe verborgen ſein ſollen. Feridun, Sururi, Sudi u. A. haben ſich bemüht, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden ſeine Oden und Elegien in einen Divan geſammelt, welcher vollſtändig in Calcutta 1791 perſiſch gedruckt und von J. von Hammer ins Deutſche überſetzt worden iſt. Früher waren von verſchiedenen Orientaliſten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hagedorn (Friedr. von). Dieſer liebenswürdige Dichter war 1708 zu Hamburg geboren. Er beſuchte hier das damals vorzüglich blühende Hamburgiſche Gymnaſium, ſtudirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann beſonders die Letztern lieb. Von 1726 bis 1729 ſtudirte er in Jena die Rechte, und ging ſodann nach London, wo er bei dem däniſchen Geſandten Privatſekretär ward, 1731 aber durch Brabant und Holland nach Hamburg zurückkehrte, und 1733 als Sekretär bei dem ſogenannten engliſchen Court in Hamburg angeſtellt wurde. Dieſe Stelle war mit einem anſtändigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Abhängigkeit. Er verheirathete ſich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunſt, der Freundſchaft und dem geſelligen Umgange, und ſtarb 1754 in ſeinem noch nicht vollendeten 47. Jahre an der Waſſerſucht. Hagedorn verſuchte ſich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja ſogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetiſchen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an ſchöpferiſcher Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück ſich anzueignen. Eine Ode, ſelbſt nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn ſeine Begeiſterung iſt dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrſchen. Die Reinheit und Gewandtheit ſeiner Sprache ſind ſehr zu loben, und ſein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. Nicht übergehen dürfen wir ſeinen Bruder, Chriſtian Ludwig Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, 1764 churſächſiſcher Legationsſekretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirector der Kunſtakademien zu Dresden und Leipzig war, und 1780 in Dresden ſtarb. Sein Verſuch von charakteriſtiſchen Köpfen und Landſchaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meiſtern in Kupfer geäzt hat, beweiſt, daß er auch Ausüber der ſchönen Künſte war. Den meiſten Ruhm aber erwarb er ſich durch ſeine Betrachtungen über die Malerei, ein claſſiſches Werk von unerſchöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannichfaltiger Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer unter uns als der Schöpfer des pittoresken Styls, als Philoſoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schloſſen ſind gefrorne Waſſertheilchen, welche in Eisklumpen zuſammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Die Größe der Hagelkörner iſt iſt ſehr verſchieden; man will ſie von der Schwere eines Pfundes geſehen haben. Bekanntlich hagelt es ſehr ſelten im Winter, dagegen am häufigſten in den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt. Zuweilen iſt der Hagel mit Regen vermiſcht. Bei ſchwerem Hagelwetter finden faſt immer auch ſtarke

Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entſtehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weiſe aber ſind wir im Dunkeln, und können nur ſagen, daß der Hagel wahrſcheinlich aus Regentropfen entſtehe, denen auf irgend eine Weiſe, unter Mitwirkung der Electricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmeſtoff entzogen worden.

Hager (Joſeph), ein bekannter Orientaliſt, geboren um das J. 1750 zu Mailand in einer urſprünglich deutſchen Familie. Er ſtudirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er ſich mit den orientaliſchen und neuern europäiſchen Sprachen beſchäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reiſen, und entdeckte in Sicilien den literariſchen Betrug Vellas (ſ. d. Art.), wovon er in einer eigenen Schrift Nachricht gab. Im J. 1800 war er in Berlin; damals fing er an, ſich mit dem Studium des Chineſiſchen zu beſchäftigen. Von Deutſchland ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babyloniſchen Inſchriften und eine andere über die chineſiſchen Charaktere herausgab; jene mit einer Maſſe von gelehrten Citaten ausgeſtattet, dieſe ohne beſondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entſchluß, ein chineſiſches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige franzöſiſche Regierung nahm davon Notiz, und da die pariſer Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem ſolchen Unternehmen iſt, berief ſie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandnen und ſeinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chineſiſchen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte dieſem Ruf 1802, und gab außer dem Proſpectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chineſiſche Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France (1805). Allein dieſe Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von ſeinen Kenntniſſen des Chineſiſchen zu geben, und da überdies eine Unterſuchung ſeiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entſprach, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieſer Univerſität als Conſervatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angeſtellt wurde. Indeß ſetzte er ſeine chineſiſchen Studien fort; ſchon 1806 waren zu London ſeine Elements of the Chinese language erſchienen; ihnen folgten 1810 ſeine Memoria sulla Bussula orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compaſſes den Chineſen beilegt, und 1811 ſeine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In ſeinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken urſprünglich mit den Chineſen in Verbindung geſtanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demſelben Jahre gab er eine Erklärung chineſiſcher Inſchriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle dieſe Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil ſehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfaſſer weder ſein rühmlicher Fleiß, noch ſeine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntniſſe haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hagers neueſte Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erſchien zu Mailand 1817.

Hageſtolziat nannte man in ſonſtigen Zeiten das ſehr verhaßte und ſogar mit gewiſſen Nachtheilen verbundene eheloſe Leben einer Mannsperſon, welches über die in den Landesgeſetzen zur Verheirathung beſtimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entſtehung des Namens hat man verſchiedene Meinungen, unter denen folgende wol die wahrſcheinlichſte iſt. Haga hieß in der alten deutſchen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber ſo viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfaſſung der alten Deutſchen erbte jedesmal der älteſte Sohn den Hof ſeines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlaſſes. Weil aber die Familien gern beiſammen blieben, ſo erbauten ſich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hageſtolze. Da ſie wegen Mangels an Gütern meiſtentheils im eheloſen Stande lebten, ſo gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern dieſen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das eheloſe Leben der Männer verhaßt, und die Cenſoren pflegten von alten Hageſtolzen als Strafe ein ſogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewiſſe Vorzüge und Ehrenbezeigungen genoſſen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms ſehr gelitten hatte, dachte Auguſt nach Antritt ſeiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausſchweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verſchwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geſchenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erbluſtigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deshalb im J. Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Geſetz, durch welches den Ehemännern und beſonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem ſie in Rom, Italien oder den römiſchen Provinzen lebten) beſondere Vortheile (das ſogenannte ius trium liberorum) zugeſtanden, den eheloſen Männern aber verſchiedene Strafen angedroht wurden, welches Geſetz auch, mit einigen Zuſätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Conſtantins des Großen ſeine Gültigkeit behielt. Bei den Deutſchen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das eheloſe Leben. Dennoch beſtand vormals in der Unterpfalz, und am Ober- und Niederrhein das ſogenannte Hageſtolzenrecht, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hageſtolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fiel. Es mußte jedoch ein eheloſer Mann erſt gewiſſe Jahre (z. B. in Niederſachſen 50 Jahre 3 Monate und 3 Tage) zurückgelegt haben, ehe er für einen Hageſtolzen angeſehen werden konnte. Auch erſtreckte ſich das Erbrecht des Fürſten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hageſtolz ſich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entzog. An einigen Orten beſtand das Hageſtolzenrecht blos in dem Rechte, von einem Manne, der erſt in gewiſſen Jahren ſich verheirathete, ein beſtimmtes Geld zu fordern.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergiſchen, durch ein ſeltenes mechaniſches Genie ausgezeichnet, war 1739 in Scharnhauſen im Oberamt Stuttgart geboren. Schon als achtjähriger Knabe beobachtete er den Schatten der Sonne, und machte Verſuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er ſie jedoch verſtehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek ſeines Vaters eine Himmelskarte nebſt der Beſchreibung, und lernte daraus

etliche Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufganges der Fixſterne finden. Im dreizehnten Jahre endlich fiel ihm eine Anweiſung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing nun an, dergleichen zu verfertigen. Dabei malte er fleißig, und bereitete ſich ſelbſt Farben und Firniſſe. Siebzehn Jahr alt ging er auf die Univerſität nach Tübingen. Hier beſchäftigte er ſich in ſeinen Mußeſtunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasſchleifen und der Zuſammenſetzung von Tuben. Ein gleichgeſinnter Jugendfreund, Namens Schaudt, wetteiferte mit ihm in dieſen Arbeiten. Da ihm aber ſeine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathematik zu nehmen, oder ſich mathematiſche Bücher zu kaufen, ſo unternahm er es, die Wolfiſchen lateiniſchen und deutſchen Lehrbücher über die verſchiedenen Zweige der Mathematik nebſt den dazu gehörigen Figuren zu copiren. So bahnte er ſich durch eiſernen Fleiß einen Weg zu ſeinem Lieblingsſtudium. Um aber auch den Bau einer Taſchenuhr, worauf er höchſt begierig war, kennen zu lernen, begnügte er ſich ſo lange mit Brot und Waſſer, bis er die zum Ankauf einer Uhr erforderliche Summe erſpart hatte. Er zerlegte ſie und ſetzte ſie wieder zuſammen, bis er ihre Theile verſtand. Auf dieſem Wege ging er mit einer faſt beiſpielloſen Beharrlichkeit fort, und brachte nach und nach Arbeiten zu Stande, die ſeinem Scharfſinn und ſeiner Geſchicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große aſtronomiſche Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, ſo wie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darſtellt; die kleine aſtronomiſche Setzuhr, welche die Phaſen und Knoten des Mondes anzeigt, die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr, welche die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaſchine, eine Wage für Flüſſigkeiten u. ſ. w. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Onſtmettingen und 1770 zu Kornweſtheim bei Ludwigsburg geweſen, kam er 1781 in gleicher Eigenſchaft nach Echterdingen, wo er 1790 ſtarb. Seine theologiſchen myſtiſchen Schriften ſind deſto werthloſer.

Hahnengefecht iſt eine Volksbeluſtigung, indem man zwei mit Kunſt abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hahnen zum Kampfe zuſammenläßt, von dem ſie oft nicht eher ablaſſen, bis einer von beiden getödtet iſt. Die Hahnenkämpfe ſind zu Athen zuerſt als öffentliche oder feſtliche Spiele auf Veranlaſſung des Themiſtokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themiſtokles habe, als er die Griechen wider die Perſer angeführt, und dieſe zufällig den Kampf von einem Paar Hahnen zugeſehen, ſie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen geſagt, wie viel mehr ſie Urſach hätten, tapfer zu ſein, da dieſe Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, ſich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden ſollten. Unter den neuern Nationen lieben beſonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon), Herzogs von Dordonne, Adelhart, Ritſart, Writſart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renaul, Reinhold), die in der romantiſchen Poeſie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle ſpielen. Bei Froiſſart (Vol. 3. ch. 18. p. 67.) kann man über das Hiſtoriſche von ihnen manches finden; wir laſſen dieſes

dahin geſtellt ſein, und halten uns blos an ihr poetiſches Daſein. Die Geſchichte von ihnen gehört in den Fabelkreis Carls des Großen und ſeiner Pärs, und iſt auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rodler, Secretarius) ſo bündig angegeben, daß es am beſten ſein wird, dieſen hier mitzutheilen. Er lautet alſo: „Ein ſchön luſtig Geſchicht, wie Keyſer Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, und das der elteſt undter jenen Reynhard genant, dem Keyſer ſeiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erſchlug, ſechszehn jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wollt, ſonder ganz Frankreichs verjagt', zu letzt ſie dannocht durch Krieg den Keyſer bedrangten, mit inen eynen friden anzunehmen, darum viel luſtiger Hendel ſich in der Zeit von beiden theylen beneben, vermeldet werden, kürzlich aus Franzöſiſcher ſprach ins Teutſch transferirt." (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7. S. 7 fgg.). Es iſt indeß keineswegs ausgemacht, ob das franzöſiſche Original dieſer Ueberſetzung die einzige Quelle ſei, woraus alle andere Bearbeitungen dieſes Stoffs gefloſſen ſind. Wenigſtens ſcheint unſer deutſches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons-Kindern, ſamt ihrem Roß Beyart, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden, zu Zeiten Caroli Magni begangen hoben," (ehedeſſen auch zu Cöln gedruckt; ſ. eine Bearbeitung von Tieck in Pet. Lebrechts Volksmährchen, Berlin Bd. 2.) aus einer andern Quelle gefloſſen, und ſtimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländiſchen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigſte deutſche Bearbeitung findet ſich als Handſchrift in der palatiniſchen Bibliothek zu Heidelberg (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum principium. Görres vermuthet, daß alte fränkiſche Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankreich in ein franzöſiſches und deutſches zerfiel, jede Nation ſich die poetiſche Verlaſſenſchaft auf eine eigenthümliche Weiſe angeeignet habe. So wurde denn auch dieſer Gegenſtand in franzöſiſchen und deutſchen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflöſungen jener Dichtungen in Proſa gingen daraus die Volksbücher hervor. Unterſuchungen hier ſind um ſo anziehender, da dieſer Stoff auch zum Theil in die romantiſch-epiſche Poeſie der Italiener übergegangen iſt. dd.

Hakim, ein türkiſcher Arzt; **Hakimbaſchi**, der kaiſerliche Leibarzt.

Halberſtadt, eine preußiſche Fabrik-Stadt in der Provinz Sachſen, im Regierungsbezirk Magdeburg, im Halberſtädtiſchen Kreiſe, vierte Militärabtheilung und Sitz des Oberlandgerichts, mit mehr als 14,000 Einwohnern, liegt, altmodiſch und unregelmäßig gebaut, am Flüßchen Holzemme. Die Fabriken liefern gute Mitteltücher, Leder, Leinwand, Handſchuh ꝛc. Ueber die 1777 Wohngebäude und 10 Kirchen der Stadt ragt die dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Aus den Zeiten des ehemals reichen Kloſterſegens ſchrieben ſich noch her die Dom-, die Martins- und Johannisſchule. In Halberſtadts älteſte Geſchichte gehören die Fehden ſeiner Biſchöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im J. 1179 einäſcherte. Doch erſtand ſie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben, und erhielt nach einander, wegen zunehmender Bevölkerung, drei Vorſtädte. Im ſiebenjährigen Kriege ließen die Franzoſen ihre Thore und einen Theil ihrer Mauern niederreißen. Merkwürdiger

noch iſt ſie durch das Gefecht am 30. Jul. 1809 geworden, in welchem Wilhelm, Herzog von Braunſchweig, auf ſeinem berühmten Zuge mit der ſchwarzen Legion das vom 5. weſtphäl. Linienregimente unter dem Grafen Wellingerode vertheidigte Halberſtadt erſtürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gaſſen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze Regiment nebſt deſſen Oberſten zu Gefangenen machte. Das Fürſtenthum Halberſtadt, ehemaliges Bisthum, gewann das Churhaus Brandenburg im weſtphäliſchen Frieden; ein an Getreide und Flachs fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen. Es hat nur unbedeutende Flüſſe, aber der Waſſerfall der Bode beim Thalſchen Kupferbergwerke iſt berühmt. Ein Denkmal alter Größe gewähren noch die Ruinen des Regenſteins.

Halber Ton iſt auf der Tonleiter des gegenwärtigen Syſtems in der Muſik das kleinſte Intervall. Die halben Töne ſind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Abſicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Commas verſchieden, allein ſie werden ohne Rückſicht auf enharmoniſche Verhältniſſe als gleichgeltend in dieſem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beſchaffenheit des Tons iſt, aus welchem geſpielt wird, und ſo wie die Klanggeſchlechter mehrentheils nur fürs Auge und zur Berichtigung der Reinheit im Satze beobachtet und beibehalten werden, eben ſo gelten z. B. e und des, welche Töne auf zwei verſchiedenen Tonſtufen, und c und cis, die nur auf einer ſtehen, für halbe Töne.

Halbgötter, ſ. **Heroen**.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieſelbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Aſtronomen und Geographen denken ſich mehrere größte Kreiſe um den Himmel und die Erdkugel, namentlich den Aequator, die Meridiane und den Horizont. Hierdurch nun entſtehen ſowol am Himmel als auf der Erde (in der Vorausſetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehrere Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche oder ſüdliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die öſtliche und weſtliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkle Himmelskörper unſers Sonnenſyſtems, d. i. alle dazu gehörigen Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Cometen, werden durch den größten Kreis, deſſen Ebene auf der nach dem Mittelpuncte der Sonne gezogenen Linie ſenkrecht ſteht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmeſſer hat, als jeder dieſer dunkeln Himmelskörper, ſo erleuchtet ſie von jedem derſelben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erſtreckt ſich rings um die kuglichten Körper über ſeine eigentliche Grenze noch um die Größe des ſcheinbaren Halbmeſſers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreiſes.

Halbkugeln (Magdeburgiſche). Mit dieſem Namen bezeichnet man zwei aus Kupfer und Meſſing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Oeffnungen ſo gearbeitet ſein müſſen, daß ſie dicht auf einander paſſen, worauf ſodann die zwiſchen beiden eingeſchloſſene Luft mittelſt der Luftpumpe herausgezogen werden kann. **Otto von Guerike** in Magdeburg (ſ. d. Art.) erfand dieſe Vorkehrung um die Mitte des 17. Jahrh. und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten ſeiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmeſſer; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die

Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelaſſen werden konnte. An beiden waren ſtarke Ringe befeſtigt, um Seile hindurch zu ſtecken, an welchen vorgeſpannte Pferde ziehen konnten. Zwiſchen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen in Wachs und Terpentin getränkten Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln ſpannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche ſich vergebens bemühten, ſie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten ſie endlich mit einem ſtarken Knall. Ließ er dagegen die Luft hineintreten, ſo konnte ſie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund ſetzt, welches die gewöhnliche Berechnung iſt, ſo kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht überſehen.

Halbmeſſer (Radius), ſ. Diameter.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenſchaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegſamkeit in einem nur geringen Grade haben, und unterſchied ſie demnach von den Ganzmetallen. Zu dieſen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arſenik u. ſ. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenſchaften ſo unmerklich in einander fließen, daß ſich eine beſtimmte Grenzlinie durchaus nicht ziehen läßt, ſo hat man dieſe Eintheilung verworfen.

Halhed (Nathanael Braſſey), engl. Orientaliſt im Dienſte der oſtind. Compagnie während Haſtings Verwaltung, bekannt durch ſeine bengaliſche Grammatik von 1778. 4., das erſte orientaliſche Buch, das von Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach ſeiner Rückkehr in England fiel er in eine Geiſteskrankheit, daher er ſich von dem ſchwärmeriſchen Propheten R. Brothers täuſchen ließ. Doch ſetzte er ſeine literariſchen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorſchriften der Pandits, nach einer perſiſchen Ueberſetzung aus dem Samſkrit, ins Engl. überſ. heraus, mit Bruchſtücken der Vedas und andrer Bücher im Samſkrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu dieſem Werke geſchätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1739 fgg.) und 1779 einen Bericht über die Ereigniſſe in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Marattenſtaat ſeit 1777 herausgegeben.

Halifax, ein volkreicher Marktflecken in Yorkſhire in England, am Fluſſe Calder, und deſſen Bevölkerung ſich über 9000 Menſchen beläuft. Die Stadt hat viele Manufacturen in Wolle und Baumwolle. Sie iſt der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge, die in den umliegenden Dörfern verfertigt werden. Zum Verkauf derſelben gibt es zwei Hallen. Der Markt wird jeden Sonnabend gehalten. Auch Cylinderkratzen werden hier mittelſt Maſchinerie ſehr gut verfertigt; desgl. ſollen hier die beſten Wollkämme gemacht werden. Ein anderes Halifax liegt in Neu-Schottland, an der Bai Chebucto, und iſt ein ſehr wichtiger Platz für den brittiſchen Handel in Nordamerika. Die Bevölkerung geben einige Nachrichten auf 8000, andere auf 15,000 an. Der Hafen iſt ſo geräumig, daß er 1000 der größten Schiffe faſſen kann. Die Einfuhr beträgt jetzt den Werth von 600,000 Pf. St. Die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Fiſchen, Stockfiſch und Kabliau, die am meiſten nach Weſtindien gehen.

Halikarnaß, die Haupt- und Reſidenzſtadt der Könige von Karien. Zu ihren vorzüglichſten Merkwürdigkeiten gehörte das be-

rühmte, von der Königin Artemiſia (ſ. d. Art.) ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Grabmal (Mauſoleum), von dem nur einige ungewiſſe Spuren übrig ſind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionyſius (von Halikarnaß).

Halle, mit dem Beinamen in Sachſen oder an der Saale, gehört jetzt zur preußiſchen Provinz Sachſen (Regierungsbezirk Merſeburg, Stadtkreis Halle, vierte Militärabtheilung), liegt am rechten Ufer der Saale, iſt der Sitz einer berühmten, von Friedrich I., König von Preußen, geſtifteten und 1694 eingeweihten Univerſität (daher Friedrichs-Univerſität genannt) und zählte 1817 in 2239 Häuſern 19,168 Einw. und 500 Studenten. Außer der Univerſität, die ein treffliches theologiſches Seminarium, einen von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botaniſchen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende, in neuern Zeiten mit anſehnlichen Fonds und mit der ponikauſchen Bücherſammlung vermehrte Bibliothek, und verſchiedene anatomiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen hat, ſind die Frankiſchen Stiftungen (ſ. d. Art.) in der Vorſtadt Glaucha und das königliche Pädagogium ebendaſelbſt bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnaſien und ein reformirtes Fräuleinſtift. Auch iſt daſelbſt der Sitz eines Oberbergamts. Das hieſige Salzwerk, iſt eines der älteſten und ergiebigſten in Deutſchland, welches jährl. 7 bis 8000 Laſten Salz liefert, nöthigenfalls aber halb Deutſchland verſorgen könnte. Außer der Univerſität und dem Salzwerk beſteht die Hauptnahrung der Stadt in verſchiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen ſonſt die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schloſſes Giebichenſtein (ſ. d. Art). Die Univerſität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverſtändniſſe gleich nach dem Einrücken der Franzoſen aufgelöſt. Nach dem Frieden ward ſie zwar wieder hergeſtellt, allein 1813, durch einen Befehl des franzöſiſchen Kaiſers, abermals aufgelöſt. Glücklicher Weiſe kehrte Halle, 1814, unter preußiſche Herrſchaft zurück, welche das ſchöne Inſtitut wieder herſtellte, und 1817 auch die Stiftung der aufgehobenen Univerſität Wittenberg damit vereinigte. Noch verdienen die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten Badeanſtalten erwähnt zu werden.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieſer volltönenden hebräiſchen Formel etwas beſonders Feierliches zu finden, und behielt ſie bei den Ueberſetzungen der Bibel in die Landesſprachen bei. Das Halleluja wurde ſeit dem 15. Jahrh. an allen Sonn- und Feſttagen beim Gottesdienſte geſungen, von der römiſchen Kirche aber ſpäterhin an den Sonntagen in der Faſten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelaſſen, und erſt Oſtern als ein Geſang der Freude wieder angeſtimmt. In einigen Gegenden Deutſchlands wird der Buchampfer oder Kukkuksklee, oxalis acetoselle L., auch Halleluja genannt, weil er um Oſtern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen geſungen wird. Die Juden nennen den 113. bis 117. Pſalm das große Halleluja, weil in dieſen Pſalmen beſondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdiſche Volk geprieſen werden, und ſingen dieſen Lobgeſang beim Gottesdienſte am Paſcha- und Lauberhüttenfeſte. E.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen ſeiner ſeltenen Verdienſte als Anatom, Phyſiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngſte. So reich-

lich ihn die Natur mit Geiſtesgaben ausgeſtattet hatte, ſo wenig hatte ſie ſeiner Jugend Körperkraft verliehen. Als Knabe war er ſchwächlich und trübſinnig, aber nur deſto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. Jahre fing er das Lateiniſche an, im 8. und 9. das Griechiſche und Hebräiſche. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuſchreiben und zu ſammeln. Aus Bayles und Moreris Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeſchreibungen aus. Die lateiniſchen Dichter weckten früh ſein poetiſches Talent. Nach dem Tode ſeines Vaters ſetzte er auf dem Gymnaſium zu Bern ſeine Studien auf die ihm eigenthümliche Weiſe fort, und ging in ſeinem 14. Jahre nach Biel, wo er von einem dortigen Arzt in die Carteſianiſche Philoſophie eingeweiht ward. Nach einem Jahre wählte er, wenig ſchulgerecht vorbereitet, Tübingen zu ſeinem Aufenthalt, um ſich hier aus eigenem Antriebe der Arzneikunde zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Boerhave und Albinus ſeine Lehrer wurden, promovirte daſelbſt 1727, und beſuchte ſodann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er ſich nach Baſel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analyſis eingeweiht. Da aber ſeine Geſundheit bei den ernſten und anhaltenden Studien litt, entſchloß er ſich, die vaterländiſchen Alpen zu bereiſen. Joh. Gesner, ſein Begleiter, weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller ſammelte dafür mit großem Fleiße, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte ſo den Grund zu ſeiner nachherigen meiſterhaften Beſchreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieſer Reiſe entſtand auch ſein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach ſeiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Baſel, arbeitete an einem großen Lehrgedicht, unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomiſchen Vorleſungen für Meig, der krank war, bei welcher Gelegenheit er manches für ſeine künftigen Arbeiten ſammelte. 1729 ging er in ſeine Vaterſtadt zurück, und ließ ſich hier als praktiſcher Arzt nieder. Obwol er glücklich war und Beifall fand, ſo ward ihm doch die Stelle eines Arztes an dem Inſelſpitale, um die er anhielt, hauptſächlich darum abgeſchlagen, weil er ein Dichter ſei. In der That beſchäftigten ihn Poeſie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiſte er jährlich die Alpen, und ſammelte eine große Menge Pflanzen, ſo daß er jetzt den Entſchluß faßte, ein vollſtändiges Werk über die Gewächſe Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er ſeine Muße auf die Anatomie, über die er 1734 unentgeltlich Vorleſungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomiſches Theater angelegt wurde. Die in ſeiner Vaterſtadt erledigte Profeſſur der Beredſamkeit, um welche er ſich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er 1735 zum Aufſeher der Bibliothek ernannt. Er bekam ſtatt deſſen 1736 einen Ruf als Profeſſor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in dieſem Zeitraume 86, mehrentheils anatomiſche, mediciniſche und botaniſche Schriften heraus. Die wichtigſten darunter ſind ſeine Flora der Schweiz (2 Bde., Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach ſeinem eignen Syſteme beſchrieb, ſeine Boerhaviſchen Vorleſungen, ſeine anatomiſchen Tafeln und ſeine Phyſiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen Theil, und wurde zwei Jahre darauf Director derſelben. Der Ruf von Hallers Verdienſten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angeſehenſten Akademien ernannten ihn zu ihrem

Mitglied; 1749 erhob ihn der Kaiſer Franz I. mit ſeiner geſammten Nachkommenſchaft in den Reichsadelſtand und der König von England zu ſeinem Staatsrath. Auch ſeine Vaterſtadt nahm ihn, als er ſie 1745 beſuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und dieſe Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beſchäftigte, ſich in ſeine Heimath zurückzubegeben. Die Ränke und Feindſeligkeiten ſeiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch, 1751, an der Stiftung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften den thätigſten Antheil genommen, und zum beſtändigen Präſidenten derſelben ernannt worden, gab er 1753 ſeine Entlaſſung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich ſeine akademiſche Penſion, ſeine Titel, die Präſidentenſtelle bei der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Anzeigen, die ihm über 12,000 Recenſionen verdanken. Das Wohl ſeines Vaterlandes und die Geſellſchaft der Muſen theilten nunmehr ſeine Zeit und Beſchäftigungen. Er verbeſſerte die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Vorſteher er war, die Anſtalten der Akademie zu Lauſanne, die mediciniſche Polizeiverfaſſung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waiſenhauſe, und vermittelte die Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Bern und Wallis. Noch ſein Alter brachte für die Wiſſenſchaften die ſchönſten Früchte hervor. Es erſchien jetzt ſeine botaniſche, chirurgiſche, anatomiſche, und der Anfang ſeiner mediciniſch-praktiſchen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politiſche Romane, über die despotiſche, monarchiſche und republikaniſche Regierungsform, und correſpondirte in deutſch., latein., engl., italien. und franzöſ. Sprache nach allen Ländern von Europa. 1777 beehrte ihn Kaiſer Joſeph II. mit einem Beſuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 ſeinem thätigen Leben im 70. J. ein Ende machte. Hallers Verdienſte um die Naturlehre, beſonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht ſein; ſie ſind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit iſt noch jetzt als die Grundlage der dynamiſchen Theorien neuerer Zeiten anzuſehen. Ferner ſuchte er die Theorie der Erzeugung durch die ſorgfältigſten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erſte Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38. Stunde u. in der 41. die erſte Spur des Bluts. Auf gleiche Weiſe beobachtete er die Säugthiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter ſeinen Zeitgenoſſen hervor. Seine frühern Verſuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen ſich ſelbſt. Zwar iſt auch in ſeinem berühmten Gedicht, die Alpen, die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmaſſen, die er ſchildert, doch ſind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchſten und reinſten ſtehen ſeine elegiſchen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens beſonders auszeichnen. Finden ſich übrigens in ſeinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und ſchwermüthiger Verzagtheit, ſo erinnere man ſich, daß die höhere Kraft, ſo oft der Schwäche gegenüber, ſich ſehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit ſelbſt verletze und verwunde, bis ſie endlich in jene Schwermuth verſinkt, die wir bei Haller bemerken müſſen.

Halley (Edmond). Dieſer große Aſtronom war zu London 1656 geboren, widmete ſich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Aſtronomie, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 Jahren eine ſehr ſchwierige Aufgabe, die Abſtände der Planeten von der Sonne und ihre Excentrici-

tät betreffend, aufgelöſt, und ſo einem bis dahin geführten Streit ſein Ende gemacht hatte, ſchickte ihn die Regierung im J. 1676 nach der Inſel St. Helena, um die ſüdliche Hemiſphäre zu beobachten. Dieſe Reiſe wurde die Quelle mehrerer aſtronomiſchen Entdeckungen die er in ſeinem Catalogus stellarum australium, bekannt machte. Nach ſeiner Rückkehr nahmen die königliche Geſellſchaft zu London und die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris den jungen Aſtronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitgliede auf, und erſtere machte ihn ſogar zu ihrem Sekretär. Er ging in Aufträgen der Geſellſchaft zu Hevelius nach Danzig, und von da 1680 nach Frankreich und Italien. Zwiſchen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweitenmale in jenem Jahr (auf ſeinem Rückwege von der Sonne) ſichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. 1698 unternahm er eine große Seereiſe, um die Theorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen, paſſirte viermal die Linie, und kam erſt 1702 zurück. 1703 ward er Profeſſor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königlicher Aſtronom zu Greenwich, an Flamſteads Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher ſich 1761 ereignete, die Aſtronomen aufmerkſam, und lehrte ſie, aus deren Beobachtung an verſchiedenen Orten der Erde, die Parallaxe der Sonne beſtimmen. Die vorzüglichſte Frucht ſeiner gelehrten Arbeiten ſind ſeine aſtronomiſchen Tafeln, die jedoch erſt 1749 erſchienen, nachdem er ſchon 1742 geſtorben war, und die Verbeſſerungen der Taucherglocke. Um die Lehre von den Kometen machte er ſich durch ſeine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er ſagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das Jahr 1759 richtig voraus. Von Newton, deſſen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Halljahr oder Jubeljahr heißt im alten Teſtamente jedes 50ſte Jahr, in welchem nach der Moſaiſchen Verfaſſung (ſ. 3. Moſ. 25. 10 bis 13.) bei den alten Juden die Sklaven freigelaſſen, die Schulden gelöſcht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der ſie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem ſolchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von ſelbſt trug, und ſpendete davon den Armen. Feinde mußten ſich verſöhnen, und um das ganze Volk, deſſen Sünden als Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu verſöhnen, ging der Hoheprieſter in das Allerheiligſte des Tempels, und wirkte dem Volke durch ſein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrſchte überall im ganzen jüdiſchen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieſes glücklichen Jahres wurde mit Hallpoſaunen oder Hörnern im Lande ausgeblaſen und verkündigt, daher der Name **Halljahr**. Vergl. den Art. **Jubeljahr**. E.

Halloren, die Nachkommen eines alten wendiſchen Stammes, die ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten haben, und ſich durch eigene Kleidung und Sprache unterſcheiden. Sie ſind die eigentlichen Bewohner der Halle oder des Salzthals bei Halle an der Saale, ſtehen nicht unter der Stadtobrigkeit, ſondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entſcheidet, und ſind die Arbeiter in den Salzkoten. Ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen und Klettern iſt bekannt, die ſie beſonders bei dem bekannten Halloren-Stechen bewähren.

Halsgerichtsordnung (Carolina) heißt die von Kaiſer

Carl V., mit Einſtimmung der Stände auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln beſtehende Ordnung, nach welcher fortan die Criminalſachen unterſucht, entſchieden und beſtraft werden ſollten. Die Veranlaſſung zur Abfaſſung dieſes Reichsgeſetzes war die Verwirrung der einheimiſchen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrecher richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsſtänden den erſten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da ſich auch damals Hinderniſſe fanden, ſo konnte Carl erſt 1532 ſeine Abſichten erreichen. Es iſt nicht zu läugnen, daß vieles im Criminalweſen dadurch verbeſſert worden; bald dürfte ſie in ganz Deutſchland Abſchaffung, oder wenigſtens die ſo nöthige Verbeſſerung erhalten.

Haltung drückt in der Malerei urſprünglich diejenige Eigenſchaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen ſcheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher ſich uns derſelbe Gegenſtand in der Natur darſtellen würde. Ein Gegenſtand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer ſteht zu dem andern, in zeichneriſcher und eigentlich maleriſcher Rückſicht, in dem genaueſten Verhältniß und Einverſtändniß. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes beſtehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Geſetzen der Perſpective gemäß ſein muß, und von der Luftperſpective, durch welche die Abſtufungen der Farben und des Lichts beſtimmt werden. Außer der Malerei wird das Wort Haltung beſonders in der Schauſpielkunſt gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwiſchen den einzelnen Theilen der Darſtellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derſelben, vermöge deſſen ſie gerade dieſes und kein anderes Ganze bilden. Declamationen und Mimik haben kein angelegentlicheres Geſchäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darſtellungen dieſe Haltung zu bringen, und ſie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch den Wechſel deſſelben in beſondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. ſ. w. hat im Allgemeinen ſeine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verſchiedenen Lagen, in welche ſie kommen, abgeſtuft werden und ſich in den Bewegungen des Körpers, in den Mienen, in der Stimme u. ſ. w. ausdrücken. Sie aufzufaſſen, bedarf eines ſcharfſinnigen Beobachters, aber ſie darzuſtellen, des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteriſtik, für die beſonders komiſche Charaktere ſich eignen, ſelten auf den Bühnen geſehen wird.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eigenen Baum bewohnte, mit dem ſie geboren ward und ſtarb. Wer daher einen ſolchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür; wer ihn aber verletzte, den ſtrafte ſie. (Vergl. **Eryſichthon**.)

Hamann (Joh. Georg), Dieſer merkwürdige Philoſoph, der ſich den Magus aus Norden nannte, wurde 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, beſuchte die dortige Domſchule, und bezog 1746 die Univerſität, um ſich der Theologie zu widmen, die er nachher mit den Rechten vertauſchte, ohne ſowol in dieſer als jener Wiſſenſchaft ernſtliche Fortſchritte zu machen. Nachdem er fünf Jahre auf der Univerſität zugebracht, ohne ſich einen ſichern Weg zu ſeinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Curland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte ſich aber, verſchiedener Mißverſtändniſſe wegen, noch vor dem Ablauf eines halben Jahres aus

demſelben wegbegeben. Er nahm ſeine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga, und blieb daſelbſt bis 1753, wo er eine Hofmeiſterſtelle bei dem General von Witten fand. Im J. 1755 verließ er dieſelbe wieder, und ging nach Riga zurück, fand hier bei einigen Kaufleuten freundſchaftliche Aufnahme, und ſtudirte die Theorie der politiſchen und Handlungswiſſenſchaften, um ſein ferneres Fortkommen darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer Einladung, in das Buttbergiſche Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daſelbſt, denn ſchon 1756 eilte er nach ſeiner Vaterſtadt, um den Segen ſeiner ſterbenden Mutter zu empfangen. In demſelben Jahre beſuchte er Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde ſein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch beſtimmten ihn mancherlei Schickſale, die ſtark auf ſein Gemüth einwirkten, ſich 1758 nach Riga zurückzubegeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hauſe in einer glücklichen literariſchen Muße, die er der alten Literatur und den orientaliſchen Sprachen widmete, und nur durch eine kurze Reiſe nach Cur- und Liefland unterbrach. Um ſich indeß für die Zukunft ſeinen Unterhalt zu ſichern, trat er als unbeſoldeter Schreiber bei dem Stadtmagiſtrat und als Kanzelliſt bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienſte, entſagte aber dieſen mechaniſchen Geſchäften 1764 wieder, die ihm den Verluſt ſeiner Geſundheit und ſeines Kopfs drohten, machte eine Reiſe nach Deutſchland, dem Elſaß und Baſel, und kehrte noch in demſelben Jahre zurück. 1785 ging er abermals als Hofmeiſter nach Mitau, begleitete ſeinen Prinzipal auf einer Reiſe nach Warſchau, und kam 1767 wieder nach ſeiner Heimath, wo er als Sekretär und Ueberſetzer der damals neueingerichteten Provincialacciſe- und Zolldirection angeſtellt wurde. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geiſtige Beſchäftigungen gefunden haben, wäre nicht ſein Körper durch Sorgen und Anſtrengungen bereits ſehr geſchwächt geweſen. 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetſte Weiſe in eine ſorgenfreie Lage geſetzt, und er wünſchte jetzt durch eine Reiſe nach Deutſchland ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Accisereform ſeinen Abſchied mit einer anſtändigen Penſion. Nun trat er ſeine Reiſe an, lebte abwechſelnd zu Münſter und Düſſeldorf bei Jacobi, unter der beſtändigen Plage eines ſchwächlichen Körpers, und ſtarb zu Münſter, 1788. Als Schriftſteller hatte Hamann das beſondere Schickſal, von ſeinen Zeitgenoſſen wenig beachtet zu werden. Man war ſo bequem, ſeine Schriften dunkel und unverſtändlich zu finden, und warf ſie ungeleſen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in ſeinen Fragmenten über deutſche Literatur. Dort ſagt er unter andern: Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen u. ſ. w. Aber man überhörte Herders geiſtvolles Wort; ein tiefſinnig edler Geiſt wandelte unbeachtet unter den Deutſchen, und noch lange Zeit ruhte über ſeinem Grabe daſſelbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, Jean Pauls freudiges Anerkennen und Jacobis häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt ſelbſt prüfen, aber ſeine Schriften waren faſt verſchwunden, und harren noch ihrer Auferſtehung in einer neuen Aus-

gabe, die der Wunſch aller Kundigen iſt. Göthe, der im dritten Bande ſeiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, macht zu Erfüllung deſſelben Hoffnung. Fragmente aus ſeinen Schriften erſchienen im Jahr 1819 unter dem Titel: Sibylliniſche Blätter des Magus in Norden, herausgegeben von D. Friedr. Cramer. Mit Hamanns Porträt (Leipz. bei Brockhaus).

Hamburg, die wichtigſte der deutſchen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausfluſſe der Elbe, hart an dem nördlichen Ufer dieſes Fluſſes, welcher bis hieher für Seeſchiffe tief genug iſt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 22,000 Fuß. Von Norden tritt in denſelben ein durch das Alſterflüßchen gebildeter Landſee, deſſen Abfluß queer durch die Stadt der Elbe zugeleitet iſt, und mehrere Mühlen treibt. Ein Nebenarm der Elbe tritt von Oſten in die Stadt und theilt ſich innerhalb derſelben in viele mannichfaltig verſchlungene Canäle, die am ſüdlichen Ende ſich unter einander und mit dem Alſtercanale vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeſchiffe ausdehnen, der ſich wieder in den Hauptarm mündet. Hier iſt in dieſem noch ein weiter Raum durch mächtiges Pfahlwerk zu einem ſicheren Aufenthalt für Seeſchiffe eingerichtet; dieſer Raum heißt der Rummelhafen. Die Canäle (hier Flethen genannt) durchſchneiden den niedern Theil der Stadt nach allen Richtungen, an denſelben ſtehen faſt alle Lagerhäuſer. Dieſer untere Theil der Stadt, ſo wie derjenige, welcher der Alſter öſtlich liegt, beſteht aus engen und meiſtentheils krummen Straßen; breiter und gerader ſind viele im weſtlichen Theile (der Neuſtadt). Die Stadt hat fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den lutheriſchen Gottesdienſt, außerdem gibt es eine catholiſche und zwei reformirte Kirchen, ſo wie einige Synagogen für 8000 Juden; in der Vorſtadt St. Georg mit 1200 Feuerſtellen iſt auch eine lutheriſche Kirche. Als Gebäude zeichnen ſich die Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen Thurm (ſie wurde 1786 vollendet, und hat 1,600,000 Mark Cour. gekoſtet) und einige wenige Privathäuſer aus. Das Aeußere der Börſe und des Rathhauſes iſt jetzt verſchönert worden. Merkwürdig ſind die Bank (eine Girobank), deren Baarſchaft unter dem Rathhauſe aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude und das Waiſenhaus, die Schauſpielhäuſer, die Börſenhalle, das Baumhaus, das Einbeckſche Haus, die Stadt- und die Commerzbibliothek, Rödings Muſeum u. a. Treffliche Bildungsanſtalten ſind das Gymnaſium und das Johanneum. An zweckmäßigen und weit umfaſſenden Anſtalten für Dürftige, Zurückgekommene, Kranke und die Erziehung armer Kinder, ſteht Hamburg gewiß keiner andern deutſchen Stadt nach. Die meiſten derſelben werden durch Privatperſonen verwaltet, und größtentheils durch freiwillige Beiträge unterhalten. Die Staatsverfaſſung Hamburgs iſt jetzt wieder ganz dieſelbe wie vor 1810. An der Spitze des Staats ſteht der Senat, aus vier Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren beſtehend, welcher ſich durch eine künſtliche Verbindung von Wahl und Loos ſelbſt ergänzt. Drei Bürgermeiſter und elf Rathsherren ſind graduirte Juriſten, die übrigen unſtudirte Bürger. Als Gehülfen ſind dem Senate 4 Syndici und 4 Sekretarien zugeordnet. Die gewöhnlichen innern und auswärtigen Staatsgeſchäfte beſorgt der Senat allein, wichtigere mit der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft gemeinſchaftlich. Dieſe iſt in fünf Kirchſpiele getheilt, deren jedes 36 Bürger zu dem großen Ausſchuſſe oder Collegio der Hundertachtziger hergibt. Aus dieſem wird das Collegium der Sechziger, und aus dieſem wiederum das der 15 Oberalten gezogen.

Jedes dieſer Collegien hat ſeine beſondern Gerechtſame. Nur der Senat und die Oberalten werden beſoldet. Bei wichtigen Angelegenheiten muß die geſammte erbgeſeſſene Bürgerſchaft zuſammengerufen werden, damit ein Raths = und Bürgerſchluß gefaßt werden könne. Die Juſtiz wird von verſchiedenen Gerichtshöfen verwaltet; in letzter Inſtanz ſpricht das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck. Die öffentlichen Einkünfte waren ſehr bedeutend, doch die Abgaben nicht drückend; durch die ſchweren Schulden, welche beſonders die letzten Zeiten über die Stadt gebracht haben, ſind die Abgaben ſehr erhöht. Das Contingent beſoldeter Truppen für das deutſche Bundesheer iſt beſoldet, und die Bürgerſchaft hat ſich vortrefflich bewaffnet und in den Waffen geübt, ſo daß ſie ein gegen 10,000 Mann ſtarkes, gleichmäßig gekleidetes Corps von Fußvolk, Reiterei und Artillerie bildet. 1804 fing man an, die alten Feſtungswerke abzutragen, und hat auch die großen franzöſ. Befeſtigungen wieder zerſtört. Statt deſſen iſt der Wall eine parkartige Anlage geworden. Das Hamburgiſche Gebiet ($5\frac{1}{4}$ QM.) in nach Weſten und Norden vom Holſteiniſchen begrenzt, an einigen Stellen der Stadt ſo nahe, daß z. B. die holſteiniſche Stadt Altona kaum $\frac{1}{4}$ Meile von Hamburgs Thoren entfernt liegt. Nach Oſten ſtößt es an das Lauenburgiſche nach Süden wird es durch die Elbe vom hannöveriſchen Lande getrennt; doch gehören einige Elbinſeln, ganz oder zum Theil, ſo wie das auf dem linken Ufer liegende weitläufige Dorf Moorburg, der Stadt. Außer dieſem beſitzt ſie noch das Amt Ritzebüttel nebſt dem wichtigen Kuxhaven am Ausfluſſe der Elbe, und mit Lübeck gemeinſchaftlich das Amt Bergedorf mit dem Städtchen gleiches Namens und den ſogenannten Vierlanden, und einige Oerter im Lauenburgiſchen. Dieſes gemeinſchaftliche Gebiet hatte 1810 etwa 9300, das rein Hamburgiſche 31,800 Einwohner. Ihren Urſprung hat die Stadt Hamburg Carl dem Großen zu verdanken, welcher zu Anfang des 9. Jahrh. auf der Höhe zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter eine Burg und eine Kirche erbaute; beide ſollten als Vormauer gegen die benachbarten Heiden dienen. Die Bequemlichkeit des Orts zum Handel und zur Fiſcherei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbaren alle dieſe Anlagen mehrmals zerſtörten, ſo wurden ſie doch jedesmal ſchnell wieder hergeſtellt, und die Stadt durch neue Anbaue erweitert. Als Handelsort begann ſie im 12. Jahrh. wichtig zu werden, im 13. Jahrh. wurde ſie Mitſtifterin der Hanſa (ſ. d. Art.). Auch nach dem Verfall derſelben wußte ſie ſich frei und ihren Betrieb blühend zu erhalten. Die hanſeatiſchen Verbindungen mit Lübeck und Bremen haben bis 1810 ununterbrochen beſtanden, und ſind ſeit 1813 und 1814 wieder angeknüpft. Bis zum J. 1500 war die Stadt auf den Winkel zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter beſchränkt. Nach und nach wurde auch das weſtliche Ufer bebauet, zum Theil durch geflüchtete Niederländer. So entſtand die Neuſtadt, welche in den erſten Jahren des 30jährigen Krieges ſchon ſo bedeutend war, daß man ſie in die Feſtungswerke einſchloß, und alſo der Stadt ihre jetzige Ausdehnung gab. Eben damals (1618) wurde ſie auch förmlich als freie Reichsſtadt anerkannt, obgleich die Erzbiſchöfe von Bremen den Beſitz des Doms fortdauernd behaupteten, welcher im weſtphäliſchen Frieden der Krone Schweden zufiel, und ſpäterhin mit dem Herzogthum Bremen an Hannover kam. Der 30jährige Krieg, von deſſen Verwüſtungen ſie verſchont blieb, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu, eben ſo die Unruhen und Kriege unſerer Zeit, da gar

viele Menſchen vom Rheine, aus den Niederlanden und aus Frankreich einwanderten. In demſelben Verhältniſſe wuchs auch ihr Handel, und erſetzte vielfach, was ihre Fabriken durch die allenthalben erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Mächte verloren. Indeſſen ſind die Zuckerſiedereien, Thranbrennereien, Schiffswerfte, Kattundruckereien u. a. m. noch immer ſehr wichtig. Beſonders gewann Hamburgs Handel durch die Entſtehung der amerikaniſchen Freiſtaaten, welche ihm einen unmittelbaren Verkehr mit dieſen Ländern eröffnete, ſo wie durch die Unruhen und Kriege in den Niederlanden und am Rheine, wodurch ſich ein bedeutender Theil des dortigen Handels nach Hamburg zog. 1802 wurde ihr der Dom nebſt Zubehör, zufolge des Reichsdeputationsſchluſſes abgetreten, und ihre Selbſtſtändigkeit, die ſie beſonders gegen Dänemark behauptet hatte, von neuem verſichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts einer der reichſten und glücklichſten Freiſtaaten, und wurde mit Recht für dritte Handelsſtadt von Europa gehalten. Aber mit dem Einrücken der Franzoſen in das Hannöveriſche begannen Hamburgs widrige Schickſale. Sie bemächtigten ſich des Amtes Ritzebüttel und ſperrten den Engländern die Elbe; dieſe verfügten dagegen eine ſtrenge Blokade dieſes Fluſſes. Hamburg mußte nun ſeinen Seehandel über Tönningen und Huſum treiben, und was durch das Hannöveriſche und die Elbe aufwärts verſchickt werden ſollte, mußte von Verſicherungen ſeines nicht brittiſchen Urſprungs, welche franzöſiſche Behörden nur um theure Preiſe verkauften, begleitet ſein. Den hannöveriſchen Ständen mußte Hamburg 2,125,000 Mark Banco vorſchießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Mortier (19. Nov. 1806) in Hamburg ein, und obgleich die Stadt nach dem Frieden von Tilſit wieder von den franzöſ. Truppen geräumt ward, und noch auf einige Jahre wenigſtens den Schatten ihrer vorigen Unabhängigkeit wieder erhielt, ſo ward ſie doch während dieſer Zeit von franzöſiſchen Gewalthabern aller Art auf mancherlei Weiſe ausgeſogen, und mußte, nebſt den übrigen Hanſeſtädten, ſchon damals ihre Poſtgerechtſame dem Prinzen Murat überlaſſen. In dieſe Zeit fallen auch die ſchrecklichen Decrete Napoleons, durch welche, ſo weit ſie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels gelähmt wurde. Alſo mußte man auch in Hamburg ſeine Waaren unter der Hand loskaufen, oder ſah ſie öffentlich weggenommen und zerſtört. Zuletzt wurde Hamburg wie das ganze nordweſtliche Deutſchland dem franzöſiſchen Reiche förmlich einverleibt (13. Dec. 1810), und ward der Hauptort des neugeſchaffenen Departements der Elbmündungen. Aber zu Anfang des J. 1813 nöthigte Tettenborns Annäherung die franzöſiſchen Behörden zur Flucht (13. März). Dieſer forderte Hamburg auf, die durch feindliche Gewalt unterdrückte freie Verfaſſung wieder in Thätigkeit zu ſetzen, und ſich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüſten. Beides geſchah. Zum Felddienſt ließen ſich mehr als 2000 einſchreiben, ſie ſollten mit den ſchon gebildeten Kriegsſchaaren der Lübecker und den noch zu hoffenden der Bremer eine hanſeatiſche Legion bilden. Ueberdies wurde noch eine ſogenannte Bürgergarde errichtet, anfangs durch Freiwillige, dann nach einem förmlichen Raths- und Bürgerſchluß; gegen 7000 ließen ſich nach und nach zu derſelben einſchreiben. Schon im April konnte ein Theil der Hanſeaten zu Felde ziehen, die Reiterei derſelben zeichnete ſich am 22. April bei Ottersberg ſehr vortheilhaft aus. Aber bald drückten die verſtärkten Franzoſen die ſchwächern Schaaren der Verbündeten allenthalben zurück. Sie bemächtigten ſich des ganzen

linken Ufers der Niederelbe, nahmen am 12. Mai die Wilhelmsburg (das Harburger Schloß hatte man ihnen freiwillig überlaſſen), und begannen in der Nacht auf den 20., nachdem Tags vorher die wenigen däniſchen Hülfstruppen wieder abgezogen waren, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beſchießen. Die durch das Einrücken zweier ſchwediſchen Bataillone, am 21., geweckte Hoffnung auf Hülfe und Befreiung ſchwand ſchon am 25., wo die Schweden ſich wieder entfernten. Mißverſtändniſſe entſtanden zwiſchen den Militärperſonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die däniſche Vermittelung nachſuchte. Dieſer trat ſchon am 29. ein, wo Tettenborn die Stadt räumte, und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, dieſe ſofort auflöſte. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als franzöſiſche Bundesgenoſſen ein, und am 31. Abends erſchienen Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen franzöſiſchen Truppen. Theils um die Stadt möglichſt zu befeſtigen, theils um ſie für ihren Widerſtand zu züchtigen, wurden die härteſten Maßregeln verfügt und ſchonungslos ins Werk geſetzt. Sogleich wurde den Hamburgern eine Geldbuße von 48,000,000 Franken auferlegt, und ein Theil eingetrieben. Vom 5. Nov. an wurde die Bank (7,489,343 Mk. Banco) ausgeleert. Am Ende des Jahrs wurden nach und nach mehr als 40,000 Menſchen jedes Geſchlechts und Alters aus der Stadt getrieben, und ſchonungslos der Stenge des Winters Preis gegeben. Um dieſelbe Zeit wurden die Wohnungen von etwa 8000 Menſchen in den nächſten Umgebungen der Stadt mit einer ſolchen Schnelle verbrannt, daß dieſe Menſchen nichts als ihr Leben retten konnten. Weil die Schaaren, welche erſt unter Wallmoden und dann unter Bennigſen gegen Hamburg ſtanden, zu einer Belagerung derſelben viel zu ſchwach waren, ſo konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich von ſeinen Peinigern befreit werden. Erſt in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die königl. franz. Truppen aus der Stadt, und nahmen die Beute des Requiſitionsſyſtems mit. Klein war die Entſchädigung, die Frankreich für die ungeheure Zerſtörung in und außer der Stadt leiſtete, nämlich eine Rente von einer halben Million Franken. Statt der Franzoſen zogen die Ruſſen unter Bennigſen ein, und blieben bis zu Ende des Jahres, Da erſt wurde Hamburg ſich ſelbſt und dem deutſchen Vaterlande wiedergegeben. S. Zimmermanns Neue Chronik v. Hamburg. 1820. C—c.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten ſchottiſchen Geſchlechte dieſes Namens, war gegen 1646 in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich. Nachdem dieſer Fürſt den Thron ſeiner Vorfahren wieder beſtiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte der Graf Grammont ſeine Schweſter kennen, eine Dame von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Er geſtand ihr ſeine Liebe und verſprach ſie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeſtändigkeit oder aus ſonſt einer Urſache, reiſte er von London ab, ohne ſein Verſprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüſtet über dieſe Beleidigung, folgte ihm, entſchloſſen, ihn zum Zweikampf zu fordern, wenn er die Erfüllung ſeiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den erſten Begrüßungen fragte er ihn kalt, ob er nichts in der Hauptſtadt vergeſſen habe. „Ja," antwortete der Graf, der ſeine Abſicht durchſchaute, „ich habe vergeſſen, Ihre Schweſter zu heirathen," und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er ſeine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft herüber, ſie zu beſuchen.

Als Jacob II. nach dem Verluſt ſeiner Staaten ſich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und ſtarb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74. J. ſeines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geiſtes, eine lebhafte Phantaſie, ein ſicheres Urtheil und viel Geſchmack. Wir beſitzen von ihm verſchiedene, in franzöſiſcher Sprache geiſtreich und angenehm geſchriebene Werke, unter denen ſich die Memoiren des Grafen von Grammont durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Unſittlichkeit auszeichnen. Seine Feenmährchen gehören zu den vorzüglichſten dieſer Art. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Paris 1812 in 4 Bdn. und 1813 in 5 Bdn. 18. erſchienen.

Hamilton (Sir William). Dieſer berühmte Natur- und Alterthumsforſcher war 1730 geboren, und ging 1764 als engliſcher Geſandter nach Neapel. Er benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt, ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften auszubilden und ſeine Kenntniſſe in Kunſtſachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der verſunkenen Städte Herkulanum und Pompeji zuſammen, zu deren zweckmäßigen Ausgrabung er viel beitrug. Beſonders zog ihn die Aufrollung der verkohlten Papyrus-Rollen an; er beſoldete zu dieſem Geſchäfte eigens den Pater Antonio Piaggi. Urſprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit ſeiner Kunſtliebe eine gewiſſe Induſtrie zu verbinden, wodurch er es anſehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigſten Sammler von Alterthümern und Kunſtſachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war beſonders der Fall bei dem Verkauf ſeiner erſten Vaſenſammlung an das brittiſche Muſeum und bei dem Abſatz ſeiner prachtvollen Campi Phlegraei. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunct aller gebildeten Reiſenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daſelbſt köſtliche archäologiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen. Er bereiſte den Veſuv und Aetna, und ſtellte die genaueſten Forſchungen über dieſe Berge an, ſo daß ihm die Lehre von den Vulkanen wichtige Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: Observations ou mount Vesuvius und die Campi Phlegraei ſind rühmliche Denkmähler ſeines Forſchungsgeiſtes. Die Kunde der alten Vaſengemälde iſt gleichſam von ihm geſchaffen worden. Auch ſeinem Geſandtſchaftspoſten ſtand er mit Eifer vor. Bei dem Einrücken der Franzoſen in Neapel kehrte er in ſein Vaterland zurück. Er nahm ſeine ſämmtlichen Kunſtſchätze mit ſich, hatte aber das Unglück, einen Theil derſelben an den Küſten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. Jetzt beſchäftigte er ſich unermüdet mit ſeinen Handſchriften, deren Herausgabe, nach ſeinem im April 1803 erfolgten Tode, durch ſeinen Freund Charles Townley zu erwarten iſt.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), eine in mehrfacher Rückſicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Beſtimmtheit. In den unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren wird geſagt, daß ihre Mutter ein armes Dienſtmädchen geweſen, und ihr Kind auf dem Arm, 1761 aus der Grafſchaft Cheſter nach ihrer Heimath Wales gewandert ſei. Sie ſelbſt behauptete in der Folge, Lord Halifax habe für ihre Erziehung väterlich geſorgt. Nach jenen Memoiren trat ſie mit 13 Jahren als Kindermädchen in Dienſte, ging in ihrem 16. Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche ſie hier hatte, verwandte ſie auf Romanenlectüre. Bald fand ſie auch Geſchmack am Schauſpiel; ſie ſtudirte das Gebärdenſpiel der Schauſpieler

und kam bald dahin, die verſchiedenen Gemüthszuſtände beurtheilen und darſtellen zu können. Ohne Zweifel legte ſie damit den Grund zu der Meiſterſchaft in pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen ſie ſpäter glänzte. Indeß verlor ſie über dieſen Studien ihren Dienſt, und vermiethete ſich als Magd in einer Taverne, wo Schauſpieler, Muſiker, Maler u. dgl. zuſammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte ſie in dieſer Schule der Zügelloſigkeit und des Laſters ihre Tugend. Die Aufopfernng derſelben macht ſie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themſe gepreßt worden. Sie eilt zu dem Capitän (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitän, entzückt über ſeine Eroberung, überhäufte ſie mit Geſchenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherſtonhaugh, der ſie mit Bewilligung ihres erſten Liebhabers auf einen Landſitz in Suſſex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrückſichten und ihres trotzigen anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und ſank jetzt bis zur tiefſten Entwürdigung ihres Geſchlechts hinab. Ein Zufall ſollte ſie aus dieſem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham, in die Augen, der ſie zu ſeiner Göttin Hygiea machte, und als ſolche, in einen leichten Schleier gehüllt, zeigte. Maler, Bildhauer und Andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieſer neuen Göttin; unter dieſen auch der berühmte Maler Romney, der ſich ſterblich in ſie verliebte. Sie ſpielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog ſie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war, ſie zu heirathen, als er ſich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller ſeiner Aemter beraubt ſah. Außer Stande, ſie ferner zu unterſtützen, ließ er ſie nach Neapel reiſen, wo ſein Oheim, Sir William Hamilton, Geſandter war. Dieſer ward in kurzem ſo mächtig von ihr angezogen, daß er mit Greville einen Vergleich ſchloß, nach welchem er, gegen Abtretung der Geliebten, deſſen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anſtändiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebenen Lücken möglichſt aus, und eignete ſich leicht die geſellſchaftlichen Talente an. Künſtler aller Art, die in Sir Hamiltons Hauſe Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; ſie dagegen entwickelte vor ihnen ihr Syſtem der Attitüden. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um ſich zu einer Tochter Levi, oder einer römiſchen Matrone, zu einer Helena oder Aſpaſia zu drapiren. Sie war es, die den verführeriſchen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der ſich täglich mehr an dieſe reizende Schönheit gewöhnte, beſchloß ſie zu heirathen, und feierte 1791 zu London ſeine Vermählung mit ihr. Gleich nach ſeiner Rückkehr in Neapel ſtellte er ſie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigſten Antheil an den Feſten der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derſelben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons, und ſchlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Dieſe Gunſt, ſo wie ihr Hochmuth, empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigſte Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Nelſon, der damals noch Capitän war. Der Geſandte, ſeine Gemahlin und dieſer Held

ſchienen von ihrem erſten Zuſammentreffen an von einer ſympathetiſchen Begeiſterung für einander beſeelt. Durch dieſe Verbindung erfuhr die engliſche Regierung, daß der König von Spanien entſchloſſen ſei, England den Krieg zu erklären, worauf ſie ſelbſt jene entſcheidenden Maßregeln ergriff, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelſon in Neapel mit trunkener Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelſon als rettender Gott erſchien. Mehrere Monate vergingen unter beſtändigen Feſten, bis das Vordringen der Franzoſen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798, mit Nelſons Hülfe, nach Sicilien zu flüchten. Aber ſchon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oeſterreicher und Ruſſen Italien, und Nelſons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die ſtrenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren perſönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältniſſe zurück; ſie währten, bis das engliſche Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelſon ſein Commando niederlegte, erſchien ſie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwiſchen Nelſon und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte ſich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelſons Namen erhielt. Bald darauf ſtarb Sir Hamilton, und die Wittwe zog ſich nach Merton-Place zurück, einem Landhauſe, das Nelſon für ſie gekauft hatte. Der Tod dieſes Helden 1805 beraubte ſie plötzlich ſeines mächtigen Schutzes. Sich ſelbſt überlaſſen, folgte ſie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und ſah ſich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Penſion beſchränkt, verließ ſie England, nahm Miß Nelſon mit ſich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo ſie im Januar 1815 ſtarb. Lady Hamilton war ohne Bildung, aber voll Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunſt, die natürlichen Grazien durch die wollüſtigen Stellungen einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte ſie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöſchlicher Schandfleck für ſie iſt es, daß ſie, mit Verletzung alles Anſtandes, aller Sittlichkeit und Achtung, die vertraulichen Briefe Nelſons an ſie verkaufte oder bekannt machte, und dadurch das Andenken dieſes Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel Preis gab.

Hammer (Joſeph von), einer der größten jetzt lebenden Orientaliſten, k. k. Hofdolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in auswärtigen Geſchäften, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen u. a. m., Ritter des St. Annen-Ordens, wurde 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo ſein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Adminiſtrator, und ein vom Kaiſer Joſeph beſonders geſchätzter Geſchäftsmann war. Schon in der früheſten Jugend durch Fähigkeiten ausgezeichnet, kam er 1787 ins Barbaraſtift nach Wien, und 1788 in die orientaliſche Akademie, welche Fürſt Kaunitz gegründet hatte. Der nachherige Miniſter, Freiherr von Thugut, zeichnete Hammer ſehr früh aus; auch that dies der Referent der Section des Orients im Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte, Freiherr von Jeniſch, der damals die Herausgabe des verdienſtreichen, unter Meninskys Namen bekannten, arabiſch-perſiſch-türkiſchen Lexicons begann. Trotz ſeiner Jugend war Joſeph von Hammer einer der vorzüglichſten Mitarbeiter an demſelben.

1796 trat er in wirkliche Dienſtleiſtung. Studien, Reiſen und die innige Freundſchaft des großen Geſchichtſchreibers Johannes Müller, füllten das J. 1798. Müllers hinterlaſſene Briefe ſind ein redendes Denkmahl dieſes ſchönen Bundes. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Conſtantinopel zu dem gelehrten Internuntius, Freiherrn von Herbert. Dieſer ſollte Oeſterreich einen Weg nach Perſien und Oſtindien bahnen; als aber die Convention von El-Ariſch wegen des Abzuges des franzöſiſchen Heers aus Aegypten geſchloſſen wurde, ſendete er Hammern nach Aegypten mit einem die k. k. Conſulate betreffenden Auftrage. Eine Ausbeute dieſer Reiſe ſind die Ibis-Mumien, die Sammlung arabiſcher Briefe, der ſelbſt im Morgenland ſeltene, bändereiche arabiſche Ritterroman Antar, der Hieroglyphenſtein aus den Catacomben von Sakara und andere Seltenheiten mehr in der kaiſerl. Bibliothek. Nachdem jene Convention aufgehoben worden war, machte Hammer, als Dolmetſcher und Sekretär, den ganzen Feldzug unter Hutchinſon, Sidney Smith und Juſſuf Paſcha gegen Menou mit, ging nach deſſen Endigung über Malta und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im Auguſt darauf wieder als Legationsſekretär nach Conſtantinopel, 1806 als Conſular-Agent in die Moldau, in dem wichtigen Augenblicke des franzöſiſch-ruſſiſch-preußiſchen Krieges, welchen auch Duckworths Unternehmungen gegen die Dardanellen bezeichnete. Der franzöſiſche Miniſter Reinhardt, ſelbſt Gelehrter, damals Abgeſandter bei dem Hoſpodar der Moldau und Wallachei, zeichnete den gelehrten Hammer ſehr aus. Dieſer blieb nun ſeit dem Sommer 1807 in Wien angeſtellt. Bekannt iſt ſein großes Verdienſt um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Beſetzung Wiens durch die Franzoſen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiſerl. Hofbibliothek und orientaliſchen Handſchriften. Im Oct. 1815 wurde Hammer zum erſten Cuſtos der kaiſerl. Hofbibliothek ernannt, welche Stelle er aber nicht annahm. Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reiſe von Wien über Trieſt nach Venedig und durch Tyrol nach Salzburg zurück, 1798. Encyklopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients, 1804, nach der großen Bibliographie des Hadſchi Khalfa. Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptian priests, their classes, initiation and sacrifices, in the arabic language by Ahmed Ben Abubekr Ben Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople, London 1805. Die Poſaune des heiligen Krieges, herausgegeben von Johann Müller, 1806. Resmi Ahmed Effendis Geſandtſchaftsberichte bei ſeinen Geſandtſchaften in Wien, 1757, und in Berlin, 1763, 1809. Topographiſche Anſichten auf einer Reiſe in die Levante, 1811. Des Hafiz Divan, deutſch, 1813. Staatsverfaſſung des osmaniſchen Reichs, 1816. Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens, 1818. Umblick auf einer Reiſe (im J. 1804) von Conſtantinopel nach Bruſſa und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nikomedien, 1818. Geſchichte der Aſſaſſinen, aus morgenländiſchen Quellen, 1818. Morgenländiſches Kleeblatt, 1819. Außerdem viele Gedichte und Aufſätze im Merkur, in Meißners Apoll, Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der Halliſchen Literaturzeitung, in andern engliſchen und franzöſiſchen ephemeren Blättern ꝛc. Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das treffliche orientaliſche Journal: Die Fundgruben des Orients, mit der Unterſtützung des Grafen Wenzel Rzewusky gegründet zu ha-

ben; ein Vereinigungspunkt für die Orientaliſten des geſammten Europa. Neben andern Abhandlungen Hammers ſindet ſich hier die 1806 von franz. National-Inſtitut mit dem Acceſſit gekrönte Preisſchrift: Ueber den Einfluß des Mohammedanismus. Billig übergehen wir den Streit des Herrn von Diez mit Hammer, und verweiſen wegen eines andern Streites über die Tempelherren auf dieſen Artikel. Kmr.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkſtätte, wo Metalle mittelſt ſtarken Feuers und großer, vom Waſſer getriebenen Hämmer nach der Verſchiedenheit der Metalle verſchieden geſchmiedet oder geſchlagen werden. Man hat Eiſen- Kupfer- Meſſinghämmer, und die Hämmer ſelbſt ſind entweder Zain- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geſchmiedet wird.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menſchen, die ſich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn ſie vollkommen ausgebildet erſcheint, oder durch Anſchwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn ſie noch nicht regelmäßig u. vollkommen iſt. Erſtere heißen fließende, letztere blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeſchwollenen Adern bilden zuweilen durch die ſtarke Ausdehnung Säckchen, die vom Blute ſtrotzen, ſich entzünden und einen brennenden Schmerz verurſachen; ſie werden dann ſchmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Iſt die Krankheit unvollkommen, ſo erſcheinen blos innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim; dies ſind dann die ſogenannten Schleimhämorrhoiden. Blos Hämorrhoidalbeſchwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man dieſe Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, daß eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden ſollte. Die Urſache der Hämorrhoiden müſſen wir nämlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe ſuchen, und zwar beſonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nämlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieſer Theile ſammeln ſich in einen Stamm (die Pfortader), der ſich erſt wieder in die Leber vertheilt, und alles Blut in dieſelbe ergießt. (S. d. Art. Leber, Galle und Pfortader.) Wird alſo der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu ſehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Nebenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langſamkeit der Leberfunction, ſo muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entſtehen muß. Veranlaſſung dazu ſind vorzüglich der zu häufige Genuß des Caffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und ſitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber ſchwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entſtehung der Krankheit beförderlich ſein.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein großes Gebirge zwiſchen Thracien und Möſien, das bis ans ſchwarze Meer ſich erſtreckt.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Fluſſe in Mähren, an deſſen beiden Ufern es eigentlich ſeinen Sitz hat, den Namen führen ſoll. Sie werden für die älteſten Bewohner Mährens gehalten, und unterſcheiden ſich von den übrigen Einwohnern dieſes Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der böhmiſchen Mundart übereinkommt, und durch ihre

eignen Sitten, welche ſie unverändert erhalten, da ſie unvermiſcht bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdienſten verlaſſen.

Hanau, eine churheſſiſche Provinz in Wetterau, mit der Hauptſt. gleiches Namens. Nachdem ſie von 1809 bis 1813 einen Beſtandtheil des Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, fiel ſie wieder an ihren vorigen Beſitzer, den Churfürſten von Heſſen, zurück. Sie liegt in der Nähe des Mains, des Speſſarts und an dem Fluſſe Kinzig, und iſt ein ſehr wohl angebautes fruchtbares Land von etwa 17 □M. mit 58,000 Menſchen, meiſtens Proteſtanten, die ſich 1818 zu einem Cultus vereinigt haben. Die Hauptſtadt liegt in einer ſandigen Gegend, die jedoch, durch den fleißigen Anbau, eine Menge Gemüſe und Obſt zur Ausfuhr hervorbringt. An der Nord- und Weſtſeite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hieſigen Gegend in den Main ſich ergießt, aus welchem Fluſſe ein tiefer Canal bis zur Stadt geführt worden iſt. Hanau beſteht aus der nach alter Art gebauten Altſtadt und der Neuſtadt, welche ſchnurgerade, breite und ſehr reinliche Straßen hat, von welchen ſechs gerade durchlaufen, und von acht andern durchſchnitten werden. In der Mitte iſt der, ein längliches Viereck bildende, regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhauſe. Die Zahl der Häuſer beträgt faſt 1500, von 12,000 Menſchen bewohnt, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden ſind. Am Ende der Stadt gegen Nordoſten liegt das churfürſtliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauiſche Geſellſchaft für die Naturkunde ihren Verſammlungsort, ihr Naturaliencabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churheſſiſchen Lande die meiſten Fabriken. Die Seiden-, Kamelott-, Leder-, Handſchuh-, Strumpf- und Bijouteriefabriken ſind bedeutend. Die letzten liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden ſind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutſchenfabrik, Tabaks-, Spielkartenfabriken ꝛc. Mit dieſen Fabrikaten, mit Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Kronach, kommen große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geſchnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen iſt. Die Hanauiſchen Holzhändler kaufen dieſe, und verhandeln ſie hernach weiter. Die vormaligen Feſtungswerke der Stadt ſind jetzt geſchleift. Zu den beſuchteſten nahen Vergnügungsorten gehören das Schloß Philippsburg und das Wilhelmsbad, wohin eine mit Bäumen beſetzte Kunſtſtraße führt.

Hanau (Schlacht bei), d. 30. Oct. 1813. Nachdem ſich Baiern d. 8. Oct. durch den Vertrag zu Ried mit Oeſterreich gegen Napoleon verbunden hatte, zog Wrede d. 16. Oct. an der Spitze eines baieriſch-öſterreichiſchen Heeres von Braunau über Landshut, Neuburg an der Donau, Nördlingen und Anſpach nach Würzburg, welche Stadt General Turreau mit 5000 Mann beſetzt hielt. Wrede, deſſen Marſch beſtimmt war, dem nach der Leipziger Schlacht mit 80,000 Mann Mainz und dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg zu verlegen, berennte Würzburg d. 24. Oct. Nach einem Bombardement, in welchem 500 Gebäude beſchädigt wurden, mußte Wrede, um nicht mehr Zeit zu verlieren, die Uebergabe der Stadt am 26. Oct. ohne die Citadelle Marienberg, in welche ſich der franzöſiſche General zurückzog, annehmen. Hierauf zog er über Aſchaffenburg, wo der König von Würtemberg zwei Infanterie-Regimenter, ein Cavallerie-Regiment und einige Artillerie zu ihm ſtoßen ließ, auf Hanau. Dieſer

Paß beherrſcht die Straße von Frankfurt; daher ſuchte ihn Napoleon mit ſeinem unabläſſig verfolgten Heere zu erreichen; aber zu gleicher Zeit mit den Franzoſen kamen die Baiern und Oeſterreicher, zu welchen am 29. Oct. noch ruſſiſche Truppen unter Platow, Orlow-Deniſſow und Czernitſcheff ſtießen, daſelbſt an. Hanau fiel mit 1200 Mann franzöſiſcher Beſatzung in die Gewalt der Verbündeten. Beide Theile kämpften hierauf d. 28. Oct. um den Beſitz der Kinzig-Brücke, nördlich vor Hanaus Thoren. Wrede nahm hier eine feſte Stellung, und beſetzte die Ausgänge der beiden Straßen im Walde, welcher ſich um die Stadt herzieht. Allein der Wertheimer Engpaß zwiſchen Schlüchtern und Gelnhauſen, wo im tiefen ſchroffen Thale die Kinzig ſtrömt, blieb unbeſetzt, und dieſer Umſtand rettete Napoleon. Als nun am 29. 4000 Franzoſen aus dem Walde hervorbrachen, wurde ein vorgerückter baierſcher Harſt, der die Straßen ſperren ſollte, von der Uebermacht auf Rücklingen zurückgeworfen. Hier ließ ihn Napoleon den 30. früh angreifen. So begann die Schlacht, in der das franz. Heer ſeinen Untergang finden konnte. Allein Wrede, durch die nach Frankfurt geſandten Truppen geſchwächt, hatte nur 40,000 Mann, gegen welche der Feind mit 48,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern losbrach; doch bot die Stellung der Verbündeten große Vortheile dar, nur war ihr rechter Flügel mit dem Mitteltreffen durch eine hölzerne Brücke über die Kinzig ſchwach verbunden. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die franzöſiſchen Heerſäulen wiederholt Wredes Mitteltreffen an; endlich warfen ſich Napoleons Reitergarden in drei ſchnell gebildeten Linien zugleich auf die Reiterei und auf das Fußvolk der Verbündeten, während letzteres im Rükken von einer franzöſiſchen Zwölfpfünder-Batterie beſchoſſen wurde. So gerieth das Fußvolk in Unordnung, und im Sturmangriff rannte die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Verbündeten im Mittelpunkte nieder. Sie wich, und nun floh auch das Fußvolk der Verbündeten, von dem feindlichen Fußvolk angegriffen, auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach Hanau hinein. Der Feind folgte auf dem Fuß, und beſchoß die Stadt mit Haubitzen. Das Mitteltreffen ward auf den rechten Flügel geworfen; da brach das ſchwache Geländer der hölzernen Brücke, und viele brave Deutſche ertranken in der Kinzig: ein Bataillon des öſterreichiſchen Regiments Jordis ward abgeſchnitten und gefangen. Nun zog ſich der rechte Flügel, durch Czernitſcheffs Reiter gedeckt, auf die Aſchaffenburger Straße zurück. Die Franzoſen waren im Beſitz der Straße nördlich von Hanau, und gewannen nach Wegnahme der Lamboybrücke auch die andere. Den 31. früh räumten die Verbündeten Hanau, das die Nacht hindurch beſchoſſen worden war. Die Franzoſen rückten ein. Jene nahmen eine Stellung ſüdlich von der Stadt zu beiden Seiten der Aſchaffenburger Straße. Der franzöſiſche Kaiſer griff hier mit Tagesanbruch den rechten Flügel an, um ſeinen Rückzug zu decken, der dadurch ungeſtört am rechten Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt werden konnte, wo Napoleon um 3 Uhr Nachmittags ankam. Hierauf nahmen die Verbündeten das noch von zwei Regimentern beſetzte Hanau mit Sturm; allein es gelang ihnen nicht, ſich der von einer Batterie vertheidigten Kinzigbrücke zu bemächtigen und dadurch den franzöſiſchen Nachtrab abzuſchneiden. Endlich ſtellte ſich Wrede ſelbſt an die Spitze der ſtürmenden Haufen, da fiel er, von einer Flintenkugel gefährlich in den Leib verwundet. An ſeiner Stelle übernahm den Oberbefehl der öſterreichiſche F. M. L. von Fresnel. Nun ſtürmten

33 *

die Baiern mit doppelter Wuth, öſterreichiſche Huſaren ſetzten durch den Fluß und kamen den Franzoſen in die Flanke. Dieſe zündeten daher die Brücke an, und beſchoſſen Hanau noch heftiger mit Haubitzgranaten. So führte endlich Mortier, von Platow und Hadick verfolgt, den franzöſiſchen Nachtrab, 14,000 Mann ſtark, über die Lamboybrücke in der Nacht nach Frankfurt, von wo Napoleon am 1. Nov. aufbrach und Mainz erreichte. Die Verbündeten ſchrieben ſich den Sieg zu, weil ſie den Rückzug des Feindes ſehr erſchwert hatten. Ihr Heer rückte aber erſt d. 2. Nov. in Frankfurt ein. Sie gaben ihren Verluſt auf 9000 Mann an. Der Feind ſoll in den Gefechten in und bei Hanau 15,000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene, worunter 200 Offiziere, verloren haben. Zwei badenſche Cavalerie-Regimenter waren zu den Verbündeten übergegangen.*) Dies war die letzte Schlacht, welche Napoleon in Deutſchland liefern mußte, um über den Rhein ſich zurückzuziehen. Wrede war zu ſchwach, um ihn aufzuhalten; aber was er zum Nachtheil des franz. Heeres leiſten konnte, hat er tapfer gethan. Der Verf. des Umr. der Begebenheiten auf dem feſten Lande, in den J. 1813 und 14 (Weimar 1814) wirft jedoch (S. 224) die Frage auf: „Warum ſetzte Wrede ſich nicht vor den Wertheimer Engpaß zwiſchen Schlüchtern und Gelnhauſen? Warum entſandte er Truppen nach Frankfurt? Warum concentrirte er ſich nicht am linken Ufer des Mains und machte den Uebergang ſtreitig durch Vor- und Seitenmärſche, Ueberfälle und auf alle Arten, wie der Krieg von den Parthern gegen den fliehenden Feind geführt wurde?"

*) Irrig iſt dieß auch (nach Venturinis Chronik, 1813, S. 776) von zwei polniſchen Offizieren in dem erſten Drucke dieſer Ausgabe behauptet worden. Die Sache verhielt ſich ſo: Nach dem Tode des Fürſten Poniatowski übergab Napoleon dem Diviſionsgeneral Fürſten Anton Sulkowski den Oberbefehl der Ueberreſte des polniſchen Heeres; Obriſtlieutenant Zabielo war Unterchef ſeines Generalſtabs. Fürſt Sulkowski gab den polniſchen Truppen ſein Wort, ſie nicht über den Rhein zu führen, und von Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu erlangen. Allein Napoleon forderte die Offiziere in einer Rede, die er bei Gelnhauſen an ſie hielt, auf, mit ihm nach Frankreich zu ziehen; doch ſolle es jedem, der es wünſchen würde, frei ſtehen, nach Polen zurückzukehren. Alle, bis auf wenige, entſchloſſen ſich, Napoleon zu folgen. Nun konnte der Fürſt Sulkowski, ſeines gegebenen Wortes wegen, nicht mehr an der Spitze der polniſchen Truppen bleiben; er bat alſo ſchriftlich den Kaiſer Napoleon, für ſich, für den Unterchef des Generalſtabs, Grafen Heinrich von Zabielo, für ſeine Adjutanten Roman v. Zbyewski, Conſtantin Gr. v. Zabielo, Felix v. Kamienski und Felix von Karczewski, ins Vaterland heimkehren zu dürfen. Dieß ward ihnen gewährt. General Dabrowski erhielt nun den Oberbefehl der Truppen, und Fürſt Sulkowski begab ſich nebſt den genannten Offizieren den 30. Oct. zu den Vorpoſten der Alliirten, um als ein aus aller Activität getretener General, nebſt ſeinen geweſenen Adjutanten, nach Hauſe zu reiſen, wo er ſeine völlige Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt vom Könige von Sachſen, als Herzoge von Warſchau, erwarten wollte. Dieß geſchah. Fürſt Sulkowski blieb hierauf außer Thätigkeit bis zur Wiederherſtellung des Königreichs Polen, wo er die Stelle eines Mitglieds der zur Wiederherſtellung der polniſchen Armee eingeſetzten Kriegs-Comittee annahm. Kaiſer Alexander ernannte ihn in der Folge zu ſeinem erſten polniſchen Generaladjutanten. Im Jahr 1817 erhielt Fürſt Sulkowski, auf wiederholtes Geſuch, ſeine völlige Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte, und lebt ſeitdem außer aller politiſchen Activität auf ſeinen Gütern im Großherzogthum Poſen. S. lit. Conv. Bl. 1822, Nr. 107.

Händel (Georg Friedr.), war zu Halle an der Saale 1684 geboren, wo ſein Vater Arzt war. Dieſer hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und begünſtigte ſeine Neigung zur Muſik nicht. Dennoch brachte er es aus eigenem Triebe und ohne beſondere Anweiſung ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit ſeinem Vater eine Reiſe nach Weißenfels an das herzogliche Hoflager, wo er durch ſein Orgelſpiel die Aufmerkſamkeit des Herzogs, der ihn zufällig hörte, auf ſich zog, und den Vater vermochte, ihn ganz der Muſik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organiſten an der Domkirche zu Halle, einen geſchickten Lehrer. Im neunten Jahre ſchon fing er an, eine vollſtändige Kirchenmuſik mit Stimmen und Inſtrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er ſeinen Meiſter bereits übertroffen, ward er 1698 nach Berlin geſandt, wo beſonders Attilio ſein Lehrer war. Händel erregte bald Aufſehen, nahm aber die Anerbietungen des Churfürſten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumſtände ſeiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reiſe nach Italien darboten, ging er zunächſt nach Hamburg, trat ins dortige Orcheſter, und wurde bald Director der Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, deſſen Rachſucht ſo weit ging, daß er, als ſie beide zugleich aus dem Theater gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Bruſt gab, der glücklicher Weiſe von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponiſt auftrat. Seine erſte Oper, Almeria, wurde 30 Abende hinter einander gegeben. Auch zwei andere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um ſeine muſikaliſchen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er ſich 200 Ducaten erſpart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er ſich nach Venedig. Hier ließ er ſich, da er eine Maskerade beſuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarlatti, der zufällig dabei ſtand, gerieth über ſein Spiel in Begeiſterung, und rief aus: „Entweder iſt das der Sachſe oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünſchte, componirte er binnen 3 Wochen ſeine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendſte Aufnahme. Die Großen dieſer Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunſt zu bezeigen, beſonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamfili. Während ſeines Dortſeins ſetzte er ein großes Oratorium, la Resurrezione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er ſeine berühmte Serenade, Alcide e Galatea, verfertigte. Nach 6 Jahren kehrte er in ſein Vaterland zurück, und der Churfürſt von Hannover ernannte ihn zu ſeinem Capellmeiſter. Aber ſchon zu Ende des J. 1710 ging er von neuem auf Reiſen, und zwar nach England, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für ſeine Thätigkeit zu Theil ward. Er componirte hier ſeine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsſtück der engliſchen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber ſchon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk ſeiner frühern Verpflichtungen, die Aufſicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums, und eine Gediegenheit in der innern Zuſammenſetzung, wie beides in England vorher unerhört

geweſen. Unterdeß ſtarb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Churfürſt von Hannover, der über Händels Vernachläſſigung ſeiner Dienſtverhältniſſe höchſt unzufrieden war, beſtieg als Georg I. den brittiſchen Thron. Auf die Verwendung ſeiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und ſeine Penſion ſogar auf 600 Pf. erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzeſſinnen in der Muſik zu unterrichten. Er componirte von 1715 bis 20 die Opern Amadis, Theſeus und il Paſtor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine beſondere Akademie errichtet, wobei die Hauptabſicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu beſitzen und möglichſt vollkommen darzuſtellen. Händel trat an der Spitze dieſer Anſtalt, reiſte, um Sänger anzuwerben, auf das feſte Land, und führte dann, 1720, ſeine Oper Radamiſto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieſer glänzende Erfolg reizte ſeine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit ſeinem Anhange ſtand. Man kam endlich überein, beide ſollten an derſelben Oper arbeiten, jeder einen Akt: und derjenige ſolle im Beſitz des Hauſes bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel ſetzte die Ouverture und den letzten Akt, und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen feſten Fuß geſetzt, und Händel zeigte neun Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er ſich nach dieſem Zeitraum mit ſeinem erſten Sänger, Veneſino, dem Liebling des Publikums. Händel, zu ſtolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verſcherzte dadurch die Gunſt des Hofes und der Menge. Er verband ſich mit Heidegger, reiſte nach Italien, um neue Sänger zu holen, mußte aber nach drei Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlaſſen, unter denen beſonders Porpora als Componiſt und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband ſich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 ſeine Oper Ariadne zu derſelben Zeit, wo die Ariadne Porporas zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewol er dieſem als Künſtler und Componiſt überlegen war, ſo ſiegte doch Farinellis bewunderte Stimme, und Händel ſuchte umſonſt die öffentliche Gunſt wieder zu gewinnen. Er belaſtete ſich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber ſein ſtets gereizter Zuſtand hatte ſo nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur ſein Körper, ſondern ſelbſt ſein Geiſt ſich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder ſtellte ihn glücklich wieder her. Er kam 1736 nach London zurück, und führte jetzt ſein Alexander-Feſt mit großem Beifall dem Coventgardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middleſex übernahm die Direction der durch ſchlechte Verwaltung geſunkenen italieniſchen Oper, und ſtellte Händeln als Componiſten an, der zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus ſetzte, und dafür tauſend Pfund erhielt. Einige andere Opern, die er noch im Coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunſch war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt das für eine Entweihung des heiligen Stoffs — ſondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieſer Umſtand machte, daß ſelbſt ſein im höchſten und vollendetſten Kirchenſtyl geſchriebener Meſſias anfänglich nur kaltſinnig aufgenommen wurde. Einen größern Beifall fand er in Dublin, wo er einige Vorſtellungen gab, und als er nach neun Monaten nach London zurückkehrte, ward

er auch hier nach Verdienſt anerkannt. Der Meſſias ward das Lieblingsſtück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich einmal zum Beſten des damals noch ſchlecht fundirten Findlingshoſpitals. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf ſich vergebens den ſchmerzhafteſten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verluſt des Geſichts hemmte ſeine Thätigkeit nicht; er ſetzte ſeine Oratorien bis acht Tage vor ſeinem Tode fort, welcher den 14. Aug. 1759 erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Weſtminſter-Abtei, wo ein ſchönes Denkmal das Gedächtniß eines der originalſten, tiefſten und gedankenreichſten muſikaliſchen Dichter verewigt.

Handel iſt die Wirkung der Gewohnheit des Menſchen, die an dem einen Orte überflüſſigen Güter oder Genußmittel nach andern Orten zu ſchaffen, wo man ihrer bedarf. Höchſt bedeutend iſt der Einfluß des Handels auf Bildung und Wohlſtand der Völker; ihr Gewerbfleiß wird dadurch belebt, und ihr Genuß vermehrt. Die wohlthätige Wirkung des Handels auf den Nationalreichthum iſt doppelter Art: unmittelbar und mittelbar; jene beſteht in den Gewinnſten ſämmtlicher beim Handelsverkehr beſchäftigten Staatsbürger, alſo der Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute ꝛc., dieſe in der Unterhaltung der werthſchaffenden Arbeit, ſowol der Natur- als der Kunſterzeugniſſe. Ob der Kaufmann, durch deſſen Kapital die überflüſſigen Erzeugniſſe eines Landes ausgetauſcht werden, ein Inländer oder ein Fremder iſt, daran liegt der Nation wenig, und eben ſo macht es nur einen unbedeutenden Unterſchied, ob die Schiffer und Fuhrleute, deren er ſich bedient, Einheimiſche oder Fremde ſind; der Hauptvortheil, welcher ſich vom Handel erwarten läßt, wird in beiden Fällen dennoch dem Lande zu Theil, nämlich der, daß neue Erzeugniſſe dadurch geſchaffen werden und einen Werth bekommen, indem ſie dahin geführt werden, wo Nachfrage nach ihnen iſt und wo ſie gegen im Lande ſelbſt begehrte Genußmittel ausgetauſcht werden können; der Kaufmann mag in oder außer dem Lande wohnen, immer erſtattet er den Arbeitern, welche jene neuen Werthe erzeugt haben, ihr Kapital wieder, und ſetzt ſie dadurch in den Stand, ihr Geſchäft ferner fortzutreiben. Nicht gleichgültig aber iſt es, welchem Zweige des Handels Kapitale zugewendet werden, denn ein und daſſelbe Kapital bringt, je nachdem es auf dieſe oder jene Weiſe im Handel angelegt wird, ſehr ungleiche Maſſen werthſchaffender Arbeit in Gang, und trägt höchſt verſchieden zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Hinſichtlich der Waarenmaſſen, welche vertauſcht werden, theilt ſich der Handel in **Großhandel** und **Kramhandel**; die Großhändler erſtatten den Arbeitern, die Krämer hingegen den Großhändlern ihr angelegtes Kapital mit Gewinnſt wieder. Der Zweck des Großhändlers bei Anlegung ſeines Kapitals iſt entweder A. die überflüſſigen Genußmittel der einen Provinz im Vaterlande den andern vaterländiſchen Provinzen zuzuführen (inländiſcher Conſumtionshandel) oder B. die Erzeugniſſe des Auslandes einzutauſchen (auswärtiger Handel) und zwar a) gegen überflüſſige inländiſche Erzeugniſſe (auswärtiger Conſumtionshandel) oder b) gegen andere ausländiſche Erzeugniſſe (Zwiſchenhandel, commerce d'économie, bisweilen auch Oeconomiehandel genannt). Was die erſte Gattung des Verkehrs (den inländiſchen Conſumtionshandel) betrifft, ſo iſt der Vortheil, den derſelbe dem Staate gewährt, der größtmögliche, denn es wird dadurch die größte Zahl werthſchaffender Arbeiter im Lande unterhalten. Der Kaufmann, welcher mit dieſem Handel beſchäftigt iſt,

bekommt für die von dem vaterländiſchen Orte A dem vaterländiſchen Orte B zugeſchickten Waaren einen Gegenwerth in Genußmitteln zurück; ſind nun beide, die abgeſchickten und zurückerhaltenen Genußmittel, Erzeugniſſe des einheimiſchen Gewerbfleißes, ſo erſtattet der Kaufmann, vermöge ſeiner Handelsunternehmung, in zwei verſchiedenen Theilen des Vaterlandes zwei Kapitale wieder, die zur Hervorbringung neuer Werthe verwendet werden, und bewirkt alſo an zwei verſchiedenen Orten die Fortſetzung werthſchaffender Arbeit. Beide Provinzen gewinnen bei dieſem Geſchäfte, denn die Provinz A gibt einen Ueberfluß weg, der für ſie nur in ſofern einen Werth hat, als ſie Genußmittel, deren ſie bedarf, dafür eintauſchen kann, und eben ſo entbehrt die Provinz B gern ihre überflüſſigen Genußmittel, um Bedürfniſſe ſonſtiger Art dagegen zu befriedigen. Ein anderer eben ſo wichtiger Vortheil, den der inländiſche Verkehr vor allen übrigen Gattungen des Handels hat, iſt die ſchnellere Rückkehr der darin angelegten Kapitale. Der auswärtige Conſumtionshandel iſt der Regel nach einer Nation nur halb ſo nützlich als der inländiſche, denn es werden zwar bei jenem, ſo wie bei dieſem, zwei Kapitale auf Unterhaltung werthſchaffender Arbeit verwendet, aber nur eins derſelben unterſtützt vaterländiſchen Gewerbfleiß. Das Handelskapital, das unſere deutſche Leinwand nach England bringt, und dagegen engliſche Fabrikate zurück nach Deutſchland führt, erſtattet beiden Ländern die auf Hervorbringung jener Handelsartikel gewandten Kapitale wieder, und ſetzt ihre Arbeiter in den Stand, fernerhin dieſe Waaren zu erzeugen; es wirkt daher auf deutſchen Gewerbfleiß nur halb ſo wohlthätig, als wenn es im inländiſchen Handel angelegt und vaterländiſche Erzeugniſſe gegen vaterländiſche damit wären eingetauſcht worden. Bei dieſer Gattung des Handels iſt es oft der Fall, daß die fremden, zum inländiſchen Verbrauch beſtimmten Genußmittel nicht mit den Erzeugniſſen des vaterländiſchen Gewerbfleißes, ſondern nur mit denen eines dritten Landes angeſchafft werden können. Da aber die Erzeugniſſe dieſes dritten Landes nicht anders als mit den einheimiſchen zu erkaufen ſind, ſo iſt die Wirkung des Handelskapitals in einem ſolchen Falle dieſelbe, als wären die fremden Waaren geradezu mit einheimiſchen erkauft worden, nur mit dem Unterſchiede, daß ein Kapital, das ſolche Umwege nimmt, ſpäter zurückkehrt, indem es nicht eher wieder erſtattet wird, als nach Vollendung mehrerer von einander ganz verſchiedener Handelsunternehmungen. Die dritte Gattung des Großhandels, der Zwiſchenhandel hat auf die Unterſtützung der werthſchaffenden Arbeit im Lande faſt gar keinen Einfluß; denn, da derſelbe keinen andern Zweck hat, als die Erzeugniſſe eines fremden Landes gegen die Erzeugniſſe eines andern fremden Landes zu vertauſchen, ſo kann er ſeiner Natur nach auf die Vermehrung des Nationalreichthums nicht ſo wie die übrigen Gattungen des Großhandels durch Beförderung des vaterländiſchen Gewerbfleißes mittelbar wirken; es werden zwar dadurch eben ſo wie beim inländiſchen und auswärtigen Conſumtionshandel mit jedem geendigten Handelsgeſchäfte zwei verſchiedene Kapitale wiedererſtattet, aber keins derſelben gehört dem Lande, das der Kaufmann bewohnt. Der Zwiſchenhandel hat daher auf den Nationalreichthum eines Landes keinen mittelbaren, ſondern einen unmittelbaren Einfluß; denn derſelbe beſteht einzig und allein in den Gewinnſten, welche den bei dieſem Handel beſchäftigten Kaufleuten und ſonſtigen Arbeitern zu Theil werden. Es behauptet demnach in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht der inländiſche Verkehr den erſten, der auswärtige Conſumtionshandel den

zweiten und der Zwiſchenhandel den dritten Rang. Daher handelt die Regierung unweiſe, welche den auswärtigen Conſumtionshandel auf Koſten des inländiſchen und den Zwiſchenhandel auf Koſten beider begünſtigt. Da alle drei Zweige des Verkehrs in einem Lande, deſſen Nationalreichthum zu einer gewiſſen Höhe gediehen, nothwendig ſind, ſo wäre es ſogar unzweckmäßig, wenn die Staatsverwaltung den vortheilhafteſten dieſer Zweige auf Koſten der andern minder vortheilhaften unterſtützen wollte. Denn es iſt dem Nationalkapital ein freier Spielraum eröffnet; ſtört nicht Zwang und Druck den natürlichen Lauf der Dinge, ſo ſtehen immer die den verſchiedenen Zweigen des Handels zugewandten Kapitale unter einander in dem für den Nationalreichthum wohlthätigſten Verhältniſſe.

Handelsbilanz iſt das Ergebniß der Vergleichung des Geſammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes; dieſelbe iſt günſtig oder vortheilhaft, wenn der Werth jener den Werth dieſer übertrifft, ungünſtig oder nachtheilig hingegen im umgekehrten Falle. Eine lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen in der Staatswirthſchaft eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt, denn auf dieſelbe hauptſächlich war das ſogenannte Mercantilſyſtem (ſ. d. A.) gegründet. Es ſind aber die Mittel, welche zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes angewandt werden, eben ſo unſicher und unbefriedigend, als die Folgerungen falſch ſind, welche gewöhnlich daraus gezogen werden. Zu dieſen Mitteln nämlich gehören vorzugsweiſe: 1. die Zollregiſter; es läßt ſich dadurch der beabſichtigte Zweck nicht erreichen, denn a) alles, was durch den Schleichhandel aus= oder eingeht, fehlt darin; b) es werden darin blos die aus= oder eingehenden Genußmittel aufgeführt; aber der oft ſehr bedeutende Lohn, welchen die Nationen ſich wechſelsweiſe durch Arbeit abverdienen, bleibt unberechnet, die großen Summen z. B., welche die Einwohner Weſtphalens während der Sommermonate in Holland verdienen, ſind eben ſo gut Ausfuhr für Holland und Einfuhr für Weſtphalen, als die wirklichen Handelsartikel; c) der Werth der meiſten Waaren wird in den Zollregiſtern nicht nach ihrem jedesmaligen wirklichen Preiſe, ſondern nach den einmal beſtimmten Tarifſätzen, die von jenem Preiſe ſehr abweichen können, aufgeführt. Bei der Ausfuhr wird der Verkaufspreis an Ort und Stelle der Verſendung der Waare angeſetzt, bei der Einfuhr hingegen der Einkaufspreis mit Einſchluß der Handelskoſten; hieraus folgt natürlich, daß die Nation A nie den Betrag deſſen gewinnt, was die Nation B verliert. Nehmen wir z. B. an, der öſterreichiſche Staat führe Großbritannien für 100,000 Rthlr. Queckſilber zu, und empfange dagegen für 100,000 Rthlr. Caffee, ſo werden ſich zwar die Kaufleute ausgleichen, der öſterreichiſche Kaufmann wird für ſein Queckſilber nicht weniger Caffee annehmen, als dieſer mit Einſchluß der Handelskoſten ihm in ſeinem Waarenlager werth iſt, aber der brittiſche Kaufmann wird doch nicht für 100,000 Rthlr. Caffee hergegeben haben, ſo wenig er für 100,000 Rthlr. Queckſilber empfangen hat, unter beiden Summen werden vielleicht 10,000 Rthlr. Handelskoſten ſtecken, welche zum Theil fremde Nationen, zum Theil die öſterreichiſche mittelſt des Transports gewonnen haben; d) die Zollregiſter enthalten ſelten eine genaue Angabe, in wie fern die Waaren beſtimmt für ein gewiſſes fremdes Land geladen ſind, oder von ihm kommen. In den engliſchen Zollregiſtern ſteht z. B. die Einfuhr der Waaren aus Deutſchland tief unter der Ausfuhr der Waaren nach Deutſchland; die Angaben ſind aber falſch, denn auf Deutſchland ſind die Waaren gerechnet, die gar nicht in dieſem Lande

bleiben, ſondern auf den Leipziger Meſſen nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, ſo wie auf den Frankfurter Meſſen nach Italien, Frankreich und der Schweiz verkauft werden, dahingegen ſtehen die deutſchen Waaren, welche den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den engliſchen Aus= und Einfuhrliſten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutſchland; e) nur in einem Inſelſtaate können die Zollregiſter über Aus= und Einfuhr einigermaßen richtige Angaben liefern, in Feſtlandsſtaaten hingegen muß der Verkehr der Grenzbewohner alle Berechnungen in dieſer Hinſicht unſicher machen. 2) Der Wechſelcurs; auch dies Mittel iſt unfähig zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks; denn a) der Wechſelcours kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwiſchen zwei Plätzen anzeigen: aber daraus folgt nicht, daß er auch die Handelsbilanz anzeige; denn die Bilanz der Zahlungen zwiſchen zwei Plätzen richtet ſich nicht lediglich nach dem Handel, den beide mit einander führen, ſondern oft auch zugleich nach dem Verkehr, den jeder dieſer Plätze mit andern Plätzen treibt. So bezahlten z. B. anfangs die Engländer vor der letzten Kriegsepoche ihre Schulden in Deutſchland, beſonders in den Hanſeſtädten, vorzüglich mit Wechſeln auf Holland, nachher hingegen bezahlten ſie dieſelben größtentheils mit Wechſeln auf Hamburg. b) Wechſelbriefe ſind der Gegenſtand eines beſondern Handels geworden, der darin beſteht, daß man dergleichen Briefe an Plätzen, wo ſie wohlfeil ſind, aufkauft, und nach Plätzen, wo ſie theuer ſind, zum Verkaufe hinſchickt, um an dem Unterſchiede des Courſes zu gewinnen. Wegen dieſes Wechſelhandels, der ſeiner Natur nach die Courſe an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu ſtellen ſtrebt, kann der Cours zwiſchen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenſeitigen Aus= und Einfuhr anzeigen. c) Die gewöhnliche Methode, den Wechſelcours zu berechnen, iſt ſo mangelhaft, daß ſich daraus das wirkliche Verhältniß des Debet und Credit zweier Länder oder ihrer Zahlungsbilanz gar nicht folgern läßt. Bei dieſer Unzulänglichkeit der Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes müſſen auch alle Folgerungen, welche in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht daraus gezogen werden, höchſt ſchwankend und trüglich ſein. Wirklich hat auch eine genauere Entwicklung der Natur des Handels überzeugend gelehrt, daß alle Handelsbilanz nichts weiter als politiſches Gaukelſpiel, eitler Trug iſt, und daß es eben ſo thöricht wäre, vor einem ſolchen Traumgebilde ſich zu fürchten, als wohlthätige Folgen von ihm zu erwarten. Hauptſächlich iſt es wol einer Verwechslung mit der National=Wirthſchaftsbilanz zuzuſchreiben, daß die Lehre von den Handelsbilanzen zu ſo großem Anſehen gelangt iſt, jene aber, die National=Wirthſchaftsbilanz, ſteht in der Bilanz zwiſchen Erzeugung und Verbrauch, und iſt in der That von hoher Wichtigkeit. Je mehr nämlich in einem Staate die Hervorbringung von Werthen die Vernichtung derſelben überſteigt, einen deſto größern Zuwachs erhält das Nationalvermögen; eine vortheilhafte Bilanz dieſer Art aber kann ſelbſt bei einem Volke Statt finden, welches, getrennt von allen übrigen Völkern, den auswärtigen Handel kaum dem Namen nach kennt, bei dem alſo von einer Handelsbilanz gar nicht einmal die Rede ſein kann. KM.

Handels=Cammern, Handels=Collegien, Commerz=Cammern, Commerz=Collegien, öffentliche Anſtalten, beſtimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Erzeugung, Vereinigungen einſichtsvoller Kaufleute und Geſchäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu deſſen Ausbreitung

durch die Kenntniß der Erzeugniſſe aller Nationen und ihrer Bedürfniſſe, ſo wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tauſche entgegenſtehenden Hinderniſſe zu ergründen, ſind an ſich höchſt wohlthätig. Leider aber ſind dieſe Anſtalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Koſten des inländiſchen, ſo wie den letztern auf Koſten der allgemeinen Gewerbsfreiheit und des freien Lebensgenuſſes zu begünſtigen, und durch Einſchränkungen, Verbote und Zwangsgeſetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falſche Anſicht vom Geldweſen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche ſo manche Handels-Cammer bewogen, den Einflüſterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berückſichtigen und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatvortheil ſei zugleich der Vortheil der Nation, eben dadurch aber Geſetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelskapital des Landes einem für das allgemeine Beſte vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und induſtriellen Erzeugung gleichſam mit Gewalt entriſſen und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf ſolche Weiſe ſind jene an ſich ſehr heilſamen Handelsanſtalten nicht ſelten dem Nationalwohlſtande höchſt verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenig Dinge ſind in unſern Tagen ſo verworrene Begriffe herrſchend und hört man ſo verſchiedenartige, einander widerſprechende, Urtheile fällen, als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlſtande zuträglich oder nachtheilig ſei. Am meiſten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beſchränkung des Handelsverkehrs ſo verrufene Continentalſyſtem (ſ. d. Art.) für die ſchrecklichſte Ausgeburt eines despotiſchen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorſchriften und Satzungen deſſelben jetzt als ein Palladium deutſcher Freiheit uns anpreiſen, deſſen gläubige Verehrung uns den Wohlſtand der alten guten Zeit zurückbringen ſoll. Ausgemacht iſt es, daß alle Nationen am glücklichſten ſein würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbfleiß und Handel einzuſchränken, den größten Fleiß und Scharfſinn auf ihre eigenen Arbeiten verwendete, und wenn dabei der Tauſch unter allen uneingeſchränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, was Kapital genug beſaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchſtmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Erzeugniſſe, die ſein Boden tragen konnte, hervorzubringen, ſondern auch zugleich dieſe gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewiſſen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden ſie ihren Fleiß und ihr Kapital vorzüglich darauf, ſo werden ſie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewiſſe Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten, als wir ſie zu verfertigen im Stande ſind, ſo iſt es beſſer, daß wir dieſelben mit einem Theile der Erzeugniſſe unſers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande beſitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir ſie ſelbſt verfertigen. Ganze Staaten verhalten ſich in dieſer Hinſicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider angemeſſen findet, ſeine Schuhe ſelbſt zu verfertigen, ſondern ſie lieber mit einem Theile vom Erzeugniß ſeines Fleißes dem Schuhmacher abkauft, von dem er ſie beſſer und wohlfeiler erhält, als wenn er ſelbſt ſeine Zeit darauf verwandt hätte, eben ſo wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Erzeugniſſen ſich be-

ſchäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten ſind, denn die durch das hierauf verwandte inländiſche Kapital erzeugten Producte konnten ja ſchon mit einem Theile der Producte angeſchafft werden, welche der mit einem gleich ſtarken Kapital beſchäftigte Gewerbfleiß im Lande ſelbſt hätte hervorbringen können, wenn man ihn ſeinem natürlichen Gange überlaſſen hätte. Doch kann ein Staat den Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreiheit nicht annehmen, wenn alle andere den entgegengeſetzten befolgen. In dieſer Hinſicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er ſagt: „Uneingeſchränkte Handelsfreiheit iſt ein eben ſo auffallend widerſinniges Ding, wie uneingeſchränkte Freiheit zu handeln überhaupt; beide ſind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in dieſem alle Menſchen 1. hocherleuchtet, 2. grundehrlich ſind; im erſten Falle iſt keine Handelseinſchränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. So lange der Kriegszuſtand fortdauert, in welchem unſere Staaten ſelbſt im Frieden einander gegenüber ſtehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar ſeufzt, wenn nur er ſelbſt in vortheilhafter Lage ſich befindet, wird uneingeſchränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunſch bleiben. Aber deſſen ungeachtet muß ſie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundſatz erhoben werden, dem ſie ſich möglichſt nähern müſſen und von welchem ſie nur in höchſt dringenden Fällen abweichen dürfen. Insbeſondere aber muß dieſer Grundſatz im Binnenverkehre ſtreng befolgt werden; hier muß ſtets, ſoll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tauſches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichſt freier Spielraum offen ſtehen. (S. Handelspolitik.) KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck, als beſonderer von den gewöhnlichen Civilgerichten verſchiedener Tribunale, iſt der, alle in einer Handelsſtadt oder in einem beſtimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsſtandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenſtände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, wo möglich ohne prozeſſualiſche Weiterungen, ſchnell und nach Billigkeit zu entſcheiden. Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in dieſem Sinne gehabt haben, iſt zweifelhaft. Dagegen iſt gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie ſie beſchrieben worden ſind, bei den vorzüglichſten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Piſa — im 11. Jahrh. der erſte Gerichtshof dieſer Art eingeführt, und das vom Papſt Gregor VII. 1075 beſtätigte Piſaniſche Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt ſein mag, war die Grundlage ſeiner Entſcheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht ſowol öffentliche vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannſchaft freigewählte und von der Staatsgewalt beſtätigte Schiedsrichter. Dies ſieht man ſehr deutlich aus dem erſten Capitel des Consolato del mare: „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk," heißt es daſelbſt (nach Weſtorverus Ueberſetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Veſperzeit ſich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und beſtimmten Ort zu verſammeln, und wenn ſie daſelbſt ſämmtlich, oder der größte Theil von ihnen beiſammen ſind, ernennen ſie, nicht durchs Loos, ſondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schifffahrtskunſt wohl erfahren ſind, zu ihren Conſuln, und einen andern von demſelben Gewerbe zum Appellationsrichter. An dieſen appelliren ſie von den Urtheilen beſagter Conſuln." Unter dem Namen Handelsconſuln wurden nun in den wichtigſten Handelsſtädten Eu-

ropas ſolche ſchiedsrichterliche Behörden errichtet, die ſich nach und nach in wirkliche Gerichtshöfe verwandelten, auch, wenigſtens zum Theil, mit Rechtsgelehrten beſetzt wurden. Papſt Paul III. beſtätigte die Handelsconſuln zu Rom; Franz II. geſtattete den pariſer Kaufleuten 1560 Schiedsrichter in Handelsſachen, und 1563 wurde das pariſer Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Conſuln beſtand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsſtädten Frankreichs ein Gleiches. In London ſtellte Heinrich VII. ebenfalls beſondere Richter in Handelsſachen an. Der Vorſitzer des ſchon 1447 errichteten Handelsgerichts der Hanſeſtädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg ſetzte man 1621, unter dem Namen der verordneten Marktvorſteher, ebenfalls ein eignes Handelsgericht ein, desgleichen in Botzen 1630. Selbſt die Reichsgeſetzgebung foderte die deutſchen Fürſten und Handelsſtädte zu Errichtung von Handelsgerichten auf, z. B. die Reichsabſchiede von 1654, von 1668 und das kaiſerliche Commiſſionsdecret vom 10. Oct. 1668. In vielen Handelsſtädten wären jedoch die ſogenannten Handelsgerichte nicht ſowol ganz für ſich beſtehende Behörden, als vielmehr Abgeordnete des Stadtraths, z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Wenn ſich Handelsgerichte vornehmlich oder allein mit Seeſtreitigkeiten beſchäftigen, werden ſie Admiralitätsgerichte genannt. Ein ſolches erhielt z. B. Hamburg 1623. Beiſpiele neuerrichteter Handelsgerichte ſind die franzöſiſchen, nach Vorſchrift des Code de Commerce im J. 1808 errichteten, und das neue Hamburger, dieſen ſehr ähnliche Handelsgericht von 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgeri te iſt gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beiſitzer, oder doch ihre Präſidenten Rechtsgelehrte ſind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten beſteht, wovon letztere oft mehr die Eigenſchaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels, und Kunſtverſtändiger, als eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Regiſtratoren, Copiſten und Boten beſorgen die Geſchäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Meſſen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechſel, Aſſecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. ſ. w. ſich beziehende Rechtsſtreitigkeiten, ferner über Concurſe der Kaufleute, über Miethen von kaufmänniſchen Gewölben und Kramladen, Dienſtverhältniſſe der Commis und Lehrburſchen, Waarenſchulden derer, die zu Betreibung ihres Gewerbes bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es ſind ſowol Einheimiſche als Fremde, die an dem Ort handeln und daſelbſt getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbeſtäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden ſchuldig. Das Verfahren iſt gewöhnlich mündlich und (wenigſtens der Abſicht der Geſetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozeſſe ſehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläuftigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein ſchriftliches Verfahren fodert, findet dieſes ebenfalls Statt. Die Abkürzung beſteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Friſt vorgeladen und, wenn er ſich zweimal nicht ſtellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Parteien wo möglich ſofort eine Entſcheidung gegeben wird. Da dieſe aber ſelten möglich iſt und die meiſten Sachen zum ſchriftlichen Verfahren verwieſen werden müſſen, ſo iſt denn für die Antwort auf die Klage, ſo wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Friſt, die entweder gar

nicht oder nur ſehr ſelten verlängert werden darf, geordnet; das ſogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demſelben Richter eine verbeſſerte Entſcheidung verlangen (Leuterung, Reviſion, Reſtitution, ſ. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. Dec. 1815) werden nicht ſo leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenſtande des Rechtsſtreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungsſumme angenommen, das End-Urtel und die Hilfe ohne Umſchweife vollzogen, auch wol der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urtels zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbeſtellung angehalten u. ſ. w. Die Hauptzüge dieſes Verfahrens finden ſich ſchon im Consolato del mare (ſ. Cap. 8—31) und liegen den meiſten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach dem franz. Handelsgeſetzbuch ſoll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräſidenten, mehrern Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, ſo wie einigen, mit der Menge der Geſchäfte im Verhältniß ſtehenden Stellvertretern der Richter (Vicerichtern, suppléans), einem Gerichtsſchreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissieurs) beſtehen (Code de Commerce, liv. 3. tit. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angeſehenſten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahr alt iſt und ſeit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präſident muß 40 Jahr alt ſein und ſchon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geſchieht durch geheime Abſtimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen dieſe nur 2 Jahr lang, und müſſen ſie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren iſt im 25. Titel des 2. Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeſchrieben, und den Vorſchriften des Consolato del mare ſehr ähnlich. Von den Urteln des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in deſſen Sprengel es ſich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgeſellſchaften, Handels-Compagnien. Man theilt dieſe Geſellſchaften in regulirte und in ſolche mit vereinten Fonds (Actiengeſellſchaften). Die erſten bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für ſich, mit ſeinem eignen Capital und auf eigne Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Perſon nur gegen Entrichtung eines gewiſſen Eintrittsgeldes und gegen das Verſprechen, ſich den Anordnungen der Geſellſchaft zu unterwerfen, zugelaſſen wird. Die zweiten hingegen ſtellen eine moraliſche Perſon vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zuſammengeſchoſſenen Fonds nur einen Handel treibt, an deſſen Gewinn oder Verluſt alle Theil nehmen. Die erſten gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieſelbe Kategorie, denn ſie treiben wie dieſe ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Alleinhandel, welchen ſolche Geſellſchaften ſich zueignen, iſt um ſo drückender, je härter die Bedingungen ſind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher iſt man in England mehrmals genöthigt geweſen, durch beſondere Parlamentsacten dem monopoliſtiſchen Drucke derſelben Einhalt zu thun, und vorzüglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche ſie den nicht zur Geſellſchaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erſchweren ſuchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgeſellſchaften dem Nationalkapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als nachtheilige Richtung. Man ſehe über die oſtindiſche (engl.) Compagnie, der merkwürdigſten Anſtalt dieſer Art, den ſie

betreffenden beſondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehandlungs-Societät (in Berlin). KM.

Handelspolitik, Handelspolizei, iſt die Lehre von den Grundſätzen, welche eine Regierung hinſichtlich des Handelsverkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit ſein; alles was dieſe begünſtigt, hilft dem Handel auf, und alles was ſie beſchränkt, iſt demſelben nachtheilig. „Freiheit,“ ſagt der Graf v. Soden mit Recht, „iſt das Grundprincip des Weltorganismus, frei gegeben hat die Natur dem Menſchen den Tauſch aller Bedürfniſſe. Gebirge ſind überſteigbar, Fluthen und Meere trennen nicht Menſchen von Menſchen, nirgends eine chineſiſche Mauer; überall offenbart ſich das Urgeſetz der Welt, daß der Menſch dem Menſchen angehört, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturerzeugniſſe, der menſchlichen Fähigkeiten, nur deswegen da iſt, um durch Tauſch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortſchritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, poſitiven Wohlſtand hervorzubringen und zu bereiten.“ Insbeſondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmiſchung in die Unternehmungen des Kaufmanns entſagen. Der Handel iſt einem Fühlkraute zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erſchüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in ſich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berückſichtigen hat. Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittiſchen Handelsplatzes dem Miniſter auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am beſten für ſie thun könne, die ſinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Böſen zu gedenken.“ Kommen unſere Regierungen nicht bald von dem Grundſatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere; dreht ſich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um dieſe Achſe, und leitet ſie ferner bei ihren Anſtalten zur Beförderung des Handels der unſelige Geiſt des Neides und der Eiferſucht; ſo kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erſcheinen. Nur die möglichſte Unbeſchränktheit des in- und ausländiſchen Verkehrs iſt im Stande, jenes ſchon ſo lange erſehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch ſämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleiferſucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfniſſe durch inländiſche Erzeugungskräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umſtände in den Weg legen, jene Nationaleiferſucht, welche die Geſetze vorſchrieb, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit ſich kleiden ſollen, was vaterländiſcher Gewerbfleiß hervorbringt; möchten ſie doch einſehen lernen, daß jede Störung der freien Anwendung der Capitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts iſt; möchten ſie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten laſſen, die ſie verbinden und alle wie ein gemeinſchaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staats den Mangel des andern erſetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und Verhältniſſe die größten Vortheile verliehen, alle würden gewinnen und mit raſchen Schritten dem Nationalreichthum ſich nähern, die ſpäte Nachwelt noch würde die Weisheit ſolcher Geſetze ſegnen, unter deren Aegide ihr Wohlſtand aufblühte. (S. Handelsfreiheit.) KM.

Handelsprämien ſind Belohnungen, welche zur Beförderung der Aus- oder Einfuhr gewiſſer Waaren aus der Staatskaſſe gezahlt werden; der Zweck derſelben iſt die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber ſie wirken in der Regel gerade das Gegentheil. ſie ſind entweder unnütz, oder was noch öfter der Fall iſt, ſchädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derſelben erzeugten hohen Preiſes für ſeinen Ueberfluß einen vortheilhaften Abſatz auf unſern Märkten finden, ſo beſucht er ſie von ſelbſt, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unſern Märkten an der Waare nicht, ſind die Preiſe nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Abſatz ſeiner Waare bei uns zu verſprechen, ſo wird er ſich auch nicht durch die Prämie reizen laſſen, ſeine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preiſe verlieren. Der einzige Fall, wo ſich ſolche Prämien etwa rechtfertigen laſſen mögen, mag der ſein, wenn durch ſie einer ſchon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden ſoll, und ſie gegeben werden, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beſchleunigen. Noch unnützer als Einfuhr-Prämien aber ſind die Ausfuhr-Prämien, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preiſe inländiſcher Erzeugniſſe zu ſteigern. Sind die Preiſe der Waaren, deren Ausfuhr man auf dieſe Weiſe zu begünſtigen ſucht, wirklich zu niedrig, kann alſo der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, ſo bedarf es keiner Prämie, um denſelben herbeizulocken, ſtehen aber die Preiſe unſerer Waaren dem Preiſe derſelben im Auslande gleich oder gar noch höher, ſo iſt es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Den Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, ſondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hilfsmittel, durch welche das **Merkantilſyſtem** (ſ. d. Art.) den inländiſchen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern ſucht, ſo kann auch die Prämie nur ſo viel bewirken, daß die Betriebſamkeit und der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werden als der iſt, wohin ſie fließen würden, wären ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Der Staat kann es ruhig dem Kaufmannsgeiſte überlaſſen, für den Tauſch der wechſelſeitigen Bedürfniſſe, Erzeugniſſe und Genußmittel allenthalben ohne Prämien den vortheilhafteſten Markt aufzuſuchen. KM.

Handelsrecht. Dieſes Wort wird in doppelter Bedeutung genommen. Es bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsſtandes durch die Geſetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats beſtimmt ſind, oder man verſteht den ganzen Inbegriff der durch Geſetze oder Gewohnheit (Uſancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geſchäfte (Wechſel, Aſſecuranzen, Bodmerei-, Haverei-, Fuhrweſen, Spedition, Mäkler) feſtgeſetzten Rechtsgrundſätze darunter. Dann pflegt man es wol auch wieder nach ſeinen Hauptgegenſtänden zu zerſtückeln und von einem Wechſel-, Aſſecuranz-, Bodmerei-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichſam als beſondern Theilen jenes Ganzen, zu ſprechen. Durch das Handelsrecht in der erſten Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich beſtimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer beſondern Art deſſelben, z. B. dem Groß- oder Kleinhandel, ausſchließlich befugt, in welchem Alter man zu den

kaufmänniſchen Verpflichtungen fähig ſein, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern geſtattet, ob und wann das Hauſiren geduldet werden ſoll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuſchreiben ſei, welche Befugniſſe die Meß- und Marktfreiheit in ſich faſſe und wie lange ſie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerrecht, ius emporii, genarii) einer Handelsſtadt gebe, wer und welche Rechtsſachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen ſeien, auf welche Vorzüge bei entſtehenden Banquerotten der Commiſſionär wegen ſeiner auf die in Commiſſion genommene Waare verwandten Koſten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerotts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderungen dieſer Waaren haben, wer zum Mäklergeſchäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet ſein ſoll, wie gegen böſe Banquerotteurs und überhaupt in den Concurſen der Kaufleute zu verfahren ſei u. ſ. w. Anlangend nämlich das ausſchließliche Recht des Kaufmannsſtandes auf Handelsgeſchäfte, ſo werden in großen Handelsſtädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höken als drei beſondere Claſſen von Handelsleuten unterſchieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine beſondere Art deſſelben insbeſondere, zunftmäßig betrieben wird, iſt es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Krämerinnung oder des Hökenamtes geworden ſein. (S. v. Heß Beſchreibung Hamburgs, Th. 2, S. 211 f.) In manchen Handelsſtädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfaſſung Statt. In Leipzig haben nicht nur die Krämer, ſondern auch die Tuchhändler eine beſondere Innung. Kaufleute und Buchhändler hingegen ſind in Leipzig ohne Innungsverfaſſung. Das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch vom 26. Dec. 1807 umfaßt das Handelsrecht in beiden Bedeutungen und nach ſeinen wichtigſten Gegenſtänden, ob es gleich in Betreff der meiſten ſehr bedeutende Lücken hat. Es beſtimmt jedoch nicht blos die Vorrechte oder ſtrengere Behandlung des Kaufmannsſtandes, als Ausnahmen vom Civilgeſetzbuch, ſondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zuſammenhangenden Gegenſtände, oder — ſtrebt wenigſtens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat ſich erſt im Mittelalter, vornehmlich ſeit den Kreuzzügen, durch den hanſeatiſchen Bund, durch die Entdeckung Amerikas, ſo wie des Weges nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgebildet, und verdankt ſein Daſein größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meiſtentheils auf dergleichen Uſancen oder auf die Natur der Sache und Geſchäfte gegründeten Entſcheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Geſetzen. Vielmehr waren und ſind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darſtellungen jener. Die weltherrſchenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu ſehr, als daß ſie in ihren Geſetzen und in ihrer Gerichtsverfaſſung zum Vortheil des letztern hätten Regeln beſtimmen ſollen. Streitigkeiten über Handelsſachen wurden daher bei ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundſätzen entſchieden. Blos die vielſeitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchſtücks des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf (lex Rhodia de iactu), die Rechtsgrundſätze vom Bodmereivertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzſchiffer (magister navis) und die Be-

willigung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4. T. 60.) verriethen bei ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendſten Handelsvölker der alten Welt, die Phönizier, Aegypter, Carthaginenſer, Rhodier, beſondere Handelsgeſetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, iſt höchſt wahrſcheinlich, allein ſie ſind (das erwähnte Bruchſtück des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodiſcher Seegeſetze iſt unecht, und vermuthlich im 7. Jahrh. gefertigt. Bei den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelsſachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigſten Hülfsmittel des Handels, der Wechſel, Aſſecuranzen, Banken, der Handelsconſuln u. ſ. w. erſt das Erzeugniß ſpäterer Zeiten iſt. Die wichtigſte Quelle des Seehandelsrechts iſt das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papſte Gregor VII. 1075 beſtätigten Piſaniſchen Seerecht entlehnte) ſo berühmte Consolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entſcheidungen von Handelsſtreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconſuln — welches 1599 in italieniſcher Sprache gedruckt erſchien. Auf daſſelbe gründen ſich die beiden alten Hauptgeſetze des franzöſiſchen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch (Code de commerce), ſo wie der vom Seerecht handelnde Theil des preuß. Landrechts größtentheils geſchöpft ſind. Vergleicht man den Theil des franzöſiſchen Handelsgeſetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Consolato del mare, ſo erſcheint es nur als ein beſſer geordneter kurzer Auszug aus demſelben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Geſetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Consolato del mare, und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüſſeler, Amſterdamer, Antwerpner und Lübiſchen Seerechte, die Jugements d'Oleron u. ſ. w. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügliches Werk, Syſtem des Aſſecuranz- und Bodmereiweſens, Hamburg 1805, 1ſter Band S. 14.) In Deutſchland richtet man ſich in Betreff der Streitigkeiten über Aſſecuranzen, im Mangel beſonderer Landesgeſetze, nach der Antwerpner Aſſecuranzordnung Philipps II. und der ihr ſehr ähnlichen von Amſterdam. In Betreff des Wechſelrechts hat beinahe jeder bedeutende deutſche Staat ſeine eignen Geſetze, unter welchen die Leipziger Wechſelordnung von 1682 eines der vorzüglichſten, und bei weitem vollſtändiger, als das franz. Handelsgeſetzbuch iſt. Bei andern Handelsſtreitigkeiten, ja ſelbſt in Wechſelſachen, helfen ſich die deutſchen Gerichtshöfe, im Mangel an Landesgeſetzen und deutlichen Verträgen, mit der Natur der Handelsgeſchäfte und den aus ihr hervorgehenden Grundſätzen, oder mit analogiſcher Anwendung des römiſchen Rechts. Gkr.

Handelstractate, Handelsverträge, Commerztractate, ſind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinſichtlich des wechſelſeitigen Verkehrs ihrer Natur- und Kunſterzeugniſſe. In ſo fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die geſtörte wechſelſeitige freie Einfuhr der Erzeugniſſe wieder herzuſtellen, ſind dieſelben den Grundſätzen der Staatswirthſchaft angemeſſen. Jeder Handelsvertrag aber, welcher mit dieſer freien Einfuhr zugleich die Ausſchließung anderer Nationen verbinden will, iſt jenen Grundſätzen entgegen, denn er verſetzt die Staaten, welche denſelben abgeſchloſſen, in einen feindlichen Zuſtand mit allen übrigen Staaten. Mittelſt ſolcher Verträge machen ſich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenſeiti-

gen Verkehr durch Alleinhandel zu begünſtigen. Die natürliche Folge eines ſolchen Vertrags iſt, daß das Handelskapital beider Länder in einen Canal gedrängt wird, dem es außerdem nicht zugeſtrömt wäre, und daß beide Nationen die begünſtigten Waaren theurer und ſchlechter erhalten, als bei freiem Handel der Fall geweſen wäre; die höhern Gewinnſte, welche der Alleinhandel den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verſchafft, werden durch dieſe Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder ſchädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenſeitige Vergünſtigung der Waareneinfuhr mittelſt Auflagen geſchieht. Die Nationalökonomie, ſagt der Graf v. Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke ſind das Vermögen deſſelben und der Bedarf ſeines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen; jeder Handelstractat, welcher in dieſer Hinſicht Vorſchriften enthält, iſt alſo eine Entſagung jener Unabhängigkeit und ſtört die Regierung in dem freien Spielraume der Geſetzgebung nach richtigen nationalökonomiſtiſchen Grundſätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieſer Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum iſt die Geſchichte der Handelsverträge ſo dürftig, eben darum liefert ſie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs phyſiſcher und moraliſcher Macht, der Stärke und Ueberliſtung, eben darum haben alle ſolche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt, ihr ephemeres Daſein hat nur gedient, die Cabinette und die Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treuloſigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geſchichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Verſuche der Politik, den Nationalwohlſtand durch ſie zu erhöhen, verunglückt ſind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, ſo durchdacht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blinden tappten) der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Beſtimmung wechſelſeitiger Beſchränkungen des Handels enthielten, indeß ſein Flor einzig in der Freiheit beſteht und beſtehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundſatzes: daß nur aus dem gegenſeitigen freien Tauſche der Erzeugniſſe und Kräfte Wohlſtand hervorgehen kann, iſt der einzige rechtliche und feſtbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (10. April 1678) der einzige philoſophiſche Tractat dieſer Art. KM.

Handlung. In Beziehung auf Werke ſchöner Kunſt gebraucht man dieſes Wort in einem weitern und einem engern Sinne. Im weitern Sinne nennt man eine überraſchende, abwechſelnde Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen, ein beſonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches ſich in einem Kunſtwerk ausdrückt, **Handlung**, und legt ſie ſelbſt einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird ſie nur Werken zugeſchrieben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatiſcher Form darſtellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man verſteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebenden Weſen. (Vergl. **Drama**.) Um aber den Stoff eines Kunſtwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müſſen aus einem gewiſſen Anfangspunkte bis zu einem gewiſſen Ziele in ſteter und deutlicher Folge entwickelt ſein; ſie muß wahr ſein, d. h. mit den Geſetzen des Denkens und der Natur übereinſtimmen, und endlich ein geiſtiges, ſittliches und

äſthetiſches Intereſſe haben, d. h. dem Verſtande, dem allgemeinen Sittengeſetz und dem Kunſtſinne genügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel, ſ. Handel.

Handwerk iſt diejenige Beſchäftigung, durch welche mancherlei Naturerzeugniſſe nach gewiſſen Regeln, entweder um Lohn oder für den Verkauf, zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinſchaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturerzeugniſſe, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den älteſten Zeiten gab es gar keine Handwerke und Handwerker, ſondern die Frauensperſonen, insbeſondere die Weiber, machten, nebſt den Knechten alle die unentbehrlichſten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Bildung gekommen war, bildeten ſich die Handwerke aus, und bis zum 10. Jahrh. beſchäftigten, außer Frauensperſonen und Sklaven, ſich mit Betreibung der Handwerke ſelbſt noch freigeborne Herren und Frauen, dann aber faſt ausſchließlich nur Freigelaſſene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöſtern, die für ſich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entſtehung und Vermehrung der Städte endlich bildete ſich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rückſicht auf Zunftweſen (ſ. Gilde) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeſchloſſen ſind, und unzünftige; ferner in geſperrte oder geſchworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenſchmiede, Bleiſtiftmacher, Schellenmacher ꝛc., und ungeſperrte oder freie; in geſchloſſene, wo die Meiſterzahl feſtgeſetzt iſt, und ungeſchloſſene; in geſchenkte, deren wandernde Geſellen ein Geſchenk als Reiſegeld erhalten, und ungeſchenkte. — Handwerkspolizei iſt die Sorgfalt der Regierung, ſolche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks verſagt werden dürfe, daß das Meiſterwerden, als Beweis ihrer Geſchicklichkeit, nicht koſtſpielig ſei, daß ſie als Meiſter keine ſchlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung ſchlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeiſter angeſtellt werden. — Handwerksrecht iſt der Begriff rechtlicher Beſtimmungen, welche die Handwerker und die ſie angehenden Rechtsſtreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung deſſelben ſind die Landesgeſetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Anſichten der Handwerksgeſchäfte und die beſondern, einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. — Handwerker (Krankheiten der). Es iſt ſehr begreiflich, daß eine anhaltende Beſchäftigung von einer beſtimmten Art ſowol auf den Körper, als auch auf den Geiſt und das Gemüth des Menſchen Einfluß gewinnen muß; in beider Hinſicht beobachtet man daher eine gewiſſe Phyſiognomie, welche den verſchiedenen Handwerkern zukommt. Als Beiſpiel erinnern wir an den ſchnellfüßigen Schneider, den ein Hauch umweht, an den kräftigern und mehr in ſich gekehrten hypochondriſchen Schuſter, an den rüſtigen Zimmermann, Laſtträger ꝛc. Ob ſich nun gleich der Menſch bei jeder Beſchäftigung eine lange Zeit wohl befinden und alt werden kann, obgleich die Gewohnheit die Wirkung vieler der Geſundheit nachtheiligen Einflüſſe abſtumpft, und die Kräfte am meiſten wachſen, welche geübt werden, ſo erzeugt ſich doch auch zugleich unter denſelben Umſtänden eine höhere Anlage zu manchen Krankheiten; die nähern Ver=

anlaſſungen aber, welche eine ſolche Anlage begünſtigen, beſtehen theils in der Muskelthätigkeit, welche bei den verſchiedenen Handwerken ſo ſehr verſchieden iſt, theils in dem Medium, in welchem es geübt wird. Mäßige Anſtrengung der Muskelthätigkeit bekräftiget und ſtärkt bekanntlich den Körper, übermäßige gibt zu Verletzungen, Brüchen, Verrenkungen, Zerreiſſungen ꝛc. Veranlaſſung, ungewohnte heftige Anſtrengung verurſacht Fieber und Entzündungen; iſt die Muskelthätigkeit im Verhältniß zu gering, ſo entſtehen Stockungen des Blutes, der Körper erſchlafft, wird ſchwächlich und am Ende auch ſchlecht genährt. Endlich bringen auch die Stellungen, in welchen die Handwerker eine lange Zeit hindurch bleiben müſſen, oft beſondern Nachtheil, z. B. das gebückte Sitzen mit übereinandergeſchlagenen Füßen der Schneider verurſacht die Schwäche der Füße, wodurch die Schneider ſich auszeichnen, das anhaltende Stehen der Buchdrucker verurſacht Fußgeſchwülſte und Geſchwüre. Die Atmosphäre, in welcher Handwerker leben müſſen, ſchadet vorzüglich dann, wenn eine Menge Menſchen in einem kleinen Raum vereinigt iſt; die Ausdünſtungsſtoffe veranlaſſen theils bösartige Fieber, theils chroniſche Krankheiten. Noch ſchädlicher wird der Aufenthaltsort, wenn er ſonſt ſchlecht beſchaffen iſt, z. B. unter der Erde, oder feucht, oder ſehr heiß, oder verſchiednen und plötzlich wechſelnden Temperaturgraden ausgeſetzt iſt. Diejenigen Handwerker, welche unter freiem Himmel arbeiten müſſen, leiden zwar bisweilen von den Einflüſſen der Witterung, dann aber gewöhnen ſie ſich daran und befinden ſich am beſten. Endlich aber verbreiten ſich auch viele von den Subſtanzen, welche die Handwerker gebrauchen, in die Luft und werden von den Körpern aufgenommen, welche ſich lange in ſolcher unreinen Atmosphäre aufhalten. Am häufigſten beobachtet man dies vom Blei, welches die Bleikolik erzeugt; Arſenikdämpfe vergiften eben ſo gut, wie es der Arſenik thut, wenn er in den Magen kommt. Staub und Mehl, welche eingeathmet werden, erzeugen Lungenkrankheiten u. ſ. w.

Hanf (Canabis sativa). Dieſe nützliche Pflanze, die einzige ihres Geſchlechts, ſtammt aus Oſtindien, wo ſie, wie auch in andern Theilen Aſiens, wild wächſt, und eine Höhe von drei bis zehn Fuß erlangt. Die Geſchlechter ſind völlig getrennt, und eigentlich iſt **Hanf** die männliche, **Fimmel** aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Polen und Rußland, ſehr ſtark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfes iſt in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei iſt, und an den männlichen Pflanzen die Büſchel zu vertrocknen anfangen, ſo rauft man ſie aus; ungefähr ſechs Wochen ſpäter werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Samen tragen, den man zuvörderſt ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfſtengel männlichen und weiblichen Geſchlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich, inſonderheit für das Schiffsweſen, zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern und dergl., eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordiſchen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, verſehen faſt ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Samen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menſchen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl an Speiſen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauſchendes einſchläferndes Mittel, das ſie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte iſt auf den Seeſchiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldraht benäht, welches den Menſchen zur Bettſtelle dient, und daſelbſt die zweckmäßigſte Lagerſtätte iſt, weil es eines Theils dem darin Liegenden das unangenehme Schwanken des Schiffes durch ſein ſich immer herſtellendes Gleichgewicht weniger fühlbar macht, und andern Theils am Tage, wo es zuſammengerollt und beſeitigt wird, viel Raum erſpart. In warmen Ländern aber, namentlich in Oſtindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche beſſer und bequemer eingerichtet ſind. Man bedient ſich ihrer ſowol zu Hauſe als auf Reiſen; dort werden ſie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler, und hier an ein Paar Baumäſte aufgehängt und befeſtigt. Sie gewähren beſonders den Vortheil, daß man in ihnen vor dem läſtigen kriechenden Ungeziefer geſichert iſt. Auch laſſen ſich die Vornehmen in Oſtindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunſt eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. ſ. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Säulen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben ſoll, alſo keine Säulen angebracht werden dürfen, die Laſt zu tragen, welche von oben her gehalten werden muß und alſo gleichſam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, ſo heißt es ein Sprengewerk; ein **Hange-** und **Sprengewerk** aber, wenn beide Arten vereinigt ſind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war 9 Jahr alt, als ſein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar ſchwören ließ, ſtets ein unverſöhnlicher Feind der Römer zu ſein. Hamilkar bemühte ſich ſeitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er ſelbſt gegen Rom nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen ſeines Vaters. Als aber derſelbe 9 Jahr nachher in einer Schlacht in Luſitanien geblieben, und ſein Eidam Hasdrubal zu ſeinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in ſein Vaterland zurück, bis er vier Jahr ſpäter, 22 Jahr alt, auf Hasdrubals Wunſch wieder beim Heere erſchien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einſt ſo theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab ſo große Proben ſeiner Talente und ſeiner Tapferkeit, daß ihm das Heer, nach Hasdrubals Ermordung, im J. 221, den Oberbefehl unter dem lebhafteſten Zuruf übertrug. Treu ſeinem erſten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geſchloſſenen Verträge zu brechen geneigt ſei, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu fände. Dies geſchah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal, mit Genehmigung des carthagiſchen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung vollbrachte. Die Römer erſchracken über das Schickſal Sagunts, und ſchickten Geſandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und ſie erklärten den Krieg. Hannibal verſammelte ſogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, mittelſt Ueberſteigung der Pyrenäen und Alpen die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrikas geſorgt und ſeinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelaſſen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elefanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er das furchtbare Gebirge, namentlich

den kleinen St. Bernhard, überſtiegen. Nach des Schottländers, General Melville, genauer Unterſuchung ging Hannibals Zug über den kleinen Bernhard, nach Reichard aber über den Genevre. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen, als lebenden Menſchen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwiſchen Sieg und Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er ſich die Lebensmittel ſicherte und den cisalpiniſchen Galliern Muth machte, ſich mit ihm zu vereinigen. Auch würden dieſe ſich noch zahlreicher unter ſeine Fahnen geſtellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römiſchen Heere, das er bei Piſa gelandet, in Eilmärſchen herangerückt. Am Fluſſe Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidiſchen Reiterei entſchied den Sieg für Hannibal. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog ſich bis über die Trebia zurück, ohne die Feſtung Claſtidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch daſſelbe in Schranken gehalten, weiß Hannibal den jähzornigen Gegner bald zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, umgeht das römiſche Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Heere nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpiniſchen Galliern, die ſeine Bundesgenoſſen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzugs ſah er ſich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beſchloß, ſie einzeln zu ſchlagen und Flaminius vor der Ankunft ſeines Mitconſuls aufzureiben, täuſchte ihn durch falſche Märſche, rückte hinter den Apenninen vor, und drang durch die Moräſte von Cluſium. Vier Tage und vier Nächte zogen die Carthager durch Sümpfe. Hannibal ſelbſt, der den letzten noch übrigen Elefanten beſtiegen hatte, rettete ſich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er nicht hatte ſchonen können. Kaum aber hatte er das trockne Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wolle er auf Rom losgehen, wandte ſich aber plötzlich in einen, von faſt unzugänglichen Felſen geſchloſſenen Engpaß. Flaminius folgt ihm unbeſonnen nach, und wird ſogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Traſimen, jene blutige Schlacht, in welcher Liſt und Talent über römiſche Tapferkeit ſiegten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeſchlagen, ohne ſich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt ſeine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängſtigte Rom hatte ſein Heil einem Dictator (Fabius Maximus) anvertraut, der es verſuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erſchöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibals Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüſtetes Land nicht lange behaupten könnten. Dieſe werden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erſchrockenen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich befand er ſich in derſelben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeſchloſſen zwiſchen den Felſen von Formiä, dem Sande von Lecſternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine Liſt ſich retten. Er ließ tau-

ſend Rinder zuſammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befeſtigen, und ſo dieſe wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Engpäſſe treiben. Erſchrocken über die Wundererſcheinung verließen dieſe die Anhöhen und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und ſeiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwiſchen ihm und Minutius Felix, ſeinem Befehlshaber der Reiterei. Dieſer, voll Begierde zu ſchlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt, und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beiſtand verloren geweſen. Als dieſer Feldzug beendigt war, ſchienen auch die andern römiſchen Feldherren nichts dem Zufall überlaſſen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beiſpiel. Hannibal ſah mit Kummer ſein Heer ſich langſam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Conſul, ein unwiſſender und eingebildeter Mann, den Befehl der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen, und die Römer in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere ſtanden einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconſul, wollte der nachtheiligen Stellung wegen die Schlacht aufſchieben, Varro dagegen wählte den Tag ſeines Oberbefehls, gab das Zeichen zum Angriff, und erlitt eine gänzliche Niederlage. Ueber 60,000 Römer deckten die Ebene, die ſich am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war unter den Todten. Hannibal überſchickte dem carthagiſchen Senat ein Scheffelmaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen römiſchen Rittern abgezogen hatte. Aber Hannibal wußte nicht den Sieg zu benutzen. Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es ſcheint, dem Sieger nicht haben widerſtehen können, wenn er vor ſeinen Thoren erſchienen wäre. Statt deſſen ging Hannibal nach Capua, welches ihm ſeine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieſer üppigen Stadt verweichlichte ſeine Soldaten, doch wagte ſeit der Schlacht bei Cannä kein römiſcher Feldherr, ſich in der Ebene zu zeigen. Aber auch Hannibal war außer Stande, weitere Fortſchritte zu machen; ſein Heer war geſchwächt, und ungeachtet ſeiner glänzenden Siege und des hohen Anſehns ſeiner Partei in Carthago hatten ſeine dortigen Feinde einen ſolchen Einfluß gewonnen, daß ſein Bruder nur mit Mühe es dahin brachte, ihm ein geringes Hülfsheer von 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter zuführen zu dürfen, womit er überdies noch den weiten Weg durch Spanien nehmen mußte. Dadurch ward Hannibal auf die Defenſive beſchränkt. Capua wurde von zwei conſulariſchen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte ſich im Angeſicht des Capitols (im J. 211. v. Chr.); aber die Römer ließen ſich nicht ſchrecken. Capua fiel. Dieſer glückliche Erfolg gab ihnen die entſchiedenſte Ueberlegenheit, denn faſt alle Völker Italiens erklärten ſich jetzt für ſie. Von dem Conſul Claudius Nero in ſein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal nichts thun, um ſich mit ſeinem Bruder zu vereinigen. Schon hatte dieſer die Apenninen überſtiegen, als er von demſelben Nero im J. 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in Hannibals Lager werfen ließ. Dieſer zog ſich in das Land der Bruttier zurück, wo er, von Hinderniſſen umringt, noch mit ungleichen Kräften gegen die ſiegreichen Heere kämpfte und ſich glücklich behauptete. Aber jetzt trug Scipio die römiſchen Waffen nach Afrika und ſetzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu ſeinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, ſondern Carthagos Senat hat den Hannibal beſiegt," rief er im tiefſten Schmerz

aus, als er den Befehl las, Italien zu verlaſſen. Er ſchiffte ſeine Truppen ein, ließ die Bundesgenoſſen, die ihm zu folgen ſich weigerten, umbringen, und verließ im J. 205 das Land, daß er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an ſich, und nahm ſein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte ſich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von ſeinen Landsleuten zu einer entſcheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte ſich bei Zama, fünf Tagereiſen von Carthago. Eine Unterredung zwiſchen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorſchläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten ſich mit dem Entſchluſſe, die Waffen entſcheiden zu laſſen. Dieſe Entſcheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze und eben ſo viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, ſammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zuſammen, mit dem er ſich den Fortſchritten des Siegers entgegenſtellen konnte. Darauf ging er nach Carthago und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden ſei, und bewog ihn, ſich dafür geneigt zu erklären. So endigte ſich nach 18 Jahren dieſer blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das ſich nicht nur ſeiner alten Eroberungen beraubt ſah, ſondern mit ſeiner Flotte auch die Hoffnung verlor, je dieſen Verluſt erſetzen zu können. Hannibal blieb deſſen ungeachtet in vollem Anſehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Aber die Partei des Hanno, ſeines Hauptfeindes, ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römiſche Abgeordnete erſchien in Carthago, um ſeine Auslieferung zu verlangen. Er rettete ſich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab ſich in der Folge nach Epheſus, wo Antiochus ſeinen Hof hielt. Er bewog dieſen Fürſten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz deſſelben ſein müſſe. Antiochus genehmigte die Plane Hannibals; als aber dieſer ſeinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, ſiegten ſeine Feinde abermals im Senat, und vereitelten den glücklichen Erfolg des Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die ſyriſche Flotte, und griff mit derſelben die Rhodier, Roms Bundesgenoſſen, an, ſah ſich aber durch die Treuloſigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus ſelbſt wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, einen ſchimpflichen Frieden zu unterhandeln; Hannibal entging der Auslieferung an die Römer nur durch abermalige Flucht und folgte der Einladung des Königs Pruſias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündniſſes zwiſchen Pruſias und verſchiedenen benachbarten Fürſten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenoſſen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Land und zur See. Aber dieſer Vortheile ungeachtet zitterte Aſien vor dem Namen Roms; und Pruſias, an den der Senat Abgeordnete geſchickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fordern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen. Der unglückliche Held kam jedoch dieſer Schmach durch Gift zuvor, das er ſtets in ſeinem Ringe bei ſich trug. So ſtarb er 183 vor Chriſtus, 64 Jahr alt.

Hanno, ein carthagiſcher Feldherr, der eine Reiſe an der weſt-

lichen Küſte von Afrika machte, und davon eine Beſchreibung hinterließ. Die Abſicht der Reiſe waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien, deren er an der Küſte von Marocco ſechs anlegte. Die äußerſte von ihnen war die Inſel Cerne an der Südgrenze von Marocco, von wo aus er ſodann ſeine Entdeckungsreiſe noch weiter fortſetzte. Seiner Beſchreibung nach kam er wahrſcheinlich bis an die Küſte von Guinea; denn ſeine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, ſo wie die zwei großen Flüſſe, in denen er Krokodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia paſſen. Hanno lebte wahrſcheinlich 550 J. v. Chr. Geb., und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine griechiſche Ueberſetzung ſeines Reiſeberichts unter dem Titel: Periplus des Hanno. Außer dieſem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Carthager dieſes Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen, befehligten in dem erſten puniſchen Kriege nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete ſich durch verſchiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover (Königreich), auch Hanover. So heißen die deutſchen Lande, welche unter der Herrſchaft des braunſchweig-lüneburgiſchen Fürſtenhauſes (welches zugleich den Großbritanniſchen Thron beſitzt) 1814 vereinigt worden ſind. Sie ſind: das Herzogthum Bremen, mit dem Lande Hadeln; das Fürſtenthum Lüneburg; ein Theil des Herzogthums Lauenburg, das Herzogthum Verden, die Fürſtenthümer Calenberg und Hildesheim, die Grafſchaften Hoya und Diepholz. Die bisher genannten Länder machen ein geographiſch wohl zuſammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Meilen breiten Strich hängt mit ihnen in Südweſten von Diepholz das Fürſtenthum Osnabrück, die niedere Grafſchaft Lingen, die Grafſchaft Bentheim, die Kreiſe Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum nieſern Stift Münſter gehörten, zuſammen, und ferner nördlich von diedem das Fürſtenthum Oſtfriesland nebſt dem Harlinger Lande. Getrennt von dieſer Ländermaſſe durch einen ſchmalen Strich des braunſchweigiſchen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Calenberg die Fürſtenthümer Grubenhagen und Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Heſſiſchen abgetretene Bezirke verbunden ſind. Endlich liegt öſtlich von dieſem getrennt das zu der Grafſchaft Hohenſtein gehörige Amt Ilefeld. Die Grenzen des Königreichs ſind alſo: in Norden die Nordſee, däniſches, hamburgiſches und meklenburgiſches Gebiet; in Oſten preußiſches und braunſchweigiſches Gebiet; in Süden heſſiſches, preußiſches, lippiſches und waldeckiſches Gebiet. Die Provinzen zwiſchen der Weſer und Ems ſind in Süden durchaus von preußiſchen, in Weſten durchaus von holländiſchen Provinzen begrenzt. Grubenhagen und Göttingen ſind ſehr bergig; in erſterm iſt der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden dieſe Gebirge und ſtreichen durch den größten Theil des Hildesheimiſchen und Calenbergiſchen; aber von den Städten Hildesheim, Hannover und Osnabrück an läuft das Land flach und nur hin und wieder hügelig bis an die Meeresküſten fort. Die Gebirge ſind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwiſchen ihnen liegen ſehr fruchtbare Thäler; da, wo ſich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene ſenkt, findet man den trefflichſten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10—15 Meilen breiter Sandſtrich, welcher quer von Oſten nach Weſten durch das Königreich ſtreicht, und, ſich ſelbſt überlaſſen, mit

Haide und zwiſchen durch mit Föhren bedeckt iſt, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügeliger wird. In den Tiefen liegen große Moore, und nur an den Bächen und Flüſſen finden man fruchtbaren Wieſengrund, welcher ſich an der Elbe, Oſte, Weſer, Aller und Ems zu den trefflichſten Marſchgegenden ausdehnt. Unter den Flüſſen nennen wir die Elbe, Weſer, Aller, Leine und Ems. In den alten Erblanden des Königreichs Hannover waren vom 10. Jahrh. her vier Fürſtenfamilien mächtig, die Braunſchweigiſche, Nordheimiſche, Billungſche und Süplingburgiſche. Am Ende des 11. Jahrh. wurde die Erbtochter des Billungiſchen Hauſes mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen eſtiſch-baieriſchen Hauſe der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieſer Ehe entſproſſene Heinrich der Stolze verheirathete ſich zu Anfang des 12. Jahrh. mit der Erbin der braunſchweigiſchen, nordheimiſchen und ſüplingburgiſchen Beſitzungen, ſo daß beider Sohn, Heinrich der Löwe (ſ. d. Art.), der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit in Deutſchland war. Aber ſchon unter ihm ward die Macht ſeines Hauſes gebrochen; ſein Enkel, Otto das Kind, ſah ſich auf den Beſitz von Lüneburg, Braunſchweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beſchränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunſchweig vom Kaiſer zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne ſchwächten dies Fürſtenhaus noch mehr. Endlich fing man zu Anfang des 17. Jahrh. an, die Rechte der Erſtgeburt geltend zu machen. Zufälliger Weiſe ſtarben gerade damals mehrere Linien des braunſchweigiſchen Hauſes aus, und alle Beſitzungen deſſelben fielen den Nachkommen, theils Heinrichs, theils Wilhelms, Söhnen Ernſt von Celle (ſtarb 1546) zu, ſo daß von erſterm die braunſchweigiſch-wolfenbüttelſche (ſ. Braunſchweig-Wolfenbüttel), von dem andern die braunſchweigiſch-lüneburgiſche Linie geſtiftet wurde. Die von Wilhelm (ſtarb 1592) geſtiftete jüngere Linie beſaß anfangs nur den ſüdlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg, (das Fürſtenthum Celle); aber 1572 fiel ihm der größere Theil von Hoya, und 1586 Diepholz zu. Seine Söhne erhielten 1617 Grubenhagen, 1634 Calenberg und Göttingen, und 1642 den nordweſtlichen Theil von Lüneburg (die Aemter Harburg und Moisburg, ſeine Großſöhne 1670 auch den Reſt des Fürſtenthums Lüneburg, und 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten ſie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwiſchen Georg, Sohn Herzogs Ernſt Auguſt von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden 1698 und 1705 die bisher genannten Landſchaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war 1692, unter dem Namen Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, mit der Churwürde belehnt; er ſelbſt folgte 1714, als Aeltergroßſohn Königs Jacob I. und nächſter proteſtantiſcher Verwandter der Königin Anna v. England, dieſer unter dem Namen Georg I., und ſeit jener Zeit beſitzt dieſes Haus zugleich die Herrſchaft über Großbritannien und die über das Churfürſtenthum, welches letztere noch 1715 durch Bremen und Verden, 1802 durch Osnabrück und 1814 und 15 durch Hildesheim und Oſtfriesland, die Reichsſtadt Goslar, einen Theil des Eichsfeldes, die Kreiſe Emsbühren und Meppen, die niedere Grafſchaft Lingen, und die ſeit 1753 pfandweiſe beſeſſene Grafſchaft Bentheim vergrößert wurde; dagegen ward Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil deſſelben, und das vom Meklenburgiſchen und Lauenburgiſchen eingeſchloſſene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andere kleine Bezirke aber an Preußen und an

Oldenburg, etwa 5000 Seelen des Hoyaiſchen und früher Stadt und Amt Wildeshauſen, abgetreten. Zum Andenken der Gründung des Königreichs Hannover ſtiftete der jetzige König Georg IV. den Guelfenorden (12. Aug. 1815), welcher für Civil- und Militärperſonen beſtimmt iſt, und drei Claſſen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. Die genannten Gegenden waren von ſächſiſchen Stämmen bewohnt, als Carl der Große hier zuerſt das Chriſtenthum und einige Bildung verbreitete. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiſerlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutſchland, mächtige Herren geiſtlichen und weltlichen Standes auf. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf; die Bergwerke des Harzes und die lüneburgiſchen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünſtigte dieſe Betriebſamkeit, ſo hart er auch widerſpenſtige Städte beſtrafte (Zerſtörung von Bardowick 1189); er rief niederländiſche Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marſchgegenden an der Weſer einzudeichen. Die faſt hundertjährigen Streitigkeiten nach ſeinem Tode ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinſame Leben in befeſtigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und ſchnell entſtand eine große Menge bürgerlicher Gemeinweſen, und manche derſelben blüheten zu angeſehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarſchaft entſtandene Hanſa hier willkommene Aufnahme; von den 85 Städten, welche die Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover, 2 im jetzigen Herzogthum Braunſchweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in dieſen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ſtändiſchen Verhältniſſe großen Einfluß. Wenn die Fürſten ſich bis dahin nur mit geiſtlichen und weltlichen Freiherren auf ſogenannten Landtagen berathen hatten, ſo ſahen ſie jetzt ſich genöthigt, ſtädtiſche Abgeordnete gleichfalls zu denſelben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14. Jahrh. auf den lüneburgiſchen Landtagen die Abgeordneten der drei großen Städte eben ſo viel als die geſammten Freiherren. Aber die Hanſa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Oſtindien bekam nun der Welthandel eine andere Geſtalt, und die Fürſten ſuchten, zum Nachtheil der mächtigen freien Städte, den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landſtädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerſtande und dem Landvolke faſt allgemeinen Beifall; unter den Magiſtraten der Städte, den adeligen Geſchlechtern und Fürſten waren dagegen viele, die ſich ihr widerſetzten, ſo daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entſtanden. Doch wurde der Reformation, durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg, und beſonders Julius Carls von Braunſchweig-Calenberg (des Stifters der Univerſität Helmſtädt) Feſtigkeit und Beſtand gegeben. Die neuen Verhältniſſe zwiſchen Fürſten, Ständen und Volk, welche nach nach und nach eingetreten waren, entwickelten ſich vollkommen durch den 30jähr. Krieg, deſſen Geißel dieſe Länder mehr als einmal in vollem Maße fühlten. Indeſſen begann mit dem Anfange des 18. Jahrh. für den braunſchweig-lüneburgiſchen (hannöveriſchen) Staat eine Zeit bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Kammer- oder Privatſchulden der Fürſten ſind ſeit jeder Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil deſſen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domänen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanſtalten verwendet.

Steuern wurden nie anders als nach Berathung und Bewilligung der Stände ausgeſchrieben; mit denen ſich der Fürſt überhaupt über alle wichtige Gegenſtände der innern Verwaltung berieth. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geiſtlichen Güter zu Unterrichtsanſtalten verwendet hatte, ſo wurde auf dieſe auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanſtalten wurden neu errichtet oder vervollkommet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die 1737 eröffnete Univerſität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranſtalten ähnlicher Art, und erwarb ſich das Verdienſt, die Wiſſenſchaften mit Beſonnenheit und Vernunft zu pflegen. Wohlthätig in ihren Wirkungen waren die Verbeſſerungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover, anfangs von einem Privatmann geſtiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterſtützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerſt in Deutſchland, von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Induſtrieſchulen ein Großes beitrugen. Für die Dotation der Elementarſchulen geſchah bisher wenig. Viel Unglück brachte über Hannover der ſiebenjährige Krieg. Für die Blüthe des Meierweſens geſchah viel, weniger für die Verbeſſerung des Schickſals der Meier, jedoch einiges für die Domainenbauern. Die Ruhe, welche Norddeutſchland 30 Jahre hindurch genoß, der, beſonders durch die Zunahme des engliſchen und nordamerikaniſchen Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona mit dem innern Deutſchlande, welcher zum größten Theil durch das Hannöveriſche betrieben wurde, und von 1792 bis 1803, durch die Zerſtörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. ſ. w., zu einer unerhörten Höhe ſtieg; der Anbau wüſter Stellen (im Bremiſchen wurde 1760 die Urbarmachung des Teufelsmoors begonnen, und auf demſelben, wo ſonſt keine menſchliche Wohnung war, leben jetzt 10—12,000 Menſchen, — im Lüneburgiſchen wurde ſeit den letzten 25 — 30 Jahren der artbare Boden faſt um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterſtützung der Anbauer, theils durch Begünſtigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Die Gemeinheitstheilung ging aber dort ſehr langſam. Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umſtand, daß England die Truppen beſoldete, wurde dieſe Anſtrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung ſich in die Maßregeln des preußiſchen Hofes fügte, welcher mit den Franzoſen Frieden geſchloſſen und verſprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutſchlands mit gewaffneter Hand zu ſchützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutſchland, und alſo auch Hannover, hat durch den verſtärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Manver ſäumte aber, die freilich anſehnlichen Cordonskoſten (über 3 Millionen) ſofort durch neue Abgaben zu decken. Als im Frühjahr 1801 zwiſchen England und den nordiſchen Mächten Streitigkeiten entſtanden waren, wollte Preußen den hannöveriſchen Landen nicht einmal Neutralität zugeſtehen, ſondern beſetzte dieſelben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwiſchen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußiſchen Truppen verließen Hannover wieder. Indeſſen hatte Buonapartes Umſichgreifen einen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, ſeine

Plane zunächſt über Hannover, dann über ganz Norddeutſchland aus- zudehnen. Unter Mortier näherte ſich ein franzöſiſches Heer. Zum Widerſtande zu ſchwach, ſchloß man mit dem feindlichen General die berüchtigte Convention zu Suhlingen (3. Jun. 1803), von welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Jul. 1803) eine faſt un- ausbleibliche Folge war. Vermöge derſelben mußte das hannöveriſche Heer gänzlich aus einander gehen, nachdem es Feſtungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die franzöſiſchen Truppen beſolden, unterhalten und beritten machen, mußte ſich zu unbeſtimmten Kriegsſteuern verpflichten u. ſ. w. Eine Deputation aller Landſtände trat zuſammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine vollziehende Commiſſion wurde von ihm ernannt, um ſeine Befehle im Lande zu vollziehen. 1805 zeigte ſich einige Hoffnung der Erlöſung. Zwiſchen Oeſterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß ver- abredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt deſſen erklärte Preußen (1. April 1806): Hannover ſei von Frankreich gegen Anſpach, Cleve und Neufchatel an Preußen abgetre- ten und auf immer und ewig mit dieſem vereinigt, damit es in dieſer Verbindung die Sicherheit fände, welche ſeine bisherigen Fürſten ihm nicht gewähren könnten. Schon im nächſten Jahre fiel indeß auch Hannover wieder in Napoleons Hände. Dieſer löſte jetzt ſeine bis dahin noch beſtandene innere Verfaſſung auf, gab einen Theil deſſelben zu dem neugeſchaffenen Königreiche Weſtphalen, und ließ das übrige durch einen Generalgouverneur verwalten. Die feindliche Beſetzung hatte von 1803 bis zu dieſem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Lan- des um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich keine neuen Landesſchulden gemacht, das Land aber auf andere Weiſe mehr noch wie bisher gedrückt und ausgeſogen. Anfangs 1810 ward plötzlich das ganze Churfürſtenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgiſchen, Weſt- phalen zugeſchrieben, und kaum hatte man angefangen, es zu dieſem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon (Ende 1810), eben ſo unerwar- tet, Lauenburg gegenüber von der Elbe ab, einen Strich in ſüdweſt- licher Richtung quer durch das Königreich Weſtphalen, und alles, was nördlich derſelben lag, wurde mit den Hanſeſtädten, dem Oldenburgi- ſchen u. ſ. w. unter dem Titel der hanſeatiſchen Departements dem großen Kaiſerreiche einverleibt. Die Unzufriedenheit ſtieg nun von Tage zu Tage, und als im Frühjahr 1813 die Ruſſen in Norddeutſch- land erſchienen, war alles zum Aufſtande reif. In den nördlichen Theilen brach dieſer ſogleich aus, und half die Franzoſen verſcheuchen, aber als ſie verſtärkt wiederkehrten und ungeachtet der Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) ſich wieder feſtgeſetzt hatten, da mußte das Land ihre ſchwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. Sept.) befreite den nördlichen, Czernitſcheffs Zug nach Caſſel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den ſüdlichen Theil. Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsminiſterium zu Hannover wieder die Regierung des Landes, an deſſen Spitze der Herzog Adolph von Cambridge als Generalgouverneur des Königreichs ſteht. Es be- richtet an den König, und empfängt von demſelben veranlaßte oder un- veranlaßte Befehle zur weitern Ausführung; in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermeſſen. Indeß iſt es jedermann erlaubt, ſich in andern als in Juſtizſachen, unmittelbar an den König zu wen- den. Unter dieſer Oberregierung ſtehen verſchiedene Provinzialregierun- gen. Die Juſtiz wird in erſter Inſtanz theils von königl. Aemtern,

Gerichtsſchulzen, Gografen, Garniſonsgerichten u. ſ. w., theils von Patronatgerichten verwaltet, welche letztere theils von geiſtlichen und weltlichen Gutsbeſitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch beſondere Ober- und Untergerichte. In zweiter Inſtanz ſprechen das Generalkriegsgericht in Militärſachen, und in den übrigen verſchiedene Juſtizkanzleien, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsſtandes Genießenden unmittelbar unterworfen ſind. Endlich iſt ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches in letzter Inſtanz ſpricht. In einiger Hinſicht behielt man aber die in der Occupation eingerichteten Steuern bei. Bei der Eröffnung des erſten allgemeinen Landtages (15. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „dieſe Verſammlung ſolle ſeinem Bruder für Hannover daſſelbe ſein, was für Großbritannien das Parlament iſt." Die Gegenſtände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannichfaltig. Er ſollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während des feindlichen Beſitzes gemachten Landesſchulden, über die Vereinigung des bisher abgeſonderten Schulden- und Steuerweſens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmaſſe und einem Steuerſyſteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines ganz neuen Steuerſyſtems, über die Mängel des Juſtizweſens und die Mittel, dieſe abzuſtellen; ſpäterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. ſ. w. Die Schulden aller Provinzen wurden 12 — 13 Mill. Thaler angeſchlagen; doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fordern. Zu der allgemeinen Ständeverſammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geiſtlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der ſtädtiſchen Magiſtrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbeſitzer. Wenn in der Zuſammenſetzung der Landesſtände der Adel ſehr begünſtigt ward, ſo folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand ſich dieſe Begünſtigung nicht mehr ſo ſehr wie ehemals. Adelige Güter bleiben etwas milderen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel iſt zur Landwehr und zum Landſturm wie alle übrige verpflichtet. Mehrere Männer unadeliger Geburt haben ſehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige ſolche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden iſt; einer iſt Chef des Juſtizdepartements in der oberſten Landesregierung geworden; mehrere ſind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern deſſelben, welches alles vormals unerhört geweſen wäre. Den Flächeninhalt des Königreichs ſchätzt man auf 718 Q. M., und ſeine Bevölkerung auf 1,400,000 Einwohner. Ackerbau iſt die Hauptnahrungsquelle der Einwohner; durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Ernten, ſo wie durch den durchgehenden Handel und den Verbrauch der naheliegenden Seeſtädte wird derſelbe ſehr belebt. Die kornreichſten Provinzen ſind Hildesheim, Göttingen, das ſüdliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marſchgegenden an der Elbe, Jeetze, Oſte, Weſer, Aller und Leine, ein Theil von Osnabrück und Oſtfriesland; in den Marſchgegenden überhaupt iſt die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder gibt es ſehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben, als in den Haidegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deiſter u. ſ. w. und ſelbſt einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt ſind, und ſich hin und wieder Setinkohlen, ſehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vor-

züglich aus dem Bremiſchen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil verſorgt werden. Auch Salz iſt reichlich vorhanden. Auf dem Harze finden ſich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, ſo ernähren ſich doch damit 15,000 bis 20,000 Menſchen. Die natürlichen Erzeugniſſe des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derſelben verarbeitet ausgeführt (beſonders Garn und Leinwand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weiſe nirgends Gegenden, die hauptſächlich von Fabriken und Manufakturen leben; alſo auch nirgends das Elend, welches, bei der geringſten Veränderung in den Preiſen, dieſe Erwerbsarten ſo unglückbringend macht. Eine eigentliche Handelsſtadt beſitzt Hannover ſeit kurzem in Emden. Emdens Entfernung von den reicheren Provinzen und der Mangel einer Schifffahrt aus der Nieder-Ems in die Niederweſer durch einen Kanal, iſt aber Schuld daran, daß ſie niemals das für Hannover werden kann, was es für Preußen war. Auch war in keinem andern Lande die preußiſche Regierung ſo ausnehmend populär als in Oſtfriesland, wo ſie faſt nur ſchützte und kaum regierte. Ueberdies findet ſich größtentheils nur durchgehender und Zwiſchenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn von der einen Seite abwirft, von der andern aber der Hauptgrund war, warum Churhannovers Erblande die unbevölkertſten Provinzen in Deutſchland außer Mecklenburg geblieben ſind. Das Volk iſt das wahrhaft reichſte, das ſich vom eigenen Boden und deſſen Produktenveredlung ernährt. Die Frachtfuhre durch ein Land verdirbt den Landmann als Landmann, und noch mehr die aus Hannover ſo häufigen Auswanderungen der Tagelöhnerklaſſe nach den Niederlanden im Sommer, wegen Arbeitsmangel aus einem Staate, der ſo viele Haiden und Moore nutzlos zur ſchlechten Schaafweide liegen ließ und nicht einmal wie in Mecklenburg und Brandenburg mit Waldung beſaamte. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landſtraßen. Die Karte der Länder zwiſchen der Elbe und Weſer, Trave und Hunte von Hogrewe und Heiliger, 6 große Blätter 1812, iſt das Beſte, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Karte von W. Müller, General-Quartiermeiſter-Lieutenant, welche einen Maßſtab von $1\frac{1}{10}$ Zoll auf die Meile erhalten wird, verſpricht ſehr viel. Für die hannöveriſche Geſchichte gibt es eine große Menge von Sammlungen nnd Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze iſt noch am beſten in Steffens Geſchichte des Geſammthauſes Braunſchweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu ſehr nur Geſchichte der Fürſten. K. Venturinis vaterländiſche Geſchichte, 4 Thle. Braunſchweig 1805 bis 1809, iſt ohne hiſtoriſche Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neueſten Zeiten der hannöveriſchen Geſchichte ſind ohne Kenntniß der innern Verfaſſung und einzig nach den zwiſchen 1803 — 1806 erſchienenen Flug- und Streitſchriften bearbeitet.

Hannover, Hauptſtadt des im vorigen Art. beſchriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus ſchiffbar wird, in einer ebenen, wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den älteſten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hanſa. Die Altſtadt, der ein beſonderer Magiſtrat vorſteht, hat größtentheils krumme und enge Straßen, ohne ſchöne öffentliche Plätze. Nach und nach ſind die Neuſtadt und die Aegidienneuſtadt angebaut, von denen die erſtere einen beſonderen Magiſtrat hat, beide ſind viel ſchöner und regelmäßiger ge-

baut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältniſſe zu dem Lande zu verdanken, als Sitz der höchſten Behörden. Das Schloß war während der Zwiſchenregierung in eine Caſerne verwandelt worden. Merkwürdig ſind die Münze, das Zeughaus, die Marſtälle, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büſte von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgeſtellt iſt, die kleine, aber geſchmackvolle catholiſche Kirche u. ſ. w. Einige Fabriken und Manufacturen ſind hier vorhanden; bedeutender aber iſt der Handel, theils eigener, vorzüglich mit Landeserzeugniſſen, theils durchgehender, beſonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Luſtſchlöſſer Montbrillant und Herrenhauſen, das letztere mit einem ſteifen Luſtgarten, aber ſehenswürdigen Waſſerkünſten und einem merkwürdigen botaniſchen Garten. Ferner der gräflich Wallmodenſche Garten mit ſchönen Kunſtſammlungen. Hannover hat 2100 Häuſer und 25,000 Einwohner. C — e.

Hans Folz, ſ. Folz.

Hans Roſenblüt, ſ. Roſenblüt.

Hans Sachs, ſ. Sachs.

Hanſa oder Hanſeatiſcher Bund. Gegen die Mitte des 13. Jahrh. waren Meer und feſtes Land mit Räubern bedeckt. Der deutſche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar ſelbſt während des Fauſtrechts; allein er war allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reiſen zu dürfen, und das königliche Geleit ſich blos in eine Geldabgabe ohne wirklichen Schutz verwandelte. Hamburg und Lübeck, die, nebſt Bremen, ſchon ſeit den Ottonen in großem Anſehen ſtanden, hatten damals zugleich einen großen Feind in Woldemar, dem Könige der Dänen, dem ſie ſich aber kräftig entgegenſetzten. Dieſer Umſtand und die Sicherſtellung der den Seeräubern ſtets mehr ausgeſetzten Elbfahrt, ſo wie die zunehmende Unſicherheit der Landſtraßen, veranlaßten zuerſt 1239 zwiſchen Hamburg, den damals freien Ditmarſen und den Hadelern einen Vertrag, und 1241 zwiſchen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündniſſes, wodurch ſie ſich gegenſeitig zum Beiſtande gegen alle Angriffe, beſonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Dieſem Vereine trat 1247 Braunſchweig bei, welches von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde; denn während Italien im Beſitze des levantiſchen und indiſchen Handels war, hatte ſich von da eine Handelsſtraße über Deutſchland, durch die Oberpfalz, Franken, oſtwärts am Harz weg über Braunſchweig nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunſchweig vorzugsweiſe in das Intereſſe der verbündeten Handelsſtädte, denen ſich bald eine große Anzahl anderer Städte beigeſellte. Dieſer Verein erhielt vorzugsweiſe den Namen „Hanſa;“ denn dieſes Wort bedeutete in der damaligen altdeutſchen Sprache an und für ſich: einen zur wechſelſeitigen Beihülfe geſchloſſenen Bund. Dieſe Hanſa zählte in kurzer Zeit ſo viele Mitglieder, daß ſchon 1260 der erſte Bundestag zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war; denn in ihr wurden die regelmäßigen Verſammlungen aller vereinigten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingſten, wie auch die außerordentlichen Zuſammenkünfte gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hanſeſtädte war nicht immer dieſelbe; ihre höchſte Zahl belief ſich auf

85, deren Namen wir hier in alphabetiſcher Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritiſche Unterſuchung der Zeiten, in welchen ſie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulaſſen. Sie heißen: 1. Anklam in Pommern; 2. Andernach im Erzſtifte Cöln; 3. Aſchersleben, im Stifte Halberſtadt; 4. Berlin; 5. Bergen, in Norwegen; 6. Bielefeld, in Weſtphalen; 7. Boldward, in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg, in Preußen; 10. Braunſchweig; 11. Bremen; 12. Buxtehude, im Stifte Bremen; 13. Campen, in Oberyſſel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld, in Münſter; 17. Cracau, in Polen; 18. Culm, in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin, in Pommern; 21. Deventer, in Oberyſſel; 22. Dorpat, in Liefland; 23. Dortmund, in Weſtphalen; 24. Duisburg, in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing, in Preußen; 27. Elburg, in Geldern; 28. Emmerich, in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Golnow, in Pommern; 31. Goslar, am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde, in Pommern; 35. Halle, in Sachſen; 36. Halberſtadt; 37. Hamburg; 38. Hameln, im Hannöveriſchen; 39. Ham, in Weſtphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk, in Geldern; 42. Helmſtädt, in Braunſchweig; 43. Hervorden, in Weſtphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel, in Holſtein; 46. Königsberg, in Preußen; 47. Lemgow, in Weſtphalen; 48. Lixheim im Lothringiſchen, an der Grenze von Elſaß; 49. Lübeck; 50. Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden, im Hannöveriſchen; 53. Münſter; 54. Nimwegen, in Geldern; 55. Nordheim; 56. Osnabrück; 57. Oſterburg, in der Altmark; 58. Paderborn; 59. Quedlinburg, am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Roſtock; 63. Rügenwalde, in Pommern; 64. Rüremonde, in Geldern; 65. Salzwedel; 66. Seehauſen, in der Mark Brandenburg; 67. Stendal, ebendaſelbſt; 68. Stade, in Bremen; 69. Stargard, in Hinterpommern; 70. Stavern, in Friesland; 71. Stettin, 72. Stolpe, und 73. Stralſund, in Pommern; 74. Soeſt, in Weſtphalen; 75. Thorn in Preußen; 76. Venlo, in Geldern; 77. Uelzen, im Lüneburgiſchen; 78. Unna, in Weſtphalen; 79. Warberg, in Schweden; 80. Werben, in der Altmark; 81. Weſel, in Cleve; 82. Wisby, auf Gothland; 83. Wismar, in Meklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll, in Geldern. Dieſe Städte wurden in vier Claſſen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierſtadt hatte. Zu der erſten Claſſe gehörten die wendiſchen und überwendiſchen Städte, deren Quartierſtadt Lübeck war; zu der zweiten die cleviſchen, märkiſchen, weſtphäliſchen und die vier in den öſtlichen der burgundiſchen Regierung nicht unterworfenen Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierſtadt Cöln; zu der dritten Claſſe die ſächſiſchen und mark-brandenburgiſchen Städte, deren Quartierſtadt Braunſchweig war; zu der vierten endlich gehörten die preußiſchen und liefländiſchen Städte, die Danzig zur Quartierſtadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten ſie ſich auch in drei Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung vier großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beſchloſſen, und ſie kamen auch zu London, 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und fürſtliche Freibriefe gaben dem Ganzen ſeine eigentliche Feſtigkeit, und 1364 wurde eine förmliche ſchriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14. Jahrh. eine hohe politiſche Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte ſich zuerſt die in alle Verhältniſſe eingreifende Handelspolitik, von der kein Fürſt damals eine Ahnung hatte. In ſeiner Einrichtung ſprach der wahre Zweck des Vereins ſich nun reiner und beſtimmter aus: ſich ſelbſt, Gewerb und

Handel gegen Räubereien zu ſchützen, den Handel der Verbündeten im Auslande zu ſchirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausſchließlich an ſich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesſtädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagſatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu ſteuern, und endlich die von den Fürſten erhaltenen Rechte und Freiheiten zu behaupten, und wo möglich zu mehren und zu erweitern. Zu der innern Einrichtung des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanſchlag gewaffnete Mannſchaft und Schiffe, oder ſtatt deſſen in gewiſſen Fällen baares Geld, ſodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte beſondere Juſtizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denſelben, ſo nannte man das verhanſet; auf den auswärtigen Comptoiren herrſchte eine faſt klöſterliche Zucht, die ſelbſt bis zur Eheloſigkeit der Factore, Kaufgilden-Meiſter und Geſellen ſtieg. Die Geſetze für die Pelzhändler-Agenten im Innern Nordamerikas, für die engliſchen Weſt- und Hudſonsgeſellſchaften haben noch jetzt manche Aehnlichkeiten mit den hanſeatiſchen Comptoirgeſetzen. Durch ein ſtrenges Feſthalten dieſer in jene vier Hauptzwecke ſich ſpaltenden Richtung und ihrer innern Ordnung erlangte die Hanſa, ungeachtet ſie von Kaiſer und Reich nie förmlich anerkannt worden, ein großes Anſehen, und man kann wohl ſagen, daß Könige und Fürſten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geſchichte deſſelben gar viele Belege ſich finden. So genoſſen die Städte der Hanſa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieſer Staaten erlangte je ein ſolches Vorrecht. Der große Zwiſchenhandel der Hanſa war eine Hauptquelle ihres immer wachſenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunct in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und ſo ward ſie bald Herrſcherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar III. von Dänemark, war die Hanſa ſiegreich, ſie ſetzte den König von Schweden ab, und verlieh ſeine Krone dem Herzog Albrecht von Meklenburg; ſie rüſtete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, mit 12,000 Streitern gegen Copenhagen aus; ein Bürgermeiſter in Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Chriſtian von Dänemark den Krieg erklären; England, Dänemark und Flandern ſchloſſen mit dem Bunde Verträge zum beſſern Gedeihen ihres Seehandels; ſie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Oſt- und Nordſee, wobei ſie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung ſchöner Waſſerſtraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit. Der blühende Zuſtand der Hanſa war aber natürlich von der Fortdauer der Umſtände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umſtände verſchwanden. Als daher die Land- und Seeſtraßen nicht mehr unſicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Bürgſchaft für die öffentliche Sicherheit gewährte; als die Fürſten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herſtellung einer auf eigne Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen; als die zum Bunde gehörigen Landſtädte einſahen, daß die herrſchenden Seeſtädte eigentlich

ein von ihnen ganz abgeſondertes Intereſſe erhalten hatten, und ſie von dieſen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seeſtädte aufhörten, die alleinigen Meiſter der Oſtſee zu ſein, und die deutſchen Fürſten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landſtädte ſich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichſten Vortheil für ſich ſelbſt zu ziehen, wozu ſie vorzüglich von Kaiſer Carl V., der die Handlung ſeiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, auch die Macht der Senate, die wenige Mitglieder aus dem Handelsſtande zählten und deſſen Intereſſe weniger als die Bürgerſchaft beherzigten, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine gänzliche Umwälzung im Handel verurſachte: da nahte ſich ſtufenweiſe der Augenblick des Verfalls und der gänzlichen Auflöſung des Bundes. Im J. 1630 wurde der letzte Hanſetag zu Lübeck ausgeſchrieben, an welchem die feierliche Losſagung der einzelnen Städte vom Bunde erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden ſich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hanſeſtädte ferner mit begriffen zu werden. Vergl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.

Hänſeln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Geſellen mehrerer Handwerke üblich geweſenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieſer Hänſelgebrauch herrſchte, zum erſtenmale beſuchte. Sie beſtanden in manchen unſaubern und unfeinen Poſſen, welche, ſo wie der Name, ſich von der Hanſa herſchreiben, in deren auswärtige Comptoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kaſteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Losſprechen der Lehrburſche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurſt iſt die Benennung eines ehemals ſtehenden grotesk-komiſchen Characters der deutſchen Bühne. Woher er ſeinen Namen habe, iſt ungewiß, wahrſcheinlich aber eine Bemerkung Addiſons auf denſelben anwendbar. „Es gibt,“ ſagt er, „eine Art von Luſtigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert und ſo ſehr zu lieben ſcheint, daß er ſie, nach der gemeinen Art zu reden, aufeſſen möchte. Ich meine jene herumziehenden Poſſenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, das ihm am liebſten iſt. In Holland nennt man ſie Pickelheringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art ſehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding.“ Man ſieht leicht, wie ſich Hanswurſt in Deutſchland an jene Sippſchaft anreiht, und kann ihn deshalb für ein vaterländiſches Original halten. Die älteſte Erwähnung deſſelben iſt in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: Wider Hannswurſt. Er ſagt darin: „dies Wort iſt nicht mein, noch von mir erfunden, ſondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſein wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, ſonderlich und allermeiſt in der Predigt.“ Hieraus erhellt, daß der Name über Luthers Zeit hinausreicht, und daß auch ſein Character ſchon damals beſtimmt geweſen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurſt, daß er von Gottes Gaben ſtark, fett und völliges Leibes iſt,“ kann man ſchließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemäſteten Körper gewählt habe. Bei ſeiner Tölpelei alſo auch ein Freſſer, dem es bekommt. Harlekin iſt auch ein Freſſer, aber dem es nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und

geſchmeidig bleibt (Leſſings theatr. Nachlaß, Th. I. S. 47.). Aus dieſem Umſtande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verſchiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charactere ziehen. Indeß auch ſo wie er war, blieb Hanswurſt Jahrhunderte lang ein Liebling des ſchauluſtigen deutſchen Volks. Anfangs ſprach er wol blos aus dem Stegreif, wie in der Commedia dell' arte der Italiener, und kam erſt ſpäterhin in geſchriebene Stücke. Die älteſte Komödie, worin er vorkommt, iſt ein Faſtnachtsſpiel vom kranken Bauer und einem Doctor, von 1553, deſſen Verfaſſer Peter Probſt, ein Zeitgenoſſe und Nacheiferer Hans Sachſens war. In Georg Rolls Komödie vom Fall Adams (1573) ſteht er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er ſich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erſt aber vom Anfang des vorigen Jahrh. an finden wir Spuren von Schauſpielern, welche dieſen Character auch mimiſch auszubilden befliſſen waren. Joſeph Anton Stranitzky, ein Schleſier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italieniſchen Komiker auf, nationaliſirte ihre Buffonerien, und ſtellte den Hanswurſt als das Zerrbild Harlekins in eigener Perſon mit großem Beifall dar. Er wählte ſich den Character und die Tracht eines ſalzburgiſchen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei poſſirlichen Bauer. Um ſich von der Art ſeiner Darſtellungen ſelbſt zu überzeugen, ſehe man nur ſeine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien 1722) nach. Vergl. Nicolais Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland. Bd. 4. Seite 566 ff. Nächſt ihm war Gottfried Prehauſer berühmt, welcher 1720 zuerſt die Pritſche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komiſchen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurſt in Wien ausſtarb. Unter den übrigen berühmten Schauſpielern Deutſchlands, die noch in dieſer Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden: Schönemann und Franz Schuch. Durch letztern reicht Hanswurſt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. herein, wo ihn von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann ſelbſt, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottſcheds Bemühungen, und nun verſchwand er gänzlich von der Bühne. Viele prieſen darum die deutſche Bühne glücklich, manche nahmen ſich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Leſſing, welcher die Geſchmacksreinigung des Hanswurſtes vom Theater für die größte Hanswurſtiade erklärte. Man vergeſſe bei dieſer ganzen Unterſuchung nicht, daß man von dem Geſichtspunkt ausgehen müſſe, Hanswurſt gehöre einer eigenen Gattung des Komiſchen, der Groteske, an, eben ſo wie Harlekin und deſſen Verwandte. dd.

Hanway (Jonas), ein thätiger Kaufmann, Gelehrter und wahrer Menſchenfreund, geb. zu Portsmuth 1712, woſelbſt ſein Vater Seeoffizier war. Die Handlung lernte er als Waiſe in Liſſabon von 1729, ſetzte ſich hernach in London als Kaufmann und wurde endlich Compagnon eines engliſchen Hauſes in St. Petersburg. Hier intereſſirte ihn beſonders der ruſſiſche Handel über das caspiſche Meer nach Perſien, weswegen ihn die engliſche Factorei nach Perſien mit einer Waarencaravane abſandte. 1750 kam er von dieſer Reiſe über das europäiſche Feſtland nach England zurück. Er bereicherte die Geſchichte, Geographie und Handelswiſſenſchaft durch ſeine Reiſebeſchrei-

bung, in 4 Quartbänden mit Kupfern, die ins Deutſche und Holländiſche überſetzt, viele Auflagen erlebte. Von nun an wirkte er thätig zur Verminderung des Menſchenelends. In Verbindung mit John Spranger verſchaffte er London ſchönere und geſunde Straßen, gründete eine Marinegeſellſchaft zur Bildung junger Seeleute, ſorgte für die Erziehung armer Jugend, wurde 1758 Vorſtand des londoner Findelhauſes und brachte es dahin, daß jedes Kirchſpiel die Kinder ſeiner Armen ſelbſt ernähren mußte. 1761 bewirkte er durch ſeine acht Briefe an Lord Newcaſtle die Verminderung der Geſindetrinkgelder. Er wirkte viel zur Verbeſſerung des Magdalenen-Hospitals und andrer gemeinnützigen Anſtalten. 1762 wurde er aus gemeinnützigen Abſichten Proviantcommiſſär der Flotte, gründete Sonntagsſchulen für dürftige Kinder und verbeſſerte die Sclaverei der Schornſteinfegerjungen, bis er ſeinen irdiſchen Wandel voll menſchenfreundlicher Anſtrengungen 1786 beſchloß.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigſten Regenten dieſes Landes. Harald hielt ſich zur Zeit, als ſein Vater ſtarb (863) in den Bergen von Dovrefield auf, und hatte bereits in mehreren Schlachten körperliche Stärke und große Geiſteskraft bewieſen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte ſeine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein die ſtolze Schöne antwortete Haralds Geſandten, daß ſie nur dann ſeine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen ſich unterworfen hätte. Harald ſchwur, ſein Haar nicht eher ſchneiden zu laſſen, als bis er Gidas Wünſche erfüllt hätte, und nach zehn Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwiſchen ſehr lang und ſchön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem ſchönen Haare. Indem er die kleinen Könige mediatiſirte, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus, und gründeten anderswo norwegiſche Niederlaſſungen. Hrolf oder Rolle kam nach Frankreich und ſetzte ſich in Neuſtrien feſt. Durch andre und ihr Gefolge wurden die bisher wüſten Inſeln Island, Schetland, Faroe und die Orkaden bevölkert. Als Harald ſah, daß die ausgewanderten Norweger ihre Streifereien oft bis in ſein Gebiet ausdehnten, ging er zu Schiff, um ſie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orkaden u. ſ. w. und kehrte wieder in ſein Reich zurück. Er hatte ſeinen Wohnſitz in Drontheim aufgeſchlagen, und ſtarb dort 980, nachdem er ſein Reich durch kluge Geſetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schickſale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abſtammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im J. 1033 befehligte er, erſt 16 Jahr alt, 600 Schiffe in der Schlacht bei Stickelſtad, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh ſchwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürſt Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küſten von Eſthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Conſtantinopel, und nahm als Varenger am Hofe der Zoe Dienſte. Die Leibwache der griechiſchen Kaiſer beſtand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen und Schweden, die den ſcandinaviſchen Namen Varenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in dieſem Corps den Seekrieg gegen die afrikaniſchen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüſteten. 1035 beſuchte er Jeruſalem, und 1038

ſchlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß ſie keinen andern Chef als den Kaiſer erkennen dürften; trennte ſich alſo von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog ein Heer von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter ſeine Fahnen. An ihrer Spitze verſetzte er den Kriegsſchauplatz nach Afrika, beſiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung ſchickte. 1042 kam er nach Conſtantinopel zurück, und verkündigte der Kaiſerin, daß er ihre Dienſte verlaſſen wolle, weil er erfuhr, daß ſein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die dieſen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit ſehen konnte, wollte ihn zurückhalten, und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über ſeine Weigerung beſchuldigte ſie ihn, den dem Kaiſer gehörigen Theil der Beute für ſich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet, floh er über das ſchwarze Meer, vermählte ſich in Nowogorod mit Eliſabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten ſeiner Gemahlin, an.

Hardenberg (Carl Aug. Freiherr, dann Fürſt von), preuß. Staatskanzler. Geboren in Hannover 1750, trat er nach Beendigung ſeiner Studien in Leipzig und Göttingen, 1770 als Kammerrath in vaterländiſche Dienſte. Sein Vermögen erlaubte ihm indeß, ſich frei zu machen, durch Reiſen und den Umgang mit der großen Welt ſeine Kenntniſſe zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüſtet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte er mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch ein Privatzwiſt mit einem engliſchen Prinzen bewog ihn 1782, ſeine Stelle niederzulegen, worauf ihn der Herzog von Braunſchweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in ſeinem Miniſterium anſtellte. Dieſer Fürſt ſandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Teſtament Friedrichs II. nach Berlin, wo er ſowol durch ſeine Perſon, als durch ſein Benehmen und ſeine Talente eine ſo günſtige Aufnahme fand, daß der Herzog ſich ſeiner oft bediente, um ſeine Angelegenheiten am Berliner Hofe zu betreiben. 1787 wurde er Präſident des Kammercollegiums. Indeß hatte er die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Hofes auf ſich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anſpach und Baireuth von dem Könige von Preußen einen Miniſter für ſeine Fürſtenthümer verlangte, empfahl dieſer den Baron von Hardenberg zu dieſer Stelle, nachdem er ihn ſich von dem Herzog von Braunſchweig erbeten hatte. Bekanntlich legte 1791 der Markgraf die Regierung nieder, worauf ſeine Länder mit den preußiſchen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg ward nicht allein von der preußiſchen Regierung in der bisherigen Würde beſtätigt, ſondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Miniſter ernannt, und nahm 1792, da der König von Preußen die Regierung daſelbſt antrat, die Huldigung im Namen deſſelben an. Da in der Folge die Verwaltung dieſer Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Cabinetsminiſterium erforderlich machte, ernannte ihn der König zum Cabinetsminiſter, und verlieh ihm den rothen Adlerorden. Am Ende deſſelben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main; wo er den

nächſten Winter hindurch für die Bedürfniſſe des Heers ſorgen half. Dann wurde er zum königl. Commiſſär in politiſchen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieſer Eigenſchaft das Jahr hindurch am Rhein. Das Zutrauen des Königs ſtieg immer höher, und im Anfange des J. 1795 ſandte er ihn nach Baſel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und am 5. April den Frieden zwiſchen Preußen und der franzöſ. Republik abſchloß, wofür er den ſchwarzen Adlerorden erhielt. Hierauf kehrte Hardenberg nach Franken zurück. Er vereinfachte nicht allein die innere Einrichtung, ſondern bemühte ſich auch, vielfache Grenzſtreitigkeiten mit den benachbarten deutſchen Reichsſtänden auszugleichen. Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. wurden das Juſtiz- und geiſtliche Fach der fränkiſchen Provinzen dem preußiſchen Juſtizminiſterium und dem Oberconſiſtorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Miniſter blieb zwar Chef dieſer Provinzen, ward aber nach Berlin verſetzt, wo ihm beim Cabinetsminiſterium die Leitung aller fränkiſchen, auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, ſo wie der Lehnsſachen übertragen wurde. Nach dem Tode des Miniſters von Werder wurde er außerdem, 1800, Chef des magdeburg-halberſtädtiſchen Departements, und nach dem Ableben des Miniſters von Heinitz einſtweilen Chef des weſtphäliſchen Departements, nebſt dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunſt- und Bauakademie. Der Berliner Hof war um dieſe Zeit faſt der Mittelpunct aller Verhandlungen der verſchiedenen europäiſchen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für Frankreich geſtimmt war. Als aber dieſer Miniſter die Erlaubniß erhielt, ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen, trat mit dem vollſten Vertrauen ſeines Königs Hardenberg an deſſen Stelle, der ſehr bald bewirkte, daß das preußiſche Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, ſeinen förmlichen Abſchied zu nehmen, worauf im Auguſt 1804 Hardenberg völlig an deſſen Stelle trat. Das Beſtreben des Miniſters war damals, Preußen die Neutralität zu erhalten; erſt als die franzöſiſchen Truppen das anſpachiſche Gebiet verletzten, änderte er ſein Syſtem. In einer Note vom 14. Oct. an den Marſchall Duroc erklärt er ſich über jenen Eingriff in das Völkerrecht eben ſo bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwiſchen Rußland und Preußen (3. Nov. 1805) geſchloſſen, und man traf Rüſtungen zum Kriege, deſſen Ausbruch jedoch durch die Schlacht von Auſterlitz verhindert wurde. Auch verſprach er dem engl. Miniſter am preuß. Hofe, Lord Harrowby (22. Dec.), daß die engl. Truppen völlig ſicher in Honnover ſtehen bleiben könnten, die dem König von Preußen auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beiſtand leiſten ſollten. Unterdeſſen hatte Preußen den 25. Dec. 1805 durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon geſchloſſen, vermöge welcher ſeiner Neutralität durch die vorläufige Beſitznahme Hannovers eine größere und feſtere Grundlage verliehen werden ſollte. Eine Folge dieſer Uebereinkunft war, daß Hardenberg ſeine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile ſeines Wirkungskreiſes (als Chef des magdeburgiſch-halberſtädtiſchen Departements) thätig zu wirken fortfuhr. Aber auch Haugwitz ſollte ſich ſeines Werks nicht lange freuen. Ereigniſſe, die man unerwartet fand, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu

den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche deſſelben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reiſen in Aufträgen des Hofes, doch hatte er keinen Antheil an dem Ausbruche des Kriegs, ſondern lebte auf ſeinem Gute Tempelhof bei Berlin. Nach dem 14. Oct. begab er ſich zum Könige, und übernahm, da der General von Zaſtrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorſtand, 1807 ſeine Entlaſſung begehrte, auf Kaiſer Alexanders Wunſch das Portefeuille wieder. Nach dem Frieden von Tilſit bat er um ſeine Entlaſſung, blieb eine Zeit lang an den Grenzen von Rußland, und kehrte dann nach Tempelhof zurück, wo er in ſtiller Abgeſchiedenheit lebte, bis ihn der König (6. Juni 1810) zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienſte, die er ſich als ſolcher um den Staat erwarb, wird die Nachwelt unparteiiſch würdigen. In ſeinen äußern Verhältniſſen ſuchte er Preußen ſeitdem möglichſt eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengeſetzte Partei, als nach dem Rückzuge des franzöſiſchen Heers aus Rußland, im J. 1813, ihm ein günſtiger Zeitpunct dazu gekommen zu ſein ſchien, und welche glückliche Folgen daraus für Preußen erwachſen ſind, iſt allgemein bekannt. Er unterzeichnete den Pariſer Frieden. Darauf erhob ihn ſein König, zu Paris, 3. Juni 1814, in den Fürſtenſtand. Er begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm an dem Congreß in Wien einen weſentlichen Antheil, und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815. Ohne Zweifel iſt Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenſchaften, der eine hohe Idee zu faſſen und auszuführen weiß, und ohne Privatrückſichten das Beſte des Monarchen redlich will, der ihn ſeines Vertrauens gewürdigt hat. Seine Ernennung zum Präſidenten des neuerrichteten Staatsraths, ſeine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein im J. 1817, ſeine Theilnahme an dem Congreß in Aachen 1818, in Carlsbad 1819, in Wien 1820, ſo wie die Feſtſtellung des neuen preußiſchen Abgabenſyſtems vom 30. Mai 1820, gehören ebenfalls in die Geſchichte ſeiner Staatsverwaltung. Doch wird die Entwerfung einer ſtändiſchen Verfaſſung für die preußiſche Monarchie die größte Aufgabe ſeiner ſo glorreich erprobten Staatsweisheit ſein. Er beſitzt als Dotation, die ihm der König (Nov. 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von ſeinen Kindern erſter Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere iſt mit dem königl. baierſchen General-Lieutenant Grafen von Pappenheim vermählt. Der Sohn, Chriſtian Heinrich Auguſt, Graf von Hardenberg-Reventlow, iſt königl. däniſcher geh. Conferenzrath und Beſitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur Grafſchaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauſes in Dänemark. Wir werden auf die wichtige Laufbahn dieſes Staatsmanns, der im Nov. 1822 auf ſeiner Rückreiſe von dem Congreß in Verona, in Genua ſtarb, in der neuen Folge dieſes Werks, Bd. XI. und XII., nochmals zurückkommen.

Hardenberg (Friedr. von), als Schriftſteller unter dem ſelbſt gewählten Namen Novalis bekannt, churf. ſächſiſ. Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772, geſt. 1801. Im häuslichen Kreiſe ward er von vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er, als reifender Jüngling, ein Jahr bei einem Oheim in Lucklum bei Braunſchweig, und beſuchte hierauf das Gymnaſium in Eisleben. In

Jena ſtudirte er Philoſophie, in Leipzig und Wittenberg die Rechte. Von Wittenberg kam er nach Tennſtädt, wo er zu einem juriſtiſchen Geſchäftsmann gebildet werden ſollte. 1797, als er ſich dem Salinenweſen gewidmet hatte, ſtarb ſeine erſte Geliebte; doch erholte er ſich von dieſem Schmerz und widmete ſich mit neuer Kraft dem Leben und den Wiſſenſchaften. Im Dec. d. J. ging er nach Freiberg, wo er die Bergwerksakademie beſuchte. Hier war es, wo Julie von Charpentier ſeine Liebe gewann; er hoffte, ſich mit ihr durch heilige Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Directorium der Salinen als Aſſeſſor beigeſellt. In dieſem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geiſtesgenoſſen. Als er eben 1801 die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten ſollte, ſtarb er, 1801, im väterlichen Hauſe zu Weißenfels, in den Armen ſeines Freundes F. Schlegel. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemiſchten Geſellſchaften," ſagt ſein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Juſt in Tennſtädt, war er oft Stunden lang ſtill, doch dabei aufmerkſamer Beobachter deſſen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Cirkel deſto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er ſich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinſten Gegenſtänden wußte er ein Intereſſe zu geben. Und wie ſichtbar ward da ſeinen Freunden der Reichthum ſeiner Phantaſie, die Schärfe ſeiner Vernunft, das Innige ſeiner Herzlichkeit! Widerſpruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wol den Sophiſten. Seine Geſtalt war lang, gut gebaut, hager, ſein Auge verrieth Geiſt, ſein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aller Putz war ihm widernatürlich." Gewiß war er eines der herrlichſten Gemüther, die je die Welt geſchmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligſten Sinne des Worts, welcher die ganze geiſtige und irdiſche Natur umfaſſend, indem er ſich in der ſichtbaren Welt eine unſichtbare ſchuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er ſich die mannichfaltigſten Kenntniſſe erworben, er war Juriſt, hatte die Naturwiſſenſchaft, die höhere Mathematik und Philoſophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrſchte bei ihm ſtets die Poeſie vor, Phantaſie und Gemüth ſpiegelten ſich in allen ſeinen Werken, die leider meiſt nur Fragmente, nur Andeutungen deſſen ſind, was er gewollt hat. Alle ſind von der heiligen Schönheit der chriſtlichen Religion innig durchdrungen; dabei iſt er im Geiſte dieſer Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt ſich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt für unſere Literatur, daß ſein Roman Heinrich von Ofterdingen, deſſen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen ſeines Freundes L. Tieck ahnen können, unvollendet geblieben iſt. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, von denen die „Lehrlinge zu Sais" den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man ſieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften, durch alle Lebensverhältniſſe ſiegend ſchreiten und mit dem Geiſte der Poeſie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichſten offenbarte ſich ſein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinſicht auf die Ausführung am meiſten zufrieden war. Weſſen Herz haben nicht ſeine geiſtlichen Lieder in

manchen trüben Stunden angeſprochen! Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils ſeiner Schriften (Berlin 1802, 2 Theile) beſteht aus Fragmenten, in welchen ſich ſein vielſeitiger und tiefer Geiſt mit der gemüthlichſten Liebe ausſpricht. Sie ſind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eignen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrteſten, aber auch zugleich paradoxeſten Männer ſeiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in den Jeſuiterorden, und ſtudirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geſchichte, Münzkunde, und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er dieſen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und ſtarb zu Paris 1729. Seine Gelehrſamkeit in verſchiedenen Fächern war umfaſſend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Münzkunde hat er große Verdienſte, und ſeine Ausgabe der Reden des Themiſtius, noch mehr aber ſeine für die damalige Zeit vortrefflich ausgeſtattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und ſtehen noch jetzt in hohem Anſehen. Das merkwürdigſte Paradoxon, das er aufſtellte und mit großem Scharfſinn in ſeiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in ſeinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meiſten der für alt gehaltenen Münzen neueren Urſprungs, ſondern auch die Schriften ſämmtlicher alten Kirchen- und Profanſcribenten, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeſchichte, des Plinius, der Georgica Virgils und der Satyren und Epiſteln des Horaz, von Mönchen im 13. Jahrh. verfaßt und untergeſchoben ſeien. Nach ihm iſt die Aeneide das Machwerk eines Benedictiners jener Zeit, der allegoriſch die Reiſe St. Peters nach Rom hat beſchreiben wollen, wohin übrigens nach ſeiner Meinung dieſer Apoſtel nie gekommen ſei. Die eingeflochtene Erzählung von dem trojaniſchen Brande bezieht ſich auf die Zerſtörung Jeruſalems und auf den Sieg des Chriſtenthums über das Judenthum. Dieſe Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unſtatthaftigkeit ſeiner Sätze zu überzeugen.

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauſes, wo die Frauen abgeſondert von den Männern wohnen. Jeder Muſelmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkührliche Anzahl Beiſchläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeſchloſſen, unter Aufſicht ſchwarzer Verſchnittener und alter Hofmeiſterinnen ſtehen. Dieſe Einrichtung iſt jedoch nur den Reichen und Vornehmen möglich; der geringere begnügt ſich in der Regel mit einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt ſich von ihr bei ſeinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. (S. Serail.)

Häreſis (griechiſch), Ketzerei; davon **Häretiker**, Ketzer. S. dieſen Artikel.

Harfe, eines der älteſten Saiteninſtrumente, das wahrſcheinlich anfangs ſtatt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob ſie die Sambuca oder das Trigonon der Alten ſei, iſt ſchwer zu beſtimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den

Ruinen des ägyptiſchen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebaniſchen Könige entdeckten Harfenſpieler in einem Frescogemälde außer Zweifel geſetzt. Es gibt verſchiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1. die ehedem ſehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italieniſche Harfe genannt. Sie iſt mit zwei Reihen Drahtſaiten (welche durch einen doppelten Reſonanzboden getrennt ſind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Discantſeite aber weiße Saiten zu haben. Dieſes ſehr unvollkommene Inſtrument iſt jetzt wenig mehr im Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher iſt 2. die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmſaiten bezogen und mit einem Reſonanzboden verſehen. Ihr Umfang iſt meiſtens von dem großen C bis zum dreigeſtrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieſes Inſtrument jedesmal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingeſtimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber, während des Spiels, der Wirbel, womit die Saite am Ende befeſtigt iſt, gedreht, oder dieſe durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Paſſagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eignen ſinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich: 3. der Pedalharfe. Das Pedal beſteht gewöhnlich aus ſechs oder ſieben Tritten; durch jeden derſelben iſt man im Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine anderen Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rückſicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit ſpielen, ohne zum Daumen ſeine Zuflucht zu nehmen und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonſtücke für dieſes Inſtrument werden wie für das Clavier im Baß-, oder Discant-, oder Violin-Schlüſſel geſchrieben. Einige ſchreiben dieſe glückliche Veränderung einem Deutſchen, Namens Hochbrucker, zu, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrh. zu Donauwerth, Andere einem Anſpacher, Joh. Paul Velter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später ſind von Consineau und Krumpholz in Paris noch Verbeſſerungen daran gemacht worden, beſonders in Anſehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daſelbſt eine neue Art Pedalharfe erfunden. S. auch Aeolsharfe.

Harlekin. Wer kennt nicht dieſes dramatiſche Zerrbild wenigſtens dem Namen nach! Und doch iſt vielleicht in Hinſicht ſeiner nichts ſchwerer zu erklären, als eben ſein Name. Batteux ſcheint in gewiſſer Hinſicht nicht Unrecht zu haben, wenn er ſeine Abſtammung geradezu von den Satyrn des griechiſchen Satyrſpiels ableitet. Riccoboni vermuthet (Geſchichte der italieniſchen Schaubühne), daß die Kleidung Harlekins keine andere ſei, als jene der alten Mimen, welche mit geſchornem Kopf gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterſtützung ſeiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches ſich bei Harlekin in eine Pritſche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den beſten toscaniſchen Schriftſtellern Zanni heißen, welches Wort wahrſcheinlich von dem lateiniſchen Sannio abſtammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beſchreibung gibt, die ſo vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß alſo auch der übereinſtimmende Charakter beider die Abſtammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbirgt. Es fragt ſich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, ſagt Flögel (Geſchichte des Gro-

teske=komiſchen, S. 38 ff.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Poſſenreißerei, womit eine gewiſſe körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er faſt immer in der Luft zu ſchweben ſchien, und faſt den Springer ſpielte. Er war unverſchämt, ſpöttiſch, ein Schalksnarr, niedrig, und beſonders ſehr ſchmutzig in ſeinen Ausdrücken. Ungefähr ſeit 1560 veränderte ſich der Charakter dieſer Maske. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrh. noch anklebte. Es iſt ein unwiſſender, im Grunde einfältiger Bediente, der ſein Möglichſtes thut, um witzig zu ſein, und der dieſe Sucht bis zum Boshaften treibt. Er iſt ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt ſich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er iſt Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geiſtreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif iſt ſein Probirſtein. Der neue Harlekin beobachtet gewiſſe komiſche Gebärdenſpiele und Poſſen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieſer Rolle ſich fortgepflanzt haben." Es verſteht ſich, daß hier vornehmlich von dem italieniſchen Harlekin (Arlechino) die Rede iſt, denn in Italien, und zwar in der ſogenannten Commedia dell' arte, iſt er ganz eigentlich heimiſch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man dieſe Art von Schauſpiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterſcheidet. Ob er zu dulden ſei, oder nicht, iſt eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möſer, (Harlekin oder Vertheidigung des Groteske=komiſchen) einen trefflichen Anwalt gefunden, und wer ſich für Gegenſtände dieſer Art intereſſirt, wird deſſen geiſtreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungeleſen laſſen. (Vergl. Masken, italieniſche.)

Harlem, Haarlem, eine Stadt im Gouvernement Nordholland des Königr. der Niederlande, und der Hauptort eines Bezirks, unweit des Harlemer Meeres, am Fluſſe Sparen, der durch dieſelbe hindurch fließt, ſteht durch Canäle mit Amſterdam und Leyden in Verbindung, hat öde Gaſſen und nur 17,500 Einwohner. Die ſehr reinlichen Straßen ſind mit Bäumen beſetzt und von Canälen durchſchnitten. Auf dem Markte befindet ſich die marmorne Statue des Lorenz Koſter, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunſt zuſchreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet ſich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig ſind das Taylerſche Muſeum und das Naturaliencabinet der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften; desgleichen die Enſcheideriſche Schriftgießerei. Die Blumencultur war ſonſt hier in einem außerordentlichen Flor, hat ſich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), iſt indeſſen immer noch von Bedeutung. Im J. 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Liſſabon mehr als 18,000 Stück türkiſche Ranunkelſtöcke. Noch ſind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen= und Hyazintenzwiebeln die entfernteſten Gegenden verſorgen. Sonſt war Harlem durch ſeine Induſtrie ſehr blühend. An Seidenſtühlen ſind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmteſten ſind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, ſeidenes Beuteltuch, (das beſte in Europa) und unterhält Seeſalzſiedereien. Der Handel iſt nicht lebhaft. In der Nähe iſt der Harlemer Buſch, einer der anmuthigſten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke und einem

ſchlanken üppigen Wuchſe. Schöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerſtreut. Vor allen zeichnet ſich das mit fürſtlicher Pracht erbaute Landhaus (Welgelegen) des Banquier Hope aus, deſſen Inneres koſtbar verziert iſt. Die Treppen, Thüren und Parquets ſind von Mahagoniholze, die Fenſter von röthlichem venezianiſchem Spiegelglaſe, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich iſt eine Treppe, die nebſt dem Geländer aus weißem carrariſchen Marmor beſteht, durch ihre höchſt zierliche Arbeit bemerkenswerth. Hope verkaufte dies Haus an den Exkönig Louis. Dieſer reclamirte ſolches als Privateigenthum; dieſer Anſpruch ward aber gerichtlich abgewieſen.

Harmonia oder **Hermione**, eine Tochter des Mars und der Venus, die ſie in ehebrecheriſcher Liebe erzeugten, wobei Vulkan ſie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den erſten Zeiten den Inbegriff der ganzen Muſik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönizier Kadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daſelbſt der Sage nach die Muſik eingeführt.

Harmonica, ein muſikaliſches Inſtrument, aus einer ungefähr ¾ Zoll dicken Walze beſtehend, die auf einem Fußgeſtelle ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläſerne Hohlkugeln von regelmäßig abgeſtufter Größe befeſtigt und ſo in einander geſchoben ſind, daß der Rand der einen immer unter dem Rand der andern etwas hervorragt, ohne ſich jedoch zu berühren. Die Walze wird in einem auf dem Geſtell angebrachten Gehäuſe durch ein Schwungrad, vermittelſt eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung geſetzt. Ehe man ſpielt, werden die Glocken mit einem in Waſſer getauchten Schwamm überſtrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den ſich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichſam herausgezogen. Der Umfang des Inſtruments beträgt 3 bis 4 volle Octaven. Mit Unrecht wird Franklin als der Erfinder der Harmonica angeſehen; ihm gehört wahrſcheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleichzuſetzende Verdienſt einer neuen und beſſern Einrichtung derſelben. Man hatte nämlich vorher ein Glasſpiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl Gläſer beſtand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende ſie auf ein mit Tuch überzogenes Bret geſtellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeſchlagen wurden. Daß eine Ausführung dieſer Art nicht anders als ſehr ärmlich geweſen ſein muß, iſt leicht zu begreifen. Wegen der bedenklichen Meinung Verſchiedener über den Einfluß auf das Nervenſyſtem des Spielenden iſt man auf Verſuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, ſondern, wie beim Clavier, vermittelſt der Taſten zu behandeln. Eine ſolche Taſtatur ſoll Röllig in Berlin, nach Andern aber Heſſel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine ſolche gefertigt. Man nennt ſie Clavierharmonica. Allein alle dieſe Verſuche entſprechen den Forderungen keinesweges, und es iſt unmöglich, die Feinheit, das Anſchwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erſtgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens iſt wol nicht zu läugnen, daß die Harmonica, ſo ſehr ſie ſich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Inſtrumenten auszeichnet, doch nur ein auf ſanfte Empfindungen eingeſchränktes Inſtrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Inſtrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt ſie die Singſtimme, als concertirend verlieren die ſie beglei-

tenden Inſtrumente, da ſie ihr im Tone ſo weit nachſtehen. Sie wird daher am füglichſten allein genoſſen, und kann unter gewiſſen romantiſchen Verhältniſſen von zauberiſcher Wirkung ſein.

Harmattan, wie der Chamſin, ein beſonderer, im Anfange ſcharfer, ſchneidend kalter Wind, welcher periodiſch von dem Innern Afrikas nach dem atlantiſchen Ocean zu weht. Er herrſcht beſonders im December, Januar und Februar, alſo in der dortigen trocknen Jahreszeit, und iſt gewöhnlich von einem dichten Dampfe und Nebel begleitet, der die Sonne oft ganze Tage verbirgt. Aeußerſte Hitze und Trockenheit iſt ſein Charakter, ſo daß die Gewächſe von ſeinem Hauch verdorren und ſelbſt der Menſch von ihm gefährdet werden kann, der bis zu Ende an Dürre im Gaumen zu leiden pflegt, und bei langer Dauer im Geſicht und an den Händen die Haut abſchält und das Athemholen erſchwert. Dagegen heilt er alte Geſchwüre und Hautausſchläge, ſo wie Wechſelfieber und Durchfälle, nur nicht wenn er über Sümpfe mit faulenden Ausdünſtungen ſtreicht. So lange dieſer Wind wehet, bemerkt man keinen Thau und zeigt ſich keine feuchte Luft. Alles Laub wird welk und dürre, alle Früchte werden frühreif, alles Holzwerk reißt, alle Gefäße mit Feuchtigkeiten müſſen begoſſen werden, oder ſie laufen aus. Nach dem Harmattan tritt jedesmal ſchneidende Kälte ein.

Harmonie iſt in der heutigen Muſik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinſchaftliche Fortſchritte ſich auf feſtgeſetzte und aus der Natur und den Verhältniſſen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, ſo findet ſich, daß ſie einander entgegengeſetzt und ähnlich ſind. Entgegengeſetzt ſind ſie, weil bei der Melodie die Fortſchreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geſchieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich ſind ſie, weil bei der Melodie natürliche und gangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, ſondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunſt des reinen Satzes. Nächſtdem verſtanden ſie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeſchlechter, nämlich das enharmoniſche, ferner ihre Tonarten, die doriſche, die lydiſche u. ſ. w., auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marpurg nimmt in Rückſicht der Fortſchritte der Harmonie und ihrer allmäligen Vervollkommnung ſechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entſpringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet ſich von ſelbſt, wenn man die Melodie als das Mittel betrachtet, ſeine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, jenem mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Muſik iſt das Wort Harmonie auch auf andere Künſte übergegangen, namentlich auf die Malerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenſtände in einem Gemälde ſo angeordnet ſind, daß ſie den Stoff von ſeiner lichtvollſten wirkſamſten Seite darſtellen, und mittelſt dieſer Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen; ſo iſt die Anordnung des Werks harmoniſch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die ſogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichten Stufenfolge von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieſer Ausdrücke kein einziger

vorhanden iſt, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorſchreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwiſchen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden ſoll, das innigſte Einverſtändniß herrſcht. In der Ausführung herrſcht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemäldes das Erzeugniß derſelben Hand, deſſelben Geiſtes findet. Die Zeichnung wird dann harmoniſch genannt, wenn alle Formen einer und derſelben Figur ſich wechſelſeitig mit einander vereinigen, wenn ſie alle daſſelbe Alter, daſſelbe Temperament, dieſelbe Leibesbeſchaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzugroßen Abſtich gegen einander bilden, und wohlabgeſtufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunkeln leiten. Wenn der Künſtler endlich nur ſolche Farben in ſein Gemälde bringt, deren Töne ſich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele ſo vereinigen, daß jede derſelben immer in gewiſſem Verhältniſſe an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß ſelbſt diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelſt der leichten, ſtufenweiſe gehenden Folgen mit der erſten in einem genauen Verhältniſſe des Grades der Färbung ſtehen, ſo hat ſeine Farbengebung Harmonie. — Harmonie (nachahmende), ſ. Alliteration.

Harmonik. Unter dieſem Namen verſtand man ehemals die Lehre alles deſſen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Syſteme, Klanggeſchlechter, Tonarten, Mutationen und Melodie hatte. Die griechiſchen Schriftſteller erklären die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Anſehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wiſſenſchaft, die Natur muſikaliſcher Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu unterſuchen u. ſ. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Muſik mit Harmonik verbindet, ſind größtentheils jenem noch ähnlich, und beziehen ſich auf die Theorie des Klanges, die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Syſtems, und die in ſelbigen vorkommenden Verhältniſſe, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Diſſonanzen, Conſonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. ſ. w.

Harniſch (Panzer, Panzerhemd) iſt für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine ſchuß- und hiebfreie metallene Bekleidung, womit ſich die alten Krieger, bis zur Erfindung des Pulvers, bedeckten. Die Rüſtung beſtand aus dem Helm oder der Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Bruſtbedeckung, welche letztere beide noch jetzt unter der Benennung Küraſſe gebräuchlich ſind; aus der Arm- und Beinbedeckung (den Arm- und Beinſchienen). Solche vollſtändige Harniſche wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Bruſtharniſches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall beſtand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fiſchſchuppen über einander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus in einander geflochtenen Kettchen; allein die Bruſtharniſche der alten Perſer, ſo wie der Ritter im Mittelalter, waren immer, gleich den jetzigen Küraſſen, nur aus einem einzigen Stücke Eiſen geſchmiedet, wie der Rückenharniſch. Indeſſen verfertigte man den Harniſch nicht immer aus Metall, ſondern man machte die Rüſtung auch aus flächſenem und hanfenem Garne, indem man daſſelbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und dieſe dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus eſſigſaurem Wein und Salz beſtehenden Flüſſigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker

ward, als die einfache Leinwand geweſen war. Die Erfindung des Harniſches fällt in das hohe Alterthum. — Im Bergbau heißt Harniſch ein feſtes Saalband, oder die Ablöſung des Ganges vom Geſtein mit einer feſten Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metalliſchen Körpern, welche ſich auf die Flächen des Geſteins legen, daß die Flächen das Anſehen haben, als wenn ſie mit metallenen Blättchen belegt wären, ſo wie auch den Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauweſen, nennt man ebenfalls Harniſch. — In der Weberei, wo alle großblumige oder gezogene Zeuge auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben ſeinen gewöhnlichen Theilen eine Menge ſchwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an dem Rahmkorden meiſtentheils ſenkrecht herunterhängt, heißen dieſe Schnüre Harniſch. X.

Harpe (Jean François de la), ſ. Laharpe (J. Fr. de).

Harpe (Friedrich Cäſar la), ſ. Laharpe (Fr. Cäſar).

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewiſſe Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in ſelbiger vorkommenden Intervalle nicht zugleich, ſondern im Einzelnen, ſowol von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Art von muſikaliſcher Figur oder Setzmanier gab wahrſcheinlich die Harfe, von der ſie auch den Namen führt; und zwar wegen des baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinſicht iſt die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, deſſen Ausführung entweder der Tonſetzer vorſchreibt, oder der Willkür des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative iſt es zuweilen nothwendig, ohne beſondere Vorſchrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pauſen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern. Doch darf dabei eine gewiſſe nothwendige Kürze nicht überſchritten werden.

Harpokrates, der Gott des Schweigens bei den Aegyptern, ein Sohn der Iſis und der Oſiris. Seine Bildſäule, die ihn mit auf den Mund gelegtem Finger darſtellt, befindet ſich am Eingange der meiſten ägyptiſchen, auch römiſchen Tempel.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den Dichtern ſo verſchieden angegeben werden, daß ſich ſchwer mit einiger Gewißheit etwas darüber beſtimmen läßt. Bei Homer wohnen ſie, nebſt den Erinnyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Schattenreichs, und ſind Gottheiten der Stürme. War jemand ſo lange von ſeiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn für todt halten mußte, ſo ſagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei Heſiodus ſind ſie Jungfrauen von ſchöner menſchlicher Bildung. Die ſpätern Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgeſtaltung der Harpyien. Einige ſchenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menſchliche Arme mit Krallen, eine weiße Bruſt und menſchliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen; Andere ein jungfräuliches Geſicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunſtwerken hat Spanheim, wo ſie auf kralligen Vogelrümpfen, die erſte ein rauohriges Mädchengeſicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüſte, die dritte ein mit Haube und Kranz geſchmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darſtellungen finden ſich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politiſcher Schriftſteller Englands, war 1611 geboren, ſtudirte zu Oxford, und bereiſte in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutſchland u. Italien. Carl I.

machte ihn zu ſeinem geheimen Kammerjunker, und in dieſer Eigenſchaft begleitete er den König auf ſeiner erſten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls ſchrieb er in der von ihm erwählten Zurückgezogenheit ſein berühmtes politiſches Werk Oceana, welches er Cromwelln, dem Protector der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte groſses Aufſehen, und wirkte mächtig ein auf die politiſche Denkart der Engländer. Harrington ſtellte darin in einer Allegorie das Ideal ſeiner Republik auf, deren Güte und Dauer nach ſeinem Urtheile hauptſächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber ſeine Grundſätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger deſſelben; es erhoben ſich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und dieſe Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verurſachten, daß er unter der Regierung Carls II. 1661 in den Tower geſetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unſchuldig befunden wurde, doch in der Gefangenſchaft blieb und harte Mißhandlungen erfuhr, worüber er in Wahnſinn fiel und 1677 ſtarb.

Harris (James), wurde 1709 in Salisbury geboren, erhielt daſelbſt den erſten Unterricht, begab ſich nach Oxford, und ſtudirte hierauf die Rechtswiſſenſchaften in Lincoln-Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London. Nach dem Tode ſeines Vaters vertauſchte er die juriſtiſchen Studien mit der griechiſchen und römiſchen Literatur, für die er ſtets eine entſchiedne Neigung gehegt hatte. 1744 erſchien die erſte Frucht ſeines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three Treatises, the first concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness, zwar dialogiſirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. 1751 folgte eine philoſophiſche Sprachlehre, das erſte Werk dieſer Art, unter dem Titel: Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar. Harris geſtand, daß ihn zuerſt die Minerva des Sanctius zu der ſo tiefen und genauen Erforſchung der Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernſten Wiſſenſchaften beſchäftigte er ſich mit Muſik, einer Kunſt, in der er es ſelbſt ſehr weit brachte und zu deren Aufnahme in ſeiner Vaterſtadt er viel that. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Chriſt-Church gewählt und behielt dieſe Stelle bis an ſeinen Tod. 1762 erhielt er den Poſten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeit lang ohne öffentliches Amt, bis 1774, wo er Sekretär und Controleur der Königin wurde. Neben den mit dieſer Stelle verbundenen Geſchäften fand er noch Muße, ſeine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchſtück eines größern Werks über die peripatetiſche Logik ſind, das er nicht beendigte. Zuletzt erſchienen ſeine Philosophical inquiries, die eine Geſchichte der Kritik und Betrachtungen über die Proſodie und Aeſthetik enthalten. Er ſtarb 1750 Sein Sohn, Lord Malmesbury (ſ. d. Art.), gab 1802 die Werke ſeines Vaters heraus.

Harriſon (John), ein berühmter engliſcher Mechanicus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man ſich zu den Längenbeſtimmungen bedient. Er war 1703 zu Foulby in der Grafſchaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe ſeines Vaters, der ein Zimmermann war. 1726 machte er die Erfindung ſeines Pendels, und wandte es bei zwei faſt ganz aus Holz verfertigten Uhren an,

welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß ſie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1728 begab er ſich mit den Zeichnungen zu einer Maſchine, die Meereslängen zu beſtimmen, nach London. Die Maſchine ſelbſt brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete ſie nach und nach in den Jahren 1739 bis 1749. Endlich ſah er durch eine neue Arbeit ſeine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er ſich dadurch angefeuert fühlte, einen vierten Zeitmeſſer zu verfertigen, dem er die Geſtalt einer Taſchenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmeſſer gab. Er empfing dafür den Preis von 20,000 Pf. Sterl., welche durch eine Parlamentsakte 1714 demjenigen zugeſichert worden, der ein für die genaue Längenbeſtimmung geeignetes Inſtrument erfinden würde. In ſeinen letzten Jahren verfertigte Harriſon nach den letzten Grundſätzen noch einen fünften Zeitmeſſer, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen ſechs Wochen nur um 4½ Secunde abwich. Er ſtarb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rückſicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntſchaft mit literariſchen Gegenſtänden beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung ſeiner neuen Tonleiter oder mechaniſchen Eintheilung der Octave. Harriſon hatte ein ſehr feines Ohr, und war in ſeiner Jugend ein Meiſter in der Muſik geweſen.

Härte iſt die Eigenſchaft der Körper, nach welcher ſie einer beträchtlichen, auf ſie einwirkenden Kraft Widerſtand leiſten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Abſolut hart iſt kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, deſſen Theile ſich leichter als die ſeinigen trennen laſſen, da er in Rückſicht auf andere weich ſein kann. Hiemit ſtimmt die dynamiſche Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, blos auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich ſind. Nach den atomiſtiſchen Grundſätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine abſolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Haruſpex, ſ. Aruſpex.

Harvey (William), ein berühmter engliſcher Arzt, wurde 1578 zu Folkſtone in Kent geboren, ſtudirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des mediciniſchen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben dieſem Collegium, und ſtarb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Practiker und ſcharfſinniger Beobachter. Was ihn unſterblich macht, iſt ſeine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Er war der erſte, welcher 1619 in ſeinen Vorleſungen den Kreislauf des Blutes öffentlich und in ſyſtematiſchem Zuſammenhange bewies. 1628 wurde ſein Syſtem unter dem Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis, zu Frankfurt dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch ſchrieb er ſpäterhin: De circulatione sanguinis, Rotterd. 1649. Die Handſchrift ſeiner Vorleſungen befindet ſich in dem brittiſchen Muſeum. Dieſe Entdeckung vollendete den Sturz des Galeniſchen Syſtems, und gab, verbunden mit Descartes und Newtons Philoſophemen, Veranlaſſung zum Entſtehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematiſchen Syſtems, deſſen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medicin die möglichſte Gewißheit zu verſchaffen gedachte. Harvey zog ſich durch ſeine Entdeckungen unter den Aerzten viele

Gegner und Feinde zu, welche ſeine Lehre, die keiner mehr bezweifelt, zu verkleinern ſuchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil ſeiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jakob I., und deſſen Nachfolger, Carl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunſt beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, iſt ſeine Lehre von der Erzeugung organiſcher Körper. Harveys Ausſpruch, daß alles, was lebt, aus Eiern entſteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angeſehen, und ſomit die ſogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organiſchen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. ſ. w.) noch täglich ohne Eier, blos durch den zufälligen Zuſammenfluß gewiſſer Stoffe entſtehen ſollen. Harvey ſtützte ſich bei dieſer Behauptung, ſo wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er ſchrieb über dieſen Gegenſtand: de generatione animalium, Lond. 1651, und de ovo. Seine verſchiedenen Schriften ſind mit Harveys Lebensbeſchreibung 1766, II Vol. 4, von Dr. Lawrence in London zuſammen herausgegeben worden. Seine Schreibart iſt lebhaft und edel, wie ſein Charakter es war. Er erwiederte die hämiſchen Anfeindungen ſeiner Gegner mit ſanfter Schonung und Gelaſſenheit.

Harwich, an der Mündung des Stour, der Haupthafen der engliſchen Provinz Eſſex, eine ſehr geräumige, ſichere und tiefe Bai, worin man wol 100 Kriegsſchiffe nebſt vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit geſehen hat. Der Eingang iſt von der Seite von Suffolk durch Languard-Fort vertheidigt. Nahe bei der Stadt, die gegen 14,000 Einwohner zählt, und auch wegen ihrer Bäder beſucht wird, auf Beacon-Hill, iſt wegen der gefährlichen Küſte ein ſchöner Leuchtthurm. Ferner iſt hier ein königliches Werft für Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten iſt Harwich die Station der Packetboote für Helvoetſluis und Hamburg.

Harz, Deutſchlands nördlichſtes Hauptgebirge, von wo ſich gegen Norden nach der Oſt- und Nordſee eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erſtreckt. Der Harz iſt ein frei ſtehendes, aber von niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das 16 Meilen lang und 4 bis 6 Meilen breit iſt. Die wahren Harzgebirge fangen öſtlich im Mansfeldiſchen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgiſche, die Grafſchaften Stolberg, Hohenſtein und Wernigerode, einen Theil von Halberſtadt und Blankenburg, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo ſie ſich gegen Weſten bei der braunſchweigiſchen Stadt Seeſen endigen. Ihr Flächeninhalt beträgt 64 Q. M. mit 56,000 Einw. in 40 Städten, Flecken und vielen Dörfern, wovon Hannover den größten Theil beſitzt. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannsſprache werden die ſieben Bergſtädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde zum Oberharz gerechnet; Unterharz begreift nach dieſer Eintheilung blos den Rammelsberg bei Goslar mit ſeinen Hütten, und das Salzwerk bei Harzburg. Im weitern Sinne hingegen ſcheidet der Brocken, der höchſte Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des Gebirges bildet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Weſten des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und iſt der höhere, erzreichſte und größere Theil; was oſtwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturſchönheiten übertrifft, aber weniger Flächenraum hat. Der Brockin theilt die Gewäſſer: alle öſtlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme, gehen in die Elbe; alle weſtlichen, als die Oder, Sieber, Söſe, Nette, Innerſte, Ocker, Radau, Ecker

und Ilſe, fallen der Weſer zu. Weit höher als der Harz ſind in Deutſchland die deutſchen Alpen, das Rieſengebirge und der Schwarzwald. Der Brocken, die höchſte Kuppe des Harzes, iſt 3489, nach Andern 3435 Fuß hoch; dieſem folgen der Bruchberg (2755 Fuß), der Wormberg (2667 Fuß) und die Ackermannshöhe (2605 Fuß). Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächſt liegenden Hauptſtocke des Gebirges einnimmt, beſteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteriſtiſches Kennzeichen die Grauwacke iſt; am Fuße dieſes Grauwackengebirges, in welchem vorzüglich der Erzreichthum ſich befindet, ſind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima, beſonders des Oberharzes, iſt kalt. Erſt zu Ende Mais läßt in der Regel der Froſt nach, und ſchon zu Ende Septembers ſtellt ſich derſelbe wieder mit Schneegeſtöber ein, und ſelbſt im Junius ſind Nachtfröſte keine Seltenheit. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum ſechs Wochen, und ſelten ſchmilzt auf den höchſten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verliſcht auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes iſt bis auf die Spitze des Brokken durchaus bewaldet (allein der hannöveriſche Antheil hat 286,363 Morgen Waldung). Auf dem Brocken ſelbſt ſteht die Fichte zu einem Zwergbaum zuſammengeſchrumpft; auf den niedrigern Bergen vermiſchen ſich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge ſind mit den ſchönſten Eichen, Buchen, Birken ꝛc. bedeckt. Auch hat das Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, an isländiſchem Mooſe und den ſchönſten Graswuchs; im Sommer nähren ſich große Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Pferden von ſeinen aromatiſchen Kräutern. Der Getreidebau auf dem Oberharze beſchränkt ſich höchſtens auf Hafer; der Unterharz treibt ſchon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirſche, Rehe, wilde Schweine, Füchſe, wilde Katzen ꝛc. Der Reichthum des Harzes beſteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Dieſe beſtehen vorzüglich in wenigem Golde*) aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eiſen, Blei, Kupfer, Zink, Arſenik, Braunſtein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaſter ꝛc. Man ſchätzt den Ertrag der hannöveriſchen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberſchuß bleibt. Doch lebt davon der größte Theil der Bewohner des Harzes. Die Städte des Oberharzes ſind ſämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Anſehen. In den gewöhnlichen Häuſern iſt blos der ein bis drei Fuß hohe Grund, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen ſelbſt ſind ſo gebaut. Die Häuſer ſind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunſtvollen Einrichtungen, der Brocken mit ſeiner weiten Ausſicht, jetzt auf ſeiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshauſe, nach ſeinem Erbauer, dem Grafen Stolberg-Wernigerode, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeſte Gebirgsgegend und ſchönſte Partie des Harzes bei dem halberſtädtiſchen Dorfe Thale; die verſchiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle; das romantiſche Selkenthal mit dem Mädchenſprunge und dem Alexisbade; das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiſer für Reiſende iſt

*) Seiner Seltenheit wegen ſchlug man daraus ehemals Dukaten mit der Inſchrift: Ex auro hercyniae.

das Taſchenbuch für Reiſende in den Harz von Gottſchalk, davon jetzt die zweite Auflage erſchienen iſt.

Harz. Im gemeinen Leben verwechſelt man dieſen Pflanzenſtoff ſehr häufig mit den Gummiarten, mit denen ſie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei iſt. Harze nennt man ſolche Stoffe, die aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erharten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Waſſer, ſondern nur im Weingeiſt ſich auflöſen laſſen, in der Wärme zergehen und flüſſig werden, an der Flamme ſich leicht entzünden, oder mehr oder weniger Geruch und Geſchmack haben. Sie ſind beſonders in der Wurzel, dem Holze und den Knoſpen der Pflanzen enthalten, und laſſen ſich aus dieſen Theilen durch die Kunſt ziehen. Im menſchlichen Leben ſind ſie zum Theil ſehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Maſtix und viele andere.

Haſenclever (Peter), einer der ſcharfſinnigſten Männer ſeines Standes, der ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte mit einem umfaſſenden, in die großen Welthändel eingreifenden Geiſte führte, und von dieſem höhern Geſichtspunct aus betrachtete, wodurch er ſich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remſcheid im Bergiſchen 1716 geboren, widmete ſich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeſchäften, bereiſte wiederholt die meiſten europäiſchen Länder, und trieb lange ſehr bedeutende Geſchäfte, vorzüglich in Frankreich, Liſſabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das ſein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für deſſen amerikaniſchen Eiſenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte ſeiner Anſtrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er ſich zu Landshut in Schleſien nieder, machte ſich um den ſchleſiſchen Leinwandshandel vielfältig verdient, begründete noch in ſeinem Alter ein anſehnliches Etabliſſement, bei deſſen Verwaltung er allenthalben eben ſo viel Einſicht als Rechtſchaffenheit zeigte, und ſtarb allgemein geachtet im J. 1792. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die eben ſo viel Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe ſind.

Haſenſcharte (labium leporinum) wird die Trennung der Lippe in zwei oder mehrere Theile deshalb genannt, weil eine ähnliche Bildung bei dem Haſen natürlich iſt. Dies Uebel entſteht entweder durch zufällige Verletzungen, welche nicht get[illegible] geheilt worden, oder durch fehlerhafte urſprüngliche Bildung, uud iſt in dem letztern Falle angeboren. Dann erſtreckt ſich die Trennung bisweilen auch auf den Gaumen und heißt Wolfsrachen. Schädlich wird die Haſenſcharte dadurch, daß ſie das Sprechen und Kauen behindert und den Speichel in zu großer Menge ausfließen läßt. Bei der Haſenſcharte, welche als Bildungsfehler erſcheint, kann man nicht an eine Trennung des früher Vereinigten denken, ſondern es iſt eben die Vereinigung nicht ſo, wie es geſchehen ſollte, zu Stande gekommen. Darum bringt Medel dieſen Bildungsfehler mit andern ähnlichen in eine Reihe und rechnet ihn zu den Hemmungsbildungen. Das Uebel iſt meiſtens leicht dadurch zu entfernen, daß 1) die Ränder in der Spalte wund geſchnitten, und 2) dieſe wunden Ränder alsdann durch einen zweckmäßigen Verband mit einander in Berührung erhalten werden. Unter dieſen Umſtänden verwachſen ſie, wie jede andere Wunde und es bleibt am Ende blos eine Narbe an der Stelle der Trennung zurück.

Häſer (Charl. Henr.), berühmte Sängerin, iſt 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die

Kunſt hochverdienten Muſikdirectors der Leipziger Univerſität, J. G. Häſer. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt ſie zunächſt ihrem Vater und dem trefflichen Muſikdirector Schicht in Leipzig. Im Beginnen ihrer künſtleriſchen Laufbahn, erwarb ſie ſich, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunſt. 1804 wurde ſie bei der italieniſchen Oper in Dresden angeſtellt und vervollkommnete ſich unter der Leitung des zu früh verſtorbenen Muſikdirectors Geſtewitz und des berühmten Hofſängers Ceccarelli immer mehr, ſo daß ſie in einigen Jahren mit der rühmlich bekannten Signora Pär wetteifern konnte. Bald nachher erhielt ſie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erſte Sängerin. Ihre ſchöne Stimme, ihre Kunſtfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italieniſchen Geſangesmethode mit deutſcher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr auch dort eine ausgezeichte Aufnahme und allgemeinen Beifall. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte ſie ihren Ruf durch ſtrenge Sittlichkeit und eine ſeltene Beſcheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch ſpäter von mehreren Kunſtanſtalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica zu überreichen. Die ausgezeichnetſten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Beſitz. Sie ward zu wiederholtenmalen nach Rom berufen, wo ſie einen ſeltenen Triumph errang; auch war ſie die erſte Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künſtlern Crescentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künſtlerin am großen Theater St. Carlo für ein ganzes Jahr angeſtellt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß ſie die höchſte Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder, der entſchiedenen Antheil an ihrer Kunſtvollendung hat, begleitete ſie auf ihren Reiſen. Seit einigen Jahren aber hat ſich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen, lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreiſe von Kunſtfreunden.

Haſſe (Joh. Adolph), königl. polniſcher und churfürſtl. ſächſiſcher Ober-Capellmeiſter, einer der berühmteſten Componiſten Deutſchlands, des 18. Jahrh., war zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren, erlernte die Elemente der Muſik in ſeinem Geburtsorte, und brachte die erſten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Joh. Ulr. König bemerkt, und dieſer große Muſikfreund, der ſpäter vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoriſten für das Hamburger Operntheater. Der berühmte Kaiſer war damals Componiſt an demſelben, und ſeine Meiſterwerke dienten Haſſe zu Muſtern, der ſich binnen vier Jahren als Sänger und Cembaliſt ſo trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunſchweig 1722 als Hof- und Theaterſänger zu ſich berief. Schon 1723 trat er mit ſeiner erſten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieſes günſtigen Erfolgs fühlte Haſſe, der ſich bisher ſeinem Genie überlaſſen hatte, ohne ſich den gründlichen Studien des Contrapuncts zu unterwerfen, die Nachtheile dieſer Vernachläſſigung, und beſchloß, die Kunſt des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reiſte 1724 nach Italien, und ſtudirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Geſellſchaft kennen, und gewann ihn wegen ſeiner Talente und Beſcheidenheit ſo lieb, daß er ihm ſeinen Unterricht ſelbſt anbot; ja die Zu-

neigung des würdigen Greiſes ging ſo weit, daß er ihn nicht anders als ſeinen Sohn nannte. 1725 bekam Haſſe die erſte Gelegenheit, ſich als Componiſt zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Urſache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Muſik zu ſetzen, welche nächſten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden ſollte. Dieſe Arbeit gründete ſeinen Ruf vollſtändig, und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an ſtritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Haſſe als Capellmeiſter an der Spitze ihres Orcheſters zu haben. 1727 ging er nach Venedig, wo ſeine nachherige Gattin, Fauſtina Bordoni, damals in ihrer ſchönſten Blüthe, und der Gegenſtand allgemeiner Verehrung, als ſie ihn einſt auf dem Flügel ſpielen hörte, ihm ihre Gunſt ſchenkte und ſeine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeiſterſtelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der ſich jetzt auch nach Deutſchland ausbreitete, verſchaffte ihm den Ruf als Obercapellmeiſter nach Dresden mit einem Jahrgehalte von 12,000 Thalern für ſich und ſeine Gattin. Haſſe nahm dieſes eben ſo vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er ſich bis 1740 wechſelsweiſe dort und in Deutſchland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direction der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwiſtigkeiten mit Händel dieſem einen würdigen Componiſten entgegen zu ſtellen. Erſt nach wiederholten Aufforderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und ſeine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, deſſen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da ſein Nebenbuhler Porpora dieſe Stadt verlaſſen hatte, ſo beſtimmte ihn dieſer Umſtand, verbunden mit der günſtigen Aufnahme, die er am Hofe fand, 1740 daſelbſt einen feſten Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam nach der Schlacht von Keſſelsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieſer kunſtliebende Fürſt, der Haſſes Talente ſelbſt kennen zu lernen wünſchte, befahl ihm, eine ſeiner Opern auf dem großen Theater in ſeiner Gegenwart aufzuführen. Haſſe wählte den Arminio, und ward von dem König mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beſchenkt. Der Verluſt ſeiner Tenorſtimme, 1755, kränkte ihm bei weitem weniger als der Verluſt ſeiner ſämmtlichen Bücher und Handſchriften, welche eben zur vollſtändigen Ausgabe aller ſeiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Penſion geſetzt, begab er ſich 1763 nach Wien, wo er außer verſchiedenen andern ſeine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit ſeiner ganzen Familie nach Venedig ging, woſelbſt er ſeine Thätigkeit noch an verſchiedenen Arbeiten bewährte und 1783 ſein Leben beſchloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für ſeine Beerdigung ein Requiem geſetzt, welches von der Kraft ſeines Geiſtes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Haſſe mit Recht für den natürlichſten, eleganteſten und einſichtsvollſten Tonſetzer ſeiner Zeit an, der beſonders die Stimme als Hauptgegenſtand betrachtete, und die Inſtrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, ſo einfach als möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergoleſe, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geſchrieben hat er ſo viel, daß er ſelbſt geſtand, er würde manches ſeiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder zu Geſicht bekäme. Von Metaſtaſio

hat er, außer dem Themiſtokles alle Opern, und die meiſten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und ſein Herz eben ſo vortrefflich, als ſein Talent ausgezeichnet. Seine Gattin, Fauſtina Bordoni, geboren zu Venedig 1700, verdient als eine der größten und ſchönſten Sängerinnen des 18. Jahrh. beſondere Erwähnung. In ihrem 16. Jahre betrat ſie zuerſt in ihrer Vaterſtadt das Theater, überall, wo ſie ſich hören ließ, ward ſie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1726 ging ſie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1724 wurde ſie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo ſie ſich mit Haſſe verband, ſang ſie 1731 zum erſtenmal, und war ſeitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieſer ſeltenen Frau hat Rochlitz geliefert in ſeinen Denkmalen glücklicher Stunden, Bd. I.

Haſſelquiſt (Friedrich), einer der berühmteſten ſchwediſchen Naturforſcher, und Schüler Linné's, war 1722 zu Toernwalla in Oſtgothland geboren. Bei dem Tode ſeines Vaters, der hier Pfarr-Vicarius geweſen, war er hilf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb ſich Freunde, die ſeine Studien unterſtützten. In Upſala, wohin er 1741 gekommen war, beſchäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeſchichte, und er machte darin unter Linné große Fortſchritte. Als ſein geiſtvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeſchichte von Paläſtina bei weitem nicht ſo erläutert ſei, wie die der meiſten Gegenden Aſiens, fühlte Haſſelquiſt das heißeſte Verlangen, dieſes Land zu ſehen und zu unterſuchen. Er beſiegte alle Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg legten, und ſchiffte ſich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er nach Cairo, unterſuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und ſammelte Naturerzeugniſſe. 1751 ging er über Damiette und Jaffa nach Paläſtina. Hier beſuchte er von Jeruſalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forſchte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Inſekten, Fiſchen u. ſ. w. zuſammen, ja auch auf arabiſche Handſchriften, auf Mumien und Münzen erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendſten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus ſeinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen ſo reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

Haſtings (Warren), berühmt durch einen der ſchwierigſten und koſtſpieligſten Prozeſſe, geboren 1732, war der Sohn des Pfarrers von Churchill, einem Dorfe bei Daylesford in Worceſterſhire. Sein Oheim, Howard Haſtings, ließ ihn nach des unbemittelten Vaters Tode auf der Schule zu Weſtminſter erziehen; als auch dieſer ſtarb, blieb er gänzlich fremder Hilfe überlaſſen. Dr. Nichols, Rector der Weſtminſter Schule unterhielt ihn auf der Univerſität zu Oxford, und H. Creswick, einer von den Directoren der oſtindiſchen Compagnie, Teſtaments-Vollſtrecker des Oheims, verſchaffte dem jungen Warren die Stelle eines Schreibers in Indien, wohin er 1749 ſich begab. Hier ſtudirte er perſiſch und alles was auf die brittiſchen Angelegenheiten in Indien Bezug hatte. In der Folge diente er als Freiwilliger in der Armee des Oberſten Clive, als dieſer Calcutta wieder eroberte.

1761 ward er Mitglied der Regierung von Bengalen. Vier Jahre nachher ging er, man weiß nicht, aus welcher Urſache, nach England zurück, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete, und eben hatte er um die Profeſſur der perſiſchen Sprache in Oxford angehalten, als ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des Parlaments erregten, und die Regierung ihn zum Regierungsrath in Madras ernannte. 1771 ward er Gouverneur von Bengalen, und 1773 erhob ihn Lord North zu der wichtigen Stelle eines General-Gouverneurs im brittiſchen Oſtindien. Er behielt dieſen Poſten 13 Jahre lang, verwaltete ſein Amt unter ſchwierigen Umſtänden, vergrößerte und befeſtigte die Macht der Compagnie auf Koſten der oſtindiſchen Fürſten, was allerdings nicht ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten geſchehen konnte, und zeigte ſich zugleich als einen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Einkünfte der Compagnie brachte er von 3 Mill. bis auf 5 Mill. Pfund Sterling. Da jedoch Lord North ſchon 1782 aus dem Miniſterium verdrängt worden, waren deſſen Gegner bemüht, auch ſeine Schützlinge zu ſtürzen. Haſtings ward auf Dundas Antrag 1785 zurückberufen, und ſogleich bei ſeiner Ankunft in England in ein faſt unüberſehbares Gewirr von Anklagen verwickelt. Die vorzüglichſten Redner der Oppoſitionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan u. A., traten wider ihn auf. Er ward beſchuldigt, in Oſtindien mit tyranniſcher Willkür gehandelt, unmäßige Geldſummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürſten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungeſcheut ausgeübt zu haben. Am 17. Febr. 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, ward damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwieſen, und der Staatsprozeß nahm den 13. Febr. 1788 in der Weſtminſterhalle ſeinen Anfang. Der perſönlichen Haft entging Haſtings durch Leiſtung einer anſehnlichen Caution und durch Stellung unverwerflicher Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtsſache vor dem Oberhauſe erfordert, und die Langſamkeit, welcher ein jeder Prozeß vor dem Parlament um deswillen unterworfen iſt, weil er nur unter beſtändigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerten das Endurtheil. Manche Anklagepuncte erforderten eine genaue Unterſuchung der oſtindiſchen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Oſtindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehrere Tage. Alle dieſe Umſtände verurſachten eine ſo große Zögerung, daß man am 15. April 1794 die 120ſte Sitzung im Oberhauſe hielt, ohne zu Ende gekommen zu ſein. Die öffentliche Meinung, ſo ſehr die großen Talente der Ankläger dieſelbe anfangs gewannen, hatte ſich indeß einſtimmig für Haſtings erklärt, und die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Oſtindien entſchied für ihn. Dieſer Mann, der im Lande ſelbſt die genaueſten Unterſuchungen angeſtellt hatte, ſprach durchaus günſtig für den Angeklagten, und machte auf das große Verdienſt deſſelben aufmerkſam, Oſtindien durch ſeine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der amerikaniſchen Provinzen für alle übrigen Colonien ein ſo gefährliches Beiſpiel war. Auch das großmüthige und unparteiiſche Zeugniß des franzöſiſchen Obriſten Gentil, den Haſtings aus Indien verbannt hatte, ſprach zu ſeinem Vortheil. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 den Vorſchlag, daß jedes Mitglied des Oberhauſes namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewiſſen ſein Schuldig oder Unſchuldig ausſprechen ſolle. Dies geſchah, und ſo ward Haſtings, der das Urtheil knieend anhörte, am 13. April 1795 durch die Mehrheit von allen Anklagepuncten freigeſprochen, und blos zu den

Prozeßkoſten (71,080 Pf. Sterl.) verurtheilt; dem Staate ſelbſt hatte der Prozeß überdies noch einen Aufwand von 100,000 Pf. verurſacht. Haſtings hatte indeß in ländlicher Einſamkeit gelebt, und ſeine Vertheidigung geſchickten Sachwaltern überlaſſen. Die oſtindiſche Compagnie entſchädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pf., auf 28 Jahr, zahlte davon 42,000 Pf. voraus, und bewilligte ihm ein Darlehn von 50,000 Pf. Das Jahrgeld ward 1813 auf Lebenszeit verwilligt. Haſtings hatte eine Menge Koſtbarkeiten aus Indien mitgebracht, welche bei dem Umſturz des Landes in ſeine Hände gekommen waren. Die auserleſenſten wurden dem Könige dargebracht. So ſah man bis auf die neueſten Zeiten in Buckinghamhouſe den Thron des bengaliſchen Herrſchers ganz mit Juwelen bedeckt, und in Frogmore, dem lieblichen Landſitze der kürzlich verſtorbenen Königin, in der Nähe von Windſor, ein Bettgeſtell und ein Dutzend Armſtühle ganz von Elfenbein, trefflich gearbeitet. Dieſe Geſchenke erregten den allgemeinen Glauben, daß der Gouverneur ſelbſt außerordentlich reich ſein müſſe, welches ſich jedoch nicht beſtätigte. Er ſtarb am 22. Sept. 1818 auf ſeinem Landgute Daylesfordhouſe, im 68. Jahre ſeines Alters, ohne ſeiner Wittwe, einer gebornen Deutſchen, die er in Indien geheirathet hatte, Kinder zu hinterlaſſen. Feine Sitten, eine edle Handlung, ſchöne Bildung, verträgliche Sinnesart und ein ſtets anſtändiges Betragen erwarben ihm die Achtung und Liebe aller, die ihn kannten, und wenn er von dem Vorwurf der Härte gegen die unglücklichen Bewohner Indiens nicht ganz frei geſprochen werden kann, ſo iſt man dagegen jetzt in ganz England der feſten Ueberzeugung, daß dieſer durch eine politiſche Partei ſo lange und ſo grauſam verfolgte Mann der Retter des brittiſchen Oſtindiens geweſen ſei. Auch als guter Architekt und Ingenieur, ſelbſt als Dichter iſt Haſtings bekannt. Unter ſeinen Schriften nennt man ſeinen Bericht von dem Aufſtande in Benares, 1782; ſeinen Bericht von dem Zuſtande Bengalens im Jahr 1785; ſeine Memoiren über den Zuſtand von Indien, die er 1786 herausgab; mehrere Schreiben an die Directoren der oſtindiſchen Compagnie von 1786 und 1788, und ſeine Vertheidigungsrede von 1791.

Hatſcherif, Hattiſcherif, wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom türkiſchen Kaiſer kommt, und den dieſer eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl ſoll nach ſeiner Form und nach ſeinem Inhalt vollzogen werden," unterſchreibt, welche Worte mit goldener Einfaſſung oder ſonſt ausgezeichnet werden. Ein alſo ertheilter Befehl iſt unwiderruflich.

Haubitze iſt ein Geſchütz, welche das Mittelding zwiſchen Kanone und Mörſer macht. Wie jene ruht ſie auf einer Laffete, und wirft ihre Granaten in einem der Horizontallinie nahe kommenden Bogen (höchſtens 16°), iſt dagegen in der innern Einrichtung mit der Kammer und dem weiten Fluge, den Mörſern ähnlich. Die Länge des Rohs beträgt 5 — 7 Caliber. Man wirft aus der Haubitze Granaten (d. h. bombenähnliche Hohlkugeln), Kartätſchen, und zuweilen auch Leuchtkugeln. Immer bleibt jedoch das Werfen der Granaten der Hauptzweck, indem man dadurch im freien Felde Truppen, beſonders wenn ſie hinter einem Hofe, einem Walde und dgl. gegen Kanonenfeuer gedeckt ſtehn, zu erreichen, und ihnen durch das Crepiren der Granaten zu ſchaden, außerdem aber Dörfer und Städte in Brand zu ſchießen, Beſatzungen von Schanzen und Feſtungen auch hinter Bruſtwehr und Wall mit ihnen zu ängſtigen ſucht. Sie ſind deutſcher Erfindung und hießen anfangs **Haufenitz**, weil man ſie bis zur Mündung mit al-

ten Nägeln, gehacktem Blei und dgl. als Kartätſchen ausfüllte. Hier-von kam das franzöſiſche Obusier, das engliſche Howitzer, indem ſie beide Nationen, obgleich erſt ſpät, von uns annahmen. P.

Haug (Joh. Chriſtoph Friedr.), rühmlich bekannt als Lieder- und Epigrammendichter, iſt geboren 1761 zu Niederſtozingen im würtembergiſchen Oberamte Alpeck. Er erhielt von ſeinem Vater, der Pfarrer in Magſtatt war, den erſten Unterricht, beſuchte ſpäter die lateiniſchen Claſſen in Ludwigsburg, wo er durch ſeinen Lehrer, den Oberpräceptor Winter, Freude an lateiniſchen Verſen gewann, ſodann das Stuttgarter Gymnaſium, und ſtudirte auf der hohen Carlsſchule die Rechte. Bei den jährlichen Prüfungen erhielt er in der philoſophiſchen Geſchichte, der Optik, der Experimentalphyſik, den römiſchen Alterthümern u. ſ. w. nach und nach dreizehn Preismedaillen, und zuletzt den akademiſchen Orden. Hier lebte er in vertrauter Bekanntſchaft mit Hoven, Peterſen, Schiller u. a., und entſchied ſich (einer Prophezeiung in Verſen auf ſeines Vaters Hochzeit gemäß) für Poeſie. Da ihm zunächſt Epigrammendichter zur Hand kamen und dadurch eine reiche Ader epigrammatiſchen Witzes, die ſich ſeitdem in unverſiegender Fülle ergoſſen hat, in ihm angeregt wurde, ſo bearbeitete er hauptſächlich dieſe Gattung, und erwarb ſich den Ruhm eines der vorzüglichſten deutſchen Epigrammatiker. Aber auch in der Ode, ſowol der ernſthaften als der gemüthlichern, verſuchte er ſich mit Erfolg. Ueberdies beſitzt er ein ſeltenes Talent im Improviſiren. Nach achthalbjährigem Aufenthalt auf der Univerſität ward er 1783 Secretär bei dem herzoglichen geheimen Cabinet, ſtieg 1794 zum Geheimen Secretär und wurde 1817 zum königl. Hofrath und Bibliothekar ernannt. In dieſen ſeiner Neigung entſprechenden Aemtern lebt er glücklich im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunds, und erfreut ſich auch der Verbindung mit trefflichen Männern des Auslandes. Seine Muße hat er ſtets der Poeſie und Literatur zugewendet. Er arbeitete an mehrern gelehrten Zeitungen, Journalen und Taſchenbüchern, nimmt ſeit 1807 an der Herausgabe des Morgenblattes Theil, und hat mehrere, theils größere, theils kleinere Gedichtſammlungen herausgegeben, worüber wir auf Meuſel verweiſen. Wir dürfen bald einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Gedichte entgegenſehen.

Haugwitz (Chriſtian Heinr. Carl, Graf von), königl. preußiſcher erſter Staats- und Cabinetsminiſter, wurde 1758 in Schleſien auf einem ſeiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln, ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine, mit einem gewiſſen Grad von Idealität ausgeſtattete Gemüthsart. Die ſtille Betriebſamkeit und die ſchlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut machte auf ihn einen tiefen Eindruck; das patriarchaliſche Leben der ehrwürdigen Vorzeit ſtand vor ſeinem Auge, und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerſtreuungen finden, welche den Menſchen hindern, ſich ſeiner bewußt, mit ſich ſelbſt vertraut zu werden. Daher die Spuren von ſtiller, einfacher, kein Aufſehen erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweiſe von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz Leben ein Muſter aufſtellt. Er ſtudirte in Göttingen mehrere Jahre, und war nicht lange in ſeine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung ſeines Herzens folgend, ſich mit der Tochter des berühmten Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reiſe nach Italien antrat. Mehrere Jahre lang feſſelten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundſchaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienver-

hältniſſe rieſen ihn endlich nach Schleſien zurück, wo er ſich in der Verſchönerung ſeiner Beſitzungen gefiel, und durch ſeinen anſpruchsloſen Eifer nützlich zu ſein, ſich Achtung und Liebe erwarb. Die ſchleſiſchen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem ſie ihn zum General=Landſchaftsdirector wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Joſephs Tode hatte Leopold II. den Kaiſerthron beſtiegen. Dieſer wünſchte, im Einverſtändniſſe mit Preußen, gewiſſe weitumfaſſende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber ſeine durch den preußiſchen Geſandten Jacobi=Klöſt gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets ſtand, keinen Eingang. Der Kaiſer ſchrieb die Schuld dem Geſandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerkſam zu machen, und ſich denſelben zum Geſandten an ſeinem Hofe zu erbitten. Der König gab dieſem Wunſche um ſo leichter nach, da die zahlreichen Widerſacher Herzbergs dieſe Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günſtigſten Lichte zu zeigen. So bekam dieſer ſehr unerwartet den Antrag, ſich als Geſandter nach Wien zu begeben. Er wandte ſeine Ungeübtheit in diplomatiſchen Geſchäften dagegen ein; da er indeß wohl einſah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen Fürſten mißfallen müſſe, nahm er den Geſandtſchaftspoſten an, verbat ſich jedoch jede Art der Beſoldung. Mit Haugwitz Ankunft am Wiener Hofe ſchien Leopold einen erwünſchten Vermittler zwiſchen ſich und dem preußiſchen Hofe gefunden zu haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit ſeinem Wirkungskreiſe, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Folgen er nicht zu entſcheiden vermochte, und welche Preußens wahrem Wohl zuwider waren. Die Reichenbacher Convention von 1790 und der Pilnitzer Vertrag werden als ſolche angeſehen. Darauf folgten der unglückliche Rückzug aus der Champagne, und der zweckloſe Kampf am Rhein und in Polen. Unterdeſſen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab dieſem, an des Grafen von Schulenburg Stelle, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und die oberſte Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In dieſem Poſten wußte Haugwitz, trotz mancher kritiſchen Verwickelungen, Preußen gleichſam zum Mittelpunct aller politiſchen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor ſeinem Tode die Verdienſte ſeines Miniſters mit dem ſchwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geſchenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, behielt Haugwitz ſeinen vollen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetsſecretär Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politiſchen Angelegenheiten leitete, ein entſchiedenes Beſtreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und ſein Syſtem gewährte dem preußiſchen Hauſe beträchtliche Erwerbungen. Als aber 1803 die franzöſiſchen Truppen Hannover beſetzten, erſchien dieſer Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands, welche Preußen bisher zu behaupten ſuchte, und der König erhielt eine andere Anſicht ſeiner politiſchen Lage. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, wollte ſeine Grundſätze eben ſo wenig aufgeben, als ſein friedlicher Charakter ihm Widerſtand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranlaßt habe, beim Könige den Urlaub nachzuſuchen, ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg ſeinen Platz, der ſeines Vorgängers Syſtem dahin modificirte, daß Preußen durchaus neutral blieb. Indeß führte der Durch=

marſch der Franzoſen durch Anſpach 1805 Differenzen herbei, die ſogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um ſo geneigter zur Unterhandlung geweſen, als bereits während ſeiner Rüſtungen die Ereigniſſe von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, deſſen Grundſätze ihm ſchon eine erprobte Anhänglichkeit an ſeinen Ideengang verriethen; deswegen verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erſchien in Wien, wo Napoleon ſich eben zur Schlacht von Auſterlitz anſchickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Frankreich Hannover an Preußen überließ, und die Neutralität Norddeutſchlands anerkannte. Haugwitz erlangte das vorige Vertrauen wieder und nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Allein ſein politiſches Syſtem fand lauten Tadel, und während die Beſitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem ſich Frankreich um dieſelbe Zeit näherte, trübten ſich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Preußen mehr als je; Haugwitz begab ſich als damaliger Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Er war Zeuge der Jenaer Schlacht, zog ſich nach derſelben auf ſeine Güter in Schleſien zurück, und ging ſpäter, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er iſt ſeitdem aus dem Privatſtande nicht wieder hervorgetreten. Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Univerſität Breslau ernannt.

Hauptbuch, ſ. Buchhalterei.

Hauptſatz, ſ. Thema.

Hauptton oder Grundton heißt derjenige Ton, deſſen diatoniſche Tonleiter bei Anordnung eines Tonſtücks zum Grunde gelegt iſt, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h. ſelbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich deſſen Dreiklang ſowol am Anfange als am Ende des Tonſtücks gehört wird, oder welcher das Tonſtück anfängt und ſchließt. Es kann jeder in das gegenwärtige Syſtem eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müſſen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältniſſe geſetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtons entſcheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom erſten und zweiten Grade der Verwandſchaft u. ſ. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derſelben groß vor, ſo nimmt man die Tonart hart, kommt ſie als klein vor, ſo nimmt man ſie weich. (S. Ton, Tonart.) In einem andern Sinne heißt derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accorde der tiefſte iſt, weil gleichſam die ganze Harmonie auf ihn gegründet iſt, und aus ihm ſich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton derjenige, der als beziffert in Tonſtücken vorkommt, zum Unterſchied derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Hausehre. So nannte der Ritter und der gewerbſame Bürger des Mittelalters ſeine ihm vermählte Gattin. Beide erſtern waren thätig für die Ehre ihrer Familie, ihrer Corporation und zugleich für den Erwerb. Dem Vergnügen hingen beide an, aber der Bürger weniger als der Ritter. Andere Pflichten trafen die Hausfrau in der innern Verwaltung. In allen wichtigen Angelegenheiten hatte ſie wenigſtens eine berathende Stimme. Sie gab dem Kinde, es ſei Sohn oder Tochter, die erſte körperliche und geiſtige Bildung, ſie hielt Ordnung in dem oft weitläuftigen Haushalt, ſie ſparte insgeheim, in-

deß der Eheherr öffentlich prunkte. Je mehr der Eheherr aus Pflicht oder Wahl aushauſig war, je einhauſiger war die Hausehre. Sie war die Anordnerin der Feſte und der Schmuck der Turniere, ſie leitete die Bewirthung der Gaſtfreunde. Sie war geliebt und geehrt vom Gatten, aber geſchätzt und verehrt von der Familie und von den Gaſtfreunden. Groß war die Ehrerbietung der Kinder, der Familie, aus der ſie getreten war oder in welche ſie heirathete und des Geſindes vor der Matrone. Als Hausfrau wirkte ſie kräftig auf die Lebensverhältniſſe der Kinder, und ergraute der Gatte, ſo war ſie beſonders ſeine Pflegerin, und dann mehr als in der Jugend, ſeine Lebensgefährtin bis zum Grabe.

Hauſen (ruſſiſch Beluga), in ein zum Störgeſchlechte gehöriger Fiſch, der ſich im mittelländiſchen, ſchwarzen und kaſpiſchen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüſſe kommt. Sein Fang iſt beſonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleiſch wird theils geſalzen, theils getrocknet genoſſen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblaſe wird der unter dem Namen Hauſenblaſe bekannte Fiſchleim bereitet. Die Hauſenblaſe wird in der Sonne ausgebreitet und halb getrocknet, dann mit angenetzten Fingern etwas aus einander geſtrichen, bis ſie eine feine, helle Klarheit bekommt, dünne und durchſichtig wird. Je heller die Blaſen ſind, je theurer iſt ihr Preis. Nachdem ſie klar aus einander gezogen worden, werden ſie dicht auf einander gewickelt, ſo daß ſie in der Mitte etwa 1½ Zoll dick ſind. An den Enden ſind ſie etwas ſchmäler. Sie werden zuſammengerollt, mit Baſt gebunden und in halbe runde Würſtchen gebogen, in die Luft gehängt, getrocknet und dann verhandelt. Die Haut endlich gebrauchen die ärmeren Ruſſen ſtatt der Fenſterſcheiben.

Häuſerſteuer heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt ſich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente, jene iſt der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, dieſe das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude ſteht, als **Landrente** (ſ. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauſes beſteht in dem, was von der geſammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und iſt nach der verſchiedenen Lage der Häuſer ſehr verſchieden. Höchſt unbedeutend iſt dieſelbe von Landhäuſern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort iſt ſie oft nicht höher als die Rente ſein würde, die man von dem Boden, worauf das Haus ſteht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles ſtärker iſt die Grundrente von Landhäuſern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptſtädten ſelbſt, und hier beſonders in den Gegenden, wo die ſtärkſte Nachfrage nach Häuſern iſt. Eine auf die geſammte Hausrente gelegte Steuer iſt zum Theil als **Grundſteuer** (ſ. d. Art.), zum Theil als **Capitalſteuer** (ſ. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derſelben aber geſchieht, je nachdem die Umſtände welchſeln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauſes. In manchen Ländern kommt die Häuſerſteuer unter der Benennung von Giebelſchoß, Heerdgeld, Fenſterſteuer, Rauchfangſteuer u. ſ. w. vor.

Haut wird das mit feinen Poren verſehene Organ genannt, welche die ganze Oberfläche des Körpers bekleidet und außer dem Nutzen, als Decke zu dienen, auch die Ausdünſtung des Körpers und die Reſorption wäßriger Flüſſigkeiten gleichmäßig erhält. Man be-

trachtet die Haut als eine Zuſammenſetzung zweier weſentlicher Organe, deren eine die Oberhaut (epidermis) und die andere die eigentliche Haut (cutis) genannt wird. Die Oberhaut kann man von der eigentlichen Haut durch Einweichung im Waſſer trennen. Sie hebt ſich beim Gebrauch von Veſicatorien in die Höhe und blättert bei den Hautkrankheiten von ſelbſt ab. Bei den Negern iſt ſie ſchwarz, in Folge einer Abſonderung des Kohlenſtoffs. Sie ergänzt ſich aus dem Eiweißſtoff der Lymphe, welche in den lymphatiſchen Gefäßen die Haut durchzieht. Bei ſtarken Frictionen bildet ſie große Schwielen, die ihre Abſonderung ungemein vermehren. Das Fett erhält die Epidermis weich, und vermindert ſich deſſen Menge in den Krankheiten, in welchen Haut, Nägel u. ſ. w. ſpröde werden. Bei flechtenartigen Hautkrankheiten erhält die Epidermis bisweilen ein chagrinartiges Anſehen und bildet bald eine Decke feiner Schuppen. Die Epidermis beſchützt die Nervenſpitzen, welche ſonſt bald abgeſtumpft werden würden. Da ſie keine Feuchtigkeit durchläßt, ſo beſchützt ſie den Körper vor dem Austrocknen. Die Unebenheiten der Oberfläche ſind ſehr regelmäßig geordnet; zwiſchen parallel laufenden Furchen laufen die Poren (Schweißlöcher) gegen einander über. Die in der Mitte befindlichen Oeffnungen führen in Dampfgeſtalt die feinſten Flüſſigkeiten aus. Die eigentliche Haut bildet eine dichte, dicke, gleichſam aus Faſernſtoff zuſammengefilzte Membran, welche das Muskelfleiſch unmittelbar umkleidet. Sie liefert durch Kochen mit Waſſer eine größere oder geringere Maſſe Gallerte, die als Leim benutzt wird. Je zäher die Haut iſt, je ſchwieriger iſt die Abſonderung des Leims. Seine Güte nimmt mit der Zähigkeit der Haut zu. — **Haut** nennt man ferner die Schiffsbekleidung mit Bretern oder Planken.

Hauteliſſe-Tapeten ſind Tapeten von mannichfaltiger Art. Man unterſcheidet die Tapeten überhaupt in Hauteliſſe- und in Baſſeliſſe-Arbeiten. Erſtere ſind von ſenkrecht aufgebäumter Kette, die andern aber haben eine wagrecht liegende Kette. Letztere werden in neuerer Zeit vorgezogen, weil ſie leichter und doch in nicht geringerer Schönheit zu verfertigen ſind. In den Niederlanden liefern Brüſſel und Doornik die ſchönſten Waaren dieſer Art; in Frankreich die Manufactur der Gobelins.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem geſunden Zuſtande, die ſich durch eine ſichtbare Veränderung in ihrer Form, Farbe und Structur, als das einzige oder doch hauptſächlichſte Zeichen, äußern. Man rechnet daher gewöhnlich die fieberhaften Ausſchläge, z. B. die Blattern, Maſern, den Scharlach u. ſ. w. nicht dazu, weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigſtens in practiſcher Hinſicht, mehr das Fieber als der Hautausſchlag in Betrachtung kommt, ſondern man verſteht unter Hautkrankheiten vorzüglich nur die ſogenannten chroniſchen Ausſchläge. Will man die Urſachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte ſuchen und dieſe zur Hauptſache machen, ſo iſt dies theils bei den meiſten noch unerwieſen und unerweislich, theils widerſpricht dieſem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, blos durch äußere Anſteckung ſchnell entſtehen und im Anfange durch blos äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organiſche Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Syſtems ſich auf das andere fortpflanzen kann, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Urſache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Syſtems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am füglichſten nach den verſchiedenen Theilen geſchehen,

aus welchen das Hauptorgan beſteht, alſo in Krankheiten der Lederhaut, des Malpighiſchen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieſer Krankheiten noch nicht weit genug gediehen iſt, um einer jeden mit Beſtimmtheit ihren Platz anzuweiſen, ſo hat man ſich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erſcheinungen iſt ſehr groß, ihre Unterſcheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beſchreibung, daher ſehr ſchwer. Einige äußern ſich durch bloße Ausſchwitzung einer Feuchtigkeit mit einigen Blätterchen, die ſich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterſcheiden, und von unausſtehlichem Jukken dieſer Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erſcheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in ſich, z. B. die verſchiedenen Arten Frieſel; andere ſtellen kleine entzündete Puſteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben ſcheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die Krätze, das eiternde Frieſel, manche Flechtenarten (Lichen); andere erſcheinen als ein ſich weit verbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einem kleinen Schorf übergehen, ſich abſchuppen und beſtändig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten gehören; andere zeigen ſich als ſchuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andere als bloße Ausſchwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. ſ. w. H.

Hautrelief, ſ. Basrelief.

Havannah (S. Chriſtoval de la), gewöhnlich nur Havannah genannt, iſt die wichtigſte Stadt auf der ſpaniſchen Inſel Cuba mit 3700 Häuſern. Sie liegt an der nördlichen Küſte, (23° 8′ nördl. Br.) in einer fruchtbaren und angenehmen, aber zugleich ungeſunden Gegend. Die Straßen der Stadt ſind zum Theil mit Eiſenholz gepflaſtert. Die Bevölkerung ſoll ſich jetzt auf 70,000 Menſchen belaufen. Havannah iſt der Sitz des Generalcapitäns, der Audienz, eines Biſchofs und einer Univerſität. Der treffliche Hafen, der eine Seemeile breit, kann alle europäiſche Flotten in ſich aufnehmen und iſt dabei ſo ſicher, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Schon die Natur hat ihn befeſtigt, indem ein enger Canal, 12,000 Ellen lang, zwiſchen Felſen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der Weſt- und Oſtſeite mit Baſteien, und jedes mit 40 — 50 Stück Geſchütz beſetzt. Außerdem aber ſind alle Felſen, die den Hafen beherrſchen, zuſammen mit 800 Kanonen beſetzt. Deßungeachtet ward Havannah 1669 von den Freibeutern oder Flibuſtiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle genommen, die daſelbſt unermeßliche Beute machten. Er iſt der Schlüſſel zu Weſtindien, und war der Verſammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den ſpaniſchen Beſitzungen kamen. Man führte aus Havannah im J. 1821 236,670 Kiſten Zucker, 793,000 Aroben Kaffee, 15,800 Aroben Wachs, 26,700 Fäſſer mit Honig, weil die weiten Llanos ſehr viel Blumen in jeder Jahreszeit liefern, da beim Mangel an Menſchen und Weidevieh wenig blühende Gewächſe abgeweidet oder abgemähet werden. Tabak, Indigo, Farbeholz, Mahagoni und Cochenille ſind unwichtigere Ausfuhrartikel. Man dringt jetzt von Seiten dortiger Kaufmannſchaft auf allgemeine Handelsfreiheit bei Spaniens Cortes. 1796 wurden die Ueberreſte des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er

hatte nämlich verordnet, daß ſein Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beigeſetzt werden ſollte. Dies war geſchehen; aber nachdem die Franzoſen Domingo eingenommen, ließen ſeine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der berühmteſten Philologen des 18. Jahrh., war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete ſeine Studien auf eine glänzende Weiſe und ward bald darnach auf den Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache nach Leyden, wozu auch die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit kam, berufen. Er ſtand dieſen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der ſchätzbarſten Schriften und ſtarb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu beſuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, deſſen Früchte er in verſchiedenen Werken niederlegte. Wir übergehen jedoch dieſe und andere Schriften von ihm, und begnügen uns, ſeine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geſchichte des Joſephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.), des Oroſius 1738, 4.), des Salluſt (1742, 2 Bde. 4.) und des Cenſorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten interaſſanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe ſtehn. Nicht minder geſchätzt iſt ſ. Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt (Leyden 1736 — 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm ſehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in deſſen Poetae latini minores) zu.

Haverei, Haverie, ſ. Avarie.

Haydn (Joſeph), war 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oeſterreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, ſpielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienſt, indem ſeine Mutter dazu ſang. Der fünfjährige Knabe figurirte neben ſeinen Aeltern mit einem Brettchen und einer Ruthe, als ob er die Geige ſpiele. Ein Schulmeiſter aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieſer Concerte führte, bemerkte, daß Joſeph genau Takt hielt. Er erbot ſich, ihn mitzunehmen, um ihn in ſeiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn leſen und ſchreiben, erhielt Unterricht im Geſange, auf der Geige, den Pauken und andern Inſtrumenten. Zwei Jahre hatte er daſelbſt zugebracht, als der kaiſerliche Capellmeiſter von Reuter, der zugleich der Muſik in der St. Stephanskirche zu Wien vorſtand, den Dechant von Haimburg beſuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn, acht Jahr alt, Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahr alt, als er ſchon ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte, daß er ſich in ſechzehnſtimmigen Compoſitionen verſuchte. „Ich glaubte damals," ſagte er in der Folge lächelnd, „daß, je ſchwärzer das Papier war, deſto ſchöner die Muſik ſein mußte. Mit ſeinem herrlichen Sopran verlor er im 16. Jahre ſeine bisherige Stelle. Seine Lage war ſehr drückend, und er bekam einen Vorſchmack von den Schwierigkeiten, die einen Künſtler ohne Vermögen und Beſchützer auf ſeiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, ſpielte im Orcheſter mit, wo es etwas zu verdienen gab, und beſchäftigte ſich eifrigſt mit der Compoſition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier," ſagte er, „beneide ich nicht das Schick-

ſal der Könige.“ Damals fielen ihm die ſechs erſten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich ſtand nicht eher vom Clavier auf, bis ſie von vorn bis hinten durchgeſpielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke; daß ich ſeinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt ſtudirt habe; er ſelbſt machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber.“ Der arme Jüngling hatte endlich das Glück, ein gewiſſes Fräulein von Martinez kennen zu lernen, die mit dem berühmten Metaſtaſio lebte. Er unterrichtete ſie im Geſang und Clavier, und erhielt dafür Wohnung und freien Tiſch. So wohnten in einem und demſelben Hauſe der erſte Operndichter des vorigen Jahrhunderts und der erſte Symphoniencomponiſt der Welt zuſammen; freilich in ſehr verſchiedenen Umſtänden: der Poeta Cesareo, mit der Gunſt des Hofes beehrt, lebte im Genuß und Wohlleben, während der arme Muſiker die Wintertage aus Mangel an Holz im Bette zubringen mußte. Leider hatte dies Zuſammenſein auf Haydns Schickſal keinen andern Einfluß, als daß er etwas italieniſch lernte, und von der Aeſthetik der Muſik hörte. Als Fräulein Martinez plötzlich Wien verließ, ſah ſich Haydn wieder in das größte Elend verſetzt. Er zog ſich in die Leopoldſtadt zurück, und lernte dort einen Friſeur kennen, der ihn in ſein Haus aufnahm. Dieſer Aufenthalt war ihm für ſeine ganze Lebenszeit höchſt verderblich, denn er heirathete die Tochter dieſes ſeines freundlichen Wirthes, und geſellte ſich ſo eine Lebensgefährtin bei, die ſeine ſchönſten Tage ihm verbitterte. Haydn war 18 Jahr alt, als er ſein erſtes Quartett componirte, das allgemeinen Beifall erhielt, und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die ſtrengen Theoretiker, oder vielmehr Pedanten, manchen Fehler in ſeinen Werken. Er ließ ſie jedoch reden, ohne ſich daran zu kehren, denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk durch zu ſtrenge und eigenſinnige Befolgung der Kunſtregeln, an Geſchmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Muſik verboten ſei, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gaſtfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organiſten bei den Carmelitern in der Leopoldvorſtadt. Er ſpielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz, und ſang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen ſeiner Gefährten die Gaſſen. Hier führten ſie gewöhnlich etwas von ſeinen Compoſitionen aus; und Haydn erinnerte ſich, gegen das J. 1753 ein Quintett zu dieſem Behuf geſetzt zu haben. Eines Abends ſangen ſie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei dem Publikum ſehr beliebten komiſchen Schauſpielers, Namens Kurz, allgemein bekannt unter dem Namen Bernarden. Kurz trat heraus, um zu erfahren, von wem die Muſik ſei, und kaum hatte der neunzehnjährige Haydn ſich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper in Muſik zu ſetzen. Umſonſt wandte der junge Componiſt ſein unreifes Alter vor: Kurz ſprach ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich den hinkenden Teufel, eine Oper, die jedoch ihrer ſatyriſchen Tendenz wegen nach der dritten Vorſtellung verboten wurde. Haydn war bereits ſo berühmt geworden, daß der Fürſt Eſterhazy ihn an die Spitze ſeiner Hauskapelle ſtellte. Für dieſen ſetzte er beſonders die ſchönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componiſten der erſte iſt, und den größten Theil ſeiner herrlichen Quartette. Auch hat er ſeinem Beſchützer zu Gefallen ſo oft für das Bariton gearbeitet, wofür derſelbe eine beſondere Vorliebe hatte. Hier componirte

er auch die unter dem Namen Haydns Abſchied bekannte Symphonie, in welcher ein Inſtrument nach dem andern verſtummte, und jeder Muſiker, ſobald er geendigt hatte, ſein Licht auslöſchte, ſein Notenblatt zuſammenrollte, und mit ſeinem Inſtrumente fortging. 1785 erſuchte ein Canonicus von Cadix Haydn, „die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze,“ zu componiren. Die Muſik ſollte an einem Feſte, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Faſten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war ſchwierig. Jene ſieben Worte wurden von dem Biſchof in Zwiſchenräumen ausgeſprochen, und dieſe Pauſen ſollten durch Inſtrumentalmuſik auf eine ſolche Weiſe ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutſche Text wurde erſt einige Jahre ſpäter von einem Canonicus aus Paſſau der Muſik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürſt Eſterhazy ſeinen Hofſtaat einſchränkte, und Haydn ſeine Entlaſſung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünſche der Muſikfreunde ſchon ſeit langer Zeit gerufen hatten. 1794 machte er eine zweite Reiſe dahin. Er fand die glänzendſte Aufnahme, und die Univerſität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydns aus, der ihm in ſeinem Vaterlande erſt ſpät allgemein zu Theil ward; wiewol man ſeine Verdienſte nie verkannte. Joſeph II. ſelbſt ward erſt auf ſeinen Reiſen auf die Talente des großen Meiſters aufmerkſam gemacht. Bei ſeiner Rückkehr aus England kaufte ſich Haydn in einer der Vorſtädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In dieſem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunſt nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in deſſen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer ſtrömt, verfaßte er in ſeinem 65. Jahre; die Jahreszeiten waren ſeine letzte Arbeit, er vollendete ſie in 11 Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märſche, Meſſen u. ſ. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Inſtrumentalmuſik als Muſter. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieſelbe. Unerſchöpflich im Erfinden und Ausführen, ſtets neu und eigenthümlich, überraſchend und befriedigend, weiß er mit ſchöpferiſcher Kraft den Zeitgeſchmack zu beherrſchen. Seine Symphonien, die älteſten wie die neueſten, tragen alle jenes Gepräge. Durch ſeine Quartett ward er gleichſam der zweite Schöpfer dieſer Gattung; denn erſt durch ihn erhielt ſie jene Anmuth, jene kunſtreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greiſes, der am 31. Mai 1809 erfolgte, ſchloß die Dilettantengeſellſchaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erſchien, und ſchon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den ſchwachen, durch die Laſt der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichſten Eindruck; aber noch tiefer erſchütterte ihn ſein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Es ward Licht, fühlte er ſich dergeſtalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er ſelbſt geſchaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn beſtürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein ſchönes Gedicht dieſe rührende Scene verewigt.

Hayducken hießen eine Gattung ungariſcher Soldaten zu Fuß,

die aber 1741 abgeſchafft wurden. Jetzt werden noch gewiſſe auf ungariſche Art gekleidete Trabanten großer Herren ſo genannt.

Hayti, Haity, ſonſt **St. Domingo**, iſt eine der größten Inſeln, und zugleich die reichſte und die ergiebigſte unter den großen Antillen in Weſtindien; ſie enthält mit den kleinern dazu gehörigen Inſeln 1385 Q. M. Columbo, durch einige Bewohner der zuerſt entdeckten lucayiſchen Inſeln auf das Gold dieſer Inſel aufmerkſam gemacht, landete hier am 6. Dec. 1492, nannte die Inſel **Hispaniola**, und erbaute ein kleines Fort, die erſte Niederlaſſung der Spanier in dieſem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Inſel Hayti, in der Folge erhielt ſie von der Hauptſtadt den Namen San Domingo. Sie iſt, vornehmlich in der Mitte, ſehr gebirgig, aber dieſe Berge ſind fruchtbare Höhen, die ſich ſanft abwärts ſenken und in große angenehme Ebenen auslaufen, an den Küſten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüſſen den Urſprung geben, worunter ſelbſt einige ſchiffbare ſind. Die Küſten, von vielen Buchten zerſchnitten, ſind meiſtens ziemlich angebaut; an der Nord- und Weſtküſte erheben ſich viele ſchroffe Kalkfelſen. Das Clima iſt zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und iſt ziemlich geſund, ſelbſt für die Europäer, wenn ſie ſich vor Uebermaß im Genuſſe der Nahrungsmittel, beſonders der ſtarken Getränke und vor Ausſchweifungen in der Liebe hüten. Während der naſſen Jahreszeit dieſes Tropenlandes iſt die Luft beſtändig feucht, und kühle Nächte ſind nicht ſelten. Auch Stürme und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit. In dem nun ganz republikaniſchen vereinigten Hayti blüht noch immer der Kaffeebau mit der jährlichen Ausfuhr von mehr als einer Million Centnern, außer Baumwolle, Zucker und Indigo. Ferner erzeugt die Inſel vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Farbehölzer, Kokospalmen, Piſang, die ſchönſten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirſe, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Pferde- und Rindviehzucht iſt vortrefflich; das Meer iſt reich an Fiſchen. An Mineralien enthält die Inſel Gold in Gebirgen und in Flüſſen, Silber, Kupfer, Eiſen, Queckſilber, Salz, Marmor, Alabaſter und verſchiedene mineraliſche Waſſer. Die Spanier, nachdem ſie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Inſel, deren Anzahl man bei Columbos Ankunft auf eine Million ſchätzte, vertilgt hatten, vernachläſſigten dieſe ſchöne Beſitzung faſt gänzlich, weil ſie auf dem feſten Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Franzöſiſche Abenteurer ließen ſich (1630) im weſtlichen Theile der Inſel nieder; ihre Zahl vermehrte ſich bald. Seit 1660 nahm ſich die franzöſiſche Regierung dieſer Niederlaſſungen ernſtlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung jenes weſtlichen Theils. Im Frieden zu Baſel, 1795, trat Spanien auch die öſtliche Hälfte der Inſel an Frankreich ab. Die franzöſiſche Colonie auf St. Domingo hatte ſeit 1722 außerordentliche Fortſchritte gemacht. Der Belang der Ausfuhr iſt unbekannt, jedoch ſicher, daß die jetzige Bevölkerung über 700,000 Einw. beträgt. Dieſe ſogenannten Weißen vermehrten ſich eben nicht häufig durch geſetzmäßige Ehen, — die aus dieſen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man, ihrer Farbe wegen, Mulatten oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieſer Mulatten waren von ihren Vätern anerkannt, als Chriſten erzogen worden, und

traten in ihre Erbſchaften ein. Ein großer Theil der Pflanzungen war daher in den Händen ſolcher Mulatten, aber die Regierung der Colonie war ganz in den Händen der Weißen. Unter den Mulatten gab es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit, als ihre weißen Beherrſcher beſaßen. Es war daher natürlich, daß ſie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menſchenrechte ſich auch auf die weſtindiſchen Inſeln verpflanzten. Sie wollten dieſe Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin ſehr, daß ſie auch die Neger, die an ſie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen laſſen wollten. Das ſchwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Beſitzungen zu vernachläſſigen ſchien, beſchleunigte das Unglück dieſer ſchönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents, vom 15. Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialverſammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret, vom 24. Sept., hob dieſe Begünſtigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebene ſich nicht wieder entreißen laſſen, widerſetzten ſich, von den Negern unterſtützt, mit Gewalt, und ſo begann auf der Inſel ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grauſamkeit fortgeſetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichſten Städte der Inſel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten ſich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde blos eine unbedeutende Truppenzahl nach St. Domingo geſchickt, aber ſie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Beſitz hatten, ſich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hilfe ſuchten, ſelbſt nicht ans Land gelaſſen. Die Engländer eroberten zwar im Septbr. 1793 zwei Häfen und Feſtungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4. Febr. 1794 den Negern in den franzöſiſchen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus, faſt alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger ſtand Touſſaint l'Ouverture (ſ. d. Art.), der am 9. Mai 1801 der Inſel eine eigene Verfaſſung gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeſchafft wurde. Nachdem am 1. Oct. 1801 die Friedenspräliminarien zwiſchen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, ſchickte der erſte Conſul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3. Febr. 1802 dort ankam. Von dieſen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, beſonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an Zahl überlegenen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der ſogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüſtung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc, Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eiferſucht, die unter den Anführern der Neger entſtanden, und von den Franzoſen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß ſich die vorzüglichſten Anführer, Touſſaint l'Ouverture, Deſſalines und Chriſtoph den Franzoſen unterwarfen. Unter ſcheinbarem Vorwande wurde Touſſaint nach Frankreich abgeführt, und fand dort, eines beſſern Schickſals würdig, im Gefängniß ſeinen Tod. Sein Schickſal, und

das ähnliche Schickſal vieler ſeiner Anhänger, ſo wie der Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und mit Strenge gegen die aufrühreriſchen Neger verfahren werden ſollte, reizte die Letztern aufs neue. Deſſalines und Chriſtoph ſtellten ſich wieder an ihre Spitze. Die franzöſiſchen Truppen waren ſehr zuſammengeſchmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; ſein Nachfolger Rochambeau fand ſich ſo gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinſte zu wählen, am 30. Nov. 1803 ſich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denſelben blokirenden Engländer ergab. Von dieſem Augenblick an war St. Domingo für Frankreich verloren. Deſſalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrſchaft über die Inſel, die ihren urſprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiſer, unter dem Namen Jacob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem ſtand Domingo unter der Herrſchaft von drei Regenten, die ſich abwechſelnd bekriegten und mit einander verſöhnten: Chriſtoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach deſſen Tode der General Boyer) und Philipp. Der Präſident Boyer benutzte eine Meuterei wider den König Chriſtoph (Heinrich I.) in einem Theil des ehemaligen franzöſiſchen Hayti und vereinigte 1820 nach deſſen Ermordung, in Folge eines Aufruhrs in ſeinem Heere, das königliche Hayti mit dem republikaniſchen und im J. 1822 vereinigte er auch den ehemaligen ſpaniſchen Antheil der Inſel, als dieſer ſich von Spanien losreißen und mit Venezuela vereinigen wollte. Die Regierung von Hayti ſucht jede Aufklärung unter ihren Bürgern zu verbreiten, beſitzt ein zahlreiches Linienheer und eine kleine Seemacht, nebſt einer bedeutenden Landwehr. Spanien und Frankreich haben die jetzige Regierung noch nicht diplomatiſch anerkannt. Es erſcheint dort jährlich ein Almanac republicain. Der Sitz der Regierung iſt zu Leogane. Auch Touſſaint l'Ouvertures Zögling mit einem kleinen Staat im Gebirge hat ſich der Republik angeſchloſſen Die deutſche niederrheiniſche Handelsgeſellſchaft hat bereits einen directen Handel mit Hayti eingeleitet, deſſen Präſident und Regierung dadurch eine neue ſtillſchweigende Anerkennung erhielt.

Hazard= oder Glücksſpiele ſind alle diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Baſſette, Schnitt, Grobhaus, Paſchen, Roulette, Biribi, oder welche Namen ſie ſonſt haben mögen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung, nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie im l'Hombre, Whiſt u. a., mit gleichem Vortheil unter gleich geſchickten oder ungeſchickten Mitſpielern ſpielt, ſondern wo der Ausgang des Spiels und der davon zu hoffende Gewinn blos vom Glück und Zufall abhängt, mehr oder weniger aber auf der Seite des Unternehmers oder Bankhalters iſt, daher ſie auch vielen Menſchen, Vornehmen und Geringen, als Erwerbszweig dienen. Dieſe Spiele ſind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verluſt, einmal weil ſchon an und für ſich das Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet iſt, dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenſchaft in weit höherm Grade ausgeſetzt iſt, als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahlloſen, faſt unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, ſelbſt der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern unausbleiblich bevortheilt wird, und welche am meiſten da geübt werden, wo dieſe Spiele ſich vor den Verfolgungen des

Geſetzes verbergen müſſen. Die Anſichten, welche die Regierungen von den Hazardſpielen haben, ſind ganz entgegengeſetzt. In einigen Ländern waren und ſind ſie erlaubt, (wol gar zum Vortheil des Staates verpachtet), indem man es der Willkür eines Jeden überläßt, ob er ſein Vermögen wagen will oder nicht, und es für beſſer hält, öffentlich, wo weniger Betrug möglich iſt, ſpielen zu laſſen, als (was nie zu vermeiden iſt) insgeheim, wo, nach Maßgabe der Unerfahrenheit der Pointeurs, die gröbſten Gaunereien ausgeübt werden können. In andern Ländern hingegen hat man die Hazardſpiele ſtreng verboten, ohne daß es darum gelungen wäre, ſie ganz zu unterdrücken. Welcher Meinung man auch beitreten mag, ſo bleibt es immer gewiß, daß dieſe Spiele, zumal für den Leidenſchaftlichen, höchſt gefährlich und oft höchſt verderblich ſind. In Bädern, vorzüglich in Pyrmont, Aachen, Spaa, Baden, ſind die Hazardſpiele übrigens durch öffentliche Verpachtungen förmlich autoriſirt, da ſie als eine Quelle des Staatseinkommens betrachtet und benutzt werden. Auch in Paris und den vorzüglichſten Städten Frankreichs gibt es privilegirte Spielhäuſer, die an 6 Millionen Franken Pacht zahlen. In den öſterreichiſchen Bädern duldet die treffliche Polizei keine Hazardſpiele.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundſchenkin auf dem Olympus. Sie war eine Tochter Jupiters und der Juno, und ward von dieſer dem Herkules, als Belohnung ſeiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen iſt ſie an der Schale kenntlich, in welcher ſie den Nektar darreicht. Sie erſcheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Roſen geſchmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft ſteht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem ſie liebkoſt.

Hebel (J. P.), Conſiſtorialrath und Profeſſor zu Carlsruhe, Verf. des rheiniſchen Schatzkäſtleins, ſeit 1819 proteſtantiſcher Prälat, und als ſolcher Mitglied der erſten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung, hat ſich durch ſeine allemanniſchen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutſchen Parnaß erworben. Sein Talent, ſagt Göthe, neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonificationen ſeine Darſtellungen auf eine höhere Stufe der Kunſt heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didactiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm jene Perſonification zu Hilfe, und wie er dort für ſeine Körper einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Wenn antike oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. ſ. w. an die Stelle der Felſen, Quellen und Bäume ſetzen: ſo verwandelt dieſer Dichter hingegen dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum, ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eines auszumachen ſcheint. Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers,

Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit, Darſtellungsgabe, und neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forſchend herauf, ob ſie wol ſchon zur Ruhe ſei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenſtern, ſteht früher auf, als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen. Hat der Dichter auf Erden ſeine Liebesleute vorzuſtellen, ſo weiß er etwas Abenteuerliches drein zu miſchen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beſchäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm beſonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zuſtände zu faſſen und zu ſchildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und zu Thieren. Andre Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weiſe vom Unſittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergeſtalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, ſo ſpricht er auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdiſchen, Dauer des Himmliſchen, vom Leben jenſeit, mit Ernſt, ja melancholiſch aus. Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche naive Sprache ſehr zu ſtatten, aus der er ſich einen Styl gebildet hat, der zu dieſem Zwecke vor unſerer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Hebel. Denkt man ſich in der Länge einer geraden unbiegſamen Linie drei Puncte, in deren einem ſie auf einer feſten unverrückbaren Unterlage, um welche ſie ſich drehen läßt, aufliegt, indem an den beiden Puncten zwei Kräfte einander entgegenwirken, ſo heißt dieſe Verbindung ein mathematiſcher Hebel, der zum phyſiſchen wird, wenn man dieſer Linie eine Stange oder etwas dem ähnliches ſubſtituirt. Ein Beiſpiel eines ſolchen phyſiſchen Hebels gibt der Wagebalken, deſſen Ruhepunct in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagſchalen den Balken ſelbſt nach entgegengeſetzten Richtungen umzudrehen ſtreben. Hebel iſt das einfachſte, aber auch das erſte und wichtigſte Rüſtzeug in der Mechanik, und ſeine Theorie liegt allen übrigen Maſchinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte, abſtrahirt man von der Materie deſſelben und ihrem Gewicht, und denkt ſich die genannten drei Puncte nur durch eine mathematiſche Linie verbunden. Dieſe Verbindung heißt, wie ſchon oben geſagt, ein mathematiſcher Hebel; den Ruhepunct nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunct, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es iſt eigentlich als ein Zapfen anzuſehen, um den ſich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Puncten angebracht ſind, werden nach Verſchiedenheit ihrer Beſtimmung Kraft und Laſt genannt. Wenn der Ruhepunct zwiſchen Kraft und Laſt liegt, ſo iſt der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Laſt auf einer Seite des Ruhepuncts, ſo iſt er einarmig. Jener wird auch Hebel der erſten Art, dieſer Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erſter Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und ſeine Arme können gleich oder ungleich lang ſein. Das Product, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunct multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen ma-

thematiſchen Hebel ſtehen ſenkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn ſie ſich verkehrt wie ihre Entfernungen oder Abſtände vom Ruhepuncte verhalten, oder, wie man ſich kürzer auszudrücken pflegt, wenn die Momente gleich ſind. Dieſes Geſetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maſchinenlehre beruht, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt, und ward bereits aus der Lehre vom Schwerpuncte vom Archimedes bewieſen; wiewol ein völlig ſcharfer Beweis für das Geſetz des Hebels erſt von Käſtner gegeben worden. Es gilt aber nicht blos für den geradlinigen, ſondern auch für den Winkelhebel, und ſogar dann, wenn die Kräfte nicht ſenkrecht auf die Arme des Hebels, ſondern in ſchräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels ſelbſt mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geſchehen muß, ſo heißt der Hebel, wie ſchon oben erwähnt, ein phyſiſcher. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpuncte des Hebels angebracht iſt, deſſen Moment beſonders berechnet, und dem Moment der Seite, auf die es fällt, hinzugeſetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, ſo ſteht der phyſiſche Hebel im Gleichgewicht. Da faſt bei keinem andern Werkzeuge die Reibung ſo gering iſt, wie bei dem Hebel, ſo wirkt er faſt mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannichfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben iſt der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tauſend Arbeiten iſt er ein unentbehrliches Rüſtzeug, zumal wo Laſten gehoben und fortgeſchafft werden ſollen. Der einfachſte aller Hebel iſt der Hebebaum, der in einer vollkommnern Geſtalt Hebelade heißt. Viele Inſtrumente, welche man beim gemeinen Gebrauch nicht für Hebel hält, z. B. der Geißfuß der Maurer, Ruder, Meſſer, Scheren, Zangen, Hammer, Brecher u. ſ. w., ſind einfache oder zuſammengeſetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Geſetze dieſes Rüſtzeugs beruhen. Die Muskeln des thieriſchen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Geſetzen des Hebels. Die Natur bedient ſich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Laſt weiter als die Kraft entfernt iſt. Hierbei muß die Kraft viel ſtärker als die Laſt ſein; dagegen wird aber auch durch eine ſehr geringe Bewegung der Kraft der Laſt eine große Geſchwindigkeit gegeben.

Heber iſt der Name einer aus zwei Schenkeln beſtehenden und an beiden Enden offenen Röhre, vermittelſt welcher man Flüſſigkeiten aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen laſſen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erſcheinung, welche der Heber darbietet, beſteht darin, daß wenn man den einen Schenkel in ein, mit irgend einer Flüſſigkeit erfülltes Gefäß hängt, und nun durch Saugen bewirkt, daß die Flüſſigkeit auch den andern Schenkel erfüllt, dieſelbe auszufließen anfängt, und daß das ganze Gefäß leer wird, ſobald der in demſelben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft auf die Flüſſigkeit im Gefäße; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmoſphäre mit einem Gewicht auf das Waſſer drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Waſſerſäule gleicht, ſo kann das Waſſer nie über die Höhe gehoben werden. Der Heber kann auf verſchiedene Art eingerichtet ſein und verſchiedene Geſtalten haben. Im Großen hat man ihn bei dem berühmten Canal von Languedoc (Canal du midi) angewendet. Dieſer Canal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles

von dieſen Bergen abfließende Waſſer aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberſchwemmungen anrichtete. Man brachte, dies zu verhindern, große gemauerte Heber an, deren höchſter Punct ſich im Niveau des höchſten Standes, den das Waſſer im Canal erreichen ſollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Canals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Dieſe Heber würden, einmal gefüllt, nicht eher zu fließen aufhören, als bis der ganze Canal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorſicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Waſſerhöhle eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Waſſer ſo weit abgeführt haben, daß es bis zu dieſer Höhe herabgeſunken iſt, tritt zu dieſer Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), während der franzöſiſchen Revolution unter dem Namen Père Duchêne bekannt, und einer der eifrigſten Schreckensmänner, wurde um 1755 zu Alençon geboren. Er kam ſehr jung nach Paris, um dort ſein Glück zu machen; fand aber nur Gelegenheit, ſeine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien ſich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewiſſer Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchène, herauszugeben, daß er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksklaſſe mit der neuen Verfaſſung und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jacobiner ſetzten dieſem Blatt einen andern Père Duchène, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem ſie auf die pöbelhafteſte Weiſe täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde Hebert allmälig der Held des Pöbels. Nach dem 10. Aug. wurde er Mitglied der Commune, und ſein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verſchwörung mit dem Maire Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet, allein ganz Paris erhob ſich plötzlich, und begehrte Freilaſſung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflöſung der Commiſſion der Zwölfe nach ſich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus ſie beſtanden, wurde geächtet. Hebert wurde einer der Ankläger der Königin; er beſchuldigte ſie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commiſſäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die ſchmählichſten Fragen an ſie ſtellten. Selbſt Robespierren mißfiel der darüber erſtattete Bericht, und Hebert ſah ſich zum Kampfe mit dieſem aufgefodert. Er verband ſich mit Chaumette, um die furchtbare Partei, deren Häupter ſie waren, zu verſtärken; durch ſie und durch Ronſin, den Chef der revolutionären Armee, verſtärkt, machte ſich Hebert zum Herrn der Clubs der Cordeliers, die ſeit lange im Beſitz der Mittel waren, die Volksmaſſe in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Charte der Menſchenrechte verletzt zu haben. Dieſe Verwegenheit ſchreckte Robespierre und Danton; und, wiewol heimliche Feinde, vereinigten ſie ſich doch zur Vertilgung dieſer neuen Faction, und ließen Hebert und einige ſeiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Beſinnung. Er wurde den 24. Mai 1794 auf das Blutgerüſt geſchleppt; man hatte noch niemand muthloſer ſterben ſehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Laſt erfundene Werkzeuge, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Flaſchenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haſpeln, Radewinden, ſchiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. ſ. w. Unter den Griechen hat ſich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmteſten gemacht. Denn mit ſeinen Maſchinen konnte er allein ein beladenes und mit Menſchen beſetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle beſteht, heißt es ein einfaches, in der Zuſammenſetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zuſammengeſetztes Hebezeug, welches zur Hebung der ſchwerſten Körper und Laſten dient. Seine Wirkung erfolgt jedesmal ſtreng nach den Geſetzen der Bewegung in allen ihren Verhältniſſen. X.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 J. vor Chr. Geb. aus Meſopotamien jenſeit des Euphrats nach Kanaan (Paläſtina) einwanderte. Sein Erbe, nomadiſches Hirtenleben und der an göttliche Verheißungen (ſ. Abraham) gebundene Beſchneidungsgebrauch ging auf ſeinen Sohn Iſaak und deſſen jüngern Sohn Jacob (Iſrael) und deſſen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theurung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Goſen in Aegypten, wohin ihn ſein am ägyptiſchen Hofe mächtiger Sohn Joſeph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten, waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachſen, worunter 600,000 ſtreitbare Männer den Auszug unter Moſes deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reiſe vorüberging, bekämpften. Unter den Beſchwerden dieſes langen Zuges durch Einöden und feindliche Völker ſtärkte ſich ihr Geiſt zu Waffenthaten, und die ſtrenge Geſetzgebung ihres Anführers brachte in die unruhigen Gemüther Regel und Gottesfurcht. (Ueber dieſe Geſetzgebung und die Religion der Hebräer vergl. d. Art. Moſes.) Als die Hebräer endlich, 1500 v. Chr. Geb. das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lange erſehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Joſua erreicht hatten, theilten ſich 12 Stämme, nämlich: die neun Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Don, Naphtali, Gad, Aſſer, Iſaſchar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Joſephs: Ephraim und Manaſſe, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; Ackerbau wurde die Grundlage ihres Gemeinweſens. Der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienſt geweiht. Er erhielt den Zehnten alles Erwerbs zur Beſoldung, und bildete, wie die Prieſterkaſte in Aegypten, einen ausgezeichneten Stand, der in der von Moſes gegründeten theokratiſchen Staatsverfaſſung der Hebräer im Namen Jehovas, des unſichtbaren Königs, handelte, und das Volk bei Verwaltung des auf die Familie Aarons eingeſchränkten Prieſterthums (vergl. Hoherprieſter) kirchlich, richterlich und polizeilich regierte, eine Gewalt, die er auch noch unter den Königen zu behaupten wußte. Die erſten vier Jahrhunderte nach dem Einzuge in Kanaan ſind das Heldenalter der Hebräer. Samuel (ſ. d. Art.), der letzte und größte ihre Richter, ſo hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich, auf ihr unverſtändiges Begehren, um 1100 vor Chr. Geb., den langen, aber nicht geiſtesgroßen Saul zum Könige. Die Verfaſſung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofſtaat und feſten

Wohnſitz, kaum mehr als Heerführer, und als er ſich mehrerer Mißgriffe ſchuldig machte und der Vormundſchaft Samuels entziehen wollte, ſalbte dieſer den mit Gaben des Geiſtes und Körpers gezierten Sohn Iſais, David (ſ. d. Art.), zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blüthenalter des hebräiſchen Staates; die heidniſchen Ureinwohner wurden völlig verdrängt, die Grenzen durch glückliche Eroberungen weit nach Syrien und Idumäa hinein ausgedehnt, Jeruſalem (ſ. d. Art.) zur Reſidenz gemacht, Baukunſt und Poeſie gehoben, Religion und Gottesdienſt befeſtigt, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß gefördert, Handelsverkehr mit Phöniziern und Arabern angeknüpft, ja ſelbſt die Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meere gewagt. Aber dieſer Flor ſank ſchon unter ſeinem Sohne Salomo (ſ. d. Art.) Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den ſie gewendet wurden, war kein Erſatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen ſeufzte. Mit Salomos Tode, 975 vor Chr. Geb., zerfiel das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer; ſein Sohn Rehabeam wußte nicht die empörten Gemüther zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entſtand, blieben ihm treu, die andern zehn Stämme fielen ſeinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Iſrael. So wurde das Reich getheilt, um ſich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Iſrael herrſchte eine Reihe von neunzehn Königen aus verſchiedenen Geſchlechtern, deren wenige anders als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwol ſtärker bevölkert und weiter ausgedehnt als Juda, wurde doch früher als dieſes ein Raub aſſyriſcher Eroberer; Salmanaſſar nahm Samaria, die Hauptſtadt Iſraels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geb. Länger erhielt ſich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hauſe zeichnen ſich Joſaphat, Hiskias und Joſia durch Regententugend und Eifer für den Dienſt Jehovas aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger untreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Aſſyriens und Babylons zu widerſtehen, bald dieſer, bald jener zinsbar, bis endlich Nebukadnezar 588 v. Chr. Geb. Jeruſalem eroberte, den Tempel plünderte und zerſtörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, ſo viel vom allgemeinen Blutbade übrig war, in die Gefangenſchaft nach Babylon führte. In den Reſten der Literatur der Hebräer aus dieſer Periode (ſ. d. folgenden Art.) finden wir den ägyptiſch-düſtern, orientaliſch-feurigen, Moſaiſch-ſtrengen und überall feierlich-religiöſen Charakter dieſes Volks mit ſtarker Eigenthümlichkeit ausgeprägt. Obgleich durch die Gewalt eigner Sinnlichkeit und fremder Unterjochung vielfach mit andern Völkern vermiſcht, verlor es doch nie den Stolz, zu dem es ſich durch die Idee, das auserwählte Volk Gottes zu ſein, erhoben fühlte, und die hartnäckige, unvertilgbare Individualität, die es zu einem Gegenſtande, bald der Furcht, bald der Verachtung und des Spottes der Fremden machte. Der Name Hebräer wich nach der Theilung des Reichs dem, beſonders ſeit der Verbannung üblichern Namen Juden, und unter

*) Um ſich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben ſo gründliche als geſchmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztiſche. (Im Verlage des Herausgebers vom Conv. Lex. 3 Thle. mit 9 Kupfern. 7 Thlr.)

dieſem Artikel wird daher die jüdiſche Geſchichte der ſpätern Zeiten ihren Platz finden.

Hebräiſche Sprache und Literatur. Der weſentliche Einfluß, den der Monotheismus der Hebräer durch das Chriſtenthum und den Mohammedismus auf die Bildung des Menſchengeſchlechts gewonnen hat, gibt ihren alten Nationalſchriften, in denen dieſe Religion reiner als durch den Gottesdienſt ihrer Nachkommen, der Juden ſelbſt, auf uns gekommen iſt, eine welthiſtoriſche Wichtigkeit. Daher erregt die hebräiſche Literatur, auch abgeſehen von dem dogmatiſchen Geſichtspuncte, auf dem ſie als eine Sammlung von Urkunden der göttlichen Offenbarung erſcheint, vielſeitige wiſſenſchaftliche Theilnahme. An Alter, Glaubwürdigkeit, Eigenthümlichkeit, poetiſcher Kraft und religiöſem Gehalt übertrifft ſie die Literatur jedes andern Volkes der vorchriſtlichen Zeit, und enthält daher für die Geſchichte des Menſchengeſchlechts und ſeiner geiſtigen Entwickelung bei weitem die merkwürdigſten Denkmale und zuverläſſigſten Quellen. Wird die hebräiſche Sprache auch lange nicht mehr für die Urſprache des Menſchengeſchlechts gehalten (vergl. Wahls allgem. Geſchichte der morgenländ. Sprachen ꝛc. Leipzig 1784.), ſo iſt ſie doch unter den Semitiſchen Sprachen (Chaldäiſch, Aramäiſch, Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch, Phöniziſch, Armeniſch, Aethiopiſch werden zuſammen, wegen der Abſtammung dieſer Völker von Sem, dem Sohne Noahs, ſo genannt) erweislich eine der älteſten. In ihrer Bildung ſind folgende Zeiträume zu unterſcheiden: 1. von Abraham bis auf Moſes, wo ihr altaramäiſcher Stamm durch ägyptiſche und arabiſche Zuflüſſe geändert wurde; 2. von Moſes bis auf Salomo, wo ſie nicht ohne phöniziſchen Einfluß zu vollkommener Selbſtſtändigkeit heranreifte; 3. von Salomo bis auf Esra, wo ſie, wachſend an Blüthe und Reichthum, doch durch Aufnahme fremder Ideen und Bezeichnungen anfing unreiner zu werden; 4. von Esra bis an das Ende des makkabäiſchen Zeitalters, wo ſie ſich allmälig in die neuaramäiſche verlor, und zur todten Bücherſprache wurde*). Spuren verſchiedener Dialekte zeigten ſich am Ende der dritten Periode, indem man nach der Verbannung das Alt-Hebräiſche, die Sprache der auf uns gekommenen Handſchriften des alten Teſtaments, unter dem Namen Jehudit, d. h. jüdiſche Sprache, von dem Samaritaniſchen und Aramäiſchen unterſchied. Buchſtabenſchrift hatten die Hebräer ſchon beim Anfange der zweiten Periode, ihre Schriftzeichen aber waren bis zur Verbannung die phöniziſchen, die ſich in den ſamaritaniſchen Handſchriften noch am treueſten erhalten haben. In der babyloniſchen Gefangenſchaft nahmen ſie die jetzt bekannte hebräiſche Quadratſchrift von den Chaldäern an, und ſchrieben dann unter Esra die althebräiſchen Handſchriften in chaldäiſche Buchſtaben um. Dieſe Schrift hatte urſprünglich nur drei Vocal-Buchſtaben, und erhielt ihre vollſtändige Punctation nicht vor dem 7. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung, aus dem die erſten ſchriftlichen Beitrage der Maſorethen zur Berichtigung des Textes der hebräiſchen Nationalſchriften herrühren (vergl. Maſora). Daher erlitt ſchon die äußere Geſtalt derſelben ſeit ihrer Entſtehung mannichfaltige Veränderungen; aber auch der Inhalt der Bü-

*) Vergl. Hezels Geſchichte der hebr. Sprache und Lit.; Halle 1776. Die beſten Grammatiken der hebräiſchen Sprache ſind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wekherlin, Hartmann; hebräiſch-deutſche Wörterbücher von Caſtelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueſte, vorzüglichſte, von Geſenius.

cher, die jetzt das alte Teſtament ausmachen, kann nicht völlig unverändert auf uns gekommen ſein. Moſes ſchrieb auf Stein; noch lange nach ihm ſcheinen die Hebräer, was ſchriftlich aufbewahrt werden ſollte, nur in Stein, Erz oder Holz eingegraben, aber eines bequemern, zum Aufſchreiben größerer Aufſätze geeigneten Materials, wie der Leinwand oder des Papyrus, welches die Entſtehung einer Literatur nach unſern Begriffen erſt möglich macht, ſich nicht vor dem Zeitalter Samuels und der von ihm geſtifteten Prophetenſchule bedient zu haben. Und ſelbſt in dieſem Zeitalter war Schriftſtellerei noch bei allen Nationen etwas Seltenes. Weiſen nun mehrere Schriften des alten Teſtaments, z. B. die Bücher Moſis, das Buch Hiob, einige Pſalmen, ausdrücklich auf einen früheren Urſprung zurück, ſo iſt die Annahme nicht zu umgehen, daß ſie von den Verfaſſern, welchen ſie zugeſchrieben werden, theils nur dem Hauptinhalte nach aufgezeichnet, theils durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht, von ſpäterer Hand aber überarbeitet, aus ſolchen Ueberlieferungen vervollſtändiget und zu dem Ganzen verbunden worden ſind, das ſie jetzt ausmachen. Daſſelbe behauptet die Kritik mit einleuchtenden Gründen auch von dem größten Theile der übrigen Bücher des A. T., deren Abfaſſung nach der gewöhnlichen Meinung in das Zeitalter vor der Gefangenſchaft gehören ſoll; daher denn die Aechtheit und Unverfälſchtheit der Form, in der wir ſie beſitzen, von den Orientaliſten unſerer Zeit nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne zugeſtanden wird. Begreiflicher Weiſe mußte bei dieſer kritiſchen Sichtung nicht nur die innere Anordnung, ſondern auch manches von dem Inhalte der angeblich älteren Schriften der Hebräer, beſonders der hiſtoriſchen, mehr oder weniger als das Werk einer ſpätern Bearbeitung erkannt werden, als man ſonſt anzunehmen pflegte. Dadurch wird aber die Aechtheit der darin erzählten Thatſachen und des Geiſtes, der dieſen Büchern eigenthümlich iſt, keineswegs zweifelhaft; vielmehr müßte ſchon die bis ins Kleinſte genaue Gewiſſenhaftigkeit und Ehrfurcht, mit der die Hebräer ihre heiligen Nationalſchriften behandelten, die ſpätern Bearbeiter derſelben über den Verdacht willkürlicher Abänderungen und entſtellender Zuſätze erheben, wenn auch die aus dem eigenthümlichen Gepräge jedes Buches hervorgehenden innern Gründe, welche dieſe Aechtheit entſcheidend verbürgen, nicht berückſichtigt würden. Daß von den Schätzen der hebräiſchen Literatur, die beſonders im Salomoniſchen Zeitalter ſehr reich war, viel verloren gegangen ſein muß, läßt ſich aus Stellen des A. T. ſelbſt beweiſen. Was aber in dem kleinen Theile, den wir davon beſitzen, für die Geſchichte der Hebräer und ihrer Religion Wichtigkeit hat, gehört ſeinem weſentlichen hiſtoriſchen und religiöſen Stoffe nach den Epochen an, auf die es zurückweiſt. Daher bezeichnet die Aufeinanderfolge der verſchiedenen Zeitalter, in welche die Geſchichte der Hebräer ſich eintheilen läßt (1. Patriarchen, erſter Bund mit Gott, 2. Moſes und Geſetzgebung (Thorah), 3. Heldenalter unter den Richtern, theokratiſche Republik, 4. Davids und Salomons Regierung, theokratiſche Monarchie, 5. Propheten, Kampf der Theokratie mit der Monarchie, 6. babyloniſche Gefangenſchaft, 7. Zeitalter nach der Rückkehr aus der Gefangenſchaft), auch die allmälige Entwickelung des Geiſtes, der in ihren Schriften weht. Die Annahme der ſpätern Aufzeichnung bleibt bei dieſer Anſicht unbeſtritten. Waren nun aus dem erſten Zeitalter die in der Geneſis, dem erſten Buche Moſis, enthaltenen einfaltsvollen alten Sagen (vergl. die Art. Patriarchen, Abraham, Iſaak, Jacob, Joſeph), aus dem zweiten die von Moſes aufgezeichneten Geſetze in Steinſchrift, ausführlichere Vorſchrif-

ten für den Gottesdienſt und das bürgerliche Leben, hiſtoriſche Nachrichten und Lieder aber durch mündliche Ueberlieferung (ſ. d. Art. Moſes), und aus dem dritten ähnliche Nachrichten (der Inhalt der Bücher Joſua, Richter, Ruth) eben ſo auf das vierte gekommen, ſo entſtand in dieſem erſt eigentliche Schriftſtellerei, welche den vorhandenen hiſtoriſchen und poetiſchen Stoff in ſchriftlichen Sammlungen (der Pentateuch oder die fünf Bücher Moſes, Joſua, die Richter, die Bücher Samuels) aufbewahrte und ſich in neuen poetiſchen Schöpfungen übte. Dazu fanden die hebräiſchen Schriftſteller mächtige Anregung in dem Hirtenleben ihrer Erzväter, in der ſchönen großartigen Natur ihres Landes, in der wundervollen Geſchichte ihres Volks (Rettung aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, Kampf mit der Natur und feindlichen Horden während des vierzigjährigen Zuges durch die Wüſte, Kriege unter den Richtern), in dem Gebrauche des Geſanges beim Gottesdienſte und dem dadurch geweckten Eifer für die Muſik und in dem beſtehenden Propheten- (Lehrer- und Dichter-) Orden (vergl. Lowth de sacra Poësi Hebraeorum. Lps. 1815; Herders Geiſt der hebräiſchen Poeſie. Deſſau 1785, 2 Bde.). Poeſie wurde die Grundlage ihrer Literatur: lyriſche durch David, dem Lied und Elegie gleich glücklich gelang, und unter ihm; didactiſche noch mehr unter ſeinem Nachfolger, wo auch Verſuche in der Idylle (Ruth) und dem kleinern Epos aufkamen (ſ. d. Art. David, Pſalm, Salomo, Hohes Lied, Hiob). Starke Religioſität bezeichnet den Geiſt und Zweck dieſer Dichtungen; nie hat der Sinn für das Geſetz Jehovas lebendiger gewirkt, als in den heiligen Geſängen aus der Davidſchen Zeit; dagegen Salomo ſich in ſeiner Handlungsweiſe, wie in den unter ſeinem Namen bekannten Schriften merklich vom iſraelitiſchen Particularismus ab und zu einem philoſophiſchen, ja weltbürgerlichen Indifferentismus neigte. Nach der Theilung des Reichs erhielten nur noch Religion und Literatur die Reſte der alten Nationalkraft, und ihre Bewahrer, die Propheten, wurden nun die Lehrer und Tröſter des ſittlich und politiſch ſinkenden Volks bis in die unglückliche Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft; vor derſelben, noch unter den Königen Jonas, Joel, Amos, Hoſea, Jeſaias, Micha, Obadja, Nahum, Habakuk; während derſelben Jeremias, Ezechiel (Heſekiel), Daniel, Zephania; zur Zeit der Rückkehr nach Paläſtina Haggai, Zacharias (Sacharja) und Malachias. Ueber ihre Lebensumſtände und den eigenthümlichen Geiſt der unter ihren Namen bekannten Schriften ſ. d. Art. Propheten und die einzeln behandelten Art. Jeſaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und Habakuk. Dieſe Schriften ſind größtentheils ſpätere Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Prophezeihungen, deren ſehr ungleicher Umfang zu der Unterſcheidung der großen Propheten (Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel) von den übrigen kleineren Anlaß gegeben hat; doch beſitzen wir nicht einmal die großen vollſtändig, und von den kleinern augenſcheinlich nur Bruchſtücke. Die Zeit der Wiederherſtellung des Moſaismus, nach der Rückkehr aus der Gefangenſchaft wurde für die hebräiſche Literatur dadurch höchſt wichtig, daß Esra zur Sammlung ihrer alten Schätze ein Collegium von 120 Gelehrten, die große Synagoge, errichtete, und Nehemia bald nach ihm dieſe oder eine neue Sammlung als Tempelbibliothek aufbewahrte, welche jedoch erſt gegen das Ende der ſyriſchen Verfolgungen hin geſchloſſen worden zu ſein ſcheint (vergl. d. Art. Juden). Die Abſicht dieſer Wiederherſteller, den Juden in der Sammlung ihrer alten Nationalſchriften zugleich einen Religionscanon zu geben, läßt vermuthen, daß ſie dabei mit möglichſter Treue gegen

den alten Moſaismus zu Werke gingen, und gewiß war dieſer Canon des alten Teſtaments nach Anzahl und Ordnung der Bücher ſchon unter den Makkabäern ſo gereiht, wie wir ihn jetzt haben, auch die jetzt übliche Eintheilung derſelben in hiſtoriſche, poetiſche und prophetiſche dabei ſchon berückſichtiget. Zu den hiſtoriſchen gehören außer den ſchon in der Davidiſch-Salomoniſchen Zeit geſammelten, die nach der Gefangenſchaft aus alten Annalen der Konige entſtandenen Bücher der Könige und der Chronik, die Bücher Esra und Nehemia; zu den poetiſchen: Hiob, die Pſalmen, Salomos Sprüche, Prediger und Hoheslied, die unter dem Namen der Klagelieder des Jeremias bekannten Elegien, der hiſtoriſche Roman Eſther und die Idylle Ruth; die prophetiſchen umfaſſen die Schriften der eben genannten 4 großen und 12 kleinen Propheten. Die Moſaiſche Religion iſt die Seele, das überall vorwaltende Grundweſen dieſer geſammten Literatur; wie in den hiſtoriſchen Büchern die Auswahl und Darſtellung des Erzählten von der theokratiſchen Richtung dieſer Religion abhängig erſcheint, und in den Pſaltern das religiöſe Gefühl ſich ergießt, drängen ſich in den prophetiſchen Büchern Zorn und Jammer über die Entartung des Volks, Drohung gegen die Abtrünnigen und Troſt für die Frommen zuſammen. Die Verheißung eines Geſalbten Gottes (Meſſias), der die Nation aus ihrem Elende retten und das glückliche Zeitalter Davids wiederbringen würde, zieht ſich, wie der Grundton einer himmliſchen Harmonie, durch die Dichtungen der Propheten, und klingt in ihren Orakelſprüchen mild und aufmunternd hervor. Nur dem Buche Hiob und den Salomoniſchen Schriften ſcheint dieſer theokratiſche Geiſt fremd und eine philoſophiſche Anſicht des Monotheismus geläufiger. In den Propheten aber, die in und nach der babyloniſchen Gefangenſchaft blühten, wird der Einfluß chaldäiſcher Religionsideen aus Zoroaſters Lehre und ſchon manche Spur der Veränderungen merkbar, welche die Denkart der Juden in Folge ihrer Schickſale und nähern Verhältniſſe mit fremden Völkern erlitt. Was nun nach dem Untergange der althebräiſchen Sprache noch von dieſer ſonderbaren Nation in andern Sprachen für literariſche Bildung geſchehen iſt, gehört nicht mehr in den Plan dieſes Artikels. Man vergl. darüber die Artikel: Juden, Helleniſten, Septuaginta, Rabbiniſche Sprache und Literatur, Kabbala.

Hebriden oder **Weſtliche Inſeln**, eine an der Weſtſeite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inſeln. Bewohnt ſind jedoch nur einige 40 derſelben, von 60,000 Hochſchotten, die Sinn für Dicht- und Tonkunſt haben. Die vornehmſten ſind Sky mit 15,000, Ila mit 8000, Mull mit 5000 Einw., am merkwürdigſten aber iſt die kleine Inſel Staffa (ſ. d. Art.). Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. ſ. w., und ſind zur Schafzucht und Fiſcherei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den ſchwer erſteiglichen Klippen der Inſeln, unter welchen ſich viele Adler und Solangänſe finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgeſucht werden. Der Getreidebau gedeiht nur an wenig Orten, beſſer die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der engliſchen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner iſt ſehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens iſt das Eigenthum ſchottiſcher Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann auf das äußerſte bedrücken. Er muß ſchwere Frohndienſte thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt faſt ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die perſönliche Freiheit bleibt ihm, und dieſe iſt von

vielen wohlhabendern zu Auswanderung nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche ſelbſt auf ihren Gütern leben, iſt dieſe Härte gemildert worden. Die neuen Hebriden ſind eine Gruppe von zwölf großen und vielen kleinen Inſeln in Auſtralien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der ſie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Aſteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben ſoll. Sie war eine unterirdiſche und der Magie vorſtehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte ſie die Schminkbüchſe der Götterkönigin, und gab ſie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno ſie dafür beſtrafen wollte, flüchtete ſie zuerſt zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolge eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acheruſiſchen Pfuhle reinigen, und ſeitdem ward ſie eine unterirdiſche Göttin. Andere erzählen andere Geſchichten von ihr. Heſiod ſagt, ihre Macht erſtreckte ſich über die Erde und das Meer; ſie hatte unter den Geſtirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unſterblichen. Ehren und Güter verleiht ſie dem, den ſie begünſtigt. Den Kriegern gibt ſie Sieg, ſitzt dem Richter zur Seite, iſt dem Prozeßführenden hilfreich, ſo wie den Wettkämpfern, ſegnet den Fiſcher mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und den Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur ſtehen ihr zu Gebote. Späterhin ward ſie das Symbol des Mondes, und war dann mit der Diana einerlei. Aber ihre Macht erſtreckte ſich bis über die Unterwelt, und daher heißt ſie auch unterirdiſche Diana. Ueberhaupt nennt man ſie als unterirdiſche Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beiſtand an, und ſuchten ſie bei ihren Verſchwörungen ſich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feſte gefeiert. Ihre Geſtalt war furchtbar; ſie hatte Schlangenfüße, und Schlangen ziſchten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rückſicht auf ihre dreifache Beziehung wurde ſie mit drei Geſichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß ſie auch die Dreigeſtaltete. In den ſchönern Zeiten der Kunſt bildete man ſie nur mit drei Geſichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verſchiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen urſprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entſtehung des Namens aus einer tropiſchen Figur bei den Dichtern, ſo daß es nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten ſoll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tauſend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerſpeiender Berg in dem ſüdweſtlichen Theile der Inſel Island, der aber ſowol in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Veſuv nachſteht. An der Weſtſeite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Weſter Rangaa, deſſen Bette aus großen Lavamaſſen beſteht. Der nächſte bewohnte Ort iſt die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben ſind. Der ganze Gipfel iſt ein Haufen Schlacken, und der Krater nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt ſeit 1004 in allem 23 Ausbrüche, wovon die letzten 1766 vom 5. April bis 7. Sept. und 1818 ſich ereigneten. Der Britte Mackenzie beſtieg 1810 mit vieler Beſchwerde und Gefahr dieſen Vulkan. Von ſeiner

Spitze überſieht man gegen Norden ⅔ der Inſel, indem hier die Gegend niedrig iſt, außer wo ſich hier und da ein Jokul (Gletſcher, Eisberg) erhebt; gegen Oſten begrenzen mehrere Jokuls die Anſicht des Landes. Nach Süden überſieht man eine ausgebreitete, von dem Meere begrenzte Ebene.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferſte im Heer der Trojaner, deſſen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemalin war des ciliciſchen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Aſtyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten beſingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt ſie oft hart; ſein Wort und Beiſpiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, ſo oft ihre Kraft zu erſchlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja iſt unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieſer, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genoſſen zu rächen, da erreichte ihn ſelbſt das dunkle Verhängniß. Er fiel, von Achilles durchbohrt; ſein Leichnam ward von dem Sieger geſchleift, und ſodann für ein Löſegeld dem Priamus überlaſſen, der ihn feierlich beſtatten ließ. Unſtreitig iſt Hector der trefflichſte Held in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derſelbe an Muth übertrifft, ſondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hilfe vertraut, in deſſen erlogener Geſtalt Minerva ihn täuſcht und verläßt. An Menſchlichkeit aber übertrifft Hector Alle; zu den ſchönſten Epiſoden der Iliade gehört ſein Abſchied von der Antromache, in welchem er die reinſten und ſchönſten Gefühle als Fürſt, Gemal und Vater ausdrückt.

Hecuba (griechiſch Hekabe), eine Tochter des Königs Dymas von Thrazien, nach andern des Cyſſeus oder des Fluſſes Sanagrius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemalin des Königs Priamus von Troja, dem ſie zuerſt den Hector und dann den Paris gebar. Als ſie mit letzterm ſchwanger ging, träumte ſie, daß ſie eine Fackel zu Welt brächte, die ganz Troja verzehrte. Dies deuteten die Wahrſager dahin, daß der Sohn, den ſie in ihrem Schoße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgeſetzt, aber auf eine wunderbare Art gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creüſa, Laodice, Polixena, Caſſandra, den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus, Troilus. Nach Trojas Eroberung fiel die unglückliche Fürſtin dem Ulyſſes aus der Beute als Sclavin anheim. Voll Verzweiflung über dies Mißgeſchick reizte ſie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen geſteinigt, unter den Steinen fand man aber nicht ihren Leichnam, ſondern einen todten Hund. Die alten Tragiker ſchildern ſie auf der Bühne als eine zärtliche Mutter, edle Fürſtin und tugendhafte Gattin, welche das Schickſal die herbeſten Verhängniſſe erfahren läßt.

Heemskerk (Martin van), dieſer berühmte holländiſche Maler wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er ſich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers, Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu ſeinem Handwerke nach Hauſe nahm. Der junge Martin, der an der Kunſt ſchon Geſchmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerſtreben in ſein väterliches Haus zurück, und ergriff die erſte Gelegen-

heit, ſich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte, allein, da er ſah, daß ſein Meiſter nichts für ihn that, begab er ſich zu J. Schorel, einem berühmten Künſtler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte ſo überraſchend ſchnelle Fortſchritte, daß der Meiſter fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegſchickte. Damals verfertigte er ſein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jeſuskind,“ und machte mit demſelben der Malerinnung zu Harlem ein Geſchenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete ſeinen Geſchmack nach der Antike, und erholte ſich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit den Werken ſeines Pinſels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige ſeiner Bewunderer, in ſeinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der ſie entzückt hatte, allein die wahren Kenner freuten ſich der Fortſchritte, die er in der Zeichnungskunſt gemacht und über die Veredlung ſeines Geſchmacks. Sein Arbeitszimmer war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Ein großer Theil jetzt ſehr ſeltener Werke dieſes fleißigen und fruchtbaren Künſtlers ſoll 1572 bei der Eroberung von Harlem, wo auch ſein eigenes Haus zerſtört wurde, verloren gegangen ſein. Seine Zeichnung iſt kräftig und richtig; allein die Umriſſe ſind ohne Eleganz und Reiz; ſeine Draperie iſt ſchwer und faltenreich; ſeinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen ſuchte, verdankte er hauptſächlich ſeinen Ruhm. Er ſtarb zu Harlem 1574.

Heer (ſtehendes). Man hat mit dieſem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeſchichte nur diejenigen Truppenmaſſen belegt, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienſte gebildet, und für dieſe Dienſte vom Staate beſoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen dieſe Truppen übrigens zum Kriegsdienſt verpflichtet oder nicht verpflichtet ſein, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern beſtehen. Stehende Heere in dieſem Sinne finden wir erſt in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmälig eine ganz neue Geſtalt gewann und zu einer Kunſt erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die perſönliche Tapferkeit, als eine beſondere Gewandtheit und mechaniſche Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die erſten ſtehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnsmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutſchland), einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr ſich Kriegsdienſt und Kriegszucht durch die ſtehenden Truppen ausbildeten. Theils die Koſten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen ſtiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlaſſen ſein darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographiſche und politiſche Lage, endlich auch durch Cultur des Staats beſtimmter, und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortwährend unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Koſten des Staats beſoldet wurde; und dieſe werden im eigentlichen Sinne ſtehende Truppen genannt. Gewöhnlich verſetzt man die Einführung der ſtehenden Heere unter die Regierung Carls VII., Königs von Frankreich (regierte

1423 — 1461), welcher durch dieſe Anſtalt ſeine zur Empörung geneigten Vaſallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp Auguſt führte zu dieſem Zweck und zum Beſten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil ſeiner Vaſallen ſich an die Kreuzfahrer angeſchloſſen, und dadurch die Krone hilflos gelaſſen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 ſtellte. Dieſe dienten auf Koſten der Städte, und nur in einer beſtimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch ſie wuchs die Macht der Städte, ſo daß die Bürger ſich neben der Ritterſchaft, und im Gegenſatz derſelben, zu einem beſondern Stande, auch im Kriege geſchieden, ausbildeten. Uebrigens wurden dieſe Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So beſtanden nun die Truppen Philipps und ſeiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und allerhand unregelmäßigen Truppen, welche in Sold genommen wurden (daher soldats, soudoyers), und gewiſſe Geſellſchaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erſtern, welche ſich oft gegenſeitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leiſteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate ſo läſtig wurden, daß ſchon Carl V. darauf denken mußte, ſich ihrer zu entledigen, bewog Carl VII., der Stifter einer beſſern Kriegszucht zu werden. Zu dieſer legte er nach weiſen Berathungen mit vielen Großen ſeines Reichs 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitaines). Dieſen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravſten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben ſo viele Compagnien zu bilden. Dieſe Compagnien erhielten den, vielleicht ſchon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnance, und ſollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Koſten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs beſtand jede dieſer Compagnien aus 600 Mann Reiter (gendarmes), die Freiwilligen abgerechnet, welche ſich bald in großer Menge denſelben anſchloſſen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterweſen immer mehr in Verfall, und die Vaſallen ſtellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienſte, doch wurde die Lehnsmiliz erſt im 18. Jahrh. von den Söldnern ganz verdrängt. 1448 errichtete Carl auch eine angemeſſene Infanterie, aus Scharfſchützen (Francs-archers) beſtehend, welche, verbunden mit erſtern, bald ein anſehnliches Heer bildeten. Hier, in Frankreich, bildeten ſich alſo zuerſt der Kriegsdienſt und die Kriegszucht aus (ſ. über dieſen Gegenſtand Daniel Histoire de la milice françaiſe etc.), und gingen von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der ſtehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten ſich auch die ſtehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutſchlands. Iſt dieſe Vermehrung auf den höchſten Punct geſtiegen, ſo daß die Entſcheidung der Kriege wiederum von den Maſſen abhängig gemacht werden muß, ſo verbreitet ſich die Verpflichtung zum Kriegsdienſt allmälig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Bildungsſtufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats verſchiedenes Conſcriptionsſyſtem eingeführt, wodurch eine nach Jahren beſtimmte Claſſe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienſte gerufen wird. Dadurch werden

die ſtehenden Heere und der Kriegerſtand als ein beſonderer Stand allmälig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienſte geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl ſelbſt aber dem natürlichen Verhältniſſe der Staaten gegen einander dadurch angemeſſener, die Kriegszucht freier und edler wird. (Vergl. Soldaten.) T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorſtehendem Kriege an ſeine Vaſallen ergehen ließ, und vermöge deſſen ſie ſich nebſt ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung ſelbſt, die ſie ihrem Lehnsherrn im Kriege leiſten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewol dieſe Begriffe ſeit Einführung der ſtehenden Heere geruht haben, ſo erinnern doch die neueſten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anſpruch genommen wird, wieder daran, und wir ſehen ſie ſomit aufs neue in möglichſt großem Umfang in Ausübung gebracht.

Heeren (A. H. L.), Hofrath und Profeſſor der Geſchichte zu Göttingen, Ritter des Guelfenorden u. ſ. w., geb. 1760 zu Arbergen bei Bremen, woſelbſt ſein Vater Prediger war. Seine Hauptbildung erhielt er auf der bremer Domſchule und auf der Univerſität zu Göttingen. Er bereiſte Italien, die Schweiz und die Niederlande. Selten hat ſich ein Hiſtoriker auf ſeinem Poſten ſo der Zeit angeſchmiegt wie er. Ihm entging nicht, daß manche Revolutionen der Griechen und Römer erſt durch die Geſchichte unſerer Tage ganz begreiflich wurden, und er ſäumte nicht, dieſe auf jene anzuwenden (Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums, 1818); gewichtvoller als jemals zeigte ſich das Syſtem der Colonien in der europäiſchen Politik, und er zog es mehr, als je geſchehen war, in die Geſchichte (Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien, wovon 1819 die dritte, bis zum Fall des franzöſiſchen Kaiſerthums fortgeführte Auflage erſchien); emſig ſuchte er auf, was anziehen, und vermied dagegen, was mißfallen oder Anſtoß geben konnte. In ſeinen Ideen über Handel und Politik der alten Welt (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forſchte den Handelswegen der alten Völker ſcharfſinniger und unbefangener nach, als bisher geſchehen. Weniger Werth hat ſeine Geſchichte des claſſiſchen Studiums (1797 — 1802); denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erleſenſten Gelehrſamkeit, und an Ergebniſſen kleiner, zuſammenhängender, unbeeilter, in das tägliche Geſchäft verflochtener Unterſuchungen fruchtbar ſein, wie es jene Compilation nicht iſt. Von dem franzöſiſchen Nationalinſtitut erhielt er den Preis für ſeine Unterſuchungen über die Kreuzzüge, welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter ſo vielſeitig aufnahm, wie irgend ein Hiſtoriker, wiewol die Grundgelehrſamkeit, das ganze ſpecielle, in ſich ſelbſt gegründete Wiſſen hier viel ſichtbarer fehlt, als in den Ideen über das Alterthum. Im Allgemeinen verbindet Heeren eine mehr als gewöhnliche Gelehrſamkeit mit nicht gemeinem Scharfſinn; ſeine Darſtellung iſt leicht und für jeden Gebildeten ohne Anſtrengung faßlich.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigſten Geräthſchaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unſern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, ſondern auch in die Allodien (ſ. d. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, ſo gehörten auch dieſe zu der blos männlichen Verlaſſenſchaft.

Daher iſt noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewiſſer Theil der Verlaſſenſchaft, der blos auf die nächſten Agnaten männlichen Geſchlechts (Schwertmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts beſondern Rechten ab; nach ſächſiſchem Rechte gehört dazu das beſte Pferd, geſattelt und gezäumt, Harniſch, Schwert, tägliche Kleidung des Verſtorbenen, Heerpfühl, zwei Lailachen oder Betttücher, Tiſchtuch, zwei Becken, ein Fiſchkeſſel, ein Handtuch und ein Schüſſelring oder Dreifuß. Geiſtliche hatten keinen Antheil am Heergerathe, ſondern an der Gerade (ſ. d. Art.) — Heermeiſter, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgeſetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeiſter ſonſt die Ritter ſeiner Provinz im Kriege anführte.

Hegira (Hedſchra) heißt im Arabiſchen die Flucht. Vorzugsweiſe bezeichnen die Mohammedaner damit die Flucht Mohammeds, ihres Propheten, von Mekka nach Jatreb, welcher Ort in der Folge den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenſtadt, erhielt. Von dieſer Flucht, welche ſie auf den 16. Juli des 622ſten Jahres nach Chriſti Geburt ſetzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedſchra auf die chriſtliche Zeitrechnung zurückbringen, ohne daß dabei eine ſtrenge Genauigkeit beabſichtigt wird, ſo geſchieht dies auf folgende Weiſe. Da das Mohammedaniſche Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen iſt, ſo betragen 33 Mohammedaniſche Jahre nur 32 chriſtliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der Mohammedaniſchen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So iſt z. B. das Jahr 1000 der Mohammedaniſchen Zeitrechnung ungefähr gleich dem Jahre 1539 der unſrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene ſich der Tabellen, welche Wahl und andere geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufſeher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung Georgs II., war der Sohn eines Geiſtlichen und um das J. 1660 zu Zürich geboren. Die Geſchichte verſchweigt ſeine frühern Schickſale, ſagt aber von ihm, daß er ſchon verheirathet wegen einer Liebſchaft ſein Vaterland verließ. In der demüthigen Geſtalt eines Bedienten ſah er die vornehmſten Städte Europas, und bildete auf dieſen Reiſen ſeinen Geſchmack für alle Gegenſtände des feinen Lebensgenuſſes. Vierzig bis funfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm ſeine Gewandtheit und Munterkeit bald in der großen Welt Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einſichtsvollen Bemerkungen, die er über verſchiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und ſeine Anweiſungen, um die Beluſtigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunſtrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geſchmackvolle Decorationen, die nach ſeiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, ſo wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufſicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte ſich hierauf an die Verſchönerungen der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über dieſe auf dem königlichen Theater die Aufſicht. Endlich ward er zum Oberaufſeher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Credit war ſo allgemein, daß kein glänzendes Gaſtmahl ohne ſeinen Rath und ſeine Anordnung gegeben wurde. Die verſchiedenen Aemter verſchafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund. Er war wohl gewachſen, aber von einer ſo auffallend häßlichen Geſichtsbildung, daß er gegen

den Grafen Cheſterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Geſicht, als das ſeine, in London zu finden ſei. Er ſtarb 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreiſe des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis 1720 die Reſidenz der Churfürſten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, am Ende der Bergſtraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeſchloſſenen Thale in einer anſehnlichen Breite hervorſtrömt, und über welchen eine ſteinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit den Statuen des Churfürſten Carl Theodor und der Göttin Minerva verziert, und mit ſechs Altanen verſehen, von welchen man die reizendſte Ausſicht auf die nahen und fernen Gebirge hat. Die Stadt iſt zwiſchen den Strom und die Berge gedrängt; ſüdlich iſt der hohe Königsſtuhl, jetzt Kaiſerſtuhl genannt (zum Andenken der Erſteigung des Kaiſers Franz, 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt ſich der Heiligenberg mit ſeinen Kloſter- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüſegärten angebaut iſt. Heidelberg beſteht aus der Stadt, der Vorſtadt und der ſich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergſtadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1191 Häuſer und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte ſonſt das auf einem Berge liegende churfürſtliche Schloß mit einem der ſchönſten Fürſtengärten; allein in dem franzöſiſchen Kriege 1689 wurde daſſelbe nebſt der Stadt von den Franzoſen zerſtört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzſtrahl 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen ſind jedoch noch äußerſt anſehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunſt. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeiſtkirche, in deren Chor die berühmte heidelberger Bibliothek (ſ. d. Art.) ſtand. In Heidelberg iſt eine berühmte proteſtantiſche Univerſität, welche 1386 geſtiftet wurde, und nach der Prager und Wiener die erſte und älteſte in Deutſchland iſt. Bald erhob ſie ſich, und ihr Ruf verbreitete ſich weit umher. Weltberühmt war ſie durch ihre große Bibliothek, die wol zu ihrer Zeit die bedeutendſte in ganz Deutſchland war. Doch dieſer blühende Zuſtand der Univerſität endigte ſich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthſchaftsſchule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Univerſität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden, 1802, begann ein neuer Flor der Univerſität, und der Großherzog von Baden, Carl Friedrich, iſt als ihr neuer Stifter anzuſehen. Sie beſitzt jetzt einen jährlichen Fond von 66,000 Fl. und iſt in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Profeſſoren, in die juridiſche mit fünf, in die mediciniſche mit vier, in die ſtaatswirthſchaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philoſophiſche Section mit ſieben ordentlichen Profeſſoren. Rector iſt der Großherzog ſelbſt. Die jetzige Univerſitäts-Bibliothek von 45,000 Bänden iſt im untern Stock des Univerſitätsgebäudes auf dem Paradeplatze und eine Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomiſches Theater in dem ehemaligen Dominicanerkloſter aufgeſtellt; noch finden ſich zwei botaniſche Gärten, ein Garten für forſtbotaniſche und landwirthſchaft-

liche Vorleſungen, ein kliniſches Inſtitut, ein akademiſches Hoſpital, eine Entbindungsanſtalt und ein philologiſches und pädagogiſches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1819) 603, worunter 481 Ausländer. Ferner iſt in Heidelberg ein gemeinſchaftliches Gymnaſium für alle drei chriſtliche Confeſſionen. Der Handel der Stadt, welchen der ſchiffbare Neckar und die ſich hier kreuzenden zwei Hauptſtraßen von Frankfurt nach Baſel, und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachſen, begünſtigen, iſt nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben, doch gibt es eine Krapp-, eine Wachslichter-, eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

Heidelberger Bibliothek. Die Univerſität Heidelberg hat das Unglück gehabt, mehr als einmal ihre Bibliothek zu verlieren. Die berühmteſte darunter, und von der auch hier nur die Rede ſein kann, iſt diejenige, welche nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch Tilly, 1622, von dem Herzog Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angeſehen und dem Papſt Gregor XV. geſchenkt wurde. Dieſe Bibliothek entſtand am Schluſſe des 14. Jahrh. und erhielt damals durch die Büchersammlung des Kanzlers Conrad von Gelnhauſen (1390) und durch ein Vermächtniß des erſten Rectors der Univerſität, Marſilius von Inghen (1396), einen bedeutenden Zuwachs. Nächſtdem gewann ſie eine Vermehrung durch die Freigebigkeit des Biſchofs von Heidelberg, Matthäus von Worms, 1410, wozu noch Geſchenke von verſchiedenen Gelehrten kamen, ſo daß ſie zu Anfang des 15. Jahrh. 700 Handſchriften zählte. 1421 vermachte Churfürſt Ludwig III. ſeine ſämmtlichen Handſchriften, 152 an der Zahl, dem Heil. Geiſt-Capitel zum Vortheil der Univerſität, doch wurden dieſelben der ältern Sammlung damals nicht einverleibt. 1443 erhielt die Bibliothek, die inzwiſchen durch Vermächtniſſe und Ankauf noch vermehrt worden war, ihr eigenes Gebäude in dem akademiſchen Garten. Unter dem Churfürſten Philipp ward eine Menge koſtbarer Werke von Johann von Dalberg und Rudolph Agricola angekauft; auch erhielt ſie die reiche Sammlung, welche dieſe beiden berühmten Männer auf eigene Koſten gemacht hatten. Einen noch wichtigern Zuwachs gewann ſie unter Churfürſt Otto Heinrich, der nicht nur beide Bibliotheken verband, ſondern ſie auch mit einer Anzahl der ſeltenſten Handſchriften bereicherte, die er ſelbſt auf ſeiner Reiſe nach Paläſtina geſammelt hatte. Ueberdies wurden ſowol unter dieſes Fürſten als auch unter ſeines Nachfolgers Friedrich III., Regierung die pfälziſchen Kloſterbibliotheken mit ihr vereinigt; ſie erhielt ein Vermächtniß von dem gelehrten Ulrich von Fugger, und noch kurz vor ihrer Hinwegführung köſtliche Bereicherungen durch ihren berühmten Vorſteher Janus Gruter. Sie enthielt damals 1956 lateiniſche, 431 griechiſche, 289 hebräiſche und 846 deutſche, alſo zuſammen 3522 Handſchriften, ohne die franzöſiſchen, deren Anzahl nicht bekannt iſt. Die gedruckten Bücher waren nicht von ſo großer Bedeutung. Dieſe ganze Sammlung, vielleicht mit Ausnahme des Minderwichtigen oder ſonſt auf irgend eine Weiſe davon Getrennten, wurde 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geſchafft, wo ſie ſeitdem unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine eigne Abtheilung der vatikaniſchen gebildet hat. 1795 verlor ſie 38 Handſchriften, welche die Franzoſen, die ſich im Frieden von Tolentino 500 zu wählende Handſchriften vom Papſte ausbedungen hatten, nach Paris führten. Als aber 1815 im pariſer Frieden die Franzoſen alle geraubten Kunſt- und literariſchen Schätze

zurückgeben mußten, trat der Papſt nicht nur jene 38 Handſchriften an die Univerſität Heidelberg, als welcher ſie urſprünglich zugehört hatten, ab, ſondern willigte, auf Oeſterreichs und Preußens Verwendung, auch ein, daß aus der in Rom befindlichen Palatina ſämmtliche altdeutſche Handſchriften an Heidelberg zurückgegeben werden ſollten. Dem zufolge wurden 847 altdeutſche Handſchriften, und noch überdies der berühmte Codex Palatinus, von des Mönchs Otfried poetiſcher Umſchreibung der vier Evangelien, und vier lateiniſche, die Geſchichte der Univerſität Heidelberg enthaltende Handſchriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geſchickten Hofrath Wilken 1816 übergeben, der ſie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewol dieſe Handſchriften nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, ſo müſſen wir uns doch der Rückkehr gerade dieſer altdeutſchen Handſchriften als eines der folgenreichſten Ereigniſſe für die deutſche Gelehrſamkeit und Literatur erfreuen, da ſie eine reiche Fundgrube für die Geſchichte unſers deutſchen Vaterlandes, beſonders für die Geſchichte unſerer Sprache und Literatur ſind, und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abſchriften mehr vorhanden ſind, und die aus eben dieſem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da ſie den Italienern ganz unverſtändlich waren, unter den Deutſchen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unſerer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die ſich übrigens auf die Dichterwerke beſchränkten), ſich befanden.

Heiden, Ungläubige, heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der chriſtlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menſchen, die weder Juden noch Chriſten ſind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Mohammedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſie, wie die Bekenner des Chriſtenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, verſteht die Umgangsſprache unter Heiden, alle, die ſich nicht zu dieſen drei vorzüglichſten Religionen bekennen. Dieſer, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Chriſten um des Gegenſatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und laſterhaft ſchildern wollte, nannte man mit einem Worte **heidniſch**, und der heilige Auguſtinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laſter gelten laſſen. Uebrigens hat der Ausdruck „**Heiden**" hiſtoriſchen Grund. Als ſich das Chriſtenthum im römiſchen Reiche verbreitete, faßte es zuerſt in den Städten Fuß, auf dem flachen Lande, in den Dörfern erhielt ſich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Chriſtenthum im römiſchen Reiche ſchon herrſchend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den chriſtlichen Städtern pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Eben ſo verhielt es ſich in Deutſchland. Das Chriſtenthum fand auch zuerſt in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutſchen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weshalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend iſt. Unter dem Ausdrucke: **Heidenthum**, werden nun die geſammten Volksreligionen oder Völker verſtanden, die es außer dem Gebiete des Chriſtenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgeſondert und dem höchſten Weſen entweder eigen oder vorzugsweiſe gewidmet iſt. Die

Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundſchaft ſind heilig, denn ſie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen iſt die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausſchließlich religiöſe Beſtimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermiſchung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen ſeiner religiöſen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heilige Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der erſten Wildheit entwachſen iſt; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erſte Spur der Menſchlichkeit. Menſchen, denen nichts heilig iſt, haben ſich entweder noch nicht über den Zuſtand thieriſcher Rohheit erhoben, oder ihre Menſchheit durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Weſen perſonificirt gedacht, ſo muß er ſchon eine ſittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der erſten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Perſonen und insbeſondere Biſchöfe, noch bei ihrem Leben, durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders ſagen zu wollen, als wir unter dem „Ehrwürdige, dem Dienſte Gottes geheiligte," zu verſtehen pflegen. Sehr entfernt hat ſich indeß von dieſer einfachen Vorſtellungsart der künſtliche Begriff, den ſich die chriſtliche Kirche ſeit dem 4. Jahrh. von den Heiligen gebildet, und zu einer der wirkſamſten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidniſchen Volksreligionen ſchon vorhandenen Vorſtellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menſchen, und die Ideale der Philoſophen von menſchlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des chriſtlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der erſten Jahrhunderte Habe und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntniſſe treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Chriſtenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, ſie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beſchützer des menſchlichen Geſchlechts genannt, an Rang nicht ſelten über die Engel geſetzt, und nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſſe der angeſehenſten Kirchenväter des 4. und 5. Jahrh. in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen geprieſen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erſtaunenswürdige Erzählungen und noch ſtärkere Verſicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leiſten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben ſo ihren eigenen Schutzheiligen, wie ſie im Heidenthume ihren eigenen Schutzgott gehabt. Weil es nun unter chriſtlichen Kaiſern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, ſo wurde das im 4. Jahrh. entſtandene Mönchsweſen die ergiebigſte Pflanzſchule neuer Heiligen. Eine gewaltſame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein gefliſſentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die ſeltſamſten Büßungen und Peinigungen, auf die nur die ausſchweifendſte Phantaſie fallen und in deren Erduldung nur der finſtere Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geiſtlicher Orden, deren Regel dieſe Uebungen mit ſich brachte, wurde nun ein ſicherer

Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgeſtellt und von der Kirche zu Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienſte um die Kirche mit dieſer Auszeichnung belohnt, allein die meiſten der in Kalendern und Legenden prangenden Heiligen ſind entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur ſolche, die der gemeine Sprachgebrauch die wunderlichen nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieſer Ehre kam, da das Recht, heilig zu ſprechen, von jedem Biſchof in ſeinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurt am Main, im J. 794, verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große ſchärfte ihren Beſchluß 805 wieder ein; aber dies heilte die Geiſtlichkeit und das Volk immer nicht von der einmal eingeriſſenen Sucht, neue Heilige zu ſchaffen. Daher übernahm es endlich der Papſt ſelbſt, Ordnung in dieſe wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erſte Beiſpiel einer päpſtlichen und darum für die ganze catholiſche Chriſtenheit gültigen Heiligſprechung, da es früher der Willkür überlaſſen geweſen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden ſollten, und Alexander III. erklärte das Heiligſprechen 1170 für ein ausſchließliches Recht des päpſtlichen Stuhles. Er nannte die Heiligſprechung zuerſt Canoniſation, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den Canon der Meſſe, d. h. in die Gebete der Abendmahls-Liturgie, eingetragen wurde. Dieſer Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatification, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartſchaft zur Canoniſation erhielten. Mancher blieb ſelig ohne heilig geſprochen zu werden; daher man die Heiligen von den blos Seligen unterſcheiden muß. Laien konnten höchſt ſelten und nur durch die ausgezeichnetſte Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canoniſation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürſten ſind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große von Rußland, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von Ungarn, ſich durch Einführung und Beförderung des Chriſtenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiſer Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplariſches Leben, wie die Prinzen Caſimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienſte derſelben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu ſehr geſtörten Fürſten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und ſelbſt unter den Päpſten wurden wol die aus den erſten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politiſche und kirchliche Verdienſte ausgezeichneten Nachfolgern des heiligen Petrus in ſpätern Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwiſchenraume von beinahe tauſend Jahren erſt wieder Pius V. 1712 heilig geſprochen, ob ſie gleich alle den Titel Heiligkeit führen. Ueberhaupt fingen ſie ſeit der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften im Abendlande an, ſparſamer mit den Heiligſprechungen zu werden, da die philoſophiſche Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterſtuhl zu ziehen, und mancher Fürſt an der Unfehlbarkeit päpſtlicher Ausſprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canoniſation Gregors VII. konnte Benedict XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten des deutſchen Kaiſers nicht erlangen; unbe-

denklicher war im folgenden Jahre die Apotheoſe (ſo nennt es eine römiſche Münze) des prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neueſten Heiligen verdankt die catholiſche Kirche dem ſechsten und ſiebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Cardinal J. M. Thomaſi canoniſirte. Die griechiſche Kirche erkennt die ſeit ihrer Trennung von der lateiniſchen zu Rom erwählten Heiligen nicht an; dagegen hat ſie mehrere eigene National- und Kirchenheilige, welche der catholiſchen Kirche aus Mangel an Nationalintereſſe gleichgültig, und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt ſind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt ſind aber beide Kirchen ſich gleich, und wer, der menſchlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdienſten ſchuldig iſt, möchte ſich weigern, der kirchlichen Anſicht beizutreten, wenn ſie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verſtorbene hätte bewenden laſſen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie ſchwer es iſt, im Gefühle für Gegenſtände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eigenen Vortheils davon ſich einmiſcht, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Frömmigkeit gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienſt. Zwar haben die catholiſche und griechiſche Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißſchriften und durch ihre vorzüglichſten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter der Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Fürſprache bei Gott zu verſtehen und ihre Verehrung nur die des wahren Gottes ſei, dem man für ihre Tugenden und Verdienſte zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas anders, als an einen Cultus, durch den man ſie verherrliche, um ſie günſtig und die Erhörung der Gebete, die man an ſie richtet, deſto gewiſſer zu machen. Allgemeine und beſondere Unfälle werden der Vernachläſſigung dieſes Dienſtes und dem Zorne dieſer Heiligen zugeſchrieben, ſo wie glückliche Ereigniſſe ihrer Gunſt und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch dieſe Vermittler, und mancher verläßt ſich mehr auf ſie, als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält ſich ihm beſonders verpflichtet und ſeiner vorzüglichſten Obhut gewärtig. So hat Palermo ſeine Roſalie, Neapel ſeinen Januar, Frankreich ſeinen Dionys, Ungarn ſeinen Stephan, Rußland ſeinen Nicolaus, Andreas u. ſ. w. zu Schutzheiligen. Auch die verſchiedenen Stände und Gewerbe der menſchlichen Geſellſchaft denken ſich gewiſſe Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen geſtanden, als ihre Beſchützer, wenig anders, als ihnen die griechiſche und römiſche Mythe ihre beſondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muſe der Tonkunſt an der heil. Cäcilia eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeiſter und Genien, deren nach alter Mythe und Philoſophie jeder Menſch einen hat, erſcheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Catholik oder Grieche ſich den Heiligen ſeines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie ſie jeglicher auf den Tag, der vom Papſte oder den Patriarchen zu ſeiner feſtlichen Verehrung angewieſen worden, im römiſchen und ruſſiſchen Kalender ſtehen, unter dieſen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages hat für ſie eine religiöſe Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieſer vielſeitigen Anwendung des Heiligendienſtes

waren die Heiligenbilder. Erſt in den Vorhöfen der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgeſtellt, wurden ſie ſeit dem 5. Jahrh. in das Innere der Kirchen verſetzt, und aus Erweckungsmitteln bald Gegenſtände der Andacht. Wie ſtark auch Fürſten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienſt eiferten (vergl. Bilderſtürmer), ſie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunſt ließ ſich nicht von einem Gebiete vertreiben, das ſeit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war. E.

Heilige Allianz, ein Regenten-Bund, deſſen Idee von Rußland zuerſt aufgefaßt, hierauf unmittelbar vom ruſſ. Kaiſer, dem Kaiſer von Oeſterreich und dem Könige von Preußen, zu Paris durch die Acte vom 26. Sept. 1815, mittelſt eigenhändiger Unterſchift vollzogen, und vom Kaiſer Alexander 1816, dann aber auch von den übrigen beiden Monarchen öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Weſen dieſes von allen Fürſten- und Völkerverträgen verſchiedenen Bündniſſes, beſteht darin, daß ſtatt der bisherigen Politik, die man die heidniſche nennen könnte, weil die chriſtlichen Staaten ſie von Griechen, Römern und Barbaren ererbt haben, eine neue eingeführt werden ſoll, die mit Recht die chriſtliche heißen wird, weil nach der Erklärung der Bundesſtifter die Vorſchriften des Chriſtenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, ſowol der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Aeußern künftig zum Grunde liegen ſollen; er beruht auf dem feierlichen Bekenntniſſe des feſten Willens der Souveräne, die höchſten und heiligſten Zwecke aller Völker und Regierungen ſtets zur Richtſchnur ihres Verfahrens zu nehmen. Die Bundesacte enthielt zugleich die Beſtimmung, die übrigen chriſtlichen Regenten zum Beitritt einzuladen. Auf ſolche vom Kaiſer von Rußland eigenhändig erfolgte Einladung, welche auch der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen noch beſonders erlaſſen haben, ſind mit Ausnahme des Papſtes und des Congreſſes der vereinigten Staaten von Nordamerika, alle europäiſch-chriſtliche Regierungen zu dem heiligen Bunde getreten; der König von Frankreich Ludwig XVIII. und der Prinz Regent von England jedoch nur perſönlich, und ohne daß dadurch ihre Reiche mittelſt Beiſtimmung der Kammern und des Parlaments verpflichtet worden wären. Ueberhaupt darf man die Bundesacte nicht als einen förmlichen Staatsvertrag anſehen. In ihr iſt keine Spur von einer beſtimmten Verpflichtung oder von wechſelſeitigen Leiſtungen zu finden. Auch der Satz: „daß die Unterthanen aller chriſtlichen Fürſten einander in allen Fällen Hilfe und Beiſtand leiſten ſollen,“ ſpricht nur von einer ſittlich-rechtlichen Verpflichtung, ohne dieſe durch eine publiciſtiſch beſtimmte Form der Leiſtung zu einer Staatsvertrags-Obliegenheit zu ſtempeln. Die Urkunde iſt eine Aufſtellung allgemeiner Grundſätze, welche jeder Souverän, indem er der Acte beitritt, für die ſeinigen erklärt. Daher bedurften weder die Haupt- noch die Beitrittsacten (außer in Republiken, wie in der Schweiz), irgend einer der gewöhnlichen diplomatiſchen Förmlichkeiten. Sie wurden von den Souveränen allein verabredet, von ihnen allein unterzeichnet, von keinem Miniſter contraſignirt und von keiner Staatsbehörde beglaubigt. Der Bund will ein legitimes moraliſches Ruheſyſtem des europäiſchen Staatenbundes als Ideal der höheren Diplomatik aufſtellen. Aber allerdings liegt in der Auslegung, auch in der im Conservateur Impérial zu Petersburg, vom 14. März 1817, alles, was die Herrſcher nach ihrer Anſicht für gerecht und weiſe halten.

Indeß bedarf er, um in Wirkſamkeit zu treten, ſtets noch beſonderer Staatsverträge; folglich iſt er an ſich mehr ein politiſches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunſt. Man hat geſagt, daß die Frau von Krüdener (ſ. d. Art.) zu der Entſtehung des heil. Bundes mitgewirkt habe. Wenigſtens hat ſie behauptet, daß ihre heilige Miſſion ein Erzeugniß deſſelben ſei. In jedem Fall wird er, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herſtellt, in der Geſchichte der europäiſchen Staatskunſt Epoche machen.

Heiliges Grab. Unter dieſem Namen ließ Helena, die Mutter des erſten chriſtlichen Kaiſers, Conſtantin, im 4. Jahrh. in Jeruſalem ein Gebäude aufführen, zu welchem man häufig wallfahrtete. Chriſtliche Ordensbrüder ſorgten während der Zeit, als Chriſten im Beſitze Jeruſalems waren, für die Erhaltung und Wiederherſtellung dieſes Gebäudes, welches bei der frühern Eroberung Jeruſalems durch die Sarazenen gelitten hatte. Nachdem Paläſtina wieder an die Türken kam, ward den Pilgern der Beſuch des heiligen Grabes erſchwert. Es entſtand daher der Wunſch, durch eine Nachahmung deſſelben an einem andern Orte die Sehnſucht der Pilger zu befriedigen. George Emerich (geb. 1422, geſtorben 1507), nachheriger Bürgermeiſter in Görlitz in der Oberlauſitz, einer der wohlhabendſten Männer ſeiner Zeit, welcher nicht nur 7 Häuſer und 13½ Landgüter beſaß, ſondern auch noch außerdem ſeinen 12 Kindern 31,200 ungar. Gülden hinterließ, daher ihn Luther ſcherzweiſe den Görlitzer König nannte, reiſte zweimal, begleitet von einigen Künſtlern, nach Jeruſalem (1465 und 1476), ließ das erſtemal das heilige Grab genau ausmeſſen, und nachdem er vor der Stadt Görlitz einen Platz gefunden zu haben glaubte, welcher mit dem, auf welchem ſich das heilige Grab in Jeruſalem befand, einige Aehnlichkeit hatte, den zur Anlegung eines ſolchen Gebäudes entworfenen Riß bei der zweiten Wallfahrt genau berichtigen. Nach erhaltener Erlaubniß des Biſchofs von Meißen, Johann V., ward ſein Plan durch den Baumeiſter Blaſius Böhrer von 1480 bis 1489 ausgeführt. Der dazu gewählte Platz liegt vor dem Nicolaithore. Die Luniz mußte den Bach Kidron, die Hauptkirche zu St. Petri und Pauli das Richthaus des Pilatus, ein Garten den Calvarienberg und ein nord-oſtwärts liegender Hügel den Oelberg vorſtellen. Von der erwähnten Hauptkirche führt ein Weg von 286 Schritten (den Weg vorſtellend, auf welchem Jeſus ſelbſt ſein Kreuz trug) zu einer, an der Luniz erbauten ſteinernen Capelle. Ein Weg von 647 Schritten (den Weg vorſtellend, auf welchem Simon von Cyrene das Kreuz trug) führt durch das Kreuzthor zur Thüre des heil. Grabes. In einer Erhöhung von 37 Schritten ſtehen drei Linden, welche die drei Kreuze vorſtellen, an welchen Jeſus und die ſogenannten Schächer hingen. Von dieſen kommt man zur Kirche zum heiligen Kreuz, einem aus zwei Stockwerken beſtehenden ſteinernen Gebäude, 16¾ Elle lang, 13¾ Elle breit. Im Untern, welches den Verſammlungsſaal des hohen Raths vorſtellt, ſtehet ein Kaſten, hindeutend auf den, in welchen Judas die 30 Silberlinge warf. Hinter dem Altar der Capelle ſiehet man einen Riß, den zerriſſenen Vorhang, den zerborſtenen Felſen und die geſprengte Grube andeutend. Ein kleines Gewölbe ſtellt den Ort vor, in welchem Jeſus ſo lange bleiben mußte, bis alles zu ſeiner Kreuzigung vorbereitet war. Auf 18 Stufen ſtieg man in den gepflaſterten Saal, in welchem Jeſus das letzte Paſſamahl hielt. Hier findet man nicht nur einen ſteinernen Tiſch, an welchem das Feſtmahl gehalten ward, mit einer vier-

eckigen Oeffnung, in welchem ein Würfel ſichtbar iſt (hindeutend auf die Vertheilung der Kleider Chriſti), ſondern auch eine ſteinerne Tafel, die von Pilatus auf Jeſus Kreuz angeordnete Inſchrift enthaltend. Oben ſieht man des Erbauers Bild und ein, demſelben ſpäter errichtetes Denkmal mit verſchiedenen Inſchriften. Unten iſt die Grablegung Chriſti abgebildet. Aus dieſer, mit einem Thürmchen verſehenen Kirche kommt man zu einem ſteinernen Behältniſſe, den Platz vorſtellend, in welchem der Leichnam Jeſu geſalbt wurde. Das Gebäude des heiligen Grabes ſelbſt iſt aus Quaderſteinen aufgeführt, $10\frac{1}{4}$ Elle lang, $6\frac{5}{8}$ Elle breit und $6\frac{5}{8}$ Elle hoch, in welchen ſich Andeutungen der Siegel, mit welchen das Grab verſchloſſen ward, die Spezereigefäße u. ſ. w. befinden. Das Grab ſelbſt iſt $3\frac{3}{8}$ Elle lang, $3\frac{1}{8}$ Elle breit, $6\frac{1}{4}$ Elle hoch. Nachkommen des Stifters dieſes heil. Grabes haben von Zeit zu Zeit die nöthig gewordenen Ausbeſſerungen beſorgt.

Heilkunſt iſt die Kunſt, den kranken Zuſtand des Menſchen zu entfernen. Der Arzt muß zuerſt eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann ſich eine Idee bilden, ſowol von dem wiederherzuſtellenden geſunden Zuſtande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, ſolche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zuſtande auszuführen. Da dieſe Idee zuerſt gebildet, und dann erſt, und zwar nicht durch den Begriff ſelbſt, ſondern durch fremden Stoff ausgeführt wird, ſo tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künſte, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künſtler. (Vergl. **Arzneikunde, Arzt, Medicin.**)

Heilmethode, oder Kurmethode, heißt die Art, einen Kurplan auszuführen. Dieſen entwirft der Arzt zur methodiſchen Ausführung des Heilungsprozeſſes (die in einer gewiſſen Zeit ſchneller oder langſamer erfolgenden Veränderungen, welche die zur Bewirkung einer Kur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen). Man theilt die Heilmethoden in allgemeine und ſpecielle, je nachdem ſie ſich auf einen allgemeinen oder ſpeciellen krankhaften Zuſtand des Menſchen richten. So iſt die Methode gegen ſtheniſche und aſtheniſche Krankheiten überhaupt, eine ganz allgemeine; in ſo fern wir ſie den verſchiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausſchlägen anpaſſen, wird ſie generell; ſpeciell aber, wenn wir ſie nach einzelnen beſtimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigene Heilmethode, indem keine Krankheit mit der andern völlig gleich, faſt eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden iſt. Es zeigt von wahrer Kunſt, eine der Krankheit völlig anpaſſende Heilmethode zu erfinden. Von jeher ſind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verſchiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verſchiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verſchiedenen herrſchenden Syſtemen abhing, die wiederum durch den Zeitgeiſt, und namentlich durch den Standpunct der Philoſophie, modificirt wurden. (S. **Arzneikunde, Medicin.**)

Heimfallsrecht, ſ. Aubaine (Droit d').

Heimweh (Noſtalgie). Jedes empfindende Herz fühlt einigen Schmerz bei der Trennung vom Vaterhauſe und von dem väterlichen Boden. Bei denen, welche ſehr reizbar ſind, in ein ſehr verſchiedenes Clima (vorzüglich von Gebirgsgegenden auf ebenes Land) und unter ſehr veränderte Umgebungen kommen, welche nicht in ſehr hohem Grade beſchäftiget ſind und unter andern Umſtänden geht jenes natürliche

Gefühl in eine wirkliche Krankheit über, welche den oben erwähnten Namen trägt. Sie äußert ſich durch einen hohen Grad von Traurigkeit, unter welcher bald das ganze Nervenſyſtem leidet. Das Gemüth hat nur für die Idee des Vaterlandes und was an daſſelbe erinnert, Empfänglichkeit; der Wunſch und die Verzweiflung, daſſelbe wiederzuſehen, ſind die einzigen Empfindungen und Vorſtellungen, welche alle andere unterdrücken. Dieſer Zuſtand geht in eine wirkliche Melancholie über. Dann geſellen ſich krampfhafte Zufälle hinzu. Die Reſpiration wird ſchwer, unterbrochen und beſteht faſt nur aus Seufzern. Der Appetit verliert ſich. Eine Todtenbläſſe verbreitet ſich über das Geſicht, der Blick wird ſtier und matt. Das Herz ſchlägt unregelmäßig und pocht bei der geringſten Bewegung, die Sekretionen werden unregelmäßig, nach den edelſten Organen entſtehen Congeſtionen, der Schlaf flieht, oder er beſteht höchſtens aus Träumen, welche die väterlichen Gegenden hervorzaubern. Bisweilen endet ein plötzlicher Tod dieſen Zuſtand; gewöhnlicher iſt es, daß ein ſchleichendes hektiſch=nervöſes Fieber entſteht, das den Kranken dem Grabe zuführt, wenn es nicht möglich iſt, die Krankheit zu beſeitigen. Dies geſchieht freilich am beſten dadurch, daß der Kranke in ſeine Heimath zurückgeht. Schon die Gewißheit, daß dies geſchehen werde, hat viele geheilt. Wo dies aber nicht möglich iſt, da muß der Arzt mehr durch freundliche und wohl überlegte Zuſprache den Kranken auf andere Gedanken zu bringen ſuchen, als daß er ihn mit vielen Arzneimitteln beſtürmt. Man ſieht von ſelbſt, daß das Heimweh zu einer gefährlichen Krankheit ſich ſteigern kann; noch verderblicher aber wird es oft dadurch, daß es ſich zu andern Krankheiten hinzugeſellt.

Hein (Peter Peterſen), von unbekannter Abkunft, ſchwang ſich durch ſeine Tapferkeit zur Würde eines holländiſchen Großadmirals empor. 1577 geboren, ſtieg er nach und nach bis zum Viceadmiral der oſtindiſchen Flotte, und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er ſchlug die Spanier 1626 an den Küſten von Braſilien, nahm mehrere Schiffe, und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die ſpaniſche Silberflotte, deren Werth auf 12 Millionen betrug, die koſtbaren Waaren, welche ſie führte, ungerechnet. Zur Belohnung ſo großer Thaten ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf fand er in einem Gefecht mit zwei von Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen den Tod.

Heineccius (Joh. Gottl.), ein berühmter humaniſtiſcher Juriſt, geb. 1680 zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, ſtudirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daſelbſt 1713 Profeſſor der Philoſophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieſer Eigenſchaft nach Franecker, und 1727 nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerrath und Profeſſor der Rechte und Philoſophie nach Halle, wo er 1741 ſtarb. Er beſaß eine tiefe Einſicht in alle Theile der Rechtswiſſenſchaft, vornehmlich aber in die römiſchen und deutſchen Rechte, zu denen er ſich durch ein ernſthaftes Studium der Philoſophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeſchichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit ſind noch immer ſein Syntagma antiquitatum romanarum iurispr. illustr., ſeine Hist. iur. civ. rom., ſein Dictionarium iurid., ſeine Fundamenta stili cultioris und verſchiedene andere Schriften. Ein claſſiſches Anſehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt ſeine zahlreichen juriſtiſchen Lehrbücher, die ſich unter andern durch logiſche Ordnung

und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Chriſtian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften ſeines Vaters und einiger andern Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, ſtand lange als Profeſſor der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor ſeinem Tode die Profeſſur nieder, und ſtarb zu Sagan 1791.

Heinecke (Samuel), Director der Taubſtummen-Anſtalt zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutſchland zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die bedauernswürdige Claſſe der Taubſtummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig geweſen zu ſein, war zu Nautſchitz bei Weißenfels 1725 geboren. Nachdem er bei ſeinen Aeltern bis in ſein 24. Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die churfürſtl. Leibgarde nach Dresden, wo er ſich zugleich einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenſtand verließ, auf der Univerſität Jena erweiterte. Hierauf war er 10 Jahre lang Hofmeiſter im gräflich Schimmelmanniſchen Hauſe zu Hamburg und erhielt ſodann die Cantorſtelle in Eppendorf. Er hatte ſchon vorher über den Unterricht der Taubſtummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen ſolchen fand, ſo gab ihm dies Gelegenheit, eine beſſere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete ſich, man ſchickte ihm aus verſchiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und 1778 erhielt er von dem Churfürſten von Sachſen den Ruf, eine Taubſtummen-Anſtalt in Leipzig zu errichten, der er bis an ſeinen Tod, 1790, vorſtand. Er ſchien ſeine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt ſein Betragen das Gepräge ſeiner frühern Schickſale und einer erſt ſpät erhaltenen literariſchen Bildung an ſich trug. Zugleich hat er ſich als einen rüſtigen Schriftſteller gezeigt.

Heinitz (Ant. Friedr., Freiherr von), königl. preuß. Staatsminiſter, war geboren 1724 und ſtarb 1802 in einem Alter von 77 Jahren. Er erhielt ſeine erſte Bildung in Dresden, beſuchte dann Pforte, ſtudirte darauf den Bergbau in Freiberg, und trat ins praktiſche Leben durch eine Anſtellung im Braunſchweigiſchen. 1763 erhielt er einen Ruf nach Dresden, nachdem er kurz vorher den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergbauakademie eingereicht hatte, der durch ihn auch glücklich ausgeführt wurde, und deſſen nützliche Folgen ſich über alle cultivirte Länder ausgebreitet haben. Seine geſchwächte Geſundheit bewog ihn, 1774 alle ſeine Aemter niederzulegen, um ſich blos den Wiſſenſchaften zu widmen. Er unternahm 1776 — 1777 eine Reiſe nach Frankreich und England. Eine Frucht dieſer Reiſe war ſeine treffliche Schrift: Essai d'Economie politique. Nach der Zurückkunft von dieſer Reiſe rief ihn Friedrich der Große als Staatsminiſter und Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements in ſeine Dienſte. Heinitz entſprach ganz den Erwartungen des großen Königs, und ſeine Verdienſte um das Berg- und Hüttenweſen, beſonders im Schleſiſchen, gehören zu den ausgezeichnetſten. Von Friedrich Wilhelm II. wurden ſeine Verdienſte nicht minder erkannt. Dieſer übertrug ihm unter andern auch die Curatel über die Akademie der Künſte; auch war er 1787 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden, wie er es von einer großen Anzahl gelehrter Geſellſchaften in und außer Deutſchland, ja ſelbſt der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Philadelphia war.

Heinrich. Mehrere europäiſche Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutſchland hatte ſieben Kaiſer, Frankreich

vier, England acht Könige dieſes Namens, und mehrere Fürſten und Helden aus dem baieriſchen, preußiſchen und portugieſiſchen Hauſe haben ihn merkwürdig in der Geſchichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiſer Friedrich I. oder deſſen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Recht erhielt, daſſelbe auf ſeine Söhne zu vererben, ſoll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengeſetz gegeben haben, daß ſeine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen ſollten; wenigſtens iſt dies der einzige Taufname derſelben ſeit dieſen Zeiten. S. Reuß. Von den wichtigſten der Heinriche handeln die folgenden Artikel.

Heinrich I., der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er, nach dem Zeugniſſe älterer Schriftſteller, von dem Umſtande erhielt, daß die Geſandten der deutſchen Fürſten, die ihm ſeine Wahl zum König ankündigten, ihn beim Vogelheerd antrafen, — war geboren 876 und der Sohn Otto des Erlauchten, Herzogs von Sachſen, der die ihm (912) angetragene königliche Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode ſeines Vaters Herzog von Sachſen, war mächtig, angeſehen und kriegeriſch. König Konrad I. wollte ihm, um ſeine Macht zu ſchwächen, einen Theil der Länder entziehen, über die ſein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Beſitz des ganzen Herzogthums. Konrad empfahl vor ſeinem Tode den deutſchen Fürſten, Heinrichen als den würdigſten zur deutſchen Krone, und als denjenigen, der am beſten im Stande wäre, Ordnung in Deutſchland herzuſtellen, und ſo wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutſchland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern, und Feinde von außen zu bekämpfen; durch ſein Anſehn, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er beides. Die Herzoge von Schwaben und Baiern wurden bald genöthigt, ſich zu unterwerfen. Das vorhin durch die Weſtfranken von Deutſchland abgeriſſene Lothringen vereinigte Heinrich (923) wieder mit dem deutſchen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der vorherigen Unruhen in Deutſchland hatten die Ungarn, ohne großen Widerſtand zu finden, öfters verwüſtende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Löſegeld frei, und bewirkte dadurch (924) einen neunjährigen Stillſtand mit dieſen Barbaren, ohne Tribut zu zahlen. In dieſer Zeit verbeſſerte er die Kriegskunſt der Deutſchen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab beſonders der Reiterei, die, geharniſcht und ſchwerfällig, gegen die den leichten ungariſchen Reitern eigenthümliche Art zu fechten bisher nichts hatte ausrichten können, eine andere Einrichtung. Eine der vorzüglichſten Anſtalten im nördlichen Deutſchland, die Heinrich zur Beſchützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — beſſer befeſtigen ließ, und offne Oerter mit Mauern einſchloß. In dieſe Städte nun mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigebornen ziehen, daſelbſt für die außerhalb der Städte bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksverſammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathſchlagen, verlegte er in die Städte. Durch dieſe Einrichtung bildete

ſich nach und nach ein dritter Stand, dem Deutſchland, eben ſo wie in andern Ländern, hauptſächlich ſeine Bildung verdankt, denn in den Städten entſtanden Handwerke, Fabriken, Manufakturen und Handel, und bildeten ſich fortſchreitend aus. Während Heinrich die innere Verfaſſung Deutſchlands förderte, ſchaffte er auch auf andern Seiten den Grenzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er ſie in ihrem eigenen Lande, erweiterte dadurch die Grenzen Deutſchlands über die Eider bis Schleswig, ſtiftete da eine ſächſiſche Pflanzſtadt und ſetzte einen Markgrafen ein. Verſchiedene ſlaviſche und wendiſche Völkerſtämme in der Mark und in Meißen (Dalemacier, die bisherigen Bundesgenoſſen der Ungarn), ſo wie die Böhmen, zwang er, ſich ihm zu unterwerfen. Als der neunjährige Waffenſtillſtand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen ſie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachſen ein, wurden aber von Heinrich bei Sondersheim und bei Merſeburg, welches letztere ſie belagerten (933 und 934), gänzlich geſchlagen. Mit Verluſt aller ihrer gemachten Beute und Gefangenen mußten ſie fliehen. Dieſer Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbeſſerten Kriegsweſens und des Anſehens, das er ſich bei den Deutſchen, die ihn nun willig unterſtützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutſchland zu wiederholen. Nach dieſen glücklich beendigten Kriegen wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um ſich in Rom als Kaiſer krönen zu laſſen. Sein Tod verhinderte dies. Er ſtarb, etwas über 60 Jahr alt, nach einer 16jährigen glücklichen und ruhmvollen Regierung, im Jahr 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errichteten Stifte feierlich begraben. Er war ein an Geiſt und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verſtand erſetzte den gänzlichen Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen ſeine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, ſetzte ſein großer Sohn und Nachfolger, Otto I., rühmlich fort. Gh.

Heinrich III., Sohn des Kaiſer Konrad II., aus dem Hauſe der ſaliſchen Franken, geb. 1017 zu Oſterbeck in Geldern, folgte, da er ſchon früher (1027) zum Könige gewählt worden war, ſeinem Vater (1039) in der Kaiſerwürde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem alles feſt zuſammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erſter Zug über die Alpen (1046) ſetzte drei Päpſte ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete ſeine Mitwirkung zu der Wahl des römiſchen Biſchofs ſo feſt, daß, ſo lange er lebte, die Römer ihren Biſchofsſtuhl nur nach ſeinem Willen beſetzten. Die übrige Geiſtlichkeit ſtand immer unter ſeiner ſtrengen, aber auch gerechten Oberaufſicht. In allen Theilen ſeines deutſchen, italieniſchen und burgundiſchen Reichs durfte ohne Rückſprache mit ihm kein geiſtliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geſchaltet werden. Den weltlichen Herrenſtand hielt er nicht blos männlich in Abhängigkeit, ſondern förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafſchaften beſetzte er und ließ ſie unbeſetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach ſollten die Deutſchen von der Vorſtellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutſchlands nöthig wären, damit ſich endlich ohne Anſtoß das ganze Reich in eine von dem Könige allein abhän-

gige Monarchie verwandeln ließe. Heinrich regierte durchaus willkürlich, bewies aber in allem, was er unternahm, einen feſten und ſtandhaften Muth. Alle Stände wurden zuletzt über ihn mißvergnügt; doch gaben ihm die Geiſtlichen, wegen ſeiner faſt abergläubiſchen Frömmigkeit, die vielleicht nur Scheinheiligkeit war, Beifall und den Beinamen des Frommen. Heinrich ſtarb 1056 zu Bothfeld, nachdem er drei Jahre vorher ſeinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen laſſen. Dieſer Sohn war

Heinrich IV., geb. 1050, beim Ableben ſeines Vaters noch ein Kind von 5 Jahren. Er ſtand zuerſt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die Liſt des Erzbiſchofs Hanno von Cöln, welcher den jungen Prinzen bei einer Luſtfahrt auf dem Rheine nach Cöln entführte, entzogen wurde. Hanno bemächtigte ſich nun, in Verbindung mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Bremen, der Reichsverwaltung. Heinrich übernahm im 15. Jahre, auf dem Reichstage zu Goslar, ſelbſt die Regierungsgeſchäfte, aber der Einfluß, den Adalbert, Erzbiſchof von Bremen, auf ihn hatte, und die ſchädlichen Grundſätze, die er ihm beibrachte, erregten bald ein großes Mißvergnügen. Dieſes wurde beſonders in Sachſen ſehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthätigkeiten verübte, verſchiedene von ſeinen Vorgängern ertheilte Freiheiten einzog, und, um die Sachſen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlöſſer erbaute, deren Beſatzungen das Land plagten. Die Sachſen verbanden ſich mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt wurden, und da ihre ernſtlichen Vorſtellungen mit Härte und Verachtung zurückgewieſen wurden, griffen ſie (1073) zu den Waffen, verjagten Heinrichen aus Sachſen, zerſtörten eine Menge der von ihm erbauten Schlöſſer, und nöthigten ihn (1073) zu einem Vergleich, worin die Zerſtörung der übrigen Schlöſſer, ſelbſt der Harzburg, feſtgeſetzt wurde, doch ſollten die bei der letztern befindlichen Gebäude und die Kirche ſtehen bleiben. Als aber auch dieſe von einem gemeinen Haufen zerſtört worden war, verklagte Heinrich ſehr unweiſe die Sachſen als Kirchenſchänder bei dem Papſte, und gab dadurch dieſem Gelegenheit, ſich in der Sache zum Richter aufzuwerfen. Die Sachſen erboten ſich zwar deswegen zu jeder Genugthuung; aber Heinrich überzog ſie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere, und griff ſie (1057) an der Unſtrut bei Langenſalza an, wo ſie eine große Niederlage erlitten. Heinrich nahm alle ihre Fürſten und Großen gefangen, ſchickte ſie in andere Länder, und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger. Die ſo ſehr gedrückten Sachſen ſtellten nun bei dem Papſte auf die bei demſelben von Heinrich wider ſie angebrachte Klage eine Gegenklage an. Auf den päpſtlichen Stuhl war erſt vor einigen Jahren, ohne Genehmigung des kaiſerlichen Hofes, die ſpäter durch Liſt erhalten wurde, Gregor VII. (Hildebrand) erhoben worden, ein verſchmitzter, herrſchſüchtiger Mann, bis zur Verwegenheit kühn und jedem Widerſtande trotzend, der gleich anfangs den Entſchluß gefaßt hatte, die Kirche über die Macht der weltlichen Herren zu ſtellen. Mit Freuden benutzte daher Gregor dieſe Gelegenheit, ſeine Macht zu vergrößern, und forderte (1076) Heinrich, bei Strafe des Bannes, vor ſeinen Richterſtuhl zur Verantwortung wegen der Anklage der Sachſen. Heinrich achtete ſo wenig auf dieſe Drohung, daß er die auf ſeinen Befehl zu Worms verſammelten Biſchöfe bewog, dem Papſt den Gehorſam aufzukündigen. Aber Gregor ſprach den Bann wider Heinrich aus, und alle ſeine Unterthanen des ihm geleiſteten Eides frei. Dies wirkte, bei dem großen

Mißvergnügen, das Heinrich gegen ſich erregt hatte, ſo ſtark, daß er ſich bald verlaſſen und in Gefahr ſah, alles zu verlieren. In dieſer Verlegenheit mußte er ſich entſchließen, nach Italien zu gehen, um von dem päpſtlichen Banne losgeſprochen zu werden. Zu Canoſſa, im Modeneſiſchen, unweit Reggio, einem feſten Schloſſe der Markgräfin von Toscana, Mathilde, der Freundin Gregors VII., traf er dieſen, der ſich zu ſeiner eigenen Sicherheit dahin begeben hatte. Drei Tage nach einander erſchien Heinrich im Bußgewande im Schloßhofe zu Canoſſa, ehe er Gehör beim Papſte erhalten konnte. Nur unter den härteſten Bedingungen, ſich, wenn es der Papſt verlangte, zu ſtellen, der Regierung bis dahin ſich zu enthalten, dem Papſte in allem gehorſam zu ſein u. dergl., wurde Heinrich von dem Bann losgeſprochen. Dieſes übermüthige Benutzen erlangter Vortheile brachte eine entgegengeſetzte Wirkung hervor. Die italieniſchen Großen, längſt ſchon mit Gregor unzufrieden und deſſen Abſetzung wünſchend, ſammelten ſich um Heinrich, der jene harten Bedingungen zu erfüllen nicht geſonnen war, und boten ihm ihren Beiſtand an. Die deutſchen Fürſten hatten unterdeſſen, auf Veranlaſſung des Papſtes, zu Forchheim (1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Deutſchland zurück, und war ſo glücklich, ſeinen Gegner Rudolph zu beſiegen, der in der Schlacht (1080) das Leben verlor. Heinrichs nachherige Gegner, Herrmann von Luxemburg, und Eckbert, Markgraf von Thüringen, konnten noch weniger gegen ihn ausrichten. Gregor ging unterdeſſen in ſeinen Anmaßungen immer weiter, entzog den deutſchen Königen das Recht der Inveſtitur der Biſchöfe (Belehnung mit Stab und Ring) und belegte Heinrich aufs neue mit dem Kirchenbann, ward aber auch auf dem Concilio zu Brixen (1080) von den deutſchen und italieniſchen Biſchöfen als Ketzer und Zauberer förmlich abgeſetzt. Heinrich ging (1081) mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor, der ſich in der Engelsburg einſchloß, zu nehmen, und ließ ſich von dem von ihm eingeſetzten Papſt, Clemens III., zu Rom krönen. Gregor fand Zuflucht bei den Normännern in Calabrien, und ſtarb (1085) zu Salerno. Das Mißvergnügen in Deutſchland gegen Heinrich hatte noch nicht aufgehört; ſein älteſter Sohn Konrad trat als erklärter Gegner wider ihn auf, konnte ſich aber nicht lange behaupten und ſtarb, von ſeinen Anhängern verlaſſen, (1101) zu Florenz. Heinrich bewirkte es, daß die deutſchen Fürſten (1097) ſeinen zweiten Sohn Heinrich zu ſeinem Nachfolger wählten und krönten. Aber dieſer achtete den geleiſteten Eid, bei Lebenszeiten des Vaters ſich nicht in Regierungsſachen zu miſchen, nicht, ſondern ließ ſich zur Untreue gegen ſeinen Vater verleiten. Mit Liſt bemächtigte er ſich erſt der Perſon des Vaters (1105) und zwang ihn nachher zu Ingelheim, die Regierung niederzulegen. Heinrich IV. verſuchte zwar noch einmal, auf den großen Schauplatz aufzutreten, aber von allen verlaſſen, endigte er ſein Leben und Leiden (1106) zu Lüttich in größter Dürftigkeit, und wurde, weil er im Bann geſtorben war, erſt 5 Jahre nachher zu Speier ordentlich begraben. Heinrich hatte von Natur gute Anlagen, Klugheit und Muth, aber durch ſeine fehlerhafte Erziehung war er zu ſeinem eignen Unglücke höchſt unbeugſam geworden. Er war ein guter Krieger, und hatte in 62 Feldſchlachten geſiegt. Hätte er nicht ſelbſt ſich ſo viel Unglück bereitet und einen weniger furchtbaren Gegner als Gregor VII. gehabt, ſo würde er gewiß die Verfaſſung Deutſchlands ganz umgeändert haben.

Heinrich V., Kaiſer der Deutſchen; ein Sohn jenes unglück-

lichen Heinrich IV., den Hildebrand (Gregor VII.) demüthigte, wurde im J. 1081 geboren, und machte ſich auf eine traurige Art durch ſeinen Abfall von der Sache ſeines Vaters und durch ſein unnatürliches Benehmen gegen denſelben bekannt (ſ. d. Art. Kaiſer **Heinrich** IV.) Auf Paſchalis II. Betrieb, wurde Heinrich (1106) in Mainz noch bei Lebzeiten ſeines Vaters zum König von Deutſchland erwählt, und ſo von dem heiligen Stuhle die Falſchheit und der zügelloſe Ehrgeiz eines entarteten Sohnes belohnt. Doch brachte dieſes Verfahren weder dem Papſte noch ſeinem Schützlinge, noch dem in wilder Anarchie zerriſſenen Deutſchland, das mithalf, die Schmach ſeiner Kaiſer zu bereiten, Gewinn; denn kaum hatte Heinrich V. den Thron beſtiegen, ſo erklärte er ſich gegen die Anmaßungen des römiſchen Hofes, und der unglückliche Inveſtiturſtreit verheerte aufs neue das Reich. Ein von ihm gegen die Ungarn und Polen unternommener Krieg war eben ſo ſegenlos. Im J. 1111 heirathete er die Tochter König Heinrich I. von England, Mathilde, und gekräftigt durch die reiche Ausſteuer, welche ihm dieſe Prinzeſſin mitbrachte, unternahm er einen Zug über die Alpen, um ſich in Rom vom Papſte die Kaiſerkrone ſelbſt aufſetzen zu laſſen. Da Paſchalis dies jedoch nur unter der Bedingung der förmlichen Zugeſtehung, aber bereits von Gregor VII. in Anſpruch genommenen Rechte, thun wollte, und die Biſchöfe fortfuhren, den Streit zu nähren, ſo beſchloß Heinrich, die Sache durch einen Gewaltſtreich zu endigen, und ließ den Papſt während der Meſſe vom Altare weg feſtnehmen, in den Straßen Roms aber alle, die ſich ihm und ſeinen Truppen widerſetzten, niederhauen. Nach zweimonatlicher Gefangenſchaft gab Paſchalis endlich nach; Heinrich wurde ohne weitere Bedingung zum römiſchen Kaiſer deutſcher Nation gekrönt, und empfing knieend von dem ſtolzen Oberhirten die Erlaubniß, die Gebeine ſeines unglücklichen, von ihm verrathenen Vaters in geweihte Erde zur Ruhe bringen zu dürfen. Unruhen in Deutſchland riefen Heinrich bald wieder aus Italien zurück, während er aber im Vaterlande, in Verbindung mit dem Herzog von Schwaben, gegen Lothar, Herzog von Sachſen, kämpfte, regte der römiſche Biſchof die Empörung in Italien und unter den deutſchen Reichsfürſten von neuem gegen ihn an, indem er den früher mit dem Kaiſer eingegangenen Frieden für erzwungen erklärte. Zwei Jahre dauerte abermals dieſer unſelige Streit, der beſonders durch den Erzbiſchof von Mainz und den Biſchof von Würzburg unterhalten wurde, und Deutſchland aufs furchtbarſte verwüſtete, dann zog Heinrich zum zweitenmale nach Italien und zwang Paſchalis, nach Appulien zu entfliehen. Nach deſſen bald darauf erfolgendem Tode wählten die Cardinäle Gelaſius II.; Heinrich hiermit aber unzufrieden, ließ den Erzbiſchof von Braga, Bourdin, unter dem Namen Gregor VIII. wählen. Gelaſius ging nun nach Wien, woſelbſt er ein Concilium verſammelte und Heinrich in Bann that. Daſſelbe that auch Gelaſius Nachfolger, Calixtus II., auf dem Concil von Rheims. Hierdurch, und durch die ſteten Empörungen der Großen des Reichs wurde Heinrich endlich gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete 1122 einen Frieden, in welchem er gelobte, nur diejenigen mit Ring und Stab zu belehnen, die ihm vom heil. Capitel vorgeſchlagen würden, und ſo alles, wofür ſo lange von ſeinen Vorfahren gekämpft worden war, aufgebend, brachte er der kaiſerlichen Macht einen unheilbaren Todesſtoß bei. Um die ſtets unruhigen Vaſallen auswärts zu beſchäftigen, ſuchte er nun einen Vorwand zum Kriege mit Frankreich. Ehe dieſer jedoch noch ausbrach, raffte ihn eine damals graſſirende Seuche

im J. 1125 (d. 22. Mai) zu Utrecht weg. Die Welt verlor nichts an ihm, als einen ſchlechten Sohn, das Reich aber einen Herrſcher ohne Kraft, ohne Treue, Glauben und Religion. Unter ihm befeſtigten ſich die Vaſallen und Lehnsträger der Krone zu unabhängigen Fürſten, und Deutſchlands politiſche und nationale Theilung wurde ſomit durch ihn gleichſam für alle Folgezeit ſanctionirt. Er war übrigens der letzte Herrſcher aus dem fränkiſchen Kaiſerſtamm, dem nun bald darauf das ſchwäbiſche Haus folgte. Gerhard, Abt von Reichensberg, hat eine Geſchichte dieſes unwürdigen Fürſten geſchrieben, die ſpäter (1615) mit der ſeines beſſeren Vaters zuſammen, von Greſter in Ingolſtadt in 4. herausgegeben worden iſt.

Heinrich VII., Kaiſer der Deutſchen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwiſchenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiſer erwählt. Bemerkenswerth iſt, daß er der erſte deutſche Kaiſer war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürſten (Churfürſten) ohne Zutritt der andern Reichsſtände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Carl v. Valois in Vorſchlag gebracht; doch erhielt Heinrich den Vorzug, beſonders durch Betrieb Clemens V., der, obſchon Franzoſe von Geburt, ſich doch im geheim zu Gunſten des lothringiſchen Furſten erklärte. Eine der erſten Regierungshandlungen des neuen Kaiſers war, die Mörder Albrecht I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolph von Warth, Tegernfeld und die Andern (ſ. d. Art. Albrecht I.) wurden aber grauſam hingerichtet. Durch die Vermählung ſeines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen ſicherte Heinrich ſeinem Stamme dies bedeutende Königreich zum Nachtheil Herzog Heinrichs von Kärnthen, der eigentlich das nächſte Recht dazu hatte, und hierauf nach Italien ziehend, zwang er die Mailänder, ihm die eiſerne Krone der Lombarden aufs Haupt zu ſetzen.*) Die hierauf in Oberitalien ausbrechende Revolution unterdrückte Heinrich durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ ſeinen Kanzler Turiani, welcher im geheim Rädelsführer dieſes Aufſtandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, beſetzt hielt und ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptſtadt der Chriſtenheit belagert und endlich in ſelbe mit Gewalt eingedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von zwei Cardinälen zum römiſchen Kaiſer gekrönt, während noch auf den Gaſſen und in einzelnen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf ſogleich ſich gegen Florenz wendend, verhing er die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn ſie ſich ihm nicht ſogleich unterwürfen. Doch wehrten ſich dieſe ſtandhaft und als Heinrich nun ſeine Waffen gegen Neapel wendete, da überraſchte ihn plötzlich der Tod zu Bonconvento im 51. Jahre ſeines Alters, am 24. Aug. 1313. Wie man behauptet, vergiftete ein Dominicaner aus dem Kloſter Montepulciano, Namens Politiano, den gefürchteten Herrſcher beim Genuß des Weins im Abendmale; Clemens V. aber belegte ſogleich des Hingeſchiedenen Leiche mit dem Bann und hob die gegen Robert von Neapel verhangene Acht auf. Nachdem das Reich abermals 14 Monate ohne Oberhaupt geblieben war, wurde hierauf

*) Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardiſchen Könige über Seite geſchafft hatten, ſo ließ Heinrich eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbiſchof von Mailand in der Cathedrale dieſer Stadt krönen mußte.

Ludwig der Baier zum Kaiſer erwählt; König Johann von Böhmen, Heinrichs Sohn, ſprach aber, 30 Jahre nach ſeines Vaters Tode, durch eine förmliche Urkunde die Dominicaner von dem Verbrechen frei, ſeinen Vater vergiftet zu haben; eine Sache, die ſich jedoch damals ſchon wol nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln ließ.

Heinrich III., König von Frankreich, war der dritte Sohn Königs Heinrich II. und der berüchtigten Catharina v. Medicis, und wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, des in den Annalen Frankreichs auf eine ſo traurige Art berühmt gewordenen Carl IX., kam Heinrich im J. 1574 zur Regierung und wurde den 12. Febr. 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welchen Titel Heinrich früher führte), focht er mit Glück gegen die Hugenotten und die Siege von Jarnac und Montcontour erwarben ihm ſo vielen Ruf, daß ihn die Polen im J. 1573 zu ihrem Könige erwählten. Als ſeines Bruders Tod ihn hierauf auf den Thron von Frankreich rief, wollten ihn die Polen nicht fortlaſſen, und Heinrich mußte deshalb heimlich einem Lande entfliehen, wo man ihn gern hatte, um das Scepter eines andern zu nehmen, in welchem ein großer Theil der Einwohner ihn haßte. In Wien und Venedig, wohin Heinrich auf ſeiner Reiſe nach Frankreich kam, rieth man ihm, die ſtreitenden Parteien der Catholiken und Hugenotten mit Milde zu verſöhnen und ſo ſeinem Lande die ferneren Greuel eines Bürgerkrieges zu erſparen; leider folgte der ſchwache und wollüſtige Fürſt dieſen vernünftigen Rathſchlägen aber nicht, und ſich den Intriguen ſeiner ränkeſüchtigen und boshaften Mutter (Catharina v. Medicis) hingebend, ward das unglückliche Frankreich aufs neue der Tummelplatz der wildeſten Anarchie. In ſeinem Pallaſt eingeſchloſſen, zeigte der einſtige Sieger von Jarnac und Montcontour nur das traurige Schauſpiel eines elenden, alle ſeine Pflichten vergeſſenden Fürſten, und während rund um ihn her die Parteien wütheten, beſchäftigte er ſich blos damit, Frauen zu verführen und elende Intriguen anzuſpinnen. Seine Vermählung mit der Tochter des Grafen Vaudemont, aus dem Hauſe Lothringen, gab neue Veranlaſſung zu Händeln, da dadurch die allgemein gehaßten Guiſen größeren Einfluß bei Hofe erhielten. Von nun an begannen die Kämpfe, in welchen ſich Heinrich von Navarra, (nachheriger König Heinrich IV.) ſo ruhmvoll auszeichnete, und in denen Jahre lang Frankreichs Boden mit Bürgerblut gedüngt wurde. (Vergl. d. Art. **Heinrich IV.**, **Heinrich v. Guiſe**, **Condé** und die **Ligue**.) Schwach und ein Spiel der Ränke ſeiner Hofleute, ſeiner Mutter und ſeiner Maitreſſen, that Heinrich bei allen nun folgenden Ereigniſſen nichts, und indem ſo das Anſehen dieſes Königs immer mehr in den Augen des Volks und ſelbſt ſeiner Anhänger ſank, ward die Verwirrung immer größer. Gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl kam der Herzog von Guiſe mit Truppen nach der Hauptſtadt, und als Heinrich einen ohnmächtigen Verſuch machte, ſich dieſer Anmaßung zu widerſetzen und die empörte Bewohnerſchaft der Stadt zur Ruhe zu verweiſen, da wurden ſeine Truppen von dem Volke verjagt (d. 12. Mai 1588, in der Geſchichte Frankreichs la journée des barricades genannt) und er ſelbſt gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. So zu ſchwach und feige, um ſeinen Feinden auf offenem Wege zu widerſtehen, nahm Heinrich nun ſeine Zuflucht zur Hinterliſt. Auf dem Reichstage zu Blois (im Oct. 1588), woſelbſt er ſich zum Schein mit den Guiſen verſöhnte und mit dem Herzog gemeinſchaftlich das Abendmal genoß, befahl er deren Ermordung (Herzog Heinrich v. Guiſe fiel

am 23. Dec.; deſſen Bruder, der Cardinal, den Tag darauf), doch brachte ihn auch dieſe Frevelthat keinen Gewinn, und Paris ſo wie mehrere der vornehmſten Städte des Reichs erklärten ſich nun förmlich gegen ihn. Jetzt ſchloß ſich Heinrich III. in ſeiner Angſt an den edlen Heinrich von Navarra, und beide Fürſten belagerten nun gemeinſchaftlich die von dem Herzog von Mayenne (Bruder Heinrichs v. Guiſe und nunmehriges Haupt der Ligue) vertheidigte Hauptſtadt. Hier ereilte aber den unwürdigen König ſein Schickſal. Er ward am 1. Aug. 1589 in ſeinem Lager zu St. Cloud von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, einem wüthenden Fanatiker, mit einem Meſſer in den Leib verwundet und ſtarb den Tag darauf im 16. Jahr ſeiner Regierung und im 39. ſeines Alters. Seine für Frankreich gleich unheilvolle Mutter war ſchon im Januar deſſelben Jahres geſtorben. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, der erſte der Bourbons, Heinrich IV., auf den Thron, unter deſſen, leider nur zu kurzer, Regierung das ſo lange von Factionen zerriſſene Land zu neuer Macht und neuem Glanz emporblühte. Uebrigens war durch Heinrich III. ſowol, wie durch die Verwaltung der Catharina von Medicis und ſeiner beiden ältern Brüder Franz II. und Carl IX. jenes Syſtem der Lüge, der Intriguen und Unmoralität am franzöſiſchen Hofe begründet worden, durch welches noch ſpäter ſo viele Uebel und Unfälle über das Land kamen, und indem dieſer König die Reihe der Fürſten aus dem Hauſe Valois beſchloß, kann man nur bedauern, daß ein ſo ganz entarteter Stamm nicht früher endete.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanne d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 zu Pau im Béarn (Departement der Niederpyrenäen geboren. Nach dem Willen ſeines Großvaters mütterlicher Seite, gab man ihm eine für jene Zeiten ſehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn, alle Beſchwerden zu ertragen, übte ihn früh in ritterlichen Beſchäftigungen, und ſtärkte dadurch ſeinen Geiſt zu künftigen Großthaten. Seine Mutter verließ nach ihres Gemahls Tode den franzöſiſchen Hof, wo ſie vor den rachſüchtigen Planen der Königin Catharina nicht ſicher war, zog ſie nach Béarn in ihr Erbfürſtenthum zurück, und erklärte ſich dort öffentlich für die Partei der Hugenotten. Als der Prinz 11 Jahr alt war, ſah er ſich genöthigt, wieder am franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen. Ein ſchändlicher Plan der Guiſen, welche, einverſtanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra, Heinrichs Erbtheil, erobern und ihn in des ſpaniſchen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der ſcharfſichtigen Königin Eliſabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, ſtellte die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze des in der Schlacht bei Jarnac (1568) geſchlagenen hugenottiſchen Heers, und der Jüngling leiſtete feierlich den Eid, ſeine Religion und die gemeinſchaftliche Sache der Gewiſſensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das dadurch ermuthigte, vom Admiral von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generaliſſimus aus, und ungeachtet der neuen Niederlage bei Montcontour erhielten die Hugenotten einen vortheilhaften Frieden zu St. Germain en Laye. Heinrich bereiſte nun ſein Land, unterrichtete ſich von den wahren Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen, ſah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den Vorſatz, ſolche mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürſten zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jeder kleinliche Beleidigung erhabene, und von aller

Rachſucht weit entfernte Geſinnungen, ein ſanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum ſchönen Geſchlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man ſchon damals als Hauptzüge ſeines Charakters; dieſer Charakter wurde in der Schule früher Leiden ſchnell ausgebildet zum feſten männlichen Sinne. Der ſcheußliche Plan, alle Hugenotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerſchmettern, war bereits von der blutdürſtigen Catharina entworfen und ihr ſchwacher Sohn, König Carl IX., zur Einwilligung dazu bewogen worden. Zu dieſem Zweck mußten aber ſämmtliche Häupter der hugenottiſchen Partei in Paris verſammelt werden. Unter dem Vorwande, beide Parteien zu vereinigen, ward die Vermählung Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngſter Schweſter Carls IX., der Königin Johanna angetragen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeſte ſtarb Heinrichs Mutter zu Paris, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; ſeine Vermählung wurde am 18. Aug. 1572 vollzogen, und Heinrich dabei, wie vorher feſtgeſetzt worden war, für ſeine Perſon der Beobachtung aller in der catholiſchen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. In der Nacht vom 24. zum 25. Aug. wurde der ſchreckliche Plan, die Hugenotten zu ermorden, ausgeführt (ſ. d. Art. Bluthochzeit). Heinrich und Condé mußten, um ſich zu retten, ſich äußerlich zum catholiſchen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Königin Catharina war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie ſuchte, um ihn deſto gewiſſer zu verderben, ſeine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte ſie nur darauf, des Jünglings edle Seele durch durch die Vergnügungen eines üppigen Hofes zu verderben, und Heinrich wurde wirklich ein ausſchweifender Jüngling, deſſen Liebſchaften faſt täglich wechſelten. 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen; er ſtellte ſich an die Spitze der Hugenotten, und bekannte ſich wieder öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche. Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für ſeinen Nachfolger Heinrich III. herrſchte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugenotten einen Frieden zu ſchließen, der ihnen freie Religionsübung ſicherte (1576). Dadurch erbittert, errichteten die eifrigen Catholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König beſtätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog Heinrich von Guiſe ſtand. Bald darauf brach die Religionsfehde mit neuer Wuth los, und Heinrich ſchlug 1587 mit geringer Macht das Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguiſtenpartei verdächtig geworden, und bei der Verſammlung der Stände zu Blois (1588) arbeiteten die Guiſen und ihre Partei eifrigſt daran, die königliche Gewalt zu vernichten. Die Sorbonne ſprach Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue los, und der Papſt Sixtus V. that den König in den Bann, weil er den Cardinal Guiſe hatte umbringen laſſen. Es blieb daher dem ſchwachen und ſchlecht geleiteten Monarchen (ſelbſt nach dem Rath der ſterbenden Catharina) zu ſeiner Rettung nichts als Ausſöhnung und Freundſchaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem beide ſich zu Tours vereinigt hatten, erhielten ſie bald das Uebergewicht gegen die Liguiſten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrühreriſche Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu St. Cloud ſeinen Tod. Seine letzten Befehle an den verſammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand in=

deſſen unzählige Schwierigkeiten, ſein Recht geltend zu machen. Daß er zum Proteſtantismus ſich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieſes wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Catholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei ſtand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der franzöſiſchen Krone, und ſandte den Liguiſten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. ſchlug ſeinen Gegner zuerſt in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vollendete ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht von Jvri. Eine Folge dieſer Siege war die Einſchließung von Paris, und ſchon ſtand Heinrich der IV. auf dem Puncte, die fanatiſchen Pariſer durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der ſpaniſche Heerführer, Alexander, Herzog von Parma, durch geſchickte Manöver ihn nöthigte, die Blokade aufzuheben. Jmmer ſtärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des catholiſchen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Beſitz des franzöſiſchen Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten ſeiner Getreuen ſo weit nach, daß er erklärte, ſich in den Lehren der römiſchen Kirche unterrichten laſſen zu wollen, und am 25. Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denys das catholiſche Glaubensbekenntniß wirklich ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderiſchen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige geſalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, aus welcher die ſpaniſchen Truppen ſchimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zuſtimmung des Papſtes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich beſänftigt. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, ſchloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlſtand ſeines Reichs, beſonders die ſehr zerrütteten Finanzen, zu verbeſſern, welches ihm auch, mit dem Beiſtande ſeines großen Miniſters Sully, ſo vollkommen gelang, daß 330 Millionen Livres Staatsſchulden bezahlt, und 40 Millionen im Schatz aufgeſpart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethe von Valois wurde durch Sullys Vermittelung getrennt; der Papſt gab ſeine Zuſtimmung, und der König ſchloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Aber aus dieſer unglücklichen Verbindung entſtanden häusliche Leiden aller Art. Falſch, hinterliſtig, herrſch- und eiferſüchtig, verbitterte Marie Heinrichs Leben ſo unaufhörlich, daß er mehr als einmal den von Sully wieder vereitelten Entſchluß faßte, ſich auch von Marien ſcheiden zu laſſen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) verſöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich ſein ſanftes, ſtets zur Milde geſtimmtes Herz, am meiſten die Verſchwörung ſeines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marſchalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger ſchmerzhaft waren dem guten Könige die Verſchwörungen des Grafen von Auvergne, des Marſchalls von Bouillon und ſeiner eigenen Geliebten, der hinterliſtigen Entraigues. Denn er mußte ſtrafen, wo er ſo gern nur königliche Gnade hätte walten laſſen. Seinen ehemaligen Glaubensgenoſſen, den Proteſtanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes (ſ. Hugenotten) völlige Religionsfreihet und politiſche Sicherheit. Um Spanien und Oeſter-

reich (gegen deren Anmaßungen die Proteſtanten in Deutſchland bei Heinrich Hülfe ſuchten) zu demüthigen, entwarf er einen vielleicht unausführbaren Plan zu einem großen Bunde, und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge ſein ſollte. Um dieſen Plan auszuführen, rüſtete er ſich zum Kriege, und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während ſeiner Abweſenheit ſollte ſeine Gemahlin Maria Regentin ſein, und er ließ ſie deswegen 1610 zu St. Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anſtalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu beſehn, wurde ſeine Kutſche in der Gaſſe de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrne Karren aufgehalten. Dieſen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längſt vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt ſtieg, und mit einem langen zweiſchneidigen Meſſer Heinrichen zwei Stöße ins Herz verſetzte, die den beſten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wol gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatiſchen Böſewicht zu einer ſchrecklichen Todesſtrafe. Keine Marter vermochte zwar, ihm das Geſtändniß auszupreſſen, daß er Mitſchuldige gehabt, doch machten Nebenumſtände es wahrſcheinlich, daß der Streich vom ſpaniſchen Hofe veranlaßt, und vielleicht nicht ohne Mitwiſſen der herrſchſüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs ausgeführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Seine erſte Gemahlin hatte ihm keine Erben geſchenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitreſſen, Gabrielle d'Eſtrées, Henriette de Bolzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, Charlotte des Eſſarts und Maria Henriette de Bourbon, Aebtiſſin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern überſah das franzöſiſche Volk dieſe Schwächen; ſein menſchenfreundlicher Sinn, ſeine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, ſeine wahrhaften Großthaten, ſein jeder freimüthig geſagten Wahrheit ſtets offenes Herz, auch wenn dieſe Aeußerungen ſeine eigenen Fehler betrafen, erhielten ſein Andenken im Segen bei der Nation, und ſein Grundſatz: ich will, das jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in ſeinem Topfe habe, pflanzte ſich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen ſegneten. Selbſt im Sturme der Revolution blieb dies Gefühl dem Volke, das ſeine erſten Freiheitsfeſte bei dem Standbild des guten Heinrichs feierte, deſſen Andenken jetzt bei Wiederherſtellung der alten Herrſcher Frankreichs von neuem geſegnet wird. zz.

Heinrich II., einer der mächtigſten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter Bildung des gelehrten und verſtändigen Roberts von Glouceſter ſeine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode ſeines Vaters Herr der Grafſchaften von Anjou, Touraine und Maine und, durch ſeine Vermählung mit Eleonore von Guienne, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte ſo in ſeinen Händen eine Macht, welche ſeine gegründeten Anſprüche auf die Krone Englands und ſeinen unternehmenden Geiſt hinlänglich unterſtützt haben würde, wenn nicht ſein kinderloſer Vorgänger Stephan ihn durch einen Vertrag als Sohn und Kronerben angenommen hätte. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er

theilte England in ſechs Bezirke, über die er eben ſo viel Richter verordnete, welche ſie zu beſtimmten Zeiten durchreiſen, und alle Urtheilsſprüche, welche Unwiſſenheit oder Leidenſchaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren ſollten. Er begünſtigte die Städte, Kunſtfleiß und Handel; ſchon wurde die Londner Meſſe von vielen Fremden beſucht. Die Miliz beſtand aus 60,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reitern; Carlisle, Montgomery und andere Grenzburgen hielten die alten Britten in Wales von Einfällen ab. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürſt glücklicher geweſen ſein als Heinrich, wäre nicht der vornehmlich durch Thomas Becket (ſ. d. Art.) erregte Krieg mit der Kirche geweſen, den er hartnäckiger führen mußte, als ſeine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte ſeine hochfahrende, ränkevolle und eiferſüchtige Gemahlin herbei, welche ihm ſeine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthiſchen Gängen, welches er für die ſchöne Roſamunde von Clifford zu Woodſtock hatte aufführen laſſen, ſeiner Geliebten Mittel verliehen haben, ſich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten, dem konnte er nicht begegnen, daß dieſe den Samen der Zwietracht in die Herzen ſeiner Söhne ſtreute, und ſein Leben mit Kummer erfüllte. Eine Verſchwörung der Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des franzöſiſchen Hofes unterhielten den Krieg der Söhne gegen den Vater. Zwar endigte dieſer Krieg glücklich für Heinrich, brach aber bald von neuem aus, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Auch ſein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann wurde abtrünnig von ihm. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben im J. 1189.

Heinrich V., geboren 1081. Sohn Heinrich IV., aus dem Hauſe Lancaſter, bewies in ſeiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit, beſonders in der entſcheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte ſich aber auch in Verbindung mit den liederlichſten Vagabunden der größten, ſeine hohe Würde gänzlich ſchändenden Ausſchweifungen ſchuldig, wobei er ſich einmal ſo ſehr vergaß, daß der erſte Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich verwahren ließ; ein Urtheil, dem ſich jedoch der zur Beſinnung gekommene Jüngling ohne Widerſetzlichkeit unterwarf. Nach ſeines Vaters Tode beſtieg er 1413 den Thron, und nun ſchien eine Verwandlung mit ſeinem ganzen Weſen vorgegangen zu ſein. Er entfernte alle ehemaligen Ausſchweifungsgenoſſen, ſchenkte dem ſtrengen Richter, Wilhelm Gascoigne, ſeine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe ſeines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entſetzlichſten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten ſchon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch ſeines unruhigen Volkes Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu lenken, für nöthig, ſelbſt mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich überzuſetzen. Bösartige Krankheiten riſſen jedoch bald unter dem engliſchen Heere dergeſtalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zuſammenſchmolz, und Heinrich wollte ſich in dieſer traurigen Lage nach Calais zurückziehen. Inzwiſchen hatte das franzöſiſche ungleich ſtärkere Heer dem ſeinigen bereits den Rückzug abgeſchnitten, und ſich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergeſtalt poſtirt, daß die bis auf 9000 Mann geſchmolzenen, an allen Mund- und Kriegsbe-

dürfniſſen höchſten Mangel leidenden Engländer einer unter ſolchen Umſtänden für ſie fürchterlichen Schlacht nicht mehr ausweichen konnten. Heinrich bot Frieden und Erſatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzoſen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs ſtanden, waren ihres Sieges ſo gewiß, daß ſie unbedingte Ergebung forderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, ſchrien alle Engländer, ſie wollten ſiegen oder ſterben; König Heinrich und der Herzog von York, dieſe Stimmung benutzend, ſtellten nun ihr Heer ſo, daß es, auf beiden Flanken durch Waldungen geſchützt, nicht umgangen werden konnte, und machten durch ihre trefflich geübten Bogenſchützen ſelbſt den Angriff auf die franzöſiſchen Schaaren. Dieſe, durch eine ſolche Kühnheit überraſcht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung; der ſtolze Adel warf ſich in der Flucht auf das Fußvolk, und riß es mit ſich fort; ein faſt unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie ſelbſt hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet, u. 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen, nach der barbariſchen Sitte jener Zeiten ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer ſich zu ſchwach fühlten, ſo viele Gefangene zu bewachen. Dieſer berühmte Sieg bei Azincourt (1415) führte Heinrich V. zum Beſitz der franzöſiſchen Krone, die auf dem Haupte des geiſtesſchwachen Carls VI. ſchon lange geſchwankt hatte. Ein Vertrag ward (1420, zu Troyes) geſchloſſen, dahin: Heinrich ſolle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, ſo lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich ſogleich das Regiment erhalten. Nach des blödſinnigen Carls Tode ſolle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach ſeinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun ſchlug Heinrich ſeinen königlichen Sitz zu Paris auf, und die Zeit des höchſten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich ſtarb nach einer neunjährigen Regierung im 34. Jahre an einem ſchlecht behandelten Fiſtelſchaden zu Vincennes 1422. Die Zeit ſeiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derſelben die Wicleſitiſche Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcaſtles feſte Wurzeln ſchlug, und ſich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltſam ausbreitete. xx.

Heinrich VI. war neun Monat alt, als er durch den Tod ſeines Vaters Heinrich V. König von England und Frankreich wurde. Mit ſeiner Regierung eröffnete ſich eine 64jährige Reihe großer innerer Unruhen (der Krieg der rothen und weiſen Roſe, oder der Häuſer Lancaſter und York); denn Heinrich beſaß nicht das Talent zu regieren. Von Natur ſchwach und unentſchloſſen, folgte er blos der Leitung Anderer. Der Verluſt der ſchönſten Beſitzungen in Frankreich war das geringſte Uebel. Alle weitere Entwickelung der Conſtitution wurde aufgehalten, aller Patriotismus verwandelte ſich in Parteigeiſt, und die Sitten des höhern Theils der Nation arteten in kriegeriſche Wildheit aus. Nur die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenſchaft nahm ab, denn die Fälle kamen zu häufig, daß der Adel ſeine Landleute bewaffnen mußte. Das entſcheidendſte Unglück des ſchwachen Heinrich war ſeine Vermählung mit Margarethe von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jeruſa-

lem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätheriſcher Miniſter, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen ſorgte, den König völlig beherrſcht, jetzt, da auch die Königin ſeine Partei nahm, ſchien ſeine Herrſchaft ganz begründet. Der muthvolle Herzog Richard von York benutzte die Schwäche des Königs, und faßte den kühnen Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Suffolk mußte ſterben; und der Herzog ließ ſich zum Protector erklären, und, obſchon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, ſo gingen doch alle ſeine Hoffnungen auf ſeinen Sohn Eduard über. Den 4. März 1461 wurde dieſer zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war ſo unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerſt nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit franzöſiſcher Hilfe den entſetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Glouceſter aber wurde er den 14. April 1471 ermordet. Heinrich wollte, dem Geiſte ſeines Zeitalters gemäß, die Erfindung des Steins der Weiſen befördern, wahrſcheinlich um die Kronſchulden zu bezahlen, und ertheilte mehreren Perſonen königliche Freibriefe, um die Alchymie ungehindert treiben zu können.

Heinrich VII. von England, Stifter des Hauſes Lancaſter Tudor, ward geboren 1456. Nachdem er den Thronräuber Richard III. bei Bosworth geſchlagen und getödtet hatte (1485), beſtieg er den Thron von England, ohne ein hinlängliches genealogiſches Recht an denſelben zu haben. Durch ſeine Vermählung mit Eliſabeth von York (1486) vereinigte er die rothe und weiße Roſe, und beendigte dadurch einen langjährigen Bürgerkrieg. Verſchiedene Verſuche wurden zwar gemacht, durch falſche Eduarde und Richarde ſeinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen ſo planmäßigen, ſchlauen und entſchloſſenen König, als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte ſich wenig um die großen Bewegungen, die während ſeiner Regierung auf dem feſten Lande vorgingen. Er ſuchte mit Schottland Frieden zu haben, und ſchloß ſich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; ſeine ganze Aufmerkſamkeit ging auf die innere Regierung ſeines Reichs. Dieſes erhielt nun Ruhe, die Sittenrohheit fing an ſich zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbeſſerung der Geſetze, das Recht der Freiſtätten in den Kirchen wurde beſchränkt, der Ackerbau beſchützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geſchehen können, wäre Heinrich weniger beſorgt geweſen, Schätze zu ſammeln. Er war der erſte König von England, der eine Garde hatte. Die Britten ſetzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er ſtarb d. 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling ſeinem ſtaatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm ein völlig ausgerüſtetes Heer von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Mit dieſen Mitteln trat er ruhmſüchtig der Verbindung Papſt Julius II. und Ferdinands von Aragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtloſen Feldzuge, indem er ſich mit Ludwig wieder ausſöhnte. Wollüſtig, herrſchſüchtig und zu jeder Grauſamkeit geneigt, die ſeinen wilden Leidenſchaften freie Bahn machen konnte, überließ er ſich jetzt ganz der Leitung ſeines ränkevollen Günſtlings, des Cardinals Wolſey. Dieſer ſchmeichelte allen ſeinen Lüſten, und ſchaffte durch die gröbſten Erpreſſungen die dazu nöthigen Summen

herbei, wovon der beſte Theil in ſeinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich ſich vom Papſte die Erlaubniß aus, Luthers Schriften, die bei Strafe des Kirchenbannes verboten waren, zu leſen, und eine Streitſchrift gegen Luthern über die ſieben Sacramente erſchien unter des Königs Namen, obwol Wolſey der eigentliche Verfaſſer derſelben ſein mochte. Sie wurde vom Papſte mit großer Freude aufgenommen, und dem Könige dafür der Ehrentitel: Beſchützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte ſich daran wenig, indem er den königlichen Schrifthelden ziemlich unſanft zurecht wies. Die römiſche Curie hatte ſelbſt nicht lange Urſache, ſich des hochgeprieſenen Beſchützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichſter Feind, weil ſie ſeine wilden Leidenſchaften nicht begünſtigen wollte. Heinrich liebte nämlich die ſchöne Anna Boulen, und als dieſe ſchlechterdings auf die Bedingung der Ehe beſtand, begehrte Heinrich vom Papſte Clemens VII. die Scheidung von ſeiner Gemahlin Catharina, unter dem Vorwande der Blutſchande, weil ſie ſeines verſtorbenen Bruders Arthur Frau geweſen. Der Papſt, der Kaiſer Carl V., Catharinens nächſten Blutsverwandten, zu beleidigen fürchtete, zauderte. Die Verhandlungen über dieſe Sache dauerten einige Zeit ohne Erfolg fort, bis Heinrich endlich durchgriff, und durch den Erzbiſchof von Canterbury, Cranmer, mit Beiſtimmuug des eingeſchüchterten Parlaments, ſeine Ehe mit Catharinen trennen ließ, und die ſchöne Anna heirathete. Heinrich verjagte nun die Mönche und hob die Klöſter auf; die reichen Einkünfte derſelben fielen ihm und ſeinen Günſtlingen zu. Bald nachher führte er den Kircheneid (Oath of Supremacy) ein, wodurch der König zum Oberhaupt der Kirche erklärt und jedermann vorgeſchrieben wurde, was er glauben ſollte. Papiſten und Proteſtanten wurden gleich heftig vefolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus und der fromme Bichof Fiſher wurden enthauptet, weil ſie die neuen wollüſtigen Leidenſchaften des Tyrannen zu billigen ſich weigerten. Er war nämlich ſeiner geliebten Anna überdrüſſig geworden, wilde Leidenſchaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Anna wurde deswegen des Ehebruchs und der lutheriſchen Ketzerei angeklagt. Ihre Vertheidigung hörten die beſtochenen Richter nicht, ſondern Annas Haupt fiel auf dem Blutgerüſte durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen ſeiner Geſchicklichkeit dazu eigens geholt hatte. Johanna Seymour ward nun des Unmenſchen dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Eliſabeth, ſollte nach ſeinem Plane für ein ehebrecheriſch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im erſten Wochenbette ſtarb, erhob Heinrich die Prinzeſſin Anna von Cleve zu ſeiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüſtling gleichfalls bald überdrüſſig, denn Catharina Howart hatte ſeine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande, der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verſtoßen, und Catharina auf den Thron und in des Ungeheuers blutiges Bett geführt. Sie war es, die auf Anſtiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günſtling, Thomas Cromwell, ſtürzte, und ihn aufs Blutgerüſt brachte. Doch bald nachher ſelbſt des Ehebruchs und der ſchändlichſten Ausſchweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwieſen, ließ dieſer ſie im Tower enthaupten, und

ſchritt zur ſechsten Ehe mit des Lords Latimir Wittwe, Catharina Parr, die wenigſtens eines natürlichen Todes ſtarb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grauſamkeit zu. Die ewige Nemeſis erreichte indeſſen den königlichen Verbrecher ſchon im irdiſchen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchſt ſchmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Fettigkeit, die ihm faſt jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten 4 Jahre ſeines Lebens, und die beſtändigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, ſeine Befehle waren nur Bluturtheile, und als ſchon der Tod an ſeine morſche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er ſchwebte, zu entdecken. Als dies Wagſtück endlich Anton Denny unternahm, erſchrack der elende Tyrann heftig, ſandte Eilboten zum Erzbiſchof von Canterbury, und jedermann ſah, daß er die heftigſten Foltern des erwachten Gewiſſens empfand. Als Cranmer erſchien, war die Sprache ſchon verloren, nur troſtloſe Blicke flehten um Vergebung der unſäglichen Blutſchuld; der Prieſter ſicherte ihm dieſe zu, und ſo ſtarb der elende Wütherich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über ſein Volk geherrſcht hatte.

Heinrich der Löwe, geboren 1129, ein Sohn **Heinrichs des Großmüthigen**, Herzogs der Sachſen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutſchen Königs Lothar, iſt unſtreitig der merkwürdigſte deutſche Fürſt des 12. Jahrh. Sein Vater ſtarb 1139 an beigebrachtem Gift. Die Feindſchaften, welche der Vater ſich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn, und wurden die Veranlaſſuug zu den nachherigen Fehden Heinrichs. Während ſeiner Minderjährigkeit führten ſeine Mutter Gertrud und ſeine Großmutter Richenza die Regierung im Herzogthum Sachſen. Die bairiſchen Erblehen wurden von ſeines Vaters Bruder, Welf, verwaltet; das Herzogthum Baiern war ſchon dem Vater entriſſen und einem öſterreichiſchen Fürſten verliehen worden. Die mächtigſten Feinde des jungen Heinrich waren in Sachſen Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, welcher auf das Herzogthum Anſprüche machte, und der Bremer Erzbiſchof Adalbert. Heinrich trat 1146 die Regierung ſelbſt an, und kam bald zum ungeſtörten Beſitz des Herzogthums Sachſen, welches Albrecht wieder aufgeben mußte. Auf dem Fürſtentage zu Frankfurt 1147 foderte der junge Held vom Kaiſer Conrad ſein bairiſches Eigenthum zurück. Conrad ſuchte Ausflüchte, aber Heinrich ſtärkte ſeine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, und erwarb ſich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Conrad ſeine Anſprüche auf Baiern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um ſelbſt ſein Recht zu erfechten. Conrad zog nach Goslar, um von dort aus Braunſchweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch Liſt das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, beſtätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erſtieg nun, da ſein Vetter Friedrich von Hohenſtaufen als Kaiſer Friedrich I. ihm (1154) Baiern wieder zuſprach, die höchſte Stufe der Macht, welche damals nächſt dem Kaiſerthron ein deutſcher Fürſt erringen konnte. Von der Nord- und Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere erſtreckten ſich ſeine Beſitzungen. Oſt- und Weſtphalen nebſt Engern, das wahre Herzogthum Sachſen vom Rheine bis zur Elbe, folgte ſeinem Heeres-

bann. Der größte Theil von Baiern war als Lehen ſein Eigenthum, und für die Welfiſchen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vaſallen ihm nicht nur 1154 den Lehnseid leiſten, ſondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Baiern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als ſein Geburtsland Sachſen. Des erſtern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachſen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde und den Maßſtab ſeiner Rechte nach der herzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerſchild nicht mehr unter den biſchöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Biſchöfe vor dem Herzoge ſich zur Belehnung mit Ring und Stab ſtellen mußten. Dies mißfiel den ſtolzen Biſchöfen ſehr, doch mußten ſie vorerſt der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwiſchen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der Bremer Erzbiſchof Hartwich ſtand, ſich näher vereinigt, und ſchloſſen 1166 zu Merſeburg ein Bündniß, dem viele Vaſallen des Herzogs beitraten. Bald geſellten ſich auch zu ihnen die Biſchöfe von Magdeburg, Halberſtadt und Hildesheim, nebſt den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrühriſchen Wenden begriffen war, wendete ſich ſchnell gegen die wider ihn verbündeten Biſchöfe und Fürſten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen. Als Kaiſer Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um dieſe Zeit trennte ſich Heinrich wegen Gewiſſensſcrupel von ſeiner erſten Gemahlin, Clementine, und verehelichte ſich mit Heinrich II., Königs von England, Tochter, Mathilde. Bald nachher unternahm er, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Paläſtina. Er hatte auf dieſer Reiſe mancherlei Abenteuer zu Waſſer und Land zu beſtehen, kehrte aber nach erfülltem Gelübde glücklich nach Braunſchweig zurück. Während ſeiner Abweſenheit hatten ſeine Feinde mancherlei Bewegungen wider ihn gemacht, und ſelbſt Kaiſer Friedrich hatte ſchnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachſens feſte Plätze in ſeine Gewalt zu bekommen. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbeſiegbares Mißtrauen Wurzel. Zwar folgte er dem Kaiſer mit zahlreicher Mannſchaft auf dem 5ten Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der erſten langwierigen Belagerung von Aleſſandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entſchädigung für die dem Kaiſer geleiſtete Hilfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiſer Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italieniſchen Städte verlor, und mit ſeinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Der Haß gegen den Herzog war nun in des Kaiſers Herzen entſchieden, und kaum merkten dies Heinrichs alte Feinde, ſo brachen ſie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiſer die Ruheſtörer. Als aber Friedrich ſein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle ſeine Gegner mit ihren Beſchwerden gegen ihn hervor. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg, und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erſchien, durch einen Ausſpruch der Fürſten in die Acht und aller ſeiner Lehen verluſtig erklärt (1180). Dieſes harte Urtheil wurde ſogleich vollzogen, und Heinrichs Länder unter ſeine Gegner vertheilt. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittels-

40 *

bach; Bernhard von Ascanien (Anhalt) Sachſen; der Erzbiſchof von Cöln erhielt Engern und Weſtphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Oſtphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsſpruch nicht genommen werden. Da er ſahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, ſendete auch er ſeine Getreuen, ſchlug bei Hallerfelde die cölniſchen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Oſtphalen, nahm den wüthenden halberſtädter Biſchof Ulrich gefangen, und, hätte er nicht aus Eigenſinn dem Grafen Adolph von Holſtein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, ſo würde er ſich ſiegreich aller ſeiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiſer kam mit dem Reichsheer nach Sachſen, und den treugebliebenen Vaſallen ward eine Friſt geſetzt, binnen welcher ſie die Fahnen des Geächteten verlaſſen, oder ſelbſt als Geächtete behandelt werden ſollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunſchweig allein hielt feſt an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom cölniſchen Biſchof belagert. Doch ſah Heinrich, daß er ſich demüthigen müſſe, wenn er nicht alles verlieren wolle. So erſchien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiſer um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zuſicherung, daß ſeine Erblande, Braunſchweig und Lüneburg, ihm verbleiben ſollten, doch mit der Bedingung, drei Jahre hindurch außerhalb Deutſchland als Verbannter zu leben. Er ging nun mit ſeiner ganzen Familie nach England zu ſeinem Schwiegervater. Dort wurde ihm ſein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachherigen Herzoge von Braunſchweig, geboren. Vom Erzbiſchof Philipp zu Cöln, der ſich mit dem Kaiſer entzweit hatte, zurückgerufen, erſchien er wieder auf heimiſcher Erde im J. 1184, fand die ganze Verfaſſung verändert, alles durch einander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt ſelbſt wieder zu den Waffen gegriffen, ſo wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann ſtill zu Braunſchweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, ſondern verlangte, er ſolle ihm nach Paläſtina folgen, oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb zu Braunſchweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Verſprechen, ſeine Allodien nicht anzutaſten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er ſich ſeines Verſprechens ledig, benutzte die Abweſenheit des Kaiſers, kam 1189 nach Stade, ward von ſeinem ehemaligen Feinde, dem Erzbiſchof von Bremen, der jetzt ſeiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und ſchlug bald, da die treuen Vaſallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg ſich wieder zu ihm ſammelten, die Dänen und Ditmarſen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendſten Handelsſtadt jener Gegend. Aber ſtolz verweigerten die Bardewicker Gehorſam. Deswegen wurde die Stadt, nachdem er ſie mit Sturm erobert, größtentheils zerſtört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das ſchreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inſchrift: Vestigia Leonis, geſetzt, die noch jetzt dort zu leſen iſt. Nach Bardewicks Zerſtörung ergaben ſich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächſten Schlacht gegen Adolph von Daſſel, den Statthalter Holſteins, war Heinrich unglücklich. Viele ſeiner Vaſallen blieben auf dem Wahlplatze (bei Segeberg), die andern verließen ihn. Die Biſchöfe von Hildesheim und Halberſtadt belagerten darauf in Gemeinſchaft mit dem

jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweſer in Deutſchland gelaſſen hatte, Braunſchweig, jedoch vergebens. Darauf kam im J. 1190 durch Vermittelung der Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich verſprach, ſeine Söhne dem König als Geiſeln zu ſtellen. Zwar dauerte auch dieſer Vergleich nicht lange; doch ward auf andere Weiſe die alte Feindſchaft ausgeglichen. Heinrichs älteſter Sohn, Heinrich, hatte ſich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Conrad am Rhein, Bruders Kaiſer Friedrichs I. vermählt. Dieſe Verbindung eines Welfen mit einer Hohenſtaufen ſchien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Conrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Laſt ſo mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunſchweig, wo er in einem Alter von 66 Jahren (1195) ſtarb und im dortigen Dome, wo noch ſein Grabmal zu ſehen, beigeſetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch ſtarrſinnig, hochfahrenden Weſens und leidenſchaftlich geſtimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch ſein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die ſeine erbittertſten Feinde waren, zu ſtreiten. Ueber ſein Zeitalter ragt er hervor durch ſeine unermüdete Bemühungen, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in ſeinen Ländern zu verbreiten, Künſte emporzubringen und Gelehrſamkeit, wie er ſie kannte, zu befördern. Er unterlag nie ſeinem harten Schickſale, ſondern kämpfte ihm raſtlos entgegen. (Vergl. Heinrich der Löwe, Herzog der Sachſen und Baiern. Ein biogr. Verſuch von Böttiger. 1819.) *z.*

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrichs des Aeltern, Herzogs von Braunſchweig, geb. 1498, ein Mann feurigen Geiſtes, unruhig, herrſchſüchtig, oft hinterliſtig, aber von feſtem männlichen Sinne wie ſein Ahnherr, der entſchiedenſte Gegner der Reformation. Sein erſter merkwürdiger Krieg war die berühmte hildesheimiſche Stiftsfehde, worin er zwar in der mörderiſchen Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) entſcheidend geſchlagen wurde, doch nachmals durch ſeine Gunſt beim Kaiſer Carl V. ſo glücklich war, daß ihm und ſeinem Vetter Erich faſt ſämmtliche hildesheimiſche Stiftslande zugeſprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil ſeine Erblande, aber ſich auch in eine Abhängigkeit vom Kaiſer geſetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers ſchwärmeriſch begeiſterte Horden in Thüringen verheerend hauſten, zog Heinrich dem Landgrafen von Heſſen und dem Herzoge von Sachſen zu Hilfe, und nahm Antheil an der Schlacht bei Frankenhauſen (15. Mai 1528), wo die Bauern eine gänzliche Niederlage erlitten. Da Heinrich nie ruhig ſein konnte, erregte er eine neue Fehde gegen Goslar und belagerte die Stadt; doch bald rief ihn Carl V. ab, zur Unterſtützung gegen den Papſt und das ſtolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 wohlgerüſteten Reitern; allein das Heer ward die Beute anſteckender Seuchen, und der Herzog ſelbſt entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Von ſeinen ſtattlichen Reitern kehrten nicht mehr als ſechzehn nach Wolfenbüttel zurück. Er fand jetzt neuen Verdruß, weil die Kirchenverbeſſerung in ſeinem Erblande reißend ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Proteſtanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und dem Kaiſer ergeben; denn eben an dieſem Reichstage ward er nebſt dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen hildesheimiſchen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm,

ſeinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenſchaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erſtgeburt und Alleinregierung im fürſtlichen Hauſe geſetzlich eingeführt wurde. Nachdem die proteſtantiſchen Fürſten den Bund zu Schmalkalden geſchloſſen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an deſſen Spitze der Kaiſer ſelbſt ſtand, ſondern ließ ſich ſogar zum oberſten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Parteien rüſteten ſich, Heinrich bedrohte Goslar und Braunſchweig; dieſe riefen die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu Hilfe, und ſie erſchienen unter Anführung des Churfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen mit 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; ſein Erbland, ſogar das feſte Wolfenbüttel ward bald erobert. Indeſſen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zuſammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloſter Höckelem kam es zum ſcharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit ſeinem älteſten Sohne Victor ſich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die proteſtantiſche Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in ſein Erbland zurück; Braunſchweig vorzüglich ſollte entgelten, was es zur Unterſtützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünſchten Erfolg. Ein Vertrag wurde geſchloſſen, denn neue ſchreckliche Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die wolfenbüttelſchen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit ſeinen beiden älteſten Söhnen, in Verbindung mit Churfürſt Moriz von Sachſen entgegen. Bei Sivershauſen trafen (9. Juli 1553) die Heere auf einander, eine mörderiſche Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber ſeine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, ſein Bundesgenoß Moriz ſtarb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf Heinrichs Heer den Feind zwiſchen Steterburg und Geitelda, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern ritterlichen Söhne ſchlug Heinrichs Herzen die tiefſte Wunde. Es blieb ihm nur der ſtille, verwachſene, ſogar der lutheriſchen Ketzerei zugethane Julius übrig. Doch als es ihm fehl ſchlug, den Baſtard Eitel Heinrich vom Kaiſer legitimiren zu laſſen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugeſtehen. Ruhiger im Alter, verſöhnte der ſtürmiſche Heinrich ſich auch mit ſeinem ſonſt gehaßten Sohne, und ließ ſogar ſeine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er ſtarb 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch ſeine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß ſie ſcheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl geſtorben und beerdigt, dann aber im tiefſten Geheimniß auf die Feſte Staufenburg geführt worden ſei, wo Heinrich mit ihr in ſüßer Minne gelebt, und ſieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich der älteſte) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Eva's Brüdern, der ſie aufzuſpüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand.

zz.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, der von 1385 an regierte. Portugal genoß damals einer glücklichen Ruhe; die Nation war thätig und unternehmend, und der Trieb, Entdeckungen und Eroberungen zu machen, faſt allgemein. Beſonders zeichnete ſich hierin der Infant Heinrich aus. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweiſe ſeines Muthes, aber mehr als die Waffen liebte er die Wiſ-

ſenſchaften, beſonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunſt. Als die Portugieſen Ceuta eroberten (1415), hatte Heinrich ſich ſehr ausgezeichnet, und erhielt von ſeinem Vater die Ritterwürde. Nach deſſen Tode wählte er die Stadt Sagres in Algarbien, unweit des Vorgebirges St. Vincent, zu ſeinem Aufenthalt, und ſetzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüſtig fort. Er beunruhigte ihre Küſten durch ſeine Schiffe, und ſeine Seeleute kamen auf dieſen Zügen in Gegenden des Weltmeers, welche die unkundigen Schifffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er ſtrebte. Bekannt mit den Fortſchritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, verſäumte er während ſeiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntniſſe von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die arabiſchen Staaten grenzten, und nachzuforſchen, ob man um die Weſtküſte von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber waren bis dahin die einzigen, die nähere Kenntniſſe von dieſem Erdtheile hatten. Aus dieſer Quelle ſchöpfte Heinrich umſtändlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küſte von Guinea und andern großen Küſtenländern. Er beſprach ſich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einſtimmig fand, entſchloß er ſich, ſeinen Plan auszuführen. Er errichtete zu Sagres eine Sternwarte und eine Schule, in welcher junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erforderlichen Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Er war der erſte, der den Gebrauch des Compaſſes, den man übrigens ſchon in Europa kannte, auf die Schifffahrt anwendete, und man ſchreibt ihm einen großen Antheil an der Erfindung des Aſtrolabiums zu. Er ſandte von Zeit zu Zeit Schiffe auf Entdeckungen an der Küſte der Barbarei und Guinea aus, doch blieben dieſe Reiſen anfangs ohne wichtige Ergebniſſe. Auf einer dieſer Reiſen entdeckten zwei in ſeiner Schule gebildete Hauptleute, Juan Gonſalez Zarco und Triſtan Vaz, durch Stürme verſchlagen, die Inſel Puerto Santo, und 1418 die Inſel Madera (Madeira, im Portugieſiſchen Holz; ſie gaben der Inſel dieſen Namen von dem vielen Holze, womit ſie bewachſen war). Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über den glücklichen Anfang. Seine erſte Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Anſiedlern zu beſetzen, und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Anſiedler, um ſchnell einen guten Boden für nene Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel vorausſah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müſſen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald vortrefflich gedieh. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küſte gerichtet. Nur ſein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegenſtanden. Das Vorgebirge Non, ſagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menſchen kühner Ehrfurcht geſetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzſichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und ſeine Beharrlichkeit ward dadurch nicht erſchüttert. Gilianez, einer von ſeinen Seefahrern, bot ihm ſeine Dienſte an, um das furchtbare Vorgebirge zu umſegeln und Entdeckungen auf der Küſte von Guinea zu machen. Er ging 1433 unter Segel, umſchiffte glücklich das Vorgebirge Bojador und nahm Beſitz von der Küſte

durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geſchah, Heinrichs Wahlſpruch: Talent de bien faire, geſchrieben ward. Lobſprüche und Geſchenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahr ward ein größeres Schiff ausgeſandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei dieſen glücklichen Unternehmungen verſtummte allmälig der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterſtützung. Sein Bruder Pedro, der während Alfonſos V. Minderjährigkeit die Regierung führte, leiſtete ihm kräftigen Beiſtand, und beſtätigte die Schenkung der Inſeln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich ſchon von dem verſtorbenen König Eduard erhalten hatte. Der Papſt Martin V. bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inſeln, ſondern ſprach zugleich den Portugieſen alle Länder, welche ſie längs der afrikaniſchen Küſte bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Im J. 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nunno Triſtan bis zum weißen Vorgebirge, und dieſer neue glückliche Erfolg machte einen günſtigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten deſto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreiſen Theil zu nehmen, da jetzt ſchon der Goldſtaub auch die Habſucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Koſten allein beſtritten, jetzt bildeten ſich Geſellſchaften unternehmender Männer, die unter ſeiner Leitung Entdeckungsreiſen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volks, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes geweſen war. Schneller ſtieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umſchiffte Nunno Triſtan das grüne Vorgebirge, und zwei Jahre ſpäter entdeckte Gonzalez Vallo drei von den azoriſchen Inſeln, gegen 200 Meilen von der Küſte entfernt. Heinrich ſetzte bis zu ſeinem Tode dieſe Bemühungen eifrigſt fort. Er ſtarb 1463, 67 Jahr alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küſte Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne ſeines Vaterlandes einen Fürſten, Johann II. zu ſehen, dem es Ernſt war, eifrig zu fördern, was mit ſo günſtigen Vorbereitungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsſchätzen auf die ganze Welt hatte, ſichern ihm einen unſterblichen Namen in der Geſchichte, und ſeinen Bemühungen den Ruhm, ſeinen bedeutungsvollen Wahlſpruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich (Prinz) von Preußen, ſ. **Friedrich Heinrich Ludwig**.

Heinſe (Wilh.), ein genialer deutſcher Schriftſteller, war 1749 zu Langenwieſen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüſtet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als Eine ſchöne Kunſt zu erfaſſen und auszuüben; kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantaſie höchſt entzündbar, ſchwelgeriſch, üppig, bildete er ſich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er ſeine poetiſche Richtung durch Wieland. Mit der Ueberſetzung des Petron begann er ſeine literariſche Laufbahn; Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe folgten. Möge man auch das Talent des Verfaſſers, das ſich in beiden Werken darthut, anerkennen, ſo darf man ſich doch nicht verbergen, daß ſie in unſerer Literatur zu den wenigen erotiſchen Schriften gehören, die eine gefährliche Wolluſt athmen. Selbſt Wieland nahm an dem kecken Muthwillen ſeines Zöglings ein Aergerniß. In

Düſſeldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris, von Halberſtadt 1776 berief, ward durch den Beſuch der herrlichen Bilderſammlung ſein Kunſtſinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünſchte Italien. Hier ſchwelgte er in Luſt und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinſe das befreite Jeruſalem und den Orlando, aufgelöſt in Proſa, aus dem Lande der Muſik nach Deutſchland hinüber wandern ließ, und ſeinen Landsleuten zumuthete, daß ſie aus dieſer Nachbildung begreifen ſollten, „wie die herrlichſten Menſchen ſeit einigen Jahrhunderten von Arioſts Gedichten bezaubert worden wären." In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er wurde Vorleſer des Churfürſten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort ſchrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Muſik, die er beide ſchwärmeriſch liebte, in ſeinem Leben erfunden, geahnet und enträthſelt hatte, legte er in ſeinen Werken nieder, deren ſtürmiſcher bacchantiſcher Taumel zwar den Leſer gewaltſam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er ſtarb 1803, 54 Jahr alt. Höchſt anziehende Briefe von ihm finden ſich in der Sammlung von Briefen zwiſchen Gleim, Heinſe und Müller. Die 1805 unter ſeinem Namen erſchienenen muſikaliſchen Dialogen ſind nicht von ihm.

Heinſius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geb. zu Gent 1582, war ein Schüler Joſeph Scaligers, wurde Profeſſor der Politik und Geſchichte in Leyden, auch Hiſtoriograph von Holland, und ſtarb 1655. Seine vielſeitigen Verdienſte als Philolog und Hiſtoriker, die ſchönen Verſe, welche er in griechiſcher und lateiniſcher Sprache dichtete, und ſein guter Geſchmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er beſonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. ſ. w. bearbeitet; auch ſind ſeine Arbeiten für das neue Teſtament ſchätzbar. Seine hiſtoriſchen Schriften, ſo wie ſeine Reden, empfehlen ſich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden 1620, machte viele Reiſen nach England, Frankreich und Schweden, beſonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Chriſtina von Schweden ſandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines niederländiſchen Reſidenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande zu, und ſtarb 1681 in Haag. Er liebte vornehmlich die römiſchen Dichter, und war in kritiſcher Behandlung derſelben ſo glücklich, daß er der Wiederherſteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer dieſen Dichtern gab er auch den Virgel, Claudian, Prudentius u. ſ. w. heraus. Zerſtreute Anmerkungen über mehrere römiſche Schriftſteller findet man in ſeinen Adverſarien, die erſt 1742 erſchienen. Er war ſelbſt ein guter lateiniſcher Dichter.

Heinſius, Großpenſionär von Holland, war lange der Leiter aller wichtigen Handlungen der Republik. Er war der Günſtling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den engliſchen Thron beſtieg, und hatte großen Antheil an deſſen politiſchen Verhandlungen. Wilhelm hatte ihn nach dem Nimweger Frieden nach Paris geſandt, um da ſeine Rechte auf das Fürſtenthum Oranien geltend zu machen. Heinſius ſprach ſo lebhaft für den Prinzen und die Proteſtanten, daß Louvois ſich unterfing, ihm mit der Baſtille zu drohen. Seitdem war er Frankreichs abgeſagter Feind, und gab ſich beſonders während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges nicht vergebliche

Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber ſein Widerſtand gegen die Abſchließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlaſt zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspenſionär unumſchränkt geherrſcht hatte, verlor er ſeine Stelle und ſtarb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger, ſ. Bulimie.

Heizung heißt ſoviel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter heizen, Heizung ſowol zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Oefen, deren Wärme zu verſchiedenen ökonomiſchen und techniſchen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Oefen (oder Kamine). Letztere ſind alſo Werkzeuge oder Vorrichtungen zum Heizen, Feuerbehälter, kleine Gebäude zum Behuf bequemer Benutzung der Wärme, welche das Feuer (das Verbrennen) entwickelt, für mancherlei Zwecke, mit Beſeitigung des Rauchs. Die zunehmende Holztheurung hat endlich unſere Zeitgenoſſen vermocht, durch Erfindung zweckmäßiger, auf ſparſamen Verbrauch des Brennmaterials berechnete Oefen, Heerde und anderer Feuerſtätten, der ſo lange herrſchend geweſenen Holzverſchwendung Grenzen zu ſetzen, und man hat ſeit einiger Zeit angefangen, vorzüglich den Bau der Stuben- und Kochöfen kunſtmäßiger zu betreiben, indem man die durch die Fortſchritte der Phyſik herbeigeführte Kenntniß der Natur der Wärme, der Geſetze der Wärmeentwicklung und Wärmeleitung darauf anzuwenden bemüht iſt. Die Zweckmäßigkeit eines Ofens beruht im Allgemeinen vorzüglich auf gehöriger, wohlberechneter Beſchränkung des Feuers, in Verbindung mit einer Einrichtung, welche auf möglichſte Benutzung der entwickelten Wärme abzielt. Mit einem kleinen Feuer kann man, bei genugſamer Beſchränkung deſſelben, z. B. ein Zimmer, viel beſſer heizen, als mit einem großen bei ſchlechter Beſchränkung, und je enger ein Feuer, unbeſchadet ſeiner Lebhaftigkeit, beſchränkt werden kann, deſto mehr wirkt es erwärmend (erhitzend) auf ſeine Schranke, nämlich auf die Wände und Decken des Behälters, worin es eingeſchloſſen iſt. Vergleicht man mit dieſen Grundſätzen die meiſten noch jetzt gebräuchlichen Oefen, ſo ſieht man, daß es große, weite und hohe Kaſten ſind, worin das Feuer ſich ohne Hinderniß ausbreiten und emporſteigen kann, ſo daß bei weitem die meiſte Wärme ſchnell und unbenutzt mit dem Rauche in den Schornſtein entweicht. Zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der jetzt gebräuchlichen Oefen iſt noch Folgendes in Betrachtung zu ziehen: 1) Da ein Feuer, bekanntlich, um ſo lebhafter brennt und um ſo mehr Wärme entwickelt, je mehr die äußere Luft mit dem brennenden Material in Berührung kommt, ſo ſind die Zugöfen, bei welchen die Luft durch eine kleine Oeffnung des Ofenlieds (Ofenſchürſchens) fortwährend einſtrömt und das Feuer anbläſt, den bisher und noch jetzt gewöhnlichen Oefen, die von außen geheizt werden und eines ſolchen Luftſtroms ermangeln, weit vorzuziehen. 2) Da das Feuer aufwärts ſteigt und daher am meiſten nach oben wirkt, ſo iſt deſſen Beſchränkung in dieſer Richtung am nöthigſten und es iſt eine Hauptregel bei der Verbeſſerung der Oefen, die Höhe des Feuerraums zu vermindern. Dieſe wichtige Regel hat man zwar neuerlich beim Bau der Kochöfen beobachtet, bei den Stubenöfen dagegen vernachläſſigt, deren Feuerraum faſt durchgängig zu hoch iſt. Mehr als 7, 8, höchſtens 9 Zoll Höhe ſollte keines Stubenofens, und eben ſo keines Kochofens Feuerraum enthalten. Man kann daher faſt jeden Stubenofen dadurch ſehr verbeſſern und in einen Sparofen verwandeln, daß man in dem Feuer-

kaſten einen Wärmekaſten (Wärmerohr), in Form einer Brat: oder Kochröhre, anbringt (z. B. nach Pohls Angabe. S. deſſen Beſchreibung eines Kochofens), deſſen Mündung dann viel Wärme in das Zimmer bringt, wenn man nämlich unter dem Wärmekaſten ein Ofenlied anbringt, wodurch der Ofen zugleich, wenn er es noch nicht war, in einen Zugofen umgeändert wird, worin der Feuer: oder Wärmeſtrom den Kaſten umſpielt. 3) Das zu ſchnelle Entweichen der Wärme, welche das Brennmaterial entwickelt, muß möglichſt verhütet werden; dieß geſchieht durch Verlängerung des Wegs, den der Feuer: und Rauchſtrom, von der Feuerſtätte bis zum Ausgang in den Schornſtein oder das Kamin zu durchlaufen hat. Darauf beruht die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Ofenaufſätze, welche mit mehreren Zügen, doch mit einem nach verſchiedenen Richtungen gebohrten Kanale von genugſamer Länge verſehen ſein müſſen. Daher die ſogenannten Circuliröfen, welche, als die erſten verbeſſerten Stubenöfen, bisher eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Hierzu eignen ſich die bekannten Dietendorfer Ofen, welche lang, ſchmal und von unbeträchtlicher Höhe ſind, am beſten, und man verſieht einen ſolchen Feuerkaſten mit einem thönernen Aufſatz mit 3 Horizontalzügen aus gebrannten Tafeln oder Kacheln. Die neueſten Circuliröfen, welche Mode zu werden angefangen haben, ſind ganz aus Eiſen gegoſſen, d. h. Feuerkaſten und Aufſatz ſind aus einem Guß; ſie haben aber, wie faſt alle bisherigen Oefen dieſe Art, doch in geringerem Grade, den Fehler, daß der Feuerkaſten zu hoch und die Züge zu weit ſind, mithin die Regel der möglichſten Feuerbeſchränkung nicht genug beobachtet iſt. Durch die Verengerung der Züge und die Verminderung der Höhe des Feuerraums concentrirt man die Wärme und gewinnt dadurch, außer beſſerer Heizung der Zimmer, zugleich den Vortheil, daß ſich weniger Ruß anſetzt, den nur der abgekühlte Rauch erzeugt. 4) Auch die Materialien, deren man ſich zum Ofenbau bedient, ſind für die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen wohl zu berückſichtigen. Eiſen, als guter Wärmeleiter, iſt überall dienlich, wo es auf ſchnelle Erwärmung der Zimmer ankommt; aber es hat die Eigenſchaft aller Wärmeleiter, beim Mangel des Feuers bald wieder zu erkalten, welches um ſo mehr der Fall ſein muß, je dünner die Eiſenplatten ſind. Dagegen iſt gebrannter Thon ein ſchlechter Wärmeleiter, und dient daher zum längern Nachhalten der empfangenen Wärme. Aus dieſem Grunde ſind die gewöhnlichen blechernen Windöfen, welche überdies, in Ermangelung faſt aller Circulation, die Wärme ſchnell in den Schornſtein abführen, ſehr unzweckmäßig. Zweckmäßiger ſind aus obigem Grunde diejenigen Oefen, deren Feuerkaſten aus ſtarken Eiſenplatten, einen thönernen Aufſatz tragen, wodurch man beide Vortheile, nämlich den des ſchnellen Heizens und des Nachhaltens der Wärme, vereinigt. Zweckmäßig in jener Hinſicht iſt es daher auch, wenn man, bei Circuliröfen mit thönernen Aufſätzen zu den Decken der Horizontalzüge Blechtafeln von geringer Dicke wählt. Es gibt aber auch Oefen, bei welchen das Nachhalten oder die Dauer der Erwärmung allein berückſichtigt iſt, worin man daher das Feuer nicht zu unterhalten braucht, und welche darauf eingerichtet ſind, daß ſie nur zuweilen, aber dann ſtark, geheizt werden dürfen, um dann deſto länger warm zu bleiben, und das Zimmer, worin ſie ſtehen, in angenehmer Temperatur zu erhalten. Von den Backöfen iſt dieſe Eigenſchaft bekannt, und jedermann weiß, wie lange ſie nach der Heizung die Hitze beibehalten. Aber nicht jeder kennt wohl die ruſſiſchen Stubenöfen, welche in 24 Stunden nur einmal, ohne weitere Unterhaltung des Feuers, geheizt werden, und dennoch die Zim:

mer, während dieſer ganzen Zeit, troz des kalten Climas, hinlänglich und gleichmäßig warm erhalten. Sie werden gewöhnlich ganz aus Backſteinen gebaut und mit vielen (ſenkrechten) Zügen verſehen. Bei jeder Heizung wird ſtarkes Feuer gegeben, um die Backſteine möglichſt zu erhizen. Sobald nun das Flammenfeuer vorüber und blos noch reine Kohlenglut vorhanden iſt, wird ſowol oben das Abzugsrohr, als unten das Schür- oder Heizloch durch wohlpaſſende Klappen u. dgl. verſchloſſen, und die Arbeit des Heizens iſt geſchehen und unter 24 Stunden nicht wieder nöthig. Dieſe Oefen verbreiten eine angenehme, gleichmäßige und daher geſunde Wärme in den Zimmern, deren längere Dauer durch die überall eingeführten Doppelfenſter ſehr unterſtüzt wird. 5. Je mehr Züge endlich die Oefen oder deren Aufſäze enthalten, deſto mehr iſt es nöthig, daß ſie nicht zu ſelten gereinigt werden, wenn ſie jederzeit gute Dienſte leiſten ſollen, da der Ruß die Wärmeleitung und daher die Wirkung des Ofenfeuers ſchwächt. Man vermeidet übrigens die häufige Erzeugung des Rußes durch die zweckmäßige Einrichtnng der Oefen, durch gehörige Beſchränkung des Feuers, durch verhältnißmäßige (nicht zu weit getriebene) Verengung der Züge, wodurch die Wärme des Rauchs concentrirt und die Anſezung des Rußes vermindert wird. Man darf daher auch die Vermehrung der Züge, d. h. die Verlängerung des Wegs für den Rauch nicht zu weit treiben, weil bei zu großer Abkühlung des lezten nicht nur viel Glanzruß entſteht, ſondern am Ende eine rußige Flüſſigkeit erzeugt wird, welche herabtropft und die Zimmer verunreinigt. Hinſichtlich der Vermeidung des Rußes ſollte man auf die Vervollkommnuug der rauchverzehrenden Oefen bedacht ſein, deren Feuerkaſten die Form eines abgekürzten Kegels haben; ſie ſind mit einem Seitenrohr verſehen, durch welches die äußere kalte Luft in den obern Theil des Feuerrohrs geleitet wird; die kalte Luft drückt den Rauch nieder, ſo daß er vom Feuer entzündet wird. Natürlich ſezt ſich in dieſen Oefen faſt gar kein Ruß an, da es an Rauch fehlt, nur ſind ſie nach der bisherigen Einrichtung zu koſtſpielig. Am meiſten darf man ſich aber für die Verbeſſerung der Stubenöfen oder die vollkommnere Heizung der Zimmer von der zu erwartenden Einführung der Saugwerke verſprechen. Dieſe gründen ſich auf die Erfahrung, daß die Luft, wo ſie erhizt wird, ſich ſogleich ausdehnt und aufſteigt, während andere kühlere Luft an ihre vorherige Stelle tritt, wodurch man, bei fortwährender Wärmeerzeugung, einen heißen Luftſtrom unterhalten kann. Dies geſchieht durch eiſerne (eiſenblecherne), im Ofen oder deſſen Aufſaz angebrachte Röhren, deren beide Mündnngen ſich in das Zimmer öffnen, ſo daß keine derſelben mit dem Rauch des Feuerſtroms Gemeinſchaft hat. Dieſe Wärmeröhren werden mit Knieen verſehen, damit man ſie im Innern des Ofens nach verſchiedenen Richtungen leiten kann, wie es die Umſtände erfordern, z. B. aus dem Feuerkaſten in die Züge, wo man ſie mit ihren oberen Mündungen in paſſenden Löchern, die in die Seitenwand eines Zugs gemacht werden, mittelſt guten Lehms befeſtigt. Eben ſo wird auch die untere Mündung eines ſolchen Wärmerohrs in dem Loche einer Ofenwand befeſtigt. Es iſt klar, daß durch dieſe Einrichtung eine ununterbrochene Circulation und Erhizung der Luft während der Heizung (Unterhaltung des Feuers im Ofen) bewirkt werden muß, wobei die erhizte Luft aus der obern Mündung der Wärmeröhren ausſtrömt, indem die untere fortwährend andere kühlere Luft einſaugt, welche innerhalb des heißen Rohrs ebenfalls ſogleich erwärmt wird u. ſ. w. Je näher man den untern Theil eines Wärmerohrs über dem Feuer anbringt, deſto ſtärker iſt, natür-

lich, die Wirkung, aber deſto ſtärker muß auch das Eiſenblech ſein, woraus dieſer Theil gemacht iſt, wenn er nicht zu bald verbrennen ſoll. Auch mit der Zahl der Wärmeröhren ſteht, begreiflich, der Erfolg eines ſolchen Saugewerks in genauem Verhältniß, d. h. jemehr man deren anbringen kann, deſto beſſer iſt es. Dieſe Einrichtung iſt nicht nur holzſparend, ſondern man gewinnt auch dadurch den Vortheil einer gleichmäßigen Verbreitung und Vertheilung der Wärme in den Zimmern, was eben ſo angenehm als günſtig für die Geſundheit iſt. Daß man übrigens aus einem Ofen von genügſamer Größe die zweckmäßig angebrachten Wärmeröhren verlängern und in andere Zimmer leiten könne, um dieſe blos durch das Einſtrömen der erwärmten Luft (ohne beſondere Oefen) zu heizen, leuchtet von ſelbſt ein. Die zu große Mannichfaltigkeit der jetzt gebräuchlichen Stubenöfen, hinſichtlich der Haupteinrichtung, iſt eben kein Zeuge von einer hohen Stufe, welche die Ofenbaukunſt im Ganzen bis jetzt erreicht hätte. Denn die Anwendung richtiger phyſikaliſcher Grundſätze auf dieſe Kunſt fordert auch eine beſtimmtere Einrichtung, welche übrigens hinſichtlich der Mannigfaltigkeit der äußern Form und Verzierung dem Geſchmack noch freien Spielraum genug läßt. Vor der Hand ſcheint eine Verbindung zweckmäßig gebauter Circuliröfen mit dem Saugwerk viel Vortheil zu verſprechen, und höchſt wahrſcheinlich würden aus der Vereinigung der Vortheile des rauchverzehrenden Ofens, des Saugwerks und Circulirofens die vollkommenſten Stubenöfen hervorgehen. Die Brennmaterialien, deren man ſich zum heizen bedient, ſind bekannt, und jedermann weiß, daß man, außer dem Scheitholze und Reißig, auch Steinkohlen, Torf, Lohkuchen, und neuerlich ſogar die Sägeſpäne (in ähnlicher Form, wie die Lohkuchen) dazu anwendet. Jedes dieſer Materialien, welche faſt ſämmtlich, die Steinkohlen ausgenommen, dem Pflanzenreiche angehören, gewährt ſeine eignen Vortheile, wovon hier das Nähere übergangen werden kann; vom Scheitholze aber, als dem vorzüglichſten Heizmaterial, ſollte jeder wiſſen, daß es nur völlig trocken und kurz (wenigſtens drei, in der Regel viermal) geſchnitten, in Stubenöfen mit Vortheil verbraucht werden kann. Die Literatur dieſes Fachs enthält zwar im Einzelnen mancherlei gute Vorſchläge, Vorſchriften, Anleitungen zum Bau holzſparender Oefen, Heerde u. ſ. w., aber alles iſt noch zu einſeitig und unvollſtändig; an einem claſſiſchen Werke über dieſen Gegenſtand — wozu auch die Zeit noch nicht reif ſein dürfte — fehlt es uns noch. Beachtung hinſichtlich der Wärmerohren und Fortleitung der erwärmten Luft verdient die noch neue Schrift: Die Heizung mit erwärmter Luft.

Hektiſch (gr. ἑκτικος, von ἕξις, das Verhalten, Befinden) hat, wie man ſieht, unſprünglich eine ſehr weite Bedeutung, die jedoch gewöhnlich dahin beſchränkt wird, daß damit ein Zuſtand, Fieber, Krankheit oder auch eine Perſon bezeichnet wird, bei welcher Abzehrung vorhanden iſt. Einzelne Symptome, welche eine ſolche Krankheit andeuten, werden auch hektiſch genannt, z. B. eine hektiſche Röthe der Wangen, hektiſcher Huſten u. ſ. w.

Hela, ſ. Nordiſche Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes altdeutſches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des lombardiſchen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, Königs Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geſchichte von dem berühmten Roſengarten zu Worms u. ſ. w. Dieſes Heldenlied beſchäftigt ungemein die Phantaſie durch Vorführung bald der abenteuerlichſten, bald der lieblichſten Erſcheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und iſt von gro-

ßem Werth für die Sittengeſchichte des Mittelalters. Als Hauptverfaſſer wird Heinrich von Ofterdingen zu Eiſenach im 13. Jahrh. genannt. Zuerſt ward es 1509 gedruckt; allein ſo wird es ſchwerlich von Ofterdingen gekommen ſein, vielmehr iſt das Gedruckte wol nur eine freie Bearbeitung jenes alten Ofterdingiſchen, von dem man bis jetzt blos Bruchſtücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen jene Heldenlieder herauszugeben angefangen.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, iſt eine beſondere Art aus der Gattung der epiſchen Poeſie (des Epos). So geringfügig dieſe Bemerkung ſcheint, ſo wichtig iſt ſie doch; denn hält man ſie nicht feſt, ſo kann es nicht fehlen, man wird das viele Einſeitige und Willkürliche, das über dieſe Dichtungsart bereits behauptet worden iſt, nur vermehren oder beſtätigen. Das Einſeitige und Willkürliche dieſer Behauptungen hat aber ſeinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung ſelbſt nahm, und aus den Gedichten Homers, wie ſie dem Ariſtoteles erſchienen waren, und Virgils, als Muſtern für dieſe Gattung, die Regeln derſelben ableitete und für alle ähnliche Werke feſtſetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterſchied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchſtens für dieſes gelten konnten. Höchſtens, ſagen wir, denn es gab darunter auch ſolche, welche keineswegs in dem Weſen des Heldengedichts gegründet waren, ſondern nur aus falſcher Anſicht jener Muſter entſtanden ſein konnten. Von jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragiſche Verwickelung, Vollſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit der Handlung, in den Charaktern Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroiſch Wunderbare, zu deſſen Darſtellung auch eine Einmiſchung überirdiſcher Weſen für nothwendig erachtet ward. Nun ſehe man nur, wie beſonders die neuere Praxis, durch ſolche Regeln verleitet, alle Kunſtgriffe aufbot, den darzuſtellenden Gegenſtand zu vergrößern, wie ſie dadurch aus allem epiſchen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch ſelbſt erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darſtellung ertödtete. Selbſt in den gelungenſten Werken dieſer Art hat man noch oft genug Urſache, dieſe Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entſtehung der Gedichte Homers die richtige Anſicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Anſicht dieſer Gedichte gegründeten, theoretiſchen Verirrungen in Anſehung des Epos zurückkommen, und ſo wurden denn Wolfs kritiſche Unterſuchungen über Homer auch für die Aeſthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Anſicht von Homers Rhapſodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufſtellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Geſetzkräftigkeit blos temporeller und örtlicher Einrichtungen ſich erklärt, und alſo vom Zufälligen mehr auf das Weſentliche hingewieſen hatten. Beſaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, ſo hatte man darum doch noch keine eben ſo richtige Theorie des Heldengedichts; ja es ſchien, als wollte man jetzt in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Geſetze zugeſtehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muſter, als nach Homers Rhapſodien, zu welchem Behufe mitunter das Anſehn Virgils gar ſehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum ſei! Das Heldengedicht, als epiſches, wird zwar allerdings unter den Geſetzen des Epos ſtehen, als eine be-

ſondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeiten haben müſſen, durch die es ſich von jedem Epos, das kein Heldengedicht iſt, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundſatz aus, daß die Form eines Kunſtwerks bedingt ſei durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigſten Harmonie ſtehen müſſen, ſo wird man nicht umhin können, zu geſtehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meiſten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die Darſtellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menſchheit oder einen großen Theil derſelben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchſten, durch Sprache darſtellbaren Schönheit. Wenn der Urheber dieſer Erklärung die Darſtellung einer Handlung fodert, ſo ſcheint er dem Heldengedicht Geſetze der Tragödie vorzuſchreiben, denn in dem Begriff der Handlung ſind die Anfoderungen der Einheit, Vollſtändigkeit u. ſ. w. mit eingeſchloſſen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es dieſe Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Geſetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er dieſe verletzte, die Wirkung ſeines Gedichts ſelbſt vernichten würde. Als dieſe Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einſchränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verſchiedne Claſſen von Heldengedichten, und bei jeder iſt die Wirkung verſchieden. Dieſe drei Claſſen kann man bezeichnen als das ernſte, das komiſche und das romantiſche Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt geſagt worden iſt, kann man als von dem ernſten geſagt annehmen. Die Wirkung deſſelben ſoll allerdings Gefühl des Erhabenen ſein; gerade die entgegengeſetzte aber hat das komiſche Heldengedicht zum Zweck. Dieſes iſt hervorgegangen aus der Parodie des ernſten Heldengedichts, d. h. aus der ſcherzhaften Anwendung der ernſten Form deſſelben auf einen mit ihr abſtechenden Stoff, wobei der Contraſt hauptſächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier iſt deshalb manches von ſehr guter Wirkung, was im ernſten Heldengedichte geradezu ſeinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegoriſche Maſchinerie. Das romantiſche Heldengedicht kann man dem vorigen nicht entgegenſetzen, indem es ernſt ſein kann, wie bei Taſſo, Triſſino, Camoens u. a., oder komiſch, wie bei Arioſto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Miſchung von Ernſt und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß ſie mit ihrem Stoffe nur ſpielten, ſo kann man füglich das romantiſche Heldengedicht als eine eigne Claſſe neben jene ſtellen. Der Geiſt eines ſcherzenden Spottes waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernſt, ſo iſt auch dieſe Claſſe von Heldengedichten ungebundener, und der loſe Geiſt Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loſes Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantiſchen Poeſie überhaupt zu ſprechen haben. dd.

Helena, eine Tochter der Leda und des ſpartaniſchen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in Geſtalt eines Schwans der Leda genaht), war von ſo unbeſchreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, deſſen Gemalin ſie würde, möchte von allen andern aus Neid verfolgt werden, faſt alle griechiſchen Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, einen Eid ſchwören ließ, durch welchen ſie ſich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizu-

ſtehen, den ſie zum Gemal erwählen würde, im Fall er ihrentwegen angefochten werde. Dieſem gemäß foderte ihr Gemal Menelaus, als ſie ihm von Paris, dem Sohne des trojaniſchen Königs Priamus, entführt worden war, alle griechiſchen Fürſten zur Beſtrafung des erlittenen Schimpfs auf, und dies war die Veranlaſſung zu dem trojaniſchen Kriege. Aus dem Beſitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände ſeines Bruders Deiphobus, und nach Trojas Eroberung nahm ſie der erſte Gemal Menelaus, den ſie durch ihre Liebkoſungen wieder zu gewinnen wußte, mit ſich zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helena (Inſel), ſ. St. Helena.

Helenenfeuer (auch St. Helms-, St. Elmo- oder Eliasfeuer, Feu S. Elme), die Benennung einer Lufterſcheinung, welche von brennbaren Dünſten in der Luft herrührt, in Geſtalt einer Flamme ſichtbar wird, und ſich oft auf Schiffen an den Maſten und Raaen ſehen läßt. Erſcheinen zwei Flammen (Caſtor und Pollux), ſo gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten ſie als ein böſes Zeichen.

Helenus, des Priamus Sohn und der Kaſſandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode vergebens um die Helena, und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeſchrieben.

Helgoland, eine kleine Inſelgruppe, die 6 Meilen vor den Mündungen der Elbe, der Weſer und der Eyder in der Nordſee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinſeln, oder den Dünen, und aus verſchiedenen Klippen und Riffen, unter denen der ſogenannte Mönch die vorzüglichſte iſt, beſteht. Helgoland ſelbſt wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und iſt 90 bis 160 Schuh über der Meeresfläche. Man ſteigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausſpülen der See verringert, und es ſoll vor einem Jahrhundert noch elfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritt. Die Dünen oder die Sandinſeln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Inſel beſteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eiſen-Oxyd und etwas kohlenſaurer Kalk iſt. Auch findet man ziemlich viel kohlenſaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkſtein. Man weiß, daß große Veränderungen mit dieſen Inſeln vorgegangen ſind. Helgoland ſelbſt hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinſel zuſammen. Seit 1720 ſteht die See zwiſchen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland ſelbſt iſt bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerſte und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande ſtehen 342 Häuſer, 78 auf dem niedrigen. In dieſen 420 Häuſern wohnen ungefähr 2500 Menſchen. Es ſind größtentheils Fiſcher, und die vorzüglichſte Einnahme beſteht in dem Preiſe für die Seefiſche, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner ſind unvermiſchte Abkömmlinge der alten Frieſen, deren Sprache und Gebräuche ſie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber beſtellen den Acker, dreſchen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen gibt es nicht. Die Feurung zieht man vom Feſtlande. Die Helgoländer ſind als geſchickte Lootſen bekannt. Es ſind zwei Häfen auf der Hauptinſel, der nördliche für die größeren Fahr-

zeuge, und der ſüdliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem ſich alle Schiffe richten, die in die Elbe, Eider, Weſer und Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die Inſel von vier Batterien. Im Sept. 1807 nahm ſie Admiral Ruſſel den Dänen ab, und ſeit den neueſten Friedensſchlüſſen gehört ſie England, welches keine Abgaben von ihnen fordert, und ſich weder um ihre Verfaſſung, noch um ihre innere Verwaltung bekümmert. Die Juſtiz und Polizei wird nach dem ſchleswig=holſteiniſchen Landesgeſetzen gehandhabt. Die letzte Inſtanz bildet der Gouverneur, welcher die vor ihn gebrachten Streitigkeiten militäriſch entſcheidet. Die jetzige Beſatzung der Inſel beſteht aus 7 — 800 Mann engl. Truppen, welche jedoch ganz auf Koſten Englands unterhalten werden.

Heliaden (Heliadae) waren die ſieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Inſel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schweſter Electryone ſtarb als Jungfrau, und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten ſich alle durch Verſtand und Kenntniſſe aus, beſchäftigten ſich mit der Aſtronomie, verbeſſerten die Schiffbaukunſt, und theilten die Tage in Stunden ab. Beſonders that es Thenages ſeinen Brüdern an Scharfſinn zuvor, welche ihm deshalb das Leben nahmen. Als aber dieſe Mordthat bekannt wurde, entflohen ſie von Rhodus bis auf zwei, die ſich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. Phaethon).

Helikon, ein berühmter Berg im Weſten von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Muſen verlegten. Sie hatten hier, nebſt dem Apoll, Tempel und Bildſäulen. Hier waren die berühmten Muſenquellen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und ſo geſund, daß ſelbſt die Schlangen daſelbſt ihr Gift verloren.

Heliocentriſch heißt in der Aſtronomie, was ſich auf den Mittelpunct der Sonne bezieht, oder was nach der Vorſtellung aus dem Mittelpuncte der Sonne betrachtet wird. So beſtimmt z. B. die heliocentriſche Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derſelbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. S. auch Geocentriſch.

Helidmeter, auch Aſtrometer, ein Werkzeug, das an einem Fernrohre angebracht wird, um kleine Weiten am Himmel, vorzüglich aber die ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne und des Mondes mit mehr Bequemlichkeit zu meſſen, als mit dem Micrometer geſchehen kann. Die Einrichtung kann eine ſehr verſchiedene ſein; ein Mehreres darüber ſiehe in den Lehrbüchern der Aſtronomie.

Helios, der Sonnengott in der griechiſchen Mythologie, war ein Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Ocean hinter Colchis wohnt er ſammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunſtluft in ſchräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er ſein Geſpann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein Hephäſtiſches Fahrzeug von ſchwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geſchwindigkeit längs des nördlichen Geſtades des Ocean nach Colchis zurückträgt, wo er die Roſſe im Sonnenteiche badet, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere Schriftſteller geben ihm auch am weſtlichen Ende einen Palaſt, wo er ſich und

ein Geſpann vor der Umſchiffung des Nordgeſtades mit ambroſiſcher Nahrung erquickt. Aus der Geſchichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einſt um die corinthiſche Landenge ſtritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daſelbſt ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf ſeine Rache des Ulyſſes Gefährten, die einige derſelben ſchlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orcus hinabzuſteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht beſtrafte, und der Donner zerſchmetterte das Schiff der Verbrecher und verſenkte ſie in die Wellen. Da er aus dem Geſchlechte der Titanen abſtammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet, und er hatte viele Tempel und Bildſäulen, z. B. in Corinth, Argos, Trözene, Elis, beſonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergeſpann geopfert ward, das man ins Meer ſtürzte. Sonſt opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf ſeinem mit vier Roſſen beſpannten Wagen.

Helioſcop oder Sonnenglas iſt ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein aſtronomiſches oder holländiſches Fernrohr wird etwas weiter aus einander gezogen, als es, um dadurch zu ſehen, nöthig iſt. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entſtehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieſer Abſicht wird entweder ein Zimmer verfinſtert, oder man ſteckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, deſſen Boden mit geöltem Papier überſpannt, oder mit einem matt geſchliffenen Glaſe verſchloſſen iſt, worauf ſich die Sonne abbildet. Auf dieſem Papier oder Glaſe wird ein Kreis beſchrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentriſche Kreiſe in die gewöhnlichen 12 Zolle getheilt wird. Mit einem ſolchen Helioſcop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, ſo wie die Sonnenfinſterniſſe, ohne Nachtheil für die Augen, beobachten; doch leiſtet jedes Stück Glas, das man über die Lampe ſchwarz anlaufen läßt, denſelben Dienſt.

Hell (Maximilian), einer der verdienſtvollſten Aſtronomen des vorigen Jahrh., war 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren, und trat früh in den Jeſuitenorden. Mit dem Studium der Aſtronomie und der Phyſik beſchäftigte er ſich von Jugend auf, unterſtützte 1745 und 1746 den P. Joſ. François, welcher der Sternwarte der Jeſuiten in Wien vorſtand, in ſeinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphyſik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Klauſenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und verſah 36 Jahre die Stelle eines Aſtronomen und Aufſehers der Sternwarte, die man nach ſeinen Angaben eingerichtet hatte. Von 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemeriden heraus, die eine von den Aſtronomen ſehr geſchätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Geſandter des Königs von Dänemark am Wiener Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reiſte wirklich 1768 zu dieſer Beſtimmung von Wien ab, und kam erſt im Auguſt 1770 wieder zurück. In jenen nördlichen, ſo wenig beſuchten und gekannten Ge-

genden iſt alles anziehend, und P. Hell hatte auf alles ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geſchichte, die Sprache, die Künſte, die Religion u. ſ. f.; leider ſind dieſe Beobachtungen nie erſchienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht. P. Hell ſtand auch in Verbindung mit Mesmer, und überraſcht von den Reſultaten, welche dieſer mittelſt einiger magnetiſirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet ſelbſt die Eigenſchaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuſchreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des thieriſchen Magnetismus beſtritt. P. Hell ſtarb zu Wien 1792.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engern Sinne war Mittelgriechenland mit ſeinen acht Landſchaften, im weiteren Sinne verſteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inſeln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. (S. Griechenland). Ihren Namen haben ſie angeblich von Hellen (ſ. d. Art.), einem der Entwilderer der früheſten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen ſtehen daher auch häufig im Gegenſatz von Pelasgern, und dann verſteht man unter ihnen den gebildeten Menſchenſtamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete ſich von Theſſalien aus der erſte Schimmer der Bildung über die pelasgiſchen Wilden. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn an den Namen der Hellenen ſich der Nebenbegriff von Bildung, feinerer Lebensſitte, höherer geiſtiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir den griechiſchen Genius nennen. Es entſteht nun die Frage: wie und wodurch gelangten die einſt ſo rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu dieſem ausgezeichneten Charakter der Hellenen? Als bewirkende Urſachen hievon hat man angegeben: 1. den Einfluß eines günſtigen Himmelsſtriches. In einem Lande von mannichfaltig abwechſelnden Naturſchönheiten, unter einem Clima, das weder durch Hitze erſchlaffend, noch durch Kälte zuſammendrückend iſt, konnte ſich natürlich die geiſtige Anlage reger entwickeln. 2. Urſprünglich glücklichere Organiſation der Griechen. (S. Garves Verſuche über Gegenſtände der Moral und Literatur, Bd. 2. S. 94. fgg.) 3. Dadurch entſtandene natürliche Regſamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantaſie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wiſſen und in der Kunſt. Neugier ward die Mutter des Wiſſens. Bei dem Zuſammenfluß ſo vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit bereits entwilderten Völkern fand ſich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4. Politiſche Freiheit und eigenthümliche Staatsverfaſſungen in dem, in viele kleine Freiſtaaten zerſpalteten Griechenland. Hierdurch wurde ungehinderte und ungeſtörte Entwickelung jedes Talents nach der beliebigen Aeußerung ſeiner natürlichen Anlagen möglich. 5. Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben dieſe Lage begünſtigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Bd. 3. S. 139 ff.) 6. Gemächlichkeit und Wohlleben, Geiſt der Geſelligkeit. Dieſe Lage des Landes, die freie Verfaſſung, Entfernung von Druck, ſchweren Auflagen, Frohndienſten an den Staat, wie ſie von deſpotiſchen Regierungen unzertrennlich ſind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die ſich in Hinſicht auf ihre Bedürfniſſe, bei einfacher Lebensart, in einem Zuſtande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geiſt der beſſeren Vergnügungen

weckte, in Geſelligkeit den Witz belebte, und den Verſtand nährte. 7. Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Menſch keine bloße Staatsmaſchine wurde, und ſeine Anlagen allſeitig und harmoniſch ſich entwickeln konnten. 8. Geiſt der Freiheit im Denken, Mangel einer Prieſterkaſte, mithin auch zwangloſe, und eben deshalb ſo phantaſiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Myſtik als Plaſtik, und wurde ausgebildet durch Poeſie. Daher das Phantaſiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geſchichten, woraus nachher die bildende Kunſt die Götterideale ſchuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländiſches bekamen und aufnahmen, ſo wurde es doch hier zu Griechiſchem. Aus unförmlichen Fetiſchen bildeten ſie zuerſt menſchenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammſagen ein vermenſchlichtes Göttergeſchlecht. 9. Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht. Zuerſt entwickelte häufiger Menſchenverkehr eine practiſche Menſchenkenntniß, und dieſe entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Unterſuchungen über ihre Bildung ſtets zu wenig in Anſchlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig iſt, den pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt, durch welchen ſich ihre Dichter, Philoſophen und Redner ſo ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politiſchen Verfaſſungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher ſonſt ſchon in früherer Zeit jene treffende Menſchencharakteriſtik, jener Reichthum an Menſchenkenntniß, jener Geiſt der Ideenentwickelung, jene treffende und pathetiſche Darſtellung der Sprache? Dies iſt alſo ein Hauptpunct für griechiſche Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der ſchönſten Erſcheinungen des griechiſchen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menſchliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darſtellung gefällt. 10. Einzelne große Genies, welche durch Gunſt des Schickſals in dieſer Nation aufblühten. Wo freie geiſtige Beobachtung mit natürlichem Gefühl und reger Einbildungskraft ſich vereinigt, da iſt Anlage zu Poeſie und Kunſt, die aber freilich nur durch eine beſondere Gunſt der Natur den Gipfel der Vollendung erreichen. Hervorragende Geiſter, echt griechiſch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen ſie durch ihre Darſtellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem ſo ſeltenen Verein begünſtigender Umſtände entwickelte ſich alſo der griechiſche Genius, der die Bewohner des alten Griechenlands als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Helleniſchen an etwas in Literatur und Kunſt Vorzügliches, mit zartem Schönheitsſinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargeſtelltes, kurz an etwas Klaſſiſches denkt. Manche Aeſthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck helleniſch für gleichbedeutend mit klaſſiſch, andere mit antik-klaſſiſch, und dann wol auch mit antik überhaupt, in wie fern man den Begriff des Klaſſiſchen ſchon in dem des Antiken mit enthalten denkt. Alle dieſe drei Bedeutungen des Helleniſchen ermangeln jedoch der hinlänglichen Beſtimmtheit; denn man kann helleniſch eigentlich nur das nennen, was in der Darſtellung nach Stoff und Form griechiſchen Genius zeigt. Wie Recht man nun habe, das Helleniſche dem Neuern entgegenzuſetzen, läßt ſich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte ſetzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geiſt in Poeſie und Kunſt, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantiſchen Poeſie und Kunſt der Neueren uns anſpricht. dd.

Helldunkel. Dieſes Wort, welches Hagedorn zuerſt dem ita-

lieniſchen Chiaroscuro und dem aus dieſem entſprungenen franzöſiſchen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künſten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beſchränken wir, da es in den zeichnenden Künſten ein eigenes Helldunkel gibt, deſſen Reize uns zuerſt Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewiſſen Geſetzen abhängt, ſehr verſchieden iſt, ſeine Bedeutung auf diejenige Eigenſchaft eines Gemäldes, wenn der Künſtler mit weiſer Wahl und in der Abſicht, eine beſſere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenſtände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig iſt, eine hellere oder dunklere willkürliche Farbe, oder einen Gegenſtand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieſes Helldunkel lehrte Rubens ſeine Schüler auch durch die Kupferſtecherkunſt hervorzubringen.

Helle, die Schweſter des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm ſie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug ſie, auf den Wink der Götter, über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle ſtürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Helleſpont (Meer der Helle) erhielt.

Hellenen, Helleniſch, ſ. Hellas.

Helleniſten nennen wir die gelehrten Kenner des griechiſchen Alterthums, vornehmlich der griechiſchen Sprache und Literatur.

Helleniſten (Aegyptiſche), wurden die jüdiſchen Coloniſten genannt, die zuerſt nach dem Untergange des Königreichs Juda um 600 vor Chr., nach Aegypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdiſchen Colonien, welche Alexander der Gr., 336 vor Chr., zur Bevölkerung Alexandriens, und nach ihm Ptolomäus Lagi, 320 und 312 vor Chr., eben dahin führen ließ, ſo ſehr verſtärkt wurden, daß ſich unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Miſchung des jüdiſchen und ägyptiſchen Nationalcharakters, und der Einfluß der von dieſen Juden angenommenen griechiſchen Sprache und Philoſophie, eine neue Epoche gräciſirender jüdiſcher Bildung, die von ihrem herrſchenden Charakter den Namen der helleniſtiſchen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verſchmolz ſich darin wunderlich mit jenem phantaſtiſchen Orientalismus, der hauptſächlich in Aegypten zu ſyſtematiſcher Ausbildung kam, und noch in den myſtiſchen Philoſophemen der Gnoſtiker ſpukte. Der merkwürdigſte unter den jüdiſch-helleniſtiſchen Philoſophen war Philo von Alexandrien (ſ. d. Art.), und das einflußreichſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden, die griechiſche Ueberſetzung des alten Teſtaments (ſ. Septuaginta).

Helleſpont iſt die berühmte Meerenge zwiſchen Europa und Aſien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entſtehung des Namens ſ. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern beſetzt. Hier ſah im Alterthum die Stadt Lampſacus mit ihren ſchönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lyſanders Sieg über die atheniſche Flotte verewigt, und die Städte Seſtos in Europa, und Abydos in Aſien, beide durch das Gedicht des Muſäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur ſieben Stadien breit, und Xerxes ging an dieſer Stelle auf einer doppelten Brücke aus Aſien nach Griechenland über.

Helm (Technologie), **Hut**, **Blaſenkopf**, iſt der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblaſe mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre ſchräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfaſſes ganz dicht aufgeſetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht vielen und guten Branntwein brennen will, ſo muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blaſe ſtehen. Helm und Helmröhre müſſen inwendig mit dem reinſten engliſchen Zinne verzinnt ſein. In der Probierkunſt iſt der Helm ein gläſerner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben geſetzt, der Schnabel aber in die Vorlage geſteckt. Man gebraucht ihn ſowol zur Sublimation, als auch zur Deſtillation. Zuweilen befindet ſich oben auf demſelben ein gläſerner Stöpſel. Iſt er mit keinem Schnabel verſehen, ſo heißt er ein blinder Helm. — **Helm**, das zweite Stück eines Wappens, das die Deutſchen ſo hoch halten, als den Schild. Man findet häufig alte Siegel ohne Schild und die nichts als den Helm haben. Oft haben verwandte Familien einerlei Schild, aber einen verſchiedenen Helm. Es ſcheint im 14. Jahrh. in Gebrauch gelangt zu ſein. X.

Helmintholithen, verſteinerte Wurmgehäuſe; **Helminthiaſis**, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern herrührt; **Helminthagoga**, ein wurmabtreibendes Mittel; **Helminthologie**, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Joh. Bapt. von), Herr von Merode, Royenborch u. ſ. w., war 1577 zu Brüſſel geboren, und ſtudirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeſchichte und Medicin, worin er ſo ſchnelle und bedeutende Fortſchritte machte, daß er ſchon in ſeinem 17. Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unſtatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; beſonders ſchien ihm der Galenismus große Schwächen darzubieten: er verkündete alſo ſeine Abſicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umſtand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, einen ſolchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er ſie für eine unſichere Wiſſenſchaft erklärte und ſie ganz aufgab. Er verließ ſogar ſein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verſchenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem practiſchen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Geſchmack an der Chemie fand. Dem Paracelſus in ſeinen Grundſätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Univerſalmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geſchaffene Medicin; er nannte ſich ſelbſt medicus per ignem, auf die Quelle anſpielend, woraus er ſein Heilmittel nahm. Er verheirathete ſich, und zog ſich in ein kleines Städtchen, Vilvorde, bei Brüſſel, zurück. Hier beſchäftigte er ſich bis ans Ende ſeiner Tage mit chemiſchen Arbeiten, rühmte ſich, das Mittel zur Verlängerung ſeines Lebens gefunden zu haben, und ſchrieb überſpannte Theorien über die geiſtige und phyſiſche Bildung des Menſchen und die Urſache und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichſam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelſus, den Hirſchhorngeiſt, das flüchtige Oelſalz u. ſ. w. Er wollte jetzt die ganze ſchulwiſſenſchaftliche Medicin umſtoßen, ſtellte ſehr richtige Anſichten über dieſelben auf; aber was er ſelbſt hervorbrachte, war noch unſicherer, als alle bisherigen Anſichten in der Medicin. Nach ihm beſtehen in uns

zwei Grundkräfte, das Duumvirat und die Lebenskraft. Dieſe theilen die Herrſchaft des menſchlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Despotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; es entſteht aus einer Wechſelwirkung dieſer beiden Eingeweide, und beſteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem ſinnlichen und geiſtigen. Wir haben, ſagt Helmont, eine Thierſeele, welche über die Organe herrſcht; dieſe Seele iſt ſterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies iſt die Lebenskraft, u. ſ. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, ſeine Werkſtätte nicht, doch verſicherte er, er habe jährlich mehrere tauſend Menſchen geheilt. Die Kaiſer Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. luden ihn, mit dem Verſprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit ſeiner Werkſtätte vor. Er ſtarb 1644, und übergab noch vor ſeinem Tode ſeine Handſchriften ſeinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er ſie deren werth hielte. Sie erſchienen ſpäter bei Elzevir.

Helmſtädt, eine Stadt von 5000 Einw. im Braunſchweigiſchen, war von 1576 bis 10. Dec. 1809 eine berühmte Univerſität, da Hieronimus, Exkönig von Weſtphalen, ſolche aufhob. Die Stadt ernährt ſich jetzt ganz von Leinwandwebereien, von Fabriken in Baumwolle, Flanelle, Seife, Hüthe, Liqueurs und wohlriechenden Waſſern.

Heloiſe. Dieſe durch ihren Geiſt, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau, wurde zuerſt Priorin des Kloſters zu Argenteuil, widmete ſich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die ſich einer ſolchen Zügelloſigkeit ergaben, daß ſie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards, und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo ſie ein neues Kloſter ſtiftete. Hier lebte ſie in muſterhafter Frömmigkeit; die Biſchöfe liebten ſie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schweſter und die Laien wie ihre Mutter. Abelard ſchrieb auf ihren Wunſch dieſem Kloſter eine Regel vor, welche Innocenz II. beſtätigte. Sie ſtarb 1163. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſprechen ſehr vortheilhaft von Heloiſens Geiſt. Sie verſtand lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philoſophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden ſich drei von ihr, voll Feuer, Geiſt und Phantaſie; ſie ſind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemiſch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sclaverei geführt wurden. Sie unterſchieden ſich von den übrigen griechiſchen Sclaven darin, daß ſie nicht Einem Herrn, ſondern dem ganzen Staat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Claſſe der Einwohner aus, und ihr Schickſal war dem Looſe der leibeigenen Bauern in manchen europäiſchen Ländern ähnlich. Der Staat, dem ſie angehörten, theilte ſie gewiſſen Bürgern zu. Dieſe konnten ſie für ſich arbeiten laſſen, jedoch nicht ausſchließend, weil der Staat ihnen auch Geſchäfte gab. Der Akkerbau, ſo wie alle Künſte und Handwerke, waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Geſetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geſchäft unterſagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grauſame Behand-

tung, der ſie ausgeſetzt waren, veranlaßte ſie zu häufigen Empörungen, doch wurden ſie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche ſie ſich von den übrigen freien Spartanern ſchimpflich unterſchieden, beſtand in einem Katzenfell und einer beſonders geſtalteten ledernen Mütze. Verdienſte, zuweilen auch Geld, verſchafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helſingfors im Großherzogthum Finnland, am finniſchen Meerbuſen, eine See- und Handelsſtadt mit einem trefflichen, ſtark befeſtigten Hafen, Segeltuch- und Leinwandfabriken und 4000 Einwohnern. Seit der Abtretung des Großherzogthums an Rußland, iſt ſie wegen ihrer bequemern Lage und der nähern Nachbarſchaft von Petersburg, zur Hauptſtadt des Landes erhoben, und ſeit dem 1. Oct. 1819 der Sitz aller Oberlandesbehörden von Abo dahin verlegt worden. Sie hat in dieſer Hinſicht ſchon jetzt bedeutende Vergrößerungen erhalten, und es ſoll ſogar im Werke ſein, ſie nach einem großen Plane faſt ganz neu zu erbauen.

Helſingör, eine Stadt auf der däniſchen Inſel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieſer am ſchmalſten (1 Meile breit) iſt. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner (ungefähr 6000) aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfniſſen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Dieſe haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu deſſen Schutz das feſte Schloß Kronenburg angelegt iſt. Aber auch außerdem iſt der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helſt (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meiſter der italieniſchen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Porträtmaler eine hohe Stufe in der Kunſt. „Ehe ich die Werke dieſes Malers geſehen hatte,“ ſagt Falconet, „koſtete es mir Mühe, denen Glauben beizumeſſen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meiſter erhoben. Ich habe ſie geſehn, genau geſehn und oft geſehn, und ich glaube, daß, wenn man jedem Vorurtheil entſagt, man finden wird, daß Helſt in gewiſſen Rückſichten jenen großen Malern überlegen iſt, denn er iſt wahrer u. ſ. w.“ In allen ſeinen Werken herrſcht eine große Manier; nichts Froſtiges, nichts Gelecktes. Seine Gewänder ſind voll, ſeine Figuren ſchön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr iſt unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amſterdam lebte, und auch ſein Sohn guter Porträtmaler war.

Helvetien, Helvetier. Zwiſchen der Rhone und dem Rhein, den Gebirgen des Jura und den rhätiſchen Alpen, (in Graubündten) wohnten die Helvetier, ein galliſcher oder celtiſcher Völkerſtamm, zahlreicher und kriegeriſcher als die benachbarten Völkerſchaften Galliens. Den Römern wurden ſie erſt zu den Zeiten des Julius Cäſar bekannt, der als Statthalter von Gallien ihre vorgehabte Auswanderung hinderte, und ſie nach mehreren blutigen Schlachten, in welchen ſelbſt die helvetiſchen Weiber mitfochten, in ihre Grenzen zurückdrängte. Helvetien, welches damals noch nicht den ganzen Umfang der heutigen Schweiz hatte, war in vier Gauen (Bezirke) abgetheilt, welche eine ganz demokratiſche Verfaſſung hatten. Cäſar unterwarf das Land der Herrſchaft der Römer, welche daſelbſt verſchiedene Colonien, von denen jetzt nur noch die Namen übrig ſind, (z. B. Augusta Rauracorum im Frickthal) anlegten, und römiſche Bildung einführten; auch wurde in der Folge die chriſtliche Religion unter den Helvetiern bekannt. In dieſem Zuſtande blieb das Land

bis zum Verfall des römiſchen Reichs in der Mitte des 5. Jahrh. Das Weitere ſ. im Artikel Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.

Helvetius (Claude Adrian), geb. zu Paris 1715, empfing eine ſorgfältige Erziehung, welche früh ſeine ſchönen Anlagen entwikkelte. Als Kind feſſelten ihn Lafontaines anmuthige Erzählungen, als Knabe Homer und Curtius. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er ſtudirte, flößte ihm Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand beſondere Liebe zur Philoſophie ein, und er blieb dieſer Neigung treu, als er ſich nach beendigten juriſtiſchen Studien auf den Willen ſeines Vaters, des berühmten Arztes Adrian Helvetius, nach Caen begab, um ſich daſelbſt practiſche Kenntniſſe im Finanzfache zu erwerben. Erſt 23 Jahr alt, erhielt er durch Vermittelung der Königin die eben ſo anſehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpächters. Aber ſo empfänglich er auch für alle Lebensgenüſſe war, die ſich ihm gleichſam von ſelbſt darboten, ſo ließ er ſich doch dadurch von den Muſen nicht abwenden. Er ſetzte ſeine ſchon früher mit verſchiedenen geiſtreichen Männern angeknüpften Bekanntſchaften fort und unterſtützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpächter unterſchied er ſich durch Milde u. Schonung ſehr vortheilhaft von ſeinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweiſe ihn ſo ſehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, ſein Amt niederlegte und ſich die Stelle eines Haushofmeiſters der Königin kaufte. Nach Beifall war er ſo begierig, daß er einmal ſogar auf dem Operntheater tanzte. So ſtrebte er auch nach literariſchem Ruhme. Er richtete anfangs ſeine Abſichten auf die Mathematik, weil er einmal in dem Tuileriengarten um den häßlichen Geometer Maupertuis einen Zirkel der vornehmſten und ſchönſten Damen verſammelt ſah. Doch bald darauf zeigte er ſich in einer philoſophiſchen Epiſtel als Nebenbuhler von Voltaire; man verſichert auch, daß er ſich in einer Tragödie verſucht habe. Aber das Aufſehen, das Montesquieus Esprit des lois erregte, brachte ihn zu dem kühnen Entſchluſſe, ein ähnliches Werk aufzuſtellen. Er wollte ſich deswegen in die Einſamkeit zurückziehen, aber dieſe ſollte ihm eine liebenswürdige Gattin verſüßen. 1751 verheirathete er ſich mit dem eben ſo ſchönen als geiſtreichen Fräulein Ligneville, und begab ſich auf ſein Landgut Voré, wo er ſich ganz dem Wohl ſeiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wiſſenſchaften widmete. 1758 gab er ſein Buch De l'Esprit heraus, deſſen allerdings ſehr materielle Anſichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber ſo wenig auch viele ſonderbare Sätze dieſes Werks eine nähere Prüfung vertragen, ſo unläugbar gewährt es doch die mannichfaltigſte Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutſchland, wo Friedrich der Große und andere deutſche Fürſten ihn mit vielen Beweiſen von Hochſchätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland gab er ſein Werk De l'Homme heraus, das als eine Fortſetzung jenes frühern zu betrachten iſt, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenſtände abhandelt. Helvetius ſtarb 1771 in Paris. Außer den genannten Werken ſchrieb er mehrere poetiſche Epiſteln und ein allegoriſches Gedicht, Le Bonheur. Es gibt vollſtändige Ausgaben ſeiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren,

und gehörte zu den trefflichſten Frauen ihrer Zeit. Nach dem Tode ihres Gatten zogen ſie ſich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunct der ausgezeichnetſten Gelehrten und Künſtler ward. Sie ſtarb den 12. Aug. 1800 zu Auteuil, und iſt dort in ihrem Garten begraben. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin beſuchte ſie täglich; der Abbé Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte ſie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmſten Genuß. Vous ne savez pas, ſagte ſie einſt zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetſluys, ein wohlgebautes feſtes Städtchen mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Inſel der Mündung der Maas. Wichtig ſind der Hafen, mit einem großen, 1804 vollendeten Becken, und die Rhede, ſo wie die anſehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbeſſerung der Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoche und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geſchieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit berühmt waren, und vom Staate als Boten gebraucht wurden. Man bediente ſich ihrer nicht blos zum Brieftragen in Friedenszeiten, ſondern auch als Kundſchafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beiſpiele an.

Hemikranie oder Hemigraine, ſ. d. Art. Kopf und Migräne.

Hemiſphäre, ſ. Halbkugel.

Hemmling, ein ausgezeichneter deutſch-niederländiſcher Maler aus der Mitte des 15. Jahrh., von deſſen Lebensumſtänden wir nichts weiter wiſſen, als daß er in Flandern geboren wurde, als armer kranker Kriegsmann in das Johannes-Spital zu Brügge gekommen, und bei ſeiner Geneſung in dieſem ſtillen Aufenthalte ſein außerordentliches Talent für die Malerei ſoll kund gegeben haben. Von ſeinen in den Niederlanden gebliebenen Werken beſitzt jenes Spital die vorzüglichſten; wir nennen darunter nur den berühmten Reliquienkaſten der heil. Urſula, von welchem ein Herr von Keverberg zu Gent 1818 unter dem Titel: Ursula, Princesse britannique d'après la Légende et les peintures d'Hemmling u. ſ. w. eine genaue und leſenswerthe Beſchreibung geliefert hat, welche zugleich Nachrichten von den übrigen Werken unſres Künſtlers enthält. (S. auch d. Art. Boiſſerée.).

Hemſterhuis (Tiberius), ein wegen ſeiner ſeltenen Gelehrſamkeit, beſonders in der griechiſchen und römiſchen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausging, berühmter holländiſcher Philolog, geboren zu Gröningen 1685, geſtorben zu Leyden 1766, als Profeſſor der griechiſchen Sprache und der Geſchichte daſelbſt. Sein Vater war ein ſehr gelehrter und geſchätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den erſten Unterricht erhielt, ſo daß er bereits im 14. Jahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt beſuchen konnte. Einige Jahre darauf ging er nach Leyden, wo er den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handſchriften der Univerſitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er einem Rufe nach Amſterdam zur Profeſſur der Mathematik und Philoſophie folgte. Hier ward er auf

die philologiſche Bahn geleitet. Er übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, deſſen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, beſonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederſchlug. Doch war dies zu ſeinem Heile. Er ſtudirte nun deſto eifriger alle griechiſchen Autoren nach der Zeitfolge mit ſolchem Nutzen, daß man wol behaupten kann, er ſei unter ſeinen Zeitgenoſſen der gründlichſte Kenner der griechiſchen Sprache geweſen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, ſelbſt vor Caſaubon und Saumaiſe, zugeſtehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei beſaß er die umfaſſendſten Sachkenntniſſe, die mit ſeinem Studium nur in einiger Verbindung ſtanden. Ein eigenes Verdienſt erwarb er ſich um die Analogie der griechiſchen Sprache, der er zuerſt eine wiſſenſchaftliche Grundlage gab, nachdem ſchon Joſeph Scaliger und Saumaiſe dazu vorgearbeitet hatten. Dieſe Analogie, wie er ſie begründete, brachte helleres Licht in den Urſprung und die Bedeutung der Wörter, zeigte die Verwandtſchaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der römiſchen Sprache ſelbſt, die er oft auf den äoliſchen Dialekt zurückführte. Es ergibt ſich aus dem Geſagten, daß Hemſterhuis ein eben ſo vollkommener Kenner der lateiniſchen Sprache geweſen iſt, wiewol es ſeinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, die wir z. B. bei Ruhnkenius finden. Dieſer und Valkenaer ſind ſeine berühmteſten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Weſſelings kritiſche Bildung. Seine vorzüglichſten Werke ſind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomaſtikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Geſpräche, der Plutus des Ariſtophanes, der erſte Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgeſuchteſten Anmerkungen und Verbeſſerungen zu verſchiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade ſanft und beſcheiden. Er vermied ganz den harten abſprechenden Ton, in welchem ſich manche holländiſche Philologen ſo ſehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemſterhuis hatte bei all ſeinem Ernſt viel Reizendes, und ſein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unſer Landsmann, theilt uns in dem claſſiſchen Denkmale, welches er ihm zu Ehren geſetzt hat, ſchöne Charakterzüge von ihm mit.

Hemſterhuis (Franz), der würdige Sohn des vorigen. Mit claſſiſcher Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgeſtattet, widmete er ſeinen Geiſt vorzüglich dem Studium der Philoſophie, namentlich der Sokratiſchen, die man auch in ſeinen Darſtellungen überall wiederfindet. Daher bediente er ſich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der ſyſtematiſchen Darſtellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit ſagt Georg Forſter von ihm (Anſichten vom Niederrhein ꝛc. 2 Th. S. 397): „Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geſchmacks, verbunden mit Fertigkeit und den ſubtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philoſophie und dem Dichterſchmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdſcholle gebunden ſind; ſo würde wenigſtens ein Mann, wie dieſer, beweiſen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeſchloſſen iſt, wo die edelſten Kräfte und die zarteſten Empfänglichkeiten der menſchlichen Natur den höchſten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifſten Früchte bringen können. Der Geiſt, der in dieſem ſchwachen Körper wohnt, iſt ſo empfindlich

für Harmonie aller Art, und leidet ſo im eigentlichen Verſtande bei jedem Mißverhältniß in der ſinnlichen wie in der ſittlichen Natur, daß er ſich ſogar ſeiner vaterländiſchen Mundart nicht zum Vehikel ſeiner Gedanken bedienen konnte, ſondern alle ſeine (gedruckten) Werke franzöſiſch ſchrieb, und auch dieſe Sprache zu ſeinen Zwecken umbildete, indem er ihr ſeinen eignen Styl aufdrang. Seine Schriften ſind unter uns weniger bekannt, als ſie es verdienen; allein man muß ſie in der Urſprache leſen (eine Ueberſetzung erſchien in 3 Th. 1782, 1797, 8.), wenn man von ihrer attiſchen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch iſt, nichts verlieren will." Der vorzüglich durch Locke verbreitete Senſualismus lag auch der Philoſophie des Hemſterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfſinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geſchmackvoll dargeſtellt. Selbſt die Einſeitigkeiten jener Anſicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geiſtes, der ſich über ſeine Unterſuchungen verbreitet, und eine geniale Anſicht der Natur dämmert in mehreren ſeiner Schriften. Dieſes alles, verbunden mit einem höchſt liebenswürdigen Charakter, natürlichen Schönheitsſinn und reichen Kunſtkenntniſſen, erwarb unſerm Denker, der ſonſt ein ſehr einfaches wiſſenſchaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutenden Perſonen, z. B. der Prinzeſſin Gallitzin, welcher er mehrere ſeiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürſtenberg, in deren beider Geſellſchaft er auch eine Reiſe durch Deutſchland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunſterfahrungen ſammelte, die er in einem in holländiſcher Sprache geſchriebenen und aus dieſer in die franzöſiſche überſetzten Briefe an ſeinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber ſagt Forſter von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſers (des 18.) Jahrhunderts" nennt. Denn an Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes und wenigſtens ſyſtematiſcher Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieſer ihm wieder in lebendiger Anſchauung des Schönen nachſtand. Seine Anſicht über Philoſophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle ou de la philosophie ausgeſprochen. Eine zweite Claſſe ſeiner Schriften bezieht ſich auf Kunſtphiloſophie und Archäologie; vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1760), worin er von dem Zwecke der ſchönen Künſte und insbeſondere der Bildhauerei und ihren verſchiedenen Perioden handelt. Der Religionsphiloſophie iſt der Dialog Aristée ou de la divinité (zuerſt gedruckt 1779) gewidmet, und die bekannte lettre de Dioclès à Diotime sur l'Athéisme (1785), welche uns durch ſeinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerſt bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften ſind ein Dialog Alexis ou de l'age d'or (1787) und die meiſterhafte Description Philosophique du Caractère du feu Mr. Fr. Fagal 1773. Alle dieſe Schriften ſind geſammelt und von Janſen zuerſt 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris bei Hausmann, 8.) in zwei Theilen herausgegeben worden, unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc. Einige Vignetten dieſer Ausgabe zeigen ihn auch als geſchmackvollen und ſinnigen Zeichner. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher ſich zu Leyden aufhielt, dann zu Haag privatiſirte, außerdem die Stelle eines erſten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten

Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amſterdam gehörte. Er ſtarb zu Haag 1790. T.

Hendekaſyllaben iſt der Name eines elfſylbigen Verſes, deſſen ſich unter den Alten beſonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemeſſene Form iſt. Das Schema iſt:
—◡—◡◡—◡—◡—◡

Hengiſt, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, ſo wie ſein Bruder Horſa, unter den Sachſen berühmt durch körperliche Stärke und Alter der Ahnen, die ihren Urſprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das J. 450, als die Britten gegen den Andrang der Schotten und Pikten von den Sachſen Hilfe begehrten. Lange ſchon hatten dieſe Verlangen getragen, die ſchöne Inſel zu überfallen, gern folgten ſie daher dieſer Einladung, Hengiſt und Horſa ſtellten ſich an ihre Spitze, landeten am Ausfluſſe der Themſe, griffen die Feinde der Britten an, und ſchlugen ſie bei Stamford. Da ſie hier ohne große Anſtrengung geſiegt hatten, glaubten ſie um ſo leichter ein Volk unterjochen zu können, das ſo ſchwachen Feinden nicht zu widerſtehen vermochte. Sie ſandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachſen, und erklärten die Beſiegung eines Volkes, das ſeit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter ſich ſelbſt getrennt und zerfallen ſei, für mühlos und ſicher. So wie ſie Verſtärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, ſuchten ſie Streit mit den Britten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden ſich mit den Schotten und Pikten und griffen die Britten an. Dieſe hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch ſeine Laſter und die verderblichen Folgen ſeines Rathes verhaßt geworden war, abgeſetzt, und ſeinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten. Die Feinde drangen verheerend in das Innerſte des Landes, übten alle Greuelthaten, und den Britten blieb nichts mehr übrig, als ſich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen; einige hatten ſich nach Armorika (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, und dieſem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengiſt, der ſeinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafſchaften Kent, Middleſex, Eſſex, Surrey umfaßte. Er ſchlug ſeinen Wohnſitz in Canterbury auf, und ſtarb gegen das J. 488, indem er ſeinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebiſſa, ſein Bruder und ſein Neffe, die er ſpäter gerufen hatte, ließen ſich in Northumberland nieder; ihrem Beiſpiele folgten mehrere ſächſiſche Feldherren und gründeten ſo die ſieben brittiſch-ſächſiſchen Königreiche.

Henil, Henile, war eine Art Fetiſch oder Götzenbild der alten Wenden. Er beſtand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befeſtigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um ſich ſeines Schutzes zu verſichern.

Henke (Heinr. Phil. Conr.), Vicepräſident des Wolfenbüttelſchen Conſiſtoriums, Abt des Kloſters Königslutter, Generalſuperintendent, erſter Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt, und Director des dortigen Predigerſeminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunſchweig, und 1752 zu Hehlen geboren. Sein Vater ſtarb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und der Unterſtützung vermögender Gönner überlaſſen. Früh zeichnete er ſich durch anhaltenden Fleiß aus

und hervorſtechende Talente empfahlen ihn. Er wollte ſich erſt ausſchließlich dem philologiſchen Studium widmen, und dieſes führte ihn zur Weihe des klaſſiſchen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und feſt die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Klaſſiker nicht nur bewahren, ſondern ihren Geiſt ſich ganz aneignen. Sein Lieblingsſchriftſteller war der Redner Quintilian. Er überſetzte ihn, und begann damit ſeine Schriftſteller-Laufbahn. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmſtädt als Profeſſor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten lateiniſchen Zeitung, und promovirte in der philoſophiſchen Facultät. Schon war er entſchloſſen, eine Lehrſtelle am Martinsgymnaſium zu Braunſchweig anzunehmen, als durch Verwendung ſeiner Gönner ihm (1778) eine außerordentliche Profeſſur der Theologie zu Helmſtädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnige Rede gewürzter, mündlicher Vortrag verſchaffte ihm ſchnell ein zahlreiches Auditorium, und ſchon 1780 ward er ordentlicher Profeſſor der Theologie. Den Grund ſeines literariſchen Ruhms legte ſeine Kirchengeſchichte, von welcher der erſte Band 1788 erſchien, und die noch vor ihrer Vollendung durch Vater in Königsberg (1820) mehreremale neu aufgelegt werden mußte. Dieſes Buch (8 Bde.) enthält einen Schatz von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, und gibt den redendſten Beweis der umfaſſenden Beleſenheit und freien Anſicht des Verfaſſers. Aber die Zuſammenſtellung der Thatſachen in einem ſcheinbaren pragmatiſchen Zuſammenhange iſt offenbar erkünſtelt. Der Zweck, daß dieſes Werk ein akademiſches Hand- und Lehrbuch zu Vorleſungen über die Kirchengeſchichte ſein ſollte, iſt vollends verfehlt. Henke war ein Feind des zum Glaubenszwang oder zur Einſchüchterung freier Forſchung führenden Dogmatismus, ein Proteſtant im edelſten und eigentlichſten Sinne des Worts. Als daher das preußiſche Religionsedict erſchien, übernahm er es zuerſt, als Recenſent aller über jenes Edict erſchienenen Schriften, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek aufzutreten, und ſich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfaſſer jener Recenſionen zu nennen. Im Vaterlande ſelbſt hatte er, bei Gelegenheit der vorhabenden Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitſchrift Euſebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden ſteifſinnigen Juriſten, welche ihre Buchſtabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals die Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen ſelbſt Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf dieſem Wege nicht. Seine Dogmatik iſt in klaſſiſchem Latein geſchrieben, und wiederum ein ſchöner Beweis ſeiner theologiſch-hiſtoriſchen Gelehrſamkeit; aber als Lehrbuch möchte ſie, obwol ungleich vorſichtiger geſchrieben, eben ſo wenig als ſeine Kirchengeſchichte zu empfehlen ſein. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphiloſophie und des Muſeums für Kirchengeſchichte hat er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren noch dauernde Verdienſte um die theologiſche Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen ſtarken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anſpruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er entwarf und arbeitete weder ſchnell noch leicht, aber gründlich, logiſch richtig und ſtets die ruhige Ueberzeugung des Verſtandes in Anſpruch nehmend. Berühmt geworden iſt ſeine, von Villers überſetzte, freimüthige Rede am Krönungsfeſte Napoleons, 1807. Als Menſch war Henke liebenswürdig durch ſeine hingebende Heiterkeit, ſeine reine

Stimmung für wahre Menſchenfreude, ſeine frohe Laune, und ſeinen feinen, doch nie ſchmerzlich verwundenden Witz. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Er hatte in ſeinem frühern Leben Glück gewünſcht, ſich durch Reiſen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er ſah und erfuhr, was er nie zu ſehen gewünſcht. Er ging 1807 als Abgeordneter für das braunſchweigiſche Land nach Paris, zur Huldigung des Königs von Weſtphalen; dann (1808) nach Caſſel als Reichsſtand. Den Keim des Todes brachte er mit; er kränkelte faſt ein Jahr lang, und ſtarb am 2. Mai 1809. z.z.

Henrici (Chriſtian Friedr.), der unter dem Namen Picander als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen in Sachſen, als Sohn eines Poſamentiers, geboren, und ſtudirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswiſſenſchaften. Eine beſondere Neigung führte ihn zur Dichtkunſt, durch welche es ihm auch gelang, ſein Glück zu machen. 1727 wurde er Actuar bei dem Oberpoſtamte zu Leipzig, ſodann Poſtſecretär und endlich Oberpoſtcommiſſär. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landſteuer- und die Trankſteuereinnahme in Leipzig nebſt der Weininſpection ertheilt. Zu allen dieſen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunſt. Er ſtarb 1764. Den Namen Picander ſoll er deswegen angenommen haben, weil er nach einer Elſter geſchoſſen, anſtatt derſelben aber einen Landmann, der ein Elſterneſt ausnehmen wollte, getroffen und ſtark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen ſich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur iſt ihr unſittlicher Ton oft anſtößig.

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, eine Tochter des unglücklichen König Carl I. von England, wurde in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England, zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren. Sie war kaum 3 Wochen alt, als ihre Mutter mit ihr nach Frankreich floh, wo ſich dieſelbe nach Carls Tod in das Kloſter von Chaillot zurückzog, und daſelbſt ihre Tochter erzog. Da Henriette mit großer Liebenswürdigkeit des Geiſtes die Reize eines ſchönen Körpers verband, ſo wünſchte Anna von Oeſterreich, Mutter Ludwigs XIV., daß ihr Sohn ſich mit ihr verbinden möchte; dieſem Fürſten ſchien ſie aber noch zu jung dazu zu ſein und nun warb Anna um die Hand der Prinzeſſin für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans. Im März 1661 fand die Vermählung ſtatt und jetzt auf einmal ſchien es Ludwig XIV. zu reuen, die liebenswürdige Henriette ausgeſchlagen zu haben. Er näherte ſich ihr dem zufolge, und die Prinzeſſin ſoll nicht unempfindlich für die Huldigungen des verführeriſchen Königs geblieben ſein. Dies ſowol, als noch einige andere Intriguen mit ein paar Hofleuten, deren Umgang ſie wenigſtens mit zu leichter Berückſichtigung des Scheins duldete, erweckten die Eiferſucht des Herzogs von Orleans und ihre Ehe war deshalb nicht glücklich. Henriette würde übrigens hierdurch noch mehr gelitten haben, als es der Fall war, da ihr Gemal von einem ſtrengen und finſteren Charakter war, wenn ſie nicht ſtets an den König eine Stütze gefunden hätte, der in ſpäterer Zeit die Prinzeſſin noch beſonders aus Rückſichten der Politik begünſtigte. Nachdem nämlich ihr Bruder Carl II. den Thron von England wieder beſtiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, dieſen Fürſten von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen, weil er ſchon damals den Plan hegte, ſich wo möglich einen Theil von Belgien zuzueignen. Da der gewöhnliche Weg diplomatiſcher Verhandlungen hierzu aber nicht hinreichen wollte, ſo beſchloß Ludwig,

ſeine Schwägerin in dieſe Sache einzuweihen, und die Herzogin von Orleans ergriff mit um ſo größerem Vergnügen dieſen Vorſchlag, da ihr Stolz hierdurch geſchmeichelt und ihrem Geiſte zur Intrigue ein weites Feld eröffnet wurde. Sie reiſte dem zufolge im J. 1670 mit dem Hofe nach Flandern, und von Calais aus, unter dem Vorwande ihren Bruder zu beſuchen, plötzlich nach Dower, wo Carl ſich eingefunden hatte. Mademoiſelle de Keroual, eine Bretagnerin, begleitete ſie als Geſellſchafterin,*) und ſowol den Zuredungen der Schweſter als den Reizen ihrer Gefährtin gelang es, den ſchwachen Carl in der kurzen Zeit von zehn Tagen ganz ſo zu ſtimmen, wie der ehrſüchtige Ludwig es wünſchte. Kaum war jedoch Madame von Orleans nach Frankreich zurück, ſo ward ſie plötzlich in St. Cloud, während noch Alles ſich beeiferte, ihr für den glücklich abgeſchloſſenen Tractat den Hof zu machen, von heftigen Schmerzen befallen, die immer zunehmend eben ſo plötzlich als unerwartet ihren Tod am 29. Juni 1670 herbeiführten. Der Verdacht einer Vergiftung erhob ſich ſogleich, und obſchon bei der in Gegenwart des engliſchen Geſandten vollführten Section die Aerzte das Gegentheil behaupteten, ſo iſt es doch beinahe gewiß, daß ſie in der Blüthe ihrer Jahre ein Opfer nichtswürdiger Rache fiel. So viel man aus den, von der zweiten Gemalin des Herzogs von Orleans, der Prinzeſſin von Baiern, dieſerhalb geſammelten Papieren und Nachrichten und andern Nachforſchungen hat herausbringen können, ſoll der Chevalier de Lorraine (der Buſenfreund ihres Gemals), an deſſen Ungnade bei Ludwig XIV. ſie Schuld war, und der damals im Exil in Rom lebte, gern aber nach Frankreich zurück wollte und es wußte, daß ſie das einzige Hinderniß war, das ſich der Erreichung ſeines Wunſches entgegenſtellte, der Anſtifter dieſer Abſcheulichkeit geweſen ſein. Daß Ludwig zwei Jahre nach dem Tode der Herzogin den Ritter wieder an den Hof kommen ließ, und ihn zum Marſchall von Frankreich erhob, entkräftet übrigens dieſen Verdacht keineswegs, da der König damals des Ritters großen Einfluß auf die Schritte ſeines Bruders, des Herzogs von Orleans, ſehr bedurfte. Die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Betragens machte, daß man die unglückliche Fürſtin allgemein bedauerte und ſie in Hinſicht ihrer Anmuth und Schönheit oft mit ihrer noch unglücklicheren Aeltermutter, der berühmten Maria Stuart, verglich. Ein Ludwig XIV. mündlich abgelegtes Geſtändniß des Haushofmeiſters der Herzogin ſoll die That des Ritters de Lorraine in des Königs Augen völlig außer Zweifel geſetzt, wie bemerkt aber, Gründe der Politik gegen ſeinen Bruder und beſonders auch gegen England, den Monarchen bewogen haben, das Ganze mit einem Schleier zu bedecken und ſelbſt die nächſten Thäter nicht zu beſtrafen.

Hephäſtion. Wir kennen im Alterthume mehrere Männer dieſes Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und ſchrieb ein mythologiſches Werk, von dem wir noch einige ſummariſche Auszüge haben. — Ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaiſers Verus Lehrern, und ſchrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Conſtantins des Großen Zeiten, war aus Theben, und ſchrieb verſchiedene aſtrologiſche Werke. — Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephäſtion. Er begleitete den König auf ſeinen Heereszügen, und ſtarb zu Ekbatana. Alexander, den ſein Verluſt ſehr ſchmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal bauen.

*) Dieſe Dame wurde ſpäter die erklärte Geliebte Carls von England und iſt unter dem Namen: „Herzogin von Portsmouth." ſehr bekannt geworden.

Hephäſtos, ſ. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunſt die Septime, d. h. der ſiebente Ton von den heraufſteigenden Tönen einer Octave.

Heptagonalzahlen (ſ. Polygonalzahlen). Wenn man aus der arithmetiſchen Reihe 1, 6, 11, 16, 21 . . . deren Unterſchied, alſo = 5, erſt das erſte Glied, dann die Summe der beiden, dann der drei erſten Glieder u. ſ. w. 1, 7, 18, 34, 55 . . . nimmt, ſo erhält man ſogenannte Heptagonalzahlen (vom griechiſchen Namen der Fünf). Eine Eigenſchaft dieſer Zahlen iſt, daß wenn man eine derſelben mit 40 multiplicirt und zum Producte 9 addirt, die Summe eine Quadratzahl gibt, z. B. $(18 \times 40 + 9 = 729 = 27^2$. Die Reihe dieſer Quadrate iſt 7^2, 17^2, 27^2, 37^2, u. ſ. w., und die Differenz der Wurzeln 10. Eben ſo verhält es ſich mit den Hexagonalzahlen, wo der Unterſchied 4 iſt. Wäre alſo die arithmetiſche Progreſſion 1, 5, 9, 13 u. ſ. w., ſo ſind die Hexagonalzahlen 1, 6, 15, 28 u. ſ. w.

Herakliden, die Nachkommen des Herkules, welche, geſtützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern die größten Anſtrengungen zur Eroberung deſſelben machten. Zweimal waren ihre Angriffe abgeſchlagen worden, als ſie 80 Jahre nach der Eroberung Trojas aufs neue erſchienen. Auch diesmal erging er ihnen anfänglich ſehr widerwärtig. Ariſtodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüſtungen ſeinen Tod; ein großer Theil des Heeres ward von einer Hungersnoth weggerafft. In dieſer Bedrängniß fragten ſie das delphiſche Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß ſie ſich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlaſſen ſollten. Dieſen fanden ſie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den ſie ſogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen ſie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem faſt die ganze Halbinſel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Meſſenien, und die Söhne des Ariſtodemus, Prokles und Euryſthenes, Lacedämon, wo ſie gemeinſchaftlich regierten.

Heraklit, ein berühmter griechiſcher Philoſoph, aus der Stadt Epheſus in Kleinaſien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69ſte Olympiade (um 500 v. Chr.). Statt die höchſten obrigkeitlichen Würden in ſeiner Vaterſtadt anzunehmen, widmete er ſich der Philoſophie. Er bereiſte verſchiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finſteres und melancholiſches Gemüth, das ſich auch in ſeiner Philoſophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menſchen ihrer Laſter wegen fliehen. Er begab ſich in ein einſames Gebirge, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber dieſe Diät bekam ihm ſo übel, daß er von einer unheilbaren Krankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf, 60 Jahr alt, ſtarb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienſt und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt, welcher Urſach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von ſeiner Philoſophie auf uns gekommen iſt, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundweſen erhob, woraus alle übrigen Weſen entſtanden wären. Wahrſcheinlich verſtand er aber darunter nicht das gemeine Feuer, ſondern ein ätheriſches Feuerweſen, womit ſich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünſtung für das Urelement gehalten habe.

Heraldik, Wappenkunde. Man theilt die Wappen in perſönliche, Familien= und Länderwappen. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber iſt oft Streit geweſen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den älteſten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moſes wird den Kindern Iſrael befohlen, daß ein jeder unter ſeinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hauſe, ſich lagern ſolle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemälde und Kunſtarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es iſt gewiß, daß dieſe Symbole ſogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die mediſchen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Sueton berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß ſie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterſchieden und in die Treffen gewiſſe Zeichen vorangetragen haben. Obgleich alſo einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar ſind, ſo iſt doch auf keine Weiſe die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turniere. Daß die Wappen bei dieſen feierlichen Kampfübungen zuerſt allgemeiner, und nach gewiſſen Regeln erfunden wurden, läßt ſich aus folgenden Gründen darthun. Zuerſt nämlich findet man kein Grab= und Denkmal mit Wappen, welches älter wäre, als das 11. Jahrh. Das älteſte Grabmal dieſer Art ſoll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg ſein, wo man das Wappen eines gewiſſen Wahrmund, Grafen von Waſſerburg, findet; der Schild iſt nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb ſchwarz, darüber ein Löwe und die Unterſchrift: Anno domini MX. Auf den meiſten übrigen Grabmälern, ſelbſt des 11. Jahrh., findet man keine Wappen, und erſt im 12. ſcheint dieſer Gebrauch allgemeiner geworden zu ſein. Der erſte Papſt, von dem man beweiſen kann, daß er ein Wappen geführt, iſt Bonifaz VIII., der von 1294 — 1303 auf dem heiligen Stuhle ſaß. Alle frühern päpſtlichen Wappen ſind Erdichtungen ſpäterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem 13. Jahrh. durchaus keine Wappen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Urſprunges der Wappen iſt das Wort blason, wodurch im Franzöſiſchen wie im Engliſchen, im Italieniſchen wie im Spaniſchen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dies Wort hat höchſt wahrſcheinlich ſeinen Urſprung in dem deutſchen Worte blaſen; denn ſo oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erſchien, mußte der Herold blaſen, und weil jener mit geſchloſſenem Viſir auftrat, das Sinnbild ſeines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dies der Herold that, ſo heißt dieſe Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, ſo nannten es die Deutſchen das Wappen ausblaſen. Daß dies bei den Turnieren ſo herkömmlich geweſen, kann man aus Gedichten der alten Troubadoure aus dem 12. und 13. Jahrh. beweiſen. Daher kommt es auch, daß ſolche Ritter, deren Turnierfähigkeit ſchon durch das Ausblaſen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutſchen ging dieſer Gebrauch zu den Franzoſen über; denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutſchland ſchon von Heinrich dem Vogelſteller Turniere angeordnet ſind, und alſo viel früher bei uns in Gebrauch waren, als in Frankreich. Die Franzoſen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; ſie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, ſondern auch des Anpreiſens überhaupt. Da ferner am Hofe der normänniſchen Könige in England

die franzöſiſche Sprache herrſchte, ſo haben ſich auch in der brittiſchen Heraldik lauter franzöſiſche Kunſtausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinctur (Farbe) im Wappen vert; *) ſo heißt der getheilte Schild coupé, ſo ſpricht man von passant, regardant, dormant, couchant u. ſ. w. Dagegen hat die deutſche Heraldik faſt lauter echt deutſche Kunſtwörter. Endlich iſt die Betrachtung der Theile eines Wappens der ſicherſte Beweis für den angegebenen Urſprung. Den Schild denkt man ſich als einen Wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung ſeines Leibes vor ſich hält, und unterſcheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deswegen der Helm auf den Schild geſetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, ſo wie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man ſie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der älteſten Germanen, ihren Schildern verſchiedene Farben zu geben; ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters ſelbſt eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und ſich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beſchützen hatte, ſo trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deswegen in Felder getheilt ſein mußte. Als nun gegen das Ende des 11. Jahrh. die ſtreitluſtige Jugend faſt aus ganz Europa im heiligen Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Herreshaufen, Rotten und Geſchlechter zu unterſcheiden, wählten die Fürſten und Heerführer dergleichen Symbole, die ſich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzugs, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantaſie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem aſcaniſchen Hauſe einen rothen Adler im ſilbernen Felde, den ſchon Albrecht der Bär im 12. Jahrh. führte. Die baieriſchen Markgrafen führten daſſelbe Wappen, und ſelbſt einige aus dem luxemburgiſchen oder böhmiſchen Hauſe. Als aber das hohenzollernſche Haus die Markgrafſchaft Brandenburg bekam, nahm es ſein Familienwappen an, einen von Silber und ſchwarz quadrirten Schild, und erſt 1466 erhielt Churfürſt Friedrich II. als Erzkämmerer den Scepter. Den ſchwarzen preußiſchen Adler aber verlieh der König von Polen, als Lehnsherr, den beiden brandenburg-anſpachiſchen Prinzen, Albrecht und Georg, 1525, als erſten Lehnsherzogen von Preußen. Man ſieht ſchon aus dieſem Beiſpiele, daß die Wappenkunde mit der Geſchichte und der Genealogie ſo innig verbunden iſt, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß dieſe Kenntniß auf keine Weiſe zu den ganz verächtlichen gehört. Wir haben in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in deſſen „practiſcher Heraldik, Nürnberg 1761" vortreffliche Handbücher über dieſe Wiſſenſchaft. Die practiſchen Arbeiten des Heraldikers beſtehen in dem Blaſoniren, Hiſtoriſiren, Kritiſiren und Aufreißen der Wappen. Das Blaſoniren iſt die kunſtmäßige Beſchreibung eines Wappens. Man

*) Im Franzöſiſchen jedoch ſeltſamerweiſe sinople, welches urſprünglich eine rothbraune Farbe bedeutet. — Das helle Roth heißt gueules, wahrſcheinlich mit Anſpielung auf den oft blutigen Rachen wilder Thiere, die in der Heraldik eine ſo große Rolle ſpielen.

übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turnieren. Man legt erſtlich den Schild nach ſeinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blaſonirt man die Nebenſtücke des Wappens, nämlich den Helm mit ſeinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menſchen und Thiere, oder deren Gliedmaßen ſind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Loſungsworte oder Deviſen und andere Nebendinge. Hiſtoriſiren heißt bei der Wappenkunde, die Geſchichte eines Wappens, ſeinen Urſprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor ſich, den Reichthum hiſtoriſcher Kenntniſſe uud den Ausſchlag gründlicher Forſchungen anzubringen. Will er ein Wappen hiſtoriſch deuten, ſo muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben dieſe oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürſten ausmache, ſondern er muß beweiſen, daß gerade dieſe Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes iſt. Er führt z. B. aus hiſtoriſchen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römiſchen Königs erſt im Anfang des 14. Jahrh. unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, ſeit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig geweſen; daß die drei Leoparden im engliſchen Wappen zuerſt 1127 unter Heinrich I. aus dem normänniſchen Hauſe vorkommen. Das Kritiſiren eines Wappens beſteht in der Beurtheilung deſſelben, ob es echt und ob es den heraldiſchen Regeln gemäß ſei. Endlich das Aufreißen der Wappen beſteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorſchriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er ſetzt aus mehreren Wappen ein neues zuſammen.

Herbarium (auch Herbarium vivum genannt), die Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche zwiſchen Papier aufbewahrt werden. Bei jeder Pflanze wird auf einem beſondern Zettel ihr Name, die Zeit und der Ort, wo ſie gefunden wurde, angemerkt. So viele Zeit auch das Preſſen und Trocknen der Pflanzen, und das Ordnen des Herbariums erfordert, ſo nothwendig iſt es doch für den, der die Botanik ſtudirt. Denn weder Abbildungen noch Beſchreibungen von Pflanzen können die eigne Beobachtung erſetzen; an grünen Pflanzen aber kann dieſelbe nicht immer hinreichend geübt werden. Theils wachſen ſie an ſo entfernten Gegenden, daß man ſie nicht ſelbſt aufſuchen kann; theils kann man auch diejenigen, welche zum Behuf einer reichern Unterſuchung mit einander verglichen werden ſollen, nicht immer zuſammenbringen. Endlich wird der angehende Botaniker auch bei der mechaniſchen Beſchäftigung mit dem Herbarium vielfältig Veranlaſſung finden, die Pflanzen ſelbſt einer ſorgfältigen Unterſuchung zu unterwerfen.

Herberſtein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geſchichtſchreiber, war 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wählte aber nachher den Militärſtand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiſer ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter, ertheilte ihm die Würde eines kaiſerl. Hofraths, und beauftragte ihn mit mehrern wichtigen Staatsſendungen. 1516 wurde er nach Dänemark geſchickt, um zu verſuchen, Chriſtian II. von ſeiner thörichten Leidenſchaft für die Dyveke zurückzubringen. Bald nach ſeiner Rückkehr, und 1526 noch einmal, ging er als Geſandter nach Rußland, und ſpäter nach Conſtantinopel; überhaupt bereiſte er den größten Theil von Europa. Seine

Dienſte wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präſidenten des Finanzcollegiums belohnt. 1553 zog Herberſtein ſich von den Geſchäften zurück und ſtarb 1566. Sein Name iſt beſonders durch ein ſchätzenswerthes und noch jetzt brauchbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis eius Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und überſetzt worden iſt. Alle Schriftſteller, die über Rußland geſchrieben haben, nennen Herberſteins Werk als das beſte über die ältern Zeiten dieſes Reichs. Man erkennt aus demſelben, daß der Verfaſſer ein geiſtreicher Beobachter war, und nichts verſäumte, um ſich zu unterrichten. Eine von ihm ſelbſt aufgeſetzte Geſchichte ſeines Lebens, die bis 1545 reicht, iſt erſt 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erſchienen; aus ihr beſonders hat Adelung ſeine anziehende Lebensbeſchreibung Herberſteins (Petersburg 1818) geſchöpft.

Herbſt, diejenige von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Niederſteigen nach der ſüdlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbſtes fällt auf den Zeitpunct, an welchem die Sonne ihre kleinſte Mittagshöhe zeigt, oder wenn ſie jenſeits des Aequators auf der ſüdlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbſtes um den 23. Sept., wenn zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht gleich ſind; und das Ende deſſelben um den 21. Dec., wo wir den kürzeſten Tag haben. Die Bewohner der ſüdlichen gemäßigten Zone haben den Herbſt zu entgegengeſetzten Zeiten, als wenn bei uns Frühling iſt. Verſchieden von dieſem aſtronomiſchen Herbſt iſt der meteorologiſche oder die herbſtliche Witterung, die gewöhnlich erſt um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. **Herbſtnachtgleiche** heißt die Zeit, in welcher die Sonne in ihrem Abwärtsſteigen aus der nördlichen in die ſüdliche Halbkugel, den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht und bei uns den Anfang des Herbſtes beſtimmt. Der Durchſchnittspunct des Aequators und der Ekliptik heißt der **Herbſtpunct** und die Sonne erreicht ihn um den 23. Sept. Er iſt der Aufgangspunct des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage dieſen Ort verlaſſen hat, und der Herbſtpunct jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau ſteht. Er iſt dem Frühlingspunct entgegengeſetzt, daher beträgt ſeine Aufſteigung 180 Grad, und ſeine Länge eben ſo viel, oder ſechs Zeichen; ſeine Abweichung und Breite aber ſind = 0.

Herbſt (Joh. Friedr. Wilh.), Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geſchätzteſten Naturforſcher Deutſchlands, war 1743 zu Petershagen im Fürſtenthume Minden geboren, ging nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningſchen Infanterieregiments zu Berlin, dann Prediger an der daſigen Garniſonkirche und bei dem Cadettenhauſe, und ging als Prediger nach Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St. Marienkirche und ſtarb als Archidiaconus an derſelben, 1807. In den Jahren ſeiner vollen Kraft war er einer der geachtetſten und beliebteſten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle

und geſunde Begriffe zeichneten ſeine Kanzelvorträge aus, von denen mehrere gedruckt ſind. Als Naturforſcher hat er ſich beſonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Inſecten, namentlich ſeine Sammlung von Krabben und Krebſen, war ausgezeichnet. Seine naturhiſtoriſchen Schriften ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzuglichſten derſelben ſind: Verſuch einer natürlichen Geſchichte der Krabben und Krebſe, 3 Bde., 1782 — 1800; kurze Einleitung zur Kenntniß der Inſekten, 3 Bde., 1784 — 87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, 2 Bde., 1787; Naturſyſtem der Käfer, 6 Bde., 1783 — 95; Naturſyſtem der Schmetterlinge, 7 Bde., 1783 — 95; Naturſyſtem der ungeflügelten Inſekten, 4 Hefte, 1797 — 1800. Dieſe Werke ſind auch zuſammengefaßt unter dem Titel: Naturſyſtem aller bekannten in- und ausländiſchen Inſecten, als Fortſetzung der Buffonſchen Naturgeſchichte, 11 Bände, 1783 — 1804. Herbſt war Mitglied verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch ſchätzbare Beiträge bereichert hat.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis ſelbſt entfernt, ward unter der Regierung des Cäſar Titus, im J. 79 nach Chr. Geb., bei einem Ausbruch des Veſuv von einem Lavaſtrom ſo gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr ſah. Ein gleiches Schickſal hatten Pompeji, eine andre, unweit jener, am Fluſſe Sarnus gelegene Stadt, eine der gewerb- und volkreichſten dieſer Küſte, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnago lag, desgleichen Oplontia und Teglanum. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranſtaltet, allein dieſe waren gänzlich wieder im Andenken der Menſchen erloſchen, als man im Jahre 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elbeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikenkabinet zu Dresden ſtehen). Dem Prinzen wurde nach dieſer Entdeckung das weitere Nachgraben unterſagt, allein man dachte auch in mehr als 30 Jahren nicht mehr daran, bis der nachherige König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Beſitz der eroberten Neapels gelangte, und Portici zu ſeinem Frühlingsaufenthalt wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herkulanum war die erſte Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufſicht über dieſe Nachgrabungen bei dem ſpaniſchen Ingenieur Rocco Gioachino Alcubierre nicht in den beſten Händen; ſeine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verluſt vieles Schönen. Erſt als ein ſchweizeriſcher Ingenieur, Carl Weber, die Aufſicht erhielt, wurden beſſere Maßregeln genommen, und dieſem verſtändigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anſtalten, die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, ſuchte man (1750) auch Stabiä und Pompeji auf. Am letzteren Orte, der mehr mit Aſche als mit Lava bedeckt iſt, welches die Nachgrabungen bedeutend erleichtert, entdeckte man die großen Ueberreſte eines Amphitheaters. In dem Keller eines Landhauſes fand man auch nahe bei einer Thür 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Bruſt einer dieſer Unglücklichen in einſt feuchter, dann verhärteter Aſchenmaſſe, nebſt dabei befindlichen Hals- und Armſchmuck. Hier war es auch, wo man am untern Eingang des Landhauſes, zwei

Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüſſel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden ſtieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, und man vermuthet, der eine ſei der Herr, der andere der Sklav geweſen, die beide vergeblich den Ausgang ſuchend, unter der Aſchenmaſſe erſtickt hingeſunken. Uibrigens iſt wahrſcheinlich, daß die meiſten Einwohner dieſer Städte ſich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winkelmanns Prophezeihung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen iſt, ſo war dies weniger Schuld der Aufſeher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unſern Augen ſchien das längſt abgeſtorbene Alterthum wieder aufzuleben, ſo daß jeder, für Gegenſtände dieſer Art nur einiges Intereſſe habende, die Empfindungen theilen muß, die unſer Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) ſo ſchön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten ſich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurden uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beſchaffenheit der Häuſer der Alten hatte man vorher nie ſo kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthſchaften vergegenwärtigte das Leben in dieſen Häuſern. Beſonders wichtig wurden auch dieſe Entdeckungen für Literatur und Kunſt, denn man fand einen großen Schatz von Handſchriften und Kunſtwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von dieſen literariſchen Schätzen iſt zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzu ſaumſelig zu Werke gegangen iſt; allein ſchon das iſt etwas werth, daß man das Materielle der alten Handſchriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es noch dem eifrigen Bemühen, durch das ſehr mühſame Geſchäft der Entwickelung dieſer Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war 1753, als man in einer jetzt wieder verſchütteten Villa des alten Herculanum 1696 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder faſt ganz das Anſehen von Tabaksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber ſinnreiche Maſchine, wo man mittelſt Seidenfäden die vorher mit Goldſchlägerhäutchen befeſtigten Streifen der Handſchrift allmälig abrollt. Schon Winkelmann hat ſie beſchrieben; die klärſte Vorſtellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Der Nutzen dieſer Maſchine iſt jedoch in mancher Hinſicht ſehr beſchränkt, wie denn auch vielfache neuere Verſuche bei den meiſten jener Handſchriften, die nicht blos verkohlt, ſondern durch eingedrungene Feuchtigkeit faſt gänzlich aufgelöſt ſind, kein befriedigendes Ergebniß zur Folge gehabt haben. Nach einer im J. 1819 von dem berühmten engliſchen Chemiker Davy in Neapel angeſtellten Unterſuchung ſind von den gefundenen 1696 Rollen bisher 407 aufgerollt, worunter nur 88 lesbar befunden worden; 24 wurden an auswärtige Fürſten verſchenkt, und von den übrigen 1265 dürften nur etwa 80 bis 120, nach der von ihm erfundenen chemiſchen Methode noch gerettet werden können. Die Schriftſteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, ſind Epikur, Philodemos, Demetrios, Polyſtratos, Kolotes, Phädros, Phanas. Erſchienen ſind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793. Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculan. Voll. ex-

planationem Pars I. Neap. 1797. Leider iſt das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Muſik nur eine unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen derſelben. Der zweite Band enthält die Phyſik Epikurs. Scotti und Carlo Roſſini ſind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieſer Werke beſchäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunſt gewonnen. Wie viele Bildſäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunſt ſind nicht in dieſen verſchütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit ſind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Compoſition, Zeichnung oder Farbengebung ſehen, die hier entdeckten, unter dem Namen der herkulaniſchen allgemein bekannten Mauergemälde. Sie ſind mit der Mauer, die den Grund derſelben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeſchnitten worden, in dem Muſeum von Portici in ſechzehn Zimmern unter Glas und Rahmen aufgeſtellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. verſehen, um anzuzeigen, ob ſie in Pompejii Herculanum oder Stabiä gefunden ſind. Abgebildet ſind die in dieſen verſchütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d'Ercolano, Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritiſchen Catalogo degli antichi Monumenti d'Ercolano, verfaßt von den Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobänden beſteht. Bis auf einige ſpäter gefundene ſind jene Mauergemälde in den ſechs erſten Bänden dieſes koſtbaren Werks dargeſtellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von dieſen hat man wohlfeilere Nachſtiche in Frankreich von David, in Deutſchland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 bis 1783, 5 Bde.). Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen weit thätiger und planmäßiger betrieben als unter der vorigen. Die Herren Roſſini, Scotti und Paſetti zu Neapel (kürzlich Sickler 1818, und Davy 1820, beide ohne Erfolg) beſchäftigten ſich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculaniſchen Manuſcripte, und verſchiedene ſehr ſchätzbare literariſche Ueberbleibſel aus dem römiſchen und griechiſchen Alterthum wurden durch ſie mehr oder minder vollſtändig hergeſtellt. Die von Sickler aus Gotha, 1818 zu London angeſtellten Aufrollungs-Verſuche hatten nicht den gewünſchten Erfolg, weil die dazu verwandten Rollen zu ſehr zerſtört waren. Das Ergebniß der von dem ſchon genannten engliſchen Chemiker Davy, nach der von ihm vielleicht noch etwas vervollkommneten Sicklerſchen Methode zu Neapel (1820) vorgenommenen Aufrollungen iſt noch nicht hinlänglich bekannt geworden. Die Aufgrabungen hatten beſonders über den Trümmern von Pompeji, und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Conſularſtraße Statt, ſie gewährten eine Menge höchſt anziehender Entdeckungen, und verſprachen noch immer mehr bei Fortſetzung der Arbeit. Ein Theil der ſchönen Decken und Fußböden von Mormor, die man gefunden hat, ſind in den Gallerien des Muſeums, andere in dem Saal der Zeichenakademie zum Studium der Künſtler aufgeſtellt worden. Die politiſchen Ereiguiſſe 1815 unterbrachen das Geſchäft. Durch ein Decret vom 22. Febr. 1816 verordnete der jetzige König die Fortſetzung aller Arbeiten. dd.

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides genannt, iſt einer der berühmteſten Heroen der griechiſchen Fabelwelt, iu welchem die Poeſie das Ideal menſchlicher Vollkommenheit im Sinne des heroiſchen Zeitalters, d. i. höchſte Körperkraft mit allen Vorzügen des Geiſtes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darſtellte, daß dieſes Ideal von Vollkommenheit ſich dem Heile

der Menſchen weiht. Ein ſolcher Held iſt ein Menſch: aber jenes Große und Herrliche in ihm iſt göttlichen Urſprungs; Hercules iſt demnach der Sohn des Königs der Götter, von einer ſterblichen Mutter. Seine Natur ſtrebt nach dem Göttlichen, aber als Menſchennatur, d. h. ringend und kämpfend; ſein Leben iſt deshalb eine ununterbrochene Kette von Anſtrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieſer Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menſchen über ſein Irdiſches; ſein Tod erwirbt ihm Unſterblichkeit und den Ehrenſitz unter den Göttern. Welcher Mythus könnte nun wol für Menſchen anziehender und belehrender zugleich ſein, als dieſer von Hercules, durchaus von moraliſcher Tendenz und allegoriſcher Einkleidung, worin man das irdiſche Leben mit ſeinen Schickſalen, ſeinen Kämpfen, ſeinen Hoffnungen und Ausſichten ſo treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieſer Mythus ein Lieblingsgegenſtand von Sängern, Schauſpieldichtern und Künſtlern aller Art wurde, wodurch ſich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menſchenalters hinaus, am Ende ſelbſt planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die Einheit des Mythus durch alle ſpäteren Zuſätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denſelben zuvörderſt, gemäß dieſer Einheit, mittheilen. Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alcmeder Gemahlin des thebaniſchen Königs Amphitryon, in deſſen Geſtalt der Vater der Götter die ſchöne Königin überliſtet hatte. Nie war Juno eiferſüchtiger anf ihren Gemal geweſen, als diesmal, nie aber war ſie freilich auch ſo gereizt worden, indem Jupiter noch nie den Genuß einer Sterblichen ſo reizend gefunden, daß er wie bei Alcmenen, die Nacht deſſelben ums Dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieſer Nacht erbitterte Feindin war daher Juno ſchon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geſchworen, daß der an dieſem Tag Geborne alle Umwohnenden aus ſeinem Heldengeſchlecht beherrſchen ſolle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alcmene hemmten, und dagegen die der Gemalin des Sthenelos, die ihr Kind erſt im ſiebenten Monat trug, beſchleunigten. Euryſtheus hieß dieſer Knabe, in deſſen Dienſt nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alcmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles des Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte ſich ſchon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen ſein Bruder ſchreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als ſie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und ſie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Götterſohn in allen Künſten, durch welche die Helden jener Zeit ſich auszeichneten, von den größten Meiſtern nnterwieſen. In allen waren ſeine Fortſchritte groß, nur für die Lyra ſchien ſeine Hand nicht gebildet, und als ihm einſt ſein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, koſtete ihm dieſer das Leben. Amphitryon ſandte ihn deshalb auf das Land, wo er bis zum 18. Jahre die Heerde weidete, und in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophiſten Prodikos gehört. An einem Scheidewege, erzählt dieſer, ſtand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derſelben, in üppigen Reizen prangend, lüſtern ſich dem Jüngling anſchmiegend, bot ihm Entfernnng von allen Mühſeligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung ſich überlaſſen wollte. Es war die verführeriſche Wolluſt. Die andere, nicht minder ſchön, als jene, aber ernſt, beſcheiden und voll Würde, verſprach

ihm Unſterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olympus, wenn er unter ihrem Beiſtand allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Lebens kühn die männliche Bruſt entgegenſtellen wolle. Hercules deſſen Herz die weichen, verführeriſchen Töne des Laſters nicht anſprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und ſeines hohen Urſprungs, ſeiner Beſtimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüſtet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte ſie zur beſtändigen Gefährtin ſeines Lebens. In Erlegung verwüſtender Ungeheuer und räuberiſcher Unholde, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewäſſern, Beförderung des Verkehrs der Menſchen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menſchen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit ſich wohlthätig für ſein Geſchlecht bewähren, und ſo bewährte ſich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige ſo von der Natur gemacht, als er, deſſen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von vier Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welches das Rieſenmäßige der Statur verdoppelte, denn ſeine Arme und Beine waren noch eins ſo ſtark, als bei gewöhnlichen Menſchen, und ſeine Bruſt von ungeheuerer Breite. Mit dieſer Größe und Stärke nun zugleich die ſeltenſte körperliche Geſchicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erſte Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Der König Thespios, deſſen Staaten durch das Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gaſtfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer ſeiner Kraft erlag, in den Armen der 50 ſchönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gebaren. Auch die phyſiſche Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade beſitzen, da ein großes Geſchlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menſchen jener Zeit ſtolz ſein durften. Als er hierauf nach ſeiner Geburtsſtadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieſelbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den ſie an die Orchomenier hatte zahlen müſſen, ſondern zwang auch dieſe, den zuvor empfangenen Tribut hinführo ſelbſt zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür ſeine Tochter Megara zur Gemalin. Junos Haß aber wuchs nun auch in demſelben Grade als des Helden raſch aufſchießende Größe; und ein Werk jenes Haſſes war, daß Euryſtheus jetzt den Hercules zu ſich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu beſtehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deshalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Euryſtheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch zwei kamen, müſſe er beſtehen, dann aber gelange er zur Unſterblichkeit. Dieſer Ausſpruch ſtürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen ſeiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raſerei erhöht ward, deren Opfer ſeine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für ſeine Feinde anſah und erlegte. Nachher von ſeiner Raſerei befreit und ſeinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein tiefer Schmerz, der ihn den menſchlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und ſich ſelbſt verſöhnt, und von der Blutſchuld gereinigt, begab er ſich zu Euryſtheus, und unterzog ſich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeiſchen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauſte, und von keinem Geſchoß eines Sterblichen verwundet werden konnte.

Hercules zerſchlug ihm mit der Fauſt den Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harniſch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den ſeinigen deckte. 2. Erlegte er, mit Jolaos Beiſtand, die lernäiſche Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, und der, ſtatt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchſen (ſ. d. Art. Lernäiſche Schlange). 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich ſehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da ſie lebendig eingefangen werden mußte, ſo galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und Liſt, ſo jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthiſchen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein, und brachte ihn lebendig auf ſeinen Schultern zu Euryſtheus, der darüber ſo ſehr erſchrack, daß er ſich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules ſeine Befehle ſelbſt zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, Königs von Elis, worin dieſer 3000 Rinder ſeit langer Zeit hatte ſtehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüſſe Alphëus und Penëus hindurchleitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einſt auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufſteigen laſſen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verſchaffen. Statt, wie er geſollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von deſſen Schönheit, unter ſeine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu ſehr Urſache fand. Denn nicht nur ſtürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, ſondern Paſiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenſchaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Euryſtheus kam, ließ dieſer ihn wieder frei, worauf der Stier noch einmal, unter dem Namen des marathoniſchen, in den Sagen von Theſeus vorkommt. 8. Brachte er die menſchenfreſſenden Roſſe des thraciſchen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die ſein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene, zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben ſo zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonen-Königin Hippolyte für des Euryſtheus Tochter Admete holte. 10. Mußte er die Rinder des dreigeſtaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Rieſen Eurytion, aus Erytheia, einer Inſel im weſtlichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, holen, und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernſten Oſten wandern müſſen, ſo wanderte er bei dieſem nach dem fernſten Weſten, wobei es denn, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wanderungen mühſam und gefahrvoll geweſen, ſo übertrafen doch die folgenden ſie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächſt ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Schon darum war dies Abenteuer um vieles bedenklicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo dieſe Aepfel zu ſuchen wären. Getroſt indeß, wiederum mancherlei Fehden und Kämpfe beſtehend, wanderte er ſo lange zu Lande und Waſſer, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einſtweilen ſtatt ſeiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Euryſtheus gebotenen Abenteuern beſtand in nichts geringerem, als 12. den Cerberus aus der Unterwelt

heraufzuholen. Kein Wunder, wenn der Held ein ſolches Abenteuer nicht ohne Vorbereitung beſtand. Der Herrſcher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, ſich ſeiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte deſſen drei Köpfe zwiſchen ſeine Beine, und feſſelte es, troz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Euryſtheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schickſals Willen, frei von der ſchimpflichen Knechtſchaft, die ihm der Zorn einer ſtrengen Göttin aufgelaſtet hatte. Während er aber, dieſe zwölf Abenteuer zu beſtehen, die Welt durchzog, verrichtete er hie und da, wie ſich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene gebotenen. Man pflegt dieſe ſeine Nebenthaten (Parerga) zu nennen, unter denen ſein Kampf mit den Centauren, ſeine Theilnahme am Zuge der Argonauten, ſeine Befreiung der Heſione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgeſetzt war, um den Zorn der Götter zu verſöhnen, die Errichtung der ſogenannten Hercules-Säulen (ſ. d. A.), ſein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren ſeines Daſeins bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, ſeine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kiknos), die Befreiung des an den Kaukaſus gefeſſelten Prometheus, und des Theſeus aus der Unterwelt die denkwürdigſten ſind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte ſeine Gemalin an Jolaos. Er ſelbſt wollte ſich indeſſen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, ſeine Tochter Jole dem, der ihn und ſeine Söhne im Bogenſchießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgeſetzt hatte, ſo ging er nach Oechalia, beſiegte Alle, erhielt aber die Gemalin nicht, weil man einen neuen Anfall ſeines Wahnſinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieſer bald darauf — nachdem er in der Zwiſchenzeit die Alceſte aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemals gebracht hatte — noch einmal, und in dieſem Anfall ſtürzte er Iphitos, der Jole älteſten Bruder, ſeinen treuen Freund, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von dieſem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in ſchwere Krankheit, derentwegen er das delphiſche Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort verſagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte ſelbſt mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches alſo lautete: Von ſeiner Krankheit werde er geneſen, wofern er auf drei Jahre ſich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gäbe. Dieſem Orakelſpruch zu Folge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieſer Dienſtſchaft war er aber keineswegs blos, ſeiner unwürdig, mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beſchäftigt, ſondern er bezwang auch manchen Straßenräuber, und ſtrafte manchen plagenden Unhold. Nach Vollendung ſeiner Dienſtzeit ſtrafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn ſelbſt begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man ſich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Heſione Vater, zu beſtrafen; und mit einem andern gegen Augias, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwiſchen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben, und um deren Beſitz mit Achelaus gekämpft. Mit dieſer Gemalin begab er ſich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den

Centauren Neſſus, der die Wandrer um Lohn überſetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Neſſus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieſes Tragens widerſtand der Centaur ſeinen Lüſten nicht; Deianira ſchrie, Hercules ſah es, und ſchoß dem Centauren, ſo wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verſcheiden ſagte er zu Deianiren, ſie ſolle, wenn ſie einen Liebestrank für Hercules haben wolle, ſeinen verſchütteten Saamen mit ſeinem Blute miſchen. Dies that ſie auch, und bewahrte die Miſchung. Deianira hatte in ihrer Ehe öfters einſame Stunden, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln namhaft zu machen zu weitläuftig ſein würde. Nur des letzten müſſen wir, ſeiner Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu beſtrafen, der ihm die wohlverdiente Iole verweigert hatte. Deshalb zog er jetzt auch gegen Dechalia. Eurytos und ſeine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Iole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, ſandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deianira befragt den Boten wegen Iole, und da ſie fürchtet, ihr Gemal werde dieſe mehr lieben, als ſie, ſo nimmt ſie des Neſſus vermeinten Liebestrank und beſtreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet ſich damit; kaum aber iſt er erwärmt, ſo greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm ſein Fleiſch herab. In ſolchem Zuſtande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deianira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, ſich erhing. Hercules ſelbſt begab ſich nun auf den Berg Deta, errichtete einen Holzſtoß, beſtieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Als der Holzſtoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unſterblichkeit theilhaft und verſöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundſchenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdiſchen Leben, theils in, theils außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige ſeiner Nachkommen ſind in der Geſchichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die hiſtoriſchen Erklärer an dem wirklichen Daſein des Hercules nicht, bezweifeln aber, daß ein Menſch in ſeinem Leben ſo viel und in der Art habe ausführen können, wie es erzählt wird, zu geſchweigen der Anachronismen, die in dieſer Geſchichte nicht ſelten ſind. Dies hat die meiſten bewogen, mehrere Heroen dieſes Namens anzunehmen, wozu es an Zeugniſſen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt nur ſechs, Diodor nur drei an. Darunter finden wir einen indiſchen, ägyptiſchen, tyriſchen oder phöniziſchen und thebaniſchen Hercules, und namentlich letzteren als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Unterſuchen wir das Weſen der orientaliſchen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, ſo können wir in der That kaum zweifeln, daß ſie urſprünglich nichts anders als aſtronomiſche Symbole waren. Der ägyptiſche Hercules, der eigentlich Chom oder Dſon heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den zwölf großen himmliſchen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amaſis aus den acht Göttern entſtanden. Da nun ſowol die acht, als die zwölf Götter der Aegypter aſtronomiſch zu verſtehen ſind, ſo iſt leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts iſt, als das Product des Sonnenlaufs durch die zwölf himmliſchen Zeichen, d. i. ein Jahres-

kreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren ſchon gelebt habe, beſagt, daß man ſeit dieſer Zeit aſtronomiſche Berechnung hatte. Der phönizische Hercules, deſſen eigentlicher Name Melcarthos iſt, gibt einen ähnlichen Urſprung ſchon durch ſeine Mutter Aſteria (Sternhimmel zu erkennen. Daß man auch in dem thebaniſchen oder griechiſchen Hercules noch mannichfaltige Erinnerungen an die orientaliſch-aſtronomiſche Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die zwölf Arbeiten ſind dieſer Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die zwolf Zeichen des Thierkreiſes, durch die plaſtiſche Poeſie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher dieſe zwölf Arbeiten der Sonne ſymboliſch dramatiſirte. Seine Vermählung mit Hebe haben ſchon bei den Alten einige dahin gedeutet, daß, nachdem er ſeinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich daſteht. Beſonders aber darf man bei dem griechiſchen Hercules nicht vergeſſen, daß er von dem phöniziſchen unmittelbar abſtammt; denn ſeine Geburtsſtadt Theben war eine phöniziſche Colonie. Der phöniziſche Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phöniziſchen Völkerſtamms, wanderte überall mit hin, wohin dieſe Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien ſich verbreiteten, und dadurch erſcheinen ſeine Züge als eine allegoriſche Erzählung der Verbreitung dieſes Volks durch Handel und Schifffahrt, und der Ausbildung der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach ſehr leicht ſein, daß niemals ein Hercules als Perſon gelebt, und es gleichwol Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phöniziſch-griechiſchen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Perſönlichkeit eines thebaniſchen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigſten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm ſagt, daß er urſprünglich nicht Hercules, ſondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erſt von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir. adv Phys. 557. ed. Fabric.) Wie dem nun ſei, auf dieſen thebaniſchen Alkäos-Hercules wurde alles das übertragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und dieſe Berichte verwandelten ſich im Munde der ſo eigenthümlich anthropomorphoſirenden Griechen in Sagen, wie ſie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt nach ſolcher Zuſammenſchmelzung andere Richtung und Geſtalt. Der Mythus des griechiſchen Hercules ſtellt uns nämlich die Geſchichte der früheſten Bildung oder die Entwilderungsgeſchichte Griechenlands dar. Dieſes Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: phyſiſch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hauſenden wilden Thiere; merkantiliſch durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politiſch-religiös durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. ſ. w. Alles dies bewirkte der phöniziſch-thebaniſche Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phöniziſche Pflanzungen, ihren Urſprung zurückführten. Alle ſie feierten ihm zu Ehren Feſte, und an dieſen Feſten ſang man von ſeinen Thaten. Unſtreitig floſſen darin aſtronomiſche Ideen, Wunderſagen von den merkantiliſchen Zügen und Thaten eines oder mehrerer griechiſchen Helden in einander. Auf dieſe Weiſe entſtanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Geſtalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatiſchen Dichter, welche, beſonders in den Satyrhandlungen, einen traveſtirten Hercules darzuſtellen liebten, wodurch eine Menge Poſſen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin

gehört wol ohne Zweifel, was man von Hercules dem Freſſer, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel Preis gegeben iſt, u. dgl. m. hin und wieder berichtet findet. Es iſt demnach kein Zweifel, daß die Idee des griechiſchen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poeſie verdankt, weshalb man ihn in gewiſſer Hinſicht als ein blos poetiſches Weſen betrachten kann. Das poetiſche Ideal wurde nachher von der bildenden Kunſt ſichtbar dargeſtellt. Hercules erſcheint in der Reihe der Idealfiguren griechiſcher Plaſtik als die nervigſte und unterſetzteſte. Außerordentlich ſtarke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Bruſt bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf iſt geiſtreich, gutmüthig; nur ſelten erſcheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart iſt kraus, ſein Haar kurz. Gewöhnlich erſcheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in ältern Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptſtatue iſt der ſogenannte Farneſiſche Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt ſich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verſchiedenen Stellungen, wozu die reichen Scenen ſeiner Geſchichte von ſelbſt aufforderten, werde dargeſtellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anſtrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darſtellung iſt der ſogenannte Torso di Michel Angelo, alſo genannt, weil dieſer große Künſtler ſieben Jahre lang an dieſem Bruchſtück einer Hercules=Statue ſtudirte. Aus der Anatomie zu ſchließen, ſaß die Statue vormals gebuckt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut iſt über den Sitz geworfen. Was den Hercules ſonſt auszeichnet, Bruſt und Schultern ſind im hohen Grade ſchön, die ſtarken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künſtler — Apollonius, Neſtors Sohn von Athen — ſtellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, ſondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unſterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darſtellungen gehört noch Hercules als Muſenführer, Muſagetes, zu welcher Ehre er durch ſeine eignen Muſenkünſte wol ſchwerlich gelangt ſein kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht ſonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieſer Beziehung mit der Lyra dargeſtellt. Die Vorſtellung iſt römiſch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Muſen aufſtellte; und es ſcheint in der That, er habe ſeinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegeriſche Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Muſenkünſten zu halten. dd.

Hercules=Säulen nannte man zwei Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditaniſchen Meerenge zwiſchen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben ſollte, gleichſam als die Grenzſteine ſeiner Wanderungen nach Weſten.

Herder (Joh. Gottfr. v.), einer der eigenthümlichſten, geiſtreichſten Schriftſteller der Deutſchen, wurde 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Oſtpreußen, geboren, wo ſein Vater unterſter Schullehrer war. Nicht begünſtigt durch Erziehung und äußere Umſtände, entwickelte ſich die ſchöne Natur des jungen Herders nur durch eigne Kraft. Nur das Leſen der Bibel und des Geſangbuchs verſtattete ihm ſein Vater; ein unerſättlicher Wiſſensdurſt aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin, obgleich er alle die Bücher jedoch, die er ſich zu verſchaffen

wußte, verſtohlen leſen mußte. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben ſo unangenehme, als unangemeſſene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Treſcho bediente ſich ſeiner als Schreiber. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings ſeltne Geiſtes- und Herzensanlagen zu entdecken, ſo entſchloß er ſich, dieſen größere Entwickelung zu verſchaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrſtunden nehmen, die er ſeinen eigenen Söhnen im Griechiſchen und Lateiniſchen gab. Herder, bei ſeinem großen, durch kein Hinderniß beſiegbaren Eifer, machte darin ungemeine Fortſchritte. Um dieſe Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntſchaft mit einem ruſſiſchen Wundarzt brachte, der damals in Treſchos Hauſe wohnte. Da dieſem des Jünglings ſchöne Bildung und edler Anſtand gefielen, ſo erbot er ſich, ihn mit ſich nach Königsberg und dann nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu laſſen. Herder, der keine Ausſicht hatte, ſeinen Lieblingsſtudien leben zu können, verließ demnach 1762 ſeine Vaterſtadt. In Königsberg aber fiel er bei der erſten Section in Ohnmacht, und entſchloß ſich darauf Theologie zu ſtudiren. Er wurde mit Männern bekannt, die ſeine Talente ſchätzten. Sie verſchafften ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erſt Aufſeher einiger Koſtgänger, dann Lehrer in der erſten philoſophiſchen und zweiten lateiniſchen Claſſe wurde, wobei es ihm an Zeit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er trieb jetzt die Theologie in jenem hohen Sinn und Geiſt, durch welchen es ihm ſpäterhin gelang, auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelſten Eifer für Wiſſenſchaft und Kunſt beſeelt, ſtrebte er, ſeinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deshalb verſenkte er ſich mit dem regſten Eifer zugleich in die Tiefen der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geſchichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, ſo eilte er von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, und nahm den reinſten Honig zur Ausbeute mit. 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domſchule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In dieſem doppelten Beruf erntete er den Segen der ſchönſten Wirkſamkeit; ſeine Zöglinge und Zuhörer hingen enthuſiaſtiſch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geiſt; als geiſtlicher Redner ſprach' er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeſchminkter Wahrheit ſo evangeliſch lauter, daß er ſich aller Herzen bemächtigte, und hatte ſo großen Beifall, daß man ſogar beſchloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. 1768 ward ihm von Petersburg aus das Inſpectorat der dortigen St. Petriſchule angetragen, allein er lehnte nicht nur dieſen Ruf ab, ſondern legte ſelbſt ſeine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menſchen auf der großen Bühne des Lebens, die Knnſt an der Quelle zu ſtudiren. Er war ſchon in Frankreich angekommen, als er zum Begleiter des Prinzen von Holſtein-Oldenburg durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von dieſer Verbindung nicht alle die Vortheile ziehen, die ſich ſein Geiſt davon verſprochen hatte. Sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Straßburg feſt, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen bedeutenden Einfluß gewann (ſ. d. Art. Göthe). Herder hatte damals auch ſchon als Schriftſteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und ſich durch ſeine Fragmente, ſeine kritiſchen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt. Obſchon er bis dahin für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte,

ſo erhielt er doch in Strasburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath nach Bückeburg. In dieſer Stelle machte er ſich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologiſcher Profeſſor nach Göttingen, wohin er aber nicht abging, weil der König ſeine Berufung nicht unbedingt beſtätigt, und man, im Gegentheil, aller Gewohnheit zuwider, verlangt hatte, daß er ſich zu einem Colloquium ſtellen ſolle. Wie unangenehm ihm alles dies auch ſein mußte, ſo blieb ihm, da er ſich in Bückeburg mit einer eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag zum entſcheidenden Entſchluſſe war da, aber auch ſein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage deſſelben Tages erhielt er über Tiſche (eine Folge ſeiner Freundſchaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder ſeinen ganzen Geiſtesreichthum entfalten, und nicht blos ungeſtört, ſondern auch befördert und vielfach angeregt, die ſchönſte Wirkſamkeit äußern konnte, ſo war es unſtreitig Weimar, unter Amalias und Carl Augußts Regierung. Die ſchönſten Früchte ſeines reichen Geiſtes reiften hier, und Weimar wird ſich noch lange dankbar deſſen erinnern, was er als geiſtlicher Redner, als Aufſeher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung ſegenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutſche Athen, ſo hat auch er, der als ein Stern erſter Größe an dieſem Himmel glänzte, ſeinen Antheil daran. Geliebt und geehrt von einem der würdigſten Fürſtenhäuſer, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeines Werthes, denn 1793 wurde er Vicepräſident, und 1801 Präſident des Oberconſiſtoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher geweſen war. Erſt nachdem er dies geworden, wurde er von dem Churfürſten von Baiern in den Adelſtand erhoben. So lebte und wirkte Herder, bis am 18. December 1803 der Genius des Todes die ſchöne Wirkſamkeit ſeines Lebens unterbrach. Doch der große Mann, der edle Geiſt lebt über das Grab hinaus. Ein ſchönes Vermächtniß hat er uns in ſeinen Schriften hinterlaſſen, und mit ihnen ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. Die neue Auswahl ſeiner ſämmtlichen Werke (bei Cotta in Tübingen, ſeit 1805) iſt in mehrere Claſſen abgetheilt, in Schriften zur ſchönen Kunſt und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philoſophie und Geſchichte gehörig. Man erkennt dadurch beim erſten Anblick die Vielſeitigkeit des Mannes, der als Philoſoph, Geſchichtſchreiber, Theolog, Philolog, Archäolog, Aeſthetiker, Dichter und Ueberſetzer mehr als 40 Jahre lang mit raſtloſem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunde hiſtoriſche, klimatiſche Erklärung; als Philoſoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menſchen- und Welt-Beobachtungen; als Erklärer des klaſſiſchen Alterthums bewirkte er harmoniſche Bildung des Menſchen durch Studium der klaſſiſchen Alten; zur Belebung des Naturſtudiums trug er ſehr vieles bei; läuterte allſeitig unſern Geſchmack; erhob uns durch Anſchauung und richtige Würdigung der ſchönen Kunſt zu reiner Menſchheit; ſtimmte faſt in Allem, was er ſchrieb, zur Begeiſterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unſern Seelen edle Gefühle ein, entflammte ſie für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders ſind ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der

Menſchheit (Riga 1784—91, 4 Bde.), in welchem alle Strahlen ſeines Geiſtes ſich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, ſagt er, da die Auen der Wiſſenſchaften noch in alle dem Morgenſchmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsſonne unſers Lebens ſo viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt ſeine Philoſophie und Wiſſenſchaft habe, nicht auch das, was uns am nächſten angeht, die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen und Großen eine Philoſophie und Wiſſenſchaft haben ſollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphyſik und Moral, Phyſik und Naturgeſchichte, die Religion endlich am meiſten." Und ſo ſuchte Herder ſchon von jener Zeit an nach einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, wo er nur ſuchen konnte. Deswegen zeigt ſich auch wirklich in Allem, was er jemals ſchrieb, dieſe Richtung, aus welcher ſeine Tugenden wie ſeine Fehler hervorgehn. Den Punct zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war ſein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphyſiſche Grübelei, ſondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geſchichte und aller Zweige menſchlicher Cultur durch, Religion, Philoſophie, Geſetzgebung, Heilkunde, Poeſie und Kunſt. Von ſeinem Standpunct aus liegt Welt und Menſchenleben, Vergangenheit und Zukunft vor dem erſtaunten Blick, alle Verwirrung löſt ſich, und erhabene Ruhe bemeiſtert ſich des Herzens. Ausgerüſtet mit Kenntniß der Menſchennatur im Allgemeinen, führt uns der Hiſtoriker der Menſchheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie ſie unter ſolchen oder ſolchen Bedingungen ſich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine ſolche oder ſolche Entwickelung haben müſſe. Dabei entdeckt er das große Geſetz, das Ziel und den Endpunct dieſer Menſchennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Dieſe Humanität ward Herders Göttin; auf ſie bezog er Alles; für ſie wirkte er mit raſtloſem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Menſch; und Menſch im ſchönen Streben und Wirken zu ſein, darauf war all ſein Bemühen gerichtet, ſo daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte ſein ganzes Weſen bezeichnen kann. Er war Humaniſt, und ſpricht uns als ſolcher in dem unvergänglichen Denkmal ſeines Geiſtes, in ſeinen Ideen, ſchön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieſes Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, ſich ſagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klaſſiſches Werk, das in dem Strom der Vergeſſenheit ſo leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. Im J. 1819 ließ der Großherzog von S. Weimar eine Gedächtnißtafel auf Herders Grab legen. Seine Witwe ſchrieb Erinnerungen aus Herders Leben, die J. G. Müller 1820 herausgab. dd.

Here, ſ. Juno.

Hering, Heringsfang. Hering iſt der bekannte Zugfiſch, der in ungeheuren Scharen ſeine Züge macht, und in unermeßlicher Menge an vielen Küſten gefangen, und dann geſalzen, oder getrocknet als Bückling, durch ganz Europa verfahren wird. Gegen Johannis findet er ſich an den ſchottiſchen Küſten ein, zieht ſich von da nach den engliſchen Küſten, und gegen Ende des Jahres nach den irländiſchen Dünen; hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächſten Jahre bleibt. Vorzüglich und in ſeiner beſten Güte wird er in der Nordſee gefangen; in der Oſtſee an den Küſten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland u. ſ. w. iſt er magerer. Der in der Zuiderſee gefangene wird zu Bückling zubereitet und getrocknet,

oder auch von der gemeinſten Volksclaſſe roh verbraucht. Die Heringsfiſcherei war ſchon vor vielen Jahrhunderten ein großer Nahrungszweig der Flamänder. Die Holländer bemeiſterten ſich deſſelben aber größtentheils, als 1416 Wilh. Baukels das Einſalzen auf die jetzt noch übliche Weiſe zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort einböкeln. Die holländiſchen Heringe haben ſich auch ſeit dieſer Zeit im Ruf als die beſten erhalten, und um einen Hering anzupreiſen, wird nicht verfehlt, ihn einen holländiſchen zu nennen. Der Fang geſchieht insbeſondere an der Küſte von Norfolk, und zwar vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Ueber die Zeit und Art der Fiſcherei gibt es ſtrenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe von 24 — 30 Laſt Buiſen genannt, und als Holland noch faſt den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wol gegen 1000 ſolcher Buiſen auf den Fang geſchickt. Dies hat ſich nach und nach durch die Theilnahme der andern Nationen ſehr vermindert, die Anzahl iſt aber immer noch ſehr bedeutend.

Hermandad. Als in Caſtilien die Städte zu Anſehen gelangten, und durch die Begünſtigungen der Könige, welche die Macht derſelben gegen den übermüthigen Adel gebrauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, ſchloſſen ſie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubſucht des unbändigen Lehnadels zu ſchützen, unverholen ausſprachen. Am auffallendſten verkündigte dieſen Zweck die im J. 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Caſtilien und Leon geſchloſſene Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten beſchloſſen, um jedem Adeligen, der einen Bundesgenoſſen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leiſten, oder Bürgſchaft für die Beobachtung des Rechts ſtellen wollte, ſeine Häuſer zu zerſtören, ſeine Weinberge und Gärten zu verwüſten, ja ſogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefordert oder bedroht hatte, und nicht Bürgſchaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten. Dieſer frühern Verbrüderungen mußten wir hier erwähnen, weil ſie das Vorbild der ſpätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Iſabellas Regierung in Caſtilien ſich ausbildete. Sie wurde zuerſt 1486 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden ſich aufrieb, die wehrloſen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerſtraßen unſicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer, und ernannten Richter in verſchiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgeſucht, vor die Richter geführt und beſtraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe ſchützten nicht Rang und Stand, und ſelbſt in Kirchen konnte er nicht ſichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch dieſe Anſtalt ſeine unruhige Fehdeluſt gebändigt und ſeine Richtergewalt beſchränkt ſah, lehnte ſich vergebens dagegen auf; denn der König beſchützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirkſames Hilfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des ſtehenden Heeres ausmachte, ohne daß ſie vom Hofe beſoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt (welche Benennung Veranlaſſung geworden, daß man dieſe Anſtalt mit der Inquiſition verwechſelt, oder für eine von dieſer abhängige Anſtalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anſtalt, deren Fortſetzung ſie war, die Beſtimmung, die innere Sicherheit zu ſchützen und Ruheſtörer und

Straßenräuber zu greifen, ſetzte ſich aber nicht eher in Bewegung, bis die ſtrafbare That geſchehen war. Sie beſtand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die blos in die verſchiedenen Bezirke des Königreichs Caſtilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer ſtrengſten Vorſchriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Städte auszuüben. Sie ſtand unter dem Rathe von Caſtilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann (lat. Arminius), der Retter der deutſchen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur ſehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumſtänden dieſes Helden. Druſus hatte durch ſeine Siege das römiſche Reich mit allem deutſchen Lande, dem Rhein, der Elbe und der Saale vergrößert. Um die kriegeriſchen Bewohner dieſer Gegenden in Gehorſam zu erhalten, verſäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthaten anrathen konnten. Einige der anſehnlichſten jener Völkerſchaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius ſo verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man ſich der Treue der andern durch Geiſeln und durch eine vollkommen römiſche Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu verſichern ſuchte. Hermann, der Sohn des Cheruskerfürſten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in der Sprache der alten Deutſchen einen berühmten Sieger), geboren 18 Jahre vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterſtand aufgenommen und bei dem Heere des Auguſtus angeſtellt. Allein weder des Fürſten Gunſt, noch aller Zauber der Bildung, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet ſein konnte, machten ihn ſeinen Erinnerungen und den Göttern ſeines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden ſollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er in Rom Rom überwinden. Er überzeugte ſich, daß Deutſchlands rohe Tapferkeit der römiſchen Kriegskunſt im offenen Felde nicht widerſtehen könne; er griff daher zur Liſt, und ward darin von den Umſtänden ungemein begünſtigt. Der Statthalter Quintilius Varus war Befehlshaber des ſchönſten aller römiſchen Heere, beſtimmt, die neuen Beſitzungen auf der rechten Seite des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorſam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf ſeine Macht, glaubte er die deutſchen Völkerſtämme, die ſtets als ihr höchſtes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römiſchen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Geſchäftsleuten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, ſollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn ſchon dieſe Beſtimmung ſie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, ſo empörten ſie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpreſſungen. Hermann hielt dafür, es ſei dieſer Zeitpunct der Ausführung ſeiner Anſchläge günſtig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwiſchen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerſtämme für ſeine Plane zu gewinnen. Um eben dieſe Zeit (im 9. Jahre unſerer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufſtand in Pannonien und auf den Grenzen Dalmatiens aus; ob im Zuſammenhange mit Hermanns Planen, und vielleicht zu Gunſten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwiſchen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, laſſen wir unentſchieden. War dies aber auch nicht der Fall, ſo haben wir doch noch Urſache genug, die Uebereinſtimmung zu bewun-

dern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenoſſen herrſchte, und die ſogar durch den Abfall des Segeſtes nicht geſtört werden konnte. Dieſer Anführer der Katten machte den römiſchen Feldherrn mit den geheimen Anſchlägen bekannt. Varus aber verachtete die empfangene Warnung, und dem Hermann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerkſamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weſer hinzulenken, welche von ihm ſelbſt in der Abſicht angeſtiftet waren, um das römiſche Heer ins Innere von Deutſchland zu locken. Die als Hilfstruppen dienenden deutſchen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorſam, und ihre Anführer, Hermanns Freunde und Mitverſchworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufſtände hatten erſt in entfernten Gegenden Statt, um den römiſchen Statthalter zu Zerſtreuung ſeiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber das Hauptheer nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätheriſchen Hilfstruppen beſtand, da ward der Aufſtand allgemeiner. Hermann und ſeine Freunde, die das Vertrauen des Varus genoſſen, und Zutritt zu einem Rathe hatten, vervielfältigten die Beweiſe anſcheinenden Dienſteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, ſondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in ſeinem Brennpuncte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segeſtes ſeine Warnungen; mit jedem Tage entfernte ſich das Heer weiter vom Rhein, und vertiefte ſich in die Gegenden, wo die verderblichſte Schlinge ihm gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beſchwerlichen Marſche durch Sümpfe und Wälder, ſah es in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutſchen beſetzt waren, ſich plötzlich eingeſchloſſen. Zugleich vernahm es, daß Hermann mit dem Nachtrupp, den er anführte, ſich feindlich erklärt habe, und daß er die Seele aller ſich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe ſei. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbeſieger verrichteten Wunder; aber ſie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in dieſen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet, und einen Einfall der Deutſchen abgewandt; den Hermann konnten ſie nicht hindern, ſich dreier römiſcher Adler zu bemächtigen, und ihren Fortſchritten im nördlichen Deutſchland für immer ein Ziel zu ſetzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Hermanns Krieger befleckten ihren Sieg durch unnütze Grauſamkeiten. Ihre Wuth richtete ſich zunächſt gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalſitten in grellem Widerſpruche ſtanden; dem Einen hieben ſie die Hände ab, Andern ſtachen ſie die Augen aus. Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes iſt ſchwer zu beſtimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbeſtimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche ſich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, die jenes Schlachtfeld auf den Grenzen der Grafſchaften Lippe, Mark und des Herzogthums Weſtphalen ſucht; ſie ſtimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächſt der kleinen Stadt Detmold, vorfallen läßt. Die benachbarten Orte ſind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieſer Gegend hat ſich auch Carl der Große des Ermenſul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrſcheinlich der letzte Ueberreſt der Verehrung war, welche die germaniſchen Nationen ihrem Befreier er=

wieſen. Hermann, nachdem er die Freiheit ſeines Landes erfochten, blieb nicht unthätig. Er zerſtörte die Feſtungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weſer und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegeriſchen Geiſt pflegend nährte, den er mit Recht als die beſte Schutzwehr gegen den Eroberungsdurſt der Cäſaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen ſeine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer ſchien; unter ihnen vorzüglich Segeſtes, eines mächtigen Stammes Haupt, deſſen einem andern Fürſten verheißene Tochter er entführt hatte. Segeſtes, von der Nationalpartei, deren Seele Hermann war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hilfe; die Römer eilten auf ſein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand ſich auch die Gattin Hermanns. Als man ſie dem Germanicus vorſtellte, waren ihr Betragen wie ihre Geſinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, ſagt Tacitus, war ſtumm; ſie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, ſetzt der große Maler hinzu, hielt ſie gefalten, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segeſtes und Thusneldas Schickſal gaben dem vaterländiſchen Sinne Hermanns verſtärkten Schwung und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern ſeit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterſtützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, deſſen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römiſchen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwiſchen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher ſtimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römiſche Feldherr neue Anſtrengungen; ſeine Rüſtungen waren ungeheuer, und ſein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Deſſen ungeachtet, und obgleich dieſer ſein vierter Feldzug in Deutſchland durch die Niederlage Hermanns in der Ebene Idiſtaviſus, an den Ufern der Weſer, berühmt ward, blieb er doch ohne entſcheidenden Ausgang, und endigte ſich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang deſſelben und vor der Schlacht von Idiſtaviſus hatte Hermann einen Zuſammentritt mit ſeinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, den Römern treu geblieben war; die Unterredung geſchah in der Sprache der Römer, an der Weſer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umſonſt verſuchte Hermann den Bruder für die Nationalſache zu gewinnen, indem er ſeine militäriſchen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold ſeiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer ſchändlichen Knechtſchaft nannte. Der Fluß nur zwiſchen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eiferſucht gegen Germanicus kam den Anſtrengungen der Verbündeten zu Hilfe; aber als dieſe von außen Ruhe hatten, wandten ſie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des markomanniſchen Reichs, wollte ſeine Eroberungen jenſeit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte gleich Hermann ſeine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundſätze, welche jenen des Cherusker-Helden gerade entgegengeſetzt waren, von dort zurück. In Hermann fand er einen eben ſo furchtbaren Gegner ſeiner Herrſchſucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit ſeines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen ſeines Neffen nicht ſtehen wollte, auf Marbots Seite trat, blieb Hermann Sieger

in dieſem Bürgerkriege, und erwarb ſich den Ruhm, ſeine Mitbürger, nachdem er ſie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entſchied, war blutig und von langer Dauer; die Deutſchen ſchlugen ſich nicht mehr regellos und vertheilt; Hermann hatte ſie an römiſche Ordnung gewöhnt, und von allen Künſten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Der Ausgang blieb lange unentſchieden. Weil aber der Markomannen König zuerſt ſeine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Beſiegten gehalten. Ein großer Theil ſeines Heers verließ ihn, er mußte ſich ſchnell ins Innere ſeiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweiſe, welche Hermann von ſeiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß er dennoch den Plan gehabt habe, die freien Völker Germaniens zu unterjochen. Inzwiſchen verſichert dies Tacitus, und ſein Anſehn muß die reinmoraliſchen Anſichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht ſtrebte, ſich den Haß ſeiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanſchlag ſeiner Verwanden im 37ſten Altersjahre ſein Leben geendigt. Kurz vor ſeinem Tode hatte der Celtenfürſt Adganteſtes oder Adganteſtrius an den Senat geſchrieben, und ihm Hermanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Hermann war 26 Jahre alt, als er die Legionen des Varus vernichtete: zwei Jahre vor ſeinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unſtreitig war Hermann," ſagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo ſie noch ſchwach waren, gleich andern Königen und Feldherren, ſondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendſten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch beſiegt hörte er nicht auf, durch ſein Benehmen und durch ſeine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutſchlands Angelegenheiten nach den Wünſchen ſeiner Mitbürger; nach ſeinem Tode ward er der Gegenſtand ihrer Verehrung."

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen ſtammen, nicht mitzählt, ſo hat man Recht, dieſen Hermann mit dem Beinamen des Erſten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eiſernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar ſtatt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einſetzte, kam Hermann 1192 zur Regierung, nachdem ſein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verſtorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiſerliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgeſetzt, welche die Beiſitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob ſich Thüringen zu einer der blühendſten Provinzen Deutſchlands, und die Landgrafen ſelbſt erhoben ſich zu ſolch einem Anſehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiſer Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüringiſche Landgericht in vier ſogenannte Dingſtühle eingetheilt, die dem Landgericht zu Mittelhauſen unterworfen waren, wo der Landgraf ſelbſt zu Gerichte ſaß. Nicht aber blos nach innen ungemein thätig und wirkſam, ſpielte Her-

mann auch in politiſcher Hinſicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiſer Heinrich VI., welcher Thüringen ſelbſt in Beſitz zu nehmen Luſt hatte, ergriff er ſolche Maßregeln, daß alle Verſuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entſchloſſenheit und gleichem Glück widerſetzte er ſich den Anmaßungen des Erzbiſchofs von Mainz, und des Abtes von Fulda. Nur in den unſeligen Kriegen, welche nach Heinrichs Tode Deutſchland verheerten, ſchwankte Heinrich zu ſehr zwiſchen den beiden Prätendenten der deutſchen Königskrone, Philipp aus dem Hauſe Hohenſtaufen, und Otto von Braunſchweig (1198 — 1208), und er zog durch ſeine, bald mit dieſem, bald mit jenem eingegangenen Bündniſſe ſeinem Lande ſo große Verwüſtungen zu, daß der Erwerb von Nordhauſen, Mühlhauſen, Saalfeld, des Schloſſes Ranis und des Bezirks an der Orla nicht für Erſatz gerechnet werden konnten. Nachdem Otto endlich allein zum Kaiſer der Deutſchen gekrönt war, den Hoffnungen des Papſtes Innocenz aber nicht entſprach, brachte dieſer, mit Hilfe Frankreichs, welchem Ottos wachſendes Glück bedenklich war, eine Verſammlung deutſcher Fürſten zu Stande, auf welcher Ottos Abſetzung und des ſiciliſchen Friedrichs Wahl vorgeſchlagen wurde. Hermann verſammelte zu dieſem Behufe eine Anzahl von Fürſten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vorſchlag zum förmlichen Beſchluß erhob. Sehr theuer würde dieſes ihm zu ſtehen gekommen ſein, denn die Sachſen bemächtigten ſich hierauf der Städte Nordhauſen und Mühlhauſen, viele thüringiſche Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in ſein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutſchland dieſe Truppen weggerufen, und Otto ſeinem Gegner hätte weichen müſſen. Wie viel ſich Friedrich von Hermanns Unterſtutzung verſprach, erkennt man daraus, daß er dieſem, als er ſich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegenritt. Hermann ſeiner Seits verſäumte aber auch nicht, dieſem Vertrauen zu entſprechen, denn er reiſte in Deutſchland umher, eifrig bemüht, Ottos noch übrige Anhänger dem neuen Kaiſer zu unterwerfen. Er ſah ſein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor ſeinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutſchen Kaiſer gekrönt. Mitten unter ſo vielen Beſchäftigungen vernachläſſigte Hermann die Künſte des Friedens nicht. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie. Hermanns Name ſteht ſelbſt mit in den Reihen der Minneſänger, die er gern als eine beſondere Zierde an ſeinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als ſein Bruder noch regierte, und er Pfalzgraf von Sachſen war, hatte er, auf ſeinem Wohnſitz zu Neuenburg an der Unſtrut deren mehrere um ſich verſammelt, und ihre poetiſchen Wettkämpfe verſchönerten ſeine Einſamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, ſeinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eiſenach verlegte, folgten ihm ſeine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eſchenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und Andere der berühmteſten waren hier, und haben ſein Andenken auf mehr denn eine Weiſe verewigt. Die ſechszehnreimige Strophe, deren ſie ſich bedienten, heißt des Fürſten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetiſchen Zweikämpfe vom J. 1207 iſt uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poeſie ſeiner Zeit wirkte, erhellt aus mehrern Beweiſen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung ſeiner Aeneide, Albrechten von Halberſtadt zur Be-

arbeitung der Metamorphoſen Ovids, und ſein Beiſpiel wirkte auf ſeine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poeſie und beſchäftigten ſich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutſche Verſe überſetzen, und ſeine Schweſter Irmengard trug den Geſchmack an deutſcher Poeſie an den anhaltiſchen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder zu der Sammlung der Minneſinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Muſenkünſten ſein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deshalb beide. Daß auch ſpätere Dichter ein Fürſtenhaus, worin die Poeſie geehrt und gepflegt worden war, nicht ſobald vergaßen, davon ſprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (ſ. Gottſcheds Bücherſaal X. 264.), und das Leben der heiligen Eliſabeth, der Gemalin dieſes Ludwig, einmal durch Conrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rothe. In dem letztern iſt auch der Ruhm unſers Hermanns nicht vergeſſen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichſte Nachricht gegeben. dd.

Hermann (Joh. Gottfr. Jacob), einer der größten jetzt lebenden kritiſchen Philologen. Seine Vaterſtadt iſt Leipzig, wo ſein Vater (Joh. Jacob Heinrich) Senior des Schöppenſtuhls war, und er 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde ſeine Neigung für die claſſiſche Literatur frühzeitig entwickelt und ſchon 1786 begann er ſeine akademiſchen Studien unter dem Rectorate des berühmten Reiz. Dieſer, ihm zugleich verwandt, wirkte durch ſorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am mächtigſten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philoſophiſche und mathematiſche Studien zu Leipzig und Jena ſeinen Scharfſinn übte, und durch Geſchichte ſeine Kenntniß erweiterte. Deſſen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Rechte beſtimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, (ſ. ſeine Diſſertation de fundamento iuris puniendi, v. 1793), ohne Neigung betrieb. Doch wurde ſeine Richtung auf die humaniſtiſchen Studien immer feſter. 1794 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation de poeseos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Profeſſur der Philoſophie, 1798, ſchrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. 1803 erhielt er die ordentliche Profeſſur der Beredſamkeit auf der Univerſität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Diſſertation, ſo wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indeſſen hatte er ſchon durch ſein vorzüglich auf das Leſen der Alten gebautes Syſtem der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II. Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipz. 1798. 8.), mehrere kritiſche Ausgaben alter Schriftſteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802, Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae, Lips. 1801, epistola de dramate comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.) die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich gezogen. Seine philologiſchen Vorleſungen und ſeine ſogenannte griechiſche Geſellſchaft zu einer Pflanzſchule ausgezeichneter Philologen, trugen zu dem Flor der leipziger Univerſität bedeutend bei; ſo wie ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wiſſen oder Privatverhältniſſe ihm näher führten.

Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica, Lips. 1805, der Homeriſchen Hymnen, Lips. 1806; ſeine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua in Wolfs und Buttmanns Museo etc. 1809, die akademiſchen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonauticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus sermonis Homerici P. 1 et 2, 1812 et 1813; de Aeschyli Glaucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeschylum 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2, 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erſchienenen Briefwechſel zwiſchen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophokles (Aiax. Electra), Euripides (Hercules furens); und ſeine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae, Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) ſind Zeugniſſe des raſtloſen Fleißes, mit welchem dieſer ſcharfſinnige Geiſt das claſſiſche Alterthum behandelt. Das Vaterland hat ſeine Verdienſte 1815 durch Verleihung des königl. ſächſiſchen Civilverdienſtordens geehrt; das Ausland durch Aufnahme in mehrere literariſche Geſellſchaften.

Hermannſtadt, ungariſch Szeben, die erſte von den ſächſiſchen Städten und Hauptſtadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie iſt nach alter Art befeſtigt, wird in die Ober- und Unterſtadt eingetheilt, und iſt faſt rings mit großen Teichen umgeben, mittelſt welcher ſie auf einigen Seiten unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie hat über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die evangeliſche Religion bekennen. Zu bemerken ſind das lutheriſche und catholiſche Gymnaſium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waiſenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebſt einem Münzcabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt iſt der Sitz des Militärgubernators, des königlichen Grafen der ſächſiſchen Nation und des Hauptpoſtamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien iſt nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufacturen von feinen Hüten, Leder, Mouſſelinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von ſeinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem ſeinigen vereinigt ſind, wie er, der Sage nach, auch beider Aeltern Schönheit in ſich vereinigte. Die Nymphen in den idäiſchen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die Heimath, zog in den benachbarten Ländern umher, und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der ſchönen Nymphe Salmacis ſtehend, von dieſer kaum geſehen, auch ſchon geliebt ward. Der ſpröde Knabe erhörte die ſchöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth ſich badete. Doch auch jetzt verſagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte dieſe zu den Göttern, daß nie ein Tag ſie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten ſich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides ſchien. Der alſo

Verwandelte erflehte von ſeinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in dieſe Fluthen hinabſteige, möge, wie er, als Mannweib herausgehen. Berühmt iſt die antike ſchöne Bildſäule des Hermaphroditen in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Hermelin, eine Art Wieſel, von der Größe eines Eichhorns, die vorzüglich in Sibirien und in Canada angetroffen wird, deſſen Fell, ſeiner Zartheit und ungemein ſchönen Farbe wegen, ſehr geſchätzt iſt. Dieſe Farbe fällt im Sommer ins Gelbe oder Röthliche; zur Winterszeit wird es ſchneeweiß und iſt dann am ſchönſten. Zubereitet iſt es eine auszeichnende Tracht großer Herren, wie denn fürſtliche Perſonen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ihre Mäntel damit auszieren laſſen. Petersburg und Archangel liefern die ſchönſte Waare dieſer Art.

Hermen nennt man alle viereckigen ſteinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen ſcheinen ſie von Hermes (Merkur) erhalten zu haben, deſſen Bild anfänglich am häufigſten auf dieſe Art verfertigt und an den Wegen aufgeſtellt wurde. Nachher gebrauchte man dieſes Wort zur Bezeichnung jeder Bildſäule dieſer Art. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder ſetzte auch wol nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros, auf ſolch einen viereckigen ſteinernen Pfeiler, ſo nannte man dergleichen Hermen: Hermathenä, Hermerakiä, Hermerotes. Bildſäulen dieſer Art waren die erſten Verſuche der noch rohen Kunſt, welche erſt blos viereckige Pfeiler, und nachher abgerundete Köpfe darauf, als Götterbilder aufſtellte. In der Folgezeit wurde dieſe Form, ſelbſt in der blühendſten Kunſtepoche, beibehalten und verſchönert. Zu Athen ſtanden dergleichen vor allen Häuſern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo ſie mit Kränzen geſchmückt wurden. Wer ſich an ihnen vergriff, ward als ein Schänder des Heiligen beſtraft. Bei den Römern hießen dieſe Hermen termini, von dem Grenzgott Terminus, weil ſie als Meilenzeiger an den Landſtraßen ſtanden. Nicht aber blos Köpfe von Göttern und Helden, ſondern auch von Staatsmännern, Philoſophen, Dichtern, Rednern u. ſ. w. ſtellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man ſie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Bruſt und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, und meiſt ohne Abzeichnung. dd.

Hermeneutik, Hermenevtik, kommt von einem griechiſchen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt aufſtellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieſes Wortes auf die Erklärung der heiligen Schrift beſchränkt. Die Hermeneutik verhält ſich zu der Exegeſe wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes, ſ. Merkur.

Hermes Trismegiſtus, ein hiſtoriſcher Name, über den es uns durchaus an zuverläſſigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demſelben den Erfinder der Buchſtabenſchrift und aller nützlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und ſetzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Oſiris und der Iris zur Seite deren Zeitgenoſſe er geweſen ſein ſoll. Nach Diodor war er des großen Oſiris Freund und Rathgeber, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die erſten Schriftzeichen, die Grammatik, Aſtronomie, Rechenkunſt, Meßkunſt, Tonkunſt, Medicin, war ihr erſter Geſetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche, der erſte Anbauer des

Oelbaums, der Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weiſe von ſeiner Weisheit. Aber alle dieſe Angaben ſind ſo unſicher und ſchwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo, noch ob er überhaupt gelebt habe, mit einigem Grunde beſtimmt werden kann. Um ſeine Wiſſenſchaft auf die Nachwelt zu bringen, ſoll er ſie in ſteinerne Säulen gegraben, und dieſen Säulen ſollen Pythagoras und Plato ihre Kenntniſſe zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derſelben in ein eigenes Buch, und ſpäter entſtanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Beſonders ſchob ihm die alexandriniſche Schule alles unter, was ſie über Magie, Theoſophie, Alchymie und andere Schwärmereien ohne wiſſenſchaftlichen Grund träumte. Auch neuere Schwärmer betrachteten ſolche Sagen als eine Quelle geheimer Weisheit. Wem um die vermuthete Deutung derſelben zu thun iſt, der leſe Dorneddens Aufſatz: Ueber die Erfindungen des Thoyth in deſſen Neuer Theorie der griechiſchen Mythologie, und Grubers mythologiſches Wörterbuch.

Hermes (D. Joh. Aug.), Conſiſtorialrath und Superintendent in Quedlinburg. Er war am 4. Aug. 1736 zu Magdeburg geboren. Nachdem er nach vollendeten Studien ſeit 1757 das Paſtorat zu Reckendorf im Meklenburgiſchen, ſeit 1759 das zu Gorſchendorf verwaltet hatte, kam er 1765 als erſter Prediger und Präpoſitus nach Wahren, wo er ſich durch freimüthige Aeußerungen über die Lehre von der Genugthuung, welche er in ſeinen wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottſeligkeit, 2 Bde. (Bützow 1771 und 72), vorgetragen hatte, ſo viel Verfolgung zuzog, daß er dieſes Amt niederlegte. Im J. 1774 ward er Inſpector und Paſtor in Jerichow im Magdeburgiſchen; 1777 Conſiſtorialaſſeſſor und Paſtor adjunctis zu Dittfurt bei Quedlinburg, wohin er als Oberprediger bei der Nicolaikirche, Conſiſtorialrath und Inſpector des Gymnaſiums 1780 kam. 1799 ward er Oberhofprediger zu St. Servatii. Dies blieb er bis 1812, nachdem er bereits 1807 ſein Amtsjubiläum begangen hatte, bei welcher Gelegenheit ihm von der Univerſität Helmſtädt das Diplom als Doctor der Theologie zugeſchickt wurde. Nach Aufhebung der Hofgemeine war er noch Superintendent bis 1821, da er auch dies Amt niederlegte. Außer den vorhin erwähnten Beiträgen ſchrieb er: Handbuch der Religion, Berl. 1779, vierte ſehr vermehrte Ausgabe, 1791, gr. 8., in welchem viele fromme Familien Stoff zur Erbauung (zur Erleuchtung, Veredlung und Beruhigung) fanden und zum Theil noch finden. In ſeinem Handbuche kommen auch neben mehrern Liedern neuerer Dichter, einige von ihm ſelbſt verfertigte vor, die in neuere Geſangbücher übergegangen ſind, als: Ach, ſieh ihn bluten, dulden, ſterben, ꝛc. Predigten über die evangeliſchen Texte an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahres. Berl. 1782, 2 Bde., verb. 1788. Communionbuch, fünfte Ausg. Neue Morgenandachten auf alle Tage im Jahr, 2 Bde. Neue Abendandachten 1784. Beiträge zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes, gemeinſchaftlich mit G. N. Fiſcher und Salzmann, 1785 — 88. Für Quedlingburg gab er 1787 ein verbeſſertes Geſangbuch heraus. Allgemeine Bibliothek der neueſten deutſchen theologiſchen Literatur, gemeinſchaftlich mit A. Cramer 1784.

Hermes (Joh. Timoth.), bekannt als ein aufgeklärter helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philoſoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erſte Bildung

erhielt er von ſeinem gelehrten Vater und ſeiner trefflichen Mutter. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes entwickelten ſich ungewöhnlich ſchnell; erſt unter einem Hauslehrer und hernach auf dem Gymnaſium zu Stargard. Auf der Reiſe zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu ſtudiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetſchung der Bruſt, welche einen faſt tödtlichen Blutſturz zur Folge hatte. Von allem entblößt, kam er in Königsberg an, und würde, da er die vorausgeſchickten Gelder nicht vorfand und ſeine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen ſein, wenn ihm nicht theils ſeine Bücherkunde, theils edle Menſchen zu Hilfe gekommen wären. Seine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache öffnete ihm die beſten Häuſer der Stadt. Kant und Arnold wurden ſeine Lehrer, und Letzterer erkannte ſchon damals mit Scharfblick einen deutſchen Richardſon in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form ſelbſtgemachter Erfahrungen niederzuſchreiben, um ſie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für ſeine Geiſtesbildung, lebte. Hier ſchrieb er ſeine Fanny Wilkes, um zu erfahren, welche Aufnahme er für Sophiens Reiſe, welche auch ſein Hauptwerk geblieben iſt, einſt zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schleſien, und als fürſtlich anhaltiſcher Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidete, und ſeit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürſtenthum Breslau, Paſtor primarius zu St. Eliſabeth und Profeſſor primarius der Theologie war. Seine bekannteſten Werke ſind die ſchon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erſcheinung viel Aufſehen machten, denen die Ehre bleibt, die Reihe unſerer lesbaren pſychologiſchen Romane eröffnet und ein beſſeres Muſter der Menſchendarſtellung in dieſer Gattung gegeben zu haben. Er ſtarb im J. 1819.

Hermetiſche Kunſt, ſ. **Alchymie**.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von ihrem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, verſprochen, ward aber des Oreſtes Gemalin, und gebar ihm den Taſimenus. Nachher ſoll ſie ſich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unſterblich geworden ſein. Außerdem ſ. **Harmonia**.

Hermitage, eine der feinſten und feurigſten Sorten franzöſiſcher Weine, die längs der Rhone zwiſchen Valence und Valiere im ehemaligen Dauphiné wächſt. Es gibt davon rothe und weiße Sorten, jene ſind aber die beliebteſten. Ihren Namen haben ſie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Sie werden über Cette zur See und Beaune landeinwärts ausgeführt, oder hier zur Veredlung anderer Weine gebraucht.

Hermode, ſ. **Nordiſche Mythologie**.

Hernia, ſ. **Bruch**.

Hero, eine Prieſterin der Venus zu Seſtos auf der thraziſchen Küſte, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenſeite des Helleſpont gelegenen Abydos, in einem Gedicht erzählt wird, das wir unter Muſäus Namen beſitzen. An einem feierlichen Feſte zu Seſtos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydos herübergekommen waren,

ſahen ſich Hero und Leander, und entbrannten gegenſeitig von der feurigſten Liebe. Begünſtigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht ſchlich Leander ſich in den Tempel, und geſtand der erröthenden Jungfrau ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung ſtellten ſich Heros prieſterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling ſchreckten dieſe Schwierigkeiten nicht. Er ſchwamm allnächtlich zur Hero, ſein Wegweiſer war eine mit einbrechender Nacht über den Hellespont auf dem Thurm aufgeſteckte Fackel. Leander ſetzte ſein Schwimmen auch in winterlichen Stürmen fort, deswegen erlagen ſeine Kräfte und die Wellen warfen Leanders Leichnam an den Fuß des Thurms, wo Hero, von Angſt gefoltert, ſeiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältigt bei dieſem Anblick, ſtürzt ſich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und ſtirbt, ihn mit ihren Armen umſchließend.

Herodes iſt der Name von vier jüdiſchen Regenten, deren merkwürdigſter Herodes der Große iſt. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Aſcalon im J. 71 vor Chr. Geb., erlangte er in ſeinem 25ſten Jahre die Regierung über Judäa durch Betrug und Grauſamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den ſchönen Künſten, und ein feiner Geſchmack in denſelben zeichnen ihn vor den übrigen jüdiſchen Königen eben ſo ſehr aus, als ſeine argwöhniſche Grauſamkeit, ſein Blutdurſt und ſeine Empfänglichkeit für Angebereien. Bei einigem Schein der Güte und Religioſität war doch ſein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menſchenliebe durchdrungen, und ſeine Regierung durchaus Feindin der Prieſterſchaft und willkürlich. Zum Theil wurde er verführt von ſeiner Schweſter Salome. Seine Gemalin Mariane, Ariſtobul ſein Schwager, Alexandra deſſen Mutter, der alte Fürſt Herkan, und drei von ſeinen eignen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt ſich auf dem Throne, ungeachtet des Haſſes der Juden und der Gefahr, in welche die Parteien in dem römiſchen Bürgerkriege ihn brachten, durch zeitige Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der ſiegenden Partei. Auguſt vermehrte ſeine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter ſeiner Regierung wurde Chriſtus geboren. Herodes baute den Tempel von Jeruſalem prächtiger, als er vorher war, zierte ſeine Hauptſtadt mit vielen ſchönen Gebäuden, und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er ſich berühmt. Er ſchlug die Araber und ihren Anführer Aretas, und beſiegte die ſyriſch-arabiſchen Räuber. Er ſtarb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung ſeines Sohnes.

Herodian, ein bekannter griechiſcher Geſchichtſchreiber, von deſſen Lebensumſtänden wir nicht viel mehr wiſſen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete, und über das J. 238 nach Chr. Geb. hinaus gelebt haben muß, da er ſeine in griechiſcher Sprache abgefaßte Geſchichte, welche von dem Tode des Antonius anhebt, mit dieſem Jahre ſchließt. Sie beſteht aus acht Büchern, und iſt zwar ohne chronologiſche Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geſchrieben. Größere kritiſche Ausgabe von Irmiſch (Leipz. von 1789 — 1805), Handausgabe von Wolf (Halle, 1792).

Herodot, der älteſte auf uns gekommene griechiſche Geſchichtſchreiber, geboren zu Halicarnaß in Carien im vierten Jahre der 73. Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen

eines Vaters der Geſchichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geſchichte zuerſt würdiger und umfaſſender behandelte (nach Ciceros Ausdruck, historiam ornavit), ſo verdient er denſelben vollkommen. Vor ihm hatten ſich viele andere Schriftſteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieſer ſchwierigen Laufbahn verſucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampſacus hatten ſogar, wie auch Dionys von Milet, größtentheils denſelben Gegenſtand behandelt, den nachher Herodot wählte. Er hatte durch die Richtung ſeiner erſten Studien und ſelbſt durch die Beiſpiele ſeiner Familie früh die Wiſſenſchaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyaſis, dem mehrere Kritiker des Alterthums den erſten Platz nach Homer anweiſen, war ſein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftſteller ſein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder zu beſuchen, deren Schilderung ſich ihm unter ſo anmuthigen Farben darbot; und ſeine Vermögensumſtände erlaubten ihm, dieſer Neigung Genüge zu leiſten. Es iſt zweifelhaft, ob er ſchon vor dem Antritt ſeiner langen Reiſe den Plan, oder nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derſelben niederlegte. Aegypten, zu allen Zeiten ſo berühmt wegen der Weisheit ſeiner Einrichtungen, ſcheint einer der erſten und bleibendſten Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Unterſuchungen geweſen zu ſein. Dieſes Land, das die argwöhniſche Politik ſeiner Regenten und die ungaſtlichen Vorurtheile ſeiner Bewohner den Ausländern ſo lange unzugänglich gemacht hatten, war ſeit kurzem den Griechen geöffnet worden; und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein faſt völlig neues Land darbot, und ſeitdem eine unzählige Menge von Reiſenden es in allen Richtungen durchforſcht und in allen Sprachen beſchrieben haben, ſo kann man doch ſagen, daß kein Schriftſteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine ſo genaue und belehrende Beſchreibung davon geliefert hat. Er begnügte ſich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugniſſe des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geſchichte der letzten Fürſten vor der Eroberung der Perſer, und mehrere anziehende Einzelheiten über dieſe Eroberung ſelbſt, wurden von ihm beachtet und unterſucht. Das zweite Buch ſeiner Geſchichte, welches ganz der Beſchreibung dieſes berühmten Landes gewidmet iſt, bleibt noch jetzt die reichſte und lauterſte Quelle für die Kenntniß ſeiner alten Geſchichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über welches er eine Menge, ebenfalls für ſeine Zeitgenoſſen neuer und für uns lehrreicher, Nachrichten ſammelte. Die Beſchreibung, welche er uns von dieſem Lande, von den Grenzen Aegyptens bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar gibt, iſt zu übereinſtimmend mit den Berichten der geſchätzteſten Reiſenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe ſie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm ſelbſt bezeugt. Er beſuchte die Küſten von Paläſtina und begab ſich von da nach Babylon, damals ſo reich und herrlich. Neuere Gelehrte bezweifeln, daß Herodot Aſſyrien bereiſt habe; aber wenn man die verſchiedenen Stellen ſeiner Beſchreibung von Babylon unterſucht, wird man ſich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieſer großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner ſo genau habe ſchildern können. Als er zu dem Lande der Scythen, dieſer damals in Griechenland, das ſie urſprünglich bevölkert hatten, ſo wenig bekannten Völkerſchaften, gekommen war, drang er mittelſt der Wege, welche die griechiſchen Colonien am ſchwar-

zen Meere erſt kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein, ging von da zu den Geten, nach Thracien, Macedonien und begab ſich ſodann durch Epirus nach Griechenland zurück. Herodot erwartete, in ſeinem Vaterlande die ſeinen Bemühungen ſchuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung des eingeſammelten Stoffes nöthige Muſe zu finden; aber Lygdamis, der ſich der höchſten Gewalt in Halikarnaß bemächtigt und das Blut der edelſten Bürger, unter andern auch des Panyaſis, vergoſſen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu ſuchen; und wahrſcheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit ſeinen Stoff und ſchrieb die erſten Bücher ſeiner Geſchichte, für welche er den ioniſchen Dialect, der in Samos geſprochen ward, dem doriſchen ſeines Vaterlandes vorzog. Dieſe Arbeit beſchäftigte ihn jedoch nicht ſo ſehr, daß er nicht auch an ſein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehrern Gleichgeſinnten zu dieſem Zwecke einen Bund geſchloſſen, kehrte er nach Halikarnaß zurück und ſtürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit ſeinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Ariſtokratie, die für Halikarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkür des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den Urheber ſeiner vermehrten Leiden anſah, ſo wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt wurde, ſagte ſeinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und ſchiffte ſich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 31ſte Olympiade, und aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelſten und Vorzüglichſten dazu in Olympia verſammelt. Herodot las hier vor der verſammelten Menge den Anfang ſeiner Geſchichte und einige Bruchſtücke, die beſonders geeignet waren, die Begeiſterung ſeiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolze zu ſchmeicheln. Sein Erfolg war vollſtändig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der trefflichen Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perſer, und des Triumphs der Freiheit über den Despotismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung ſeiner Vorleſung beſchränkte ſich nicht auf dieſe tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympiſchen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte, auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dies wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Beſtimmung deſſelben vorherzuſagen. Ermuntert durch den ihm gewordenen Beifall, wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, ſein Werk fortzuſetzen und zu vervollkommnen. Er bereiſte jetzt alle Landſchaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig geſehen hatte, ſchöpfte aus den Archiven der verſchiedenen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten, und berichtigte nach den Originaldenkmählern die Genealogien der berühmteſten Geſchlechter. Es iſt wahrſcheinlich, daß Herodot, indem er ſich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Verſammlungen die Bruchſtücke ſeiner Geſchichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht ſowol des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chryſoſtomus, daß Herodot den Korinthern eine für ihren Muth höchſt rühmliche Beſchreibung der Salaminiſchen Schlacht vorgeleſen, als ſie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beſchreibung ganz im entgegengeſetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach ſeiner erſten

Vorleſung bei den olympiſchen Spielen las Herodot ſein Werk, das wahrſcheinlich jetzt vollendet war, an dem Feſte der Panathenäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienſer beſchränkten ihre Dankbarkeit nicht auf bloße Lobſprüche; ſie machten dem Schriftſteller, der die Großthaten ihres Volkes verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geſchenk. Deſſen ungeachtet blieb er nicht in Athen, ſondern ſchloß ſich der Colonie an, welche die Athenienſer einige Jahre ſpäter nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien ſandten. Sein langer Aufenthalt daſelbſt hat ſelbſt mehrere Schriftſteller des Alterthums verführt, dieſe Stadt für ſein Vaterland zu halten. Er benutzte ſeine Muße hier, um ſein Werk noch auszufeilen und mit Zuſätzen zu bereichern, und ſtarb wahrſcheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wiſſen wir darüber nicht. Herodot hat ſchon im Alterthum viele Neider und Widerſacher gefunden, die ihn auf mannichfaltige Weiſe angegriffen und vornehmlich ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeiten aber und die gründlichſten Unterſuchungen haben dieſe Beſchuldigungen ſo vollkommen widerlegt, daß wir ſie füglich hier ganz übergehen können. Sein Geſchichtswerk iſt eins der koſtbarſten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen ſind. Es beſteht aus neun Büchern, die man ſchon früh mit den Namen der neun Muſen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reiſen, welche Herodot vor Abfaſſung ſeines Werks unternahm, aus den mühſamen Forſchungen, die er beim Sammeln der Materialien anſtellte, kann man ſchließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geſchichtſchreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm ſchien, wahrhaft und zuverläſſig, als angenehm und beredt zu ſein. Wo er etwas erzählt, deſſen Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig iſt, ſetzt er aufrichtig ſeine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beſchuldigt, ſtatt daß man es ihm hätte Dank wiſſen ſollen, daß er eine Menge von Ueberlieferungen, die, ſo falſch und wunderbar ſie auch ſind, denn Geiſt der alten Völker trefflich charakteriſiren, uns aufbehalten hat. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was wir dem Herodot verdanken, wird am beſten ſeinen hohen Werth darthun. Ihm allein verdanken wir die Geſchichte von dem Urſprunge und den Fortſchritten der Monarchie der Perſer, ſo wie der frühern Meder und Aſſyrer. Der Urſprung des lydiſchen Reichs, deſſen Zerſtörung durch Cyrus und die verſchiedenen Kriegszüge dieſes berühmten Eroberers, die Eroberung Aegyptens durch Cambyſes und die genaueſte und umfaſſendſte Beſchreibung dieſes Landes und ſeiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und beſonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfaſſer zu einer höchſt lehrreichen und getreuen Beſchreibung aller damals bekannten Nordländer Europas und Aſiens führt: dies ſind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geſchichte des Kriegs der Perſer gegen die Griechen kommt. Dieſer Krieg ſelbſt, ſo reich an großen Ereigniſſen und großen Charaktern, in deſſen Lauf ſich mit ſo vieler Kraft und ſo vielem Glanze die verſchiedenen Gebrechen und Talente der berühmteſten Völker der alten Welt entwickelten: dies alles vereinigt ſich zu einem der größten und herrlichſten Gemälde, die je der menſchliche Geiſt entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, ſo haben dieſe ſchon im Alterthum die Bewunderung der einſichtigſten Kritiker erregt, und auch wir, für die ſo mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefeſſelt durch einen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll

Kraft und rührender Einfalt. Außer dieſem Geſchichtswerk beſitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeſchreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth iſt, und ſelbſt im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben ſcheint, von den meiſten neuern Kritikern aber ihm abgeſprochen wird. Die beſten Ausgaben von der Geſchichte des Herodots ſind von Weſſeling (Amſt. 1763, Fol.) und Schweighäuſer (Straßb. 1816, 6 B. 8.). Ueberſetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr ſchätzbar ſind die Arbeiten Larchers und Volneys über Herodot.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer der frühern Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenſchliche Weſen, und reihte ſie zunächſt an die Götter, zwiſchen welchen und den Menſchen ſie eine Mittelſtufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieſer Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythenſprache vorzugsweiſe Heroen zu heißen. In der griechiſchen Heroenwelt, welche mit dem Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1120 vor Chr. Geb.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eiſernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verſchiedenen Geſchlechtern auf: 1. die Prometheiden, von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2. die Inachiden, von Inachus; 3. die Agenoriden, von Agenor; 4. die Danaiden, von Danaus; 5. die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6. die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geſchlechter, z. B. die Aeakiden, Perſiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieſer Helden iſt die Zeit des romantiſchen Heroismus, der Abenteuer und menſchlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man dieſe Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in dieſen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demſelben unterſcheiden. Unter letztern ſind die Helden des trojaniſchen Krieges die vorzüglichſten. Die früheren Heroen ragen über die ſpäteren hervor, die, wenigſtens ihrer Zeit, nicht gleich als das erſchienen, was die Folgezeit in ihnen ſah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beſchränkt, die Nähe hob ihn faſt ganz auf, weßhalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetiſche Sage der Geſchichte weicht. Als auch dieſe ſpätern Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poeſie fortlebten, ſtanden ſie ebenfalls als göttergleiche Geſtalten da; jedoch kaum Einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den frühern weihte. Weder dieſen noch jenen wurden, wie den olympiſchen Göttern, größere Opfer gebracht, ſondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch ſtets der zweite Becher gemiſcht wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verſchieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inſeln der Seligen; noch andere ſchimmerten am Sternhimmel. Aber auch an dieſen Vorſtellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyriſches Gedicht in Briefform, worin

irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geſchichte einer andern Perſon ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Lage des Lebens mittheilen. Sie können deshalb als feierliche Monologen in entſcheidenden Augenblicken betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieſer Dichtungsart genannt, und nach ſeinen Muſtern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Obſchon ſie aber öfter dem Gegenſtand und der Perſon nach das weichere elegiſche Gefühl athmen kann, ſo hindert ſie doch auch nichts, ſich im höheren tragiſchen Ton auszuſprechen, und Pope hat Heloiſen an Abälard dieſen Ton anſtimmen laſſen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid ſei, ſo wäre das um nichts beſſer, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargeſtellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höhern oder niedern lyriſchen Poeſie gehöre, iſt ſehr nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragiſchen, bald mehr elegiſchen Situation abhängt. Wollte man aber gar die Heroide für unſtatthaft erklären, weil ſie ſich nicht über den Leiſten einer Theorie ſchlagen läßt, ſo wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetiſchen Brief verwerfen, ſollen wenigſtens noch den erſten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm beſteht auch die Heroide als ein lyriſcher Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweiſen, als die franzöſiſche, wo Colardeau, Blin de St. More, Dorat beſondere Beobachtung verdienen; unter uns Deutſchen ſind Wielands Briefe Verſtorbener an ihre noch lebenden Freunde (wenn man ſie wirklich hierher zählen kann) auch jetzt noch das Vorzüglichſte in dieſer Art. dd.

Heroiſch bezeichnet jene Kraft des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus beſteht demnach in Handlungen. Geſinnungen kann man nur in ſo fern heroiſch nennen, als ſie zu heroiſchen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroiſchen iſt Erhabenheit, und dieſes Gefühl müſſen diejenigen Werke der Kunſt (namentlich der Poeſie und Muſik) erwecken, die auf den Namen heroiſcher Anſpruch machen.

Herold. Das Amt eines Herolds iſt ſo alt, als das der Prieſter; es findet ſich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, und unſere Parlementärs ſind nichts anders als militäriſche Herolde. Ueberall hatten und haben ſie den Charakter der Unverletzlichkeit, und wurden und werden noch bei gewiſſen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. Bei den Römern unterſchied man drei Claſſen derſelben: Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter den Namen κηρυξ) mit dieſen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Feciales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewiſſe Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin ꝛc.), als ſinnbildliches Zeichen ſeines Amtes, und zu ſeiner Sicherheit in der Hand vor ſich her; bei den Griechen aber einen Lorbeer- oder Olivenſtab (**Caduceus**, ſ. d. Art.). Der Friedensherold der Athener trug ſtatt dieſes Schlangenſtabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geſchmückten Friedenszweig (ειρεσιωνη); er mußte oft auch noch andern Beſchäftigungen (ſogar denen der Köche und Mundſchenken) ſich unterziehen; die griechiſche Benennung Ceryces war vonCeryx (dem Sohne Merkurs und der Cekrops Tochter Pandroſos) abgeleitet, von welchem vornehmlich die atheniſchen Herolde abſtammen; dagegen die lacedämoniſchen, Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds

des Agamemnon, ſein mußten. Die Fecialen, ein von Numa eingeſetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatiſchen Charakter, denn ihre Geſchäfte erſtreckten ſich über alles was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beſchloſſen, ſo wurde er durch ſie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom ſich von einem andern Volke beleidigt, ſo wurde durch einen Fecialen Genugthuung gefordert; erfolgte dieſe binnen 33 Tagen nicht, ſo begab der Herold ſich abermals an die feindliche Grenze, warf einen blutigen Speer mit abgebranntem Schafte hinüber, und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Grenzen ſich immer mehr erweitert hatten, ward dieſe Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fecialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz um die Schläfe; dieſem wurde noch ein Kieſelſtein, den ſie bei ſich führten, beigefügt, wenn ſie zum Abſchluß eines Friedensvertrags abgeſendet wurden. Die Präcones endlich wurden zu allen Bekanntmachungen an das Volk, bei dem Gottesdienſte, in den Comitien, bei öffentlichen Verſteigerungen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Geſetze, die ſie vorleſen mußten, bei feierlichen Leichenbegängniſſen, bei Schau- und Fechterſpielen, bei dem Heere, wenn ein Feldherr dieſes anreden wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt bei allen übrigen öffentlichen Verſammlungen gebraucht. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Keryken und Fecialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtſchaft; ihre Kleidung, die Feierlichkeiten bei Ausübung ihres Amts waren und ſind überall von einander verſchieden.

Heronsball, eine kleine hydrauliſche Maſchine, die den Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat, und aus einer kupfernen Kugel beſteht, in welcher eine faſt bis auf den Boden gehende Röhre ſenkrecht eingekittet iſt, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verſchloſſen werden können. Leert man nnn ſo gut wie möglich dieſe Kugel von aller Luft, was durch Ausſaugen geſchehen kann, dreht man hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Waſſer und öffnet in dieſem den Hahn, ſo wird durch den Druck der äußern Luft ſo viel Waſſer in die Kugel getrieben, bis die noch in ihre zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weiſe) noch mehr Luft in die Kugel drängt, und den Hahn noch einmal und ſo lange verſchließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden iſt, ſo treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Waſſer in einem Strahle ſo lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich iſt. Die Erſcheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Heroſtratus, auch Eratoſtratus, ein Bürger von Epheſus, den die Sucht, ſich berühmt zu machen und ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, zu dem tollen Entſchluße trieb, den prächtigen Dianentempel zwiſchen der Stadt und dem Hafen von Epheſus in Brand zu ſtecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen dieſes Prachtgebäudes blieben ſtehen, das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes waren ganz zerſtört worden. Der Brandſtifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch verordnete die Volksverſammlung der Jonier, daß ſein Name eine ewigen Vergeſſenheit übergeben werden ſolle; doch eben dieſe Verordnung mußte ſein

Gedächtniß bewahren, ſo wie der Hiſtoriograph Theopompus in ſeiner Geſchichte Griechenlands den Wunſch des Heroſtratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres, in welcher jener Brand geſchah, war zufällig dieſelbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verſchiedenen Gerichten (z. B. den Schöppenſtühlen und beim ſonſtigen Reichshofrath) führt dieſen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beiſitzer, auf welcher die Herren und Ritter ſich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder ſitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch verſteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter ſelbſt, z. B. in den deutſchen Ständeverſammlungen, die eine Herrenbank haben.

Herrera (Hernando de), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, geboren zu Sevilla gegen das J. 1516. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtarb gegen 1595. Auffallend iſt es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumſtänden dieſes Mannes weiß, deſſen Dichterwerth ſeine Zeitgenoſſen ſo lebhaft fühlten, daß ſie ihn vorzugsweiſe divino nannten; ein Beiname, der um ſo ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraume lebte, wo die vorzüglichſten Köpfe um den Preis in der Dichtkunſt mit ihm welteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wiſſenswürdige, ſo daß ſogar ſeine Einſichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele ſeiner Gedichte ſind erotiſchen Inhalts und ziehen durch ſanfte Gefühle an; dagegen waltet in ſeinen Oden oft eine hohe Begeiſterung. Mehrere ſeiner poetiſchen Arbeiten, deren ſeine Zeitgenoſſen erwähnen, ſind nie erſchienen und ſcheinen verloren gegangen zu ſein. Herrera war auch Verfaſſer einiger hiſtoriſchen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteſte unter den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern, ward geboren 1559, und hieß von ſeinem Vater Tordeſillas, vertauſchte aber dieſen Namen mit dem ſeiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär Vespaſians Gonzaga, Vicekönigs in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum erſten Hiſtoriographen der beiden Indien und Caſtilien ernannt. Er ſtarb zu Madrid den 27. März 1624, kurz nachdem er zum Staatsſecretär erhoben worden war. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die allgemeine Geſchichte der Thaten der Caſtilianer auf den Inſeln und dem feſten Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen ſtanden, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollſtändigkeit vor allem, was wir über die Entdeckung der neuen Welt beſitzen, ſich auszeichnet. Außer dieſen erwähnen wir noch: Beſchreibung von Weſtindien, 1601; Geſchichte der Welt unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzoſen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. ſ. w.

Herrnhut, ein offener Ort, mit 120 Häuſ. und 1500 Einw., zwiſchen Löbau und Zittau in der königl. ſächſiſchen Oberlauſitz, am ſüdlichen Abhange des Hutberges, auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künſtler werden überall geſchätzt, beſonders die Webereien, Papier, Lackirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen ſind nett und freundlich, die Menſchen harmlos und zufrieden, und auch

bei dem Aermſten herrſcht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes iſt ſehr angenehm, und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Zufluchtsort einer ſtillen Frömmigkeit gewählt ward. Erſt 1722 ſiedelten ſich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten mähriſchen Brüder, unter der Begünſtigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Beſitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsſeite des Hutberges an. S. Brüdergemeinde.

Herſchel (Wilh.), geboren in Hannover 1738, wo ſein Vater Tonkünſtler war. Von ihm zu gleichem Erwerb angehalten, trat er bereits im 14. Jahre bei einem Regimente als Hoboiſt ein und ging 1757, zunächſt in der Abſicht, ſich in der Muſik weiter auszubilden, nach London. Der Graf von Darlington ſtellte ihn zuerſt als Lehrer eines Muſikcorps an, das in der Grafſchaft Durham errichtet wurde, und als dieſes eingeübt war, ließ ſich Herſchel als Muſiklehrer in Leeds nieder, von wo er bald als Organiſt nach Halifax ging und dieſe Stelle wiederum bald mit der noch beſſern Organiſtenſtelle in Bath (1766) vertauſchte. Während dieſes Aufenthalts in England hatte er jeden Augenblick benutzt, um Mathematik im ganzen Umfange zu ſtudiren, und durch das Leſen von Ferguſons Wundern des Himmels war beſonders eine Liebe zur Sternkunde bei ihm erwacht, welche den Grund zu ſeinem nachherigen allgemeinen Ruhme legte. Die beſchränkten Einkünfte hinderten ihn, trotz dem, daß er in Bath die Concerte leitete, und ſelbſt darin ſpielte, ſich ein Teleſcop anzuſchaffen, und ſo kam er auf den Gedanken, ſelbſt an den Bau eines ſolchen zu gehen, was ihm auch bis 1774 in der Art glückte, daß er durch einen ſelbſt gefertigten Reflector von fünf Fuß den Ring des Saturnus und die Trabanten des Jupiters beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre ſchnell auf einander und viele waren in einer Größe, wie ſie auf der ganzen Erde nicht gefunden wurden. Mit ſolchen trefflichen Inſtrumenten gelang es ihm, Entdeckungen an Entdeckungen zu reihen, Berechnungen auf Berechnungen folgen zu laſſen. 1780 kam eine ſolche Berechnung der Höhe von den Mondgebirgen zum Vorſchein; 1787 entdeckte er das Georgsgeſtirn, das aber den bekannten Namen Uranus erhielt. Georg III. ſetzte ihn zum Dank für die Entdeckung in eine Lage, daß er blos der Wiſſenſchaft leben konnte. Er zog aufs Land in der Nähe von Windſor. Vorzüglich beobachtete er mit einem 20füßigen Newton die Nebelſterne und die Gruppen oder Haufen derſelben, wie er ſie nannte, indem er darthat, daß manche ſolche Haufen mehr als 50,000 Sterne enthalten. 1787 kettete ſich an dieſe originellen Anſichten die Entdeckung zweier zum Uranus gehörigen Nebelplaneten, denen 1790 und 1794 noch vier neue dergleichen folgten. Ein 1785 zu Stande gebrachtes 40füßiges Teleſcop, das 2118 Pfund wog, hatte dazu weſentlich beigetragen. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten wurden damit gefunden. Ueberhaupt iſt Herſchel dem Aſtronomen faſt eben ſo wichtig durch ſeine Kenntniß der Inſtrumente und die Verbeſſerungen daran, als durch ſeine Entdeckungen am Himmel geworden. Auch in der Phyſik war er, ein ſcharfſinniger Beobachter, thätig. So entdeckte er, daß die prismatiſchen Strahlen der Sonne die Eigenheit haben, auf verſchiedene Weiſe zu hitzen und daß es unſichtbare, außer dem Bereich der rothen vorhandenen, Strahlen gäbe, welche zwar erwärmten, aber nicht feuchteten. Die von Piazzi und Olbers entdeckte Ceres und Pallas wurde von ihm nach dem Durchmeſſer berechnet, und er that dar, daß beide ein Mittelding zwiſchen Planeten und Cometen ſeien

(Aſteroiden); mehrere ſolcher Körper würden bald noch gefunden werden. Eine Angabe, die durch die Veſta und Juno beſtätigt iſt. In dem neuen Jahrhunderte glückte es zwar Herſcheln nicht mehr, mit einer wichtigen Entdeckung hervorzutreten; allein unaufhörlich war er beſchäftigt, die Bahnen, die Natur einzelner Sterne, ihre gegenſeitige Stellung zu einander, das Verhältniß aller zu der ungeheuern Milchſtraße mit ihren Sternhaufen, die größtmöglichſte Entfernung, in welche noch das bewaffnete Auge ſehen und rechnen kann, auszurechnen. Als Schriftſteller lieferte er ſeine meiſten Arbeiten in die Philosophical Transactions und andere engliſche Zeitſchriften. Manches iſt aber noch Handſchrift. Eine Schweſter, Caroline, hat Herſcheln fleißig im Beobachten und Aufſchreiben des Beobachteten unterſtützt. Sie ſelbſt hat mehrere Cometen entdeckt. Das In- und Ausland erkannte die Verdienſte des großen Mannes dankbar an. Orford ernannte ihn 1786 zum Doctor, Georg III. zum Ritter des Guelphenordens 1816. Sein beſtes Werk war eine Abhandlung über 145 neue Doppelſterne, die er 1821 ſchrieb. 1822 ſtarb er am 25. Aug. bei ungeſchwächter Geiſteskraft, 84 Jahr alt. Er hat einen Sohn hinterlaſſen, Johann F. W., der in Mathematik und Phyſik ausgezeichnet iſt.

Hertha, Jord, Joard (die Gäa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der ſcandinaviſchen Mythologie, die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinſchaftlich verehrt von den Aſtiern, Longobarden, Reudingern, Amionen, Angeln, Warnern und noch andern germaniſchen Völkerſtämmen, welche jenſeit der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Oſtſee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schweſter des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemalin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und iſt ohne Zweifel eine Perſon mit Frigga (ſ. Nordiſche Mythologie). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß ſie Antheil an den Angelegenheiten der Menſchen nehme, ſie leite, und dieſe ſogar zu gewiſſen Zeiten beſuche. In einem heiligen Hain auf einer Inſel der Oſtſee befand ſich das Heiligthum der Göttin. In dem dunkelſten Schatten ſtand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Prieſter berührt werden. Nur dieſem ward es wiſſend, wann die Göttin den Thron ihres Gemals verließ und im Innern des Wagens ſich befand. Nun ſpannten Herthas Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleiteten ſo die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feſte. Alle Fehden hörten auf, die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden ſogar verſchloſſen, und ſo lange Herthas Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Verſöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die ſie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach ihrer himmliſchen Heimath zurückverlangte, wurde dann dem geleitenden Prieſter kund, der ſie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen, nebſt Teppich und der Göttin ſelbſt, wurde nun in den heiligen im Haine befindlichen See hinabgelaſſen und von Sklaven darin abgewaſchen, die aber ſogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verſchlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorſtellung von den Dingen ſich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Waſſer ſahen, und deren Anſchauen ſie mit dem Leben bezahlen mußten. Die Inſel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch ſieht man dort noch in

einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düſter, und in deſſen Mitte einen kleinen See mit ſtehendem, beinahe ſchwarzen Waſſer. Dieſer Platz liegt in der ſogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgſee genannt. (S. Koſegartens Rhapſodien, Band 2.)

Herz. Dieſes mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide iſt als der muskulöſeſte Anfang der Arterien und als das muskulöſeſte Ende der Venen anzuſehen. Es ſteht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichſam als ein blinder dicker Fortſatz hinter dem Bruſtbeine befeſtigt iſt, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine beſtimmte Lage eingeſchränkt. Die Geſtalt des Herzens iſt kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menſchen mit ſeiner Achſe ſo, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Baſis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt iſt, bemerkt man ſchon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit ſeinem Beutel aus dem Körper eines erwachſenen Menſchen herausgelöſte Herz wiegt 10 bis 12 Unzen, und beſteht aus vier Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenenſack, und dem Hohlvenenſack. Alle dieſe Stücke hängen unzertrennlich zuſammen, und ſind nur in der Mitte durch eine gemeinſchaftliche Scheidewand von einander abgeſondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch ſeine eigenen Gefäße, die es mit Blut verſorgen. Dies ſind die erſten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kranzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige ſprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tode aufhört, beſteht in einer wechſelsweiſen Zuſammenziehung und Erweiterung. (S. d. Art. **Blut.**) — **Herzkrankheiten.** Die Lehre von den örtlichen Krankheiten, denen das Herz unterworfen iſt, wurde in der neuern Zeit vorzüglich ſorgfältig abgehandelt; die Alten vernachläſſigten dieſelbe, weil ſie glaubten, die Krankheit des Herzens müſſe eben ſo nothwendig und in eben ſo kurzer Zeit tödtlich werden, als man dies von der Verwundung deſſelben meiſtens beobachtet. Zahlreiche Erfahrungen haben das Unſtatthafte dieſer Behauptung erwieſen; im Gegentheil ſieht man wol jetzt bisweilen da Herzkrankheiten, wo keine vorhanden iſt. Zuvörderſt aber iſt das Herz Bildungsfehlern unterworfen: die Fötuswege bleiben offen, eine oder die andere Kammer oder Vorkammer fehlt gänzlich, oder die Scheidewand iſt nicht vollkommen ausgebildet; das arterielle Blut vermiſcht ſich mit dem venöſen. Ferner wird das Herz eben ſo häufig und leicht entzündet, wie andere Organe. Verwundungen, welche nicht durch die ganze Subſtanz hindurchdringen, Stöße, welche das Herz heftig erſchüttern, Gemüthsbewegungen und manche andere Urſachen veranlaſſen Herzentzündung (corditis), welche bald akut, bald chroniſch verläuft und, wenn ſie nicht glücklich zertheilt wird, den Tod oder andere Nachkrankheiten herbeiführt. Letztere treten dann als organiſche Krankheiten auf, dahin gehört die Vereiterung, Verdickung oder Verdünnung der Subſtanz, Verknöcherung (ganzer Höhlen oder einzelner Klappen, Tuberkeln der Kranzgefäße), Ausartung der Subſtanz, Verengung, Erweiterung der Höhlen und Communicationswege, Zerreißung und Verwachſung des Herzens und Herzbeutels. Endlich leidet das Herz auch manchmal durch größere Menge von Waſſer, welches ſich im Herzbeutel anhäuft und durch Geſchwülſte, die ſich in der Nähe deſſelben befinden.

Es iſt aber klar, daß Fehler eines ſo wichtigen und edeln Organs, wie das Herz iſt, ſehr heftige und lebensgefährliche Symptome erzeugen müſſen, die Blutbewegung wird mehr oder weniger geſtört, bisweilen gänzlich aufgehoben. Das Herz bekommt einen unregelmäßigen Schlag, das Athemholen wird geſtört, aſthmatiſche Zufälle ſtellen ſich von Zeit zu Zeit ein, der Puls wird verändert, am Halſe und in der Oberbauchgegend werden Pulſationen bemerkt. Ohnmachten, heftige Angſt, Trübſinn und melancholiſche Stimmung geſellen ſich hinzu. Conſenſuell leidet bald der Kopf, bald der Unterleib in verſchiedenen Symptomen. Im Geſicht, an den Spitzen der Finger und Zehen, der Naſe und der Zunge beobachtet man eine blaue Färbung, welche, wenn ſie conſtant iſt, blaue Krankheit (morbus coerulens) genannt wird. Ferner entſtehen oft und leicht Blutungen. Endlich leidet die Ernährung, wäſſerige Anhäufungen bilden ſich aus. Bald ſchnell und unvermuthet, bald nach jahrelangem Leiden beſchließt der Tod die Leiden des Kranken, die ſich aber oft auch durch eine zweckmäßige Diät, durch Aderläſſe und andere Hilfsmittel der Kunſt gänzlich heben oder vermindern laſſen.

Herzberg (Ewald Friedr. Graf von), königlich preußiſcher Cabinetsminiſter und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. 1725 zu Cottin bei Neu-Stettin, geſt. den 27. Mai 1795, nachdem er faſt ein halbes Jahrhundert lang mit Geiſt und Kraft ſeinem Vaterlande gedient hatte. Er war einer der größten Diplomatiker ſeiner Zeit. Frühzeitig ſchon entwickelte er Talente für die Laufbahn, die ihm ſo vielen Ruhm brachte, in einer umſtändlichen Abhandlung über das brandenburgiſche Staatsrecht, als er die Univerſität Halle verließ, wo er ſich dem Studium des deutſchen Staatsrechts und der dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften drei Jahre lang eifrig gewidmet hatte. Da das berliner Cabinet den Druck dieſer Schrift nicht geſtattete, ſo wählte er zum Gegenſtande der Streitſchrift, die er öffentlich ohne Vorſitz vertheidigen wollte, die Geſchichte der Churfürſten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, der churbrandenburgiſchen Geſandtſchaft zur Kaiſerwahl als Legationsſecretär beigegeben, und 1742, als er Friedrichs des Großen Aufmerkſamkeit auf ſich geheftet hatte, zum Legationsrath ernannt. Er hatte nämlich aus den Archiven Auszüge für des Königs Denkwürdigkeiten von Brandenburg, vorzüglich für die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs und des brandenburgiſchen Kriegsweſens, gemacht. Durch die von ihm beſorgte neue Ordnung des von 1745 bis 1750 eingepackt geweſenen geheimen Staats- und Cabinetsarchivs erweiterte er ſeine Kenntniß der ältern Staatsverwaltung ſeines Vaterlandes. Seine, von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erſte Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde und ſeitdem einen Theil der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten beſorgte, auch den gewöhnlichen Sitzungen beiwohnte. Zu jener Zeit ſchrieb er die „Geſchichte der ehemaligen brandenburgiſchen Seemacht des Churfürſten Friedrich Wilhelm des Großen und der afrikaniſchen Compagnie, wie auch der brandenburgiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat.“ Aus den, in dem Archiv zu Dresden gefundenen Depeſchen des öſterreichiſchen und ſächſiſchen Hofes arbeitete Herzberg (1756) binnen acht Tagen das berühmte Mémoire raisonné in drei Sprachen (lateiniſch, deutſch und franzöſiſch) aus, das in unzählbarer

Menge verſtreut wurde. Bald nachher ward er erſter Geheimerath oder Staatsſecretär beim auswärtigen Departement, und leiſtete während des Krieges dem Könige große Dienſte. Der Friedensvertrag mit Rußland und Schweden (1762) war ſein Werk, und nun erſchien auch der wichtige Augenblick, wo die Abſchließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobſpruch aus dem Munde ſeines Königs: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs, und den Poſten eines zweiten Staats- und Cabinetsminiſters (oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erſte Theilung von Polen ſollte geſchehen (1772); ſie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme, das fühlte Herzberg, wie Friedrich ſelbſt, und da in ſolchem Falle Weſtpreußen weſentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsſtand, ſo war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs näheſtes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumſtößlich darzulegen, und durch die feinſten Rathſchläge das Gelingen ſeiner Abſichten zu befördern. Der baierſche Erbfolgekrieg und der Teſchner Friedensſchluß gaben ihm nachher viel Beſchäftigung und vergrößerten ſeinen Ruhm. Die Abſichten Oeſterreichs auf Baiern gaben bekanntlich (1785) die unmittelbare Veranlaſſung zu Friedrichs Errichtung des Fürſtenbundes, wobei außer dem Könige ſelbſt und dem damaligen Kronprinzen, der Miniſter Herzberg viel wirkte. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la Cour de Prusse,“ herausgegebenen Sammlung von Staatsſchriften.) In den letzten Lebenstagen Friedrichs des Einzigen war Herzberg einer der wenigen, die der große König zu ſeiner täglichen Geſellſchaft in Sansſouci um ſich hatte. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode ſeines königlichen Freundes in eine politiſche Dunkelheit zurückgehen zu müſſen; Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen ſeiner Gnade und ſeines Vertrauens. Er ertheilte ihm den ſchwarzen Adlerorden, wählte ihn zu ſeinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schleſien, erhob ihn in den Grafenſtand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für ihn zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geſchäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. Herzberg erwarb ſich unter der neuen Regierung auch neue Verdienſte. Seine Bemühungen ſtillten die Unruhen in Holland. Außerdem beſchäftigte ihn vorzüglich die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts, im Geiſte der Grundſätze, welche den Charakter des Fürſtenbundes ausmachen. Eine Folge hiervon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber, durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland, auf eine ganz andere Grundlage abgeſchloſſen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Doch lieh er ſeine Feder zu der berühmten Generaldeclaration an Oeſterreich, welche dem Kaiſer Leopold die Bedingungen vorſchrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte ſchließen ſolle. Das Mißlingen ſeines Planes, den er ſelbſt für ſein Meiſterſtück hielt, ließ einen Stachel in Herzbergs Bruſt zurück, der durch mehrere, ſeiner einmal gereizten Empfindlichkeit ſchmerzlich fallende Umſtände, worunter die Anſtellung zweier neuen Miniſter gehörte, immer mehr geſchärft wurde, ſo daß er endlich (im Mai 1791) ſeine Entlaſſung begehrte. Dieſe ward ihm aber nicht zugeſtanden, und er nur von der Beſorgung einiger Geſchäfte des auswärtigen De-

partements entbunden. Er ſelbſt beſchränkte allmälig ſeinen Wirkungskreis blos auf die Curatel der Akademie und die Aufſicht über den preußiſchen Seidenbau, woneben ihn ſeine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beſchäftigte, ſo wie die Geſchichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den verklärten König begleitete ihn in die Geſchäftsruhe, weshalb er ſolchem eine marmorne Bildſäule von Schadow ſetzte, die er ſelbſt durch eine Rede einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politiſches Verhältniß, das durch deſſen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewiſſe Criſis gerathen war, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, dem Könige ſeine Dienſte wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche Patriotismus, Weisheit und edles Selbſtgefühl athmen. Abgewieſen, ergriff dies ſein Gemüth. Elf Monate ſpäter nahm ihn das Grab auf. Herzbergs Verdienſte um die Akademie der Wiſſenſchaften, in deren Intereſſe er die vorzüglichſten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte, ſind nicht minder groß. Beſonders lag ihm deutſche Literatur und die Bildung der deutſchen Sprache am Herzen; ſein Plan zu einer Verbeſſerung derſelben, nach Leibnitz, ſetzte die beſten Köpfe, die gründlichſten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moritz) in Bewegung, und er widmete dieſen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorleſungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geſchäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbeſſerungen des vaterländiſchen Schulweſens ſich angelegen ſein; er ſuchte das Loos der armen Landſchullehrer beſonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei ſeinen großen Bemühungen um den Seidenbau in Preußen, hierin einen Nebenverdienſt verſchaffte. Er ſelbſt legte auf dieſes Erzeugniß des vaterländiſchen Gewerbfleißes einen ſo hohen Werth, daß er einſt (1784) ſeinem Souverän an deſſen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweiſen wußte, als daß er, der immer durch die höchſte Einfachheit im Aeußern ſich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erſchien, das von ſelbſt gewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, worin er auf ſeinem Gute Britz überall mit gutem Beiſpiele voranging. In ſeinem bürgerlichen Leben war Herzberg, deſſen ausdrucksvolle Phyſiognomie in reinen Zügen den gebildeten Denker auf den erſten Blick verkündete, anſpruchlos, ſchlicht, patriarchaliſch; er ſah wenig Geſellſchaft bei ſich, und meiſtens nur Gelehrte, die ihm wegen ſeiner unendlichen Verdienſte, ſchätzbaren Kenntniſſe und um ſeines ſtaatsſchriftſtelleriſchen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. In Hinſicht der ihm angebornen Offenheit und Geradheit glaubte man, daß er in Beziehung auf ſeine Geſchäfte, deren Natur Verſchloſſenheit bedürfe, nicht hinlängliche Vorſicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man ſogar ſeinen Briefwechſel in Geheim beobachtete. Geneigtheit für Publicität war ein weſentlicher Grundzug ſeines Charakters. In dieſem Geiſte ſprach er am Tage der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms II. in der Akademie folgende ſinnvolle Worte: „Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn ſie durch Publicität ins helle Licht vors Publikum geſetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich iſt, die dunkle und verſteckte Schleich-

wege lieben;" und in dieſem Geiſte ſchrieb er einſt an Angelo Fabroni zu Piſa: — „recte faciendo neminem timeas!" — I.

Herzog, ſ. Fürſt.

Herzogenbuſch (Bois-le-Duc), auch ſchlechtweg im Boſch genannt, eine befeſtigte Stadt in der Provinz Nordbrabant des Königreichs der Niederlande, mit 3700 Häuſ. und 13,300 Einw., am Zuſammenfluß der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Dieſt bildet. 5° 9′ Länge von Greenwich, 51° 40′ N. Br. Herzog Gottfried von Brabant ließ im J. 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu dieſem wichtigen militäriſchen Poſten. Die heutigen Feſtungswerke beſtehen in ſtarken Mauern und ſieben ſich gegenſeitig flankirenden Baſtionen, vorzüglich aber darin, daß die ganze Umgegend unter Waſſer geſetzt werden kann. Zur ſonſtigen Vertheidigung dienen die Forts Creve-Coeur, Iſabella und St. Anton, nebſt der im 18. Jahrh. erbauten Citadelle Papen-Briel. Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Waſſer. Die Hauptkirche iſt eine der ſchönſten in den Niederlanden. Herzogenbuſch, welches in den Religionskriegen des 16. Jahrh. viel gelitten, kam erſt 1629 an Holland. Den 14. Sept. 1794 ſiegten hier die Franzoſen über ein engliſches Truppencorps. Den 9. Oct. deſſelben Jahres ging es an Pichegru über. Im Jan. 1814 nahm es der preußiſche General v. Bülow.

Heſekiel, ſ. Ezechiel.

Heſiodus, einer der älteſten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unſere Zeit gekommen ſind, war aus Kumä in der kleinaſiatiſchen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling ſeinen Geburtsort, und lebte nachher in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hiervon heißt er der Askräer. Nach Einigen ſoll er bei den Akarnanern die Wahrſagerkunſt ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poeſie in nahem Zuſammenhange ſtand. War er, wie Andere berichten, ein Prieſter im Tempel der Muſen auf dem Helikon, ſo konnte er leicht Poeſie und Prophetenkunſt gemeinſchaftlich üben. In ſeinem Alter wohnte er zu Lokris, und ſoll von zwei Lokriern, die ihm in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schweſter hatten, ermordet worden ſein. Seinen Leib warfen ſie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und beſtraft. So lautet die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wiſſen wir aber von ihm ſehr wenig Gewiſſes. Gleich über ſein Zeitalter iſt man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einſt zu Chalkis einen Wettſtreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenoſſe Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und ſetzt ſie 400 Jahre vor ſeiner Zeit, alſo ungefähr 900 Jahre v. C. Heſiodus ſelbſt erklärt ſich (Tage und Werke 172) dem nächſten Zeitalter nach dem trojaniſchen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig iſt. Ueberhaupt hat dieſe mehrere Gründe für ein ſpäteres Zeitalter des Heſiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß ſechzehn Werke den Namen Heſiods geführt haben. Von dreizehn wiſſen wir blos die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Dieſe ſind 1. die Theogonie, eine Sammlung der älteſten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet; das wichtigſte, aber auch ſchwierigſte von allen. An ſie ſchloß ſich vermuthlich der Catalog der Frauen an, aus deſſen viertem Geſange, die großen Eöen genannt, das Bruchſtück 2. der Schild des Hercules ſein ſoll, welches jedoch offenbar aus zwei verſchiedenen Bruchſtücken an ein-

ander gereiht iſt, die ſchwerlich von demſelbigen Verfaſſer ſein können. (Ueberſ. von J. D. Hartmann, Lemgo 1794. Ausgabe von C. F. Heinrich, Bresl. 1802. Schlichtegrolls archäol. Unterſuchung darüber, Jena 1790). Der Stoff der Theogonie iſt aus früheren Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus ſich ſo manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verſchiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter ſind; und Verſchiedenheit der Erzählung, die bald kurz und ſchmucklos, bald weitläufiger und verſchönert iſt. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus auch verſchiedenen entſtand öfterer Widerſpruch; die Zuſätze und Einſchiebſel von Neueren zu den alten Dichtungen ſtörten die Harmonie des Tons. (Heyne de Theogonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf, Halle 1783. Briefe über Homer und Heſiodus von Hermann und Kreuzer 1817.) Aus der didactiſchen Sammlung iſt ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt: 3. Werke und Tage (Hauslehren: Heſiods moral. und ökonom. Vorſchriften. Griechiſch und Deutſch von J. D. Hartmann mit Anmerk. von L. Wachler, Lemgo 1792), ein Gedicht über Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthſchaft, Schifffahrt u. ſ. w. Deutlicher und dem Inhalte entſprechender iſt die Ueberſchrift, welche Tzetzes wählte: Ethiſche und ökonomiſche Vorſchriften. In dieſem Werke, welches, nach Pauſanias (9, 31), die Böotier allein für echt Heſiodiſch anerkannten (bis auf die erſten 10 Verſe), erfahren wir von Heſiodus ſelbſt das Meiſte. Er und ſein Bruder Perſes lebten mit ihrem Vater zu Askra, und nährten ſich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber brachten den Dichter um die Hälfte ſeines Eigenthums, und ſprachen es ſeinem eben ſo habſüchtigen als verſchwenderiſchen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als ſeinen Reſt klug zu bewirthſchaften, und das gelang ihm ſo gut, daß er nichts eingebüßt zu haben ſchien. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachläſſigung der Wirthſchaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Beſtechungen. Alle dieſe Umſtände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unſern Dichter in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der leſe die gemüthliche Entwickelung dieſes Gedichts in J. G. Müllers Reliquien, Bd. I. S. 10 — 32. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß bei Anordnung deſſelben ſich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfalt des Heſiodiſchen Zeitalters, andere auf eine ſpätere Zuſammenſetzung des urſprünglich nicht ganzen Gedichtes ſchließen laſſen. Vernachläſſigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem dieſen ergibt ſich nun ohne Erinnerung, daß es ſchwer ſei, den poetiſchen Charakter des Heſiodus anzugeben. Wenn aber Dionyſius von Halikarnaß von ihm ſagt: Anmuth ſei ſein Ziel, in der Wahl der Worte ſuche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortſtellung Flüſſigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von ſehr feinem Geiſte rühmt, der durch weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig ſei, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: ſo wird ſchwerlich jemand dieſen Urtheilen widerſprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, ſo findet man, daß Heſiodus von dem joniſchen Sänger ſich unterſcheide durch Mangel an ſchöner epiſcher Entfaltung, durch Zuſammendrängen des Mannichfaltigen, durch Hinneigung zum Didactiſchen; weshalb der Gedanke die

Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter iſt, als die Homeriſche. Sieht man auf die Poeſie beider, wiefern ſie ein Denkmal der ſittlichen Ausbildung ihres Zeitalters iſt, ſo findet man, daß die Heſiodiſche Weltanſicht ſich der Homeriſchen anſchließt. Beide ſind in Abſicht der Schätzung der Tugenden und Laſter größtentheils einander gleich, beide dringen gleich ſtark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides und der Rechte der Gaſtfreundſchaft, auf Verſöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor der Strafe des Zeus. Doch deuten bei Heſiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre falſchen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen auf das weibliche Geſchlecht, auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und Sitten, auf einen Mittelzuſtand, wie er in dem gährenden Uebergange zwiſchen der Herrſchaft heroiſcher Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem ſie ſchon beſtimmtere Spuren zeigen. Die vorzüglichſten Ausgaben dieſes Dichters ſind von Dan. Heinſius 1603, 4; von Robinſon, Oxford 1737, 4; Lösner, Leipzig 1787. Ueberſetzungen der ſämmtlichen Gedichte beſitzen wir von Chr. Heinr. Schütze, Hamb. 1797 und J. H. Voß, Heidelb. 1806. Man ſehe übrigens: Ueberſ. d. Gedichte des Heſiodus, ihren Urſprung und Zuſammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thierſch. dd.

Hesperiden. Heſiod, der ſie in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, ſingt von ihnen:

> Heſperiden zugleich, jenſeit der Okeanosſtrömung,
> Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

(Nach Andern waren ſie Töchter des Atlas, oder des Zeus und der Themis, oder auch der Keto und des Phorkys.) Dieſe helltönigen Heſperiden werden den Gorgonen gegenüber und an den Atlas geſetzt. Ihr Mithüter iſt ein Drache, von Heſiodus Ladon genannt. Nach Apollonius hießen die Heſperiden Heſpere, Erytheis und Aegle; nach Appollodor Aegle, Erytheia, Heſtia Arethuſa; nach Lutatius Aegle, Arethuſa, Heſperi. Die goldnen Aepfel, welche ſie bewachten, waren ein Brautgeſchenk, welches die Erde der Juno bei ihrer Vermählung gab, und welche ſeitdem in dem Garten dieſer Göttin prangten. Dieſen Garten aber haben wir nach Heſiod auf einer weſtlichen Oceaninſel, nach Pherecydes am Fuße des hyperboreiſchen Atlas zu ſuchen. Bekanntlich war es des Hercules elftes Abenteuer, die Goldäpfel zu holen (ſ. Hercules.) Der Held erſchlug daher den hundertköpfigen Drachen mit den vielerlei Stimmen, die Mädchen flohen, oder Atlas ging zu ihnen und holte die Aepfel. Genug, ſie wurden dem Euryſtheus gebracht, der ſie dem Hercules, und dieſer wieder der Minerva ſchenkte, von welcher ſie an ihre vorige Stelle zurückgebracht wurden.

Heſperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde. Von Atlas verfolgt flüchtete er nach Italien, welches daher bei den Alten auch Heſperien heißt. Das Volk verehrte ihn göttlich, und benannte nach ihm den ſchönſten Stern am weſtlichen Himmel, den Abendſtern, den Planeten Venus. (S. Planeten). Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen ſeiner Schönheit auch mit dem Namen ſeiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landſchaftmaler in Zürich, welcher das Bild ſeines vaterländiſchen Bodens ſo wahr darzuſtellen wußte, daß ihm faſt dieſelbe Genugthuung ward, welches einſt Zeuxis um ſeiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr

nicht erfüllt, als bei einer ſeiner Zeichnungen ein Appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „ſchau! ſchau! ordentli hat er d'Berg abgeſchriebe." Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleiſchers, und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch ſehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte ſich in ihm das Talent für eine Kunſt, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demſelben wirkte entſchieden günſtig auf den beginnenden Künſtler, der die Natur mit dem Pinſel copierte, während ſein liebenswürdiger Freund und Lehrer in ſeinen Dichtungen ſowol, als auch ſelbſt mit dem Pinſel ihm muſterhaft voranging. Selbſt ſeine urſprüngliche Beſtimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlaſſung, die Natur zu ſtudiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anſchauen, begeiſtert von dem in ſeinem Innern aufglimmenden Funken, auf ſeinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er ſich blos der Kunſt hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterlande wie im Auslande einen Namen ſich erworben. Noch hatte er ſeinen Wunſch, Italien zu ſehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; aber nach zwei Monaten ſchon war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm ſich nahete, der die ſichere Ruhe Helvetiens vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil ſeiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenſchaftlichen Heftigkeit, mit welcher er dieſe neue Beſchäftigung ergriff, zerſtörten ſeine Geſundheit: ſein Körper konnte einem damals dort herrſchenden Gallenfieber nicht widerſtehen; er ſtarb 1800, und hinterließ eine troſtloſe Gattin, die an Gemüth und Kunſtſinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmaſſen die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur ſolche, die nicht ſchon einmal dargeſtellt worden waren. Treue, fleißige Darſtellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinſels charakteriſiren ſeine Bilder, deren ſehr viele faſt durch ganz Europa zerſtreut ſind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von ſeinen Meiſterſtücken nennen wir nur den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpſee des glarneriſchen Murgthales, den Grütli und Tells Capelle in der hohlen Gaſſe.

Heß (Carl), einer der vorzüglichſten deutſchen Kupferſtecher unſerer Zeit, gegenwärtig in München als Profeſſor bei der Kunſtakademie angeſtellt, iſt in Darmſtadt 1760 geboren. Er ſtudirte in Mannheim und Düſſeldorf, und arbeitete in letzterer Stadt ſeine ſchönſten Sachen. Wir rechnen zu dieſen, ſieben Blätter nach ſo viel Gemälden von Rembrandt und den berühmten Charlatan nach Gerard Douw, eine Faunengeſellſchaft nach Pouſſin; die Himmelfahrt nach Guido Reni; und insbeſondere Ruben mit ſeiner erſten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohnſchen Taſchenbuchs (Düſſeldorf bei Schreiner), ſämmtlich nach den beſten Bildern der Düſſeldorfer Gallerie, gehören zu den ausgezeichnetſten dieſer Art. In neueſter Zeit hat er dergleichen auch für das Taſchenbuch Urania (im Verlage des Herausgebers dieſes Lexikons) geliefert, die ſich ſehr auszeichnen. Einer ſeiner Söhne hat ſich zum Schlachtenmaler gebildet, und begleitete in dem Feldzuge von 1814 das baierſche Armeekorps. Ein treffliches Gemälde von der Schlacht bei Arcis für den König von Baiern hat ihm die Bewunderung aller Kenner erworben.

Heſſen. Der Urſprung der Heſſen verliert ſich in die älteſte Kunde von den Germanen, wo ſie unter dem Namen Katten dargeſtellt werden; doch war von der früheſten Zeit an im Allgemeinen ſchon das jetzige Heſſen ihr Wohnſitz; aber es wanderte aus ihnen noch vor Chriſtus ein Theil in die Niederlande, wo ſie Batavor hießen. Die zuverläſſigere Geſchichte erwähnt ihrer unter dem Kaiſer Auguſt; Germanicus, des Druſus Sohn, beſiegte ſie, verbrannte ihre Hauptſtadt Mattium (Marburg) und führte eine kattiſche Fürſtentochter mit einem ihrer Prieſter in ſeinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten ſie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor Carl dem Großen wurden auf Veranlaſſung des mainziſchen Erzbiſchofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutſchland von Frankreich getrennt wurde, ward Heſſen von fränkiſchen Herzogen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der deutſchen Könige kam. Bis faſt in die Mitte des 13. Jahrh. war die Geſchichte Heſſens mit der thüringſchen verſchmolzen, und erſt nachdem Heinrich der Erſte (das Kind) von Brabant (Sohn von Sophia, Tochter des thüringiſche Landgrafen, Ludwig IV., welche Heſſen als Allodium ererbt hatte, und Herzogs Heinrich II. von Brabant) nach einem heftigen Kampfe mit dem Hauſe Meißen zum ruhigen Beſitz Heſſens gelangt war (1263), wurde dieſes vom Könige Adolph von Naſſau zu einem lehnbaren Reichsfürſtenthum (11. Mai 1292), und ſein Regent ſammt deſſen Nachkommen zu Reichsfürſten erklärt. Caſſel ward des Landgrafen Heinrichs I. Reſidenz; er erbaute ſich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung ſeiner Staaten unter ſeine beiden Söhne, Otto und Johann, in Ober- und Niederheſſen, der letztere ſtarb (1311) ohne Erben, und Otto war nun alleiniger Herr der geſammten heſſiſchen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiſerne genannt, 1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrſchaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden, und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward ſein Neffe Hermann, den er nach dem Tode ſeines Sohnes (Otto, der Schütz genannt) zu ſeinem Mitregenten erklärt hatte, ſein Nachfolger; wegen ſeiner zu Paris und Prag zur frühern Beſtimmung als Geiſtlicher getriebenen Studien hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterſchaft ſeines Landes; mehrere Vereine bildeten ſich wider ihn; die Bünde der Sternritter, der Geſellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu ſchaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernſtlichen Kampf mit Adolph von Naſſau zu, verſchafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafſchaft Lisberg und die Herrſchaft Wolkersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem deſſen drei ältere Brüder geſtorben waren; er vereinigte mit ſeinen Staaten Ziegenhain und Nidda, erhielt die Vogtei über Corvei und Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei ſeiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erſte erhielt Niederheſſen mit Caſſel, der letzte Oberheſſen mit Marburg. Ein zwiſchen ihnen wegen dieſer Theilung entſtandener Krieg endigte ſich damit, daß Ziegenhain mit Oberheſſen vereinigt wurde. Als Ludwig II. geſtorben war (1471), übernahm der Oheim ſeiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II., die vormundſchaftliche Regierung, bis erſterer, nach des Oheims (Heinrich III.) Tode (der

durch Heirath die Grafſchaft Katzenellenbogen an Heſſen gebracht hatte), die Regierung in Niederheſſen und Wilhelm II. die in ſeinem Antheile antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Paläſtina blödſinnig, und Heinrichs III. Sohn, Wilhelm III. (der Mittlere), brach den Hals, und ſo ſah ſich Wilhelm II. im J. 1500 im alleinigen Beſitz der nun wieder vereinigten geſammten heſſiſchen Lande, welche er (1509) ſeinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während ſeiner Minderjährigkeit war Heſſen zuerſt von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente, und ſodann, nach vergeblichen Verſuchen des noch lebenden blödſinnigen Wilhelms I. und des Churfürſten Friedrich von Sachſen, ſich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landſtänden regiert. Die damaligen Unruhen in Deutſchland veranlaßten den Kaiſer Maximilian, den jungen Landgrafen in ſeinem 14. Jahre für volljährig zu erklären (1518), da dieſer bereits verrieth, was ſeine Kraft einſt leiſten würde. Dem Unweſen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf ſich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen, und vernichtete ſie (1526), war aber zugleich der eifrigſte Beförderer der Reformation, die er (nebſt einer neuen Kirchenordnung) in Heſſen einführte. Von den Gütern der aufgehobenen Klöſter ſtiftete er die Univerſität Marburg und vier große Hoſpitäler. Auch veranſtaltete er das berühmte Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Zwingli, in der Abſicht, ſie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachſen die Direction des ſchmalkaldiſchen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiſer Carl V. ſo übermächtig machte, war von dem bedeutendſten Einfluß auch auf Philipps Schickſal. Als Gefangener des Kaiſers mußte er fünf Jahre lang ſich in Carls Gefolge herumführen laſſen, während welcher Zeit Heſſen unendlich viel litt. Nach ſeiner Loslaſſung regierte er mit dem friedfertigſten Sinn, und theilte ſeine Lande durch ein Teſtament (1562) in vier Theile unter ſeine Söhne, Wilhelm VI., Ludwig III., Philipp und Georg; der erſtere erhielt die Hälfte des Länderbeſtandes mit Caſſel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, und Georg ein Achttheil mit Darmſtadt. Aber Philipp ſtarb 1585, und Ludwig III. 1604, jeder ohne Erben, und ſo verblieben nur die beiden Hauptlinien von Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt. (S. die Art. Caſſel und Darmſtadt.)

Heſychaſten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche ſich im 14. Jahrh. durch eine der ſeltſamſten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten ſie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenſtand der Anſchauung. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Bruſt liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht ſinnlich zu ſehen, und der Wonne des Anſchauens Gottes genießen zu können. Dieſes Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten ſie für unerſchaffen und doch von dem Weſen der Gottheit unterſchieden. In einem Streit über die Natur dieſes Lichtes, wo der calabriſche Mönch Barlaam gegen ſie auftrat, gewannen ſie unter dem Schutze des griechiſchen Kaiſers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbiſchofs von Theſſalonich, auf einer Synode zu Conſtantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelbeſchauern ſpäterhin dieſen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in

Vergeſſenheit, an den der Quietismus des 17. Jahrh. wieder erinnerte, und welcher phyſiologiſche Aufklärungen über die Möglichkeit ſeines Entſtehens vielleicht durch den Magnetismus des neunzehnten erhalten kann. E.

Heſychius, berühmt als Verfaſſer eines in Fragmenten auf uns gekommenen griechiſchen Gloſſariums, das er theils aus ältern Sprachlehren ſammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beiſpielen aus Homer, den dramatiſchen und lyriſchen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geſchichtſchreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen das Ende des dritten, nach Andern im fünften oder ſechsten Jahrh. nach Chr. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt. Die beſte Ausgabe ſeines Gloſſars iſt von Alberti und Ruhnken.

Hetären (von ἑταίρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegenſatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Mätreſſen. Ja ſelbſt Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Prieſterinnen Hetären genannt. Hetären hießen alſo Prieſterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; wie denn an den Orten, wo man ſtolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, die fremden Frauen von den eingebornen meiſt verachtet und durch die Geſetze zurückgeſtellt wurden; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verſchiedene Claſſen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitsſinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Geſetze herrſchend war, und ſich daher auch über den freien Umgang der Geſchlechter erſtreckte, ſie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur, daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, ſo kennen wir auch unter dieſem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geiſt, durch ihre mannichfaltigen politiſchen und andere Kenntniſſe, und durch die höchſte Feinheit ihres Umgangs die gebildetſten Staatsmänner und Philoſophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja ſogar einen Sokrates) um ſich verſammelten, und wegen dieſer ſeltenen Verbindung von Geiſt und Anmuth in der Bildungsgeſchichte dieſes Volks berühmt geworden ſind. Zu dieſen gehört die bekannte Aspaſia, deren politiſcher Einfluß eben ſo bekannt iſt, als daß ſie des Perikles und Sokrates Lehrmeiſterin in der Beredſamkeit genannt wird, Leontium, Theodata u. a. Mehr durch buhleriſche Künſte bekannt ſind Kratina, Lais, Phryne u. a. Aus dem angegebenen Grunde wurden ſie auch durch die bildenden Künſte ausgezeichnet. Der große Bildhauer Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldenen Bilde; auch war ſie ihm Modell bei ſeinen Venusbildern. Sein Sohn Cephiſſodor machte ſich, wie mehrere andere Künſtler, durch Hetärenſtatuen bekannt. Eine anſchauliche Vorſtellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Ariſtipp.

Heterodox und Hetodoxie kommt von zwei griechiſchen Wörtern her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweiſe aber wird eine ſolche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriff einer Kirche widerſtreitet, und, nach den Grundſätzen dieſes Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre iſt. In der catholiſchen Kirche pflegt man diejenigen, welche ſich von dem öffentlichen durch das Anſehen der Concilien und die Ausſprüche der Päpſte beſtätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man ſich hin-

gegen in der proteſtantiſchen Kirche des mildern Ausdrucks Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie iſt die Orthodoxie (ſ. d. Art.) Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der proteſtantiſchen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in dieſen, bald in jenen Theilen verändern wollten, entſtanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwiſchen den Neueren und den Vertheidigern der alten Lehre, und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmälig indeß ward manche dieſer Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar ſind die ſtreitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab, und von der andern Seite einſah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen ſei und Lehren in Anſpruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet ſind.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen verſteht man überhaupt ſolche, welche verſchiedener Gattung oder Natur ſind, im Gegenſatz von Homogen, womit man Dinge von gleicher Gattung, von gleichen Beſtandtheilen bezeichnet. Eine beſondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Muſik, wo man ſie den Bedeutungen von diatoniſch und enharmoniſch gegenüber ſtellt, indem man unter homogenen Tönen ſolche verſteht, welche in Rückſicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden ſind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatoniſch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmoniſch) ſein, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Einſchattige), nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone und die Bewohner der gemäßigten ſüdlichen Zone, deren Mittags-Schatten ſich ſtets nur nach einem der beiden Pole hinneigen.

Hetmann oder Ataman iſt der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Koſacken. Dieſer Titel ſoll von dem altdeutſchen Worte Het (Haupt) herkommen. Als die Koſacken noch unter polniſcher Oberherrſchaft ſtanden, ſetzte ihnen der König Stephan Batori (1576) einen oberſten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab dieſem, zum Zeichen ſeiner Würde, eine Fahne, einen Commandoſtab und ein Siegel. Dieſe Zeichen der Würde ſind noch jetzt üblich, und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Der Hetmann wird von den Koſacken ſelbſt gewählt, aber vom Kaiſer beſtätigt. Als die Koſacken 1654 ſich den Ruſſen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfaſſung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Carls XII. ergriff, in der Abſicht, ſich wieder mit den Polen zu vereinigen, ſchränkte Peter I. die Koſaken ſehr ein, und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeit lang unbeſetzt. Als 1750 der Graf Raſumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, ſtatt der ehemaligen Domainen und Zolleinkünfte, 50,000 Rubel jährlichen Gehalt. Catharina die Große hob die ukräniſche Hetmannswürde gänzlich auf, und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die doniſchen Koſacken haben ihren Hetmann immer behalten; zwar iſt ſeine ehemalige große Gewalt ziemlich beſchränkt worden, allein er iſt immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. (Vergl. d. Art. Koſacken.)

Hetrurien, ſ. Etrurien.

Heuſchrecken, eine Inſectengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreichſte unter allen Arten iſt die Zugheuſchrecke, welche

von allen Inſecten den Menſchen am meiſten ſchaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit, jedoch in der neuern Zeit weniger als in der ältern, in den verſchiedenſten Weltgegenden ungeheure Züge dieſer furchtbaren Inſecten, wo ſie dann in wenigen Tagen ganze Landſtriche verheeren. Bei ihrem Anzuge wird ſelbſt die Luft verdunkelt. Dies war unter andern im J. 852 der Fall. Solche Züge geſchehen immer bei Sonnenaufgang. Deutſchland iſt ſeit 1750 gänzlich mit dieſer großen Plage verſchont geblieben; Frankreich dagegen ward, öffentlichen Blättern zufolge, noch im Januar 1819 davon heimgeſucht. In Arabien und im nördlichen Afrika wird dieſe Wanderheuſchrecke, auf Kohlenfeuer geröſtet, häufig genoſſen. Aeltere Geſchichtſchreiber erwähnen verſchiedener Völker, die ſich von Heuſchrecken nährten, unter der Benennung Akridophagen (Heuſchreckeneſſer).

Hevriſtik oder **Heuriſtik** (Erfindungskunſt oder Anweiſung [Theorie], methodiſch Erfindungen zu machen, ſo wie die Methode der Erfindung ſelbſt). Es gibt keine beſondere Erfindungskunſt, weil jede eigentliche Kunſt von Erfindung (ſ. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künſten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantaſie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wiſſenſchaft aber iſt die Sache des Verſtandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und dieſe Erfindung und Ausbildung der Wiſſenſchaft iſt an beſtimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verſtand verfährt, wenn er ſelbſtthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirkſam iſt, und deren Inbegriff wir Hevriſtik oder hevriſtiſche Methode nennen. Zwar erfordert das Erfinden im Gebiete der Wiſſenſchaft auch nothwendig eine beſondere Anlage und einen hohen Grad der Geiſteskraft, welche nur wenigen zu Theil worden iſt, und oft ohne klares Bewußtſein dieſer Regeln, ja am öfterſten unmethodiſch wirkſam iſt; aber deſſen ungeachtet bleibt es wichtig, ſich dieſelben klar zu entwickeln, und ebenfalls für ſich kennen zu lernen, um ſo mehr, da beim wiſſenſchaftlichen Forſchen das Bewußtſein ſeiner eignen Thätigkeit ſicherer leitet und von manchen Abwegen der Unterſuchung zurückhält, und es gibt gewiſſe allgemeine Regeln der wiſſenſchaftlichen Erfindung, woraus ſich durch Beziehung auf beſondere Wiſſenſchaften beſondere Regeln ergeben. Erſtere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevriſtik in der Logik oder Verſtandeslehre, und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Encyclopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welche von der Erweiterung der Erkenntniſſe handelt. Sie kann nur höchſt allgemeine Regeln aufſtellen. Letztere gehören zu den Methodologien der beſondern Wiſſenſchaften, für welche ſie beſtimmt ſind. Wir wollen zuvörderſt die wichtigſten Puncte der allgemeinen Hevriſtik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevriſtik nach ihren erſten Zügen entworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heuristicae generalis adumbrandi. Havniae 1798, 8.) beſonders abgehandelt worden iſt. Alles methodiſche Erfinden iſt ein abſichtliches Nachdenken über gewiſſe Gegenſtände (Meditation), welches analytiſch oder ſynthetiſch ſein kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht*). Die hauptſächlichſten Regeln und Erforderniſſe dazu ſind folgende: Man ſuche ſich vor allem in einen ruhigen Gemüthsſtand zu verſetzen, oder erwarte dieſen, und ſtelle ſich den Zweck ſeines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflöſung ge-

*) Vorzugsweiſe nennt man oft die analytiſche Methode die hevriſtiſche.

ſucht wird. Bei jeder Aufgabe iſt etwas gegeben (datum), und damit ſteht in Verbindung etwas, das geſucht wird (quaesitum). Beides muß zuerſt unterſchieden werden. Wo keine data vorhanden ſind, da iſt auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müſſen, um die Aufgabe beſtimmt löſen zu können, vollſtändig, und nicht blos verneinend, und mit dem Geſuchten in dem Zuſammenhange von Grund und Folge ſtehen. Was das Geſuchte anlangt, ſo überzeuge man ſich zuerſt von der Möglichkeit der Aufgabe; ſie iſt objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerſpruch in ſich ſchließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Geſuchten widerſtreitet; ſie iſt ſubjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntniſſe und Fähigkeiten nicht beſitzt; man unterſuche daher erſt reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höhern Begriffe der geſuchte Gegenſtand liegt, und da die Frage einfach oder zuſammengeſetzt ſein kann, ſo unterſcheide man den Hauptgegenſtand und die Nebengegenſtände der Unterſuchung, und richte auf erſtern ſeine vorzüglichſte Aufmerkſamkeit. Ferner ſuche man, auf welchem Wege man am ſicherſten zur Erkenntniß des geſuchten Gegenſtandes gelange, und ſuche das Gegebene mit dem Geſuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Unterſuchung ſelbſt ſuche man ſich ſtets den Punct, wo man ſteht, und das Ziel, zu welchem man hinſtrebt, gegenwärtig zu erhalten, und ſich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beiſpiele möglichſt deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundene ſchreibe man kurz nieder, um es leicht zu überſehen, und dadurch Anregung zu weiterer Unterſuchung bei günſtiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln. Vergl. Lamberts neues Organ VII. Hauptſt. von den Aufgaben. In Hinſicht auf beſondere Sphären des Nachdenkens unterſcheidet man nach Fries Syſtem der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein hiſtoriſchen Wiſſens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen ſelbſtthätigen Nachdenkens (Speculation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwiſſenſchaften. Die hevriſtiſchen Methoden, welche ſich darauf beziehen, nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhiſtoriſche oder Erfahrungswiſſen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (ſ. d. Artik. **Erfahrung** und **Beobachtung**), ſo ſchreibt die hevriſtiſche Methode für daſſelbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerkſamkeit ruhig, unbefangen und feſt auf den zu beobachtenden Gegenſtand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße Weiſe, ſuche den Sinnenſchein zu vermeiden, indem du einen Gegenſtand wo möglich von allen Seiten, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen (künſtliche Beobachtungen und Verſuche), mit den zweckmäßigſten Mitteln (z. B. künſtliche Werkzeuge) und, wo es nöthig iſt, durch mehrere Sinne betrachteſt, und das Angeſchaute von der Einbildung oder der Reflexion über daſſelbe, ſo wie das Weſentliche von dem Zufälligen gehörig unterſcheideſt; b) in Beziehung auf fremde Beobachtung, welche wir auf Zeugniß Anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Ausſagen (hiſtoſtiſcher Glaube) richtet ſich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, und zwar nach der ſubjectiven Beſchaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig ſei, und in wiefern er die Wahrheit habe erfahren könnnen), ſo wie nach der objectiven Beſchaffenheit des Zeugniſſes: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht, und in wiefern ſie mit der Erfahrung und ihren Geſetzen ſtimmen, wobei wiederum das Factum von dem Raiſonnement zu unterſcheiden iſt; ferner in wiefern es echt

und authentiſch ſei, was bei einem mittelbaren und ſchriftlichen Zeugniß durch hiſtoriſche Kritik beſtimmt wird; und was der Sinn und Inhalt deſſelben ſei, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunſt entſcheidet (ſ. d. Art.) Die heuriſtiſche Methode für die reine Vernunft und Wiſſenſchaft, oder die ſpeculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Geſetze unſerer Erkenntniß aufſuchen, iſt vorzüglich analytiſcher Art. Sie bedient ſich der Abſtraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anſchauungen in Begriffen dargeſtellt und neue Conſtructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, beſonders in der Algebra bei Aufſuchung unbekannter Größen; ſo auch in der Philoſophie, wo man ſich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwiſſenſchaften kommt es darauf an, Thatſachen durch Unterordnung unter Geſetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Grundſätzen aus, wie in der angewandten Mathematik; oder man ſucht, umgekehrt, Grundſätze für die Erklärung der richtig erkannten Thatſachen, wie in der Naturgeſchichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde gehört ſchon in die beſondere oder ſpecielle Heuriſtik. Ueber die erſtere insbeſondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik, 2. Aufl. Berl. 1800, S. 433 u. f. w., in Klügels mathematiſchem Wörterbuch, Leipz. 1803, unter den Artikeln Auflöſung ꝛc., ſo wie in Kieſewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811 §. 344 — 355, mehreres, ſo wie auch einiges über die letztere. Außerdem iſt aus der beſondern Heuriſtik vorzüglich die hiſtoriſche und oratoriſche zu bemerken. Die hiſtoriſche Heuriſtik gehört nebſt der Hiſtoriographie zur hiſtoriſchen Kunſt. Sie beſteht in derjenigen Bearbeitung der geſchichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Weſentliche aus der Maſſe derſelben gefunden und herausgehoben und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwieſen wird. Sie erfordert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Geſetzen: daß alles dasjenige wirklich geweſen ſein müſſe, ohne welches etwas anderes, welches als geſchehen oder vorhanden erwieſen iſt, nicht geweſen ſein würde, daß die Natur der Menſchen und Dinge dieſelbe bleibe, und ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Den erſteren Grundſatz (welchen Koens in ſeinen encyclopädiſchen Anſichten 2ter Theil S. 37 anführt), wendet der Hiſtoriker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Echtheit nach den obigen Rückſichten geprüft iſt, benutzt. Aber treffend ſagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart ſich zunächſt das hiſtoriſche Talent; es ergreift aus der ganzen Maſſe des hiſtoriſchen Wiſſens, das mit der größten Anſtrengung zu Tage gefördert worden iſt, nur das, was für den Zweck, den es beabſichtigt, wichtig iſt. Die oratoriſche Heuriſtik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratoriſchen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptſatzes und der übrigen Materialien des redneriſchen Vortrags betrifft. **T.**

Hexagonalzahlen, ſ. Zahlenſyſtem.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den ſechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen ſie beſteht. Die vier erſten Glieder ſind Dactylen oder Spondeen, im Deutſchen wol auch Trochäen, das fünfte ein Dactylus (zuweilen auch nur ein Spondeus), das ſechste ein Spondeus oder Trochäus. Dieſe Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meiſten andern,

verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als man glaubt; denn es iſt nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rückſichten. Wie ſchlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tauſend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geſchlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind' in der blonden Locken Geringel! theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verſes ſich beim Leſen ein Ruhepunct darbietet. Dieſer findet Statt, wenn die erſte Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt, wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erſte Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepuncte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch ſauſ'te der Sturm, doch waren ſie fröhlich. Durch den Wechſel jener Anſchlingungen, dieſer Ruhepuncte und der Dactylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter ſo viel Abwechſelung, daß ſie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrſcht ein ſtarker Wechſel von leichter und ſchwer ſteigender, von ſchwebender und abgeſtoßener, von ſanft geſenkter und ſtürmiſch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroiſche oder epiſche Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. ſ. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der griechiſchen Anthologie dem Orpheus zugeſchrieben; Andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den älteſten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phöniziſcher Sprache gefunden haben. Gewiß iſt es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am beſten läßt er ſich wol vom älteſten Tanz ableiten. Hexameter mit ſogenannten Vorſchlagſylben, wie in Kleiſts Frühling, ſind ſchon zu lang. Im Mittelalter ſchrieb man lateiniſche Hexameter, die ſich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoniniſche. Die älteſten deutſchen Hexameter, aber mit Endreimen, finden ſich im 16. Jahrh. bei J. Fiſchart, K. G. Heräus, C. Gesner u. a. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden ſie vorzüglich von Uz, Klopſtock und Kleiſt empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man ſich ſtatt des römiſchen Spondeus im Deutſchen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in ſeiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man dieſen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte ſie J. F. Schmid (ſchon 1789 in ſeinen Gedichten) zu bilden, und als Meiſter in der Kunſt iſt J. H. Voß anzuerkennen. Italieniſche verſuchte Annib. Caro, franzöſiſche Baïf, beide im 16. Jahrh., engliſche Stanyhorſt und Sidney, ſchwediſche Adlerbeth in ſeinem Virgil, holländiſche Meermann und neuerlich auch ungariſche Barot und Debrentei.

Hexapla, eine in ſechs Sprachen verfaßte, vorzugsweiſe die von dem griechiſchen Biſchof Origenes zuſammengetragene, Bibel, welche den hebräiſchen Text ſowol mit hebräiſchen, als auch mit griechiſchen Buchſtaben, die Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher (Septuaginta) und noch drei andere Ueberſetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinn bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hilfe des Teufels und der böſen Geiſter außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei iſt daher Zauberei durch Hilfe des Teufels und der böſen Geiſter. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinne iſt Hexe eine liſtige verſchlagene Weibsperſon, mit Vorſetzung des Beiworts **alt** aber ein allgemeiner weiblicher Schimpfname, deſſen man ſich bedient, ohne gerade den Begriff von

Liſt und Verſchlagenheit damit zu verbinden. Ueber den Urſprung des Wortes ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es Einige von dem lateiniſchen Saga, Zauberin, Andere von dem altdeutſchen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, ſo daß eine Hexe urſprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die chriſtliche Welt über, und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menſchlichen Dinge geſetzt ward, eine neue, eigenthümliche Geſtalt. Es ſei, wähnte man, dem Menſchen möglich, mit dem Teufel und den böſen Geiſtern in nähere Verbindung zu treten und durch ihre Hilfe ſich ſelbſt zeitliche Vortheile, Andern aber, zur Befriedigung ſeines Haſſes, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finſterer es im Mittelalter ward und je weniger man ſich daher von dem Alltäglichen abweichende Erſcheinungen aus den Geſetzen der Natur zu erklären wußte, deſto mehr Eingang mußte dieſer Wahn finden. An allen Orten trug man ſich mit den ſeltſamſten Erzählungen von den unter vielfacher Geſtalt erſcheinenden böſen Geiſtern, von den künſtlichen Nachſtellungen, durch welche der Teufel die Menſchen in ſeine Netze zu ziehen trachte, und von den ſchädlichen Wirkungen, welche die mit ihm verbundenen Hexen und Zauberer an Menſchen und Thieren hervorbrächten. Das ganze Zeitalter ward von dieſem Wahne beherrſcht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Menſch von böſer Geſinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnſtes willen entſagen konnte, auch die ſchwarze Kunſt dem Leben, der Geſundheit und dem Wohlſtand anderer Menſchen unabläſſig Gefahr drohte, ſo ward die Hexerei als das ſchwärzeſte Verbrechen betrachtet, und eben ſo wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen beſtraft. Unzählige Unglückliche ſind das Opfer dieſes traurigen Wahns geworden. Im J. 1484 ward der Hexenprozeß durch eine Bulle des Papſtes Innocenz VIII. förmlich in Deutſchland eingeführt, und eine 1489 unter dem Titel malleus maleficarum (Hexenkammer) mit obrigkeitlicher Genehmigung erſchienene Schrift ſchrieb das bei dieſen Prozeſſen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15. und 16. Jahrh., noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einfluſſe der böſen Geiſter auf die Natur und auf den Menſchen ausgetilgt, vielmehr dauerten ſie unter den Proteſtanten wie unter den Catholiken fort, und noch im J. 1780 ward zu Glarus in der catholiſchen Schweiz eine Hexe hingerichtet. Zwei Männer beſonders, Balthaſar Becker und Chriſtian Thomaſius (ſt. 1728), haben ſich durch Beſtreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrſchenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbeſitzungen ein großes Verdienſt erworben und den allmälig erfolgten endlichen Untergang dieſes Aberglaubens vorbereitet. (S. Dämonomagie, oder Geſchichte des Glaubens an Zauberei ꝛc., mit beſonderer Berückſichtigung des Hexenprozeſſes ꝛc.; von Horſt, 2 Thle. 1818.)

Heynatz (Joh. Friedr.), ein verdienſtvoller deutſcher Sprachforſcher, geb. 1744 in Havelberg. Er war erſt in Berlin an einer der dortigen hohen Schulen, dann als Rector und endlich als Profeſſor zu Frankfurt an der Oder angeſtellt, wo er 1809 ſtarb. Als Sprachforſcher gebührt ihm das Lob eines ſeltenen Fleißes in Aufſuchung alles deſſen, was zur Feſtſetzung oder Beſtätigung ſeiner Regeln und grammatiſchen Bemerkungen dienen kann; allein ſelten wurde dieſer Fleiß durch genugſame Wahl, durch Geſchmack und philoſophiſchen Geiſt ge-

leitet. Von ſeinen bei Meuſel verzeichneten Schriften haben mehrere viele Auflagen erlebt und ſind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Chriſtian Gottlob). Dieſer berühmte Humaniſt ward 1729 zu Chemnitz in Sachſen geboren, wohin ſein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenſchütz in Schleſien, zu flüchten ſich genöthigt ſah. Die drückendſten Umſtände und Schickſale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, ſeinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, ſondern wieſen ihn an ſich ſelbſt zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterſtützung, welche nöthig war, ſeinen frühen Wunſch, in der lateiniſchen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1748 beſuchte er die Stadtſchule zu Chemnitz, unter dem bekannten Rector Hager. Des Conrectors Krebs beſſere Anleitung zur Philologie konnte er nur ſehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten ſein ungemeines Talent und den raſtloſen Fleiß, durch welchen er ſich, von allen literariſchen Hilfsmitteln faſt entblößt, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollſten Lage ging er 1748 nach Leipzig auf die Univerſität. Dort zog ihn vorzüglich Erneſti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundſätzen der Erklärungskunſt bekannt machte, und des Profeſſors Chriſt archäologiſche und antiquariſche Vorleſungen erweiterten ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthums, ſo wie ſeine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißiges Leſen mehrerer Bücher, welche ſich ihm hier darboten, und durch faſt übermäßiges Nachtarbeiten, ſchnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben dieſen Studien noch ein Brotſtudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geſchichte des römiſchen Rechts, mit Rückſicht auf alte Literatur und Geſchichte, durch den berühmten Bach vorgetragen, welches ihn ſpäterhin in den Stand ſetzte, über römiſche Alterthümer beſonders für Juriſten zu leſen. Auch ſchrieb er nachher (1752) eine Magiſterdisputation juriſtiſchen Inhalts. Eine lateiniſche Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers durch Heyne verfertigen ließ, machte ihn dem Staatsminiſter Grafen von Brühl bekannt. Da der Ertrag der Lehrſtunden, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, ſo entſchloß er ſich, auf Anrathen ſeiner Freunde, nach Dresden zu reiſen, um ſich dem Miniſter perſönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeiſterſtelle, welche er in Dresden anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieſer Reiſe gemacht hatte, zu decken. Erſt nach wiederholtem Geſuch wurde er (1753) Copiſt bei der Brühlſchen Bibliothek, mit 100 Rthlr. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieſer Anſtellung zog, war die erweiterte Bekanntſchaft mit den Werken der alten Literatur, für welche ſeine Richtung nun immer beſtimmter wurde. Zuerſt trieb ihn die Noth, mehrere Ueberſetzungen zu übernehmen. Der erſte Claſſiker, zu deſſen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum erſtenmale 1755 herausgab). Verwandtſchaft und Geſinnung führten ihn bald zu dem Stoiker Epictet, deſſen Grundſätze ihn ſtärkten (erſte Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten ſeinen Ruhm im Auslande. Um dieſelbe Zeit traf er auch mit Winkelmann auf der genannten Bibliothek zuſammen, doch entſtand erſt ſpäterhin, als Winkelmann ſchon in Italien war,

unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechſel. Der eintretende ſiebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur ſeines Gehalts und Wirkungskreiſes, ſondern auch ſeiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757, durch Rabeners Empfehlung in dem Hauſe der Frau von Schönberg eine günſtige Unterſtützung, deren Bruder er, als Hofmeiſter, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er durch den berühmten Ritter tiefer in das Heiligthum der Geſchichte eingeführt ward. Der Krieg riß ihn wiederum aus ſeinen Studien heraus, und ſetzte ihn in die verſchiedenſten, ja in die drückendſten Lagen, durch welche das Talent des Geſchäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In dieſe Zeit fällt die Ausarbeitung des lateiniſchen Textes zum dritten Tauſend der Lippertſchen Dactyliothek, welche ihn mit dieſem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnkens Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verſtorbenen Geßners Stelle in Göttingen als Profeſſor der Beredſamkeit. Die mannichfaltigſten Arbeiten nöthig, dieſen Poſten zu behaupten. Sehr naiv ſagt er von ſich ſelbſt: „Erſt als Profeſſor erlernte ich die Kunſt, die ich lehren ſollte.“ Aber bald war er in dieſem Wirkungskreiſe ganz einheimiſch. Seine zahlreichen und wirklich claſſiſchen Programme, welche ſich über die anziehendſten Gegenſtände des Alterthums verbreiten und den Umfang ſeiner Kenntniſſe bewundern laſſen (Opusc. acad. 6 Thle.), zeigen, daß er lateiniſch dachte und arbeitete, und ſich nicht blos rein, ſondern auch leicht und geſchmackvoll auszudrücken wußte. Eben ſo zeigte er in ſeinen mündlichen Vorträgen eine ſeltene Verbindung echter Gelehrſamkeit mit Geiſt und Geſchmack. Seine Collegia, die er mit dem pünctlichſten Eifer las, bildeten allmälig einen beſondern Kreis des Anziehendſten und Wiſſenswürdigſten, was ihm das Studium der Alten darbot, und ſtanden mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wiederum in der engſten Berührung. Durch dieſe Vorleſungen, wie durch ſeine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller geſtifteten ehrwürdigen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, deren fleißigſtes Mitglied er war, ferner durch ſeinen unermüdlichen Antheil an den Göttinger gelehrten Anzeigen, welche ſich das Verdienſt, Deutſchland mit den wichtigſten und ſeltenſten Werken und Forſchungen der Engländer und Franzoſen bekannt zu machen, vorzüglich unter ſeiner, ſeit 1770,42 Jahr lang geführten Leitung, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologiſchen Seminars zu Göttingen, welches unter ſeiner Leitung eine wahre Pflanzſtätte echter Philologie wurde, und Deutſchlands Bildungsanſtalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit ſeinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen claſſiſcher Schriftſteller, durch alles dieſes wird Heyne als einer der erſten und würdigſten Lehrer und Gelehrten Deutſchlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunct ſeines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Uebrige in faſt ſyſtematiſcher Verbindung ſtand, war die claſſiſche Literatur, namentlich die poetiſche, welche er auch frei von den engherzigen Anſichten, die vor und zu ſeiner Zeit unter den Philologen herrſchend waren, um ihrer ſelbſt willen, und mit poetiſcher Anſicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die claſſiſche Literatur aus dem Schulſtaube zu erheben und in die Kreiſe der gebildeten Welt einzuführen, war ſein eigenthümliches Verdienſt. Er wollte ganz Humaniſt ein und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der claſſiſchen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck.“ Dieſes bezeugen ſeine

Ausgaben der Dichter, welche ihn den ausgebreitetſten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den ſchwerſten der alten Dichter, der noch am wenigſten bearbeitet war, für den Pindar, hat er vieles geleiſtet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerſt in den Lehrkreis eingeführt. Die größte ſeiner Arbeiten aber, und welche ihn 18 Jahr hindurch beſchäftigte, war ſeine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntniſſe, Geſchmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerſt ein Licht anſteckte. Wie durch ſeine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, ſo wirkte er durch ſeine antiquariſchen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechſelwirkung ſtanden mit dieſen archäologiſchen und antiquariſchen Unterſuchungen ſeine hiſtoriſchen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griechiſchen und römiſchen Alterthümer, und ſeine ausgebreitete Kenntniß der innern Geſchichte, Verfaſſung und Geſetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politiſchen Blick auf die Begebenheiten ſeiner Zeit anzuwenden wußte. Aber auch als Geſchäftsmann und Menſch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollſten Aemter und Geſchäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er ſelbſt von den wechſelnden Curatoren ſeiner Univerſität nicht ſelten in Betreff derſelben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zuſtand gebracht, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet, ſo daß ſie von Kennern für die erſte gehalten wird, weil alle Fächer gleichmäßig beſetzt ſind, wobei Heynes Ueberblick der Wiſſenſchaften mit Recht zu bewundern iſt. In derſelben Blüthe hinterließ er die übrigen Anſtalten, welche ſeiner Aufſicht untergeben waren. Der Ruf ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit war es nicht allein, ſondern auch die Feſtigkeit ſeines Charakters und die Feinheit ſeines Benehmens, was die gebildetſten und bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit in ſeinen Kreis zog, und zum Theil mit ſeiner Familie verknüpfte. Zu den letztern müſſen auch ein Georg Forſter (ſeit 1775), Huber und Heeren, ſeine Schwiegerſöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunct ſeines Geſchäftslebens die Univerſität, welcher er ſich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Treue und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Anſehen, welches er ſich überall erworben, und ſeine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literariſchen Anſtalt zur Stütze. Durch ſeine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der franzöſiſchen Beſitznahme von Hannover (1804 — 1805) die Univerſität und Stadt Göttingen von Einquartierung verſchont, was freilich dafür dem Etappenplatz Dransfeld deſto mehr ſchadete. In dieſer Zeit wurden ſeine Geſchäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er ſelbſt zum Mitglied der ſtändiſchen Commiſſion ernannt. Als das Königreich Weſtphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, ſeine Wirkſamkeit gelingen und ſeine Verdienſte anerkannt zu ſehen. Bald, nachdem er ſeinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, endete ein Schlagfluß den 14. Juli 1812 ſein thätiges Leben.

Hiatus (Oeffnung, Schlund). Hierunter verſteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Proſodie z. B., wenn das eine Wort mit einem Vocal endigt und das nächſtfolgende mit einem Vocal ſich wieder anfängt, ſo daß im Ausſprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entſteht. Die Natur ſelbſt ſcheint die Menſchen auf die Vermeidung des Hiatus geführt zu haben, indem es vielleicht keine Sprache

gibt, in welcher ſich nicht ſogenannte euphoniſche Buchſtaben fänden, die als ſolche, einzig und allein die Vermeidung des Hiatus zum Zweck haben (ſ. Euphonie). Noch nennt man (mit poetiſcher Licenz) oft eine willkürliche Lücke in der Folge der Verſe einen „Hiatus.“ Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit dieſem Worte.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerſt ſo von Julius Cäſar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolomäus Juvernia (von Andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Ariſtoteles erwähnt dieſer Inſel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion ſpricht; doch früher ſchon führt Orpheus in ſeiner Argonautik das Eiland Jernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäſar, daß Hibernien im Weſten ihrer großen Inſel liege, und nur halb ſo groß ſei, wie dieſe. Ptolomäus, von den dorthin gereiſten Kaufleuten beſſer noch unterrichtet, fehlte in ſeinen Angaben über Größe, Geſtalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen ſah er ſich auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Nachrichten von ihrer Küſte, ihren Vorgebirgen, Flüſſen und Bewohnern zu hinterlaſſen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einem Kriegszuge dahin, der jedoch unterblieb, deswegen kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vergl. Großbritannien und Irland.)

Hibridſch, auch hibriſch, was von zweierlei Gattungen oder Geſchlechtern abſtammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibriſche Pflanzen nennt man ſolche, die aus der Begattung zwei verſchiedener Arten, hibridiſche Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verſchiedenen Sprachen zuſammengeſetzt ſind.

Hidalgo, ein ſpaniſcher Edelmann von der niedern Claſſe. Die Mitglieder der erſten Claſſe, oder des hohen Adels in Spanien hießen ehemals Ricos Hombres, d. i. reiche Leute; aber dieſe Benennung hat aufgehört, nachdem die Titel der Herzoge, Marquis, Grafen und Barone aufgekommen ſind; dieſe werden jetzt Titulados (Betitelte) genannt; diejenigen unter ihnen, die beſondere Vorzüge vor den andern haben, heißen Grandes (ſ. d. Art.). Zu dem niedern Adel gehören die Cavalleros, Eſcuderos und Hidalgos (von Higo, Sohn, und Algo, Vermögen). Es gibt Hidalgos de naturalezza, von adeliger Geburt, und Hidalgos de privilegio, d. h. ſolche, denen der König den Adel zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte ertheilt, und ſolche, die den Adel erkaufen. Dieſe letztern hatten zwar auch alle Rechte und Vorzüge der andern Edelleute, werden aber eigentlich nicht ſehr geachtet. Ueberhaupt waren, einige alte Häuſer und die Ordensritter ausgenommen, die Hidalgos den bürgerlichen Unterthanen ziemlich gleich. Das portugieſiſche Fidalgo hat dieſelbe Bedeutung.

Hierarchie iſt ein griechiſches Wort, welches heiliges, geiſtliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch ſich ſelbſt, theils von der Herrſchaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im erſten Sinne entſtand mit der chriſtlichen Kirche, als einer für ſich beſtehenden Geſellſchaft. Obgleich Aelteſte, Presbyter genannt, den früheſten chriſtlichen Gemeinen vorſtanden, ſo war doch ihre Verfaſſung demokratiſch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Geſellſchaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteſte gewählt, oder Fehlende von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden ſollten. Allmälig aber neigte ſich dieſe demokratiſche Verfaſſung zu der Ariſtokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die

Hände ihrer Vorſteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Geſellſchaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders ſein konnte. Seit dem 2. Jahrh. ſchon erhoben ſich die Biſchöfe über die Aelteſten, und wurden die oberſten Vorſteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die ſämmtlichen Gemeindeglieder noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Biſchöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Biſchöfe in den Hauptſtädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufſehern der übrigen Biſchöfe beſtellt; über dieſe erhoben ſich wieder die Biſchöfe in den erſten Städten des römiſchen Reichs, zu Conſtantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jeruſalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle dieſe Anordnungen entſtand eine feſte, ausgebildete, ariſtokratiſche Verfaſſung. In der griechiſchen Kirche dauerte dieſe fort. Im Abendlande aber ging die Ariſtokratie in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der römiſche Biſchof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrſchend geworden war, der Apoſtel Petrus habe die römiſche Gemeinde gegründet, und der Biſchof dieſer Gemeinde ſei ſein Nachfolger, und er ſeit dem Ende des 8. Jahrh. durch die Freigebigkeit Pipins des Kleinen einen anſehnlichen Landſtrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Beſitz erhalten hatte, ſtieg ſein Anſehen immer höher. So geſchah es, daß der römiſche Biſchof nach und nach das monarchiſche Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältniſſe der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staate iſt, ſondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung ſeines Zwecks und ihren Zweck fodert. In dieſem Sinne nimmt man das Wort,] wenn man das hierarchiſche Syſtem von von dem Territorialſyſteme, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche Statt findet, und von dem Collegialſyſteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterſcheidet. Folgendes ſind die wichtigſten Puncte aus der Geſchichte der Hierarchie. In den erſten Jahrhunderten ſtand die Kirche in gar keine Verbindung mit dem Staate. Sie ſuchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, der Staat verfolgte aber bisweilen die chriſtliche Religion. Als die Kirche, ſeit Conſtantin dem Großen in eine Geſellſchaft mit dem Staate zuſammenfloß, erhielt ſie dadurch Schutz, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenverſammlungen) zuſammenzurufen und die Biſchöfe der Hauptſtädte zu beſtellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, und ihre Verhandlungen über die Beſtimmung des Glaubens ſich miſchten. So war es in dem Reiche der Gothen, der Longobarden nnd der Franken, welche auf die Trümmern der römiſchen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der germaniſchen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die römiſchen Kaiſer behauptet hatten, und da in den germaniſchen Reichen das Lehnsſyſtem entſtanden war, ſo trugen die Biſchöfe ihre Güter als von den Fürſten empfangene Lehen, und ſelbſt der römiſche Biſchof ſtand, als weltlicher Herr, in Lehnsverband zu dem Beherrſcher der fränkiſchen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchiſche Syſtem ſich entwickelte, waren ſchon in dieſen Zeiten vorhanden, und lagen in der Idee der Kirche als einer fortwährend durch

den göttlichen Geiſt erleuchteten Geſellſchaft, in der aus dem Judenthum auf die chriſtlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott ſelbſt eingeſetzten Prieſterthums, durch welches der Geiſtliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende Würde, und eine nicht von dem Staate, ſondern von Gott ſelbſt kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geiſtlichen dadurch über die Laien erlangten, daß ſie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten ſich beſchäftigte, und ein mit andern als Gewerbskenntniſſen ausgerüſteter Bürgerſtand noch nicht vorhanden war, die einzigen Bewahrer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wurden. Erſt dann aber konnten ſich aus dieſem Keime das hierarchiſche Syſtem vollſtändig entwickeln, als der römiſche Biſchof unbeſtritten als das Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit galt, wodurch Einheit und feſte Haltung in die Beſtrebungen der kirchlichen Gewalt kam. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Anſehn dieſes Biſchofs fortwährend geſtiegen, und Urſache ſeiner erhöhten Macht ward die im 9. Jahrh. entſtandene pſeudo-iſidoriſche Sammlung theils erdichteter, theils verfälſchter Kirchengeſetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da dieſe Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliches Anſehn erhielt, ſo wurden die der Hierarchie günſtigen Grundſätze immer mehr in den Gemüthern der Menſchen befeſtigt, und die Päpſte konnten ſich nunmehr bei allen ihren Anſprüchen auf ſchon verhandene geſetzliche Beſtimmungen berufen. Daher ward denn im 9. und 10. Jahrhunderte die Beſtrebung der Kirche, ſich nicht nur von den Staatsgewalten unabhängiger zu machen, ſondern auch einen Vorrang über den Staat zu behaupten, immer ſichtbarer. Mit dem kühnſten Muthe und dem lebhafteſten Eifer ſtrebte namentlich Gregor VII. (ſ. d. Art.) im 11. Jahrh., die Anſprüche der Hierarchie durchzuſetzen, und ſuchte ſeinen Zweck hauptſächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürſten das Inveſtiturrecht, d. h. das Recht, die Biſchöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete, und den Cölibat einführte. Gregor erreichte zwar ſeinen Zweck nicht vollſtändig; ſeine Nachfolger aber verfolgten ſeinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und die, ſeit dem Ende des 11. Jahrh. unternommenen und zwei Jahrh. lange erneuerten Kreuzzüge begünſtigten ihre Beſtrebungen. Denn theils beförderten dieſe Kriege eine Stimmung, welche den Anſprüchen der Kirche nicht anders als günſtig ſein konnte, theils boten ſie, da ſie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpſten mannichfaltige Veranlaſſung dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der europäiſchen Völker Theil zu nehmen und die Unternehmungen der Fürſten zu leiten. Auch bildete ſich unter dieſen Kriegen die Idee eines Vereins der chriſtlichen Völker, an deſſen Spitze der Statthalter Chriſti ſtehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrh. die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächſten. Die Kirche galt als eine über den Staat erhabene Anſtalt, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüſtetes Oberhaupt ſtand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürſten. Die höchſten Gewalten der europäiſchen Welt waren das Papſtthum und das Kaiſerthum; die päpſtliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiſerkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpſte aus den Streitigkeiten mit den Fürſten meiſt ſiegreich davon gingen, und beſonders wußten Urban II., Paſchalis II., Innocenz III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürſten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der europäiſchen Völker geltend zu machen; die Päpſte waren aber nicht

herrſchſüchtiger, als die Fürſten, und handelten nur ihrem Charakter und ihrem Verhältniſſe gemäß, wenn ſie die Kirche unabhängig von der politiſchen Gewalt zu machen und ſie über den Staat zu erheben ſtrebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, ſo mußte ſie dieſe Meinung auf jede Weiſe zu erhalten, und was ſie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und ſie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem ſie um dieſes Zwecks willen die Geiſtesfreiheit beſchränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat ſie auch wohlthätig gewirkt; denn ſie war der Vereinigungspunct der europäiſchen Völker, hielt der militäriſch-politiſchen Gewalt das Gegengewicht, ſchlichtete oft die Streitigkeiten der Fürſten, wehrte dem Ausbruch des Kriegs und verſchaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13. Jahrh. neigte das Papſtthum ſich wieder, obwol nur allmälig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweiſen die Streitigkeiten der Päpſte mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Baier im 14. Jahrh., welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile ſich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpſte nach Avignon, und die große Spaltung, welche die Synoden zu Piſa (1409), zu Koſtnitz (1414) und zu Baſel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpſte als Parteien vor einem höhern Richter erſchienen, und der Grundſatz, daß das Concilium übir dem Papſte ſei, ausgeſprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmälig an, ſich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiclef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß beſtand das Papſtthum und mit ihm das hierarchiſche Syſtem in ſeinen äußern Formen unverſehrt bis zum Anfange des 16. Jahrh. Zu dieſer Zeit aber ward das ſchon ſchwankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erſchüttert. In dem Theile der abendländiſchen Chriſtenheit, welcher ſich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchiſchen Syſtems das Territorialſyſtem, indeß in den Landern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialſyſteme ſich näherndes Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche entſtand. Die catholiſche Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchiſchen Anſprüche zu behaupten, allein ſie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entſagen, das Papſtthum ſank und gelangte in der Praxis immer mehr in Abhängigkeit von den Staatsgewalten. N.

Hières und Hieriſche Inſeln. Hières iſt eine Stadt an der Küſte von Provence, im Departement des Var, zwei Meilen von Toulon, an den ſteilen Felſen des Meerbuſens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender unabgezapfter Sümpfe, ungeſunde Luft ſehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländiſchen Meere, liegen die noch reizendern hieriſchen Inſeln, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagneaux, Port Cras und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt ſind. Pomeranzen, Citronen, Granaten, Dattelpalmen gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelos, der, nachdem er ihm bei ſeinem Antritt der Regierung von Syrakus die Statthalterſchaft von Gela, ſeiner Geburtsſtadt, abgetreten hatte, ihm bei ſeinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er

durch ſeine Tugenden gleichſam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hieros Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wiſſenſchaften zu Theil ward. Wenn einige Geſchichtſchreiber die Tugenden dieſes Fürſten zu ſehr erhoben haben, ſo haben auch wieder andere ſeine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an ſeinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlaſſen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hieros mehr in die Augen fallen, der in den erſten Tagen ſeiner Regierung, einigen Geſchichtſchreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt, als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, ſagen ſie, in der ſein Bruder ſtand, hielt allein das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen zurück. Man muß geſtehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, wol verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei, und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhniſch, umgab er ſich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er ſelbſt einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm beſonders Argwohn; dieſer war ein von dem Volke geliebter Fürſt, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero beunruhigt darüber und für die Sicherheit ſeiner Krone beſorgt, erblickte in ſeinem Bruder nur einen Feind ſeiner Macht, deſſen er ſich zu entledigen wünſchte. Der Krieg, welcher ſich zwiſchen den Krotoniaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, ſeinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er dieſem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hilfe geſandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schickſal der Waffen ihn bald von demſelben befreien ſollte. Aber Polyzelus, der ſeine Abſichten durchſchaute, nahm die Sendung nicht an, und ſuchte eine Zuflucht an dem Hofe ſeines Schwiegervaters Theron, König von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwiſchen beiden Fürſten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er ſeinem Feinde einen Dienſt erwies, wofür dieſer ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thraſydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die ſie unter dieſem Fürſten erlitten, machten ſie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt, dieſen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der ſich nicht minder großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorſchlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwiſchen ihnen beſtehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent deſſen Schweſter zur Gemalin, und Polyzelus trat in die Gunſt ſeines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Talente zu zeigen; jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Katana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna und nahm ſelbſt als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anſpruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugeſtand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung ſich auf zehntauſend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hieros Tode aber bemächtigten ſich die Katanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin verſetzten Einwohner; dieſe erbauten nicht weit davon eine andere Stadt, Namens Aetna, und Katana nahm den ſeinigen wieder an. Thraſydäus, Theros Sohn,

ſetzte nach ſeines Vaters Tode die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Syrakus nicht fort. Er legte den Agrigentern daſſelbe Joch auf, unter welchem Himera geſeufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syrakus anzurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thraſydäus wurde gänzlich geſchlagen, und Agrigent erlangte ſo ſeine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die erſten Regierungsjahre Hieros verdunkelt haben, ſo muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuſchreiben, die von dem Standpunct, auf den er geſtellt war, unzertrennlich war; aber er hat ſeine erſten Fehler durch ſchöne Handlungen, die ſein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, ſeinen Bundesgenoſſen in ihren Kriegen beizuſtehn und vornehmlich die ſchwächern zu beſchirmen; aber was ihn in die Reihe der großen Fürſten ſetzte, iſt der beſondere Schutz, den er den Wiſſenſchaften gewährte, und die günſtige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptſächliche Urſache dieſer Veränderung. Da er ſich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beſchäftigen konnte, und Erholung zu ſuchen ihm Bedürfniß ward, verſammelte er eine Geſellſchaft von unterrichteten Männern um ſich, in deren Unterhaltung er ſich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wiſſenſchaften kennen; und auch nach ſeiner Geneſung hörte er nie auf, ſie zu ſchätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmteſten Männer ſeiner Zeit; ihrem Umgange verdankte er edlere Sitten und ein verſtändigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter ſeinen beharrlichſten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl ſeiner Freunde verfuhr. Als Aeſchylus, eiferſüchtig auf die erſten Erfolge des Sophokles, Griechenland verließ, begab er ſich zu Hiero, um dort ſeine Tage zu beſchließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu ſeinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte beſonders eine große Gewalt über den Geiſt dieſes Fürſten, und gebrauchte ſie ſtets nur, um ihm eines Herrſchers würdige Geſinnungen einzuflößen. Xenophon würde in ſeinem Geſpräch über die Eigenſchaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widerſprochen hätten; und der Titel Hiero, den er ſeinem Buche gibt, iſt die ſchönſte Lobrede dieſes Monarchen. Nach Aelian und Pindar möchten wenige Fürſten mit ihm verglichen werden können. Erſterer berichtet, daß er mit ſeinen drei Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies ſcheint mit ſeinem Betragen gegen Polyzelus in Widerſpruch zu ſtehen; alles indeß erklärt ſich, wenn man dieſe Angabe von der Zeit nach ihrer Ausſöhnung verſteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, ſetzte er ſeiner Freigebigkeit keine Grenzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat ſeine Siege verherrlicht; mehrere Oden dieſes Dichters ſind mit ſeinem Lobe angefüllt. Hiero ſtarb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er 11 Jahre getragen, ſeinem Bruder Thraſybul, der ſie aber ſchon nach einem Jahre verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syrakus, und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierokles behauptete, von der Familie Gelos abzuſtammen. Da er dieſen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, ſo ließ er ihn gleich nach der Geburt ausſetzen, aus Furcht, ſein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Juſtin nahmen Bienen ſich ſeiner an und

nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath befragten Wahrſager erklärten, daß dies ein Vorzeichen ſeiner künftigen Größe ſei. Hierokles nahm ihn darauf wieder zu ſich, ſorgte für ſeine Erziehung, und behandelte ihn ſeitdem als ſeinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegeriſche Uebungen eben ſo viel Neigung als Geſchick. Er ward deshalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Inſel ſich ſelbſt überließ, zu Unordnung und Anarchie Anlaß gab. Die Syrakuſaner, die des Hiero hervorſtechende Eigenſchaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und ſo ward es ihm nicht ſchwer, ſpäter zur Königswürde zu gelangen. Um ſich Anhänger zu verſchaffen, hatte er ſich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angeſehenſten Familie von Syrakus verbunden. Unter Hieros Regierung begann der erſte puniſche Krieg; anfangs ein Bundesgenoſſe der Carthaginenſer und geſchlagen von dem Conſul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hilfe gekommen war, ſah er wol ein, daß es für ihn vortheilhafter ſei, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginenſer auf Sicilien ihm von keinem Nutzen ſein konnten, und er in dieſem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von ſeinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und ſchickte Geſandte an die Conſuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieſer Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er ſich den Römern günſtiger zeigte, indem er ſie während des erſten puniſchen Krieges mit Bedürfniſſen aller Art verſorgte, ſo verſagte er doch auch den Carthaginenſern die Hilfe nicht, die ſie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte ſo mit Geſchicklichkeit ſich beider Freundſchaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraume, der den zweiten puniſchen Krieg vom erſten trennte, wandte er ſeine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weiſe Geſetze und war einzig mit dem Glück ſeines Volks beſchäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das ſeinen Bundesgenoſſen gegebene Wort; und als die Römer, von Hannibal geſchlagen, am Traſimen eine gänzliche Niederlage erlitten, zeigte Hiero, daß er nicht blos an ihnen hing, wenn ſie ſiegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menſchen und Waffen anbieten, und ſchenkte ihnen eine goldene Victoria, dreihundert zwanzig Pfund an Gewicht, die ſie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Dieſe zarte Aufmerkſamkeit befeſtigte den Bund zwiſchen Rom und Syrakus, und ſelbſt der Verluſt der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenoſſen Roms folgte, erſchütterte nicht ſeine Treue. Hiero beſchäftigte ſich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Paläſten; er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaſchinen aller Art erbauen. In der Abſicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie ſeines Gleichen gehabt hatte und deſſen Beſchreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer ſchwimmenden Stadt nicht unähnlich geweſen ſein mußte. Da ſich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieſes ungeheuren Gebäudes hatte, beſchloß Hiero, dem Könige Ptolomäus ein Geſchenk damit zu machen; und da Aegypten zu derſelben Zeit Mangel an Getreide litt, benutzte er dieſe Gelegenheit, einen großen Getreidetransport damit nach Alexandrien zu ſchicken. Hiero ſtarb im J. 214 vor Chr. Geb. Da ſein Sohn Gelo

noch vor ihm geſtorben war, ſo hinterließ er die Krone, die er 54 Jahre getragen, ſeinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen, heilige Tempeldiener. Es gab bei dem Tempeldienſt der Griechen Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzuug der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder zu ſorgen hatten. Dieſe Mädchen hießen Plyntriden und Ergaſtinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Paſtophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verſchieden hiervon iſt aber das eigentliche Hierodulenweſen. Dies ſtammt aus dem aſiatiſchen Dienſt der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Aſien, neben dem männlichen ſelbſtſtändigen Licht= und Wärmeſtoff, der Sonne, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Waſſerſtoff, und als deſſen Repräſentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde ſelbſt. Dieſe Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch nicht in dem Sinn des ſpätern griechiſchen Zeitalters, welches die überirdiſche himmliſche Schönheit darunter verſtand; hier bezog ſich Urania nur auf den im Aether ſchwebenden Mond, und der Dienſt dieſer Mondgöttin iſt gleich dem der aſſyriſchen, phöniziſchen, perſiſchen, cappadociſchen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Tauropolos und dem der Cybele. In der roheſten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menſchenopfer im Dienſt dieſer die ſchönſten Erſtlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus leibeigene Sclavinnen, welche der großen Himmels= und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Luſthaine theils geſchenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche ſich bei alljährigen Feſten den Pilgrimen und Anbetern der Göttin, ihr zu Ehren, preisgeben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gaukleriſcher Schwärmerei ſich ſelbſt zerfleiſchten, und wüthend in Kreiſen herumwirbelten, gleich den türkiſchen und indiſchen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen, theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comaniſchen Naturgöttin im cappadociſchen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phöniziſch=carthaginenſiſchen Urania, ja ſelbſt bei denen der epheſiſchen und phrygiſchen Diana, waren ſolche leibeigene Mädchen, die man in phöniziſcher Sprache Benoth (d. i. junge Mädchen) nannte; woraus der Name Venus entſtanden ſein ſoll. Der Dienſt jener Göttin kam aus Aſien nach Griechenland, und hier ſowol als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichſam verpflichtete Hetären waren, und alles, was ſie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von ſolchem Erwerb erbaut. Wir haben noch auf den Bruchſtücken einer Tempelfriſe und auf zwei dreiſeitigen Candelaber=Vaſen Abbildungen dieſer Venusdienerinnen, welche früher für ſpartaniſche Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der ſcharfſinnige Zoega ächte Hierodulen erkannte. Sie ſind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen ſich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den ſchlanken Körper wendend zu den verführeriſchen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung beſteht nur aus einem einzigen hochgegürteten, ganz kurzen Gewand, aus dem zarteſten und durchſichtigſten Byſſus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße ſind ganz unbekleidet, an den Fußſohlen haben ſie leichtgeſchnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zuſammengeſchlungenen Haupthaaren einen ſeltſam geflochtenen Kranz

von aufrechtſtehenden, ſtrahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der, völlig abweichend von dem Hauptſchmuck der Griechinnen, auf eine ausländiſche, aſiatiſche Abkunft zu deuten ſcheint. Iſt nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrüheſten griechiſchen Zeiten, wo lokriſche Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienſt der Pallas nach Ilium geſchickt wurden, noch unentweiht, ſo bezeichnet ſie ſpäter doch ſtets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland verſorgten.

Hieroglyphe (von den griechiſchen Wörtern Hieron und Glypto), heiliges Bildwerk, bedeutet allegoriſche Bilderſchrift. Es ſind die bei den Aegyptern gebräuchlichen Hieroglyphen in Reihen und Zeilen, nach Art der Buchſtaben geſtellte ganze, obwol verkleinert, bisweilen abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermiſchte Abbildungen natürlicher und artiſtiſcher ſinnlicher Gegenſtände, die eine allegoriſche oder ſinnbildliche Bedeutung haben, um ſichtbare Gegenſtände, Begriffe, die an und für ſich nicht abgebildet werden können, darzuſtellen. Ihre Entſtehung iſt zu erklären aus dem Nilkalender, und der Verzeichnung der hiezu nöthigen aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden ſie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte ſich aus ihnen der ägyptiſche Thierdienſt, der eigentlich nichts war, als Schriftdienſt. Die eigentliche Bedeutung war Prieſtergeheimniß, und ſie bedurften eines Schlüſſels in der Prieſterauslegung. Daraus entſtanden die eine Verſchiedenheit der Volks- und Prieſterreligion andeutenden Myſterien. Leider haben wir den Schlüſſel zu dieſen Geheimniſſen ſo gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber iſt ſehr unkritiſch, das von Athanaſ. Kircher zu willkürlich; die größten Verdienſte darum hat der gelehrte däniſche Archäolog Zoega in ſeinen beiden Werken über die ägyptiſchen Münzen und Obelisken. Vielleicht gelingt es einem Grotefend, aus der Inſchrift des bei Roſette gefundenen Baſaltſteines jenen Schlüſſel zu entziffern. Er unterſcheidet fünf Claſſen derſelben: 1. Kyriologika, vollſtändige Bilder von Gegenſtänden der Natur und Kunſt, welche dieſe Gegenſtände ſelbſt andeuten ſollen; 2. Kyriologumena, nur in Umriſſen und nach der gemeinen Anſicht ausgedrückte Bilder ſinnlicher Gegenſtände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3. tropiſche Bilder ſichtbarer Gegenſtände, von irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtſchaft übertragen auf unſichtbare Gegenſtände, Begriffe, z. B. Hund zur Andeutung der Wachſamkeit; 4. änigmatiſche, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenſtand weit entfernt, und folglich die herzuleitende Verbindung zwiſchen beiden nicht ſo ſichtbar iſt, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5. phonatiſche, oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an ſich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenſtand bezeichnet iſt oder der Aehnlichkeit des Lautes entſpricht, z. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, Eth, Herz. Ferner hat Zoega 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zuſammengebracht, und theilt dieſe in 7 Claſſen: 1. vertikale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verſchiedene Weiſe verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreiſe, Sterne; 2. Bilder künſtlicher Erzeugniſſe, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3. Bilder von Pflanzen; 4. von Gliedern der Thierkörper, beſonders des menſchlichen Körpers; 5. von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, beſonders Vögeln; 6. von menſchlichen

Figuren in verſchiedenen Stellungen, auch Mumien; 7. Ungeheuer, zuſammengeſetzt aus Menſch und Thier. Dieſe, von der Malerei ausgehende, hieroglyphiſche Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega ſetzt ſechs Epochen derſelben feſt: 1. Vor Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo die Aegypter ſich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihre Gebrauche von der natürlichen zur ſinnbildlichen und räthſelhaften Darſtellung fortgingen; 2. nach Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch in einigen Prieſterſchriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchſtabenſchrift, und eine zierlichere und weniger verſtändliche Art derſelben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Prieſtern, die hieratiſche Schrift; 3. von Pſammetich bis zur Beſitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Prieſter, ihrer Herrſchaft meiſt beraubt, anfingen, Geheimniſſe zu bilden und die hieroglyphiſche Schrift mit räthſelhaften Bildern vermehrten; 4. unter den Ptolomäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphiſchen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten Ideen anwandte, und den alten Denkmalen neue Erklärung gab; 5. als griechiſche und ägyptiſche Religion vermiſcht, das alte Prieſterthum faſt vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verſchwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Myſterien angingen, theils neue zu erfinden; 6. im 3. und 4. Jahrh. wandte man die hieroglyphiſchen Charaktere zu den theurgiſchen, magiſchen, gnoſtiſchen, chemiſchen und aſtrologiſchen Träumereien an, wodurch ihre alte und urſprüngliche Bedeutung in Vergeſſenheit gerieth. dd.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einſiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 geſtifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier trägt. In den Niederlanden (wo mehrere Brüderſchaften zu milden Zwecken, beſonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Geſellſchaft der Kleriker und Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens, welche das erſte Beiſpiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wiſſenſchaften und zur Arbeitſamkeit gab (vergl. d. Art. Inſtitut), und ſich um den Anbau der claſſiſchen Philologie rühmliche Verdienſte erwarb, aus dieſem Orden hervorgingen) und in Spanien, wo er ſich dem beſchaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloſter des heiligen Laurentius im Eskurial, dem Begräbnißorte der Könige, und jetzt noch zu den reichſten und angeſehenſten Orden gehört, wurde er am zahlreichen und mächtigſten. Auch in Sicilien, Weſtindien und dem ſpaniſchen Amerika hat dieſer, politiſch nie bedeutend geweſene, Orden noch Klöſter. E.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrteſten und fruchtbarſten Schriftſteller der alten lateiniſchen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den römiſchen und griechiſchen Claſſikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptſtadt nicht unberührt, und er bekennt ſelbſt, als Jüngling in der Liebe ausgeſchweift zu haben. Gleichwol neigte er ſich bald zum Chriſtenthum; die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben ſeiner Andacht die erſte Nahrung. Reiſen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehrern chriſtlichen Lehrern

in Beruhrung, und noch vor ſeinem 40. Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalte zu Aquileja begab er ſich 373 nach Antiochien in Syrien, wo ſich ſeine Neigung für das aſcetiſche Leben entſchied, 374 ging er in die Wüſte von Chalcis, und brachte darin unter den härteſten Kaſteiungen und fleißigen exegetiſchen Studien vier Jahre als Einſiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor. Ohne ſich jedoch auf die Verwaltung dieſes Amtes zu beſchränken, ging er bald hierauf nach Conſtantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn ſein Freund, der Biſchof Damaſus, zog, trat er 383 ſelbſt als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich Niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, ſo folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern ſeinen Anleitungen zum aſcetiſchen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, ſind durch die gelehrten und geiſtreichen theologiſchen Briefe, die er ihnen ſchrieb, wie durch ihre ſeltene klöſterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Paläſtina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Geſellſchaft ein Kloſter gründete, in dem er bis zu ſeinem Tode (420) blieb. Aus ſeinen Schriften erkennt man ihn als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianiſchen, Origeniſtiſchen und Pelagianiſchen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige Syſtem der Kirche mit Eifer und Geſchicklichkeit, obwol ſeine eigenen Schriften nicht frei ſind von Spuren der Anſicht und Denkart dieſer abweichenden Parteien. Seine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, die er in den Urſprachen las, hatte ihn oft auf Ergebniſſe geführt, die er ſpäter mit der Kirche beſtritt, und die Art ſeiner Schriftauslegung ſtreift nahe an die allegoriſchen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens iſt ſein Verdienſt um die Bibel bedeutend, ſeine lateiniſche Ueberſetzung des A. Teſtaments aus der Grundſprache liegt der Vulgata zum Grunde, und ſeine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der aſcetiſchen Frömmelei, verleitete ihn ſein ungemeſſener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieſer damals noch neuen Stiftung beitrug, zu Schmähſchriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt beſaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die ſeinen Vortrag lebhaft und anziehend machte, ungeachtet ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntniſſe, doch weniger philoſophiſchen Geiſt, als ſein berühmter Zeitgenoſſe Auguſtinus. E.

Hieronymus von Prag, aus dem Geſchlechte von Faulfiſch; gebildet auf den Univerſitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1399 der freien Künſte Magiſter und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhmiſchen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Johannes Huß, den er an wiſſenſchaftlicher Bildung und Beredſamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsverſuch des 15. Jahrh. nur an Mäßigung und Beſonnenheit nachſtand. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit war ſo bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Einrichtung der Univerſität zu Cracau brauchte, und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor ſich predigen ließ. Die Wicleffſchen Lehren, die er hier eingemiſcht hatte, zogen ihm bei der Univerſität zu Wien eine kurze Gefangenſchaft zu, aus der ihn die Präger befreiten. Mit

ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe ſeines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und die ſittenloſe Geiſtlichkeit Antheil, und ſchritt nicht ſelten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienſt, trat ſie mit Füßen, und ließ Mönche, die ſich ihm widerſetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpſtlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Koſtnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu ſeiner Vertheidigung. Allein ein offener Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um ſicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreiſen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach in Hirſau feſthalten und in Ketten nach Koſtnitz bringen, noch ehe die Friſt der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das ſchreckliche Schickſal ſeines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenſchaft ihn ſo abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und ſich den 11. Sept. 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeſchuldigten Ketzereien entſchloß. Doch befreite dieſer Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr, ohne ſehen oder leſen zu können, in der Finſterniß des Kerkers geſchmachtet hatte, erwachte ſein alter Muth in einem Verhöre am 26. Mai 1416. Hier nahm er ſeinen Widerruf freilich zurück, bekannte, daß ihn keine ſeiner Sünden mehr betrübe, als jene der Untreue, und erklärte ſich für die Grundſätze Huſſens und Wiclefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredſamkeit, die ſeinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts deſto weniger ſeinen Untergang beſchleunigte. Am 30. Mai wurde er auf Befehl der Kirchenverſammlung verbrannt. Er ging unter Abſingung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes und geiſtlicher Lieder getroſt zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet ſeinen Geiſt auf. Seine Aſche ſtreute man in den Rhein, um ſein Andenken auf immer zu verwiſchen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirkſam im Leben und wahrhaft groß im Tode ſich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unſterbliche Verdienſte erwarb. Seine eigenthümlichen Anſichten und Behauptungen ſtimmen nahe mit den Huſſiſchen überein. S. deshalb Huß.

Hierophant war der erſte Prieſter oder Vorſteher der Eleuſinien, und durfte nur aus dem Geſchlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Ahnherr für den Stifter dieſer Myſterien und erſten Hierophanten gehalten wurde. Sein Aeußeres in Geſtalt und Kleidung mußte ganz dem erhabenen Poſten entſprechen, den er bekleidete. Er mußte das erſte männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht ſchön, doch ohne ſichtliche Gebrechen ſein, und ein ausgezeichnet angenehmes Organ beſitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geſchmückt, und die Haare rollten einfach und natürlich über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken ſein, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach ſeiner Wahl war ihm das Heirathen unterſagt, und um alle ſinnliche Begierden in der Geburt zu erſticken, mußte er (nebſt allen übrigen Prieſtern der Cybele) ſich mit Schierlingsſaft waſchen, den man für das beſte Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben dieſe Prieſter ſolchen Saft ſogar getrunken. Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite Heirath ihnen unterſagt geweſen ſei, und daß ihre Weiber an

gewiſſen Beſchäftigungen, z. B. Schmücken der Bildſäulen u. ſ. w., hätten Theil nehmen dürfen. Dem Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeſchriebenen Geſetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Läſterer der Gottheit und Schänder ihrer Feier beſtraft wurden. Bei den kleinen Myſterien hatte er die Einzuweihenden in den Eleuſiniſchen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen beſtanden hatten, in die letzten und großen Geheimniſſe einzuweihen. Bei den Myſterien ſelbſt ſtellte er den Demiurg, den Weltſchöpfer vor; er erklärte den Einzuweihenden die verſchiedenen ihnen vorkommenden Erſcheinungen mit tönender durchdringender Stimme; bei den großen Myſterien war er auch der einzige Ausleger der im Innerſten des Allerheiligſten ruhenden Geheimniſſe, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anſtalt war. Daher nannte man ihn Myſtagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, ſeinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszuſprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu ſeinem Amte, die Bildſäule der Göttin zu ſchmücken und ſelbſt ſie zu tragen. (S. Eleuſis.)

Highwaymen werden in England jene Räuber genannt, die auf den Landſtraßen und ſelbſt wol in den größern Städten während der Nacht Reiſende anzufallen und ſie zu berauben pflegen. Widerſtand fruchtet ſelten etwas, da ihrer auch meiſt einige zuſammen ſind. Werden ſie ertappt, ſo erleiden ſie nach den engliſchen Geſetzen die Strafe des Galgens. Man macht die Bemerkung, daß dieſe Straßenräuber meiſtens junge Leute ſind, und es kommt auch wol gar vor, daß ſie außerdem noch ein bürgerlich erlaubtes Geſchäft treiben.

Hildburghauſen, eins der ſächſiſchen Herzogthümer, aus einem Theile des frühern Herzogthums Coburg und der Grafſchaft Henneberg zuſammengeſetzt, hat den Namen von ſeiner Hauptſtadt erhalten, deren Erbauer der fränkiſche König Childebert, Chlodwigs Sohn geweſen ſein ſoll. Dieſe Stadt und ihr Bezirk kam nebſt Heldburg (als deſſen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von dieſem in der Folge, auch durch Heirath, an Sachſen. Als Ernſt der Fromme geſtorben war, erhielt deſſen ſechster Sohn, Ernſt, dieſe Beſitzungen zu ſeinem Antheile; von nun an wurden ſie ein beſonderes Fürſtenthum, wovon er 1678 Beſitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, vom Würzburgſchen umgeben, bisher ein Beſitzthum ſeines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit ſeinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun ſeine Reſidenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghauſen, und erbaute hier ein Schloß (1685). Noch erhielt er nach Beendigung des Coburgiſchen Erbfolgeſtreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildiſchen Antheile die Kellerei (Amt) Behrungen, die Elſterſchen Lehne und den Hof Militz. Nach dem Beiſpiele ſeines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erſtgeburt auch in ſeiner Linie eingeführt; ſein älteſter Sohn, Ernſt Friedrich I., legte die Neuſtadt Hildburghauſen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem beſten Stande. Die ſeit Friedrich I. entſtandenen Landesſchulden waren bis 1769 ſo ſehr angewachſen, daß eine kaiſerliche Debit-Commiſſion beauftragt wurde, unter dem Vorſitz des Prinzen Joſeph Friedrich von Hildburghauſen, das Finanzweſen zu ordnen; es kam dahin, daß die Landſtände die Erziehung der fürſtlichen

Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (ſeit 1780) ſtand unter der Vormundſchaft ſeines Ur-Großoheims, des Prinzen Joſeph Friedrich, bis zu deſſen Tode (1787), wo er erſt die Regierung übernahm. Er iſt ſeit 1785 mit Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt. Das Herzogthum hat auf 11 Q. M. 5 Städte, 120 Flecken, Dörfer und Weiler, mit 29,700 Einwohnern, die ſich zur lutheriſchen Kirche bekennen. Das Land liegt am ſüdlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüſſen Werra und Rodach. Der nördliche Theil iſt gebirgig, überhaupt iſt der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Das Steinreich liefert Eiſen, Kupfer, Salz und in der Werra etwas Goldſand. Bei Schwarzbrunn wurde ſonſt eine Goldwäſche betrieben. Die Gewerbe beſtehen hauptſächlich in einigen Wollſpinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geſchirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit den übrigen fürſtlich ſächſiſchen Häuſern, und eine beſondere in der weitern Bundesverſammlung. Er gab dem Lande im November 1817 eine liberale repräſentative Verfaſſung. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Hildburghauſen liegt an der Werra, iſt wohlgebaut, beſonders die Neuſtadt, und hat 500 Häuſer mit 3000 Einwohnern.

Hildebrandismus nennt man die Herrſchſucht der Geiſtlichen und das Streben der Kirche, ſich über den Staat zu erheben, darum, weil Papſt **Gregor** VII. (ſ. d. Art.), welcher vor ſeiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchiſche Syſtem mit dem raſtloſeſten Eifer und dem kühnſten Muthe durchzuſetzen ſtrebte, und deshalb der unmäßigſten Herrſchſucht beſchuldigt wird. N.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, jetzt hannöriſches Fürſtenthum in Niederſachſen, auf der Nordſeite des Harzes, ein für den Ackerbau vortreffliches Land, welches die Viehzucht etwas vernachläßigt. Die Berge im ſüdlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. ſ. w. ſind meiſt mit trefflichen Eichen, Buchen, Eſchen und Birken bewachſen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eiſengeſtein. Des Landes Hauptflüſſe ſind die Leine, Oker, Innerſte und Fuſe. Es hat auf 40 Q. M. 129,000 Einw. in 11 Städten, 5 Mfl., 250 D. und Weilern. Obgleich das Land früher als ein catholiſches Bisthum zu betrachten war, ſo bekannten ſich doch alle Städte, der größte Theil des Adels und die meiſten Dörfer zur proteſtantiſchen Religion, deren Freiheiten durch den Receß von 1711 beſtätigt waren. Im J. 822 hatte Ludwig der Fromme das Bisthum geſtiftet. Als aber Johann IV. 1519 die berühmte hildesheimiſche Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig begann, lief dieſe, weil Heinrich, Kaiſer Carl V. Liebling geworden, ſo unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Biſchof nichts als die Domprobſtei, nebſt den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peine behielt. Im Laufe des 30jährigen Krieges änderte ſich die Lage der Dinge. Biſchof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſenen Vergleich das ſogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Barenberge, Dachtmiſſen, Coldingen und Weſterhofen, zurück. So blieb die Sache bis zum Reichsdeputationsſchluß des J. 1802. Der König von Preußen ergriff Beſitz von dieſem Lande, welches Napoleon 1807 mit Weſtphalen vereinigte und der Frieden von 1814 und der Ceſſionsvertrag Preußens an Hannover abtrat. Die Stadt Hildesheim, Sitz eines Biſchofs, hat ein cathol. Seminar und

Gymnaſium, treffliche Armenanſtalten, ein luther. Gymnaſium, und in 2500 Häuſ. 12,000 Einw., deren Hauptgewerbe in Getreide-, Garn- und Leinwandhandel beſteht; ſie liegt an der Innerſte auf einem abhängigen Boden, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, deren jede ſonſt ihren eigenen Magiſtrat hatte, und iſt unregelmäßig erbaut. In der Domkirche, die Ludwig der Fromme 818 ſtiftete, zeigte man ſonſt einen ſchönen geiſtlichen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte Irmenſul, ein bekanntes Götzenbild der Sachſen. zz.

Hiller (Joh. Adam), geb. zu Wendiſchoſſig bei Görlitz, 1728. Er verlor ſeinen Vater, den Schulmeiſter des Orts, ſchon im ſechsten Jahre, genoß jedoch einige Zeit den Unterricht des Nachfolgers ſeines Vaters auf dem Clavier und der Geige, fand ſchon damals ſeinen größten Zeitvertreib am Singen, und ſang aus Mangel an andern Stücken kam liebſten die Paſſions- und Sterbelieder aus dem Geſangbuche. Im zwölften Jahre kam er auf das Gymnaſium nach Görlitz und wegen einer guten Stimme unter das daſige Singechor. Nachdem er fünf Jahre auf dem Gymnaſium zugebracht, und hierauf, wegen ſeiner drückenden Umſtände einige Zeit Schreiber geweſen war, begab er ſich 1747 auf die Kreuzſchule nach Dresden, erhielt hier von Homilius Unterricht, und bildete ſich vorzüglich durch das Anhören der damals in großer Vollkommenheit aufgeführten Haſſiſchen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er ſich größtentheils zur Nachtzeit abſchrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, nahm als Baßſänger und Flöteniſt an dem daſigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier ſchon mehreres, und widmete ſich auch beſonders dem theoretiſchen Studium der Muſik, bis er 1754 als Hofmeiſter bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder ſah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, ſeinen Hang zur Muſik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit ſeinem Zöglinge 1758 zum zweitenmal bezog, hinderte ihn ſeine Hypochondrie, außer Gellerts geiſtlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit für den Dichter ſetzte, an andere Compoſitionen zu denken; ja er legte ſogar 1760 ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, nachdem er ſchon einen Ruf als Profeſſor nach Petersbueg abgelehnt hatte, und erwarb ſich ſeinen Unterhalt durch Ueberſetzungen wichtiger Werke, gab den muſikaliſchen Zeitvertreib, das erſte practiſch-periodiſche Werk der Art in Deutſchland, heraus, und wurde endlich 1763 als Director des leipziger ſogenannten großen Concerts angeſtellt, das ſeine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Demoiſelle Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigſte Dienſt, den er damals nicht blos Leipzig, ſondern ganz Deutſchland leiſtete, war, daß er auf Veranlaſſung des bekannten Theaterunternehmers Koch deutſche Operetten einführte. Wer kennt nicht von dieſer Seite das große Verdienſt des würdigen Hiller, dem man mit allem Recht die Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks an richtigem und edlem Geſang zuſchreibt? Noch vermehrte er ſeine Verdienſte um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singſchule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei ſeiner Reiſe nach Mitau, wohin er zwei ſeiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeugungen und Geſchenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeiſter. 1786 führte er zu Berlin und 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelſche Meiſterſtück, den Meſſias, auf. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Poſten des Cantors und Muſikdirectors an der Thomas-

ſchule, in welcher Stelle er ſich die ſtete Verbeſſerung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen ſein ließ, ſo wie er auch durch Einführung beſſerer Melodien für die Kirchengeſänge noch in ſeinem Alter ſich Verdienſte erworben hat. Daß übrigens unter ſeinen Opern die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. ſ. w. ſo viele Volksgeſänge hergegeben haben, iſt eben ſo bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derſelben iſt. Auch für die Kirche hat er vieles componirt, und mehrere theoretiſche Werke, ſo wie auch Lebensbeſchreibungen berühmter Tonkünſtler herausgegeben. Er ſtarb 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Himmel, im phyſiſchen Sinne, iſt gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewiſſermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches ſich ſcheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Grenzen des Horizonts ruht. Die Aſtronomie unſerer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unſerm Horizont der unermeßliche Weltraum ſei, in welchem unſere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, ſo wie das unzählige Heer von Fixſternen ſchweben. Was die Farbe des ſcheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, ſo iſt ſie, nach Nollet, eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Geſtirne. Nach dieſer Vorſtellung müßte der unermeßliche Raum völlig ſchwarz erſcheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieſer wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verurſacht den blauen Schimmer. Sauſſure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil ſie durchſichtig iſt, ſondern die Dünſte in derſelben die Strahlen zurückwerfen. Er ſtützt ſeine Meinung darauf, daß, wenn die Luft die Lichtſtrahlen zurückwürfe, und dadurch die Gegenſtände blau färbte, die Gletſcher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erſcheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall ſei. Daß vielmehr die Lichtſtrahlen von den Dünſten in der Atmoſphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erſcheint, als in den Ebenen; ja ſelbſt hier iſt das Blau ſehr verſchieden und um ſo dunkler, je reiner, um ſo blaſſer, je mehr mit Dünſten angefüllt die Atmoſphäre iſt. Sauſſure hat auf dieſe Beobachtungen einen eignen Apparat (Cyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünſte in der Luft zu beſtimmen. Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, ſondern auch Philoſophen, den Himmel für das, was er ſcheint, ein feſtes Gewölbe. Um die verſchiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Aſtronomen, deren Grillen unſre aufgeklärten Zeitgenoſſen belächeln, ſogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an.

Himmel und Himmelfahrt. Wenn der Menſch das Göttliche und Ueberirdiſche unter ſinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden ſich vorſtellt, ſo denkt er ſich daſſelbe als erhaben über ſich und die Erde und ſetzt es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menſchen natürliche Vorſtellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der ſeligen Geiſter. Auch der aufgeklärteſte Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall iſt, und daß ſeine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieſer dem menſchlichen Geiſte

natürlichen Vorſtellungsart geleitet, ſeine Arme gegen den Himmel aus, wenn er betet; und ſchaut himmelwärts, wenn er ſehnend einer vollkommnern Ordnung der Dinge entgegenſieht, oder der hingeſchiedenen Geliebten gedenkt. In dieſer Vorſtellungsart iſt der Urſprung der Erzählungen von weiſen und guten Menſchen, welche gen Himmel gefahren ſeien, zu ſuchen. Den Gedanken: ſie ſind in eine vollkommnere Ordnung der Dinge verſetzt worden, und haben den Lohn ihres verdienſtvollen Wirkens empfangen, drückte man bildlich ſo aus: ſie ſind gen Himmel geſtiegen, ſie ſind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die ſeligen Geiſter wohnen. Die Nachwelt aber verwechſelt oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken, und dachte ſich das als Thatſache und Begebenheit, was urſprünglich bildliche Einkleidung eines Gedankens geweſen war. N.

Himmel (Friedr. Heinr.), königl. preuß. Capellmeiſter, wurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brundenburg von unbegüterten Aeltern geboren, und dem Predigerſtande beſtimmt. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet, als er ſich nach Potsdam begeben mußte, um zum Antritt einer Feldpredigerſtelle das Examen zu beſtehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. ſich einen großen Theil des Jahres aufhielt, und die erſten Künſtler der königlichen Capelle verſammelt waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano ſo großes Aufſehen, daß der König davon erfuhr, und ihn zu hören verlangte. Himmel ſpielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der ſich, als Kenner, von ſeinem ſeltenen Talent überzeugte, ihn zu ſeinem Capellmeiſter ernannte und auf Reiſen ſandte. Seitdem begründete Himmel, theils als einer der vorzüglichſten Claviermeiſter, theils als Componiſt, ſeinen Ruf, wiewol nicht zu läugnen iſt, daß er ſelbſt ſich, in letzterer Eigenſchaft, einen ungleich höheren Platz anwies, als die Kritik ihm einzuräumen geneigt ſein möchte. Der ſchnelle Glückswechſel, den er allerdings ſeinem Vaterlande verdankte, und die Huldigungen, die ihm allenthalben zu Theil wurden, ſcheinen ſein Selbſtgefühl in einem höhern Grade erregt zu haben, als man bei dem Künſtler, der ſich ſelbſt, aber auch die Schwierigkeiten ſeiner Kunſt mit Beſonnenheit erkannt hat, erwarten möchte. Dieſes Selbſtgefühl, ſo wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten gehörten, haben ihn gehindert, ſein Talent mit Ernſt und Beharrlichkeit auszubilden, wie dies an ſeinen Compoſitionen leicht wahrzunehmen iſt. Die berühmteſte derſelben iſt die Oper Fanchon. Der Kenner wird nicht läugnen, daß ſie viel Anmuth und Einſchmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Muſikwerken iſt weder ſie, noch irgend eine von Himmels übrigen Compoſitionen beizuzählen. Wir nennen von dieſen noch ſeine Urania, ſeine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelm II., einige Opern, z. B. Vasco de Gama, ein Liederſpiel, mehrere Arien u. ſ. w. Zu rühmen iſt es übrigens, daß Himmel ſeine Dankbarkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, ſo wie gegen den König, deſſen Gunſt er beſaß, ſtets durch neue Anhänglichkeit bewieſen hat, und daß er durch kein Anerbieten bewogen werden konnte, die Dienſte ſeines Fürſten zu verlaſſen. Eine Zeit lang hielt er ſich in Gotha auf, ging aber nach Berlin zurück, wo er 1814 an der Waſſerſucht, im Alter von 50 J. ſtarb.

Himmelskugel (künſtliche), ſ. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theolog und Orientaliſt, geb. 1652 zu Döbeln in Meißniſchen, wo ſein Vater ein reicher

Apotheker war. Er begann ſein Studien in ſeiner Vaterſtadt, und ſetzte ſie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derſelben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt, und drei Jahre ſpäter ging er in derſelben Eigenſchaft an das Gymnaſium nach Lübeck, wo er 11 Jahre blieb. Darauf nahm er das Paſtorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Darmſtadt ihn an ſeinen Hof berief und zu ſeinem Oberhofprediger, Kircheninſpector und Profeſſor honorarius der Univerſität zu Gießen ernannte. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erſte Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erſcheinung eines myſtiſchen Werks von Poiret erregte großen Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Amtsbrüdern. Hinckelmann, der von ſanftem und friedliebenden Charakter war, wollte keinen Theil an dieſem Streit nehmen; aber ſtatt ihm für dieſe Mäßigung Dank zu wiſſen, vereinigten ſich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an ſeinem Innern nagte: aber ein Pamphlet, das einen Anhänger jenes Werks zum Verfaſſer hatte, griff ihn dergeſtalt an, daß er beim Leſen Krämpfe bekam, und wenige Tage darauf, 1695, ſtarb. Hinckelmann iſt vornehmlich durch ſeine Ausgabe des Koran bekannt, die erſte, welche arabiſch erſchien (Hamburg, 1694, 4to).

Hindenburg (Carl Friedr.). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntniſſe dieſes Mannes, der als Erfinder der combinatoriſchen Analyſis ſich einen unſterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo ſein Vater Kaufmann war, 1739 geboren. Seine erſte gelehrte Bildung erhielt er auf dem Gymnaſium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Univerſität Leipzig kam, um die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren. Doch trieb er auch Philoſophie, Phyſik und Mathematik, alte Literatur und ſchöne Wiſſenſchaften. Durch Gellerts Empfehlung kam er nach geendigter akademiſcher Laufbahn 1768 als Erzieher zu dem, ſchon in ſeinem Knabenalter als ein mathematiſches Genie ſich auszeichnenden Herrn v. Schönberg, welches ihm Veranlaſſung wurde, als er ſeinen Zögling auf die Leipziger Univerſität begleitete, ſich vorzüglich mit Mathematik und Phyſik zu beſchäftigen, und als er nachher die Univerſität Göttingen beſuchte, ward ihm Käſtners Unterricht und Umgang höchſt lehrreich. 1771 promovirte er in Leipzig als Magiſter, und ſeine Vorleſungen und Schriften fanden ſo vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philoſophie, und 1786 das ordentliche der Phyſik ertheilt wurde. Anſehnliche Rufe auf in- und ausländiſche Univerſitäten ſchlug er aus Liebe für ſein Vaterland aus. Die angeſehnſten Akademien und gelehrten Geſellſchaften des In- und Auslandes ſchätzten es ſich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchſt liebenswürdig. Er ſtarb 1808. Seine Schriften ſind in Meuſels gel. Deutſchland bemerkt.

Hindoſtan oder Indien dieſſeits des Ganges, das eigentliche Indien, begreift Vorderindien mit Einſchluß der Halbinſel dieſſeits des Ganges, zwiſchen den Flüſſen Indus und Ganges, oder eigentlich dem Burramputer. Die Grenzen ſind gegen Oſten die hinterindiſchen Staaten Achem und Birma und der bengaliſche Meerbuſen; gegen Süden das indiſche Meer, gegen Weſten daſſelbe Meer, Beludſchiſtan und Cabuliſtan, und gegen Norden trennen hohe Schneegebirge, die in mehreren ungeheuern Ketten hinter einander aufgethürmt ſind (das Himalayagebirge, auch Imaus), Oſtindien von Tibet und Bucharei. Nach

dieſer Begrenzung ſind Nepaul und die Ghorkaländer nebſt Sirinnagur mit einbegriffen. Der Flächeninhalt beträgt nach Einigen 80, nach Andern 60 bis 70,000 □Meilen, worauf über 100 Millionen Menſchen wohnen. Es beſteht aus dem eigentlichen Hindoſtan, und der eigentlichen diesſeitigen indiſchen Halbinſel. Sehr gebirgig ſind die nördlichen und nordweſtlichen Provinzen, indem das gedachte hohe Schneegebirge an der nördlichen Grenze hinläuft, und ſeine Aeſte nach mancherlei Richtungen durch mehrere Landſchaften vertheilt. Zu dieſen gebirgigen Landſtrichen gehören beſonders Sirinagur, Nepaul, Ghorka, die Dſchatenfürſtenthümer Dſcheipur und Dſchudpur. In dieſen Gebirgsgegenden, an der Nordſeite von Nepaul, erhebt ſich im Himalahjagebirge der Dholagir oder Dhawalagiri, welcher nach den neueſten Unterſuchungen der Britten 26,800 Fuß hoch iſt, und alſo den bisher für den höchſten Berg gehaltenen Chimboraſſo um 6000 Fuß an Höhe übertrifft. So wie ſich von den nördlichen Schneegebirgen ſüdliche Abſtufungen durch mehrere oſtindiſche Landſchaften verbreiten, ſo erhebt ſich auf gleiche Art auf dem Cap Comorin, der ſüdlichen Spitze Oſtindiens, ein mächtiges Gebirge, welches in zwei abgeſonderten Abtheilungen die Halbinſel durchzieht, und ſich zuletzt in den Bergen von Malva, Bundelkund und Bahar verliert. Dies ſind die berühmten Ghauts (Gattes), deren Benennung einen Paß andeutet. Sie verurſachen einen merkwürdigen Unterſchied der Witterung auf den durch dieſe Gebirge abbeſonderten Küſten Malabar und Coromandel. Auf der letzteren wird es im Junius Sommer uud auf Malabar Winter; hingegen wird es im October auf der Küſte Malabar Sommer und auf der Küſte Coromandel Winter. Die Ghauts theilen ſich in die weſtlichen und öſtlichen. Die erſten nähern ſich oft der Küſte und erheben ſich ohngefähr 3 bis 4000 Fuß, durchziehen die Marattenländer, ſetzen ihren Lauf gegen Norden fort und theilen ſich in mehrere Zweige. Die öſtlichen Ghauts ſetzen ihren Lauf gleich den weſtlichen nach Norden fort, ziehen ſich längs den nördlichen Cirkars, und werden beſonders da, wo ſie dieſe Provinz von Bahar trennen, immer höher und unerſteiglicher. Die beiden Hauptzweige der Ghauts ſtoßen mit andern Gebirgen zuſammen, und haben mit dem Himalahja Verbindung. Im Ganzen iſt jedoch nnr der nördliche Theil Oſtindiens ein Gebirgsland zu nennen, und das übrige Oſtindien iſt mehr eben, als bergig. Mehrere Landſchaften, beſonders die Gegenden am Ausfluſſe des Indus und Ganges und an den Ausflüſſen anderer großen Ströme und Gewäſſer, ſind ſumpfig und moraſtig; auch fehlt es nicht an Sandländern, und ſelbſt, beſonders in den nördlichen Ländern, an größern und kleinern Wüſten und Steppen. Deſſen ungeachtet iſt der Boden in den meiſten Gegenden ſehr fett und fruchtbar, und an den herrlichſten und mannichfaltigſten Producten ergiebig, und hat einen Ueberfluß an ſchönen Ebenen, vortrefflichen Wieſen und an den reizendſten Thälern, von der Natur verſchwenderiſch mit ihren ſchönſten Geſchenken ausgeſtattet. Zu dieſer außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens trägt auch die Wärme der Luft bei, die ſogar in einigen Gegenden einen ſolchen Grad erreicht, daß ſie, wenn der heiße Landwind bläſt, unausſtehlich wird. In den meiſten Ländern Indiens kennt man nur zwei Jahreszeiten, die regneriſche und die trockene. In der erſteren iſt der Himmel faſt immer mit Wolken bedeckt, häufiger Regen ſtürzt herab, und die große Hitze vermindert ſich alsdanu. Bleibt der Regen ſo lange aus, oder fällt er nicht in hinlänglicher Menge, ſo erfolgt eine ſchlechte Ernte und wol gar eine Hun=

gersnoth. In der trocknen Jahreszeit wird die Hitze oft ſo drückend, daß Europäer kaum die kleinſte Beſchäftigung vornehmen können. Unter den in Oſtindien wehenden Winden ſind beſonders die Monſoons Mouſſons, merkwürdig, welche regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechſeln. Die Seewinde ſind eine außerordentliche Wohlthat für dieſe Länder, indem ſie erfriſchende Kühlung bringen; hingegen die mit dem heißen Landwinde verbundene Hitze iſt ſo heftig, daß ſie der Hitze vor einem glühenden Ofen gleichet. Im allgemeinen iſt jedoch die Luft in Oſtindien mehrentheils geſund, beſonders bei Anwendung gehöriger Vorſichtsmittel. Der nördliche gebirgige Theil Oſtindiens hat ein meiſt ſehr gemäßigtes und mildes Clima, ja in einigen Gegenden wird es im Winter ziemlich kalt. Mit Ausnahme weniger Gegenden, iſt Oſtindien überall von großen und kleinen Flüſſen gut bewäſſert. Von den großen Flüſſen ſind viele nicht kleiner als der Rhein, und viele von ihnen übertreffen die Donau am Flußgebiet. Die größten Flüſſe ſind: 1. der Indus, deſſen Quelle noch nicht bekannt iſt; man hat ſeinen Lauf bis zur Stadt Dras in Kleintibet unter 35° 55′ nördlicher Breite verfolgt, wo ſich zwei große Arme, acht Tagemärſche nordöſtlich von Caſchemir, vereinigen. Er fließt anfangs, zwiſchen hohen Bergen eingeſchloſſen, durch die Schneegebirge, welche Cachemir und Kleintibet trennen. Bei dem Fort Attoc nimmt er den ſchnellen Cabul auf, erhält den Namen Attoc, und iſt unter dieſem Namen bekannt, bis ihn die fünf Ströme erreichen, welche das Pentſchab bewäſſern. Sie heißen: der Behat, (ſonſt Hidaspes), der Chunaub (Aceſines), der Rauvi (Hidraotes), der Bejah und der Setledge (welche beide letztern ſich vereingen und den Hyphaſis der Alten, größen als die Elbe, bilden). Von dieſer Verbindung mit den fünf Strömen tritt er in die Provinz Sind, und fließt ſüdweſtlich. In der Nähe von Hyderabad theilt er ſich wieder in die zwei Arme, wovon der öſtliche der Fulelee heißt. Nachdem ſich der Fulelee wieder mit dem Indus vereinigt hat, fließt der Indus bei Tatta vorbei und tritt in den indiſchen Ocean; 2. der Ganges, der zweite indiſche Hauptſtrom, entſpringt in Großtibet, an der Weſtſeite des Gebirges Kenntaiſſe, des höchſten tibetaniſchen Bergrückens, welcher eine nördliche Fortſetzung der indiſchen Schneegebirge iſt, wahrſcheinlich aus dem See Manſoroar. Er durchfließt hierauf das Land Sirinagur, wo er durch eine Menge kleiner und großer Flüſſe verſtärkt wird, zuletzt fließt er als ein ſanfter, überall ſchiffbarer Strom durch die herrlichen Ebenen von Delhi, Auhd, Bahar und Bengalen, dem Ocean zu, bewäſſert die angrenzenden Gegenden, und verſchafft ihren Producten einen ſichern und ungeſtörten Abſatz. Der anſehnlichſte Strom, den er aufnimmt, iſt der Jumna. Etwa 220 engliſche Meilen vom Meere nimmt die nördliche Spitze des ſogenannten Delta des Ganges ihren Anfang. Die beiden weſtlichen Arme des Ganges (Coſſimbazar und Jellingly) vereinigen ſich, und bilden gemeinſchaftlich den Hugly, den weſtlichen Arm des Ganges, der bei Calcutta vorbeifließt, und der am meiſten von Schiffen beſucht wird. Der ſüdliche, längs des Meeres gelegene Theil des Delta beſteht aus einem Labyrinthe von Flüſſen und Strömen. Das Waſſer des Ganges wird von dem Hindus für heilig gehalten; 3. der Burramputer, welcher aus demſelben tibetaniſchen See Monſoroar entſpringt, aus welchem der Ganges kommt, aber in der entgegengeſetzten Richtung fließt und anfangs Sanpu heißt, aber bald ſeinen andern Namen Burramputer erhält, entfernt ſich anfangs ſehr weit

vom Ganges, allein er wendet ſich auf einmal weſtlich durch Achem, tritt in Bengalen ein, durchfließt die öſtlichen Gegenden dieſer Provinz, erhält eine beträchtliche Breite, und vereinigt ſich bei Luckipore mit dem Ganges. Zu den übrigen beträchtlichen Flüſſen gehören noch der Nerbudda, der Godavory, der Kiſtna und der Cavery oder der Coleram. In allen drei Reichen der Natur iſt Indien ein ſehr fruchtbares Land. Weizen, Gerſte, Reis, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonen und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kaſſia, Kampher, Indigo, Mohn, Betel u. ſ. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eiſen, Salz, Borax und an den Küſten koſtbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet ſich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinoceroſſe, Löwen, Tiger, Leoparden, Biſamthiere, Antilopen und Crocodille. Es gibt viel ſchöne Vögel, beſonders Papageien, Colibri, Pfauen ꝛc., aber man hört ſelten den Geſang der Vögel. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die ſich in die Haut einfreſſen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verurſachen. Unter den Inſecten ſind die Muskitos für den Europäer die unerträglichſten. Das Alterthum der indiſchen Geſchichte iſt völlig dunkel. Alexanders Eroberungen reichten zwiſchen dem Indus und Hyphaſis, doch drang einer ſeiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküſte; Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf dieſem Wege. Ein türkiſcher Völkerzweig, die Ghaznawiden, Ghazaniden, brach unter Mahmud im 10. Jahrh. nach Chr. in Indien ein, eroberte faſt das ganze eigentliche Hindoſtan, und gründete eine mohammedaniſche Herrſchaft daſelbſt, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein georgiſches Volk, vertrieben die Ghaznawiden, und ſtifteten eine Herrſchaft, die oft durch die Mongolen, beſonders durch Tamerlans (Timur Lenks) ſchreckliche Einfälle geſtört wurde, bis endlich der mongoliſche Fürſt Babur (Omars Sohn, der von Timur abſtammte) ihr den letzten Stoß im Jahr 1525 gab, und die Reihe der ſogenannten großen Moguls anfing. Dieſes Reich umfaßte in ſeiner großen Blüthe unter Acbar, Baburs Enkel, 70,000 □M., zählte 40 Millionen Einwohner, hatte 225 Millionen Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Reſidenz des großen Moguls, oder indiſchen Kaiſers, war abwechſelnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrſchte, und mittelbare, eigenen Rajas (Fürſten) erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgeſetzen des Landes regiert, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vaſco da Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugieſen faſt 100 Jahre lang den oſtindiſchen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrſchaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzoſen und Dänen. Die holländiſch-oſtindiſche Compagnie ward 1602, die engliſche 1698 errichtet. Bald nachher beſtieg der grauſame Uſurpator Aureng-Zeb, nachdem er ſeinen Vater, Shah Jehan, ins Gefängniß geworfen und ſeine Brüder größtentheils ermordet hatte, den indiſchen Kaiſerthron, behauptete ſolchen unter mannichfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und ſtarb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden an ſeinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiſer herrſchten binnen 50 Jahren nach einander, und

nur drei von ihnen ſtarben eines natürlichen Todes. Bei ſolchem ſte⸗ten Thronwechſel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesord⸗nung. Unter ihrem Anführer, Gobid⸗Sing, machten ſich zuerſt die Seiks, ein indiſcher Völkerſtamm, unabhängig, eroberten Lahor und ſtifteten eine ariſtokratiſche Republik. Tſchuraman, Befehlshaber der Dſchatten, eines andern indiſchen Volks, folgte dem lockenden Beiſpiel und eroberte ſogar die Kaiſerſtadt Agra; ſeine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus, und beherrſchten eine Zeit lang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß. Die Ma⸗ratten, ein kriegeriſcher, urſprünglich am weſtlichen Abhange der Ghautsgebirge wohnhafter Volksſtamm, hatten ſich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng⸗Zeb ſie mit Gewalt unterjochen und die braminiſche Religion ausrotten wollte, verbanden ſie ſich mit meh⸗reren des Tyrannenjochs ebenfalls überdrüſſigen Fürſten, ſtellten den tapfern Sewaji (oder Swadſchi, ſtarb 1680), als Maha Raja oder Großfürſten, an ihre Spitze, und kämpften ſo ſiegreich gegen Aureng⸗Zebs ſchwache Nachfolger, daß ihr Staat der mächtigſte in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und ſtatt des Maha Raja ein Peiſch⸗wa (Reichsverweſer, Vezier) die Zügel des Regiments führte. Jetzt herrſchen in dem weitläuftigen Marattenſtaate, außer dem Peiſchwa, fünf unabhängige Fürſten (Rajahs). Die allgemeine Verwirrung un⸗ter Aureng⸗Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrſcher Perſiens, Thamas Kuli⸗Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit ſtrebte, über den Indus, verwüſtete die Hauptſtadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einwohner und ließ ſich nur (um 1739) durch den damali⸗gen Großmogul Mohamed Shah, mittelſt Abtretung von fünf am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Millionen Thaler eintru⸗gen, und Bezahlung einer Kriegsſteuer von 150 Millionen Thalern zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er den kaiſerl. Schatz von 500 Millio⸗nen Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Per⸗ſerheere angerichteten Schaden auf 750 Millionen Thaler. Inzwiſchen hatten die unzufriednen Großen, welche den fremden Wüthrich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht: denn der Subah von De⸗can (Golconda) und der Nabob von Auhd (Oude) machten ſich unab⸗hängig vom kaiſerlichen Scepter; der Subah von Bengalen hingegen wurde im Laufe des Kriegs den Maratten zinsbar, ſeine Nachfolger beſitzen das Land jetzt unter der Oberherrſchaft der engliſch⸗oſtindiſchen Compagnie. Bald nach Thamas Kuli⸗Chans Abzuge (1744) unter⸗nahm es auch Ali Mohammed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdienſten ſtanden, das Joch abzuwerfen. Ihm ſchloſſen ſich die Angeſehenſten des Volksſtammes der Rohillas an; die nördlichen und öſtlichen Gegenden von Delhi und die nordweſtli⸗chen von Auhd fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieſer Strich ward von meh⸗reren Fürſten beherrſcht, die in Defenſivallianz mit einander ſtanden, bis 1774 die Engländer ihrer Herrſchaft ein Ende machten, und dem Nabob von Auhd Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Ab⸗dalla (Thamas Kuli⸗Chans Nachfolger), Herr von Candahar, drang mehreremale vom J. 1747 an in Hindoſtan ein und plünderte es aus, und faſt jeder Unterbefehlshaber machte ſich auf ſeinem befeſtigten Bergſchloß und in ſeinem Bezirk damals unabhängig. In Cartanic

waren die dort angeſiedelten Franzoſen Meiſter und gewannnen eine Zeit lang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Beſetzung der Subahs- oder Nabobswürde. Unter allen einheimiſchen Uſurpatoren ſpielte indeß keiner in neuern Zeiten eine ſo wichtige Rolle, als der Raja von Myſore, Hyder-Aly, der den damaligen Großmogul, oder indiſchen Kaiſer, Ali Gohar (gewöhnlich Shah Allum genannt) nöthigte, ſich den Engländern in die Arme zu werfen. Noch jetzt reſidirt zu Delhi ein Abkömmling jener mächtigen Beherrſcher Indiens, Akbar II., der auch von ſeinen nächſten Umgebungen, faſt könnte man ſagen ſpottweiſe, als Großmogul geehrt wird, denn er ſteht unter der ſtrengen Vormundſchaft der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, und von allen Reichthümern und dem Glanze ſeiner Vorfahren iſt ihm nichts geblieben als der Ertrag einiger Ländereien, und der Genuß eines Jahrgehalts von Seiten der Compagnie, ſo daß ſeine jährlichen Einkünfte ſich etwa 200,000 Pf. St. belaufen mögen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer (von 1767—1782), die allmälige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuern Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb (1799), der im J. 1815 geendigte Krieg gegen den Rajah von Nepaul, wodurch neue Länder und Handelsausſichten gewonnen worden, und ihre nach dem Kriege mit dem Peiſchwa der **Maratten** (ſ. d. Art.), 1818 errungene vollkommone Souveränetät in allen indiſchen Provinzen diesſeits des Ganges, gehören in die Geſchichte der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. (Vergl. d. A. **Engliſches Reich in Oſtindien**; auch des Gen. Gouv. Haſtings Leben in den Zeitgenoſſen, Heft XIX.) Nach den verſchiedenen Beherrſchern Oſtindiens läßt ſich daſſelbe eintheilen: in das Cabuliſche Oſtindien, welches den von Oſtindien durch die Afghanen abgeriſſenen und mit Cabuliſtan vereinigten Theil begreift; in den Staat Nepaul nebſt Ghorca und Sirinagur; in die Rasputen- und Dſchaten-Fürſtenthümer (im nordweſtlichen Theile Oſtindiens); in die Lande oder Seiks der Sikhs; in die unter mehrern unabhängigen Beherrſchern ſtehende Provinz Sind; in die Marattenländer, ſeit 1818 ganz unter brittiſchem Einfluſſe; in die Gebiete der brittiſchen Bundesgenoſſen oder vielmehr Vaſallen, als Nabobs von Auhde, des Rajahs von Myſore, des Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizams von Golcondao der Subah von Decan; und endlich in die Beſitzungen der Europäer, wovon die der Britten bei weitem am größten ſind. Die der übrigen Europäer, der Franzoſen, der Niederländer, der Portugieſen und der Dänen begreifen zuſammen nur 140 □M. mit 320,000 Einwohnern und den Städten Pullacate und Kodſchin oder Cochin (niederländiſch), Pondichery und Chandernagor (franzöſiſch), Goa und Diu (portugieſiſch) und Trankebar (däniſch).

Hindus, die Ureinwohner Oſtindiens, eine aſiatiſche, uralte Nation, menſchenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wiſſenſchaften und Künſte ſchon in jenen Zeiten verfeinert, als die meiſten ihrer aſiatiſchen Nachbaren noch auf der erſten Stufe der Bildung ſtanden, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa ſämmtlich noch die gemeinſten Kunſtbedürfniſſe des menſchlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches ſeit Jahrtauſenden, auch unter fremder Herrſchaft, ſeine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt ſeine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfaſſung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart beſitzt. Was ihre Leibesfarbe und Geſtalt betrifft, ſo ſind die Hindus ein Volk, von gelbbrau-

ner Farbe; jedoch ſind die höhern und reichern Stände beinahe ſo weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittlerer Größe, iſt regelmäßig gewachſen, gut gebaut und beſonders ſehr geſchmeidig und gelenk. Sie zeichnen ſich hauptſächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der Mangel heftiger Leidenſchaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Genügſamkeit, Gaſtfreundſchaftlichkeit, Dienſtfertigkeit zeichnen ſie vortheilhaft aus. Zwar gibt es unter ihnen ſehr kriegeriſche Völkerſchaften, doch wirft man ihnen Liebe zur Ruhe, Langſamkeit und Geiz vor. Sie beſitzen viele Geiſtesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derſelben. Früher, ehe ſie durch das Joch des fremden Despotismus erſchlafft wurden, ſtanden ſie auf einer höhern Stufe der Bildung, man hat in ihrem Lande die Wiege aller Künſte und Wiſſenſchaften geſucht. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forſtwiſſenſchaften, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt, verfertigen verſchiedene, zum Theil äußerſt koſtbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter ſehr feine Kattune und die ſchönſten und feinſten Muſſeline gehören, gemalte Leinwand, feine Shawls, ſchöne Matten, Corduan ꝛc. und haben unnachahmliche Färbereien. Ihre Muſik und Malerei ſind noch ſehr zurück; in der Tanzkunſt, Bildhauer- und Land- und Waſſer- Baukunſt haben ſie es weiter gebracht. Sie kennen die Rechenkunſt, Aſtronomie und Chronologie, und ſind ſehr große Liebhaber der Dichtkunſt und des Geſanges. Einer der ſeltſamſten, auffallendſten, empörendſten und grauſamſten Gebräuche der ſonſt ſo ſanften Hindus, iſt das Verbrennen der Wittwen mit ihren verſtorbenen Männern, eine ſeit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch findet dieſes Wittwenverbrennen vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduiſchen Fürſten beherrſcht werden. Merkwürdig iſt die ſeit den älteſten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgeſonderte Rangordnungen, Stämme oder Claſſen (von den Europäern Kaſten genannt). Es gibt vier edle und eine fünfte unedle Hauptkaſte. Die vier edlen Kaſten ſind, zum großen Nachtheile der Landescultur, weſentlich und auf immer von eenander abgeſonderte Nationalklaſſen, ſo daß keine in die andere übergehen kann, keine ſich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andre Art vermiſchen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterſchied iſt hier aufs ſtrengſte genommen, erblich und perſönlich, alle Vorrechte und Einſchränkungen ſind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geſchickt macht, ſondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Die geringſte Verletzung dieſer Grenze wird theils mit Ausſchließung, theils auch, in beſondern Fällen, mit Todesſtrafe geahndet. Selbſt der Unterſchied mit Nahrungsmittel iſt genau angeordnet. Den drei obern Kaſten ſind alle Arten von Fleiſchſpeiſen verboten, der vierten wieder der uneingeſchränkte Genuß derſelben (mit Ausnahme des Rindfleiſches) verſtattet, und nur die niedrigſten Claſſen der fünften Kaſte dürfen alles, was ihnen beliebt, an Fleiſch ſowol, als andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu iſt, deſto weniger iſt er ſeiner Lebensweiſe in Rückſicht auf Speiſe und Getränke eingeſchränkt, dagegen aber in dem Grade der minderen oder größeren Erniedrigung die übrigen läſtigen Einſchränkungen zunehmen. Die erſte und edelſte Kaſte heißt Brahmana, und iſt die Kaſte der Bra-

minen, Bramanen oder Brahmanen, welche Prieſter, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Geſetzverſtändige und Staatsbeamte ſind. (S. Braminen). Die zweite edle Stammordnung heißt Kſchetria oder Kſchetrija, welche die Kſchetrier oder Radſchaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasputen, Radſchaputren erhalten die Kſchetrier vorzugsweiſe in ihren alten hindoſtaniſchen Erbländern. Die dritte edle Kaſte heißt Waiſchja, deren allgemeine Beſtimmung der Ackerbau, die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel iſt. Als Kauf- und Handelsleute heißen ſie Wannija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Kaſte heißt Schudra, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künſtler und Handwerker. An die vier edlen Kaſten mit ihren Unterabtheilungen ſchließt ſich eine Menge vermiſchter oder unreiner Abtheilungen derſelben an, Afterclaſſen der vier edlen Kaſten, Burum Sſunker genannt, welche aus mannichfaltigen Mißheirathen der verſchiedenen Glieder oder Stände der vier edlen Kaſten entſtanden ſind, auf denen zwar nicht die ſtrenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menſchenclaſſe haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edlen Kaſten verſetzt ſind. Dieſe vermiſchten Kaſtenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Kaſte, welche Niſcha, Parria und Peleja heißt, d. i. verächtliche, ſchlechte unreine, unedle Menſchenclaſſe. Dieſe Kaſte beſteht aus den unglücklichen Menſchen, welche alle das thun müſſen, was ſonſt niemand, ohne ſich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur ſelbſt als unrein geachtet, ſondern verunreinigen auch alle Perſonen und Dinge, denen ſie zu nahe kommen. Sie ſind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeſchriebene Regeln in Rückſicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habſeligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Kaſten nicht beſuchen, ſondern haben ihre abgeſonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuſer der andern Kaſten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorſichtigkeit geſchieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein ſolcher Ort auf religiöſe Art gereinigt), müſſen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen ſogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die ſie zur Warnung mit Thierknochen einfaſſen müſſen, wohnen in elenden Hütten von Städten und Dörfern entfernt, ſind von aller geſetzlichen Nahrungsweiſe der übrigen Kaſten ausgeſchloſſen, und eſſen daher auch Rind und alles andere Fleiſch ohne Unterſchied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dſchaten, Rasputen, Maratten, Singaleſen, Tamuler, Wadtuger, Gikhers, oder Kakaren, Graſſias, Gounds oder Goands, Kallers oder Kallier ꝛc., wovon einige von der mohammedaniſchen Religion übergetreten ſind, andere, wie Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vergl. man die Art. Indien, Indiſche Literatur, Indiſche Mythologie und Religion, und Indiſche Sprachen.

Hinken. Jedermann weiß, was hierunter verſtanden wird, wir erwähnen daher hier nur einer Art des Hinkens, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erſt genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und unterſucht worden iſt. Die Krankheit ſelbſt kannte man zwar ſchon in den früheſten Zeiten, doch wurde ſie ſtets verkannt und falſch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber iſt ſie bei den Kindern von drei bis zwölf Jahren beobachtet worden,

und beſteht in einer allmälig ausgebildeten kranken Beſchaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder=, Drüſen=, Knorpel= oder Knochenſubſtanz dieſes Gelenkes ſchwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmälig wird die Gelekpfanne von den angeſchwollenen Theilen und dem ergoſſenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebene Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. ſ. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der früheſten Periode dieſes Uebels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufſtehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe deſſelben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuſchleppen nöthigt. Dieſe Periode wird bei jungen Kindern meiſt verkannt, und man wird oft erſt aufmerkſam auf das Uebel, wenn ſchon die zweite Periode eintritt, in welcher die Leiſtendrüſen ſchmerzhaft anſchwellen, die Schmerzen im Gelenke, beſonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken zunimmt. Der Eiter bahnt ſich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, ſo erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es iſt demnach von der größten Wichtigkeit, dieſem Uebel wo möglich in ſeiner erſten Periode zu begegnen, und ſobald ein Kind von ſelbſt einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hilfe des Arztes zu ſuchen. H.

Hintergrund, ſ. Grund.

Hiob iſt der Held eines ſehr alten Lehrgedichts, das der Canon des alten Teſtaments bis auf unſere Zeiten gebracht hat (ſ. Hebräiſche Literatur). Der Gegenſtand iſt eine Theodice, wie ſie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menſchlichen Verſtandes über die göttlichen Motive der Vorſehung und des Menſchenſchickſals abzuurtheilen und die Nothwendigkeit, ſich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nichts anders geben würde. Dieſem Thema und der religiöſen Richtung des Gedichts gemäß, iſt ſeine Handlung im Himmel, und was die Menſchen, die ſich gegen den Herrn des Schickſals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in dieſen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt ſich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in dieſen Dialogen ein Wettkampf mit den ſtärkſten Waffen des Geiſtes um die höchſten und heiligſten Wahrheiten der Menſchheit, der das Geſpräch wieder zur lebendigſten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es ſei Vermeſſenheit, die Rathſchlüſſe Gottes beim Glück und Unglück der Menſchen ergründen zu wollen, ſein Rath ſei wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltene Sage beweiſt eben ſo wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte ſelbſt, daß es hiſtoriſchen Grund hat, und ein angeſehener und frommer Emir, Namens Hiob oder Jacob, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er beſeſſen, ſogar ſeiner Kinder beraubt, und ſelbſt mit der furchtbarſten Krankheit heimgeſucht ward, in Idumäa gelebt haben möge, ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch ſein Grabmal nachweiſen. Wie viel die Phantaſie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt ſich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichſten Dichtern aller Zeiten an die Seite ge=

ſetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Eigenthümlichkeit ſeiner Compoſitionen, die lebendige Natur und Friſche ſeiner Farben, die ergreifende Stärke und Wahrheit ſeiner Situationen und Darſtellungen der Empfindungen, die Fruchtbarkeit und Fülle ſeiner Sprüche, die Hoheit und Lauterkeit ſeiner Geſinnungen, und jene himmliche Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünſteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeiſterung verlieh. Der geſchmackvollſte Ueberſetzer und Beurtheiler dieſes Gedichts, Stuhlmann (Hiob, ein religiöſes Gedicht. Hamburg 1804), beſtreitet die frühere Meinung, daß Moſes der Verfaſſer deſſelben ſei, weil es durchaus keine Moſaiſchen Ideen enthält. Eben darum, und ſowol wegen der darin merkbaren philoſophiſchen Richtung, als auch, wegen des der Sprache, der Salomoniſchen Schriften am nächſten kommenden Ausdrucks, wird es mit der größten Wahrſcheinlichkeit unter die Erzeugniſſe des Salomoniſchen Zeitalters geſetzt, wenn ſchon eine ältere Sage dabei benutzt worden ſein kann.

Hippel (Theod. Gottlieb von), war zu Gerdauen in Oſtpreußen 1741 geboren, wo ſein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einſamkeit und religiöſen Schwärmerei, wohin ihn ſeine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht ſeines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinſpectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er ſchnell auf, und ging, erſt 15 Jahr alt, auf die Univerſität Königsberg, um Theologie zu ſtudiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philoſophie. Großen Einfluß auf ſein künftiges Leben hatte ſeine Bekanntſchaft mit dem holländiſchen Juſtizrath Voigt, einem berühmten Juriſten, welcher den anziehenden, geiſtreichen Jüngling in ſein Haus aufnahm und vielfach unterſtützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der holländiſchen Sprache und einige Neigung zur Rechtswiſſenſchaft. Noch bedeutender ward ihm die Bekanntſchaft mit dem zu Königsberg ſich aufhaltenden ruſſiſchen Lieutenant von Keyſer, der ihn 1760 mit nach Petersburg nahm, und ihn zuerſt in die Kreiſe der Vornehmen einführte. Ungeachtet ſich ihm hier herrliche Ausſichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe zum Vaterlande zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer ſehr gebildeten adeligen Familie eine Hauslehrerſtelle, und benutzte die ihm ſich darbietende Gelegenheit, verſchiedener Menſchen, Sitten und Charaktere kennen zu lernen und ſich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch ward er ſich zugleich ſeiner Beſtimmung und ſeines einzigen Strebens und Wünſchens, in einem hohen Geſchäftskreiſe als angeſehener und geachteter Mann, in dem vollen Genuſſe der Güter des Lebens ſeine hohen Geiſteskräfte wirkſam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte dieſen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenſtand ſeiner Neigung an Stand und Vermögen über ihn erhaben war, und er nur durch das angeſtrengteſte Bemühen des Verdienſtes demſelben näher zu kommen hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrſamkeit, deren Studium er ſich nun ganz widmete, weil ſie ihm eine ſchnellere Bahn zu hohen Ehrenſtellen und Gütern verſprach, und eine umfaſſendere Sphäre des Geſchäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichſten Selbſtverläugnung, ſelbſt in Hinſicht der äußern Lebensbedürfniſſe, und mit dem muthigſten, angeſtrengteſten Eifer das unverrückte Ziel ſeiner Leidenſchaft — Würden und Reichthum — verfolgte und ſchnell erreichte. Als er es errungen, entſagte er dem Beſitze der Perſon, die er geliebt hatte, um im eheloſen Stande ſeinem Streben nach

immer ausgebreiteter Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerſt machte er ſich als Rechtsconſulent (von 1765 an) durch ſeine Einſichten, Klugheit und Beredſamkeit geachtet und bekannt. Sein Anſehn ſtieg, und damit die Vortheile ſeiner Lage. Er ſchritt von einem Poſten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geſchäftsmann beſiegte jede Schwierigkeit und ertheilte den Aemtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 ward er endlich dirigirender Bürgermeiſter in Königsberg und Polizeidirector, mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten. Als ſolcher ließ er den Adel ſeiner Familie vom Kaiſer erneuern. Bei der Beſitznahme von Danzig wurden ihm Geſchäfte übertragen, welche er, wie immer, mit der größten Betriebſamkeit und Geſchicklichkeit verwaltete. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete 1796 ſein thätiges und nützliches Leben. Sein hinterlaſſenes Vermögen betrug 140,000 Thaler. Sein Leben und Charakter waren übrigens voller Sonderbarkeiten und Widerſprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verſtande, eine an Andächtelei grenzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei ſtarker Leidenſchaft und Sinnlichkeit, eine faſt ſchwämeriſche Freundſchaft, bei Verſchloſſenheit ſelbſt gegen ſeine liebſten Freunde, Herrſchſucht und Strenge, bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor allen eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern ſeines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und eben ſo ſchnell und ſtandhaft ausführen konnte. Eben ſo eigenthümlich iſt er in ſeinen Schriften, in welchen er, ſo lange er lebte, ein ſtrenges Incognito liebte. (S. Barowski über die Autorſchaft des Verfaſſers des Buchs über die Ehe. Königsberg 1797.) Sie gehören zu den geiſtreichſten und geleſenſten Werken der deutſchen Literatur und nehmen den erſten Rang in der ſeltenen Claſſe humoriſtiſcher Geiſteserzeugniſſe ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune ſtrömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernſt und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantaſie aber ſpielt in leichten kühnen Sprüngen und Abſchweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch ſind ſeine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menſchenkenntniß und daraus hervorgegangene Schilderungen bekannter Zeitgenoſſen ſehr anziehend, wie überhaupt ſein freundſchaftlicher Umgang mit mehrern geiſtreichen Menſchen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erſt in der letzten Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien auftrat) ihm einen Reichthum mannichfaltiger Ideen für ſeine Schriften lieferte. Die wichtigſten und berühmteſten derſelben ſind: 1. über die Ehe; zuerſt 1774, 4te Aufl. 1793. Hieran ſchließt ſich 2. eine ſpätere Schrift: über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber. Berlin 1792, und 3. ſein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin 1801, 8. Uebrigens iſt es ſonderbar, daß er in ſeiner erſten und geleſenſten Schrift den größten Lobpreiſer der Ehe macht, und doch ſelbſt ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwol weniger verſtanden, ſind 4. ſeine „Lebensläufe nach aufſteigender Linie" nebſt Beilagen A. B. C. in drei Theilen, Berlin 1778—81. Eine eigenthümliche Laune, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitsſinn haben gleichen Antheil an dieſem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Ausſprüche werden hier die Grundſätze einer ernſten Philoſophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Beſonders ſuchte er in dieſem Werke Kants

philoſophiſche Ideen, deſſen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er ſie früher aus ſeinen Heften und aus perſönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den ſeinigen gemacht hatte, auf die ihm eigenthümliche, d. h. unſyſtematiſche, aber geiſtvolle Weiſe mitzutheilen und zu verbreiten. Er hat in dieſem Werke ſich ſelbſt und ſeine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verſchiedenſten Seiten kennen. Einen Commentar dazu liefert in dieſer Hinſicht 5. Hippels Selbſtbiographie, welche Schlichtegroll in ſeinen Nekrolog (1796, 2r Bd. u. 1797 1r Bd. mit Hippels Bildniß in Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derſelben ſich ſehr idealiſirt) und ergänzt hat (ſie ging nur bis zu dem J. 1761). Das letzte Werk, welches er herausgab, waren 6. die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z (2 Bde. Berlin 1793 und 1794), in welchem er, wie früher 7. in ſeinem „Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildſchnitzer in Hannover, London, gedruckt in der Einſamkeit 1790," viele politiſche Gegenſtände und Zeitereigniſſe ernſt, aber mit ſcharfer Satyre berührt. Auch einige Luſtſpiele, geiſtliche Lieder (Berlin 1792) und andere poetiſche Verſuche ſind von ihm bekannt geworden, unter welchen ſeine idylliſchen Handzeichnungen nach der Natur, Berlin 1790, ein wirklich poetiſches Intereſſe gewähren.

Hippias, Beherrſcher der Athener, Sohn des großen Piſiſtratus, nach deſſen Tode er mit ſeinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinſchaftlich beſorgte, bis dieſer, am Feſte der Panathenäen, auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius nnd Ariſtogiton, geleiteten Verſchwörung, ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in ſeine Hand, und rächte den Tod ſeines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Aemter und Hinrichtung Aller, die nur einigermaßen ſich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die ſchrecklichſten Foltermartern ſie zu Geſtändniſſen gezwungen hatte. Dies Loos traf ſogar mehrere ſeiner beſten Freunde, da Ariſtogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverſchworne nannte. Die Athener müde, dieſe Grauſamkeit länger zu ertragen, ſannen auf Mittel, ſich davon zu befreien. Die Liſt mußte ſiegen über die Gewalt. Man fand den goldnen Schlüſſel zum Allerheiligſten des delphiſchen Orakels, und dieſes befahl den Spartanern, die Athener von der Herrſchaft der Piſiſtratiden zu erlöſen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Beſtechlichkeit ſie freilich wol nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundſchaftliche Band zwiſchen ſich und dem Herrſcher Athens, der nun dem vereinten Angriff unterlag. Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (510 vor Chr.), und Athen athmete freier. Aber die Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für ſich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über dieſen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinſetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias ſuchte jedoch nun Schutz und Hilfe bei Arthaphernes, perſiſchem Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beiſtandes, den ſie den aſiatiſchen Griechen gegen ihn geleiſtet hatten, noch ſehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die beſtimmte Verweigerung dieſes Verlangens entflammte den erſten Krieg der Perſer gegen die Griechen Europas. Aber die Schlacht bei Marathon vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wün-

ſche und Hoffnungen; er ſelbſt fiel an dieſem heißen Tage mit dem Schwert in der Hand.

Hippiatrik, die Pferde- oder Roßarzneikunſt.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeſchöpfe aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entſtanden. Nach der Wortabſtammung höchſt wahrſcheinlich ein Reiter, der vom Pferd herab einen Stier durchbohrt, da dieſe Benennung aus den Wörtern ἱππος, κενταν und ταυρος zuſammengeſetzt iſt.

Hippocrates, der berühmteſte griechiſche Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des erſten Verſuchs einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Inſel Kos, in der Stadt gleiches Namens, 456 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geſchlechts der Asklepiaden, welche ihren Urſprung von Aeskulap herleiten, ſo daß Hippocrates in der Reihe der ſiebzehnte geweſen wäre. Sein Vater, Heraklides, war auch Arzt, der ſeinen Sohn ſelbſt unterrichtete. Seine Erziehung und ſein Unterricht ſind ſehr ſorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendſten Epoche Griechenlands gleich geweſen. Wahrſcheinlich iſt es, daß er den Unterricht der damaligen Philoſophen in Athen, beſonders auch Heraklits, mitgenoſſen hat. Die meiſte Zeit ſeines Lebens brachte er außerhalb ſeiner Vaterſtadt in verſchiedenen Städten Griechenlands zu, um in ſeiner Kunſt ſich immer mehr zu vervollkommnen. Am meiſten hielt er ſich in Thracien und Theſſalien, beſonders auf der thraciſchen Inſel Thaſus auf, reiſte aber auch weiter, und hat wahrſcheinlich einen großen Theil von Aſien durchreiſt. Er ſtarb im 90. Jahre ſeines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratiſchen noch vorhanden ſind, können dieſem einzigen zugeſchrieben werden. Es haben mehrere dieſes Namens gelebt. Einige der Hippocratiſchen Schriften ſind ihm, beſonders zur Zeit der alexandriniſchen Schule, untergeſchoben. Andere ſind zwar echt, aber von ſeinem Sohn Theſſalus, oder von andern ſeiner Nachkommen geſammelt, verändert, erklärt, mit Zuſätzen vermiſcht worden. Die als echt anzuſehenden Schriften des Hippocrates ſind: das erſte und dritte Buch von den Landſeuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft; den Waſſern und der Ortsbeſchaffenheit; von der Vorherſagung; einige chirurgiſche Bücher; die Eidesformel; das Geſetz. Die geſchätzteſte Ausgabe (griechiſch uud lateiniſch) iſt die Genfer von 1757 in 2 Bänden, Fol. Nächſtdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 B. 8., und von Chartier, Paris 1639 — 1679, 13 Bde. Fol. (zugleich mit dem Galen). Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und ſah die Krankheiten mit einem freien Geiſt ohne Befangenheit irgend eines Syſtems; daher wir die ſchönſte Beſchreibung des weder durch Arzneimittel, noch durch irgend ein ungeſtümes und voreiliges Einwirken geſtörten Verlaufs derſelben von ihm haben. Er konnte ſo die Heilkraft der Natur und die Wege, auf welchen ſie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche ſie in ihrem Geſchäfte unterſtützten, am beſten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Geſundheit und Krankheit abhängen ſollten; allein er erklärte ſich hierüber nicht deutlicher, ließ ſich auch auf vielerlei Hypotheſen und Unterſuchungen über das Weſen der Krankheit nicht ein. Deſto mehr Rückſicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüſſe als entfernte Urſachen der Krankheiten, beſonders Luft, Nahrungsmittel, Clima, Wohnort, ſelbſt die

Verhältniſſe des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten ſich an gewiſſe Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf ſeine Lehre von den kritiſchen Tagen geleitet. In ſeiner Heilmethode nehmen die diätetiſchen Vorſchriften den vornehmſten Platz ein, die er nach Beſchaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging ſein Beſtreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verſtärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit übernahm er nicht gern etwas Entſcheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilſamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsſtoffe nicht zu ſtören, er kam aber in und nach der Entſcheidung der Abſonderung und Ausleerung des Krankheitsſtoffes, der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hilfe. Sein eigentliches Verdienſt um die Arzneikunde beſtand alſo vorzüglich darin, daß er ſie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philoſophiſchen Secten befreite, aus dem bisherigen beinahe ausſchließenden Beſitz der Prieſter zum gemeinſchaftlichen Gute jedes Andern, der ſie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypotheſenſucht den Gang der ungeſtörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiſte beobachtete, und ſeine Erfahrungen mit gewiſſenhafter Treue wiedergab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüſſe, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerkſam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorherſagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfſinn und ſein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenden Beobachtungen bereicherte. H.

Hippocrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helikon, dieſem den Muſen heiligen Berge in Böotien, mit begeiſternden Waſſer herabſprudelte, und deshalb ſelbſt den Muſen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte ſich zu Geſang begeiſtert. Er ſollte aus dem Hufſchlag des Pegaſus entſtanden ſein.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemalin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteſte iſt wol die ſchöne Tochter des Königs von Piſa in Elis, des Oenomaos. Weil dieſem geweiſſagt worden war, ſein künftiger Eidam werde ihn tödten, ſo machte er die Bedingung, daß jeder, der ſich um ſeine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen beſtehen, und, wofern er, ehe ſie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch ſeine Hand fallen ſollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern, gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Beſtechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Oenomaos mitten im Rennen ſtürzte, wobei er ſein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemalin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thyeſtes. Sie tödtete ſich ſelbſt aus Gram über den Vorwurf, dieſe ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hippodromus (von ἱππος Pferd, und δρομος Lauf, Roßlauf) hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und zu Wagen gehalten wurden: Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem ſich eine Beſchreibung bei Pauſanias findet, der merkwürdigſte. Nächſt ihm iſt wol keiner merkwürdiger, als der zu Conſtantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erſtaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieſes großen prachtvollen Platzes, und Conſtantin ließ ihn nach dem Muſter des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabſehbar lange Reihen von geſchmackvollen Säulen, die ſich über einander erho-

ben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze von Menſchen und Thieren, Kaiſern und Athleten verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunſtgebilden ſtanden hier auch die vier bronzenen Pferde des Liſippus, die aus Griechenland nach Rom, Conſtantinopel, Venedig und Paris gewandert, und jetzt wiederum nach Venedig zurückgekehrt ſind. Die Türken nennen dieſen Platz Atmeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an ſeine ehemalige Beſtimmung. Er iſt gegenwärtig 400 geometriſche Schritte lang, 100 breit, und, manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, faſt viereckigt, und noch befinden ſich hier, wenn ſchon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige ſehr merkwürdige Alterthümer. Wer über die alte Beſchaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem gibt ſie Heyne (Commentar. S. R. G). über die Kunſtdenkmale in Conſtantinopel; wer das Gegenwärtige damit vergleichen will, der leſe Murhards Gemälde von Conſtantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, iſt der Name eines fabelhaften Thieres, das man ſich als einen Greif dachte, deſſen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Appollos, man weiß nicht genau, ob des Muſen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieſes Symbol mit dem Cultus Apollos vom Orient aufgenommen, ohne deſſen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies iſt nicht unwahrſcheinlich. Wenn das Symbol urſprünglich dem Sonnengotte gehörte, ſo gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Muſengotte ſtatt des Pegaſus, und ſo ruft unſer Wieland im Oberon: Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen u. ſ. w. dd.

Hippolytus, ſ. Phädra.

Hippolytus a Lapide, ein angenommener ſchriftſtelleriſcher Name von Bogislav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als ſchwediſcher Hiſtoriograph auf ſeinem Gute Hallſtädt in Schweden ſtarb. Durch ſeine 1640 erſchienene Schrift de ratione status in imperio nosto Romano Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiſerlichen Gerechtſame in ihre Grenzen zurückgewieſen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweiſe vorbereitet: Ungeachtet man ſich, dieſer Richtung halber, die man gern für aufrühreriſch erklärt hätte, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, konnte doch die Wirkung davon nicht aufgehoben werden, uud es trug zu den Folgen, welche aus dem 30jährigen Kriege für die Gerechtſame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hirſchberg, nächſt Breslau die vornehmſte Handelsſtadt Schleſiens, beſonders in Anſehung des Leinwandhandels, liegt im Fürſtenthum Jauer, und im Regierungsbezirk Reichenbach, wo die Flüſſe Bober und Zacke ſich vereinigen. Merkwürdig ſind die Bleichen der Stadt. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr der Leinwand u. ſ. w. über 2,000,000 Thlr. Außerdem hat Hirſchberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckerſiederei n. ſ. w. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 6000; ſie ſind theils catholiſch, theils lutheriſch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit ſeinen berühmten Bädern. Der Hirſchberger Kreis enthält auf 12 □M. gegen 47,000 Einwohner, die größtentheils von der Leinwandfabrication leben, denn der Boden iſt wenig fruchtbar.

Hirſchfeld (Chriſtian Cay Lorenz), Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften zu Kiel, mit dem Titel als Juſtizrath, wurde geboren zu Nüchel, einem Dorfe bei Eutin, wo ſein Vater Prediger war, 1742, ſtudirte ſeit 1756 auf dem hall. Waiſenhauſe

und nach vier Jahren auf der daſigen Univerſität, nach dem Wunſche ſeiner Verwandten Theologie, nach ſeiner eignen Neigung, Philoſophie, Aeſthetik, Geſchichte und Alterthümer. Nach ſeiner Zurückkunft ins väterliche Haus ward er als Lehrer einer Prinzeſſin und zweier Prinzen von Holſtein-Gottorp angeſtellt, ging mit den letztern 1765 auf Reiſen, gab aber nach zwei Jahren dieſe Stelle auf, und lebte einige Jahre unabhängig in Leipzig. Die Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraume von vier Jahren erſchienen von ihm: Das Landleben; Verſuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmſten Merkwürdigkeiten der Schweiz; die ihn alle als einen philoſophiſchen Kopf und geſchmackvollen Darſteller zeigten, welcher durch lauter Philoſophie des Lebens, feinen moraliſchen Sinn, reizende Naturſchilderungen und treue Sittengemälde des Beifalls ſich verſicherte. Nachdem ihn dieſe Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatten, ward er 1770 zum Sekretär des akademiſchen Curatel-Collegiums und außerordentliche Profeſſore, zu Kiel, 1773 aber zum ordentlichen Profeſſor der Philoſphie und ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Mehrere kleinere von ihm erſchienene Schrifen athmen denſelben Geiſt, wie die vorhin genannten; zwei derſelben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er ſich ſelbſt ein unvergeßliches Denkmal geſtiftet hat. Dieſe zwei Schriften ſind ſeine Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt, und ſeine kleine Theorie der Gartenkunſt. Ungeachtet Hirſchfeld das ganze Gebiet der ſchönen Kunſt zu umfaſſen, und in keinem Theile derſelben ein Fremdling zu bleiben ſtrebte, wollte er doch ſeine ganze Kraft einem beſondern Felde widmen, um hier ſo eher etwas von Bedeutung leiſten zu können. Er wählte ſich hiezu das noch wenig angebaute Feld der ſchönen Gartenkunſt. Das Ergebniß ſeiner Bemühung war die Theorie der Gartenkunſt (5 Quartbände mit Kupfern und Riſſen), ein Werk, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichſten in ſeiner Art behauptet. Iſt auch die Theorie darin noch nicht erſchöpft, und bedarf gleich das Geſchichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuer Forſchungen; ſo brach es doch zu dieſem allen die Bahn, gibt viele treffliche Anſichten, und zeichnet ſich durch ſeine Darſtellung unter den theoretiſchen Werken über ſchöne Kunſt ſo ſehr aus, daß man es in dieſer Hinſicht allerdings den klaſſiſchen beizählen muß. Dieſe Darſtellung ſelbſt und die reizende Mannichfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für ſchöne Gartenkunſt mehr zu wecken und zu beleben, und Hirſchfeld iſt keiner der letzten unter den Schriftſtellern, welche zur Verfeinerung unſerer Empfindungen und zur Veredlung unſerer Genüſſe gewirkt haben. Zum Behuf ſeiner Theorie machte er mehrere Reiſen nach Dänemark, Deutſchland und der Schweiz, wodurch er ſich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieſes Fachs ſetzte, welche ihm möglich machte, ſeinen von 1782 — 1789 herausgegebenen Gartenkalender, und ſeine kleine Gartenbibliothek (Kiel 1790) ſo reichhaltig auszuſtatten. Auf Befehl und Koſten ſeines Königs legte er 1784 zu Düſternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumſchule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Ergebniſſe ſeiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumzucht theilte er in ſeinem Handbuche der Fruchtbaumkunſt (Braunſchw. 1788 und 89) mit. Er ſtarb 1792. dd.

Hirt (A.), königl. preuß. Hofrath, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie die Wiſſenſchaften, Profeſſor bei den Akademien

der bildenden Künſte und der Baukunſt, und ſeit der Errichtung der Univerſität zu Berlin auch Profeſſor der Archäologie, einer der berühmteſten jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunſt und Theoretiker im Fache der Architectur bekannt, welches auch ſeine Schriften über den Laokoon (in Schillers Horen 1797, X. und XII. St.) ſein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunſt, von welchen ſeit 1805 nur das erſte Heft (Berlin, 4.) erſchienen iſt, ferner ſeine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegebenen Vorleſungen über den Tempel der Diana zu Epheſus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumsſchaft), ſeine Anfangsgründe der ſchönen Baukunſt (Berlin 1804) u. a., vorzüglich aber ſein großes Hauptwerk: die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten mit 50 Kupfertafeln (Berlin, Realſchulbuchh. Fol. 1809) beweiſen. Uebrigens hat Hirt in mehreren kleinen Aufſätzen, z. B. über das Kunſtſchöne im X. und XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überſchrieben Charakteriſtik, als Hauptgrundſatz in den bildenden Künſten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen Nr. 187, 1805, das Kunſtſchöne aus dem Charakteriſtiſchen zu erklären und die Charakteriſtik zum Princip und Zwecke der bildenden Künſte zu erheben geſucht, welcher äſthetiſchen Behauptung von Fernow, in ſeinen römiſchen Studien 1. B., und von deſſen Beurtheilern gründlich widerſprochen worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nur bekannt, daß er 1759 in Donauſchingen geboren, früh Gelegenheit fand, nach Italien zu reiſen, und dort in Begleitung mehrerer berühmten Perſonen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmteſten Werke alter Baukunſt zu ſtudiren. Er reiſte in Geſellſchaft der Gräfin Lichtenau nach Deutſchland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann ſeinen gegenwärtigen oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geiſtlichen Hirten, das Kreisſchreiben eines Biſchofs an die ihm untergeordneten Geiſtlichen, kirchliche Gegenſtände betreffend.

Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Hirzel (Hans Casper), Oberſtadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daſelbſt 1725 und ſtarb 1803. Die Zeit ſeines Aufſtrebens fällt in die erſte Blüthe unſerer ſchönen Literatur des 18. Jahrh. Unter Bodmers Leitung ward er mit derſelben zuerſt bekannt, und nachher befreundete ihn das Schickſal mit mehreren von denen, die damals am meiſten für den Ruhm dieſer Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reiſe durch die Schweiz; in Berlin ward er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleiſt lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopſtock ſich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmſten ſeiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem Züricher See, die der Dichter in einer ſeiner ſchönſten Oden beſang, und Hirzel in einer anmuthigen Beſchreibung darſtellte. In die Reihe der Schriftſteller trat Hirzel erſt in ſpäterer Zeit, und zeichnete ſich da vornehmlich aus durch: Die Wirthſchaft eines philoſophiſcheu Bauers (Kleinjogg), Zürich 1761; Das Bild eines wahren Patrioten (Blaarer von Wartenſee), daſ. 1767; Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen, daſ. 1779 u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philoſophie des Lebens. Alle ſeine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Begeiſterung für ſein Vaterland, republikaniſchen Geiſt und menſchenfreundliche Geſinnun-

gen. Wahr und ſtark dachte und ſchrieb er. Der Fluß ſeiner Rede ſtrömt rein und ohne wildes Geräuſch; ſeine Worte ſind gewählt, ohne weit geſucht zu ſein, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Sein Bruder, Salomon Hirzel, in Zürich, ſchrieb mehreres über die ſchweizeriſche Geſchichte, und ſtarb den 10. Nov. 1818, 92 Jahr alt. Hans Caspar Hirzel der Sohn, Archiater, Stifter der Hilfsgeſellſchaft in Zürich, ein als Arzt und Geſchäftsmann ſehr verdienter Mann (geb. den 3. Sept. 1751) ſtarb den 10. Jul. 1817. dd.

Hiſpanien nannten die Römer die ganze pyrenäiſche Halbinſel, jetzt Spanien und Portugal. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Heſperien (Abendland) aber gaben ihm die römiſchen Dichter. Spanien ward in den früheſten Zeiten bevölkert. Die erſten Einwanderer waren die Cyneter oder Cyneſier an der Südküſte, die Tarteſier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die erſten beiden Völker wurden wahrſcheinlich von den Iberiern aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegeriſches, aber auch grauſames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermiſcht unter dem Namen der Celtiker blieb, ein anderer Theil aber ſich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch phöniziſche und griechiſche Coloniſten und endlich auch Römer hinzu. Jene Coloniſten wohnten beſonders an der Meerenge, zeichneten ſich durch Bildung aus und trieben ausgebreiteten Handel. Die erſten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem erſten puniſchen Kriege (um 516 nach Erbauung Roms), zuerſt unter Hamilkar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer ſetzten den Carthagern den Iberfluß zur Grenze; doch Hannibal überſchritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Loſung zum zweiten puniſchen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager; allein die Völker jenſeit der Gebirge, die Celtiberier, Carbetaner, Vaccäer u. ſ. w. blieben frei, und die nördlichern und weſtlichern kannte man noch nicht. Dieſe, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der ſüdlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erſt nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerſt glücklich gegen ſie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habſucht, Treuloſigkeit und Grauſamkeit der römiſchen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Luſitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen ſich aber, als die Römer jenen durch Liſt aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantiſche Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampf Scipio Africanus durch Numantias Eroberung endigte (620 Roms). Seitdem waren die Römer in ruhigem Beſitze der Oſt- und Südküſte und wußten die Völker im ſüdlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Luſitanier ganz, und nöthigte ſie, römiſche Sitten und Kriegsgebräuche anzunehmen. Die Nordländer unterwarf ſich erſt Auguſt in dem berühmten cantabriſchen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hiſpanien in Hispania citerior und ulterior, und nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Taragonensis, und zuletzt in 7 verſchiedenen Provinzen. Das Land war ſchon in den älteſten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edlen und unedlen Metallen,

welche die Phönizier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Oel und Getreide. (S. Spanien.)

Hiſtorie, ſ. Geſchichte.

Hiſtorienmaler, Hiſtorienmalerei, ſ. d. Art. Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber, auch Hiſtoriſch.

Hiſtoriker, ſ. Geſchichtforſcher u. Geſchichtſchreiber.

Hiſtoriſch heißt 1. im allgemeinen und dem Urſprunge des Worts angemeſſenen Sinne alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmung kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder ſich auf dieſelbe bezieht. In dieſem Sinne wird es dem Empiriſchen gleich: und dem Philoſophiſchen (was durch bloßes Andenken oder reine mathematiſche Anſchauung gewonnen wird) entgegengeſetzt. Man redet daher von hiſtoriſcher Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanſchauung mittelbar oder unmittelbar entſpringt, und ſich mithin auf Daſein und Beſchaffenheit einzelner Gegenſtände und Thatſachen bezieht, und von hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. ſyſtematiſchen Ganzen der Erfahrungserkenntniſſe, welche ſich mit Beſchreibung der Gegenſtände oder Erzählung der Thatſachen beſchäftigen (Erfahrungswiſſenſchaften), z. B. Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte; im Gegenſatze der philoſophiſchen oder Vernunfterkenntniß und der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im allgemeinen. Aber nicht blos in Hinſicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch beſtimmten Gegenſtände derſelben, ſondern auch 2. in Hinſicht der Auffaſſung und Wiederholung der Erkenntniſſe ſetzt man das Hiſtoriſche dem Philoſophiſchen entgegen, und verſteht dann unter letzterem, was mit Selbſtthätigkeit des Verſtandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philoſophiſches Wiſſen), unter erſterem aber, was nach fremder Einſicht, ohne Selbſtthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (hiſtoriſches Wiſſen). Wie nun der Ausdruck Hiſtorie und Geſchichte insbeſondere auf die Darſtellung wichtiger Veränderungen des Menſchenlebens beſchränkt wird, ſo nennt man ferner auch 3. hiſtoriſch und einen hiſtoriſchen Gegenſtand alles das, was in dieſen beſtimmten Kreis von Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geſchichte, als Darſtellung gedacht, gehört, oder ſich auf dieſe Darſtellung bezieht; daher hiſtoriſche Wiſſenſchaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche ſich nicht mit der Beſchreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeſchichte, Botanik) und periodiſch wiederkehrender Naturerſcheinungen, ſondern mit Erzählung der Veränderungen des Menſchenlebens beſchäftigen, die eigentliche Geſchichte, Hiſtorie, und ihre Hilfswiſſenſchaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menſchenlebens auch blos als geſchehen dargeſtellt und berichtet werden; mithin iſt in dem Kreiſe dieſer Darſtellung genau zu unterſcheiden 4. das ſtreng Hiſtoriſche, was durch glaubwürdige Zeugniſſe als wirklich geſchehen erwieſen werden kann, mithin Thatſache im ſtrengen Sinne des Worts iſt, von dem, was nicht reine Thatſache iſt, ſondern entweder nur auf einer Thatſache beruht und durch die Denk- und Anſchauungsweiſe eines Volks faſt unwillkürlich verändert und ausgebildet worden iſt (Sage, Mythe), oder willkürlich, um zu täuſchen, erdichtet, oder zu einem rein politiſchen Zwecke erdacht (gedichtet) worden iſt (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantaſie), letzteres möge nun geſchehen ſein können oder nicht (wie das phantaſtiſche Mährchen) Es wird daher das Hiſtoriſche nicht nur a) dem Mythiſchen und der Volksſage entgegengeſetzt, obwol in der Geſchichte des Urſprungs der Menſchen und Völker beides faſt unzer-

trennbar verſchmilzt, und die mythiſche Zeit überall gleichſam als Morgendämmerung der hiſtoriſchen vorangeht, ſondern auch b) dem rein Poetiſchen. Eine vollkommene Entgegenſetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Weſen der Poeſie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient ſie ſich häufig hiſtoriſcher Stoffe, oder ſtellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geſchehen dar; ſo wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geſchichte poetiſch iſt, indem der Stoff zur anſchaulichen und harmoniſchen Darſtellung gebildet worden zu ſein ſcheint, ja das Leben der Menſchheit ſelbſt, nach ſeinem vollendeten Umfang, einen poetiſchen Geiſt in ſich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geſchichte, als einer treuen Darſtellung menſchlicher Vergangenheit in ihren bedeutendſten Zügen, die Einbildungskraft das geſchichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach ſeiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe unter chronologiſchen und geographiſchen Beziehungen zuſammenſetzen kann, indem der Geiſt des Hiſtorikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vorhandenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geiſt derſelben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichſam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poeſie die freie Phantaſie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder den hiſtoriſchen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenſtände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie ſie ſich wirklich zugetragen haben), nach einer ſelbſtgeſchaffenen, dem Gegenſtande verwandten Idee anordnet und anſchaulich darſtellt, das iſt es, was Hiſtorie, hiſtoriſche Kritik, hiſtoriſche Kunſt, und (worin dieſe ſichtbar iſt) eine hiſtoriſche Compoſition, von Poeſie, poetiſcher Kunſt und Darſtellung genauer unterſcheidet. Von dieſer Unterſcheidung hängt auch die Unterſcheidung des poetiſchen und hiſtoriſchen Styls ab. Denn die beſondere Art und Weiſe, ein Ganzes von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenſtände und den Zweck der Darſtellung beſtimmt. Bildlicher, idealiſirender, affectvoller, kühner und ausgewählter iſt immer der poetiſche; ruhiger, beſtändiger, gemäßigter und belehrender der hiſtoriſche Styl. Dieſer wird durch gegebenen Stoff nothwendig beſtimmt; jener mit dem Stoffe oder deſſen Behandlungsart erfunden. Hierdurch wird auch das Epiſche (als eine beſondere Art des Poetiſchen), welches in anderer und ſelbſt hiſtoriſcher Hinſicht unter allen poetiſchen Gattungen am nächſten an das Hiſtoriſche grenzt, vorzüglich da beide erzählende Darſtellungen ſind, von dieſem hinlänglich unterſchieden werden können. (S. Wendt de confinio Poeseos epicae atque historicae. Leipzig 1811. 4.) Weil jedoch die Poeſie auch hiſtoriſche Stoffe bearbeiten kann, ſo pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Hiſtoriſche (z. B. hiſtoriſches Schauſpiel), auch dem rein Poetiſchen (obwol nicht immer dem Geiſte nach), der Originaldichtung und in ſo fern die Allegorie gröߟtentheils, und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegoriſchen (ſ. d. Art.) entgegenzuſtellen. Letztere Unterſcheidungen und Beſtimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunſt, namentlich Sculptur und Malerei. In letzterer Kunſt aber wird der Name des Hiſtoriſchen auch noch 5. in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein hiſtoriſches Gemälde und Hiſtorienmalerei der Thier- und Landſchaftmalerei oft entgegengeſetzt, und darunter die maleriſche Darſtellung menſchlicher Figuren in beſtimmten Zuſtänden oder Handlungen verſtanden, ſo daß auch mythiſche, allegoriſche, eigentlich hiſtoriſche oder Phantaſiedarſtellungen, ja ſelbſt Converſationsſtücke und Porträts,

letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen dieſen, außer dem bloßen Porträt, werden die Handlungen und Zuſtände als wirklich dargeſtellt) dazu gerechnet werden, und der Ausdruck hiſtoriſcher Maler, oder beſſer Hiſtorienmaler mit einem Figurenmaler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es iſt aber das hiſtoriſche Gemälde in dieſem Sinn, beſonders wenn es Handlung darſtellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemälde vom wichtigſten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menſchliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menſchlicher Geſtalt dargeſtellt, und kein anderes Gemälde trägt in ſich dieſe Mannichfaltigkeit, weil die menſchliche Figur die ſprechendſte und bildſamſte iſt. Wo aber die Malerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zuſammengeſetzte Handlung darſtellt, und dadurch die Benennung der hiſtoriſchen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geſchehen ſehen, und Veränderungen im Menſchenkreiſe auf eine täuſchende Weiſe zu erblicken glauben; da iſt es eigentlich doch nur der feſtgehaltene Augenblick einer Handlung, welcher durch dieſelbe dargeſtellt werden kann. Es ſoll aber ein ſolcher ſein, welcher gleichſam den Mittelpunct der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem ſinnigen Zuſchauer geſchickt und leicht andeutet, mithin der ſprechendſte iſt, und übrigens eine freie Mannichfaltigkeit maleriſcher Formen gewährt. Und darin beſteht das Weſen des eigentlichen hiſtoriſchen Gemäldes. Endlich wird das Hiſtoriſche b) als reinhiſtoriſch auch von den genannten Arten maleriſcher Gegenſtände und ihrer Darſtellungen, beſonders dem Allegoriſchen, dem Idylliſchen, dem komiſchen, oder ernſten Charakter- und Converſationsſtücke, ja ſelbſt c) die hiſtoriſche Landſchaft, welche die Copie einer wirklichen iſt, von der idealen (beſſer erfundenen) Landſchaft unterſchieden. T.

Hiſtoriſche Compoſition, hiſtoriſche Kritik, hiſtoriſche Kunſt, hiſtoriſcher Styl, hiſtoriſches Gemälde, ſ. Hiſtoriſch.

Hiſtrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Peſt wüthete, und ſchon viele Mittel fruchtlos zur Verſöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu dieſem Zweck auch Schauſpiele, d. i. Bühnenſpiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöſe und feierliche Beziehung hatten, anzuſtellen. In Rom waren dieſe damals noch nicht üblich; die kriegeriſchen Römer hatten ſich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen ergötzt. Man ſchickte alſo zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöſe Gebräuche annahmen, und ließ von dort her Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter Begleitung der Tibia ihre, wahrſcheinlich mimiſchen, Tänze aufführten. Die römiſche Jugend fand an dieſem neuen Schauſpiel Gefallen, ahmte Tänze nach, und deklamirte dazu ſcherzhafte Verſe. Die Sache wurde durch einheimiſche Künſtler ausgebildet, und ihnen der Name Hiſtrionen (von einem etruriſchen Worte, welches ein Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Dieſe trugen nun allerhand komiſche Gedichte (Saturae, Satyren) deklamirend und geſtikulirend mit Muſikbegleitung vor. Bald aber wurde die Deklamation wieder von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus dieſen Satyren (im alten Sinne) die erſten förmlichen Komödien bildete (240 vor Chr.), und wie damals gewöhnlich war, ſelbſt aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlaſſung der Gebrauch auf, daß eine andere Perſon nebſt dem Hiſtrio den Text des Gedichts de-

klamirte, welchen dieſer durch Mimik darzuſtellen ſuchte. Nur im Dialog mußte der Hiſtrio mitſprechen. Und ſeit dieſer Zeit wird der Ausdruck Hiſtrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem ſolchen Künſtler, der blos durch Geberdenſprache darſtellt, gebraucht, nur daß dieſe Mimik oft blos begleitend, und mehr mit Tanz vermiſcht war. So berichtet Livius (VII. 2.), die eigentlichen (deklamirenden) Schauſpieler blieben von den Hiſtrionen getrennt. Ihre Kunſt kam bald ſo in Aufnahme, daß die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausſchweifungen der Römer theils durch die unſittlichen Darſtellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Parteien, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, ſo befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaiſern mehrmals das Auftreten auf der Bühne unterſagt werden mußte, und nur Privatdarſtellungen erlaubt wurden, ſondern dieſelben auch einigemal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben, und durch Geſetze auf mannichfaltige Weiſe beſchränkt wurden. T.

Hobbes (Thomas), einer der ſcharfſinnigſten, aber auch wegen ſeiner, dem religiöſen und politiſchen Glauben ſeiner Zeit durchaus widerſprechenden Anſichten ſehr verrufener Schriftſteller, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er beſuchte die Schule daſelbſt bis in ſein 14. Jahr, wo er, ausgerüſtet mit ausgezeichneten philologiſchen Kenntniſſen, die Univerſität Oxford bezog. Hier ſtudirte er mit vielem Eifer die damals herrſchende Ariſtoteliſche Philoſophie und Phyſik. Dann wurde er 1610 Hofmeiſter eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reiſe durch Frankreich und Italien machte. Nach der Zurückkunft in ſein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu ſeinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen zu leſen, und überhaupt mehr zu denken als zu leſen. Auch ward er dadurch der Scholaſtik immer abgeneigter. Damals überſetzte er, nicht ohne Bezug auf ſeine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um dieſe durch ein Bild der Unordnungen und Parteien, welches die griechiſchen Freiſtaaten gewähren, abzuſchrecken, das geſchichtliche Werk des Thucydides in ſeine Landesſprache (herausgegeben 1628). 1629 ging er zum zweitenmal als Hofmeiſter nach Frankreich, und benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in der Mathematik, durch welche ſeine Denkweiſe noch mehr ausgebildet wurde. Auch ſtand er ſchon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, deſſen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle engliſche Philoſophen blieb; ferner mit Descartes, Gaſſendi, Galilei und andern. Von 1631 an ward er Hofmeiſter eines jungen Grafen von Devonſhire, machte mit demſelben 1634 ſeine dritte Reiſe nach Frankreich, und ging von da mit ihm nach Italien. Von dieſen Reiſen brachte er eine Menge phyſiſcher Kenntniſſe, welche er ſich in Paris ſowol durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforſchern (z. B. einem P. Merſenne) erworben hatte, ſo wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menſchenkenntniß zurück. Letztere war der Faden, an den er ſeine eigenen Unterſuchungen, im Gebiete der Politik und des Staatsrechts knüpfte. Er wurde 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politiſcher Gährung, und verſuchte, von dem Gräuel der Anarchie überzeugt, ſeine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., ſo viel

dem Privatmann möglich war, abzuziehen, fand es aber bald für ſeine Studien und ſeine eigene Sicherheit angemeſſener, ſich abermals nach Paris zu begeben (1640). Hier ſchrieb er ſein berühmtes Buch de cive, welches zuerſt (noch unvollſtändig) 1642, dann in verbeſſerter Geſtalt mehreremale herauskam, und die erſte abgeſonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empiriſch, nämlich auf gegenſeitige Furcht der Menſchen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturſtandes, welchen er als Krieg Aller gegen Alle ſchildert, zu entgehen. Sein Staat iſt daher Sicherheitsanſtalt, auf Verträge gegründet; die beſte und ſicherſte Form deſſelben die Monarchie, deren Weſen er in eine unbegrenzte Regentengewalt ſetzt, wobei überdies eines Theils die demokratiſchen Geſinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entſpringende bürgerliche Krieg, andern Theils ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an ſein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerſter Härte verleiteten. Mit dieſen Grundſätzen ſtand es in engſter Verbindung, daß er auch der Geiſtlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche ſie in den Zeiten der Finſterniß ſich angeeignet hatte, und ſie der weltlichen Gewalt zurückgab; um ſo mehr, da er von ſeinem politiſchen und empiriſchen Standpunct aus ſelbſt die Religion für ein Erzeugniß der Furcht, und ein wirkſames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Geſtalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erſte Urſache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müſſe. Dieſelben Grundſätze trägt er auch in ſeinem größern politiſchen Werke, welches er kurz nachher in Paris ſchrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in ſeinem in engliſcher Sprache geſchriebenen, aber bald von ihm ſelbſt in lateiniſcher mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieſes Werk noch in ſeiner Abweſenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abſchnitt dieſes Buchs, welchen er „das Reich der Finſterniß" überſchrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künſten des Papſtthums und von der Verfälſchung der Religion durch die Geiſtlichen handelte, reizte die Geiſtlichkeit ſo gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloſer, ketzeriſcher Grundſätze, und Vertheidiger Cromwelliſcher Anſichten und Handlungen, der Hof Carls II., welcher ſich damals noch in Begleitung mehrerer engliſchen Geiſtlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieſes, und weil er ſich überhaupt vor den Päpſtlichen in Frankreich nicht ſicher glaubte, bewog ihn, mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er ſich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonſhire aufhielt, ſo wie er überhaupt unter den engliſchen Großen viele Freunde hatte, ja ſelbſt bei Carl II., welcher ſeit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beſtändig in Gnaden ſtand. Letzterer ertheilte ihm auch eine Penſion. Von dieſer Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter dieſen eine Ueberſetzung der Iliade und der Odyſſee, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroiſchen Gedichts. Auch beſchrieb er ſein eigenes Leben in elegiſchen (eben nicht vorzüglichen) Verſen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erſt nach ſeinem Tode erſchienen (1688). Späterhin hat (wahrſcheinlich) Warburton ſeine Werke in engliſcher Sprache vollſtändig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Works of the Hobbes

etc. London 1750, Fol. (überſetzt Halle 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive, und der Leviathan, fanden ſchon bei ſeinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendſten Scharrok und Cumberland ſind. Unter den neuern ſind vorzüglich Mendelsſohn (in ſeinem Jeruſalem) und Feuerbach (in ſeinem Antihobbes, Erlangen 1793) als ſeine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen ſuchte, ſpäter Maimon (in Niethammers phil. Journal, I. Bd. 2. Heft) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch ſein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch ſchildern ihn ſeine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtſchaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und ſelbſt ſeine Feinde mußten wenigſtens ſeinem ſelbſtdenkenden, eigenthümlichen Geiſte und ſeinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren laſſen, mit welchem er überall, obwol auf eigenem Wege, die Wahrheit ſuchte. Er ſtarb unverheirathet zu Hardwicke im J. 1679 in ſeinem 92. Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) iſt 1681 in Carlopoli und mehrmals erſchienen; eine andere Biographie findet ſich in der engliſchen Ausgabe ſeiner Werke. T.

Hochamt iſt die feierliche Meſſe, welche in catholiſchen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Feſttagen, auch in beſondern Fällen, z. B. bei der Feier eines Siegesfeſtes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Meſſe oder Hochmeſſe genannt, ſ. Meſſe.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichſten Heerführer, welche der franzöſiſche Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war 1768 zu Montreuil bei Verſaille geboren, der Sohn eines Aufſehers der Jagdhunde des Königs, und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marſtall. Seine Neigung zum Militärſtande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der franzöſiſchen Garden Dienſte zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und ſchaffte ſich von dem Ertrage dieſer Anſtrengungen Bücher an, die er Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er ſogleich zur Volkspartei über, nahm bei der Pariſer Stadtgarde Dienſte, zeichnete ſich durch ſeinen Eifer und ſeine Geſchicklichkeit aus, und ward Adjutantunterofficier, und 1792 Lieutenant, und ſtudirte nun die Kriegswiſſenſchaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerſchrockenheit und großen militäriſchen Kenntniſſen, und ward Adjutant des Generals Leveneur, mit dem er nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall, nach Paris ging. Dort trat er mit ſeinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe auf, gewann den Beifall deſſelben, und ward als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeſchickt. Hoche begeiſterte Alles durch ſeine Reden und ſein Beiſpiel, ſchlug alle Angriffe der Engländer ab, und ſchwang ſich durch dieſe Vertheidigung ſchnell zum Brigade- und Diviſionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahr alt, als er den Oberbefehl der Moſelarmee erhielt. Dieſem noch ungeübten Heere flößte er ſogleich ſeinen militäriſchen Geiſt und ſeine raſche und entſchloſſene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elſaß vertreiben; allein er hatte die erfahrendſten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunſchweig gegen ſich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiſerslautern geſtürmt; er mußte ſich zurückziehen. Da wandte er ſich gegen die am Unterrheine ſtehenden Oeſterreicher, ging bei dem ſchlechteſten Wetter und durch die ſchlechte-

ſten Wege über die Vogeſen, ſchlug am 26. Dec. Wurmſer bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. ſ. w. und vertrieb die Oeſterreicher aus dem Elſaß. Durch ſeine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Juſt mißfallend, ward er von dieſem entſetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er ſicher das Blutgerüſt beſtiegen. Der Convent ernannte ihn nach derſelben zum Anführer der Küſtenarmee von Breſt. Hoche glaubte mehr durch Milde als durch Gewalt ſiegen zu müſſen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royaliſten ſtehenden Heere anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unſichern Frieden herbei. Als die Feindſeligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrſcht. Er beſchloß die Erſtürmung des Forts Penthievre gegen die Ueberzeugung ſeines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Fauſt genommen; die Royaliſten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit ſeinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte ſich aller militäriſchen Puncte der Vendée, brachte die Landleute durch die ſtrenge Zucht ſeines Heers zur Ruhe, ſchmeichelte den Prieſtern, ſchwächte und entzweite die Royaliſten und ſchlug ſie überall. Charette und Stofflet fielen in ſeine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergeſtellt und Hoche wendete ſich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, ſtellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her, und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und ſein Heer ſich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich ſo lange genährt hatte, hinüber zu ſpielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle dieſem Unternehmen entgegenſtehenden Hinderniſſe beſiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Breſt nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerſtreute die Flotte, und er befand ſich allein an der feindlichen Küſte. So ſcheiterte das kühne Unternehmen. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Uebergang über den Rhein im Angeſichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit ſeinem Heere 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen geſiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſeinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium ſeinen Arm zu leihen ſich bereit gezeigt hatte, ſtarb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrſcheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat, ſtolz und ehrgeizig wie Cäſar, aber oft groß und hochherzig wie dieſer.

Hochheim, ein anſehnlicher Flecken und naſſauiſches Amt, mit 1800 Einw., 3½ Meile von Frankfurt am Main. Hier wächſt der berühmte hochheimer Rheinwein, welcher ſich durch Feuer und Zartheit

vor allen Rheinweinſorten auszeichnet. Die beſte Art heißt Hochheimer Blume. Vormals gehörte Hochheim dem Domkapitel zu Mainz.

Hochkirch oder **Hohkirch**, ein Dorf in der Oberlauſitz unweit Bautzen, auf der Straße nach Löbau und Zittau, iſt berühmt durch zwei Schlachten. Als im ſiebenjährigen Kriege König Friedrich II. nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachſen geeilt war, um das große öſterreichiſche Heer unter Daun daraus zu vertreiben, und Schleſien, von welchem er durch die Stellung der Oeſterreicher abgeſchnitten war, zu befreien, wendete er ſich, in der Abſicht, den Feind von ſeinem Hauptmagazine, Zittau, abzuſchneiden, in die Lauſitz, und nahm eine, freilich gewagte, Stellung bei Hochkirch. Die Oeſterreicher ſtanden ihm in einem vortheilhaften Lager gegenüber. „Wenn uns die Oeſterreicher hier ruhig laſſen," ſagte der Feldmarſchall Keith zu dem ſichern König, „ſo verdienen ſie, gehangen zu werden!" Friedrich lächelte darüber, hatte ſich aber diesmal in ſeinem Gegner geirrt. Am 14. Oct. 1768 früh 5 Uhr wurde die preußiſche Armee durch die, nach einem gut entworfenen Plane, von allen Seiten in geſchloſſenen Colonnen einbrechenden Oeſterreicher aus dem Schlafe geweckt. Die brennend gebliebenen Wachtfeuer im öſterreichiſchen Lager und arbeitende Holzhauer maskirten das Ausrücken der Truppen. Der König war ſo ſicher, daß er auf die erſte Meldung von der Annäherung der Feinde keine Rückſicht nahm. Erſt nachdem die Vorpoſten überwältigt, verſchiedene Batterien genommen und auf ſein eignes Lager gerichtet worden waren, überzeugte er ſich von der Wahrheit, daß er überfallen ſei. Schnell ſuchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zuſammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Oeſterreicher: Hochkirch ſtand bald in Flammen; hier war der Kampf am hartnäckigſten; die Preußen fochten wie Verzweifelte, aber da ſie wegen eines dichten und anhaltenden Nebels ſich nicht ordnen konnten, ſo war es bei allen Anſtrengungen der größten Tapferkeit nicht möglich, Widerſtand zu leiſten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz; und benutzte den erſten Augenblick, wo der Nebel fiel, um ſein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich geweſen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht, unter Begünſtigung des Nebels, ſein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen geweſen wäre; eben war der König mit der neuen Dispoſition beſchäftigt, als Ahremberg jenen Flügel angriff, ſchlug, und ſo die Preußen nach einem fünfſtündigen tapfern Gefechte zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichſter Ordnung geſchah. Friedrich hatte an dieſem unglücklichen Morgen großen Verluſt erlitten; ſein ganzes Artillerie-Geſchütz (über 100 Kanonen) und Gepäck war verloren gegangen; 9000 Preußen waren geblieben, oder untauglich gemacht; einem Prinzen von Braunſchweig hatte eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen, Keith, der den König gewarnt hatte, fiel, von einer Kugel in die Bruſt getroffen, an der Spitze eines Regiments, das er zum Angriff in das brennende Hochkirch führte. Beinahe alle Generale waren verwundet, ſelbſt der König, der faſt gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerſchmetterte ein Schuß einen Fuß ſeines Pferdes. Dauns Triumph war groß, aber er benutzte die Vortheile nicht, welche ihm dieſer Sieg hätte verſchaffen können, und ließ es geſchehen, daß der König Verſtärkungen an ſich zog. Von einem gleich wichtigen Ereigniſſe, nur verſchieden von jenem in Gang und Folgen, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813.

Nachdem das verbündete ruſſiſch-preußiſche Heer nach der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) über die Elbe zurückgegangen war, wählten ſeine Feldherren die Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzoſen eine zweite Hauptſchlacht zu liefern. Die von Natur ſchon feſte Stellung wurde durch Verſchanzungen und Redouten (deren Anzahl der franzöſiſche Bericht auf 300 angibt) faſt unangreifbar gemacht. Doch war es den Franzoſen gelungen, in der Schlacht von Wurſchen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und ſo vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch ſich lehnte, nicht, den vereinten Angriffen der Marſchälle Marmont und Macdonald zu widerſtehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für das ganze Heer angeordnet wurde, folgen. S. die Art. Bautzen und Wurſchen.) I.

Hochland (ſchottiſches) heißt der nördliche Theil Großbritanniens, oder der durch die Grampian-Berge vom Niederlande geſchiedene Theil des Königreichs Schottland (ſ. d. Art.), deſſen wilde, felſige Küſten von vielen Baien und Seearmen zerſchnitten ſind. Jenes Grenzgebirge, das in der Ferne als eine unzerriſſene Maſſe erſcheint, iſt durch viele Thäler und Schluchten getrennt, von welchen die größten die Betten der Ströme Leven, Earn, Tay und Dee ſind. Außer dieſen großen Thälern gibt es noch andere, deren Eingänge, vom Niederlande her, urſprünglich ſo wild und enge waren, daß ſie faſt unzugänglich erſchienen, ehe ſie durch die Kunſt geöffnet wurden. Unter dieſen ſogenannten Päſſen ſind die merkwürdigſten: Bealmacha auf dem See Lomond, Aberfoil und Leny in der Landſchaft Monteith, der Paß Glenalmond über den Crieff, der Eingang in die Landſchaft Athol bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige Flußthäler. Dieſe natürliche Grenzſcheide war eine der Haupturſachen, daß die Hochländer ein von den Bewohnern der Ebenen ganz verſchiedener Stamm geblieben ſind. In der Grampian-Kette erheben ſich mehrere Gipfel von anſehnlicher Höhe, als der Benlomond, der Benlawers, der Schichallain und andere. Die Hochlande erſcheinen von dieſen Höhen in ernſter Pracht. Mit Wolken bedeckt oder von Nebeln eingehüllt, ſind ihre Gipfel oft kaum zu erkennen, während ihr ödes Anſehn und die tiefen felſigen Rinnen, wovon ſie durchfurcht ſind, Spuren heftiger Naturgewalt verrathen. Nach den Gipfeln hin iſt wenig fruchtbarer Boden, tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Heidekraut, wo nur Raubvögel, weiße Haſen und Schneehühner wohnen. Weiter abwärts leben Rothwild und Haſelhühner, und auf nährenden Weiden, die mit üppigem Haidekraut abwechſeln, ſieht man zahlreiche Schafheerden. Am Fuße der Gebirge öffnen ſich viele anmuthige Thäler, die von Bergſtrömen gewäſſert, oder von ſchönen Seen bedeckt, zuweilen auch ſchön bewaldet ſind und verſchiedene Getreidearten erzeugen. Viele von dieſen Thälern enthalten eine anſehnliche Volksmenge, deren Hauptreichthum aus Heerden beſteht. Das Gebiet, das der galiſche Volksſtamm bewohnt, begreift die Grafſchaften Sutherland, Caithneß, Roy, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die hebridiſchen Inſeln und einen Theil der Grafſchaften Moray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Die Grenze bildet eine Linie, die vom Eingang des Peatland-Haffs anfängt, ſich um St. Kilda zieht und die ganze Gruppe der öſtlichen und ſüdlichen Inſeln bis Arran einſchließt, nach Mull hinangeht, dann bei Ardmore in der Grafſchaft Dumbarton auf das ſchottiſche Feſtland hinübergeht, längs der Grampian-Berge nach der Grafſchaft Aberdeen läuft, und bei der nordöſtlichen Spitze von Caithneß endigt. Die Bewohner ſind

Abkömmlinge der Celten, und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Scoten (ſ. Schottland), ſie ſelber aber nennen ihr Land nur Gaeldach (Galenland) oder Albanich. Die Namen England und Schottland ſind überhaupt ganz unbekannt im Galiſchen, und die Engländer werden von ihnen Sachſen (Sassanach), die Niederſchotten aber Gual (Fremde), wie ihr Gebiet Gualdach genannt. Während nach der Vereinigung der Reiche der Pikten und Scoten (ſ. Schottland) im 9. Jahrh. das ſchottiſche Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmälig zu höherer Geſittung gelangte, bildeten ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zuſtand der celtiſchen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Die natürliche Beſchaffenheit ihres Landes und die Beweggründe, welche die Urbewohner dahin führten, in den Gebirgen ihren Sitz zu wählen, ſchrieben die Form ihrer Einrichtungen faſt unbedingt vor. Unfähig, mit der Uebermacht zu kämpfen, die aus dem ebenen Lande hinaufwärts drängte, und bei dem Wunſche, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und ſich nicht mit Fremden zu vermiſchen, vertheidigten ſie ſich in jenen Bergveſten, die überall das Heiligthum der Freiheit und die Zuflucht derjenigen waren, die ſich der Herrſchaft mächtigerer Nachbarn widerſetzten. Bei der Abweſenheit der Könige, die ihren Sitz im ſchottiſchen Niederlande hatten, und durch ihre Gebirggrenze geſchützt, unterwarfen ſie ſich nicht immer der Herrſchaft des entfernten Oberherrn, der weder Gehorſam erzwingen, noch auch Schutz gewähren konnte. Die Abtheilung des Galenlandes in einzelne Thäler, Schluchten und Inſeln, die durch Berge oder Seearme geſchieden ſind, führte nothwendig zur Bildung kleiner Volksvereine, und Männer von anſehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geiſtesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten, oder unter deren Schutz ſie ſich angeſiedelt hatten, erhoben ſich zu Häuptlingen. Jedes dieſer Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derſelben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnſitz und das Eigenthum eines Stammes, der Waffen zu ſeiner Vertheidigung, eine hinlängliche Anzahl von Handwerkern zur Verfertigung ſeiner beſchränkten Bedürfniſſe, Weide für ſein Vieh, Holz zu jeglichem Behufe, Moos und Torf zu Brennmitteln, und ein Jagdgebiet hatte. Dieſe Stämme wurden daher nicht verſucht, ihre Wohnung zu verändern, Fremde zu ſich zu locken oder einen allgemeinern Verkehr unter einander zu befördern, und jeder derſelben vereinzelte ſich. Auf dieſe Weiſe theilte ſich das Volk in einzelne Maſſen, die zwar durch Gemeinſchaft der Sitten und des Charakters verbunden waren, aber unter verſchiedener Obergewalt ſtanden. So bildete ſich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchaliſche Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung beſtätigt als durch Geſetze geregelt war. Der Hochländer ehrte in ſeinem Stammhaupte den Abkömmling eines entfernten Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes ableitete. Der Stamm bewies ihm eine kindliche Ergebenheit, und ſelbſt der Name Clan ſtammt von dem galiſchen Worte Klaan, d. i. Kinder. Je mehr die Bande des Blutes und der Befreundung dazu beitrugen, innere Eintracht zu befördern, deſto leichter ließen ſich die Stämme, bei Beleidigungen von außen, zu Gewaltthätigkeiten verleiten, da die Staatsgeſetze keinen Schutz gewährten. Eine nothwendige Folge der Abgeſchiedenheit war, daß jeder Stamm meiſt unter ſich Ehen ſchloß, und durch die Bande naher Verwandtſchaft vereinigt war. Viele Glieder

eines Clans führten daher mit dem Stammhaupte gleichen Namen. Auf dieſe Art bildete ſich ein herzliches Verhältniß und eine gegenſeitige Zuneigung, wie man ſie in neuern Zeiten nirgends gekannt hat. Gegen Alle ſtand das Stammhaupt in den Verhältniſſen eines Gutsherrn, Anführers und Richters. Er konnte die jungen Leute auffordern, ihn auf die Jagd zu begleiten, oder unter ſeinem Banner zu fechten. Das ganze Clanverhältniß beruhte jedoch weſentlich auf der in der Gewohnheit begründeten Gewalt, die das Stammhaupt kraft ſeines Erſtgeburtrechts beſaß, und die durch Lehnsgerechtſame oder großherrliche Richtergewalt, die ihr zuweilen ein geſetzliches Anſehen gaben, nicht erweitert werden konnte. Die Pflicht der Glieder eines Clans war unvergänglich, und kein Lehnverhältniß, worein ſie ſpäter treten, keine Verpflichtung irgend einer Art, wodurch ſie gebunden werden konnten, durfte dem Dienſte vorgezogen werden, welcher ihrem Stammhaupte gebührte. Das Haupt des Clans war gewöhnlich, jedoch nicht immer, Eigenthümer des geſammten Stammgebietes, oder des größten Theils deſſelben, wiewol nicht mit unbeſchränktem Eigenthumsrechte, ſondern er leitete nur die Verwaltung des Gemeindegutes. Ein beſtimmter Theil des beſten Landeigenthums war ihm als beſonder Antheil zugewieſen, den er zu ſeinem Vortheil anbauen ließ. Der übrige Theil des Geſammteigenthums wurde durch Verleihungen auf längere oder kürzere Zeit unter diejenige Claſſe des Clans vertheilt, die aus den Lehnleuten oder Pachtern und Landwirthen beſtand. Dieſe waren die nahen Verwandten des Stammhauptes, oder die Abkömmlinge eines entfernten gemeinſchaftlichen Stammvaters. Dieſen Brüdern, Neffen, Vettern gab der Häuptling einen Landesantheil auf Widerruf, oder auf kurze Pachtzeit, oder gewöhnlich als Pfandſchaft, deren Einlöſungsſumme feſtgeſetzt war. Dieſe Landesantheile gaben den Lehnleuten ihren Unterhalt, wurden aber nach zwei Geſchlechtsfolgen gewöhnlich zurückgenommen, um nähere Verwandte zu belehnen, worauf die Abkömmlinge der urſprünglichen Beſitzer unter die Gemeinen zurücktraten. Dieſer Wechſel des Beſitzes war ſo gewöhnlich, daß dadurch das gemeine Volk in dem Glauben an die urſprüngliche Verwandtſchaft mit dem Geſchlechte des Stammhauptes beſtärkt wurde, da in jedem Menſchenalter einige Familien unter das Volk herabſtiegen, deren Vorfahren zu den Lehnleuten, oder dem Clan-Adel gehört hatten. Zuweilen erhielten jedoch jüngere Verwandte auf ewige Zeiten einen Landesantheil, oder ererbten, erheiratheten oder erwarben ſich ſelbſt ein Beſitzthum. In ſolchen Fällen behielten ſie ihren angeſtammten Rang und ſtanden gewöhnlich an der Spitze einer Unterabtheilung des Stammes, welche ſie als unmittelbare Anführer betrachtete, wiewol ſie immer von dem Stammhaupte abhängig blieben und ihm gewöhnlich zinsbar waren. Die größern Clans hatten oft mehrere ſolcher Unterabtheilungen. Die Häuptlinge ſolcher Zweige und ihre Untergebenen hatten zuweilen einen beſondern Namen, bur sloine, oder der genealogiſche Zuname genannt, der aus dem Taufnamen oder einem Beinamen desjenigen, der den Zweig geſtiftet hatte, entſtanden war. Wo es keine ſolchen untergeordneten Häuptlinge gab, ſtanden die Lehnleute und Oberpachter dem Stammhaupte zunächſt. Sie wurden als Adelige geehrt, und nannten ſich Duinhe Wassal. Eine Feder auf der Mütze bezeichnete dieſen Vorzug. Die Lehnleute zerſtückten ihre Antheile in kleinere Pachtungen, die ſie den Gemeinern gegen zweckmäßigen Zins überließen. Gewöhnlich ſtanden die Gemeinen in ſo ſtrenger Abhänglichkeit von dem Lehnmann, als dieſer

vom Stammhaupte. Als die Volksmenge in den engen und unfruchtbaren Thälern zunahm, fehlte es bald an Mitteln zum Unterhalt. Die ſtrenge Abgeſchiedenheit der Stämme und die oft gewöhnlich erblichen Feindſeligkeit, die mehrere derſelben trennte, hinderte Ausbreitung in Nachbarthälern, und noch weniger waren Anſiedelungen im Niederlande möglich. Die Folge der übermäßigen Bevölkerung war Trägheit. Beſonders zeigten die jüngern Söhne der Lehnleute, oder des Clan-Adels, die ungern unter das gemeine Volk traten, Verachtung friedlicher Betriebſamkeit, und zogen die tapferſten und munterſten Jünglinge aus dem Volke an ſich, mit welchen ſie oft Raubzüge (Creachs genannt) gegen das Niederland oder gegen feindliche Stämme machten. Da der Hauptreichthum des Landes in Heerden beſtand, ſo machte man, wenn es zu einem Angriffe kam, oder Wiedervergeltung ausgeübt werden ſollte, gewöhnlich den Anfang damit, einen Einfall zu thun, um das Vieh der Feinde wegzutreiben. Es gab überdies eine eigene Claſſe verwegener Abenteurer, die man Cearnachs nannte, und zu Unternehmungen gebrauchte, wo ungewöhnliche Gefahr zu beſtehen oder ungemeine Ehre zu erwerben war. In ſpätern Zeiten aber ward dieſer Beruf für weniger achtbar gehalten, und beſtand darin, von den Nachbarn im Niederlande Abgaben oder eine Vergütung für den Schutz gegen Plünderungen, Blackrail genannt, zu erheben. Ein andres Mittel zum Unterhalt für die jüngern Söhne der Stammhäupter war der Kriegsdienſt auf dem Feſtlande, beſonders in Frankreich und Spanien, und nach der Verbannung des Hauſes Stuart, dem die Hochländer treu ergeben waren, ward es noch gewöhnlicher, fremden Fahnen zu folgen. So blieben die Hochländer ſtets mit dem Kriege bekannt, und der Ruf von den Abenteuern und Siegen ihrer Landsleute in der Fremde nährte die den hochländiſchen Stämmen eigene Kriegsluſt. Kriegeriſcher Sinn und Verachtung der Arbeit fand man ſelbſt bei dem Geringſten unter dem Volke. Die Feldarbeiten wurden meiſt den Alten und den Frauen überlaſſen, während rüſtige Männer nichts thaten oder ſich in anſtrengenden Bewegungen übten. Handwerker waren angeſehener als bloße Landwirthe. Weberei war eine Arbeit der Weiber, das Schneiderhandwerk aber trieben nur Männer. Der Schmidt, der Waffen machte oder doch ausbeſſerte, war beſonders geachtet, und gehörte zum Hausſtande eines hochländiſchen Stammhauptes, doch bezog man die gewöhnlichen Waffen meiſt aus dem ſchottiſchen Niederlande. Der Häuptling wohnte in der Regel unter ſeinen Angehörigen. Sein Schloß war der Ort, wo Belohnungen vertheilt und die beneidetſten Auszeichnungen verliehen wurden. Die Stammhäupter unterſchieden ſich nicht durch Glanz im Anzuge oder Hausweſen, ſondern bloß durch zahlreicheres Gefolge und die größere Anzahl ihrer Gäſte. Was ſeine Angehörigen ihm von ihrem Eigenthum darbrachten, wurde zu ihrem freigebigen Unterhalt wieder aufgewendet. Jeder Stammgenoſſe war im Schloſſe willkommen, und wurde nach ſeinem Range mit einer Höflichkeit und einem Zartgefühle behandelt, wovon man anderwärts kein Beiſpiel findet. Dieſe Behandlung hob die Stammgenoſſen in ihrer eigenen Achtung und knüpfte das Band zwiſchen ihnen und ihrem Häuptlinge noch feſter, deſſen Gewalt zwar milde ausgeübt, doch ihrer Natur nach willkürlich war. Die Geſetze, die er verwaltete, waren einfach. Achtung ſeines Anſehens und Dankbarkeit für ſeinen Schutz, waren die natürlichen Folgen ſeiner patriarchaliſchen Herrſchaft, und die Behandlung, welche alle Stammgenoſſen von ihm empfingen, befeſtigte jene noch mehr in der unerſchütterlichen Treue gegen ihre

Häuptlinge, wovon die ſchottiſche Geſchichte, beſonders in den Bürgerkriegen in den Jahren 1715 und 1745, ſo glänzende Beiſpiele lieferte. Dies waren im Allgemeinen die Grundzüge der Clanverfaſſung; zuweilen aber wurde von den Grundſätzen, die ſonſt als Regel galten, abgewichen, und ſelbſt das Erbrecht, worauf die ganze Einrichtung gegründet war, blieb in einzelnen Fällen unbeachtet. Es gab auch Beiſpiele, daß unwürdige Stammhäupter entſetzt, ja während der Unruhen nach der Revolution (1689) ward ein Häuptling von ſeinem ganzen Stamme verlaſſen, als er ihn gegen die Fahne des Hauſes Stuart führen wollte, und die Unterthanentreue ſiegte über das ſonſt ſo ſtarke Band des Lehnverhältniſſes. In den früheſten Zeiten huldigten die hochländiſchen Stammhäupter der Gewalt einheimiſcher Fürſten, von welchen die ſchottiſchen Könige höchſtens dem Namen nach als Oberherren erkannt wurden. Es waren die mächtigen Herren der Inſeln (Lords of the Isles), deren Geſchlecht von den älteſten Zeiten bis auf Jakob V. blühte. Sie herrſchten über alle weſtlichen Inſeln, die Hebriden von Ilay nordwärts, und über die weſtlichen Theile der Grafſchaft Inverneß, und als mächtige Bundesgenoſſen hatten ſie Einfluß auf den größten Theil des Hochlandes. In dem übrigen Theil herrſchten die Grafen von Athol, von Mar, von Lennox und andere mächtige Herren. Erſt im Anfange des 15. Jahrh. wurde das Inſelreich von der ſchottiſchen Krone abhängig gemacht, jedoch wurde durch die ſeitdem erfolgte Trennung der Clane die Gewalt der Könige von Schottland wenig befeſtigt, und wenn auch die Stämme nicht mehr, wie in frühern Zeiten unter einem Haupte, den Landfrieden ſtören konnten, ſo brachen ſie doch, wenn eine gemeinſchaftliche Sache einige von ihnen verband, aus ihren Bergveſten in das ebene Land hervor. Während der Unruhen, die nach Jakob V. Tode Schottland zerrütteten, wurde die Unabhängigkeit der hochländiſchen Häuptlinge noch mehr befeſtigt. Als im 17. Jahrh. der kriegeriſche Geiſt im ſchottiſchen Niederlande verfiel, zeigten die Hochländer zum erſtenmal entſchiedene Ueberlegenheit in der Kriegskunſt, die viel beitrug, ihnen ein höheres Gefühl ihrer Wichtigkeit einzuflößen, und ſie in der Anhänglichkeit an heimathliche Sitte noch hartnäckiger zu machen. Nicht lange aber nach den erſten Siegen, die ſie im Niederlande erfochten hatten, wurden ſie von Cromwell in ihren Gebirgen hart gezüchtigt. Er legte ſtarke Beſatzungen in mehrere Oerter, ließ das Gebirge von fliegenden Heerhaufen durchziehen und die geheimſten Schlupfwinkel durchſuchen, die Schlöſſer der Häuptlinge verheeren, und zwang endlich die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgſchaft für friedliches Betragen zu leiſten. Nach der Wiederherſtellung des Hauſes Stuart, wozu die Treue der Hochländer ſo viel beigetragen hatte, wurde den Stammhäuptern das ihnen von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen, man ſchleifte oder verließ die zu ihrer Bezwingung angelegten Veſten, und die Geſetze gegen die Raubzüge der Hochländer wurden nicht mehr ausgeübt. Unter dieſen Umſtänden befeſtigte ſich die alte Stammverfaſſung aufs Neue. Unter Wilhelm III. und der Königin Anna hielt die Regierung, mit Kriegen auf dem Feſtlande beſchäftigt, es für das Beſte, den Frieden im Hochlande durch Geldvertheilungen zu erkaufen. Die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufſtand drohend gezeigt hatte, führten zu verſchiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die ſogenannte Clan-Akte wurde das Eigenthum des Lehnmannes, der in einem Aufſtande die Waffen ergriffen hatte, dem treu gebliebenen Lehnherrn, und umge-

kehrt dem pflichtgetreuen Lehnmanne das unbeſchränkte Eigenthumsrecht über ſeine Ländereien zugeſprochen, wenn ſein Lehnherr ſich empört hatte. Eine andere Verordnung entband die Lehnleute von der Pflicht, dem Lehnherrn auf die Jagd zu folgen und in ſeinen Fehden zu fechten. Die dritte Maßregel war die Entwaffnung der Hochländer, die aber ſo nachläſſig ausgeführt wurde, daß es den Anhängern des Hauſes Stuart meiſt gelang, ihre Waffen zu verbergen, um ſie bei günſtiger Gelegenheit gegen die Regierung zu gebrauchen. Die wirkſamſte von allen Maßregeln aber war die Anlegung von Landſtraßen aus dem Hochland in das Niederland, und gewiß würde dadurch im Laufe dre Zeit eine allmälige Verſchmelzung der Bewohner beider Landestheile herbeigeführt worden ſein; aber es ereigneten ſich Umſtände, die eine gewaltſame Auflöſung der alten Clanverhältniſſe zur Folge hatten. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln der Regierung reizten, machte das Volk deſto empfänglicher für die Ermahnungen und Ermunterungen, welche das vertriebene Fürſtenhaus nicht ſparte. Die Häuptlinge boten alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten, und den Neuerungen entgegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältniſſes zu ſchwächen ſuchte. Ein gefährliches Mittel, wozu ſie ſchritt, erleichterte den Hochländern die Ausführung ihrer Abſichten. Es wurden nämlich um das J. 1729 unter den Hochländern Compagnien geworben, welchen man die Söhne der Häuptlinge oder die Lehnleute zu Offizieren, die Stammhäupter ſelbſt aber zu Oberbefehlshabern gab. Dieſer ſogenannten unabhängigen Compagnien waren ſechs, die man gewöhnlich, nach ihrem dunkelfarbigen Tartan, die ſchwarze Wache (Freicudar Dhu) nannte. Ihre Pflicht war, das Entwaffnungsgeſetz zu vollziehen, die Unzufriedenen zu ſchrecken, Verſammlungen des Volkes zu hindern, Befehdungen zwiſchen feindſeligen Stämme und beſonders Raubzüge gegen die Nachbarn zu verhüten. Sie durchzogen in der Abſicht das Land, wodurch ſie Gelegenheit erhielten, mit den Verwegenſten bekannt zu werden, und es iſt gewiß, daß die Stammhäupter dieſe Anſtalt zu ihren Zwecken zu benutzen wußten, oder doch ſo viel wenigſtens offenbar, daß die ſchwarze Wache ein Mittel war, den kriegeriſchen Geiſt zu nähren, den die frühern Maßregeln der Regierung hatten erſticken ſollen. Der Aufſtand im J. 1745 (ſ. Carl Eduard Stuart) war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchaliſche Verfaſſung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derſelben ſtrenge zu vollziehen und ſelbſt die Volkstracht zu verbieten. Ehe wir über die ſeitdem entſtandene Umwandlung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſprechen, ſagen wir ein paar Worte über die Sitten der Hochländer. Im Aeußern ſchon unterſcheiden ſie ſich von allen andern Völkern durch ihre eigenthümliche Tracht, von altceltiſchem Urſprung. Dieſer ſchöne, die leichte und freie Bewegung begünſtigende Anzug war für Krieger, Jäger und Hirten der paſſendſte. Der Stoff der hochländiſchen Kleidung iſt ſeit Jahrhunderten derſelbe geblieben, ein wollener Zeug, zuweilen mit baumwollenem Einſchlag, immer gewürfelt in bunten Farben, in frühern Zeiten gewöhnlich dunkelfarbig, ſpäter oft in grell abſtechenden Farben. Jeder Stamm hatte gewöhnlich ſeine beſondere Farbenmiſchung im Tartanmuſter, um ſich von andern zu unterſcheiden. Der Haupttheil der Kleidung war das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgab und bis auf die Kniee hinabging. Reiter und Alte trugen jedoch zuweilen eine Beinbekleidung, eine Art enge Strumpfhoſen, Truis genannt. Die Weſte und der

kurze Rock waren geſtickt oder mit Treſſen beſetzt. Das Kleid war ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten, zierlich geordneten Falten umgab, durch einen Gürtel feſtgehalten ward, und während der untere Theil herab hing, wurde der obere um die linke Schulter gezogen, und ließ den rechten Arm frei. Bei Regenwetter diente es als einhüllender Mantel, und wenn beide Arme frei ſein ſollten, ward es mit einer ſilbernen Spange auf der Bruſt befeſtigt. Vorne hing eine große Taſche von Ziegen- oder Dachsfell, den Ridicules unſrer Frauen ähnlich. Ein Dolch war, nebſt Meſſer und Gabel, in einer an der Seite hangenden Scheide befindlich. Die Mütze gehörte weſentlich zum hochländiſchen Anzuge. Statt der Federn, womit die Vornehmen ſie ſchmückten, trugen die Geringern einen Strauß von Heidekraut, oder einen Zweig von Stechpalmen oder Eichen. Die Schuhe beſtanden aus dicken Lederſtücken, die mit Riemen über den Fuß befeſtigt waren. Das ſtrenge Verbot dieſer Kleidung im J. 1747 war den Hochländern beſonders empfindlich, und ſie waren oft ſinnreich genug, demſelben auszuweichen. Erſt 1782 wurde dieſes Verbot förmlich aufgehoben. Seitdem hat ſich die alte Volkstracht allmälig verloren, und iſt nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Nieder-Schottländer vermiſcht, und nur unter der geringern Volksclaſſe noch üblich. Zu den Waffen der Hochländer gehörte das Schwert an der linken und ein kurzer Doch (Dick) an der rechten Seite. Eine Flinte, ein Paar Piſtolen und eine Tartſche waren die übrige Rüſtung. In Ermangelung einer Flinte, oder wenn es an Schießbedarf fehlte, bediente man ſich einer langen Lanze, Lochaber axe genannt, deren Schaft eine zum Hauen und Stechen dienliche Waffe trug. Jeder Clan bildete, unter dem Oberbefehl des Stammhauptes, ein Regiment, deſſen Compagnien die einzelnen Familien unter der Anführung ihrer Häuptlinge ausmachten. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gaſtfreiheit und Hang zu froher Geſelligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr, und unverbrüchliche Treue gegen bewieſenes Vertrauen, waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und ſind es, bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuern Zeiten erlitten haben, noch immer. Büchergelehrſamkeit war freilich wenig verbreitet und nur unter den Vornehmen, die zum Theil in Frankreich gebildet wurden, aber Vaterlandsgeſchichte, Dichtkunſt und Muſik waren Lieblingsunterhaltungen ſelbſt unter dem gemeinen Volke. Jeder Häuptling hatte ſeinen Barden, der die Thaten des Geſchlechts und einzelne Glieder des Clans beſingen mußte. Dieſe Sänger ſtanden in hoher Achtung und waren wie die Senachies, oder die Aelteſten des Stammes, die Bewahrer alter Sagen, wobei eine durch Uebung geſtärkte und unter einem Volke ohne geſchriebene Literatur leicht erklärliche Kraft des Gedächtniſſes ſie unterſtützte. Das beliebte Inſtrument war die Sackpfeife, und der Pfeifer mußte im Kampfe durch kriegeriſche Töne die Begeiſterung unterhalten, die der Brand erweckt hatte. Eine warme Einbildungskraft, die von der Erhabenheit und der ernſten Einſamkeit der Landſchaften ſeiner Heimath lebhaft ergriffen wurde, war die Quelle manches eigenthümlichen Aberglaubens. Das Hochland aber iſt das einzige Land in Europa, das nie durch Glaubensſtreitigkeiten beunruhigt worden iſt, oder durch Glaubensverfolgungen gelitten hat. Der Presbyterianismus und der catholiſche Glaube ſind die herrſchenden Formen. Die letztere iſt auf die Grafſchaft Inverneß und auf einige Inſeln beſchränkt. Unter dem Adel gibt es auch einige Anhänger der bi-

ſchöflichen Kirche. Proteſtanten und Catholiken leben brüderlich beiſammen. Die 1747 genommenen politiſchen Maßregeln hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten des Hochlandes zur Folge, die ſich freilich erſt ungefähr zwanzig Jahre ſpäter zeigte, wozu aber jene Maßregeln den erſten Anſtoß gaben. Die Veränderung zeigt ſich in der Sinnesart und Lage des Hochländers, und verräth ſich nicht blos in ſeinen Sitten und ſeinem Aeußern, ſondern ſelbſt ſein Land iſt umgewandelt. Ländereien, die lange ſchon unter dem Pflug geweſen waren, ſind verwildert, ganze Thäler, einſt die Wohnung eines kräftigen Volksſtammes, verödet, und Familien, die wie Alpenpflanzen im heimathlichen Boden gewurzelt waren, ſahen ſich gezwungen, in Manufacturſtädten Unterhalt, oder in den Wildniſſen der Fremde Zuflucht zu ſuchen. Der Charakter der Hochländer hat viel von ſeinem romantiſchen und ritterlichen Anſtrich verloren. Einer der auffallendſten Züge des umgewandelten Hochlandes iſt die größere Gleichgültigkeit des Volkes gegen die alten Stammverhältniſſe. Lange nach der Aufhebung der Clanverbindung dauerte die Ergebenheit des Volkes gegen ſeine Stammhäupter fort, und was das Geſetz verweigerte, gab die Treue unvermindert. Es würde den Häuptlingen und Gutsherren leicht geworden ſein, ſich die alte Anhänglichkeit zu ſichern, aber auch hier hat das ungeduldige Verlangen, die Früchte einer neuen Ordnung der Dinge, die mit der Zeit gewiß reif geworden wären, ſchnell zu ernten, zu vielen Bedrückungen geführt, die allmälig die alten Bande der Liebe und Treue löſten. Noch findet man zwar manche Gutsherren, welche als rühmliche Ausnahmen an die Tage der Vorzeit erinnernd, ſich die Anhänglichkeit ihrer Untergebenen geſichert haben; viele aber wurden durch den Aufenthalt in Edinburg oder London ihrer Heimath entfremdet, und Schwierigkeit, den vermehrten Aufwand zu beſtreiten, führte ſie zu Unternehmungen, die den Zuſtand der geringern Volksklaſſe verſchlimmerten. Beſonders war es die unverhältnißmäßige Vermehrung der Schafzucht, was dem Volk die Mittel zum Unterhalte nahm. Auswanderungen nach Amerika, die Folge der Verarmung und Verödung, haben ſeit 30 Jahren Tauſende entführt, welchen die geliebte Heimath ihrer Väter nichts mehr darbot, als die Ausſicht in ein dürftiges Leben.

Hochmeiſter, ſ. Deutſche Ritter und Johanniterritter.

Hochſtädt (Treffen und Schlacht bei), letztere von den Engländern Schlacht bei Blindheim oder Blenheim genannt. Das franzöſiſche Reich hatte im ſpaniſchen Erbfolgekrieg Holland und England, Oeſterreich und Savoyen und Portugal zu ſeinen Feinden. Auch das ganze deutſche Reich kämpfte gegen daſſelbe, mit Ausnahme eines einzigen Staates, des baieriſchen. Der Churfürſt von Baiern war Ludwigs XIV. treueſter Verbündeter, und da ſeine Länder nicht nur an Oeſterreich grenzten, ſondern auch dies auf dieſer Seite von keiner Feſtung gedeckt iſt, ſo war er um ſo mehr zu fürchten, jemehr er als thätiger, kriegsluſtiger Fürſt ſelbſt im Felde auftrat und den franz. Heeren im glücklichen Falle den Weg nach Wien öffnen konnte. Die letztere Furcht war nicht ungegründet. Er hatte am 20. Sept. 1703 bei Hochſtädt, einem Flecken, 3 Stunden von Donauwerth, den kaiſerl. General Styrum geſchlagen und die Feſtung Paſſau erobert. Nur ſeine Unzufriedenheit mit dem geraden, derben franz. Marſchall Villars hatte ihn gehindert, ſchon in jenem Jahre alle Früchte zu ernten, die dieſes Treffen hätte haben können. Jetzt hatte Villars den Oberbefehl an den Marſchall Tallard abtreten müſſen, der am Rhein

den Markgrafen Ludwig von Baden bei Speier ſchlug, und ſo war die Lage der kaiſerlichen Erbländer äußerſt gefährdet. Bereits hatte aber Marlborough, damals die Seele des ganzen Krieges im Felde und Cabinette, den Plan entworfen, den Ausgang des Feldzugs an dem Ufer der Donau entſcheiden zu laſſen. Italien, Flandern und der ganze Unterrhein ſollten nur vertheidigt werden, der Hauptſchlag in Süddeutſchland fallen, wohin auf der einen Seite die beſten kaiſerlichen Schaaren unter Eugen vom Rhein herüberkamen, während Marlborough bereits am 2. Jul. nach einem heftigen Kampfe auf dem Schellenberge die baieriſchen Verſchanzungen geſtürmt und ſich den Weg über die Donau gebahnt hatte, um nun nach Maßgabe der Umſtände ins Herz von Baiern einrücken zu können. Zu dem letztern aber war der Gewinn einer Hauptſchlacht unumgänglich nöthig, da ohne dieſe der Marſch nach Baiern nur ein abenteuerlicher Zug geweſen wäre, langes Stehen aber, bei der damaligen Art Krieg zu führen, wo gefüllte und ſicher bewachte Magazine als unentbehrlich angeſehn wurden, nicht möglich blieb. Zu einer ſolchen Schlacht ließ ſich das baieriſche und franzöſiſche Heer am 13. Aug. unter den ungünſtigſten Umſtänden bringen. Beide ſtanden unter Tallards und des Churfürſten unmittelbarem Befehle zwiſchen dem Dorfe Blindheim und dem Dorfe Kitzingen hinter dem Nebelbache, der ſich in die in ihrer Flanke vorbeigehenden Donau verläuft, und zählten gegen 56,000 Streiter, während Marlborough und Eugen etwa 52,000 vorführten. Aber jene hatten ihre Maſſen hauptſächlich in die zwei Dörfer geworfen, die ſie als die Stützpuncte ihrer Flügel betrachteten, ob ſie ſchon von der Linie der Hauptſtellung zu weit nach vorn lagen. Die ganze Maſſe der Reuterei war hauptſächlich in der Mitte zwiſchen beiden Flügeln eingeklemmt, da jedes Heer, das baieriſche wie das franzöſiſche, die ſeinige auf beiden Flügeln hatte, und die von zwei Flügeln nothwendig auf ſolche Art zuſammenſtoßen mußte. Ohne Zweifel hätten beide Feldherren dieſe Mißgriffe eingeſehn und verbeſſert, da Tallard in Blindheim allein 27 Bataillone Fußvolk liegen ließ; allein ſie erwarteten ſo wenig, angegriffen zu werden, daß ſie, als ſich die Linie der Verbündeten am 13. Aug. früh um 2 Uhr in Bewegung ſetzte, ſie dies für den Abmarſch derſelben annahmen. Der größte Theil der Reuterei war auf Fouragiren ausgeſandt. Noch um 7 Uhr, als ſchon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen Eugen und Marlborough gegen den Nebelbach vordrang, ſichtbar wurden, hielt Tallard das Ganze für eine Liſt, den Abzug zu verdecken; allein bald ſollte nun der Irrthum ſchwinden. Mit größter Eile mußten nun die zerſtreuten Reuterhaufen zurückkehren und die Kanonen in die Linie aufgefahren werden. Allerdings boten die Franzoſen und Baiern alles auf, den Uebergang über den Nebelbach und die Eroberung der zwei Dörfer zu verhindern, deren Wegnahme von Marlborough und Eugen als entſcheidend für die Schlacht angenommen war. Doch bald änderten dieſe den Plan dahin ab, in die Mitte dieſer unordentlich gehäuften Maſſe über den Bach herüber einzubrechen, was ihnen auch nach großen Anſtrengungen Nachmittags um 5 Uhr gelungen war. Die Maſſen in Blindheim waren nun abgeſchnitten, die Reuterei ward vom engl. Geſchütz- und Musketenfeuer vertrieben; nur ein Theil des feindlichen Heeres rettete ſich, alles übrige blieb auf dem Schlachtfelde, das mit mehr als 11,000 Todten bedeckt war, oder ward theils hier, theils in dem nun ganz vergeſſenen und umzingelten Blindheim gefangen. Unter den Gefangenen war der Mar-

ſchall Tallard ſelbſt; ſein Sohn fand den Tod. Die Folgen der Schlacht waren für den ganzen Feldzug, wie Marlborough gehofft hatte, entſcheidend. Baiern fiel in die Gewalt Oeſterreichs. Die Gefahr, die dieſem drohte, war dahin. Ludwigs XIV. Kriegsglück zerfloß wie das von Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig, und wenn er doch nach dieſer Schlacht noch faſt 10 Jahre Troß bot, ſo lag es nur an den ewigen Zwiſtigkeiten unter den Verbündeten ſelbſt, die über die Benutzung eines Sieges ſo lange ſtritten, bis er nicht mehr vollkommen zu benutzen war. Marlboroughs Verdienſte erkannte das Parlament damit an, daß ihm der Pallaſt Blenheim geſchenkt wurde, der noch im Beſitze ſeiner Nachkommen iſt.

Hochverrath ſollte man insbeſondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge deſſen ein Bürger die ihm vom Staate zum Beſten deſſelben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimniſſe oder Güter) zur Zerſtörung oder Vernichtung deſſelben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieſes iſt der größte und wichtigſte Verrath im Staate, und ſetzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde ſich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher abſichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterſtützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterſcheiden. Oft jedoch treffen dieſe Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zuſammen, ſo daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engern Sinne verſteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die ſelbſtſtändige Exiſtenz und Verfaſſung deſſelben gerichtet iſt, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in ſeiner beſtehenden Form, aufzuheben ſtrebt. Immer aber ſetzt es einen Unterthanen voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet iſt. In dieſem Sinne gehört auch der Verſuch zur Revolution, d. i. der Verſuch einzelner Bürger, die geſetzliche Regierung oder Verfaſſung umzuändern oder umzuſtürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieſer aber unterſcheidet ſich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechen, nämlich von der gewaltſamen Widerſetzung gegen die Ausübung der Staatsgewalt ſchlechthin (Aufruhr u. ſ. w.), von dem Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen der Regierung (z. B. Polizeiverbrechen), ſo wie von dem Verbrechen gegen die Perſon des Regenten (im eigentlichen Sinne Majeſtätsverbrechen), welches letztere jedoch mit Hochverrath in ſo fern wieder zuſammenläuft, als die Regierung und Verfaſſung an die Perſon des Regenten geknüpft iſt. Dieſes Verbrechen wird übrigens im erſten und beſondern Sinne eben ſowol durch Mißbrauch und Ueberlieferung der dem Bürger verliehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staats (z. B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anſtalten) und alle andere thätige Unterſtützung des Feindes oder Unterhandlung mit demſelben, als auch durch Nichtgebrauch derſelben begangen, und nach Beſchaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängniſſe oder dem Tode beſtraft. T.

Hodiß (Albert Joſeph Graf von), ein durch ſeinen ſeltſamen, überall nach phantaſtiſchem Schimmer jagenden Kunſttrieb berühmter mähriſcher Gutsbeſitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannichfaltigen und ausgebreiteten Kenntniſſen durch frühen Unterricht ausgeſtattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantaſie von der Natur be-

gabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunſtwelt, von einer reizenden Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn machte. Nachher fand er auch als Kämmerer an dem Hofe Carls VI. mannichfaltige Nahrung für ſeine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch dieſe, welche den jungen, wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 J. ältern, aber geiſtreichen und auch in ſpätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, machte. Sie gab ihm 1734 ihre Hand und lebte mit ihm auf ſeinem Landgute Roßwalde, welches er zu einem zauberiſchen Sitze aller Luſt, und alles durch Kunſt, Phantaſie und geſelligen Umgang erdenklichen Vergnügens umzuſchaffen, den Plan gemacht hatte. Um dieſen Plan auszuführrn, ſuchte er mit dem größten Eifer die Kunſttalente ſeiner zahlreichen Leibeigenen zu entwickeln, ſo daß es keine Art von Künſtlern gab, die man nicht unter ſeiner Dienerſchaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit ſeinen Gebäuden und Verzierungen, ſeine Theater, Werke der bildenden Kunſt, welche er nach ſeinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maſchinerien, Feuerwerke, Waſſerkünſte, welche er zu ſeinen Feſten gebrauchte, waren größtentheils das Werk ſeiner Bedienten. Die geſchickteſten unter denſelben aber waren ſeine Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen, welche letztere er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu dieſen Hauptrollen nicht gebrauchen konnte, ja ſelbſt Kinder, Alte u. ſ. w., brauchte er wenigſtens als Statiſten und Figuranten, in vielen Verkleidungen und Geſtalten bei ſeinen originellen Feſten und Luſtbarkeiten. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügungen der Natur und bildenden Künſte. In der ſeltſamen Zuſammenſtellung derſelben jedoch, ſo wie in ſeinen, im verſchiedenſten Geſchmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Waſſerkünſte, ein großer Canal und viele Seen angebracht waren, äußerte ſich eine herrſchende Neiaung zum Ueberraſchenden und Seltſamen; ſelbſt auf Wirthſchaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfäſſer hatte ſich dieſer Hang zu idealiſiren erſtreckt. Ueberall glaubte man ſich von Decorationen umgeben. Kein Wunder, daß der durch dieſe phantaſtiſche Mannichfaltigkeit berühmte Landſitz mehrmals, und ſelbſt in einer gelehrten lateiniſchen Abhandlung des Dr. Tralles (Adumbratio amoenitatum Roswaldensium) beſchrieben worden iſt. Die feine, angenehme und höchſt mannichfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths wußte bis in das ſpätere Alter, ja ſelbſt auf dem Krankenbette, einen Zirkel ihn umgebender Menſchen durch leichte Laune und immer neue Erfindungen zu erheitern, und ſorgte durch Mahl, Geſang, Schauſpiel und Naturbeluſtigungen für das Vergnügen unzähliger Menſchen. Selbſt Friedrich der Einzige, welcher ſeine Unterhaltung liebte, beſuchte ſeinen Feenſitz, und ſeine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein anſehnliches Geſchenk, noch mehr aber durch eine poetiſche Epiſtel (7ter Theil der Oeuvres posthumes S. 27.) Indeſſen hatte dieſes Schauſpiel im Großen eine nachtheilige Wirkung auf ſein Vermögen hervorgebracht, und verurſachte ihm nach dem Tode ſeiner Gemalin Sorgen. Der König, davon unterrichtet, nahm ihn in Potsdam bei ſich auf. Schwer ward es ihm, ſich von ſeinem geliebten Roßwalde und ſeinen verlaſſenen Dienern zu trennen. 1778 ſtarb er in Potsdam. Roßwalde wurde durch ſeinen Tod dem ohnedies reichen Erzbisthum Olmütz vererbfällt, das es nicht wieder zu Lehn ertheilte. Friedrich

ehrte noch nach ſeinem Tode ſein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerſtraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hoditzſtraße nennen ließ.

Hof, Stadt und Sitz eines Landgerichts, im vormaligen Obermainkreiſe des Königreichs Baiern, an der Sadle, auf einer ſanften Anhöhe, in einer fruchtbaren Gegend, hat über 700 Häuſer, vier Kirchen, ein Gymnaſium mit einer Bibliothek, ein reiches Hoſpital, ein Waiſenhaus und 5600 Einwohner. Die Straßen ſind erleuchtet, breit und gepflaſtert, die meiſten Häuſer aber altmodiſch gebaut, doch ſind in neueren Zeiten mehrere große Häuſer erbaut, und die Vorſtädte durch geſchmackvolle Gärten verſchönert worden. Hof betreibt einen beträchtlichen Tranſitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachſen geht, Flor, Kattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welches theils in Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt wird. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmaſtung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. Die Baumwollenweberei iſt auch hier ſehr geſunken.

Hof nennt man einen leuchtenden Kreis, oft von Regenbogenfarben, der ſich, beſonders in nördlichen Gegenden, um Sonne und Mond bisweilen ſehen läßt. Man ſieht dieſe Lichtkreiſe größer oder kleiner, und ihr Durchmeſſer beträgt gewöhnlich von 44 bis 92°, iſt zuweilen aber auch bedeutend kleiner. Nicht ſelten ſind auch zwei Höfe, einer um den andern, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Auch kommen Fälle vor, wo ſich ein oder zwei dergleichen Kreiſe durchkreuzen, und an dieſen Stellen erſcheinen dann die ſogenannten Nebenſonnen. Doch können dieſe auch außerdem an einzelnen Stellen jenes Lichtkreiſes entſtehen: meiſtentheils haben ſie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich ſtehen ihrer zwei in entgegengeſetzten Richtungen. Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt von vielen großen Naturforſchern verſucht worden. Faſt alle gehen von dem Grundſatze aus, daß da, wenn Schnee und gefrorne Dünſte in der Luft ſind, die Höfe am häufigſten geſehen werden, aus der prismatiſchen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiskryſtalle, dies Phänomen zu erklären ſei. Einer der neueſten Phyſiker, Thomas Young, nimmt bei ſeiner Erklärung der concentriſchen Höfe beſonders darauf Rückſicht, daß die Luft voll Schneetheilchen iſt, die in allen möglichen Richtungen ſich befinden. Eine große Anzahl derſelben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber ſo, daß es ſich in ſeine ſieben Farben ſpaltet. Andere Schneetheilchen, die undurchſichtiger oder dichter auf einander gehäuft ſind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunſtkreiſes zurück, und es iſt ganz begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes iſt, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo ſich die Kreiſe kreuzen, entſteht natürlich durch Vermiſchung der Farben ein weißes Licht. Es iſt aber auch ohne dieſe Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunſtwolke ſo dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder auch Eis enthalten, daß ſich auf ihnen die Sonne wirklich abſpiegelt und daß dergeſtalt Nebenſonnen entſtehen. Was von der Brechung der Lichtſtrahlen durch Schnee- und Eistheilchen geſagt worden, gilt auch, obgleich in geringerem Grade, von bloßen wäſſerigen Dünſten, wie wir am Regenbogen ſehen. (Vgl. d. Art.)

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des

Landesherrn mit Einſchluß ſeiner Familie und ſeiner Beamten und Bedienten; oft auch verſteht man darunter den Landesherrn oder überhaupt einen großen Herrn ſelbſt, ſeine Familie und ſeine vornehmſten Beamten. — Hofamt beſonders das Amt des Kämmerers, Marſchalls, Truchſeſſen und Schenken, womit gewiſſe Perſonen von Fürſten, Stiftern u. ſ. w. beliehen werden. Sind dieſe Aemter erblich, ſo heißen ſie Erbhofämter (Erbämter). — Hofdame, eine adelige Dame, welche entweder zum Dienſt oder zur Geſellſchaft der Fürſtin beſtimmt iſt. — Hofgericht, ein hohes Landesgericht, deſſen Entſcheidung und Ausſprüche die Stände und andere befreite Perſonen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wol der Landesherr ſelbſt, jetzt aber ein Hofrichter den Vorſitz. Das kaiſerliche Hofgericht war das Gericht, welches ſich an dem jedesmaligen Hoflager des Kaiſers aufhielt, von ihm unmittelbar abhing, und in welchem in ältern Zeiten der Pfalzgraf den Vorſitz hatte. Aehnliche Gerichte legten ſpäterhin die Reichsſtände in ihren Ländern an. In manchen Landſchaften iſt das Hofgericht ſo viel als Landgericht, und die Beiſitzer deſſelben heißen Landräthe. In den ſchleſiſchen Hofgerichten hat der Hofrichter vier oder fünf Erbſchulzen oder Hofſchöppen zu Beiſitzern. In Leipzig iſt ein Oberhofgericht. — Hofgraf hieß im alten deutſchen Staatsrechte der Graf oder Richter im kaiſerlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Später waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range und zuletzt ſank ihre Würde zum leeren Titel herab. — Hofmarſchall, ſ. Marſchall.

Hofer (Andr.), Sandwirth im Paſſeyr, Oberanführer der Tyroler in ihrem Aufſtande 1809, im Kriege zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, wurde 1767 geboren in dem Wirthshauſe zu St. Leonard in Paſſeyr, am Sand genannt, weil es auf den Verwüſtungen des Waldſtroms erbaut iſt. Seine Geburt und ſein Gewerbe zogen ihn zum Handel mit Wein und mit Pferden, den er nach Italien trieb. Als 1796 der Krieg ſich den Landmarken Tyrols näherte, führte er eine Schützencompagnie ſeiner Heimath gegen die Franzoſen an den Gardſee. Als in den Jahren zwiſchen dem Lüneviller und Presburger Frieden in Tyrol die Landmiliz eingerichtet wurde, und der Erzherzog Johann ſowol zu dieſem Ende, als wegen der allgemeinen Befeſtigung, das ganze Land bereiſte, zeigte Hofer ganz beſondern Eifer für den vaterländiſchen Wehrſtand. Als 1805 in Folge des unglücklichen Ereigniſſes von Ulm, auch das ſiegreiche Heer des Erzherzogs Carl den Rückzug antrat, und der Erzherz. Johann Tyrol verlaſſen mußte, war Hofer mit unter den Abgeordneten, die den bittern Abſchied von dem geliebten Prinzen nahmen. Als 1808 durch die Ereigniſſe in Spanien der Bruch zwiſchen den Cabinetten von Wien und von St. Cloud unvermeidlich ſchien, erhob ſich in Tyrol gewaltige Bewegung. Zahlreiche geheime Boten gingen nach Wien, unter ihnen zuvörderſt der Sandwirth Andreas Hofer. Dem zum Befehlshaber des Heers von Innerösterreich, das nach Italien und Tyrol beſtimmt war, ernannten Erzherzog Johann trugen ſie des Felſenlandes Geſinnungen und Wünſche vor. Auf ſeinen Befehl entwarf der Freiherr von Hormayr den Plan zum Aufſtande, zur blitzesſchnellen Bemächtigung dieſer Schlüſſel Italiens und Deutſchlands, zur Vernichtung der dort aufgeſtellten Streitkräfte des Feindes. Es iſt weltkundig, mit welchem Geheimniß und Glück dieſer Plan ausgeführt, wie vom 11. bis zum 13. April 1809 faſt das ganze Land erobert, 8000 Mann der beſten Truppen von den Bauern gefangen, und dem Feinde die Verbindung zwiſchen Italien

und Deutſchland abgeſchnitten worden. Am 12. April zwang Hofer ein baierſches Bataillon in der Ebene von Sterzing die Waffen zu ſtrecken. Seine Leute gingen mit Heuwagen auf die baierſchen Kanonen, mit Heugabeln, Dreſchflegeln und Morgenſternen auf die Cavallerie los. Als das nördliche und mittlere Tyrol glorreich befreit war, zog Hofer mit Hormayr in das ſüdliche, wo bei Trient Baraguay d'Hilliers noch mit ſtarker Uebermacht ſtand, aber auch bald mit großem Verluſte vertrieben wurde. Inzwiſchen war das große Unglück bei Regensburg geſchehen, die Franzoſen bereits in Salzburg, und im raſchen Vorrücken gegen Wien, Tyrol von mehrern Seiten eingeſchloſſen. Die Baiern brachen in ſelbes ein, ſengten, brennten und mordeten. F. M. L. Chaſteler erlitt am Tage der Uebergabe Wiens, bei Wörgel, durch zehnfache feindliche Uebermacht, eine vollkommene Niederlage, zog nach der Centralſtellung des Brenners, und ſchlug ſich in der Folge durch, zur Vertheidigung Tyrols den General Buol mit einem kleinen Corps zurücklaſſend. Hofer hatte bereits anfangs Mai 1809, als General Ruska den in Tyrol ſehr beliebten Grafen Leiningen auf wenige Tage aus Tyrol vertrieb, mit ſeinem bewaffneten Volke zur Verjagung der Feinde weſentlich mitgewirkt. Jetzt erſchien er auf dem Brenner, und wurde bei aller Schwäche und Unentſchloſſenheit ſeines Charakters, bei aller Mittelmäßigkeit ſeiner Talente, dennoch der Mittelpunct und Abgott der Tyroler. Am 25. und 29. Mai 1809 geſchahen am Berg Iſel, im Angeſichte der Hauptſtadt Innsbruck zwei Treffen, welche die Baiern nöthigten, Tyrol wieder zu räumen. Anfangs Juni wurde Graf Leiningen in Trient von einer feindlichen Abtheilung belagert, aber in wenigen Tagen von den Truppen und von den bewaffneten Tyrolern unter Hofer wieder entſetzt. Im Augenblicke der Schlacht von Wagram war Hofer, auf Hormayrs Ruf, eben im Begriffe, ſich mit einer großen Menge Tyroler an die Truppen anzuſchließen, welche Klagenfurt wegnehmen, und dadurch die Befreiung Innerößterreichs vollenden, zugleich aber auch eine unmittelbare Verbindung zwiſchen den innern Hilfsquellen des Kaiſerſtaats und dem von allen Seiten eingeſchloſſenen, an Allem Mangel leidenden Tyrol eröffnen ſollte. Der Schlacht von Wagram (6. Juli) folgte am 11. und 12. das Treffen und der Waffenſtillſtand von Znaim, kraft deſſen Tyrol und Vorarlberg von den Oeſterreichern geräumt, und der Rache ihrer Feinde Preis gegeben wurden. Wie natürlich, entſtanden hierüber unter dem verlaſſenen Volke die wildeſten Bewegungen, die abenteuerlichſten Entwürfe. Einige Wüthende wollten den General Buol und Hormayr feſthalten, Kanonen und Kriegsvorräthe gewaltſam hinwegnehmen, was nicht freiwillig zu ihnen überträte, entwaffnen, die Kriegsgefangenen ermorden, damit die Oeſterreicher vom Feinde keinen Pardon mehr zu hoffen hätten und ſich als Verzweifelte wehren müßten. Dennoch wurde das größte Unheil noch verhütet, die Truppen zogen ruhig ab, wie der Waffenſtillſtand es gebot, und der tyroliſche Nationalcharakter zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in ſeinem ſchönſten Lichte. Hofer hatte zwiſchen Entſchlüſſen hin und her geſchwankt, endlich verbarg er ſich in eine Höhle des Paſſeyr Thals. Als aber die bereits ins Herz Tyrols von allen Seiten eingedrungenen Feinde vom 3. bis 9. Aug. 1809 durch das bewaffnete Volk, durch Speckbacher, durch den Capuciner Joachim, Haspinger und Peter Mayer, wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch Hofer wieder aus ſeiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberſter Anführer des für ſeinen alten Herrn und für ſein altes Recht muthig aufgeſtandenen Tyrols. Am 13 Aug. geſchah die Schlacht, wiederum am

Berg Iſel, im Angeſichte der Hauptſtadt Innsbruck, welche den franzöſiſchen Marſchall Herzog von Danzig zwang, die Flucht aus Tyrol zu nehmen. Hofer trat nun an die Spitze der Militär- und Civilverwaltung, und führte ſolche unter den ſonderbarſten Anomalien bis zum Frieden von Wien; wenige glänzende Waffenthaten, aber deſto mehr innere Zuckungen, in welchen ſich jedoch die Gediegenheit des Nationalcharakters und die Hoheit des ganzen Aufſtand s beſtändig bewährten. Am 14. Oct. wurde der Wiener Frieden geſchloſſen. Das Volk, allzu oft durch die widerſprechendſten Nachrichten getäuſcht, maß demſelben lange Zeit keinen Glauben bei. Mehrere feindliche Heerhaufen ſtanden ſchon von allen Seiten in den tyroliſchen Bergen. Das Volk war noch immer geſammelt unter den Waffen, zu verzweifeltem Widerſtande bereit. Hofer gab endlich (1ſten, 5ten und 8. Nov.) die Erklärung ſeiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem baierſchen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn von mehrern Seiten gerettet, aber er ſchien beſtimmt, das Ende ſeiner Wirkſamkeit nicht zu überleben, und die Sehnſucht nach der heimathlichen Erde erlaubte ihm nicht, mehrere ausführbare Vorſchläge der Flüchtung nach Oeſterreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er ſich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte in Paſſeyr verborgen, nachdem er unglücklicher Weiſe in der Hälfte Novembers, durch die Nachrichten einiger Wüthenden irre geführt, die Feindſeligkeiten wieder erneuert, und dadurch die Amneſtie verwirkt hatte. Lange Zeit waren die goldenen Worte und die Drohungen der franzöſiſchen Generale vergebens, in dieſen Bergen einen Verräther zu finden, welcher ſeinen Aufenthalt entdeckte. Endlich flüſterte der Prieſter Donay, ehehin Hofers Vertrauter, und von ihm mit der Erklärung ſeiner Unterwerfung an den Vicekönig nach Villach abgeordnet, zeither aber von ihm beleidigt, dem General Baraguay d'Hillier den Namen des Vertrauten zu, welcher Hofer Nachrichten und Speiſe für ſich und ſeine Familie in jene Schneewelt hinaufbringe. Baraguay ließ dieſen unter einem erdichteten Vorwande kommen und entlockte ihm ſein Geheimniß theils durch Verſprechungen, theils durch die Todesangſt. Er diente den ausgeſendeten Truppen als Wegweiſer. Sie fingen Hofer am 20. Jan. 1810. Er wurde nach Botzen, von dort nach Mantua geführt, und hier ein Kriegsgericht über dieſen von Franzoſen und Italienern ſo ſehr gefürchteten Mann niedergeſetzt, den die Letztern von ſeinem ſchönen langen ſchwarzen Barte: Il Barboue, die Erſtern; le général Sansvird nannten. Im Kriegsrathe waren die Stimmen getheilt, es gab kein Reſultat, aber der Telegraph aus Mailand ſprach den Tod binnen 24 Stunden aus, damit Oeſterreichs Verwendung gewiß zu ſpät kommen müſſe; denn es war eben der Zeitpunct der Vermählung Buonapartes mit Louiſe von Oeſterreich. Am 20. Febr. 1810 wurde Hofer unter dem allgemeinen Wehklagen ſeiner zu Mantua mitgefangenen Landsleute erſchoſſen. Er ging dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen. Seinen Landsleuten iſt das Andenken ſeiner hohen Begeiſterung fürs Vaterland und für Oeſterreich, ſeiner Milde und frommen Treue, endlich ſeines Opfertodes heilig, und ewig wird dieſer Landmann und ſeine Hütte das Sympol der unerſchütterlichen Anhänglichkeit der Tyroler an Oeſterreich, und ihrer kühnen Wagniſſe für dieſes uralte, unausſprechlich theure Band. Die Familie Hofers ward für den Verluſt ihres Vermögens im J. 1819 vom Kaiſer entſchädigt, auch ward des bereits 1809 geadelten Andreas Hofers Adelsdiplom den 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. Die 1817 bei dem Verleger dieſes Lexicons erſchienene: Geſchichte

Andr. Hofers ꝛc. gibt ausführliche Nachricht über ihn und ſeine Schickſale. Bmr.

Hoffmann (Friedrich), dieſer berühmte Arzt wurde 1660 zu Halle in Sachſen geboren. Sein Vater war Leibarzt des Adminiſtrators von Magdeburg, den er ſchon 1675 mit ſeiner Mutter verlor. 1678 ging er nach Jena, um die Medicin zu ſtudiren, und von da nach Erfurt. Nach Vollendung ſeiner Studien beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: de cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geſchickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Univerſität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürſt Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Univerſität Halle gründete, wurde er zum erſten Profeſſor daſelbſt ernannt, und entwarf dort die Statuten der mediciniſchen Facultät. Sein Ruf verbreitete ſich bald in und außer Deutſchland, und mehrere Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er machte oft Reiſen an die vorzüglichſten Höfe und ward mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben ſtarb er 1742 in Halle. Hoffmanns Charakter war ſanft und beſcheiden; ſein Streit mit Stahl, ſonſt ſein Freund, dann ſein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Grenze des Anſtandes. In ſeiner Wiſſenſchaft vertheidigte er mit tiefer Ueberzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einſichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein Freund einfacher oder ſogenannter Hausmittel und pflegte zu ſagen: wenn man geſund bleiben wolle, müſſe man Medicin und Aerzte meiden. Ihm verdanken wir auch die ſogenannten Hoffmanniſchen Tropfen, eines der vorzüglichſten beſänftigenden Mittel. Sein wichtigſtes Werk iſt die Medicina rationalis systematica. Halle 1730. 9 Bde.

Hoffmann (Chriſtoph Ludw.), Geheimerath und Director des Medicinalcollegiums, Leibarzt des Churfürſten von Mainz, geb. 1721 zu Rheda in Weſtphalen, geſt. 1807 zu Eltwiel am Rhein, machte ſich durch ein eignes Syſtem der Medicin bekannt, welches von den bis dahin beinahe allgemein angenommenen Syſtemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er ſuchte (1770) durch Vereinigung der Humoral- und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen und nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der feſten Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Gundlagen ſeines Syſtems an. Die Grade der erregten Reizung ſetzte er auf zehn feſt. Die thieriſchen Säfte ſind nach ihm zwei Hauptverderbniſſen unterworfen: der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigſten Statt, und verurſacht die meiſten krankhaften Reizungen, z. B. alle anſteckende Fiebermaterien, alle thieriſche Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und ſelbſt Entzündungen hervorbringen, die Krankheitsſtoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Scorbut, in den Gelenken beim Podagra u. ſ. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Abſonderungen und Ausleerungen durch Ausdünſtung u. ſ. w., beſonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichſten Reinigungswerkzeuge für das Blut von den ſauern und faulen Stoffen deſſelben ſind. Von der Zurückhaltung dieſer verdorbenen Stoffe im Blut entſtehen viele Krankheiten. Die Blatternkrankheit hat nach ſeiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüſen in der Haut; dieſe ſondern eine gewiſſe Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Uebergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüſen, und dadurch alle Erſcheinungen der Blatterkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachſen dieſer Blatterdrüſen geht alsdann die Fähigkeit, ferner

die Feuchtigkeit abzuſondern und eine Blatterkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hoffmann (Ernſt Theodor Amadeus oder eigentlich E. T. Wilhelm), einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller im Felde des Romans und der Erzählung, iſt 1778 zu Königsberg in Oſtpreußen geboren, ſtudirte auf der dortigen Univerſität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Aſſeſſor bei der Regierung in Poſen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau. Der Einmarſch der Franzoſen 1806 endigte hier ſeine Laufbahn. Ohne Ausſichten im Vaterlande und ohne Vermögen, nahm er ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe in Anſpruch, um, was er früher aus Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbszweig zu nützen. Er folgte im Herbſt 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg, als Muſikdirector auf dem dort neu errichteten Theater, das aber bald wieder geſchloſſen ward. Er ertheilte jetzt Muſikunterricht und arbeitete für die Leipziger muſikaliſche Zeitung. 1812 bekam er einen Ruf als Muſikdirector bei der Joſeph Secondaſchen Geſellſchaft, traf zu dem Ende Oſtern 1813 in Dresden ein, und blieb in dieſer durch die Kriegsereigniſſe in Sachſen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in ſeinem Vaterlande in die alten Dienſtverhältniſſe zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin wieder angeſtellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Muſik gehabt, und dem Studium dieſer Kunſt ſeine Nebenſtunden gewidmet. In Poſen brachte er das Götheſche Singſpiel: Scherz, Liſt, und Rache aufs Theater; in Warſchau: die luſtigen Muſikanten, von Clemens Brentano u. ſ. w. Anlaß zur Schriftſtellerei gab ihm zunächſt die Verbindung mit Rochlitz, als Herausgeber der muſikaliſchen Zeitung. Die Aufforderung, die dort zerſtreut erſchienenen Aufſätze zu ſammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantaſieſtücke in Callots Manier (4 Bde. Neu aufgelegt in 2 Bdn. 1819.). Unter den ſpätern Werken ſind beſonders zu bemerken: die Elixire des Teufels, 1816, vielleicht das Beſte unter den größern Arbeiten des Dichters; dieſem folgten 1817 die Nachtſtücke in zwei Theilen, im Ganzen von untergeordnetem Werth, gegen welche die Serapionsbrüder (23 Erzählungen in 4 Bänden) erfreulich hervortreten. Klein Zaches, genannt Zinnober; die Prinzeſſin Brambilla, ein Capriccio nach Jacob Callot; Meiſter Floh, ein Mährchen in ſieben Abenteuern zweier Freunde; die Lebensanſichten des Kater Murr, nebſt fragmentariſcher Biographie des Capellmeiſters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern (1820 und 1821); die Doppeltgänger, eine verunglückte Erzählung im zweiten Bande der von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen Feierſtunden, ſchließen den Kreis ſeiner Schriften. Außer dieſen ſind noch „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß,“ einem intereſſanten Werke (Berl. bei Ferd. Dümmler, 1823, 2 Thle.) in einer Beilage mitgetheilt zwei Erzählungen: des Vetters Eckfenſter und die Geneſung. Meiſter Wacht, ein Charaktergemälde des Lebens, welches der Dichter in Bamberg führte, iſt in einer Sammlung von Erzählungen und Mährchen von Steffens, v. der Hagen u. Hoffmann erſchienen. Ueber der Novelle: der Feind, ſtarb der Verfaſſer, noch kurz vor den letzten Augenblicken dictirend; ſie bezeichnet in ihrer fragmentariſchen Geſtalt treffend die Unvollendung ſeiner ganzen dichteriſchen Wirkſamkeit. Dieſe vier zuletzt genannten Producte erhalten dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß Hoffmann dieſelben unter Schmerzen des nahen Todes geſchrieben hat. Des Vetters Eckfenſter iſt eine Schilderung des Berliner Marktgewühls nach dem Leben,

aber ohne poetiſche Verbindung. Höher ſteht: die Geneſung, welche außer dem Reize einer gelungenen Darſtellung manchen feinen, rührenden Wink über die Seelenſtimmung des Kranken mittheilt, die uns in dem Maße um ſo mehr anzieht, als er ſie ſichtbar mit männlicher Faſſung zu verläugnen ſtrebt. Das bereits oben erwähnte biographiſche Werk gibt in angenehmer, reichhaltiger Kürze die erwünſchten nähern Aufſchlüſſe über Hoffmanns Laufbahn nach ihren verſchiedenen Seiten, bis zu ſeinem höchſt merkwürdigen Tode. Hat er nicht immer gelebt, wie er ſollte, hingeriſſen, verzehrt von mehr als einer Flamme, ſo iſt er dafür geſtorben wie ein Mann in der vollſten Bedeutung, und ſeine letzten Augenblicke zeigen faſt mehr als alle ſeine Werke zuſammengenommen, den unverwüſtlichen Kern ſeiner reichen und tiefen Natur. Schwerlich läßt ſich der ſtoiſche Uebermuth weiter treiben als bis zu der Frage, die er ſchon todtkrank an ſeinen Freund Hitzig richtete: „Riechen Sie nicht noch den Bratengeruch?“ Man hatte nämlich vier Wochen vor ſeinem Ende den Verſuch gemacht, durch Brennen mit glühendem Eiſen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken, denn das fürchterliche Uebel, welches ihn allmälig aufrieb, war die Rückenmarksdarre. Mit demſelben heroiſchen Geiſte gab er die Erklärung: „er wolle es ſich ſchon gern gefallen laſſen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe — wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten.“ So trug und erhob ihn jetzt dieſelbe Freiheit des Geiſtes, die er früher in der Steigerung des Genuſſes mannichfaltig geſucht und gefunden hatte. Es gibt in dem Leben kräftiger Naturen einen Punct, in dem Stoicismus und Epikuräismus auf eine außerordentliche Weiſe zuſammentreffen. Von dieſer Seite erinnert Hoffmanns Beiſpiel an manchen berühmten Namen der alten und neuern Zeit. Seine Orgien ſind bekannt genug, doch hat er ſie nicht gefeiert ohne die Gegenwart jenes Dionyſos, dem die Griechen als dem Gotte ſeliger Geiſtestrunkenheit Tempel weihten. Daraus allein läßt ſich erklären, wie er den Pflichten ſeines richterlichen Amts ſtreng nachkommen konnte, und dabei dennoch im Stande war, das ungebundenſte Leben in der freieſten Metamorphoſe des Abends, nicht ſelten auch durch die Nacht bis zum Morgen hinzujagen. Ein ſtarker Charakter ſubordinirt ſich leichter als ein ſchwacher in allen den Fällen, wo die vorübergehende Subordination unmittelbar auf irgend eine Art zum Vollgenuß der Freiheit führt. Mit dieſer un- und außerordentlichen Lebensweiſe ſteht das Urtheil über den Werth des Dichters im innigſten Zuſammenhange. Auch in ſeinen Werken herrſcht der Ungeſtüm des Lyriſchen vor; das erhellt beſonders aus ſeinem erſten Product, den Phantaſieſtücken, die er ſelbſt als Fulgurationen des Enthuſiasmus bezeichnet hat. Auch ſpäter trachtet er überall mehr darnach, ſich als die Welt außer ihm darzuſtellen; ſein liebſtes Dichten iſt Selbſtgenuß, Schwelgerei des geiſtigen Egoismus. Die Liebe zur Duplicität der poetiſchen Geſtalten iſt ein geheimer, unwiderſtehlicher Ausfluß dieſer ſich unaufhörlich durchwühlenden und reproducirenden Selbſtbefruchtung. Daher bringt er äußerſt ſelten zur reinen Objectivität durch, daher mangelt ſeinen Gebilden faſt überall ein beſtimmter Grund, eine feſte Umgränzung, ein hiſtoriſches, überhaupt ein gehaltenes Colorit. Das Wunderbarſte und das Alltäglichſte ſteht nicht ſelten unverbunden, unvermittelt, ſchroff und widerlich einander gegenüber. Klein Zaches iſt ein Beiſpiel für viele. Die Kunſt des vollendeten Dichters zeigt ſich aber gerade darin, das Wunderbare unvermerkt ſo nahe an das Natürliche hinzuführen, daß zuletzt eins das andere unterſtützt und mit unvertilg-

barem Zauber umfließt, wie Göthe nirgends ſchöner und größer als in ſeinem Wilhelm Meiſter und jetzt neuerlich wieder mit eigenthümlicher Freiheit in den Wanderjahren gezeigt hat. Zu dem lyriſchen Element geſellt ſich häufig bei Hoffmann die Kälte der Reflexion, zum großen Nachtheil einer ungetrübten Darſtellung. Es iſt kein Widerſpruch in dieſen auf den erſten Blick ſcheinbar entgegengeſetzten Dingen; denn die Reflexion, wie ſie beſonders in unſerer heutigen Bildung herrſcht, läuft zuletzt mehr oder weniger auf Selbſtbeſpiegelung hinaus und grenzt mithin nahe an jene Lyrik, die der unerſättlichen Perſönlichkeit fortwährend Feſte gibt und Feuerwerke abbrennt. In einem gewiſſen Sinne läßt ſich daher von Hoffmann ſagen, daß er häufig ſelbſt durch ſein Feuer erkältet. Zuweilen hat ihn die Uebermacht der Reflexion vermocht, einen und den andern allgemeinen Gedanken poetiſch zu verkörpern. Seine Freunde und unmäßigen Bewunderer haben dieſe Verfahrungsweiſe oft auch da ſehen wollen, wo er ſicherlich nicht daran gedacht hat; ſie ſind mit Allegorien bei der Hand, wo es ihm höchſtens um eine Arabeske zu thun war. Im Allgemeinen fehlt dem Dichter für dieſes Präcipitiren des Geiſtigen die ſichere, durchgängige Haltung, wie denn das ſchon ein Fehler iſt, wenn der Entſchluß zu einer ſolchen poetiſchen Transſubſtantion viel zu nackt aus dem Werke hervorſchaut. Auch das Abſichtlichſte muß bei einem Unternehmen der Art wie eine reine Eingebung heraustreten, ſo daß man kaum weiß, ob der Dichter es gewollt hat oder nicht. Die tiefſte und intereſſanteſte Eigenthümlichkeit, die Hoffmann für immer einen ehrenvollen Platz in den Reihen geiſtreicher Schriftſteller ſichert, liegt in der Art und Weiſe, wie er das Phantaſtiſche entwickelt und dargeſtellt hat. Es iſt bekanntlich Sitte, ihn unter die Romantiker zu zählen, wohin er auch gehören mag, ſo lange die Verworrenheit dieſer Benennung fortdauert. Der Strenge nach läßt er ſich durchaus nicht in das hergebrachte äſthetiſche Pfahlwerk einordnen und einengen, und dieſe Unmöglichkeit iſt der beſte Bürge für ſeinen Werth als Dichter. Eine hohe Originalität ſoll ihm übrigens damit nicht eingeräumt werden, denn er hat ſich nie von fremden Einflüſſen losmachen können, namentlich iſt er Jean Paul oft mehr nachgegangen, als einem ſelbſtſtändigen Geiſte ziemt. Dabei käuet er oft bis zum Unangenehmen, Zurückſtoßendem das moderne Unweſen wieder, ſeine Proteſtation gegen die proſaiſche Wirklichkeit verſinkt mitunter in dieſe ſelbſt zurück, beſonders weht die falſche norddeutſche Bildung aus vielen Declamationen ſehr unerquicklich entgegen. Und doch müßten wir ihm eine echte dichteriſche Eigenthümlichkeit zugeſtehen? Allerdings, ſobald wir ihn aus dem rechten Geſichtspuncte betrachten. Er wurzelt nämlich mit entſchiedener, überwiegender Kraft in jener geheimnißvollen Gegend, wo das dunkle Princip, wie eine wilde Jagd, ſtatt ausgeführter Bilder bunte Caricaturen auf und nieder treibt, die gleich grinſenden Todtenköpfen über ſich und uns zu lachen ſcheinen und jenen furchtbaren Contraſt zwiſchen Scherz und Ernſt hervorrufen, bei dem wir nicht wiſſen, ob unſer Herz oder die Welt geborſten iſt. So erblickte Hoffmann ſelbſt den Tag nur durch die Nacht oder doch durch die Dämmerung, und dieſes geſpenſtiſche Weſen erfüllte ihn mit jenem wollüſtigen Grauſen, das wir uns einigermaßen vorſtellen können, wenn wir uns an die Freude erinnern, mit welcher wir als Kinder ſchauerlichen Mährchen horchten und in der Einſamkeit mit banger Luſt den Eindruck derſelben erneuerten. Die oft ſo ungehörige, unerträgliche Einmiſchung der wunderlichſten Spuckgeſtalten gehörte zu der unabänderlichen Denk- und Empfindungsweiſe des Dichters; die Liebe zu dieſem Ueberreiz war ſeine eigentliche poetiſche

Natur, mochte ihn auch nebenbei zugleich die Eitelkeit darauf hinſpornen, als auf etwas Ungemeines, Außerordentliches. Der Wein diente ihm dabei als eine bequeme Leiter, in das Wunderland hinüberzuſchauen und zuletzt hinüberzuſpringen. Sein Leben dürfte daher im Grunde wol poetiſcher geweſen ſein, als ſeine Werke uns vorkommen. Daraus erklärt ſich auch, warum das Sentimentale nie ſo rein und ſtark wie bei Jean Paul vordringt. In einigen Darſtellungen hat er dieſe vorherrſchende Eigenthümlichkeit ſeines Weſens glücklich verläugnet und dieſe gehören deshalb zu dem Beſten, was wir von ihm beſitzen. Künſtliche, oder gar ſyſtematiſche Eintheilungen ſeiner ſogenannten Romantik ſcheinen völlig unſtatthaft. Die Sprache handhabte er mit Ueberlegenheit, wenn auch nicht ohne Manier, beſonders ſieht man den Ausdrücken des Enthuſiasmus Zwang und zuweilen auch Dürftigkeit an. Im 19. Bande des Hermes befindet ſich ein wohlgeſchriebener geiſtreicher Aufſatz über Hoffmanns Schriften. Weniger bedeutet, was Wilibald Alexis über ihn als Dichter geſagt hat in dem Buche: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.

Hofmannswaldau (Chriſtian Hofmann von), geb. 1618 zu Breslau, wo ſein Vater kaiſerl. Kammerrath war, geſt. daſelbſt 1679 als Präſident des Rathscollegiums und kaiſerl. Rath. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt ſchon zeichnete er ſich durch ſeine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnaſium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poeſie. Er ſtudirte zu Leyden, reiſte nachher mit dem Fürſten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in ſeine Vaterſtadt zurück, und erhielt hier ſogleich, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poeſie, und es gelang ihm, ſich dadurch, freilich auf Koſten des guten Geſchmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenſtein vertauſchten die Einfachheit und die reine Nüchternheit der ſchleſiſchen Schule gegen die Marinoſche Ziererei und eine falſche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombaſt ausartete. Daß ſie dem guten Geſchmack ſchadeten, iſt gewiß, doch bereicherten ſie unſere bildſame Sprache.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis an das 18. Jahrh. herab hatte man an geiſtlichen und weltlichen Höfen für die Luſtigmacher ein ordentliches Amt, und dieſe hießen dann Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn ſie als Luſtigmacher wirkliche Beſtallung hatten, denn manche Luſtigmacher bekleideten Hof- oder Kriegsſtellen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen ſie auch unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden auch luſtige Räthe, kurzweilige Räthe, Tiſchräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu ordnen. Sie entſprangen aus dem Hange zu Erheiterungen nach anſtrengenden Geſchäften. „Einige", ſagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterſchied unter den Perſonen und Zeiten machten, ſich der gröbſten Poſſen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, ſo wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrängt. Andere im Gegentheil waren witzige, ſinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, ſchlaue Hofleute von der feinſten Art. Sie nähern ſich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, ſie befleißigen ſich der Höflichkeit und des Wohlſtandes in allen Sachen, ſind voll luſtiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Geſpräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang iſt ſo annehmlich, daß man ſie muß lieb ha-

ben. Andere waren blos Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die ſich verſpotten ließen, blos um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürſten haben auch an einfältigen, blödſinnigen, melancholiſchen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und ſie als Hofnarren gebraucht. Ja, die häßlichen Zwerge, rhachitiſche Ungeheuer, krumm und ſchief gewachſene Menſchen ſind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich waren pedantiſche Gelehrte der rechte Wetzſtein des Witzes der Hofleute. Flögel hat in einer eignen Geſchichte der Hofnarren (Liegnitz 1770) die vorzüglichſten derſelben bei den verſchiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweiſen um ſo lieber auf dieſes anziehende Werk, da wir uns auf das Einzelne hier nicht einlaſſen können. Ehedem zeichneten dieſe beſtallten Narren ſich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beſchorne Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Kagel, Kagel vom lateiniſchen Cuculus), eine ſonſt beiden Geſchlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Geſtalt, und bisweilen einem türkiſchen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel den Narren vielleicht nicht genug charakteriſirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute ſolche trugen, ſo fügte man 3. Eſelsohren hinzu, welche ſeit dem 15. Jahrh. ein Prädicat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch ſchon im 15. Jahrh. der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächſt, und erſt braune, dann ſchwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenſcepter. Nachher machte man ſie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß ſie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen laſſen, entweder damit zu necken, oder ſich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer dem ſchlichten Narrenkolben hatte man aber auch ſehr zierliche und künſtlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befeſtigt war. 6. Auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, ſo wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz geweſen waren. Etwa gegen die Hälfte des 15. Jahrh. wurden ſie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche ſie theils am Ende der Eſelsohren, theils auf der Kappe, wo ſonſt der Hahnenkamm war theils am Gürtel, theils ſtatt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, den Ellbogen, den Schuhſpitzen u. ſ. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, die Schellen wären alſo gleichſam eine Warnungsglocke, den Narren nicht zu beleidigen. D. Lamprechter, Rath Carl V., pflegte zu ſagen: „Ein jeder Fürſt muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.“ Vielleicht konnte man ſagen, an den Narren erkenne man den Herrn; geiſtreiche Fürſten liebten auch geiſtreiche Narren. Peter der Große hatte eine ſehr große Anzahl Hofnarren, die in gewiſſe Claſſen eingetheilt waren. In der einen Claſſe waren die, denen von Natur Verſtand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern ſolche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Dieſe waren eben ſo zur Strafe Narren, als die dritte Claſſe, die aus ſolchen beſtand, welche, um einer Strafe zu entgehen, ſich närriſch geſtellt hatten; und eine vierte, in welche blos ſolche kamen, die in fremde Länder geſchickt worden waren, und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, früher der Wylhof genannt, ein Landgut von mäßigem Umfange, wenig über 200 Morgen enthaltend, iſt durch agronomiſche Verſuche, mehrere bedeutende Anlagen, und vorzüglich durch ein großes Erziehungsinſtitut in den letzten Jahrzehenden berühmt geworden. Es liegt zwiſchen den Dörfern Seedorf und Buchſen, und wird auf der ſüdlichen Seite nur durch einen Wald, über deſſen Gipfel man fernher die Spitzen der Blümlisalp und anderer Schneeberge des Oberlandes hervorragen ſieht, von den Hochufern der Aar und den ſchönen Umgebungen der Stadt Bern getrennt. Die Gegend an ſich, worin es einen ſanft aufſteigenden Hügel einnimmt, gehört nicht zu den angenehmeren der Schweiz, und hat wegen des ſcharfen Nordoſtes, dem ſie gänzlich offen iſt, ſo daß auf der Höhe kein Nußbaum gedeiht, ein unmildes, wenn gleich geſundes Clima. Was Cultur vermag, davon liefert es einen deutlichen Beweis, denn ſchwerlich möchte jemand, der in früheren Zeiten dort geweſen, es in ſeinem jetzigen Zuſtande wieder erkennen. Noch vor 22 Jahren lag es einſam da, nur durch ein hübſches Wohnhaus mit Garten und kleiner engliſcher Baumpartie geziert. Nahe dabei ſah man noch eine Gärtnerwohnung und zwei eigentliche Wirthſchaftsgebäude. Ein Strich in der benachbarten Holzung ließ ſich beinahe als den ergiebigſten Theil des Beſitzthums betrachten, denn die Felder waren in üblem Zuſtande, das Ackerland voller Steine, Unkraut und Quellen, die Wieſen ſumpfig und das Vieh an Zahl und Art gering. Ganz anders iſt was der Reiſende jetzt dort vorfindet und als Reſultat von der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiſte des jetzigen Beſitzers (ſ. Fellenberg in d. n. Folge d. W.) annehmen muß. Mit dem Boden und ſeinen Bewohnern iſt eine große Veränderung vorgegangen; die alten Gebäude des Gärtners und der Wirthſchaft ſind beträchtlich erhöht und erweitert, und größere und kleinere Bauwerke, ja eins einem Pallaſte vergleichbar, neu errichtet. Weit über 200 Menſchen, ſowol Knechte, Mägde und Handwerker, als Gelehrte, Kunſtverſtändige und Erzieher, arme Kinder, die ihr Brot auf den Feldern verdienen, und beglücktere Söhne reicher Aeltern, alle ſpeiſen an Fellenbergs verſchiedenen Tiſchen. Es iſt eine Welt im Kleinen, worin beſonders eine eigenthümliche Verbindung zwiſchen Landbau und Erziehung ſich kund gibt. Hat man dies im Allgemeinen bald wahrgenommen und vorläufige Blicke auf das Areal, in die Stallungen, in die Werkſtätten oder auf die Spiele und Wohnungen der Jugend gethan, ſo fühlt man ſich veranlaßt, das Einzelne näher zu betrachten. Thun wir das Gleiche. Zunächſt in Betreff der Agrikultur iſt zu bemerken, daß dort von Brache und Trieſch keine Rede mehr ſei. Die Felder Hofwyls, obſchon in Hinſicht des Bodens keineswegs gut ausgeſtattet, werden alljährlich bebaut und genießen keine andre Erholung, als durch Abwechſelung der Pflanzen, die ſie hervorbringen müſſen. Mancherlei Verſuche haben zu der Einſicht geführt, daß 4 Jahre nach einander gewechſelt werden muß, welche Weiſe Herr v. F. für die dem größten Theile des Schweizerbodens angemeſſenſte hält und nachzuahmen anräth. Folgende Ordnung hatte günſtigen Erfolg: im erſten Jahre Kartoffeln, im zweiten Gerſte und Hafer mit Klee, im dritten blieb der Klee ſtehen, und im vierten ward in den umgebrochenen Klee Wintergetraide geſäet. Der vierte Theil des Ackerlandes wird zum Kartoffelbau verwandt, der beſonders nebſt andern Wurzelgewächſen eine reichliche Viehfütterung möglich macht. Der Dünger wird freilich nicht geſchont, damit die Erde von Jahr zu Jahr an treibendem Stoff gewinne und der Ertrag ſich erhöhe. Den Austrag der Cerealien gibt H. v. F. bereits aufs 18fache

an. Dazu kommt aber, daß man durch Anwendung der Säemaſchine die Hälfte der Ausſaat erſpart. Ferner werden die Felder rein vom Unkraut gehalten, wozu eins der neu eingeführten Inſtrumente, der Extirpator, gute Dienſte leiſtet, und überdies Hände angewandt werden, die ſonſt nicht jedem Landwirthe zu Gebote ſtehen, nämlich die der Armenknaben, wovon wir nachher berichten wollen. Wie von Unkraut, ſo hat man die Felder von Steinen geſäubert, die ſowol oben abgeleſen, als ausgepflügt, und zu Bauten und Wegbeſſerung benutzt ſind. Eben ſo wenig ſind Hungerquellen und übernaſſe Plätze in den Aeckern anzutreffen. Man hat ſie zu zwingen und ihren Waſſervorrath noch obenein trefflich zu nutzen gewußt. Tief unterm Boden wurden Stollen oder Abzugskanäle gezogen, worin ſich die Feuchtigkeit ſammelte und zu trocknen, am Abhang liegenden Wieſen rinnen mußte, um an deren oberem Rande in einem kleinen Graben hinzulaufen und durch zeitiges Stauen gehemmt, ſich in der ganzen Wieſenbreite gleichmäßig über das Gras zu ergießen. Gereinigt alſo, ſtark im Gehalte verbeſſert und ſtets lockerer gemacht, ſieht man nun große Fluren mit dem herrlichſten Getraide prangen, das im Ebenmaße in dicht neben einander von der Maſchine gezogenen Reihen, nirgend zu dick und zu licht, hoch aufſchießt, durch keine unnütze Pflanzen gehindert und verdumpft. Von den gewöhnlichen rothen und blauen Kornblumen iſt in Hofwyl nichts zu ſehen. Schreiber dieſes erinnert ſich dabei, wie H. v. Fellenbergs liebenswürdige Frau einmal darüber ſcherzte und jene Zeit zurückwünſchte, wo zwiſchen den nützlichen Aehren auch die anmuthige Cyane zu ſehen und zu pflücken geweſen. Daß ehemals die Wieſen verſumpft waren, möchte ebenfalls kaum glaublich ſcheinen, da in einer ſich weit dehnenden Niederung der herrlichſte Wieſenteppich jetzt daliegt, der ſich nur denken läßt. Die Entſumpfung iſt nicht ohne viel Mühe bewerkſtelligt. Zuerſt ſuchte man durch hinlänglich tiefe Canäle dem Waſſer Abfluß zu verſchaffen, und als dies wegen zu niedriger Fläche nicht hinreichte, faßte Fellenberg den Entſchluß, den ganzen weiten Wieſenplatz zu erhöhen. Die Felder der nahen Höhe, deren Boden an ſich der Beſſerung ſehr bedürftig, alſo ohne ſonderlichen Nachtheil abzuſtechen war, mußten ein ungeheures Quantum Erde an die Tiefe abgeben. Zur Erſparung von Ochſen und Pferden ward die Arbeit im Winter vorgenommen. Zwei Schlitten verband man durch ein langes Seil, das oben am Hügelrande um eine Rolle lief. Wechſelnd mußten nun die Schlitten die Erde hinunterfördern, indem der vollgeladene durch ſein gewichtvolles Abfahren ſtets den leeren wieder auf die Höhe brachte. Unten war man ſpäter geſchäftig, die Erdhaufen über die Wieſe zu verbreiten. Als aber ſich ferner noch zu tiefe Stellen fanden, ſtach man an den ſteilen Ufern eines raſch fließenden Baches ſo viel Erde ab, als zu ihrer völligen Erhöhung nöthig war, und ließ ſie durch das Waſſer ihnen zuführen (ſiehe Naſſauer landw. Blätter v. W. Albrecht, 1819, Nr. 44). Was ſonſt über die Bewäſſerung der Wieſen durch umhergezogene Gräben und Quereinſchnitte, welche das Waſſer in kleineren Maſſen überall hinleiten, zu ſagen wäre, iſt gewiß bekannt, da man in vielen Gegenden Deutſchlands auf gleiche Weiſe verfährt. Statt deſſen bemerken wir, daß die verbeſſerten Wieſen und Felder einen zahlreichern Viehſtand verlangten, und Fellenberg im Stande war, 40 der herrlichſten Kühe und Munnis (Bullen) von den Alpen kommen und in ſeinen rein und trocken gehaltenen Ställen reichlich mit Klee und Wurzelgewächſen nähren zu laſſen. Anfangs, bevor der Ertrag der Aecker ſtieg, mußte freilich

noch Futter zugekauft werden, worüber die benachbarten Bauern ihre Köpfe ſchüttelten, ſo wie ſich überhaupt die Meinung verbreitete, man verſtehe in Hofwyl wol zu beſſern, allein mit zu großem Koſtenaufwande. Später hat ſich gezeigt, daß nicht übel gerechnet war. Fellenberg wenigſtens behauptet, daß der reine Ertrag ſeiner Landwirthſchaft ſeit Ankauf des Gutes ſich vervierfacht, der rohe aber verſechsfacht habe. Unſtreitig wird man dabei auch die andern Anſtalten berückſichtigen müſſen, deren zahlreiches Perſonal eine bedeutende Conſumtion von Vieh und Vegetabilien veranlaßt, wodurch der Gutsherr im Stande iſt, die ſelbſt gewonnenen Producte ſeinen eignen Anſtalten ſtets um das Maximum des Werthes zu verkaufen. Wir laſſen dies dahin geſtellt ſein, um den Leſer aus den Viehſtällen zu dem kleinen Magazine von Ackergeräthen zu führen, woraus die auf dem Gute ſelbſt abgenutzten ergänzt, die meiſten Exemplare aber auf geſchehene Beſtellungen gegen billige Preiſe verſandt werden. Außer der genannten Säemaſchine und dem Ausreißer trifft man daſelbſt noch eine zuſammengeſetzte Hacke, welche beim Lockermachen und Häufeln in den Kartoffelfeldern ſich erprobt hat. Fellenberg ſpricht davon, ins künftige noch einen tauglichern Pflug und Hände erſparende Maſchinen zum Dreſchen einzuführen. Einſtweilen ſind jene drei allein im Gange. Er läßt ſie von eigends auf ſeinem Hofe wohnenden Wagnern und Schmieden verfertigen, denen der Mechaniker zur Seite ſteht, welcher die Hauptarbeiten dirigirt, und auf Vervollkommnung derſelben ſinnen muß. Fellenberg ſelbſt iſt kein mechaniſches Genie. Als er früher Willens war, nach engliſchen Zeichnungen und Modellen arbeiten zu laſſen, nahm er einen Mann in Dienſt, der, wie es heißt, aus dem Canton Baſel gebürtig, ſonſt ungebildet und bäueriſch, aber ein erfinderiſcher Kopf war. Dieſer brachte die Säemaſchine zu Stande, die bald viel Aufſehen erregte. Wo er ſich jetzt aufhalten mag, iſt ungewiß; vielleicht weiß er von dem kleinen Antheile nichts, welchen ſein Werk an dem anderweitigen Ruhme Hofwyls hat. Sein Nachfolger in dem Geſchäfte verſtand übrigens das Erfundene zu verbeſſern und zu verſchönern. Außer den genannten Handwerkern ſind noch andere in Fellenbergs Dienſte und auf ſeine Rechnung bethätigt, nämlich Schreiner und Sattler, Schuſter und Schneider. Ihre Werkſtätten gewähren ſowol willkommene Bequemlichkeit, weil ſie am Orte ſelbſt ſind, als auch einen nicht zu verachtenden Vortheil. Die Comptabilität über ſie wie über das Ganze hat ihren Sitz in Fellenbergs Wohnhauſe ſelbſt, und kündigt ſich dem Fremden durch eine Tafel über dem Eingange an, mit der Inſchrift: Büreau der Inſtitute. Man findet darin mehrere kleine, hübſch gearbeitete Modelle von Ackergeräthen, die jedem zu betrachten vergönnt ſind. Kennern der Agrikultur will man ſogar die Einſicht in die das Landwirthliche betreffenden Rechnungsbücher nicht verweigern. Zu den Geſchäften des Büreaus gehört unter andern die Lieferung von Kleidungsſtoffen, Lehrbüchern, geometriſchen Beſtecken, Schreibmaterial, Landkarten und andern der Jugend in der Erziehungsanſtalt nöthigen Dingen, die in größern Quantitäten aufgekauft werden. In den vorhin bezeichneten Zweigen der Hofwyler Thätigkeit, mit Ausſchluß des Büreaus, hat kürzlich ein franzöſiſcher Graf Villevieille 4 verſchiedene Etabliſſements erblickt. Er nennt ſie une ferme-modèle, une ferme-expérimentale, atelier de fabrication des instrumens d'agriculture, atelier de perfectionnement des mécaniques agricoles. So zählt er leicht 9 Inſtrumente auf. Wir gönnen ihm dieſe Freude, und fahren in unſerer Skizze des wirk-

lich Vorhandenen fort, indem wir jetzt zu der ländlichen Armenſchule übergehen, welche beſondern Beifall erlangt und H. v. Fellenberg den ehrenwerthen Namen eines um die Humanität verdienten Mannes verſchafft hat. Die Anlage derſelben iſt ſo einfach, wie das Columbiſche Hinſtellen des Eies; es bedurfte jedoch eines richtigen Blicks und Treffers, um andern Gutsbeſitzern darin ein Muſter zu liefern. Dieſe Anſtalt hat arme, mitunter ganz verlaſſene Knaben von ungleichem Alter, auch nicht zu gleicher Zeit, ſondern wie ſich's traf, bereits 50 an der Zahl, aufgenommen. Sie haben ihr eigenes ärmliches, aber rein gehaltenes Lokal zum Schlafen, und ein anderes für den Unterricht. Ihre Kleidung iſt uniform gemacht aus groben Stoffen, doch heil und ordentlich gehalten; im Sommer aus Jacken und Hoſen von Drillich beſtehend, im Winter natürlich wärmerer Art. Unkoſten mußten ſo viel als möglich vermieden und alles aufs ſchlichteſte eingerichtet werden, wie auch in ihrer Beköſtigung geſchieht; und da die Koſt geſund und hinreichend zur Ernährung junger wachſender und arbeitender Körper iſt, ſo haben ſie nicht zu klagen. Ihr Lehrer und Führer iſt der häufig genannte Wehrli, kein Gelehrter, ſondern ein ſchlichter, gutherziger Landmann, der bis jetzt Fellenbergs Dienſte ſonſtigen Schulſtellen auf dem Lande vorgezogen hat. Es iſt mit Dank anzuerkennen, wie er unter ſeinen Zöglingen, die mit wenig Ausnahmen Verſtocktheit und Furcht vor dem Gutsherrn äußerten, wohlthuend gewirkt hat, indem ſeine Milde neben dem Ernſt ihrer Lage ſehr am Orte war, um ihre Gemüther zu öffnen und dem Keime eines reineren Lebens Luft zu machen. Mit Härte wäre er weniger Erzieher geweſen. Daß nur ein Knabe als unverbeſſerlich fortgeſchickt worden (und die Anſtalt beſteht ſchon im 14. Jahre), zeugt ſowol für den Führer als für Menſchennatur, die in jüngeren Jahren faſt immer aus den Händen des Verderbens zu retten iſt. Als Lehrer iſt Herr Wehrli nicht ſo bedeutend, da ihm das Geſchick fehlt, die Köpfe wahrhaft zu bethätigen. Er iſt zu langſam, doch thut er, was er kann, und das iſt löblich; ja verſtände er, mehr zu thun, ſo genügte ihm wahrſcheinlich die abhängige und beſchwerliche Lage nicht, worin er ſich befindet. Auch ſoll ja der eigentliche Unterricht im Wiſſen und geiſtigen Können nur eine Nebenſache in ſeiner Schule ſein. Fellenberg nimmt an, daß ſehr wenig Wiſſen für den Armen hinreiche; Zucht ſei die Hauptſache, und Gewöhnung zur Arbeit, die ihr künftiger Beruf werden ſoll. Als ſolchen betrachtet er die Arbeiten des Landbaues und etwa als Ausnahme die Wahl eines jener Handwerke, welche die Knaben in ihrer Umgebung treiben ſehen. Dem zufolge iſt ihre Lebensart ſo eingerichtet, daß früh am Tage oder Abends ſpät, oder in ſeltenen Stunden, wo ſich keine Handarbeit für ſie findet, eigentlicher Unterricht ertheilt wird, ſowol im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Religion, als in etwas Anſchauungslehre und Geographie des Vaterlandes. Hoffentlich wird man ihnen als Schweizerkindern auch die Erzählungen von der früheren Heldenherrlichkeit ihrer Nation nicht vorenthalten, wozu der wackere Zſchokke neuerdings ein populares Mittel in ſeiner Schweizergeſchichte geliefert hat. Das vorzüglichſte Tagewerk der Wehrliknaben (ſo nennt man ſie dort) iſt aber auf dem Felde und wo man ſonſt ihre Kräfte gebrauchen kann. Wehrli iſt immerwährend ihr Begleiter oder weiß ſtets um ihr Gehen und Thun. Er wohnt und ſchläft unter ihnen, er ißt mit ihnen, er arbeitet mit ihnen auf dem Felde und wird gewiß durch dieſes Zuſammenleben völlig in Stand geſetzt, ihre Neigungen und Fehler kennen zu lernen und auf Zucht und Sitte zu wirken. Zugleich iſt es in ſeiner Art, mit-

unter auf dem Felde und beim Eſſen ſolche Geſpräche mit ihnen zu führen, worin er ſeinen Einſichten gemäß ſie über dieſe und jene Erſcheinungen in der Natur aufklärt und unnützem Aberglauben ſteuert. Erholung durch Spielſtunden haben die Kinder nicht. Ihre Erholung beſteht im Wechſel der Arbeit, indem Fellenberg behauptet, daß Abmüßigung von aller Arbeit nichts tauge; worin ſchwerlich andere Erzieher ihm unbedingt beipflichten werden. Warum ſoll auch das arme Kind weniger Kind ſein als das reiche, und die Freuden der Jugend gänzlich entbehren? ſelbſt junge Thiere müſſen ſpielen. Ob gemeinſchaftliches Singen dafür Erſatz gibt, iſt die Frage, obſchon es löblich iſt, daß ſie kirchliche Geſänge und einige andere Lieder auswendig lernen. Wie leicht nun ähnliche heilbringende Armenſchulen überall einzurichten ſind, geht daraus hervor, daß ſie wol im Beginn eine beträchtliche Vorlage erfodern, im Fortgange aber das Capital ſich rentirt und jener Wohlthätigkeit, die im Geben beſteht, nur eine geringe Anſtrengung zugemuthet wird. Iſt es möglich, ſagt Fellenberg, die Knaben bis in ihr 20. Jahr zu behalten, ſo müſſen ſie beſonders durch die ſtärkeren Arbeiten der letzten 6 Jahre völlig ihre Unkoſten abverdient haben. In der That zugleich eine Erweckung ihres Selbſtgefühls, daß ſie zum eigenen Unterhalt das ihrige beitragen können! Auch ſind bereits hie und da, ſogar in Hamburg, ſolche Schulen nach dem Muſter der Fellenbergiſchen angelegt, und Zöglinge Wehrlis ſind es, die ihre Leitung erhalten haben. Neben der männlichen Armenſchule gedenkt F. noch eine weibliche anzulegen. Einem ſeiner neuen Gebäude hatte er bereits vor 6 Jahren dieſe Beſtimmung zugeſchrieben, es aber einſtweilen noch anderweitig benutzt. Vielleicht ſchien ihm die Ausführung bedenklich in ſo großer Nähe des Philanthropins für Söhne wohlhabender und vornehmer Aeltern, deſſen Schilderung wir jetzt verſuchen wollen. Dieſe nun ſeit 15 Jahren dauernde und im Ruf geſtiegene Anſtalt zählt über 80 Zöglinge, worunter Engländer, Franzoſen und Italiener, und an 22 Lehrer, mit Inbegriff derer, die für Inſtrumentalmuſik, Fechten und Tanzen angeſtellt ſind. Das Lokal iſt das oben erwähnte Pallaſtgebäude nebſt andern Häuſern, wo der größte Theil des Lehrerperſonals untergebracht iſt. Und wie das Aeußere, ſo das Innere; fern alles Unreine, alle Unordnung; Sauberkeit und Anſtand herrſcht in den Schlafſälen, wie in den Eß- und Arbeitszimmern. Seinen Höhepunct hat das Inſtitut, wie es ſcheint, im J. 1819 erreicht, wo bekannte politiſche Maßregeln auch auf das ferne friedliche Hofwyl hinwirkten. Söhne öſterreichiſcher Unterthanen mußten auf Befehl des Cabinets ausländiſche Schulen und Penſionate verlaſſen; fürſtliche Familien, noch kurz zuvor Hofwyl verehrend, zogen ihre Angehörigen aus einer auffallend gewordenen Gemeinſchaft mit Söhnen niedern Adels und der Kaufmannſchaft zurück. Dieſen Glanz, wenn es ein reeller war, verlor Hofwyl, und zugleich mit ihm die ſchon gefaßte Hoffnung, beſſere Fürſtenbildung in Europa zu bewirken. Wie anders könnte dieſe auch möglich gemacht werden, als fern von den Höfen in Geſellſchaft anderer Knaben und Jünglinge von ſolcher Reinheit, Arbeitſamkeit und ſo beſcheiden freiem Anſtande, wie Fellenbergs Anſtalt ſie aufzuweiſen hat. Ein Familienband umſchlingt hier die Kinder und die Jünglinge. Kein Claſſengeiſt hat ſich eingeſchlichen, denn Brüder wiſſen unter einander nichts von ſolchen; und eben ſo wenig ſind Auszeichnungen, ſei es durch öffentliche Belobung, Preisgeſchenke oder gar Decorationen dort bräuchlich. Die Zufriedenheit der Lehrer, natürliche Anerkennung des Fleißes und Wohlverhaltens bei gutgezogenen Mitſchülern, die wirk-

lich erregte Liebe zum Studium und die Stimme des Gewiſſens ſollen ihr Sporn ſein. Unnütze Zerſtreuung und verderbliche Einflüſſe auf Herz und Geiſt legen kein Gegengewicht in die Schale und erſchweren nicht das Werk der Erziehung. Zu Strafen reicht faſt immer ein ernſtes mißbilligendes Wort hin. In dem Puncte humaner Behandlung ähnelt die Schule der Peſtalozziſchen zu Iferten, wie dieſe nämlich vor mehrern Jahren in ihrer beſſeren Periode war; übrigens ſind beide in Rückſicht des geſelligen Lebens und des Lehrſyſtems völlig verſchieden. Fellenberg wollte nicht eine Elementarſchule, ſondern eine ſolche, welche die geſamte Jugendbildung wenigſtens bis zum Uebergang auf Univerſitäten in ſich faſſen ſollte. Darum hat er auch von Anfang den Aeltern das Recht nicht geſtattet, ihm ihre Söhne nach Gutdünken wieder zu nehmen. Er verlangt ſie für den ganzen Curs der Erziehung und Belehrung. Von beiden haben wir jetzt, wiewol ſie in einander greifen, beſonders zu berichten, und zwar zuerſt von dem Gebiete des Erziehens, nämlich von der Tagesordnung und dem Leben der Zöglinge. Der Sonntag iſt natürlich vorzugsweiſe der religiöſen Feier gewidmet, da für evangeliſchen, römiſchen, und einiger ruſſiſchen Zöglinge wegen, durch beſondere Gunſt Kaiſers Alexander, für griechiſchen Gottesdienſt geſorgt iſt. In Betreff der Werktage, ſo ſtehen die Zöglinge im Durchſchnitt um 5 im Sommer, um 6 im Winter auf. Iſt Wetter und Jahreszeit nicht danach, um ſich des frühen Morgens im Garten und Wäldchen zu erfreuen, ſo geht es alsbald ans Vorbereiten und Wiederholen der Lectionen. Um 7 Uhr ruft das Frühſtück, und zwar nach Schweizer Art eine Suppe. Gleich darauf gibt es für dieſen und jenen eine Extraſtunde, z. B. in Muſik. Um 8 aber beginnt der Unterricht aller Abtheilungen und dauert bis 12. In einer kleinen Pauſe um 10 Uhr wird ein Stück Brot genommen; um 12 aber läutet es zu Mittag, worauf ſich die Zöglinge mit den Lehrern und der Fellenbergiſchen Familie zu Tiſche ſetzen. Beſchäftigt nun wieder eine Nebenſtunde hie und da den Einzelnen, ſo fängt doch der eigentliche Stundenlauf erſt um 2 wieder an und dauert bis 4, worauf man eine Stunde gemeinſchaftlich im Freien mit Spiel ſich ergötzt und etwas Obſt mit Brot genießt. Um 5 iſt entweder Geſangſtunde oder ein andrer wenig anſtrengender Unterricht, aber nicht für alle Abtheilungen; und um 6 ſitzt man wieder bei den Selbſtarbeiten. Die Kleinen müſſen früher fertig ſein, die Aelteren ſind fleißig bis zum Nachteſſen. Es herrſcht hierin keine für ſämtliche Zöglinge gleich ſtreng bindende Regel; dem körperlich ſchwächeren darf weniger zugemuthet werden als dem geſunden, und ſpät Abends zu arbeiten wird nur dem kräftigen und erwachſenen geſtattet. An Abwechſelung im Lernen iſt gleichfalls kein Mangel. Bald iſts die Muſik, bald der Schreiner, oder der Turnplatz, oder der Tanz- und Fechtboden, der den Umgang mit Büchern und Feder unterbricht, und das tägliche Spielen und Tummeln im Freien trägt zu der Geſundheit bei, die von den Geſichtern der Hofwyler Zöglinge ſtralt. Auch finden ſonſtige häusliche Freuden und Privatneigungen und ländliches Treiben immer noch ihre Zeit. Der pfeift einem Vogel, der jagt ſich mit Kaninchen, ein dritter hat Papparbeiten vor oder füttert ein Schaf. Jeder jüngere hat ſein kleines Gärtchen zu beſorgen, und alle wiederum ein gemeinſchaftliches Stück Feld und Grasplatz und einen Miſthof mit Hühnern; jene wollen beſtellt, dieſer in Ordnung gehalten ſein. Ihr Eifer mit Ackergeräthen, mit dem Heuwagen, ſelbſt in Miſtgeſchäften, wozu beſondere Zwilchjacken und Hoſen angethan werden, iſt erfreulich zu ſehen. Ferner werden zu gewiſſen Zeiten des Jahrs mehrere Tage nach

einander, wenn mit Garten- und Feldſachen nichts zu thun iſt, die Freiſtunden zu ſoldatiſchen Uebungen benutzt. Nöthiger Zubehör, um uniformirt und bewaffnet zu ſein, iſt vorhanden. Man exercirt recht tüchtig, ſelbſt im Feuer, und hat irgend einen Luſttag, der ganz und gar mit kriegeriſchen Dingen im Freien zugebracht wird. Früh mit der Sonne iſt dann alles in Bewegung und ordnet ſich zum Ausmarſch; der Eßwagen wird beſpannt und das kleine Heer zieht etwa eine halbe Stunde Wegs nach einer hügelichten, mit einzelnen Bäumen beſetzten Heide. Hier wird ein Zelt aufgeſchlagen, Wachen werden ausgeſtellt, und das Kriegsſpiel beginnt. An Zuſchauern iſt kein Mangel. Mittags wird im Grünen geſpeiſt, und der Nachmittag geht mit Erluſtigungen hin, bis der Heimmarſch mit Trommeln und Muſik den fröhlichen Tag beſchließt. Desgleichen gibts dann und wann kleine Excurſionen zu den nächſten Bergen und Thälern, und zur Ferienzeit eine größere Wanderung durch die Schweiz. Es begreift ſich leicht, daß unter einer Menge von Zöglingen verſchiedenen Alters in einem ſo regſamen und reichhaltigen Jugendleben ein ſtarker Geiſt der Ordnung und Lenkung nothwendig iſt. In andern Inſtituten wird dieſer von mehreren oder allen Lehrern verlangt, aber die innige Gemeinſchaft der Knaben, die Bedingung eines wahren Familienlebens, wird gewöhnlich dadurch geſtört, was auch in Hofwyl der Fall geweſen, hätte ſich nicht in den erſten Jahren der Anſtalt ein Erzieher gefunden, der die Leitung der Knabenwelt ganz allein auf ſich nahm. Er heißt *Chriſtian Lippe* und iſt aus Braunſchweig gebürtig. Schon als Student zu Helmſtädt wurde er von Henke, Bredow und dem Aneſidemus-Schulze ſehr geſchätzt. Immer des Vorſatzes, ſein Leben der Erziehung zu widmen, lag es ihm, als er nach Hofwyl kam, keineswegs daran, dort in irgend einem Fache zu unterrichten und die Muſeſtunden zu Fortſetzung ſeiner Studien zu verwenden; mit Kindern leben und ſie leiten war ſein Beruf. Er folgte ihm und ward unwillkürlich der Mittelpunct des dortigen jugendlichen Lebens. Tag und Nacht unter den Zöglingen, war ſein Herz ihnen offen; ihm konnten ſie ohne Rückhalt vertrauen, Lüge und Heuchelei konnten ſich vor ſeinen Augen in den jugendlichen Gemüthern nicht erzeugen. Er eiferte für ſie, wenn man ihre kindlichen Freuden pedantiſch zu trüben ſuchte, nahm Theil an ihren Spielen und allem, was außer dem Bereich der Studien lag. Er lebte als Kind mit und war doch wie der Vater von allen. Als 1816 die hochherzige Catharina von Wirtemberg ihn kennen gelernt, für ihre Söhne (die Prinzen von Oldenburg) zum Erzieher wünſchte, ihn auf die herablaſſendſte Art in Stuttgard empfing, ſo daß er, an Verſorgung in ſpäteren Jahren denkend, faſt bereit war, die gebotenen Dienſte anzunehmen, ergriff ihn die Vorſtellung von den Fellenbergiſchen Zöglingen ſo lebhaft, daß er zurücktrat und wieder nach Hofwyl eilte, wo ſein Austritt ſchon gefürchtet wurde. Er hat ſich kürzlich (1822) genöthigt geſehen, die Anſtalt, worin er dreizehn Jahre thätig zugebracht, zu großer Betrübniß der Zöglinge zu verlaſſen. In ſeinem Amte iſt ihm der älteſte Sohn des Stifters, Wilhelm v. Fellenberg, gefolgt. Da dieſer junge Mann in Lippes Schule aufgewachſen, alſo an die getroffene Einrichtung und Behandlungsart gewöhnt und gutes Herzens iſt, ſo hat er geſucht, in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers zu treten. Es muß ihn hierin eine treffliche Anordnung unterſtützen, die von Herrn Lippe herrührt. Dieſer ächte Erzieher wußte nämlich aus den älteren Zöglingen ſich Gehülfen in der ſittlichen Führung der jüngeren und in der Leitung ihrer Geſchäfte zu bilden; er liebte überhaupt, mit den Knaben zu Na-

the zu gehen. Daraus entwickelte ſich eine Verfaſſung, deren Grundzüge man nicht mit Stillſchweigen übergehen darf. Sämmtliche Geſchäfte des kleinen Staatsweſens ließen ſich nämlich in 4 Partien bringen, die ebenſoviel Beamte erforderten: 1. den Seckelmeiſter, als Bewahrer des aus gemeinſamen Beiträgen der Zöglinge gebildeten Schatzes, worüber er Rechnung zu führen und Einkäufe, ſo wie Spenden an Arme, nach Beſchluß der Geſammtheit zu beſorgen hatte; 2. den Schaffner, beauftragt mit Aufſicht der ländlichen Arbeiten, der Bibliothek, der Krankenpflege und der Ordnung in Zimmern und Schlafſälen; 3. den Ordner auf Spiel- und Turnplätzen, zugleich Quartiermacher auf Reiſen; 4. den Hauptmann als Befehlshaber des Heers, Aufſeher bei Schießübungen, und Beſchließer der Waffen- und Monturkammer. Ein fünfter als Vorſtand hatte darauf zu ſehen, daß jene ihr Amt nicht vernachläſſigten. Alle fünf wählte man aus den Tauglichſten, unter Leitung des Erziehers, dem ſie allein und in allgemeiner Verſammlung Rechenſchaft abzulegen hatten. Ferner war zur Beförderung der Sittlichkeit eine andre Einrichtung getroffen, der zufolge die Geſammtheit in 2 Hälften zerfiel, nicht aber nach Fleiß und Kenntniſſen, ſondern nach dem Alter. Die Mitglieder einer jeden Hälfte vertheilten ſich durchs Loos in 3 Kreiſe, deren jeder einen Vorſteher oder Kreisrath erhielt. Das Amt deſſelben war, in ſeinem Kreiſe auf Eintracht zu ſehen, kleine Zwiſte zu ſchlichten, zur Sitte zu ermahnen, und überhaupt wie ein älterer Bruder unter jüngern ſich zu benehmen. Die 6 Kreisräthe wurden von der allgemeinen Verſammlung der Zöglinge, wieder unter Vorſitz des Erziehers gewählt. Mit dem Wunſche, daß Herr Lippe ſelbſt das Publikum mit einer Schilderung ſeines pädagogiſchen Lebens zu Hofwyl beſchenken möge, beenden wir dieſe unvollkommene Skizze, um noch des dortigen Lehrſyſtems zu erwähnen. Voran gehe die Bemerkung, daß ſpielende Methoden dort keinen Eingang gefunden haben. Ferner iſt man der Ueberzeugung, daß eben ſo wenig dieſelbe Folge der Lehrſtoffe als die gleiche Zahl von Arbeitſtunden für alle Zöglinge Statt haben müſſe. Abweichende Fähigkeiten oder Mangel daran machen Aenderungen im Hauptplane nöthig, weshalb auch keine beſtimmte Claſſenabtheilung vorhanden iſt. Zuweilen werden vorgerückte von den zurückbleibenden getrennt, wodurch aus einer zwei Abtheilungen entſtehen; und manchen mußte man das Studium einer der alten Sprachen ganz erlaſſen, ohne daß eine Kränkung damit verbunden war. Das Individuelle der Knaben ſoll nicht hintangeſetzt werden, und an der hinreichenden Zahl von Lehrern zur Ausführung dieſer Anſicht läßt Fellenberg es nicht fehlen. Was den Plan des Unterrichts betrifft, ſo konnte er im Beginn der Anſtalt nichts darüber beſtimmen. Perſönlich mit den Forderungen deſſelben wenig bekannt, kam es auf die Anſichten der Männer an, die ihm ein günſtiges Geſchick zuerſt zuführte. Durch ſie wurde der Anſtalt die Haupteinrichtung gegeben, welcher man noch folgt, ungeachtet ſich manches bei Ausführung der zum Grunde gelegten Ideen geändert hat. Herr Griepenkerl (jetzt Profeſſor zu Braunſchweig) war 1808 von dem damals in Göttingen lebenden Profeſſor Herbart als ein denkender und tüchtiger junger Mann Hrn. v. Fellenberg empfohlen. Die Anſichten jenes Philoſophen über Verknüpfung des hiſtoriſchen und philologiſchen Unterrichts, wie über den Vortritt der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſind ſeitdem durch Diſſen und Thierſch bekannter und rühmlichſt benutzt worden; auch Griepenkerl brachte ſie nebſt dem Herbartiſchen A B C der Anſchauung, als einem Elementarbuche der Mathematik, mit nach Hofwyl, um ſie gleich bei Eröffnung des In-

ſtituts anzuwenden. Nicht die antiken Sprachen an ſich, hieß es nun, ſollten ein Zweck der Bildung ſein, ſondern die Kenntniß von der Griechen und Römer öffentlichem und häuslichem Leben, von ihren bedeutendſten Männern und Werken der Literatur und Kunſt. Ferner: Geſchichte aus Compendien erlernt, ſei todt; ſie müſſe aus den beſten Quellen geſchöpft werden; aus gleichem Grunde könne man in der Jugend wahres Intereſſe an der Geſchichte nur durch langes Verweilen bei bedeutenden, umſtändlich erzählten Begebenheiten wecken; unter einem vorragenden Volke in irgend einer wichtigen Zeit ſich einheimiſch zu wiſſen, ſei beſſer als ein Handbuch der Univerſalhiſtorie durchgeleſen zu haben. Darum, und weil die griechiſche Welt den Vorrang habe, ward nach Beſeitigung der erſten grammatiſchen Schwierigkeiten der griechiſchen Sprache ſogleich zur Leſung des Homer geſchritten. Nach etwa 2jähriger Beſchäftigung mit der Odyſſee ſollte der Lehrer die auf Homers Zeit folgenden Geſchichten der Griechen und Aſiaten, und zwar in Herodotiſcher Art, erzählen und zugleich grammatiſche Vorbereitungen treffen, um die Leſung der Perſerkriege im Herodot ſelbſt zu beginnen. Bald aber werde es nöthig, den viel Zeit erfodernden Umgang mit dem Altvater der Hiſtorie zu beſchränken, damit der Zögling für die Erlernung der latein. Sprache Zeit gewinne, indem dieſe nun zum Hauptgegenſtande des Unterrichts ſich erheben müſſe. In der Fortſetzung dieſes chronologiſch *eingeſchlagenen* Wegs trat jetzt ein Hinderniß ein, da kein römiſcher Schriftſteller von Homers und Herodots Einfachheit vorhanden und Livius für Anfänger der Sprache zu ſchwierig iſt. Freilich, iſt erſt zu dieſem das Verſtändniß eröffnet, ſo bieten die erſte Decas oder der zweite puniſche Krieg einen reichen, lange feſthaltenden Stoff, und ebenfalls, um das Cäſariſche Zeitalter zu erkennen, die Salluſtiſchen Werke mit Reden und Briefen Ciceros die erwünſchten Materien dar. Kortüm (kürzlich Profeſſor in Baſel, jetzt aber (1823) wieder in ſeiner frühern Stelle zu Hofwyl), welcher jene Schwierigkeiten einer geraden Weiterführung der für die griechiſche Welt paßlichere Idee einſah, entfernte ſich in ſo weit davon, als er Geſchichte und Sprache der Römer jede für ſich behandelte, im Hiſtoriſchen übrigens ausführlich und in der Sprache nicht übereilend war. Unterdeß waren aber die Schüler, mit denen man begonnen, zu Jünglingen herangewachſen und die Kenntniß lateiniſcher Dichter, griechiſcher Tragiker und Eröffnung antiker Philoſophie ihnen nöthig geworden. Woher nun die Zeit, um gleichen auf Leſung reichhaltiger Nationalwerke gegründeten Gang durch die Geſchichte des Mittelalters einzuſchlagen? Man hatte bereits davon geſprochen, an die Leſung der Nibelungen die älteſte deutſche Geſchichte zu knüpfen, dann Italieniſch zu lehren, um mit Taſſo die Geſchichte der Kreuzzüge, mit Dante die Kenntniß von den Kenntniſſen des 13. Jahrh., und Engliſch, um mit Shakespeares Schauſpielen die Kunde Britanniens zu verbinden; ja der guerras civiles von Granada und der Luſiade war nach einem Vorſchlage A. W. Schlegels gedacht. Man begriff aber, daß ſolche Ausdehnung des Lehrplans bei weitem alle Schulbildung überſchreiten, ja wenn er auch ausgeführt werden könne, nur Ueberſättigung hervorbringen müſſe. Schacht (jetzt Profeſſor in Mainz), dem die Fortſetzung des hiſtoriſchen Unterrichts aufgetragen wurde, beſchränkte ſich deshalb auf deutſche Vorzeit und Mittelalter, mit Einflechtung deſſen, was aus den Geſchichten der Nachbarn und der fernen Muſelmänner nöthig ſein möchte. Das Compendiariſche verſchmähte er gleichfalls. Neben der älteren deutſchen Geſchichte ward

das Nibelungenlied geleſen, darauf den Jünglingen, denen zuvor jede das planmäßige Studium hemmende Lectüre, einem löblichen Grundſatz des Inſtituts zufolge, nicht erlaubt geweſen, das Heiligthum unſrer großen Dichter und proſaiſchen Schriftſteller eröffnet. Das claſſiſche Alterthum und das Vaterland ſind nun als Hauptgegenſtände des geſchichtlichen und philologiſchen Unterrichts beſtimmt, worin den Lehrern die reichhaltige, wohlgeordnete Berner Bibliothek ſehr zu Hülfe kommt; auch der Naturkunde hat gleich anfangs W. Albrecht (jetzt Director der naſſauiſchen landwirthſchaftlichen Lehranſtalt zu Idſtein) einen ihr gebührenden Platz angewieſen, ſo wie Heſſe (jetzt Regierungsrath im Darmſtädtiſchen) dem mathematiſchen Fache durch Einführung der Schweinsſchen Methode eine größere Wirkſamkeit verſchaffte. Der Unterricht im Zeichnen und im Geſang wird durch treffliche Lehrer beſorgt. Gleich der erſte Lehrer der Anſtalt, der ſchon erwähnte Herr Griepenkerl, der für einen tüchtigen Spieler der Werke Sebaſtian Bachs gelten kann, gab der Muſik viel Raum. Er und Laur (jetzt in Baſel) haben aus den Zöglingen der Anſtalt ein recht gutes Singchor gebildet. Wie oft freuen ſich nicht fremde Herren und Damen der Hofwyler Concerte, mit Verwundern, wie man ſolches auf dem Lande vermöge. Der jetzige Führer der Concerte iſt Hr. Huber aus St. Gallen, ein talentreicher Mann; wie denn überhaupt Fellenberg viel Sorge trägt, alle Fächer wohl zu beſetzen. Dieſe Bemerkungen über das größere Philantropin zu Hofwyl können wir damit ſchließen, daß in Sachen des Unterrichts nicht wie in der Erziehung die Oberleitung einem einzigen, ſondern der Lehrerverſammlung zukommt, worin zugleich der eigentliche Erzieher ſeinen Platz, Herr v. Fellenberg aber das Präſidium hat. Die Wichtigkeit der Hofwyler Anſtalten mag die Länge dieſes Artikels entſchuldigen, da wol die Schrift des deutſchen Agronomen Schwarz Fellenbergs landwirthſchaftliche Verdienſte beleuchtet, über die Geſammtheit ſeiner Inſtitute aber die Schrift des Grafen Villevieille des instituts d'Hofwyl, Genève 1831) nicht immer die richtigſte Anſicht gibt.

Hogarth (William), berühmter Maler und Kupferſtecher, wurde geboren zu London 1697. Sein erſter Auftritt in die Welt ſchien keinen glänzenden Erfolg zu verſprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberſchmid in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren ſich beſchäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlaſſen, ſo beſuchte er die Akademie von St. Martins-lane, und beſchäftigte ſich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortſchritte hierin zu machen. Er ſchien nicht zum bloßen Abbilder der menſchlichen Geſtalt beſtimmt, ſein Genie machte ihn zum Maler der Charaktere, der Leidenſchaften, der Seele der Figuren, die er auf Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Maler in Hinſicht auf Colorit, Helldunkel und was man ſonſt vom eigentlichen Maler rühmt, ja wurde er ſogar nicht einmal ein völlig correcter Zeichner, ſo gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geiſt und Witz der Compoſitionen zu den ausgezeichnetſten Künſtlern. Beſonders ſtark war er in komiſch-ſatyriſchen Darſtellungen, und hatte einen eigenen feinen Beobachtungsgeiſt für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darſtellte. Oft entwarf er in Geſellſchaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleiſtift auf dem Nagel ſeines Daumen, und trug ſie ſo nach Haus in ſein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deshalb ſein

Hauptfach, jedoch in einem edleren Sinne, als man dieſe gewöhnlich nimmt (S. Caricatur). In ſeiner früheſten Kunſtperiode ſah er ſich oft vom Mangel gedrückt. Er beſchäftigte ſich während dieſer Zeit (1726—1733) mit Wappengraben, verfertigte Adreſſen für Kaufleute, und in der Folge zeichnete und ſtach er Platten für Buchhändler. Keine dieſer Arbeiten kündigte ein beſonderes Kunſttalent an; nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des Hudibras ließen einen mehr als mittelmäßigen Künſtler ahnen. Hierauf legte ſich Hogarth auf Porträtmalerei, eine Gattung, die ſich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge ſeine Satyre nicht im Zaume halten konnte, wenig ſchickte. Dennoch verſchafften ihm ſeine Leichtigkeit zu treffen, und die eigne Art, mit welcher er Familiengruppen und ganze Zirkel darſtellte, eine Zeit lang viel Arbeit. 1730 verheirathete er ſich mit der einzigen Tochter des königlichen Malers Jacob Thornhill, und bezog kurz darauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er damals mit Herrn Tyers eng verbunden war, ſo trug er zu den Verſchönerungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch ſeine Malerei vieles bei. Von ihm ſind z. B. die vier Tageszeiten. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldne Einlaßkarte für ſich und ſeine Freunde, mit der Aufſchrift: In perpetuam beneficii memoriam (zum beſtändigen Andenken einer Wohlthat). 1733 fing ſich jedoch der Ruf Hogarths erſt an zu verbreiten, vornehmlich durch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchen (The jew decoyed, or a Harlot's progress), wodurch er den Großen der Nation bekannt ward. Die Darſtellung dieſes Lebenslaufes fand ſolchen Beifall, daß der Künſtler über 1200 Subſcribenten erhielt. Jetzt hatte er beides, ſeine eigenthümliche Sphäre gefunden und ſeinen Ruf begründet. Nach dem Wunſche des Abbé Dubos ſtellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Perſon, von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern z. B. ein junges Mädchen, wie es in der Hauptſtadt ankommt, und durch alle wechſelnden Scenen des Laſters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geiſt und das Herz malen, hat Hogarth hierin meiſterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch nie ein Künſtler vor ihm ſeinen Pinſel ſo für den Nutzen der Moral verwendet. In gleichem Sinn und Geiſte ſind das Leben eines Liederlichen, die Heirath nach der Mode u. a. m. dargeſtellt, während andere ſeiner Werke, z. B. ſein Jahrmarkt von Southwark u. a. humoriſtiſch ſind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend ſich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch keiner betreten hatte, wollte Hogarth ſich auch als Geſchichtsmaler auszeichnen. 1736 lieferte er für das Bartholomäushoſpital zwei Gemälde, den Teich von Betheſda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Laſters und Unglücks des gemeinen Lebens ſich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheiſchten; auch bei den ernſteſten Gegenſtänden konnte er die komiſchen Züge nicht unterdrücken. So auch in ſeiner Predigt des heil. Paulus, in ſeiner Tochter Pharaos; nur ſein Gemälde von Richard III. iſt frei davon. 1753 gab er ſeine Analyſe der Schönheit heraus (überſ. von Mylius unter des Verfaſſers Augen, Berlin 1754), worin er durch eine Menge von Beiſpielen zu beweiſen ſucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie ſei. Bei dieſer Arbeit half ihm bis zum 9. Capitel der D. Benj. Hoadly; nachher M. Ralph, mit dem ſich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze

Werk wurde endlich von dem D. Morbell durchgeſehen, und von Towsley die Vorrede geſchrieben. Hogarth that ſich auf dieſe Entdeckung etwas zu gute. Zuerſt trug er ſeine Gedanken ohne weitere Erklärung vor, ſtach ſein eigenes Porträt, unten mit einer Malerplatte, auf welcher dieſe Linie dargeſtellt war, mit der Unterſchrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er ſich hernach weiter darüber erklärte, ſagte man, und wol nicht ganz mit Unrecht, das habe man längſt gewußt. Dieſes veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er als Empfangſchein an die Subſcribenten auf ſeine Analyſe der Schönheiten ausgab, Columbus darſtellend, wie er ein Ei auf die Spitze ſtellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er ſie entdeckte. Um die Eier in der Schüſſel ſchmiegen ſich ein paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthſchen Schlangenlinie. Was der Künſtler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich iſt die Vergleichung ein wenig überſpannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und ſelbſt dann nicht, wenn es auf Würdigung eigner Verdienſte ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londoner Verſteigerung für 1624 Thaler wegging, ſagte er treuherzig: wenn mir Jemand eben ſo viel Geld gibt, ſo will ich wol noch etwas Beſſeres machen! Lord Grosvenor hielt ihm beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte ſie behalten. Hogarth erlag in dem Wettſtreit, wie wol leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht ſo ſchimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemälde ſoll unſtreitiges Verdienſt haben, und wurde nach dem Tode ſeiner Wittwe von Boydell für die Shakſpeare-Gallerie gekauft. 1757 legte Thornhill ſeine Stelle als Maler des Königs zu Hogarths Gunſten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Geſundheit. Er ſtarb 1764, im 67. Jahre ſeines Alters. Seine Werke wollen ſtudirt ſein, indem der geiſtreiche Künſtler faſt in jedes, noch ſo kleine Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige komiſch-ſatyriſche Bedeutung und Anſpielung legte. Man kann deshalb der Commentare zu ſeinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichſten darunter ſind: Hogarth illustrated by John Ireland. 3 Vol. 8. Lond. 1791, und Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen, 6 Bde., Gött. 1796. Bei der franzöſiſchen Ueberſetzung der Hogarthiſchen Analyſe der Schönheit von Janſen (Paris 1805. 2 Bde.) findet man eine ſehr ſchätzenswerthe Notice chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth. dd.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punctes ſeine Erhebung über die Horizontalebene. Man denke ſich durch den erhabenen Punct eine auf die Horizontalebene ſenkrechte Linie (Verticallinie) gezogen, ſo iſt die Länge dieſer Linie die Höhe des Punctes. In der Schifffahrtskunde ſteht Höhe ſtatt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geographiſcher Breite (Polhöhe) mit demſelben ſich befindet, ſagt man, es ſei auf der Höhe dieſes Orts. Ferner auf der hohen See ſein; die See geht hoch. Höhe eines Geſtirns iſt der zwiſchen dieſem Geſtirne und dem Horizonte enthaltene Bogen eines Scheitelkreiſes.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Staat, als eine nothwendige Verbindung der Menſchen unter äußerm Geſetz und einer höchſten Macht, iſt nicht denkbar ohne eine Oberherrſchaft, von welcher dieſes Geſetz ausgeht, und welcher dieſe höchſte Macht zur Auf-

rechthaltung des Geſetzes und zum Beſtehen des Ganzen zukommt. Dieſe Oberherrſchaft wird nach Verſchiedenheit der Verfaſſungen durch eine oder mehrere Perſonen ausgeübt, welche Regenten (Herrſcher) genannt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Hoheitsrechte, insbeſondere ſofern ſie nicht erworbene ſind und auf einem beſondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man ſie von Regalien unterſcheiden will), ſondern in dem Begriff und Weſen der Staatsgewalt begründet ſind. Staatsgewalt aber nennt man überhaupt den aus dem Zwecke des Staats hervorgehenden Inbegriff der Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Staatszweckes zukommen müſſen. So viele weſentlich verſchiedene Zwecke und Mittel es alſo in Beziehung auf den oberſten Zweck des Staats gibt, ſo viele Ausflüſſe der Staatsgewalt oder Claſſen der Hoheitsrechte gibt es, welche man Staatsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten nennt; denn der Regent hat zur Ausübung aller ſeiner Rechte im Staat auch die nöthige Gewalt. Indeſſen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleichbedeutend für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheitsrechte in Hinſicht auf Ausübung Regierungsrechte genannt, obgleich man unter letztern oft in einem engern Sinn die ſogenannten Regalien verſteht; denn in der Namengebung findet unter den Staatsrechtslehrern in dieſem Punct eine große Verſchiedenheit Statt. Man theilt ſie aber, nach der doppelten Beziehung des Staats (zu ſeinen Bürgern und zu andern Staaten), in innere und äußere Hoheitsrechte: die innern wiederum a) nach den verſchiedenen zum Grunde liegenden oder von demſelben abhängigen Zwecken des Staats, zu welchen die Regierung hinwirken muß, in urſprüngliche (die Polizei- und Juſtizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte (Regierungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Aemter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verſchiedenen Art und Weiſe, wie die Regierung zu dieſen Zwecken wirken muß, in geſetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufſicht ſich verbinden.

Hohenheim (Groß-), zwei Stunden von Stuttgart, vom Herzog Carl von Würtemberg einſt, als er aus England zurückkehrte (um das J. 1776), aus ökonomiſcher Liebhaberei, zu einer landwirthſchaftlichen Niederlaſſung auserſehen, an die ſich nach und nach Gärten und Bauwerke anſchloſſen, die eine Zeit lang (beſonders in den 1780ger Jahren) ein Anziehungs- und Bewunderungsgegenſtand vieler Fremden und nicht weniger Reiſebeſchreiber blieben. Das ſchönſte Schweizerreich prangte hier. Gartenanlagen mancherlei Art. Antiken, Ruinen, Tempel, Monumente, Bäder, Thürme, Waſſerleitungen, Cascaden, Moſcheen, Pyramiden, Bildſäulen in vielerlei Geſchmack und Nachahmung alter und mittlerer Zeit, wechſelten mit modernen Bauwerken der alten verſchiedenſten Art, mit Milchhäuſern, Wirthshäuſern, Strohhütten, bäueriſch maskirten Modezimmern, Schäfereien, Schweizereien, Mühlen, Einſiedeleien, Gewächshäuſern u. ſ. w. Das neue Schloß, das noch jetzt durch hohe Lage und Facade von weitem imponirt, vollendete das Ganze um das J. 1796. Alle dieſe Herrlichkeiten, wie ſie waren, findet man ziemlich vollſtändig aufgezählt im 7. Th. der Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen. Leipz. 1788. Die Gartenanlagen beſchrieb ſeiner Zeit der kunſtſinnige jetzige geheime Hofrath von Rapp in den Jahrgängen 1795 — 99 des Taſchenkalenders für Natur- und Gartenfreunde; worin die Hauptpartien mit ihren Gebäuden zugleich in Kupferſtich erſchienen, früher

aber kurz erwähnte ihrer Hirſchfeld (Th. 5.); ausführlicher der Prinz de Ligne in ſeinem Coup d'oeil sur Beloeil. Colorirte Anſichten in Großfolio gab Heideloff in 3 Heften, dann noch in 6 Lieferungen 1795 — 1800, beſonders bei Frauenholz. Dies ſind gleichſam noch die in der Idee aufbewahrten Reliquien einer eben ſo reichen, als größtentheils geſchmackvollen und zum Theil prächtigen Schöpfung. Denn ihre Herrlichkeiten ſind jetzt größtentheils verſchwunden und außer den eigentlichen Haupt-, Schloß-, Wohn- und Stallgebäuden faſt nur die Pflanzung exotiſcher Gehölze und die Obſtgärten erhalten. Die dermalige Beſtimmung dieſer Domainen iſt aber eine der gemeinnützigſten dadurch geworden, daß ſie von König und Ständen zum Sitz einer Landwirthſchaft- und Forſt-Lehr-Anſtalt ausgewählt ward. Dieſe ſteht unter der Ober-Aufſicht der Centralſtelle des würtembergſchen landwirthſchaftlichen Vereins und unter der unmittelbaren Leitung des berühmten Schwarz. Sie iſt mit allen phyſiſchen und geiſtigen Erforderniſſen zur Erreichung des Zwecks ausgeſtattet und beſchränkt ſich nicht blos auf den theoretiſch-praktiſchen Unterricht erwachſener Jünglinge des In- und Auslandes aus den mittlern und höhern Ständen, ſondern nach der eignen Idee des jetzt regierenden Königs und durch ſeine beſondere Unterſtützung werden hier arme Waiſenknaben zu tüchtigen Knechten, Schaffern, Meyern ꝛc. gebildet. Ferner zeichnet ſich dieſe Anſtalt aus durch eine auf die Bedürfniſſe des Landes berechnete Verſuchswirthſchaft im Großen, eine Muſter-Stamm-Merino-Schäferei, eine Werkſtätte für neue, nützliche Maſchinen und Ackergeräthe und eine landwirthſchaftliche Privat-Verbindung, in welcher die Güterbeſitzer, Oekonomie-Beamten und Bauern einen Vereinigungspunct mehr zur Austauſchung und Prüfung von Kenntniſſen und Erfahrungen finden. Ausführlicheres über dieſes Inſtitut berichtet das ſeit 1822 erſcheinende Correſpondenzblatt des würtembergiſchen landwirthſchaftlichen Vereins faſt in jedem ſeiner Monatshefte. — **Hohenheim** (Klein-), eine halbe Stunde vom vorigen, eine königl., ſehr anmuthig gelegene Schweizerei und Fohlenhof für die höchſt ſehenswerthen, ſeltnen und koſtbaren königl. Stutereien, vorzüglich aus Original-Arabern und Perſern beſtehend, welche in den nahen, reizenden und ſehenswürdigen königl. Landſitzen Scharnhauſen und Weil vertheilt ſind.

Hohenlohe, ein mediatiſirter Fürſtenſtaat von 64,000 Einw., wovon 61,000 unter Würtemberg und 3000 unter baierſcher Hoheit auf 22 Q. M. leben. Hohenlohe iſt eins der fruchtbarſten Länder Deutſchlands und war der Sitz der Viehmaſtung für den Markt von Straßburg und Paris, iſt übrigens reich an Wild und betriebſam ſowol im Wein- und Landbau, als in Bergwerken. Das zahlreiche Fürſtenhaus Hohenlohe ſtammt von Eberhard, Herzog der Franken, Bruder des deutſchen Königs Conrad I. Einer von Eberhards Nachkommen, Crato, erhielt bei der Theilung von Franken den Diſtrict an der Tauber, Jart und Kocher (Hohenlohe). Die Ruinen der Burg Hohenlohe ſieht man noch nahe bei Hollach und Affenheim. Erſt 1764 wurden alle Linien dieſes zahlreichen Hauſes Reichsfürſten. Das fürſtliche Haus übt manche Gerechtſame durch ſeinen Senior aus, der wahre patriarchaliſche Rechte in dieſer Dynaſtie beſitzt. Noch blühen zwei Hauptlinien. Die erſte Hauptlinie, Hohenlohe-Neuenſtein (proteſtantiſch) theilt ſich ab in die Zweige a) Langenburg, Reſidenz Langenburg; b) Langenburg-Oehringen, Reſidenz Oehringen; c) Langenburg-Kirchberg, Reſidenz Kirchberg. Die zweite Hauptlinie, Hohenlohe-Waldenburg (catholiſch), theilt ſich ab in die Zweige: a) Waldenburg-

Bartenſtein, Reſidenz Bartenſtein; c) Hohenlohe-Bartenſtein-Jaxtberg, geſtiftet 1803 vom jetzigen Fürſten Carl Joſeph Ernſt Juſtin, Generallieutenant in franzöſiſchen Dienſten; Reſidenz Haltenbergſtetten; c) Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt, Reſidenz Schillingsfürſt. Es verdient bemerkt zu werden, daß dem Fürſten Ludwig Aloyſius, damals regierendem Fürſten von Waldenburg-Bartenſtein, der noch lebt, Napoleon die Erhaltung ſeiner Souveränität anbot, wenn er dem Rheinbunde beitreten wollte; daß dieſer Fürſt hierauf die Zuſtimmung verweigerte und die Regierung an ſeinen Erbprinzen Carl Auguſt abtrat, als der Mediatiſationsſchlag ihn betraf. Jetzt lebt er in Lüneville als franz. Generallieut. u. Obercolonel der Legion Hohenlohe.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürſt von), welcher als preuß. Feldherr in der Geſchichte des preußiſchen Heers eine denkwürdige Rolle geſpielt hat, war 1746 geboren und folgte ſeinem Vater im J. 1796, ſo wie ſeinem Vetter, Fürſten Ludwig Friedrich Carl zu Oehringen in einem Theile ſeiner Lande. Im Kriege gegen die Franzoſen befehligte er 1792 eine Diviſion; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmaſens, Hornbach und ſein Antheil an der Wegnahme der Weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiſerslautern und erhielt den Oberbefehl des Neutralitätscordons an der Ems. 1804 ward er Statthalter der fränkiſchen Fürſtenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen für gut fand, ſein Heer gegen Franken vorrücken zu laſſen, befehligte der Fürſt ein Corps zwiſchen der Saale und dem thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frankreich wirklich losbrach, ſtand er an der Spitze des Corps, deſſen Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geſchlagen wurde (14. Oct.). Auf dem Rückzuge nach jener Schlacht erhielt er den Oberbefehl, und führte die Trümmer des großen preußiſchen Heers, die unter ihm bei Magdeburg ſich geſammelt hatten, der Oder zu und dem Könige nach, der die preußiſchen Regimenter ſammeln und dann ſein ganzes Heer mit dem allmälig anrückenden ruſſiſchen vereinigen wollte. Doch der Fürſt konnte dem Schickſale nicht entgehen, das er ſelbſt ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher geſtattete dieſem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürſten, „ſich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen, und ſo, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märſche und Mangel abgemattetten Infanterie in einem Kampf mit dem in aller Hinſicht überlegenen Feind ſich einzulaſſen, ſah er ſich genöthigt, zum Theil durch Maſſenbachs (ſ. d. Art.) Uebereilung, zu Prenzlau, 7 Meilen von Stettin (28. Oct. 1806), mit 17,000 Mann zu capituliren. Er ſtarb 1818.

Höhenmeſſungen. Es iſt kaum mehr nöthig zu erwähnen, wie nützlich es iſt, von den Höhenverhältniſſen der Unebenheiten auf der Erdoberfläche unterrichtet zu werden. Dadurch werden nicht nur unſere Kenntniſſe von der phyſiſchen Beſchaffenheit der Erde vermehrt, ſondern uns auch mannichfaltige Data zur vortheilhaften Benutzung der Erdoberfläche in Hinſicht auf Cultur und künſtliche Anlagen verſchafft. Wir können durch die Kenntniß von den Höhen zugleich auf das Clima eines Ortes oder einer Gegend ſchließen; wir können durch ſelbige uns die gegenſeitige Lage der Höhenpuncte, Straßen und Waſſerleitungen zweckmäßig anlegen und führen, auch Sicherheitsmaßregeln gegen Ueberſchwemmungen ergreifen. Dem Naturforſcher, beſonders dem Geognoſten, iſt Kenntniß der Höhen der Berge, welche er unterſucht hat oder noch unterſuchen will, nothwendig. Wenn letzterer ſeine

geognoſtiſchen Beſchreibungen belehrend und nützlich machen will, ſo muß er zu den Charten von der unterſuchten Gegend Durchſchnitte durch die bedeutendſten Puncte derſelben legen; aber dieſer Arbeit müſſen Höhenmeſſungen vorausgehen, ohne welche nie ein richtiges Verhältniß mit der Natur erreicht werden kann. Eben ſo iſt der Militär, ohne von den Höhen der Puncte auf der vor ihm liegenden Charte unterrichtet zu ſein, nicht im Stande, das Terrain richtig zu beurtheilen, auf welchen er Pläne zu Operationen entwerfen und ſelbige leiten ſoll. Nicht minder bedarf der Topograph, welcher die aufgenommene Gegend plaſtiſch in Gyps, Thon ꝛc. darſtellen will, der Kenntniß aller Erhabenheiten und Vertiefungen dieſer Gegend, weil ohne ſelbige kein treues Nachbilden derſelben möglich iſt. Hieraus geht hervor, wie ſehr die Höhenmeſſungen vervielfältigt zu werden verdienen und wie überaus wichtig es war, Mittel ausfindig zu machen, um ſchnell und richtig zum Ziele zu gelangen. Dieſe Mittel ſind Inſtrumente, vorzugsweiſe das Barometer mit Thermometern, und die Atmoſphäre. Sobald man nur wußte, daß der unſere Erdkugel umgebenden Lufthülle Schwerkraft und Elaſticität eigen war, und man die Wirkung derſelben auch an dem Barometer wahrgenommen hatte, ſo gelangte man zu dem Schluſſe, daß dieſe Wirkung beim Aufſteigen in der Atmoſphäre ſich modificiren und einem gewiſſen Geſetze unterworfen ſein müſſe. Man ſuchte dieſes Geſetz durch Erfahrung ausfindig zu machen, indem man das Barometer nach und nach auf bekannte Höhen trug, ſolches nebſt den Thermometern daſelbſt beobachtete und daraus Regeln ableitete, um die verſchiedenen Erhöhungen der Orte über der Meeresfläche zu finden. Da die Lehre vom Höhenmeſſen mit dem Barometer ihren Urſprung und Ausbildung franzöſiſchen Gelehrten verdankt, ſo ſoll hier eine kurze Darſtellung ihrer desfalſigen Arbeiten folgen. Wie ſchon unter dem Artikel „Barometer" erwähnt worden, war Pascal der erſte, welcher in Vereinigung mit einigen ausgezeichneten Liebhabern der Phyſik, und zwar den 19. Sept. 1648 zu Clermont und auf den nicht weit davon gelegenen Berge, den Puy de Dome, jene Erfahrung machte, welche er gleichſam ſchon geahnet hatte. Es ergab ſich nämlich, daß das Barometer im Kloſtergarten zu Clermont 26 Zoll 3½ Linie, dagegen auf dem Gipfel des vorgenannten Berges nur 23 Zoll 2 Linien zeigte. Hieraus folgte, daß die Queckſilberſäule ſich wie die Luftmenge verminderte, welche jene in dem Barometer trug, und Pascal ſchloß: daß man durch dieſes Mittel erfahren könne, ob zwei Orte in demſelben Niveau ſeien oder welcher von beiden der höchſte ſei, wenn ſie auch noch ſo weit von einander entfernt und ſogar Antipoden wären. Die Phyſiker, welche nach Pascal kamen, verfolgten jene Idee, ihre Namen und der geringe Erfolg, zu welchen ſie anfänglich gelangten, beweiſen, wie viel Schwierigkeiten ſelbige darbot, ob ſie ſchon ſcheinbar ſo einfach war. Man hatte die Waage, aber man kannte den Werth der Gewichte nicht; auch haben die barometriſchen Meſſungen nur erſt ſeit Deluc, über hundert Jahre nachher, im J. 1754 einige Genauigkeit erlangt. Genannter Phyſiker wußte die durch die Wärme auf die Luft und das Queckſilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen zu unterſcheiden, welche von ihren Gewichten abhingen und die von ihm angegebenen Verbeſſerungen machen in der Geſchichte des Barometers Epoche. Dieſe Geſchichte iſt unter andern auch von Pictet aufgezeichnet worden, welcher darin ſelbſt eine ſehr ehrenvolle Rolle geſpielt hat. Biot hat auch eine kurze Auseinanderſetzung der zur Ver-

vollkommung der Theorie barometriſcher Meſſungen geſchehenen Unterſuchungen geliefert und die Tafeln, welche er zur Erleichterung der Rechnungen bekannt gemacht hat, gewähren ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Gelehrten, welche ſich mit dieſem Theile der Phyſik beſchäftigt haben. Es würde überflüſſig ſein, alle die Arbeiten einzeln zu erwähnen, welche vor Ramonds Unterſuchungen erfolgt ſind. Dieſer eifrige Naturforſcher beſchäftigte ſich zuletzt im J. 1809 vorzüglich mit dieſem Gegenſtande. In ſeinem im J. 1811 zu Clermont erſchienenen, vier Memoires enthaltenden, Werke hat er die Bedingungen einer guten Beobachtung beſtimmt, die den barometriſchen Operationen eigenen Umſtände auseinandergeſetzt und gelehrt, die Modificationen der Atmoſphäre, deren Einfluß der Richtigkeit der Meſſung nachtheilig iſt, zu erkennen, die Fehler zu ſchätzen, und ſie ſelbſt zum Fortſchreiten der Meteorologie zu benutzen. Seit Delucs Entdeckung war die von dem berühmten Verfaſſer der Mécanique céleste, vorgeſchlagene Formel, das Ausgezeichnetere, was über dieſen Gegenſtand erſchienen war; er führte alle Correctionen wegen Einwirkung der Temperatur, ſo wie der Feuchtigkeit und der Schwere, auf das Queckſilber und die Luft, auf einen beſtimmten Punct zurück, welches natürlicher und einfacher war; er ſtützte ſeine Theorie auf die genaueſten Data; allein der Coefficient, welchen er vorläufig angenommen hatte, um das Verhältniß der Gewichte der Luft und des Queckſilbers darzuſtellen, erſchien zu ſchwach; man mußte die Formel der Prüfung unterwerfen, indem man die Längen der Säulen ihren Gewichten ſubſtituirte und viele Urſachen zu Fehlern aufſuchte und beſeitigte, und den angenommen Coefficient verbeſſern oder vielmehr einen neuen beſtimmen. Dies hat Ramond gethan. Er hat durch die genaueſten Unterſuchungen und Vergleichungen der barometriſchen Meſſungen mit wirklichen Nivellements in derſelben Gegend, wo die barometriſchen Meſſungen entſtanden ſind, den Coefficient ſo beſtimmt, wie er in Laplaces letzter Formel enthalten iſt, und ſeitdem genießt ſelbige die größte Berühmtheit. Nicht nur Ramond, ſondern auch viele andere Beobachter haben ſich durch die Erfahrung überzeugt: daß dieſe Formel ſowol für kleine als große Höhen und ſogar auch zu Meſſungen unter der Erde gleich gut brauchbar iſt, und dies hat zu dem Schluſſe geführt: daß die barometriſchen Meſſungen zu einer ſehr großen Genauigkeit gelangen können, ſo oft ſie 1) mit guten Inſtrumenten, 2) von guten Beobachtern, und 3) unter den Beobachtungen günſtigen Umſtänden geſchehen. Das erſte Erforderniß iſt das Weſentlichſte. Zu jeder Unterſuchung des Höhen-Unterſchiedes zweier Puncte gehören zwei Barometer und vier Thermometer, von welchen letztern zwei an die Barometer befeſtigt und zwei frei ſind. Dieſe Inſtrumente müſſen ſo einfach ſein, als es Bequemlichkeit und Genauigkeit verlangen; ſie müſſen alle völlig übereinſtimmen. In Dresden werden dergleichen Inſtrumente in der Werkſtätte des Herrn Blochmann, Inſpector des mathematiſchen Salons, durch Herrn Mechanikus Winkler ꝛc. von vorzüglicher Brauchbarkeit gefertigt. Die Beobachter müſſen ihre Inſtrumente gehörig kennen und mit ſelbigen umzugehn, dann aber auch vorzüglich wiſſen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei oder mehrere Beobachter ein barometriſches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen wollen, ſo haben ſie nächſt der guten Beſchaffenheit der Inſtrumente auf allen Beobachtungspuncten vorzüglich darauf zu ſehen: daß a) die Inſtrumente ſenkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geſchützt und die freien Thermometer wenigſtens 9 Fuß von dem Boden

auch ſonſt von allen Wärme leitenden Gegenſtänden entfernt ſeien; b) die Barometer richtig eingeſtellt und die Barometer- und Thermometerſtände genau aufgezeichnet werden; und c) die Beobachtungen an den in Correſpondenz getretenen Inſtrumenten gleichzeitig erfolgen. Uebrigens müſſen die Beobachter auch den Zuſtand der Atmoſphäre beſonders berückſichtigen. Sie müſſen vermeiden, bei ſtürmiſcher oder ſolcher Witterung zu beobachten, wo das Queckſilber im Barometer mehrere Bewegungen oft hintereinander macht; jede andere regelmäßige Witterung, wo die Atmoſphäre ruhig, hell oder mit Wolken verſehen iſt, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, iſt dazu paſſend. Endlich dürfen die Inſtrumente auch nicht zu weit von einander entfernt ſein. Die weiteſte Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Meſſung beeinträchtigt werden könnte. Befolgt man die obigen allgemeinen und die faſt in jeder Anleitung zum Höhenmeſſen mit dem Barometer gegebenen Regeln, ſo kann man ſich überzeugt halten, daß beſagtes Inſtrument allemal da jedem andern vorzuziehen iſt, wo man in kurzer Zeit von der Höhe eines Berges, von dem Gefälle eines Fluſſes ꝛc. auf eine gewiſſe Strecke, von dem Höhenunterſchiede der bedeutendſten Puncte einer Gegend, von der Tiefe einer Grube, von der Mächtigkeit eines Gebirgslagers ꝛc. unterrichtet ſein will. Hierbei iſt zu bemerken, daß man beim barometriſchen Nivellement eines Fluſſes deſſen Gefälle nicht bis auf Zolle genau verlangen darf; indeſſen kann verſichert werden, daß man durch ſehr ſorgfältige Beobachtungen der Wahrheit ſehr nahe kommen wird. Uebrigens darf hier die große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometer-Beobachtungen nicht unerwähnt gelaſſen werden, welche verſchiedene Gelehrte durch Ausarbeitung von auf Laplaces Formel gegründeten Tafeln verſchafft haben. Unter mehrern zeichnen ſich die im J. 1809 in Paris erſchienenen Tables hypsométriques ihrer zweckmäßigen Einrichtung und Brauchbarkeit wegen, aus. Sie ſind in der im J. 1820 bei Arnold in Dresden als Anhang zur dritten Auflage des Lehmanniſchen Werkes vom topographiſchen Zeichnen und Aufnehmen herausgekommenen Anleitung zum Höhenmeſſen mit dem Barometer, von J. G. Wiemann aus dem Franzöſiſchen übergetragen worden. Auch die von Gauß in Bodens aſtronomiſchen Jahrbuche von 1818 bekannt gemachten Tafeln ſind ihrer Kürze wegen zu empfehlen, ob man ſchon hierbei noch gewöhnliche Logarithmen-Tafeln zur Hand haben muß. Nicht minder verdienen Biots im J. 1811 erſchienene Tables barométriques einer Empfehlung, welches ſo wie deſſen Verdienſte um dergleichen Meſſungen, bereits oben bemerkt worden iſt. Endlich wird noch erwähnt, daß die von dem ſehr achtungswerthen Phyſiker und Mineralogen d'Aubuiſſon im J. 1809 im Betreff des vorliegenden Gegenſtandes unternommenen Arbeiten, deren Gang und Reſultate er in einem in der mathematiſchen und phyſicaliſchen Claſſe des Inſtituts zu Paris den 26. März und 9. April 1810 vorgeleſenen Memoire dargeſtellt hat, vorzügliche Berückſichtigung verdienen. un.

Höhenrauch, Heerrauch, eine beſondere Art Nebel, die auch wol Heiderauch, Sommerrauch, Landrauch genannt wird. Er gleicht durchaus in Farbe der Luft während des Moorbrandes in den Gegenden, wo es landwirthſchaftlich iſt, den Moor abzubrennen. Obgleich der Höhenrauch durchſichtiger iſt, als der eigentliche Nebel, ſo verdunkelt er doch die Luft in großen Entfernungen. Seine Beſtandtheile ſind feſte oder trockne Materien, welche gleich dem Rauch in die Höhe getrieben werden können. Die Entſtehung des Höhenrauchs iſt

noch nicht erklärt. In dem ſehr heißen und trocknen Sommer d. J. 1783 verbreitete ſich dieſer Rauch über die Atmoſphäre von ganz Europa nnd hielt lange an. Im Februar eben dieſes Jahres hatte damals ein entſetzliches Erdbeben Calabrien und einen Theil Sicilien mit Meſſina durchaus verheert. Eben ſo arg wüthete der Vulkan Hecla auf dem öden Island. Nur auf ein paar Tage zeigte ſich 1804 ein ähnlicher Heerrauch, aber er war nicht ſo dick; auch damals hatte man vorher Erderſchütterungen bemerkt. Im J. 1819 bemerkte man ihn abermals allgemein genug am 11. und 18. Mai.

Hohenſtaufen. In der Schlacht bei Merſeburg (1030) zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenſtaufen in Schwaben unweit Göppingen, ſich unter den Augen des Kaiſers, ſeines Herrn, ſo mannhaft aus, daß dieſer ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und ſeine Tochter Agnes zur Gemalin gab. So ward der erſte Grundſtein zur nachmaligen Größe eines Hauſes gelegt, deſſen Erhebung und Verlöſchen die wichtigſten Epochen in der Geſchichte des deutſchen Reichs bezeichnen. Als Herzog Friedrich (1105) ſtarb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Conrad; der erſtere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Conrad ward (1116) von ſeinem Oheim, Kaiſer Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgeſtattet, welches dieſer aus der ſchon 1057 heimgefallenen nordbaierſchen Markgrafſchaft errichtet hatte. Nach dem Tode Kaiſer Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsſtamm des fränkiſchen Kaiſerreichs beſchloß, ſchienen ſeine beiden Neffen, Friedrich II. (der Einäugige), Herzog von Schwaben, und Conrad, Herzog von Franken, Hoffnung zur deutſchen Krone zu haben; aber eben ihre Verwandſchaft mit dem verſtorbenen Kaiſer war Urſach, daß die beiden Directoren des Wahlgeſchäftes, Erzbiſchof Adalbert von Mainz und der päpſtliche Legat, Cardinal Gerhardt, ihm zuwider waren, und daß Lothar von Sachſen (1125) zum Könige ausgerufen wurde. Sowol dies als zunächſt auch des neuen Kaiſers Zurückforderung der unter der vorigen Regierung an die Hohenſtaufen gekommenen Beſitzungen entzündeten einen heftigen Krieg zwiſchen ihm und den Gebrüdern Hohenſtaufen. Faſt ganz würde Lothar in dieſem Kampfe unterlegen haben, hätte er nicht durch enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er ſeine Tochter und das Herzogthum Sachſen gab, ſich gerettet; denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht beider nicht mehr widerſtehen, da ſein Bruder Conrad von Franken nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande einen Zug nach Italien, wo er ſich (1123) zum König ausrufen ließ, unternommen, und ſo ſeine Macht nicht mit Friedrichs Macht vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhauſen (1135) zwiſchen Lothar und Conrad machte endlich dieſer zehnjährigen Fehde ein Ende; Conrad verzichtete auf den Titel als italieniſcher König, erhielt aber unter den Herzogen den erſten Rang, und, ſo wie ſein Bruder, alle Länder zurück. Das achtbare Haus von Hohenſtaufen war einmal vom Schickſale zur Krone beſtimmt. Nach Lothars Tode (1137) wurde Herzog Conrad von Franken auf Deutſchlands Thron erhoben (den 22. Febr. 1138 gewählt und den 6. März d. J. gekrönt). Erzbiſchof Adalbert von Trier und der päpſtliche Legat, Cardinal Theodoin, vollbrachten dieſes Werk; denn Conrad, klug und gewandt, hatte die geiſtlichen Stände während Lothars Regierung für ſich zu gewinnen gewußt, und ſchien Allen weniger gefährlich, als ſein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachſen und Baiern, deſſen große

Macht man fürchtete. Der unauslöſchliche Haß der **Welfen** (ſ. d. A.) gegen die Hohenſtaufen (Gibellinen, Waiblinger), deſſen erſter Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar ſchon lag, wurde dadurch noch mehr entzündet, daß Kaiſer Conrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, ſeine geſammten Lehen einzog und anderweit verlieh, da dieſer ſeiner Verordnung, das Herzogthum Sachſen, Toscana und einige andere italieniſche Beſitzungen aus dem Grunde abzutreten, „weil es gegen die deutſche Verfaſſnng ſei, daß ein Fürſt zwei Herzogthümer beſitze," ſich nicht hatte unterwerfen wollen. Ueber 300 Jahre lang dauerte der mit dieſem kaiſerlichen Urtheile begonnene Zwiſt, der über Deutſchland und Italien ſo viele Leiden brachte. Das Vertrauen, welches man allgemein im Reiche zu den Hohenſtaufen hatte, leitete nach Conrad III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf ſeinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der nun in der Reihe der deutſchen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbaroſſa, der Rothbart, hieß (ſ. d. Art.). Friedrich I. hatte durch ſeine ſtets wachſende Macht in Italien die Eiferſucht und den Haß des Papſtes ſich zugezogen; hierin lag wol der wichtigſte Grund, daß ſeines Sohnes und Nachfolgers, Heinrichs VI. Bemühungen, die deutſche Krone erblich an ſeine Familie zu bringen, ungeachtet der ſchon geſchehenen ſchriftlichen Einwilligung von 50 Reichsſtänden, ſcheiterten, daß er kaum die Ernennung ſeines zweijährigen Sohnes Friedrich zu ſeinem Nachfolger erlangte (1169). Der päpſtliche Widerwille gegen die Hohenſtaufen bewirkte nach Heinrichs VI. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweſer ernannten Oheim deſſelben, Herzog Philipp von Schwaben, erſtlich Herzog Berthold von Zähringen, ſodann aber Otto, zweiter Sohn Herzogs Heinrich des Löwen, und durch Schenkung von ſeinem Oheim, König Richard von England, Herr der franzöſiſchen Grafſchaft von Poitou (Otto IV.) gegenübergeſtellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) verſchaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er ſeine kaiſerlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des Papſtes, Innocenz des III., ſo ſehr auf ſich, daß dieſer des jungen Königs Friedrich in Sicilien, den Otto bekriegte, ſich annahm, den Kaiſer in den Bann that und eine große Partei in Deutſchland ſelbſt gegen ihn anfeuerte. König Friedrich zog nun nach Deutſchland, ließ ſich zu Aachen krönen, und ward nach Otto IV. Tode (19. Mai 1228) Alleinherrſcher als Kaiſer Friedrich II. Noch bei ſeinem Leben hatte er (1137) ſeinen zweiten Sohn, Conrad, zum römiſchen König wählen laſſen, nachdem der Erſtgeborne, Heinrich (ſtirbt in der Gefangenſchaft 1242), durch Empörung gegen ſeinen Vater ſich dieſer Würde verluſtig gemacht hatte. Conrad IV. ward auch nach ſeines Vaters Tode von den mehreſten deutſchen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vaticans brach nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verluſtig und verfolgte ihn mit unverſöhnlichem Haß. Doch ſchien das Glück den Hohenſtaufen nicht ganz verlaſſen zu wollen; den Gegenkönig Wilhelm von Holland, hielt Conrad, der übrigens viele perſönliche Freunde in Deutſchland beſaß, im Zaume, das päpſtliche Heer ward von ihm geſchlagen, und ſchon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (1254) ſtarb, man glaubt an Gift, das ſein

unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht hatte. Dieſer Manfred hatte nach Conrad IV. Tode ſich der Königskrone von Sicilien bemächtigt, allein er mußte ſie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou, der vom Papſte 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlaſſen. Carls harte, grauſame Regierung erweckte wider ihn eine ſtarke Partei; die Erinnerung an die edlen Hohenſtaufen wachte mächtig wieder auf, und ſo ward Conradin, Conrads IV. hinterlaſſener einziger Sohn, aus Baiern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu beſteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Koſten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, mehrere Schlöſſer und Beſitzungen für 2200 Mark Silber, zog an der Spitze eines tapfern Heers, begleitet von ſeinem Freund, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, ſchlug den Thronräuber Carl bei Aquileja, am 23. Aug. 1268, hatte aber das Unglück, als er den Feind zu hitzig verfolgte, mit Friedrich und mehreren deutſchen Fürſten gefangen zu werden, und der ſchreckliche Carl ließ ihn nebſt ſeinen Begleitern, am 29. Oct. 1268, zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel der letzte Hohenſtaufen; das weltberühmte Geſchlecht war mit ihm erloſchen! Die Hohenſtaufiſchen Beſitzungen fielen an Baiern, Baden und Würtemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Biſchof von Würzburg über. Unvergänglich iſt der Ruhm der Hohenſtaufen wegen der politiſchen Größe, welche beſonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und Kraft errungen haben, und wegen ihres eifrigen Strebens, Deutſchland von der Despotie der Päpſte zu befreien, Ordnung unter allen Ständen im Reiche herzuſtellen, und Handel und Gewerbe zu heben; aber eben ſo auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die ſie den Wiſſenſchaften und Künſten widmeten. Geſchichte und Dichtkunſt wurden vorzugsweiſe von ihnen befördert. In welchem Geiſte z. B. die Geſchichte von ihnen geſchätzt wurde, erhellt aus dem Briefe Friedrichs I., worin er ſeinen Vetter, den Biſchof Otto von Freiſingen, zu ſeinem Hiſtoriographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Gerechtigkeit erfüllt, erwarben ſich unendliche Verdienſte um die Juſtizpflege; die Gerechtſame des Unterthanen, ſelbſt gegen den Thron ließen dieſe Kaiſer, ſo wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geiſtlichen Dingen, genau beſtimmen. Aſtrologie, Aſtronomie, Phyſik, Philoſophie, Erdbeſchreibung und vorzüglich auch Poeſie waren die Gegenſtände, welche mitten unter den erhabenſten Planen und ſelbſt im Getöſe der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden, und von dem erfreulichſten Einfluſſe war die enge Verbindung der deutſchen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, ſeit dieſe Staaten den Hohenſtaufen gehörten. Friedrich II., der zuerſt die Reichstagsbeſchlüſſe in deutſcher Sprache abfaſſen ließ, errichtete ſogar große Singſchulen für die damaligen Minneſänger und gab ein Geſetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reiſen nach den Univerſitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Bei dieſer paſſenden Gelegenheit darf ein Unternehmen erwähnt werden, das dem Publikum nächſtens ein Nationalwerk darbieten wird, wie ſeit geraumer Zeit in dem hiſtoriſchen Gebiete keines erſchienen iſt: „Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit, von Friedrich von Raumer." In 6 Bänden in groß Octav und eine andere Ausgabe in 4 Bdn. in groß Quart. Beide Ausgaben mit 12 Kupfern und Charten im Brockhauſiſchen Verlage. Friedrich von

Raumer, dem gelehrten und gebildeten Publikum Deutſchlands durch verſchiedene gehaltvolle Schriften und Abhandlungen bereits nachdrücklich empfohlen, vorbereitet durch umfaſſende, zum Theil vor Augen liegende Studien, deren Anfang bis in ſein Jünglingsalter zurückgeht, ausgerüſtet mit den nöthigen ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, die er in ſeiner frühern nicht unbekannten Geſchäftsbahn practiſch zu erproben Gelegenheit hatte, unterſtützt durch die Gnade Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, welche es ihm möglich machte, zur Förderung ſeiner Abſicht zwei literariſche Reiſen nach dem ſüdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien zu unternehmen, die natürlich der Darſtellung den Reiz einer lebendigen Anſchaulichkeit geben müſſen, gebildet durch die Muſter der Alten und Neuern zu jenem klaren, heitern, würdigen Vortrage, der großen Gegenſtänden gebührt, und den die Kenner darin finden, vereinigt er in ſeiner Perſon und Lage das Nothwendigſte und Beſte, was zur Ausführung eines ſo bedeutenden Unternehmens gehört. In dem, was man nicht Philoſophie der Geſchichte zu nennen pflegt, geht er zwiſchen den Modeextremen den ruhigen Weg einer glücklichen Vermittelung, wie es einem Werke anſteht, das in Deutſchland nicht den Geiſt der Parteien, ſondern des Ganzen anregen und befördern will. Die Geſchichte der Hohenſtaufen bietet dabei in ihrer epiſchen Fülle zugleich eine tragiſche Steigerung dar und rundet ſich dadurch zu einem geſchloſſenen Ganzen ab, wie es die Welt in dieſer Kraft und Herrlichkeit nur einmal ſah.

Hohenſtaufen, ein ſehr hoher Berg im Königreich Würtemberg, zwiſchen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, merkwürdig als der Stammſitz des berühmten deutſchen Geſchlechts, das von ihm ſeinen Namen führte. Er erhebt ſich über den Bergrücken, der zwiſchen der Fils und Rems hinſtreicht, in pyramidenförmiger Geſtalt; an ſeinem ſüdlichen Abhange liegt ein Marktflecken gleiches Namens. Die Burg Hohenſtaufen wurde im Bauernkriege (1525) von den Empörern verbrannt. Man ſieht jetzt von ihren Trümmern nichts mehr, als eine wenige Fuß lange niedrige Mauer.

Hohenzollern. Vom alten Bergſchloſſe Zollern oder Hohenzollern in Schwaben ſtammt das Geſchlecht dieſes Namens, deſſen älteſter bekannter Ahnherr, Thaſſilo, Graf von Zollern, gegen das J. 800 ſtarb. Sein Nachkomme im achten Geſchlecht war Robert II., Graf von Zollern, der 1165 lebte, und zwei Söhne hatte, Friedrich IV. und Conrad. Letzterer wurde im J. 1200 erſter Burggraf von Nürnberg; ſein Urenkel, Friedrich III., erhielt 1273 die fürſtliche Würde, und das Burggrafthum Nürnberg als erbliches Lehn. Von ihm ſtammt die königl. preuß. Dynaſtie her. Conrads älterer Bruder, Friedrich IV., pflanzte als Beiſitzer der väterlichen Erbgüter, das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme im achten Geſchlecht, Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeiſter, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiſer Maximilian I. mit dem Reichserbkämmereramte beliehen, und vertauſchte an dieſen gegen die Herrſchaft Haigerloch die Herrſchaft Räzuns. Sein Enkel, Carl I., den Kaiſer Carl V. in Spanien hatte erziehen laſſen, erhielt, nach dem Erlöſchen des Geſchlechts der Werdenberge (1529) die Grafſchaften Sigmaringen und Vöhringen. Dieſer Graf von Zollern ward Präſident des Reichshofraths und ſtiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher ſeine Söhne gemeinſchaftlich den Titel und das Wappen der Grafſchaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrſchaften Haigerloch und Wöhrſtein führen ſollten, das Reichserb-

kämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauſes bleiben ſollte, wenn dieſer nicht ſelbſt ſich deſſen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., theilten ſich in das väterliche Erbe alſo, daß jener Hohenzollern, und dieſer Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen, und hievon nahm ſeine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die ſeines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von H. Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürſtenſtand erhoben (28. März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den älteſten der ſigmaringſchen Linie übertragen wurde; Kaiſer Leopold I. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der ſigmaringenſchen Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürſtentitel. Das Stammland Hohenzollern war alſo nun eine gefürſtete Grafſchaft, und mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrſchaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum, weder vom Kaiſer noch vom Reiche lehnbar; nur den Blutbann ſollten die Fürſten vom Kaiſer zu Lehn tragen. Unter Hermann Friedrich Otto, dem Vater des jetzt (ſeit 1810) regierenden Fürſten Friedrich Hermann Otto (geb. 22. Jul. 1776), von Hechingen, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichſchen Herrſchaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptſchluſſe (1803) die Herrſchaft Hirſchlatt und das Nonnenkloſter Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. 1806 ward der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen (kaiſerl. franz. Obriſter) Mitglied des rheiniſchen Bundes; erhielt die Souveränität und im Collegium der Fürſten ſeine Stelle unmittelbar nach Naſſau. Die Bevölkerung ſämmtlicher hechingiſchen Beſitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal 5½ Q. M. Das ganze Ländchen, von der Starzel durchfloſſen, iſt gebirgig, indem es einen Theil der ſchwäbiſchen Alpen begreift, doch bringt es in den Thälern (darunter das Killerthal das breiteſte und fruchtbarſte iſt) und an den Abhängen der Berge das nöthige Getreide hervor, beſonders da man auch viele Kartoffeln zieht. Ein Haupterzeugniß iſt das Holz. Die Gewerke beſchränken ſich auf einige Wollenweberei und Baumwollenſpinnerei. In dieſen Beſitzungen liegt das alte Bergſchloß Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürſten wurden auf 80,000 Gulden geſchätzt. Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürſtliche Würde und von dem Churfürſten Maximilian von Baiern die Herrſchaft Schwobeck. Der jetzt regierende Fürſt, Anton Aloyſius Mainhardt Franz (geb. 20. Juli 1762, folgt ſeinem Vater den 26. Dec. 1785), verlor in Folge des Lüneviller Friedens die Feudalrechte in den niederländiſchen Herrſchaften Bormeer, Berg, Dirmüde, Genbringen, Etten, Wiſch, Pannerden und Millingen und die Domänen in Belgien, wofür er die Herrſchaft Glatt und die Klöſter Inzighofen, Kloſterbeuern und Holeſchein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen, und erhielt außer der Souveränität die Herrſchaften Achberg und Hohenfels, die Klöſter Kloſterwald und Habsthal, und außerdem noch die Souveränität über alle ritterſchaftlichen Beſitzungen innerhalb ſeines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrſchaften Gammertingen und Hettingen, die fürſtl. fürſtenbergiſchen Herrſchaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die Turn- und Taxiſchen Herrſchaften Oſtrach und Straßberg die Oberhoheit. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen beſteht in 20 Q. M.,

mit 39,000 Einwohnern. Die Einkünfte rechnet man auf 240,000 Gulden. Die Donau und die Lauchart durchfließen dieſe Lande. Der nördliche, am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meiſtens einen ſteinigen, undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getreide nicht einmal hervorbringt, aber reich an Waldungen iſt; hingegen der ſüdliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, ſo daß viel Getreide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken ſind nirgends. Beide fürſtliche Häuſer traten 1815 dem deutſchen und 1817 dem heiligen Bunde bei und haben in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit Lichtenſtein, Reuß, Schauenburg, Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesverſammlung hat jedes eine beſondere Stimme. Die Reſidenzſtädte beider fürſtlichen Häuſer ſind Hechingen und Sigmaringen.

Hoherofen, Hohofen (Eiſenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Claſſe der Schachtöfen, die ihren Namen davon haben, weil die innere Höhlung derſelben, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Schachten, Schacht genannt wird. Sie ſind bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichſten, und heut zu Tage wird in ganz Deutſchland das Eiſenerz darin ausgeſchmolzen, nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafſchaft Mansfeld dieſe deutſche Erfindung zuerſt eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen angehen oder angelaſſen werden ſoll, ſchüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andere Oeffnungen ſorgfältig mit eiſernen Platten zu, damit die Kohlen ſich nur langſam anzünden und den Ofen erwärmen, wozu bisweilen 10 bis 14 Tage Zeit erforderlich ſind. Dann wird die Schachtmündung geöffnet, und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt ſind, fängt man an, Eiſenſtein, Kalk, Lehm und oft auch flußbefördernde Zuſchläge einzuſchütten, und ſo wird mit Unterhaltung des Feuers und Eiſenſteins- ꝛc. Einſtürzen Monate lang fortgefahren. Man ſchmelzt in dieſen Oefen entweder über den Sumpf, wenn das Geſchmolzene ſich im Ofen auf der vertieften Spur ſo lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgeſtochen wird; oder über das Auge, wenn das Geſchmolzene ſogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Oeffnung, in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherprieſter heißt in der deutſchen Bibel das Oberhaupt der jüdiſchen Prieſterſchaft. Moſes übertrug dieſe Würde ſeinem Bruder Aaron, in deſſen Familie ſie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des jüdiſchen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde ſie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkür ertheilt; zu den Zeiten Jeſu ſcheint ſie ſogar von mehrern wechſelweis amtführenden Prieſtern zugleich verwaltet worden zu ſein. Die Wichtigkeit dieſer Würde war ſchon durch die Pracht und Koſtbarkeit eines Gewandes angedeutet, das unter die vorzüglichſten Kunſtwerke des Alterthums gehört. Berühmt iſt beſonders das Bruſtſchild des Hohenprieſters, Urim und Thummim, d. i. nach Luther, Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelſteine genannt, welches aus zwölf in Gold gefaßten, mit dem Namen der zwölf Stämme bezeichneten und im Rechteck zuſammengefügten Edelſteinen beſtand. In dieſem Schmuck erſchien der Hoheprieſter als die heiligſte und höchſte Perſon im Volke bei ſeinen Amtshandlungen. Ihm ſtand die Anordnung und Oberaufſicht des Gottesdienſtes, die Verkündigung der Befehle Jehovas an das Volk, den nur er in wich-

tigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obſchon die Rechtspflege beſondern Richtern übertragen war, entſchied er in ſchwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Inſtanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne ſeine Zuſtimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweiſe der Prieſter, der vor dem Herrn ſteht, und war im eigentlichſten Verſtande der Mittler zwiſchen Jehovah und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligſte der Stiftshütte (ſpäter des Tempels), und durch ſein Gebet und Opfer bei dieſer Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott verſöhnt und der Vergebung ſeiner Sünden theilhaftig zu werden, eine Vorſtellung, deren Einfluß auf den chriſtlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jeſu leicht zu erkennen iſt. Wie die römiſche Hierarchie jene jüdiſchen Begriffe vom Prieſterthum zur Begründung ihres Anſehens zu benutzen, und insbeſondere die Vorrechte des Hohenprieſters auf den päpſtlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papſtthum näher an. E.

Hohes Lied, oder Lied der Lieder, iſt die Ueberſchrift einer Reihe von Liedern und Wettgeſängen der Liebe, die zwar im bibliſchen Canon unter den Salomoniſchen Schriften ſtehen, und auch, was Sitte, Colorit und Sprache betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Ueppigkeit des Salomoniſchen Zeitalters an ſich tragen; aber doch wegen der merkbaren Hinneigung ihrer hebräiſchen Sprachformen zur aramäiſchen Mundart, von Eichhorn und Andern für Erzeugniſſe einer ſpätern Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetiſcher Kunſtwerke die Aeſthetik dieſe Gedichte zurechnen ſoll, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sie machen allerdings als verſchiedene Scenen und Situationen einer fortſchreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als ſolches ſtreifen ſie näher an den Charakter der Idylle, als, wie Einige behauptet haben, des Dramas; daß ſie aber ſicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der, die Kunſtregel vor Augen, ſich nur mit ſeiner Phantaſie in die Lage der darin handelnden Liebenden verſetzte, ſondern aus einem Herzen floſſen, das ſelbſt liebend und geliebt ſein eignes Liebesglück beſang, erhellt eben ſowol aus der überall hervorſtechenden Eigenthümlichkeit der Situationen und Wechſelreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit ſpricht, die ſich weder verkennen noch erkünſteln läßt. Sei es denn, daß entweder Salomo dieſen Ausbund ſeiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für ſich und ſeine Sulamith ſelbſt geſchrieben, oder ein ſpäterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern ſeine Poeſie mit Salomoniſchem Gewande ausgeſchmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für Alle, die es unbefangen leſen — religiöſe Beziehungen werden ſie darin nicht entdecken; alles ſpricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwol haben ſeit Origenes bis in das 17. Jahrh. die Kirchenexegeten ſich angeſtrengt, dieſem Buche eine myſtiſch-religiöſe Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der chriſtlichen Kirche die Meinung herrſchend, das Hohelied beſchreibe die Vereinigung der gläubigen Seelen mit Gott, Chriſtus ſei der Bräutigam und ſeine Kirche die Braut; die Küſſe, nach denen ſie lechzt, ſeien ein Bild ihrer Sehnſucht nach ihm; die ſehr ins Einzelne geſchilderten Reize ihres Körpers nichts anders, als ſinnliche Bilder von den inneren Reizen, durch welche die gläubige Kirche Chriſto wohlgefalle; die kleinen Füchſe, die Sulamith als Zerſtörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrleh-

rer ſein. Weiſer waren die jüdiſchen Rabbinen der alten Zeit, die das Leſen des Hohenliedes keinem vor dem dreißigſten Jahre erlaubten, und es nie öffentlich in der Verſammlung vorleſen und erklären ließen; ja ſchon der Umſtand hätte die chriſtlichen Theologen von dem Wahne, hier eine religiöſe Allegorie zu ſuchen, zurückführen ſollen, daß das neue Teſtament nie von dieſem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten ſich die deutſchen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen, und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus, den Thorheiten des Allegoriſirens mit dieſem Gedichte zuerſt ein Ziel zu ſetzen; auch Boſſuet nahm einen Wortverſtand an und hielt es für Salomons Hochzeitlied; die größten Verdienſte aber erwarb ſich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in ſeinen 1778 geſchriebenen Liedern der Liebe. (S. ſeine Werke zur Religion und Theologie, 7r. Thl. 1807.) Niemand hat dieſes Gedicht wärmer und wahrer durchempfunden und das orientaliſche Colorit deſſelben unſerm Verſtändniſſe näher gebracht, als er; auch ſcheint uns ſeine Ueberſetzung den Geiſt und die Süßigkeit der Urſchrift beſſer wiederzugeben, als andere Verdeutſchungen unſerer Zeit. E.

Höhlen ſind leere Räume von verſchiedener Größe im Innern der Erde oder in Bergen. Sie werden in Kalkgebirgen, ſelten oder nie auf dem platten Lande angetroffen. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verſchiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfſtein ausgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden ſich mehrentheils Waſſer befindet. Nicht ſelten trifft man in dieſen Höhlen verſteinerte, oder mit einer Steinkruſte überzogene, Ueberbleibſel von Thieren, z. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollſtändige Gerippe. Die in Kalkgebirgen befindlichen Höhlen ſcheinen durch das Waſſer gebildet zu ſein. Dieſes erweicht nämlich bei ſeinem Durchſeihen durch die Zwiſchenräume des Geſteins die in Schichten oder Neſtern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die aufgelöſten Theile mit ſich fort. Da, wo die Waſſertropfen hinfallen, ſetzt ſich die ihnen beigemiſchte Kalkmaſſe an, und ſo bildet ſich der Tropfſtein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säulen und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf dieſe Art. Das eindringende Regen- und Schneewaſſer ſpühlt in Kalkgebirgen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Oeffnung, welche die Bergleute Kalkſchlotten zu nennen pflegen. Bisweilen ſtürzt dadurch ein Theil des darüber liegenden Bodens ein. Befinden ſich in den Kalkſchichten im Waſſer unauflösbare Körper, z. B. Muſcheln, Knochen u. dgl., ſo bleiben dieſe auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Beſonders berühmt ſind die Baumannshöhle am Harze, die Geulenreuther und andere Höhlen im Baireuthiſchen, die Elfenhöhle in Derbyſhire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle u. a.

Hohlmünzen, ſ. Bracteaten.

Holbach (Paul Thierry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Manheim und Berlin, war zu Heidelsheim in der Pfalz 1723 geboren und ſtarb zu Paris 1789. Als ein ſcharfſinniger Kunſtkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetſten Männern der franzöſiſchen Hauptſtadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und geſellig; was auch J. J. Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen, nicht aus Uebelwollen, ſondern aus Vorurtheil und Irrthum, gegen ihn anführen mag. Die

Rolle, welche er zu ſeiner Zeit in den höhern Cirkeln von Paris ſpielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreiſe von geiſtreichen Männern zum Vereinigungspuncte diente, und auf die Verhältniſſe derſelben einwirkte. Um die Naturgeſchichte und Chemie erwarb er ſich nicht unwichtige Verdienſte, beſonders durch Ueberſetzung mehrerer deutſchen Werke ins Franzöſiſche. Er bearbeitete für die Encyclopädie eine Menge naturhiſtoriſcher, politiſcher und philoſophiſcher Artikel; auch wird ihm von einigen das Système de la nature zugeſchrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht iſt. Sehr groß waren die Verdienſte, die er ſich, rathend, helfend, fördernd, um Andere erwarb. Seine geſelligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verſtand die Kunſt, ſich mit großer Beſtimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne ſchneller und ſicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn ſeinen Zweck um ſo ſicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Maler und Formſchneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte ſeine Kunſt bei ſeinem Vater, Johann Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweiſe von Kunſttalent, malte in Miniatur, mit Waſſerfarben und in Oel, Porträts und hiſtoriſche Gegenſtände ſo gut, daß er ſchon im Jünglingsalter ſich Ruhm erwarb. Um dieſe Zeit zog ſein Vater nach Baſel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntſchaft an dem berühmten Erasmus machte, der ſich eben daſelbſt aufhielt, um ſeine Werke drucken zu laſſen. Er malte den berühmten Gelehrten und verfertigte die bekannten Holzſchnitte zu deſſen Lob der Narrheit. Beide befreundeten ſich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer böſen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen, und ein Empfehlungsſchreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieſer ihn in ſein Haus auf, wo er ihn gegen drei Jahre beſchäftigte. Nach dieſer Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu ſich, und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überraſcht und entzückt von dem Anblicke, rief aus: Lebt der Künſtler noch, und iſt er für Geld zu haben? Morus ſtellte denſelben vor, der König nahm ihn in ſeine Dienſte, und belohnte ihn reichlich. Wie ſehr er die Verdienſte deſſelben ſchätzte, beweiſt die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus ſieben Bauern ſieben Lords machen aber keinen Maler Holbein. Der Künſtler ſtrebte aber auch mit allen Kräften, ſich ſolcher Gnade würdig zu beweiſen. Seine Porträts athmen Geiſt und Leben, ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen zeichnen ſich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen ſind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der altdeutſchen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat ſchöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuſchung herausgearbeitet. Die Leidensgeſchichte Chriſti, den Leichnam deſſelben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten. Seine meiſten Gemälde ſind zu Baſel, Venedig und London. Nicht aber blos als Maler, ſondern auch als Formſchneider zeichnete ſich Holbein höchſt vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künſtler im Formſchneiden genannt werden. Auch dieſe Kunſt übte er ſehr frühzeitig aus; ſchon in ſeinem 16. Jahre ſchnitt er in Holz und gab bis zu ſeiner Abreiſe nach England (1526) eine anſehnliche Sammlung kleiner Holzſchnitte heraus. Die vortreffliche Aus-

führung derſelben verſchaffte ihm viel Arbeit in dieſer Art. Nachdem er eine große Anzahl hiſtoriſcher Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieſelben ins Kleine und ſchnitt ſie in Holz. Dies that er auch mit ſeinem zu Baſel gemalten berühmten Todtentanze (ſ. d. Art.), wovon die Originalzeichnungen auf der Baſeler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzſchnitte davon ſind ein Meiſterſtück ſeiner Kunſt. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch ſeinen zu Baſel gemalten Bauerntanz ſchnitt er in Holz, und dieſe Blätter haben ſich ſehr ſelten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche hiſtoriſche Gegenſtände aus dem alten Teſtament vorſtellen, iſt die beſte Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechſel erſchienen. Wahrſcheinlich ſind dieſe noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn ſie ſind minder vollkommen als jener; die Figuren ſind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein ſtarb zu London 1554 an der Peſt. Wenzel Hollar (ein Kupferſtecher aus Prag, geb. 1607, geſt. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm geſtochen. Von ſeinem Todtentanze hatte Papillon eine ausführliche Beſchreibung geliefert. Ueber ſein Leben ſ. den erſten Band von Füßlys Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), dieſer Schöpfer der neuern däniſchen Literatur und Volksſchriftſteller in dem Sinne, wie es Cervantes bei den Spaniern, Moliere bei den Franzoſen, Shakſpeare bei den Engländern iſt, war 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Er verlor ſeinen Vater, den ein Zug der Tapferkeit vom gemeinen Soldaten zum Oberſten befördert hatte, in ſeiner Jugend ſchon; es konnte daher auf ſeine Erziehung und erſte Ausbildung wenig verwendet werden. In Copenhagen ſtudirte er 1702 Theologie und fremde Sprachen, und nahm nachher verſchiedene Hofmeiſterſtellen an. Durch das Leſen von Reiſebeſchreibungen wurde eine große Reiſeluſt in ihm geweckt. Sein erſter Ausflug war nach Amſterdam. Trotz ſeiner bedrängten Umſtände, und ob er gleich oft in Noth kam, gelang es ihm doch nach und nach, England, Deutſchland, Frankreich und Italien zu beſuchen. Nach der Beendigung ſeiner Reiſen kehrte er nach Copenhagen zurück, wo er noch ein paar Jahre lang als Sprachmeiſter in dürftigen Umſtänden leben mußte. 1718 erhielt er endlich eine Profeſſur der Metaphyſik; 1720 wurde er Conſiſtorialaſſeſſor und Profeſſor der Beredſamkeit. Bis dahin hatte ſich Holberg faſt nur der Jurisprudenz, der Geſchichte und dem Sprachſtudium gewidmet, und bis zum 30ſten Jahre keinen Vers gemacht. Jetzt erſt verſuchte ſich ſein bewegliches Talent zum erſtenmale in der Satyre, in welcher anfangs Juvenal ihm als Muſter vorſchwebte. Dieſe Verſuche gelangen, und er ſchrieb nun ſein großes heroiſch-komiſches Gedicht in Jampen, den „Peder Paars." Durch dieſe national-däniſche Satyre begründete Holberg ſeinen Ruhm nicht nur unter ſeinen Landsleuten, ſondern auch im Auslande, da dieſes Werk in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Ein Zufall brachte ihn nun darauf, für die Bühne zu arbeiten, und hier war es vorzüglich, wo ſich ſein großes Talent entwickelte, und wo er den eigentlichen Wirkungskreis für daſſelbe gefunden hatte. Er ſchrieb mit vieler Leichtigkeit und ſchnell hinter einander 24 Luſtſpiele, die ſämmtlich großen Beifall erhielten, und wodurch er im eigentlichen Sinne Stifter der komiſchen Bühne der Dänen wurde. Auch ſichern die lebendige kräftige Laune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere ſeiner Luſtſpiele ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Luſtſpieldichter unter den Neuern einen der ehrenvollſten Plätze. War auch

Vieles nur auf ſeine Zeit und die damalige Bildungsſtufe ſeines Volks berechnet, ſo zeigt es doch von dem wahren und echt komiſchen Charakter ſeiner Stücke, daß ſie noch immer gern geſehen und geleſen werden, da einer der erſten Dichter Dänemarks in jetziger Zeit, Baggeſen, eine Bearbeitung derſelben, den jetzigen Bildungsfortſchritten und der Ausbildung der däniſchen Sprache angemeſſen, unternommen hat. Nicht minder als ſein Peder Paars und ſeine Luſtſpiele machte ihn ſein ſatyriſch-humoriſtiſcher Roman: Nicolaus Klimms unterirdiſche Reiſe berühmt. Derſelbe iſt in lateiniſcher Sprache geſchrieben, wurde aber gleich nach ſeiner Erſcheinung in ſieben Sprachen überſetzt, zuletzt deutſch von Mylius 1788, und däniſch von Baggeſen 1789. Seine Epiſteln, Fabeln und Epigramme ſind ebenfalls geſchätzt, und nicht minder ſeine hiſtoriſchen Werke, die er unter Chriſtian V. ſchrieb, welcher der Poeſie und den Vergnügungen nicht ſehr günſtig war; doch Holberg wußte ſich in die Zeit zu finden. Durch alle dieſe Arbeiten erwarb ſich Holberg Anſehn und Reichthümer, und 1747 wurde er vom Könige in den Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb 1754, und vermachte den bedeutendſten Theil ſeines Vermögens der Ritterakademie zu Soröe. Holberg war ſeinem Charakter nach Engländer, ſeinem Geſchmack und ſeiner Bildung nach Franzoſe; er war immer mit Auswahl gekleidet, ſtets munter und fein in ſeinen Scherzen. In ſeiner Lebensweiſe war er äußerſt mäßig. Eine ſeiner Eigenheiten war auch, daß er gern mit Frauen umging; er fand ihre Unterhaltung treffender und natürlicher, als die der Männer. Holbergs Luſtſpiele, ins Deutſche überſetzt von Oehlenſchläger, ſind kürzlich bei Brockhaus in Leipzig in 4 Bänden erſchienen. Der Ueberſetzer hat ſich bemüht, den Geiſt des Originals ſo treu als möglich wiederzugeben, ohne deshalb ein Sclave deſſelben zu werden. Ein Dichter, wie Oehlenſchläger, ſteht mit einem Dichter wie Holberg in natürlicher Wahlverwandtſchaft, was denn auch die Ueberſetzung gnügend beweiſt. Beſonders iſt die kräftige, derbe, ſarkaſtiſche Mimik glücklich getroffen. Allerdings iſt der deutſche Ausdruck nicht überall ſtreng correct, doch erhält er für gebildete Leſer dadurch auf der andern Seite etwas Pikantes, das zur Erhöhung der komiſchen Stimmung beiträgt.

Holkar, der Geſchlechtsname eines der mächtigſten Marattenfürſten, deſſen Länder im weſtlichen Hindoſtan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieſes Herrſcherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Marattenfürſten, nördlich vom Nerbuddaſtrome, dem Hauptſitze der räuberiſchen Pindaries, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerſtand leiſtete, und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaſte, welche in dem brittiſchen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter ſeinen Fahnen verſammelte. Malarows Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, beſoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 Mann zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah ſchwächten ſeine Macht. 1803 griff er den Peiſchwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieſer hierauf bei dem brittiſchen Statthalter in Bombay Hülfe ſuchte, miſchten ſich ſofort die Britten in die innern Händel der Maratten, und ſchwächten alle Fürſten dieſes Bundes, indem ſie dem Peiſchwah Beiſtand leiſteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerſtande beſiegt, und mußte in den Friedensſchlüſſen vom 24. Decbr. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittiſche Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit

dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberiſchen Unternehmungen der Pindaries gegen das brittiſche Gebiet fort; ſie wurden insgeheim von Holkar und vom Scindiah unterſtützt, und als 1807 der Peiſchwah ſelbſt, durch ſeinen Miniſter, einen allgemeinen Krieg des weſtlichen Marattenbundes gegen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, deſſen Mutter die Regentſchaft führte, unter die Waffen. Aber der Marſch eines brittiſchen Heers, unter dem Generalgouverneur Marquis von Haſtings (Lord Moira), brachte den Scindiah ſo außer Faſſung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feſte Plätze als Bürgſchaft ſeiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihres Heeres vor, um ſich mit dem Peiſchwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieſes Fürſten veranlaßte auch ſie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand ſich damals mit ſeinen Miniſtern bei einem andern Heere, und die Miniſter wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürſtin, eine Schlacht, deren Verluſt das Schickſal Holkars entſchied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop (21. Dec. 1817) über ſein Heer erkämpft hatte, mußte er (31. Dec.) zu Machindpuhr den Unterwerfungsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorſchrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peiſchwah ſelbſt gänzlich beſiegt war, ließ der Marquis von Haſtings die Waffenplätze der Pindaries am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerſtreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Kanonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peiſchwah wurde abgeſetzt und der 12jährige Holkar der oſtindiſchen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Mill. Gulden), die der Holkar hatte, ſind ihm 12 zu ſeinem Unterhalt und ſeinem Hofſtaate beſtimmt. Uebrigens muß er ein engliſches Truppencorps in ſeinen Staaten (daſſelbe iſt auch der Fall bei den übrigen Marattenfürſten) unterhalten, eine Feſtung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in ſeine Dienſte nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geſchlechte der Fürſten Holkar). Nach dieſem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peiſchwah kann man den marattiſchen Fürſtenbund als aufgelöſt anſehen, und ganz Indien iſt ſeit 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittiſch-oſtindiſchen Compagnie unterworfen. K.

Holland, ſ. Niederlande (Königreich der).

Holländer, ein nach holländiſcher Art eingerichtetes Stampfwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelſt einer mit eiſernen Schienen beſchlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geſchehen kann. — **Holländerei**, eine auf holländiſche Art eingerichtete Milch- und Kuhwirthſchaft. Oft verſteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anſtalten auf einem Gute darunter, wo die Milch zu Butter und Käſe verarbeitet wird. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer zuerſt den Gutsbeſitzern ihr Vieh abpachteten.

Holländiſche Literatur und Sprache, ſ. Niederländiſche Literatur und Sprache.

Holländiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule.

Hölle, von hohl und Höhle, bedeutet urſprünglich einen hohlen, verborgenen und verſteckten Ort. Beſonders führt dieſen Na-

men der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwiſchen dem Ofen und der Wand in den Familien, die ſich mit wenigem Raum behelfen müſſen. Auch wird dieſes Wort von den unterſten, tiefſten Räumen der Erde im Gegenſatze des Himmels gebraucht. So wie ſich der Menſch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über ſich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, ſo verſetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finſterniß; daher iſt es gekommen, daß man ſich den Wohnort der böſen Geiſter als ein unterirdiſches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welche die Erde ſchwebt, befindliches Behältniß vorgeſtellt und die Hölle genannt hat.

Höllenſtein oder **Silberätzſtein**, lapis infernalis, causticum lunare (Chirurgie), beſteht aus den ſalpeterſauren Silbercryſtallen, welchen man durch die Schmelzung ihr Cryſtallwaſſer genommen hat. Die Silbercryſtallen ſchießen aus der Silberauflöſung in Salpeterſäure abgeraucht von ſelbſt an. Der fertige Höllenſtein iſt ſchwarzbraun von Farbe, höchſt ätzend und ſcharf, beſteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpuncte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löſt ſich ganz im Waſſer auf. Soll der Höllenſtein gut ſein, ſo muß er aus reinem Capellenſilber bereitet werden; denn der kupferhaltige ſieht grünlich aus, und zerfließt ſehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des ſogenannten wilden Fleiſches. X.

Holm bedeutet im Niederdeutſchen einmal einen Hügel, dann eine kleine Inſel, beſonders in einem Fluſſe, See ꝛc. Dieſe Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer ſolchen kleinen Inſel, und in weiterer Bedeutung überhaupt ein Platz an der Küſte, wo man Schiffe baut; daher ein Schiffsholm ſo viel als ein Schiffswerft.

Holſtein, ein deutſches Herzogthum, grenzt im Norden an Schleswig, im Oſten an die Oſtſee und das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Weſten wird es zuerſt durch die Elbe vom Königreich Hannover getrennt, und darauf von der Nordſee beſpült. Der Flächeninhalt iſt 153 QM., mit 340,000 Einw., meiſtens Lutheranern, in 14 Städten, 22 Flecken und 286 Dörfern. Ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwiſchen dem Rieſengebirge und dem Kyöln, durchzieht das Land von Süden nach Norden, wodurch es 2 Hauptſenkungen erhält, an einer Seite zur Elbe und Nordſee, und an der andern Seite zur Oſtſee. Dieſe Abdachungen unterſcheiden ſich weſentlich von einander. Die erſte iſt ſanfter abſteigend und größer, als die andere; auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende ſind: das der Alſter, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung der Oſtſee iſt dagegen hügelichter, und nur zwei ihrer Flüſſe verdienen Erwähnung, die Schwentine und die Trave. Aber deſto mehr Seegebiete bilden ſich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See ſind. Hier in der öſtlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden: beſonders lieblich ſind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden iſt faſt durchaus fruchtbar, beſonders in den Marſchländern an der Elbe und Nordſee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und ſich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der öſtlichen Abdachung iſt jetzt dieſen Marſchgegenden gleichzuſetzen, welches

vorzüglich durch's Mergeln bewirkt iſt. An Mineralien hat das Land zu Oldeslohe Salz und Kalk, aber keine Metalle. Deſto wichtiger ſind die Erzeugniſſe des Pflanzen- und Thierreichs, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getreide iſt faſt immer im Ueberfluß. Fabriken und Manufacturen ſind nicht in erforderlicher Menge vorhanden. Die Erzeugniſſe des Gewerbfleißes gehören daher nebſt den Colonialwaaren und Weinen zu den Einfuhrartikeln. Ausgeführt werden dagegen Getreide, Pferde, Rindvieh, Butter und Torf. Die Aus- und Einfuhr der Waaren iſt wegen der Lage an zwei Meeren leicht, und könnte durch Vermehrung der Canäle im Lande mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holſteiniſchen Erzeugniſſe iſt das angrenzende Hamburg, und Altona mit Lübeck. Die Theilnahme an dem grönländiſchen Robben- und Wallfiſchfange verſchafft vielen Holſteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Ueberhaupt iſt Holſtein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfniſſen fehlen kann, und das gemeiniglich Ueberfluß hat. Für die geiſtige Bildung der Jugend ſind in Glückſtadt, Altona und Kiel ſogenannte gelehrte Schulen, und in Kiel iſt eine 1665 geſtiftete Univerſität. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung ſtiftet auch das 1780 errichtete Schullehrerſeminar in Kiel; und wenn auch hier noch manches zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß viel ſchon geſchehen iſt. Am 19. Dec. 1804 ward die Leibeigenſchaft aufgehoben. Die wichtigſten holſteiniſchen Städte ſind: Altona (ſ. d. Art.), Glückſtadt, der Sitz der Landesregierung, liegt an der Elbe und am Flüßchen Stör, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 900 Häuſer mit 5200 Einw., und nimmt Theil an dem grönländiſchen Robben- und Wallfiſchfange. Rendsburg an der Eyder, wo der holſteiniſche Canal, der den Kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, iſt eine wichtige Feſtung mit 4000 Einw.; Kiel, mit einem Hafen an der Oſtſee, hat 8000 Einw. Beſonders wichtig iſt ein hier im Jan. Statt findender Markt, der Kieler Umſchlag genannt (ſ. d. Art. Kiel). Die übrigen Städte ſind unbedeutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg iſt, Oldeslohe, wo Salzquellen ſind, Plön, Itzehoe, Wilſter ꝛc. Landesherr iſt der König von Dänemark; zum Behuf der beſondern Juſtizverwaltung iſt das ganze Land, mit Ausnahme der Städte und der adeligen Beſitzungen, in 21 Aemter und Landſchaften getheilt. Rechtsſachen, welche in den untern Gerichtshöfen nicht entſchieden werden, gehen aus dieſen an das obere Juſtizcollegium oder Obergericht zu Glückſtadt, und von den adeligen Gerichten an das Landgericht, das zum Theil die Ritterſchaft beſetzt; doch iſt noch das remedium supplicationis ad regem in gewiſſen Fällen erlaubt. Das Obergericht, welches die Reichsgerichte vertreten ſollte nach der Bundesacte, fehlt hier noch. Die herrſchende Religion iſt die evangeliſch-lutheriſche, jedoch mit großer Duldung anderer Religionsparteien, und in Hinſicht kirchlicher Ordnung iſt das Land in 8 Propſteien getheilt. In jeder Propſtei iſt ein Conſiſtorium oder geiſtliches Gericht, welches von mehrern Predigern der Propſtei unter dem Vorſitze des Propſtes gebildet wird, und die zum Forum deſſelben gehörigen Sachen entſcheidet. Von hier aus appellirt man an das Oberconſiſtorium in Glückſtadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beiſitze der Prediger zu Glückſtadt und des Generalſuperintendenten erhält. So wie in jeder Propſtei der Propſt, führt der Generalſuperintendent die allgemeine Aufſicht über die Kirchen und Schulen des Lan-

des und beſucht ſolche theilweiſe jährlich. Holſteins älteſte Geſchichte iſt dunkel. Carl der Große bezwang die Sachſen, Einwohner dieſes Landes, damals Nordalbingen genannt, und verſetzte über 10,000 Familien derſelben jenſeits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiſer Lothar machte Holſtein und Stormarn zu einer Grafſchaft, und belehnte damit 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, deſſen Sohn, Adolph II., Wagrien dazu eroberte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachſen. Nach des Grafen Adolph VIII. Tode erloſch der regierende Stamm der Schauenburger, und die Stände wählten 1460 Chriſtian I., König von Dänemark, zum Grafen, behielten ſich aber unter den Nachkommen des Erwählten die Wahl ihrer Fürſten vor; ein Recht, das ſie bis zum König Chriſtian IV. und bis zum Herzog Philipp (1597) wirklich behaupteten. Damals ward ihnen die fernere Wahl vom Kaiſer unterſagt. Der Erwählte, bis dahin Lehnsmann des Biſchofs von Lübek, des Vorſtandes der Stände von Holſtein, ließ ſich vom Kaiſer Friedrich III. (1474) zum Herzog von Holſtein und Ditmarſen, das ſpäter erobert ward, ernennen. Bis dahin ward Ditmarſen eine ſächſiſche Republik von 48 Regenten regiert. Die Enkel Chriſtians I., König Chriſtian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holſteiniſchen Hauptlinien, der königlichen mit ihren Nebenlinien Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg und Holſtein-Beck, und der herzoglichen, Holſtein-Gottorp, von welcher letzteren die jetzigen Regenten in Rußland, die Linie Holſtein-Eutin und das herzogliche Haus Oldenburg abſtammen. Die frühern Streitigkeiten zwiſchen Dänemark und dem herzogl. gottorpiſchen Hauſe wurden 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürſt, nachmalige Kaiſer Paul I. von Rußland, ſeinen Antheil an Holſtein dem König von Dänemark gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt überließ. Dieſe wurden 1777 zum Herzogthum Holſtein-Oldenburg (ſ. d. A.) erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpiſchen Linie überlaſſen. Als durch den Rheinbund die deutſche Reichsverfaſſung aufgelöſt worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holſtein (9. Sept. 1806) mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ſtändiſche Verfaſſung auf. In der großen europäiſchen Criſis von 1813 zog der Krieg ſich auch nach Holſtein. Das ganze Land wurde im Dec. von den verbündeten ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen beſetzt, und nach einem kurzen Waffenſtillſtande der Frieden zwiſchen Dänemark und Schweden nebſt deſſen Verbündeten am 14. Jan. 1814 zu Kiel geſchloſſen, Holſtein ſelbſt aber erſt ſpäter von den ruſſiſchen Truppen geräumt. 1815 trat der König von Dänemark dem deutſchen Bunde wegen des Herzogthums Holſtein bei, und erhielt für daſſelbe bei dem Bundestage die zehnte Stimme, mit welcher ſpäter die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde, und im Plenum 3 Stimmen. Holſtein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutſchland geſetzt; eine ſtändiſche Verfaſſung ſoll der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Hölty (Ludw. Heinr. Chriſtoph). Dieſer echt lyriſche Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Marienſee bei Hannover 1748 geboren, wo ſein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verluſt ſeiner Muter aber und die Blattern, die ihn in ſeinem neunten Jahre entſtellten, raubten ihm dieſe natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wol ſein angeſtrengtes Studiren, welches er oft bis tief in die Nacht fortſetzte. Früh entwickelte ſich ſein Hang zum Schauerli-

chen, eben ſo früh das Talent der poetiſchen Darſtellung. 1765 ſchickte ihn ſein Vater auf die Schule in Zelle, wo er 3 Jahre blieb, und 1769 nach Göttingen. Er ſtudirte gewiſſenhaft Theologie, ohne jedoch das Leſen der Alten und Neuern und ſeine Poeſie darüber zu vergeſſen. Schon ſeit 1769 hatte er den Ruf eines geiſtreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch Käſtner in ſeine deutſche Geſellſchaft auf. In der Folge machte er Bürgers und Millers Bekanntſchaft; ſpäter lernte er Voß, Boje, Overbeck, Hahn, Leiſewitz, Cramer und die Grafen Stolberg kennen. In dieſem traulichen Kreiſe fühlte Hölty ſich glücklich. Seine liebſten Unthaltungen waren bouts rimés oder gemeinſchaftliche Parodien. Die beſten Gedichte Höltys, ſelbſt in der Gattung, die ihm eigen war, ſind aus der Zeit, wo jene Freunde ihn durch geiſtige Unterhaltung vielfach aufregten. Noch mehr ſcheint dieſer Einfluß ſich zu zeigen in Hinſicht ſeiner Balladen, wovon die Nonne und Adelſtan und Röschen in dem von Bürger wiedererweckten Geiſte der Ballade geſchrieben ſind. Noch mehr Neigung empfand er zur ſchauervollen Romanze. Ungern mochte er ſich von ſeinen Freunden und von Göttingen trennen. Um länger bleiben zu können, ſuchte er ſich einen Freitiſch und eine Stelle im philologiſchen Seminar, auch durch Unterricht und Ueberſetzungen einen Erwerb zu verſchaffen. Er hat Verſchiedenes überſetzt, z. B. der Kenner aus dem Engliſchen des Town, Hurds Dialogen, Shaftesburys Charakteriſtiken. Nicht wenig ſcheint ihm auch die Liebe ſeinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht haben. Denn er lernte, wie Petrarca, eine Laura kennen (1773). Doch verſchwieg er ihr ſeine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte ſein Gefühl unterdrükken. Im Herbſte begleitete er Millern nach Leipzig. Schon damals war ſeine Geſundheit untergraben, denn ſein angeſtrengtes Studiren hatte ſeinen reizbaren Körper ſehr geſchwächt. Dazu kam 1775 ſeines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Herbſte 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachkur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er hier mehrere ſchwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung ſeiner Gedichte beſchäftigt. Er ſtarb auch daſelbſt, für die deutſche Poeſie viel zu früh, den 1. Sept. 1776. Er war, ſagt Voß, ein Jüngling, deſſen Geiſt unter der Laſt eines ſiechen Körpers ſo aufſtrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poeſie unter den erſten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Verſuche höher zur Vollkommenheit ſtieg, und ſelbſt ſein Vollkommenſtes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er ſtellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zuſammen, worüber man mit ſich einig geworden iſt, ſie ſchön zu finden. Voll warmer, allumfaſſender Liebe blickte er in die Natur umher, und ſang, was ſein Herz empfand. Ueberhaupt charakteriſirte ſich Hölty in ſeinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichſam aus der Bruſt in den Vers überfließt, und ſelbſt in der metriſchen Form mit ſanfter, kunſtloſer Grazie uns anſpricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr ſchmückende, als erfindungsreiche Phantaſie, die in dem Kreiſe ſchmerzlichſüßer Gefühle und innere Entzückungen weilt. Tiefe, ſtille Liebe und heißer Sinn für Freundſchaft, ſüße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erſcheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbeſtandtheile ſeiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit beſteht nur in Einfällen, und wo er ſich daher zur Luſtigkeit zu ſtimmen pflegte, iſt ſeine Bemühung natürlich vergebens. Auch geſtand er

ſelbſt ein, daß die komiſche Poeſie ſein Fach nicht ſei, lieber überlaſſe er ſich der ländlichen Poeſie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; dieſe Gattung macht auch den größten Theil ſeiner Sammlung aus. In der höhern Ode ſcheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das ſanfte, elegiſche oder idylliſche Lied iſt ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit dieſem Glücke kaum wieder geſungen worden. Die echte Ausgabe ſeiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) beſorgt. (Zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holz, Holzarten. Das Holz iſt ein Theil des Pflanzenſtengels und der Pflanzenwurzel, vorzüglich der Bäume und Sträucher. In organiſcher Hinſicht iſt das Holz aus verhärteten Pflanzenfaſern zuſammengeſetzt oder beſteht aus einem Gewebe langgeſtreckter, erſtarrter Zellen (Zellgewebe). Seiner Entſtehung und Maſſe nach iſt es verhärteter, durch den Beitritt des Sauerſtoffs aus dem Waſſer und vorzüglich aus der Luft erſtarrter (gleichſam verkalkter) Pflanzenſchleim, woraus es begreiflich wird, daß das Holz des Stengels oder Stammes härter und feſter ſein muß, als das der Wurzel. Man kann das Holz und deſſen Arten vorzüglich in dreierlei Hinſichten betrachten und erforſchen: 1. in naturgeſchichtlicher Hinſicht oder nach ſeiner Bedeutung in der Pflanzenentwickelung (Pflanzenmetamorphoſe), 2. in chemiſcher Hinſicht, d. h. nach ſeinen Beſtandtheilen oder Stoffen (chemiſchen Elementen); 3. in technologiſcher Hinſicht, nach ſeiner Benutzung, oder in Beziehung auf den Gebrauch, welchen der Menſch durch ſeine Kunſt für das menſchliche Leben davon macht. So erſcheint der Stoff dieſes Artikels als ein Gegenſtand dreier Wiſſenſchaften, wovon die beiden letztern zugleich Künſte ſind, und nach dieſer Anordnung mag ſich die folgende Darſtellung richten, damit ſie ihren Gegenſtand nicht einſeitig erfaſſe. — 1. Seiner naturgeſchichtlichen Bedeutung nach iſt das Holz ein weſentlicher, zum Leben und Sein des Ganzen nothwendiger Theil, d. h. ein Organ des Stengels (auch der Wurzel). Solcher Organe hat nämlich der Stengel drei: a) die Rinde, b) den Baſt und c) das Holz. (Denn das ſogenannte Mark im Innerſten des Stengels iſt kein weſentlicher Theil, kein eigenthümliches Organ, ſondern nur lockeres, vertrocknetes Zellgewebe). Die Rinde, da ſie unmittelbar mit der Luft in Berührung und daher in Wechſelwirkung ſteht, ſcheint das Organ des Athmens für den Stengel (gleichſam ſeine Lunge oder Keime) zu ſein. Der Baſt, welcher aus verlängerten, weichen Zellen beſteht, iſt das lebendigſte Organ des Stengels; in ihm geht vorzugsweiſe der Saftlauf, der Gährungs- und Ernährungsprozeß vor ſich. Aus dem Holze dagegen, als dem innerſten Organ, iſt das Leben durch Erſtarrung meiſt entwichen, wie in den Knochen bei dem höhern thieriſchen Organismus. Dann mit letztern läßt ſich die Pflanze allerdings vergleichen, in welchen das Thier ſchon vorgedeutet iſt, da das Pflanzenreich die Vorſtufe zum Thierreich bildet, und wenn ſonach der Stengel und die Wurzel dem Rumpfe, das Holz dem Knochen entſpricht, ſo ſtellt der Baſt das mit dem Gefäßſyſtem noch verſchmolzene Fleiſch, die Rinde aber die athmende Haut (bei niederen Thieren) oder die Lunge (bei höheren) vor. 2. Die chemiſche Beſchaffenheit des Holzes, nämlich die Natur ſeiner nächſten Beſtandtheile bei der lebenden Pflanze, iſt ſchwer zu erforſchen, wegen ſeiner Unlöslichkeit; denn es iſt weder in Waſſer lösbar, noch in Weingeiſt, noch in Oelen, und eben ſo wenig in Laugen und Pflanzenſäuren, aber zerſtörbar durch Schwefelſäure, Salpeter- und oxydirte Salzſäure. Bei der Deſtillation des Holzes,

wobei es in verſchloſſenen Räumen durch Erhitzung verkohlt wird, gewinnt man ſehr verſchiedene Stoffe, nämlich a. Kohlenwaſſerſtoffgas (ein brennbares Gas), b. kohlenſaures Gas (vormals fixe Luft genannt), c. eine eſſigartige Säure (Holzeſſig), d. ein brandiges (empyreumatiſches) Oel (Theer), e. als Rückſtand und Hauptmaſſe die Kohle. 3. In technologiſcher Hinſicht ſpielt das Holz unter allen Materialien, die die Natur dem Menſchen zu nützlicher Verarbeitung darbietet, in der cultivirten Menſchenwelt eine hervorſtehende Hauptrolle. Die Folgen, welche den Menſchen aus der techniſchen Benutzung des Holzes erwachſen, ſind wahrhaft unermeßlich zu nennen. Man denke vorerſt an die Baukunſt und deren verſchiedene Arten: die bürgerliche, die Waſſerbaukunſt, Schiffbaukunſt und an die ausgebreiteten Folgen der Ausübung dieſer Künſte. Um die Aufmerkſamkeit in die Mannigfaltigkeit der Erzeugniſſe aus Holz einzuleiten, darf man nur an die Menge von Gewerben erinnern, deren Gegenſtand die Verarbeitung des Holzes iſt, z. B. an die Tiſchler- (Schreiner-), Wagner-, Bötticher- (Faßbinder-), Mühlenbau-, Drechsler, Inſtrumentenmacherkunſt u. ſ. w., derjenigen Gewerbe nicht zu gedenken, die zu ihrem Beſtehen hölzerner Maſchinen und Geräthſchaften bedürfen (z. B. die verſchiedenen Arten der Weber), und deren Zahl nicht gering iſt. Ueber die Benutzung des Holzes, als vorzüglichſtes Brennmaterial, vergleiche man übrigens den Art. Heizung, wie über die Angabe der Benutzung ausländiſcher Hölzer zum Färben den Artikel Farbeſtoffe. Auch ſpielen in der Arzneikunde ausländiſche Hölzer (Quaſſia, China u. ſ.) eine wichtige Rolle. Für die Benutzung des Holzes zu mancherlei Haus- oder Stubengeräthen und andern Kunſterzeugniſſen zu täglichem und ſeltnern Gebrauch, alſo vorzüglich für die Erzeugniſſe des Tiſchlers und Drechslers kommen die ſehr verſchiedenen Holzarten in Betrachtung, deren Kenntniß, wenigſtens der gebräuchlichſten, nicht nur den genannten Künſtlern nothwendig, ſondern auch jedem Menſchen, aus den gebildeten Ständen wenigſtens, kaum entbehrlich iſt; denn wer die Eigenſchaften der Holzarten kennt, kann ſich für ſeine Bedürfniſſe ſelbſt die zweckmäßigſten wählen, und iſt daher von dem nicht immer ſichern Urtheil des Künſtlers, bei welchem er Beſtellungen macht, nicht abhängig. Wiewol Deutſchland unter den übrigen europäiſchen Ländern gegenwärtig allein ſchon reich genug an mannigfaltigen, zum Theil trefflichen Holzarten iſt, die noch überdieß durch Beizen und andere Mittel ſehr verſchönert werden können, ſo begnügt ſich doch der Luxus damit keinesweges, ſondern zieht auch aus andern Welttheilen die ſchönſten Hölzer in ſeinen Kreis, von deren Beſchaffenheit man daher ebenfalls einige Kenntniß nehmen muß. Die Holzarten unterſcheiden ſich 1) durch ihre Farbe, 2) durch die verſchiedenen Grade der Härte (daher die bekannte Unterſcheidung in weiche und harte oder feſte Holzarten), 3) durch feine und grobe Adern oder Jahre (in der Sprache der Technik, nämlich die Spuren der Holzringe, wovon ſich im lebenden Stamme alljährlich einer anſetzt), 4) durch grobe (ſichtbare) und feine (kaum bemerkbare) Poren (Zwiſchenräume), 5) durch Elaſticität und Zähigkeit, wovon es ebenfalls ſehr verſchiedene Grade gibt, deren ſchwächſte den Namen Sprödigkeit erhalten, 6) durch ihr verſchiedenes ſpecifiſches Gewicht. Daher die Wahl des Holzes, hinſichtlich dieſer Eigenſchaften, für die Haltbarkeit und Schönheit der Arbeiten keinesweges gleichgültig ſein kann. Von der Härte, Zähigkeit, Feingarigkeit und Elaſticität hängt vorzüglich die Dauer und Polirbarkeit, und von dieſer, in Verbindung mit der Annehmlichkeit der Farbe, die mögliche Schönheit der Oberfläche der Arbeiten ab. Unter den in

Deutſchland jetzt einheimiſchen Bäumen liefern die Tanne (Pinus abies), die Fichte (P. picea) und Kiefer (P. sylvestris) ein weiches, grobaderiges, meiſt weißes oder röthliches und elaſtiſches Holz, welches zu ſchönen Arbeiten nicht brauchbar, aber zu gemeinen Geräthen ſehr dienlich iſt, und daher von gemeinen Drechslern, Dorfſchreinern und andern Handwerkern häufig verarbeitet wird. Zu den weichern, in verſchiedenen Graden minder feſten, deutſchen Holzarten gehört das weiße, feinaderige und feinporige Lindenholz, das ſchon feſtere, meiſt röthliche Erlenholz und das weiße geſchmeidige (wegen ſeiner Zähigkeit zu Korb- und Siebmacherarbeiten dienliche) Weidenholz, welchem das Holz der Pappel am ähnlichſten, das nur härtere Haſelnußholz aber (Corylus avellana) an Weiße, Feinheit und Elaſticität gleich iſt. Dieſe und andere weiche Holzarten ſind, in trocknem Zuſtande, mehr oder weniger leicht, worin ſich, als eins der leichteſten, das Lindenholz auszeichnet. Unter den härtern, dichtern und daher ſchwerern inländiſchen Holzarten hat man folgende wohl zu unterſcheiden, welche am meiſten im Gebrauch ſind: 1) Das Eichenholz, von braungrauer Farbe, ſehr feſt, aber ſpröde, von auffallender Poroſität; hält ſich in der Feuchtigkeit und Näſſe gut, und dient daher zum Waſſerbau, zu Fenſterrahmen und andern für die Dauer beſtimmten Arbeiten. 2) Buchenholz (Fagus) wird häufig gebraucht, hat ein kennliches Gewebe (röthliche, ſchuppenartige Fleckchen), iſt ziemlich feſt und weniger ſpröde, als Eichenholz. 3) Weißbuchenholz (Carpinus betulus), von einigen Hornbaum genannt, da das Holz keiner Buche angehört und ein faſt hornartiges Gewebe hat; denn es iſt ſehr hart, meiſt weiß, elaſtiſch und feinporig; dient daher zu haltbaren Drechsler- und Tiſchlerarbeiten. 4) Elzbeerholz (Crataegus torminalis), hart, ſehr feine Poren, ziemlich zäh und elaſtiſch; Farbe des jüngern Holzes weiß, des ältern röthlich oder braun, mit ſchwarzen Adern; daher brauchbar zu kleinen und feinen, wie zu großen Arbeiten. 5) Pflaumenbaumholz (Prunus domestica), röthlich (mitunter roſenfarben) und braungeſtreift, feſt und politurfähig; daher zu feinen Arbeiten dienlich. 6) Kirſchbaumholz (Prunus cerasus), gelbröthlich, feingeadert, ziemlich hart und dicht (ſchwer); zu Tiſchler- und Drechslerarbeiten ſehr tauglich. 7) Ahornholz verſchiedener Art, nämlich: a. Maßholder (Acer campestris), b. Ahorn (A. pseudoplatanoides) und Spitzahorn (A. platanoides). Unter dieſen drei Arten iſt das Maßholderholz das vorzüglichſte. Die Farbe iſt ſehr weiß, ſelten gelblich, das Gewebe dicht und fein (letzteres wird durch die jetzt bei den Drechslern und Tiſchlern gebräuchliche Lackpolitur noch ſehr gehoben). 8) Birn- und Apfelbaumholz (Pyrus communis et malus), ſind einander ſehr ähnlich, meiſt röthlich, mit braunrothen Flecken, bisweilen auch weißgelblich; die Fibern (Adern) fein, aber ſpröde, die Poren geſchloſſen; ſehr brauchbar und gebräuchlich; vorzüglicher iſt das Holz vom wilden Apfel- und Birnbaum. 9) Ibenholz (Taxus baccata, Iben- oder Eibenbaum, Taxus). Ein treffliches, aber in Deutſchland ziemlich ſeltenes Holz, weil bei uns die Stämme nur eine geringe Stärke erreichen. Ein dichtes, hartes, röthliches oder bräunliches Gewebe, keine ſichtbaren Poren, ſehr politurfähig, feſt und elaſtiſch; durch ſchwarze Beizung wird es dem Ebenholz ganz ähnlich. Noch viele andere, in Deutſchland einheimiſche Bäume (als die Ulme, Eſche, Birke, wilder und zahmer Kaſtanienbaum, Nußbaum, die Akazie, Stechpalme, der Maulbeer-, Cornelkirſchen-, Aprikoſenbaum u. ſ. w.) liefern ein brauchbares, aber weniger gebräuchliches, auch meiſt weniger vorzügliches Holz. Verſchiedene Sträucher aber, wenn ſie beſſer gepflegt und zu Bäumen ge-

zogen würden, z. B. der Wachholderſtrauch (Juniperus communis), der Weißdorn (Crataegus oxyacantha) und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) würden, beſonders der letztere, vortreffliche Holzarten darbieten. Das Wurzelholz (von den größern Wurzeln verſchiedener Bäume) iſt ſchön figurirt oder geflammt, und wird daher unter dem Namen Maſern zu feinen Sachen verarbeitet und von den Tiſchlern zum Furniren (Belegung mit dünnen Holzplatten) benutzt. Von ausländiſchen Holzarten ſind folgende die gebräuchlichſten und vorzüglichſten: 1) Ebenholz, ſchwarzes Ebenholz (Aspalathus ebenus). Unter allen bekannten Holzarten die ſchwerſte und zugleich ſprödeſte; je feſter und ſchwärzer es iſt, deſto beſſer läßt es ſich poliren und deſto höher iſt überhaupt ſein Werth. Der Baum oder deſſen Arten, von welchen es kommt, ſind noch zu wenig bekannt; es wird gleichwol ſtarker Handel damit getrieben und iſt daher überall zu haben. (S. übrigens d. Art. Ebenbaum). Von ihm haben die Kunſttiſchler (Kunſtſchreiner) den Namen Ebeniſten. 2) Grün-Ebenholz, unächtes Packholz, falſch Grenadillen-, Franzoſenholz, Quajakholz (Quaiacum aspalathum), kommt von Madagascar, aus Weſtindien. Olivenfarbig, oft gelb geadert, mit grauem Splinte, außerordentlich hart und zugleich harzig; färbt beim Verarbeiten die Hände, wie das ſchwarze Ebenholz; zu feinen Drechslerarbeiten vorzüglich geeignet. 3) Roth-Ebenholz, Grenadillenholz (Ebenum, nach Andern Anthillis oretica); ſoll in Weſtindien, auf Madagascar und Candia wachſen. Sehr hart, aber gut zu bearbeiten, hat auf olivenfarbigem Grunde ſchöne braune Adern und iſt ſehr polirfähig. 4) Buchsbaumholz (Buxus). Der eigentliche Buchsbaum (bei uns wächſt er nur als Strauch) iſt im ſüdlichen Europa zu Hauſe. Das Holz iſt geblich, zum Theil mit grauen Adern durchzogen, ſehr feſt, ohne ſichtbare Poren wie Elfenbein, und kommt an ſpecifiſcher Schwere dem Ebenholz nahe, ſo daß es im Waſſer zu Boden ſinkt; unter den ausländiſchen Holzarten das bekannteſte; wird häufig auf der Drehbank verarbeitet, mitunter auch zu feinen Tiſchlerarbeiten benutzt. 5) Mahagoniholz (Swietenia mahagony). Der Mahagonibaum iſt im ſüdlichen Amerika und Jamaika einheimiſch, und die Engländer verſorgen ganz Europa reichlich mit dieſem ſchönen Holze, welches daher ebenfalls ſehr bekannt iſt und häufig zu mancherlei Stubengeräth vorzüglich verarbeitet wird. Friſch verarbeitet iſt es gelbröthlich, wird aber durch den Einfluß der Luft allmälig dunkler. Es iſt ſehr hart, etwas porös und läßt ſich ſchön poliren. Das Gewebe iſt verſchieden, und es gibt in dieſer Hinſicht gewäſſertes, marmorirtes, gemaſertes und geflecktes Mahagoniholz, wovon das letztere das ſeltenſte und theuerſte iſt. Es gibt auch ein falſches Mahagoni (vom Laurus indica), welches die Engländer unter dem Namen Madera-Mahagoni ſtark in Handel bringen. 6) Cedernholz (Juniperus bermudiana), ein röthliches, weiches und leichtes, zum Drechslen brauchbares Holz, von angenehmen Geruch und bekannt durch ſeinen Gebrauch zur Einfaſſung der feinern, beſonders engliſchen, Bleiſtifte. Von dieſem ſogenannten Cedernholze iſt aber die echte Ceder (Pinus cedrus), der berühmte Baum des Libanon, wohl zu unterſcheiden, wovon das Holz, nämlich der alten Bäume, ebenfalls röthlich von Farbe und wohlriechend von einem Harze iſt, wovon es durchdrungen wird, und wodurch es zugleich dem Wurmfraße widerſteht. Es wird daher ſehr geſchätzt und unterſcheidet ſich von jenem auch durch ſeine vorzügliche Feſtigkeit. Von ſeltner gebrauchten, auch größtentheils weniger vorzüglichen ausländiſchen Holzarten gibt es noch eine Menge, worunter auch Farbehölzer (z. B. Bra-

ſilien- und Fernambukholz, Kampeſchen- oder Blauholz, rothes und gelbes Sandelholz) vorkommen, die zu Erzeugniſſen der Drehkunſt verarbeitet werden können. Zur Kenntniß der Holzarten reicht aber die bloße Beſchreibung nicht hin, ſondern man muß ſich auch die Anſchauung davon verſchaffen, z. B. durch Benutzung einer Holzſammlung, durch Beſuchen der Werkſtätte der Tiſchler, Inſtrumentenmacher, Drechsler, beſonders in großen Städten, wo häufig auch ausländiſche Holzarten verarbeitet werden.

Holzanbau iſt die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundſätze, nach welchen jede Holzart in möglichſt kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden ſoll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, ſo muß man theils auf das Clima, die Lage und den Boden, nebſt ihrem Einfluß auf die Forſtwirthſchaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rückſicht nehmen. In Anſehung des Climas, worin die Wälder liegen, iſt zu unterſuchen, ob es warm, gemäßigt, oder kalt ſei. Nicht weniger wichtig iſt die Lage eines Waldes. Denn es iſt nicht für jede Holzart gleichgültig, ob ſie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend angebaut wird. Dieſe wirkt immer ſtärker oder ſchwächer auf die verſchiedenen Holzarten und hat beſonders einen großen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt ſich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer ſchrägen öſtlichen, ſüdlichen, weſtlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen dieſen zu beachtenten Erforderniſſen hat der Boden ſelbſt einen eben ſo großen Einfluß auf das Wachsthum der Holzarten, weil er den Nahrungsſtoff zum Wachſen der Hölzer theils ſelbſt erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und beſondere Kenntniß der Erdarten iſt daher bei jedem Holzanbaue vorauszuſetzen, weil ohne dieſelbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieſer Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht, indem das Laubholz nach ſeinen verſchiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz. Iſt die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geſchehen, ſo muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, beſonders vor dem künſtlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geſchehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Saamen nicht im Stande iſt, auf friſchen Erdboden zu fallen, darin ſchnell zu keimen, Wurzeln zu treiben und die erfoderlichen Nahrungsſäfte zu ſeinem Wachsthum aus demſelben zu ziehen. Bei der natürlichen Beſamung iſt der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden iſt, ſofort von dem gefällten Holz zu berfeien, die Stöcke ſind auszurotten, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuränmen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in friſchen Erdboden zukommen. Sollte der Boden gar beraſt ſein, ſo muß derſelbe wund gehauen, oder auch wol geſtürzt und aufgelockert werden, die Beſamung mag von der Natur oder durch den Forſtmann geſchehen. Fände man den mit Holz zu beſamenden Boden endlich gar moorig und ſumpfig, ſo iſt ſolcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viel Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau ſelbſt zerfällt in den natürlichen und in den künſtlichen. So gewiß und ſicher auch der natürliche Holz-

anbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in ſeinen Wirkungen hindern, ſondern vielmehr befördern, ſo iſt es dennoch oft nicht möglich, ohne den künſtlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Beſtand zu ſetzen. Natur und Kunſt müſſen hier meiſtentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgeſetzte Ziel ganz erreichen will. Der künſtliche Holzanbau kann geſchehen a) durch Ausſtreuung oder Ausſäung des eingeſammelten Holzſamens; b) durch Verpflanzuug junger, entweder in Baumſchulen erzogener, oder aus Dickungen der Wälder genommener Holzſtämme: c) durch Steckreiſer, Setzſtangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländiſchen Holzarten, durch Ablegen, ſo wie auch durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren mehr für den mit dieſen Bäumen und Sträuchern handelten Forſtmann und Gärtner, als für den practiſchen Forſtmann, der ſich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beſchäftigen hat. Weitläuftiger findet man dieſen Gegenſtand beſchrieben in der Anweiſung zur Holzzucht für Förſter von G. L. Hartig u. ſ. w. 4te Aufl. 1804. 8. Vergl. Forſtweſen. X.

Holzbrand oder Feuerſchaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, iſt das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forſtwiſſenſchaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerſchaden auch nur ein ſogenannter Erdholzbrand ſein, der nur auf der Erde fortginge, ſo wird doch dieſes Feuer und der Rauch Urſache, daß die Bäume aufhören zu wachſen, wenn ſie nicht gar abſterben. Ueberdies ſind die Brandplätze ſehr ſchwer wieder mit Holz in Beſtand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um ſo größer. Es wird daher in jedem Staate höchſt nöthig ſein, die Urſachen aufzuſuchen, woraus dieſer Schaden entſtehen kann, und Anſtalten dagegen zu treffen, um wenigſtens den Schaden ſo viel als möglich abzuwenden und weniger fühlbar zu machen. Die Urſachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, ſind theils vorſätzliche, theils aus Nachläſſigkeit entſprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorſatz, z. B. von Holz- und Wilddieben, angelegt. Solche Waldbrände kann die beſte Forſthut nicht ganz verhindern, und nur die allerſtrengſte, öffentlich bekannt gemachte Beſtrafung eines ſolchen entdeckten Frevels kann davon abſchrecken. Nächſtdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Aſchenbrenner, Haidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabacksraucher, Vagabonden, Räuber, Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von Einigen behauptete Selbſtentzündung der Wälder durch die Sonnenſtrahlen iſt noch nicht erwieſen. Durch den Blitz kann jedoch allerdings ein Waldbrand entſtehen, deſſen Folgen man nur möglichſt zu vermindern ſuchen muß. Damit nun ein Waldbrand ſo ſelten als möglich entſtehe, muß jede Forſtordnung darüber beſtimmte Vorſchriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forſtbediente die gewiſſenhafteſte und ſorgfältigſte Aufſicht zu führen hat. X.

Holzconſumtion oder Holzverbrauch iſt der wichtigſte Gegenſtand für den Forſtwirth, indem der nachhaltige Beſtand der Waldungen ſich darauf gründet. Die Kenntniß des Holzverbrauchs bezieht ſich nicht bloß auf das Brennholz, ſondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Anſehung des letztern muß der Forſtwirth die Eigenſchaften des Holzes und die Gegenſtände ſelbſt genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarſte und dauerhafteſte Holzart anweiſe. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forſtwirth die Eigenſchaften

des Holzes in Rückſicht ſeines Brennſtoffs eben ſo genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchſten Graden und ihrer längſten Dauer der Hitze zu beſtimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. ſ. w., die zweckmäßigſte und beſte Holzart verbraucht, und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei dieſen Beſtimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umſtand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob daſſelbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird. X.

Hölzerne Uhren werden insbeſondere auf dem Schwarzwalde verfertigt und bilden einen bedeutenden und anziehenden Handelszweig für dieſe unwirthbare Gegend. Es gibt ihrer ſehr vielerlei Arten, als Schlaguhren, Repetiruhren, Kukukuhren, und andere, die ſehr künſtlich zuſammengeſetzt ſind, als wobei ſich menſchliche Figuren bewegen u. ſ. w. Man gibt die Zahl der jährlich auf dem Schwarzwalde verfertigten Uhren, vielleicht etwas übertrieben, auf mehr als 70,000 Stück an. Viele hundert Schwarzwalder tragen dieſe Uhren zum Verkauf nach allen Ländern in Europa, ja bis nach Amerika, und bringen den Erwerb wieder in die Heimath. Die Hauptniederlage dieſes Uhrenhandels iſt zu Neuſtadt im Fürſtenbergiſchen (Großherzogth. Baden.)

Holzflöße, ſ. Flöße.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Waſſer mittelſt der Flöße und Schiffe getrieben; denn der Landtransport iſt dazu zu theuer, und vermindert den Abſatz. Ein ſolcher Handel iſt der einzige Weg in holzreichen Ländern, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, beſonders wenn der Landesherr, vermöge des Forſtregals, dieſen Handel nicht ausſchließlich treibt, ſondern alle Waldbeſitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forſtdirectorium zuvor mit reifer Ueberlegung ein Forſtwirthſchaftsetat auf wenigſtens 150 Jahre, in Anſehung des jährlichen eignen Holzbedürfniſſes, entworfen und feſtgeſetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß an Holz fehle, und die Waldungen forſtwidrig angegriffen werden müſſen. Zu dieſem Handel zieht man nicht blos die rohen, höchſtens bewaldrechteten Baumſtämme, weil dieſe Handlungsweiſe einen geringen Vortheil abwirft, ſondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, ſchneidet Bretter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. ſ. w., um dadurch ſowol den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der ſtärkſte Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weſer und der Elbe getrieben. Auf beiden erſtern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieſer Handel hieß daher der Holländerhandel (ſ. Flöße); auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die deutſchen Waldungen hat ſich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutſchland, weil ſie es aus dem Norden von Europa und aus Oſt- und Weſtindien, ſo wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzſäure (acide pyroligueux), eines der kräftigſten fäulnißwidrigen Mittel. Sie wird durch Deſtillation aus Holz, am beſten aus Eichenholz, gewonnen, und iſt in England, wo man ſie im Großen benutzt, ſchon ein gangbarer, ſehr wohlfeiler Handelsartikel. In ihrem urſprünglichen Zuſtande hat ſie die Farbe des weißen Weines, einen ſcharfſauren, etwas zuſammenziehenden Geſchmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn man ſie acht bis zehn Tage ruhig ſtehen läßt, ſetzt ſich

ein ſchwärzlicher Theer ab und die Säure wird beinahe farblos. Bei abermaliger Deſtillation wird ſie noch mehr von dem mit ihr verbundenen Theer befreit, aber wie oft man auch die Deſtillation wiederholt, ſie wird doch nie ganz von dem flüchtigen Oel frei, das die Urſache des ihm eigenen brenzlichen Geruchs iſt. Sie bewahrt das Fleiſch nicht nur vor der Fäulniß, ſondern gibt ihm auch jenen rauchigen Geſchmack, der geräuchertem Fleiſch eigen iſt, und hat wirklich eben dieſelben Eigenſchaften, thieriſche Stoffe gegen Fäulniß zu bewahren, als das Räuchern in Holzdämpfen, das ſelbſt bei den roheſten Völkern gebräuchlich, und aus dem entfernteſten Alterthum auf uns gekommen iſt. In beiden Fällen wirkt die Säure auf die thieriſche Subſtanz, in dem einen Fall bei der Räucherung, während der Deſtillation der Säure, im andern aber durch Eintauchen derſelben in die bereits fertige Säure. Nach den Verſuchen, die unter uns beſonders Meinecke und Stolze, (der auch ein Mittel gefunden hat, die Holzſäure zu reinigen) angeſtellt haben, iſt minutenlanges Eintauchen des Fleiſches hinreichend, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Legt man das Fleiſch zu lange in die Säure, ſo werden deſſen Faſern aufgelöſet. Man hat durch mehrere in England gemachte Verſuche ausgemittelt, daß ſich das mit Holzſäure behandelte Fleiſch ſehr lange vollkommen gut erhält, wenn es nur ſchnell durch die Säure gezogen wird. Um die Wirkung des Climas zu erforſchen, wurden 1819 zwei Stücke Fleiſch mit der Säure behandelt, und das eine ward zu Hauſe aufgehängt, das andere aber nach Weſtindien geſchickt und nach 15 Monaten von daher zurückgebracht. Beide wurden alsdann gekoſtet und vollkommen ſüß, friſch und zu jedem Gebrauche tauglich befunden. In neuern Zeiten hat man in England bei der Verſorgung der Schiffe mit Lebensmitteln von der neuen Erfindung den ausgedehnteſten Gebrauch gemacht, wodurch die, zeither von dem häufigen Genuſſe des geſalzenen Fleiſches für die Schiffsmannſchaft entſtandenen Nachtheile vermieden werden. Stolze hat gefunden, daß durch oft wiederholte Behandlung mit Holzſäure Leichname ſich in Mumien verwandeln laſſen. Dieſe Säure dient, außer ihrer Anwendung, als fäulnißwidriges Mittel, auch den Kattundruckern ſtatt des eſſigſauren Bleies, um ihr Eiſenwaſſer zu bereiten. Sie iſt, wiewol man ſie nicht ganz rein herſtellen kann, doch vollkommen tauglich für ſchwarze, braune und andere dunkle Farben, hingegen, wegen des damit verbundenen Oels und Weinſteins, nicht für rothe und gelbe Farben.

Holzſchneidekunſt, Holzſchnitt. Um einen Holzſchnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf dieſe die Zeichnung, ſchneidet mit ſcharfen Werkzeugen von verſchiedener Form alle Umriſſe, Schraffirungen und Züge ſo, daß die, welche ſich auf dem Papiere abdrucken ſollen, erhaben ſtehen bleiben, beſtreicht ſie dann mit Oelfarbe und druckt ſie auf Papier ab. Dieſe Art von Platten hat viel Aehnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Bücherdruck, auf denen ſich die Flächen der Buchſtaben eben ſo, wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrucken. Die Abdrücke ſelbſt nennt man Holzſchnitte. Eine beſondere Art von Holzſchnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzoſen camayeu, clair obscur, wir Helldunkel. Dieſe druckt man mit drei und vier Holzplatten ab. Auf die erſte werden die Umriſſe gegraben, die zweite iſt für die ſtarken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Dieſe verſchiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künſtler muß Sorge tragen, daß, wenn ſie nach einander auf daſſelbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zuſammenpaſſe. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfin-

der dieſer Kunſt; ein alter deutſcher Meiſter aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat ſich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieſer Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutſchen nennen übrigens die Holzſchneidekunſt überhaupt auch Formſchneidekunſt, wiewol dieſe Benennung allgemeiner iſt, als jene. Der Grund liegt in der Entſtehung dieſer Kunſt, welche ihren Urſprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutſchland ſchon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formſchneiden die nämliche Behandlung erfordert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geiſtlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach dieſen in Holz geſchnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch hiſtoriſche Gegenſtände, denen man eine ebenfalls in Holz geſchnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entſtanden die erſten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieſer Buchdruckerei bediente man ſich der Holzſchnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formſchneider iſt uns unbekannt geblieben oder mit den Druckern verwechſelt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Johonn Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeiſter Dürers. Im 16. Jahrh. nahte ſich die Holzſchneidekunſt dem höchſten Grade ihrer Vollkommenheit. Viele Künſtler beſchäftigten ſich mit ihr, unter denen Hieronymus Reſch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. ſich beſonders auszeichnen; viele Große unterſtützten und ermunterten ſie. In eben dieſem Zeitraume gewann aber auch die Kupferſtecher- und Aetzkunſt an Anſehn und Vollkommenheit. Da nun dieſe viel ſchneller und mit ungleich weniger mühſamer Anſtrengung zu erlernen war, ſo fand ſie bald mehr Schüler als jene, und in dieſem Umſtande iſt wol die erſte Urſache von dem Verfall der Holzſchneidekunſt zu ſuchen. Ungeachtet die Formſchneider es ſich ſehr angelegen ſein ließen, die Kupferſtecherkunſt herabzuſetzen und zu unterdrücken, ſo gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die ſich im Ausdrucke des Sanften und Weichen dem Auge ſo gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzſchneidekunſt in der Kraft, womit ſie ihre Gegenſtände darſtellt, von der Kupferſtecherkunſt nicht erreicht wird. So wie dieſe ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte ſich die Anzahl der Holzſchneider. Viele von dieſen gaben ihre Kunſt auf, und beſchäftigten ſich entweder mit jener gangbaren, oder vereinigten ihre Kunſt mit der Buchdruckerei, bei welcher ſie ihre Geſchicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künſtler nach und nach ausſtarben, wurde ihre Kunſt beinahe mit ihnen begraben; denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferſtich, als ſelbſt durch einen gut gearbeiteten Holzſchnitt das Auge zu beſtechen. Der Umſtand jedoch, daß ſich von einem Holzſchnitte weit mehr Abdrücke machen laſſen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. die Holzſchneidekunſt auch in ihre äſthetiſchen Rechte wieder einzuſetzen verſuchte. Die Sueurs, Jackſon, Moretti, Canoſſa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben ſich mit Glück in ihr verſucht, Zanetti ſuchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger und Gubitz in Berlin haben ſie bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, und in England wetteifern mit ihnen Nesbit, Branſton, Clennol und Hole auf das Rühmlichſte, wie die von ihnen gemein-

ſchaftlich gelieferten „Sinnbilder der Chriſten" (Leipzig bei Brockhaus, 1818; Preis 9 Thlr.) beweiſen. dd.

Holzſparkunſt beſteht im eigentlichen Sinne darin, die Wärme oder den Wärmeſtoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigſte und vortheilhafteſte Weiſe zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichnng auf die beſtmöglichſte Art zu verhüten. Dieſes wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein geſägtes und geſpaltetes Holz braucht; b) ſowol dieſes als jedes andre Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft, oder richtiger: durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmaſphäriſchen Luft, welche die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus ſich hergibt, auf die ſchnellſte und vollkommenſte Weiſe verbrennt. Allein das ſchnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unſern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornſteine, Stubenöfen, Küchenheerde, Keſſelfeuerungen in Haushaltungen, Bier=, Branntweinbrennereien, Salzſiedereien u. ſ. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratſpießfeuer u. ſ. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzwaaren. Ein bedeutender deutſcher Handelszweig, womit insbeſondere von Nürnberg, Fürth, Sonnenberg (bei Coburg) und dann auch von Berchtesgaben, Ulm, Tyrol, dem ſächſiſchen Erzgebirge, auf den Leipziger und Frankfurter Meſſen, ſo wie nach Italien, Spanien, Amerika und Indien, über Holland und Hamburg, ſehr große Geſchäfte gemacht werden, ſo unbedeutend die Artikel auch an ſich ſcheinen, und ſo gering einzeln ihr Geldwerth iſt. Es beſtehen ſolche insbeſondere aus Kinderſpielſachen von tauſenderlei Art und Erfindung, in Schachteln, Käſten, Rahmen u. dergl.

Homann (Joh. Bapt.), berühmt als Begründer des nach ſeinem Namen benannten Landkartenverlags, war 1664 in dem mindelheimiſchen Dorfe Kamlach geboren, und für das Kloſter beſtimmt; dem zu entgehen, trennte er ſich von ſeinen Aeltern, trat in Nürnberg zur lutheriſchen Religion über, wurde 1687 Notari, beſchäftigte ſich aber ganz beſonders mit dem Kupfer= und Landkartenſtechen. Sein Eifer für dieſe Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfniſſe abhalfen, ſtieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landkartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Karten, die ſich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, beſonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphaeras armillares und Taſchengloben, und andere mechaniſche Kunſtwerke. Bei dieſer raſtloſen Thätigkeit brachte er ſeine Anſtalt in großen Flor, und erwarb ſich die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1724 ſtarb. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, der deutſche Kaiſer ihn mit einer goldnen Ehrenkette belohnt und ihn zu ſeinem Geographen ernannt, und der ruſſiſche Czaar Peter ihn zu ſeinem Agenten gewählt und mit Ehrenbezeugungen ausgezeichnet. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutſchland hat die Homanniſche Anſtalt, welche von den Erben fortgeſetzt wurde, und noch jetzt beſteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienſte. In neuern Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anſtalten natürlich bedeutend verlieren müſſen. Zu erwarten iſt, daß es unter dem neuen Beſitzer (Gr. Chro. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg (Heſſen=), eine noch blühende Nebenlinie von Heſſen=

Darmſtadt (ſ. Darmſtadt). Der Landgraf reſidirt zu Homburg vor der Höhe (2 Meilen von Frankfurt, mit 3000 Einw.), und hat außer der unmittelbaren Herrſchaft Homburg vom Wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewieſen erhalten.

Home (Henry), als philoſophiſcher Denker nnd claſſiſcher Schriftſteller der Engländer, beſonders im Gebiete der Aeſthetik, Moral und Religionsphiloſophie ausgezeichnet. Er ſtammte von demſelben ſchottiſchen Geſchlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herſtammte, und ſtand zwar hinter deſſen philoſophiſchem Scharfſinne zurück, übertraf ihn aber dagegen durch Feinheit des Geſchmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Als ein angeſehener Rechtsgelehrter verwaltete er mehrere Aemter zu Edinburg mit ſolchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und (1752) den Namen Lord Kaimes erhielt. In dieſer Zeit ſchrieb er ſein erſtes Werk: Verſuch über verſchiedene Gegenſtände der brittiſchen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit ſeine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht aufmuntern wollte. Aber ihn beſchäftigte zugleich ein fortgeſetztes Studium der Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie und der alten und neuern poetiſchen Literatur; daher auch ſeine eben ſo beſtimmte, als geſchmackvolle Darſtellung. 1751 erſchienen zu Edinburg ſeine Verſuche über die Principien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (deutſch von Rautenberg; Braunſchw. 1768, 2 Thle. 8.), in welchen er den von den engliſchen Philoſophen vorzüglich angenommenen Grundſatz des moraliſchen Sinnes weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759, 8.) und the principles of equity (1760, Fol.) ſuchte er die Grundſätze der Philoſophie und Politik auf die Rechtswiſſenſchaft anzuwenden. Was ihn aber am meiſten berühmt gemacht hat, ſind ſeine Elements of criticism (3 Vol. 8.); 1762 und öfter. Deutſch: Grundſätze der Kritik, von Meinhard, Leipzig 1765, und in mehreren Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von pſychologiſchen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir daſſelbe auffaſſen und darſtellen, durch die eingewebten Beiſpiele aus engliſchen Dichtern und Schriftſtellern ſehr anziehend vorgetragen; dagegen finden ſich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geſchmack und die Grundſätze, von welchen die Kritik ausgehen ſoll, am Schluſſe des Werks; ja der Geſchmack ſelbſt wird weniger ſeiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne unterſucht, als vielmehr mit dem geſunden Menſchenverſtande verglichen, und dadurch vorausgeſetzt; aber auch in dieſe Grenzen eingeſchränkt, hat das Werk noch ſo viel Werth, daß es als eine vollſtändigere, wenn gleich mehr pſychologiſche Theorie des Geſchmacks im Geiſte ſeines Zeitalters und der philoſophiſchen Schule in England anzuſehen iſt. Auch bei den Deutſchen hat es lange Zeit als Richtſchnur gegolten. Neben Homes übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch ſeine Sketches on the history of man (London 1774, 2 Vol. 4. Deutſch: Entwürfe zu einer Geſchichte des Menſchen, Leipzig 1775 und 1783, 2 Bde. 8.), womit er ſeine literariſche Laufbahn ſchloß, einer günſtigen Erwähnung. Er ſtarb 1782.

Homer, Homeriden. Sehr wenig iſt es, was wir von dem Leben des berühmteſten aller Dichter wiſſen, und auch das Wenige iſt höchſt unſicher. Nach der gewöhnlichen Sage war ſein Vater Mäon,

ſeine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Fluſſe Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach ſeinem Vater der Mäonide, nach der Stelle ſeiner Geburt Meleſigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm den Mentor, der Pylier König, zum Vater, und Klimene oder Themiſto aus Cypern zur Mutter. Bekanntlich ſtritten ſich im Alterthum ſieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu ſein: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, ſtatt deren zwei letzten Andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in ſeinen Gedichten Auskunft über ſeinen Geburtsort, ſo liefern dieſe manchen Beweis, daß er in Kleinaſien, wahrſcheinlich Jonien, oder auf einer der nahegelegenen Inſeln gelebt habe (ſ. Wood über das Originalgenie Homers, S. 32 — 60), nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiſte für ſich haben. Fragt man nun weiter: wann Homer gelebt? ſo begegnet uns dieſelbe Unſicherheit, denn es iſt nicht entſchieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Chr. Geb. gelebt. Die mittlere Angabe iſt die wahrſcheinlichere. (S. Mannert Geographie der Griechen und Römer 6, 456.) Bei ſolcher Ungewißheit über die Entſtehung und das Zeitalter des Dichters iſt es aber wol nicht zu verwundern, wenn nun auch von ſeinen Schickſalen nur wenig bekannt iſt. Man nennt als ſeine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer ſpäten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reiſen, die er, nicht blos durch Griechenland, ſondern auch durch Phönizien und Aegypten gemacht haben ſoll, dürften wol blos aus der Erd- und Schifffahrtskunde in ſeinen Gedichten gefolgert ſein. Wäre er wirklich blind geweſen, wie man erzählt (Pauſan. 5, 33.), ſo wäre er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte ſolche Schilderungen von ſichtbaren Gegenſtänden, wie wir in den Homeriſchen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39). Nicht aber blos zu einem Blinden, ſondern bald zu einem blinden Schulmeiſter, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth ſein Brot mit Abſingen ſeiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pauſan. 2, 33.). Dieſe Nachricht iſt gegen alles, was wir von den alten Aöden der Griechen und ihrem Zuſtande wiſſen. Wenn nicht reich und mächtig, waren ſie doch ſehr angeſehen und geehrt, bei Opfern und Feſten, in den Verſammlungen der Bürger und den Paläſten der Fürſten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrſcheinlich iſt, ſolch ein umherwandernder Sänger, ſo war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeiſter in einem ganz andern Sinne, als wir damit zu verbinden pflegen. Von ſeinem Tode iſt eben ſo wenig etwas Zuverläſſiges bekannt. Sein Grabmal will der Graf Paſch von Krienen auf der alten Inſel Jos, einer der Sporaden, gefunden haben. Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d'Omero. Livorno 1775, 8. Björnſtåhl Briefe auf ſeinen ausländiſchen Reiſen, 2, 469. So wenig alſo wiſſen wir von Homer! Wie aber, wenn es gar niemals einen Homer gegeben hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin d'Aubignac und Perault hierüber geſagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Hiſtorikers Charax bei Suidas (ed. Küster 2, 682) zu gedenken. Nach dieſer ſtammt unſer Dichter im vierzehnten Gliede von einem thraziſchen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poeſie; wie alſo, wenn in dieſer Genealogie eine Geſchichte der Poeſie läge, die von Thracien

über Theſſalien nach Griechenland, und von da nach Kleinaſien kam? Homer wäre dann, wie auch Jlgens Scharfſinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Hymnen Homers), eine Geſammtſtimme der Geſangsvorwelt, ein Vereiniger der Geſänge. Der Name Homer würde auf dieſe Weiſe zu einem Sammelnamen, und deutete eine ioniſche Sängerſchule an, in der man die Poeſie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Geſchichte der Poeſie der Griechen, S. 155; über das Wie? S. 69 — 79.) Auf ſolche Weiſe dürften ſich die widerſprechenden Nachrichten von Homer entwirren laſſen. Beſtimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte ſelbſt, die wir unter dem Namen Homers beſitzen. Vierundzwanzig werden uns genannt, die wir nicht mehr beſitzen. Ohne dieſe verlornen aber weiter zu berückſichtigen, halten wir uns blos an die noch vorhandenen: Jlias, Odyſſee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entſchieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeſchrieben werden. Der Froſche und Mäuſekrieg, dieſes komiſche Epos, iſt offenbar nichts anders, als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Verſuch, die Jlias und Odyſſee zu traveſtiren, und verräth durch Darſtellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homeriſche. Die Hymnen, meiſt zur Gattung der epiſchen gehörig, und von den Orphiſchen weſentlich verſchieden, zum Theil nur Bruchſtücke alter cykliſcher Geſänge und Proömien der Rhapſoden, ſind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgeſetzt und dem ioniſchen Sänger abgeſprochen worden. Es blieben alſo, da die Epigramme von keinem Gewichte ſind, nur die zwei großen epiſchen Gedichte, Jlias und Odyſſee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpuncte vereinigte ſich hier die Maſſe der Sage und des Geſanges. Die eine iſt ein großes gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; der andere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyſſee in einem andern Geiſte gedichtet ſei als die Jlias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darſtellung iſt in beiden verſchieden. Jn der Jlias ſind oft in Einem Geſange vierzig Gleichniſſe, während die ganze Odyſſee nur zwanzig enthält. Longin (S. 33.) handelt ausführlich von dem Unterſchiede der Jlias und Odyſſee, und ihm zufolge hat man den Sänger der Jlias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyſſee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyſſee häufig vorkommenden Klagen ſollen Beleg zur Behauptung des Alters ſein. Alexandriniſche Grammatiker erhielten daher den beſondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Euſtathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß iſt es, daß in der Odyſſee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Jlias Iris, verrichtet Hermes in der Odyſſee. Kein Gott und keine Göttin ſind in beiden Gedichten ganz dieſelben; die Geſtalten haben ſich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Coſtume der Götter in ihrem Umgange mit den Menſchen ſind anders; Lebensart, Sitten, ſittliche Begriffe, Kunſt und Kenntniſſe der Menſchen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verfaſſer, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug, und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf, in ſeinen Prolegomenen zu Homer ging

aber noch weiter, und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyſſee Einen Verfaſſer haben, ſondern daß jede urſprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortgeſetzter Geſänge ſei. Die Beweiſe für dieſe Behauptung ſind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunſt, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch. Wenn aber Homer nicht ſchreiben konnte, ſo konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von ſolchem Umfange zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht ſo gebildet, als zur Abfaſſung eines ſo kunſtvollen Ganzen erforderlich geweſen wäre: denn iſt dieſes gleich, zumal in der Ilias, nicht ſo vollkommen gebaut, als man öfter gemeint hat, ſo iſt ſie doch auf jeden Fall eine ſehr künſtliche Compoſition, und die Odyſſee in dieſer Hinſicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in dieſen Gedichten ſelbſt manche Ungleichheit, beſonders zwiſchen den erſtern und letztern Geſängen. In der Ilias enthalten Geſ. 19 — 22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Geſänge fremden Tons und Charakters in Denkweiſe und Sprache. Vom achten Buche der Ilias an bemerkt man Reſte von Kitt, wodurch die Rhapſodien verbunden wurden. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht ſo vollkommen und grammatiſch gebildet, als ſie in beiden Gedichten erſcheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) iſt ſich auch die Metrik nicht gleich, indem zwiſchen dem 13. und 23. Geſange z. B. ſich in dieſer Hinſicht ein ſehr bedeutender Unterſchied zeigt. Das Ergebniß aller dieſer Forſchungen nun iſt, daß keins dieſer beiden Gedichte weder von Einem Verfaſſer, noch aus Einer Zeit ſei. Man kann mehrere kleine Ganze darin unterſcheiden; wie denn z. B. Geſang 7, 8, 9 eine Rhapſodie ausmachen: die Siege Hectors. Andere Stücke machen eben ſolche Ganze, manche derſelben ſind offenbar, und zum Theil auch ſchon von dem Alterthume anerkannte ſpätere Einſchiebſel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettſpiele u. a. m. Es fragt ſich nun, wie aus dieſen an ſich verſchiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten ſich dieſe Stücke durch den Geſang der Rhapſoden (daher ſie Rhapſodien hießen), und waren die Lieblingsgeſänge der ioniſchen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menſchenalter nach Homer, von ſeinen Reiſen nach Creta und Aſien die erſte Sage von den Homeriſchen Gedichten in das griechiſche Mutterland. Drei Jahrhunderte ſpäter fingen die Piſiſtratiden an, die Werke Homers zu ſammeln, und veranſtalteten, daß ſie alljährlich an dem Feſte der Panathenäen von den Rhapſoden öffentlich vorgeleſen wurden. Nach ihrer ſchriftlichen Bezeichnung und Zuſammenordnung wurden ſie nun zu mehrerenmalen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der alexandriniſchen Kritiker die Geſtalt, aus welcher ſich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man ſ. die hiebei zu unterſcheidenden Perioden bei Wolf, S. 22 fg. u. vgl. Schlegel a. a. O., S. 175 — 178.) Die hiebei thätigen Gelehrten hießen Diaſkeuaſten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Geſänge nach den Buchſtaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine ſpätere Zeit deutet, indem es früher nur 16 Buchſtaben gab (S. Griechiſche Sprache und Schrift). Vor dieſen Diaſkeuaſten darf man demnach keine Ilias und Odyſſee annehmen. Schwerlich alſo haben dieſe ihre urſprüngliche Geſtalt, indem auch bei der treueſten Ueberlieferung in einem ſo langen Zeitraume allmälige Abweichungen unvermeidlich ſcheinen. Dieſe wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig, daß wol auch Bücher dagegen geſchrieben wurden.

(Schol. Ven. ad. I. 424.) Nicht aber blos einzelne Stellen, ſondern ganze Rhapſodien erklärte die Kritik für unecht. Aus dieſem allen urtheile man nun ſelbſt, wie viel wir von dem urſprünglichen Homer wiſſen können und haben mögen. Die ſogenannten Homeriſchen Werke erſcheinen zum großen Theile als zuſammengefügte Bruchſtücke mehrerer Verfaſſer, und der eine Homer verwandelte ſich in mehrere Homeriden, d. h. in Sänger aus derſelben ioniſchen Schule (ſ. griechiſche Literatur), aus welcher Homer ſelbſt hervorging, oder der er wol gar ſelbſt vorſtand. Homeriden aber, gleichſam Abkömmlinge Homers, werden dieſe Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geiſter das Gepräge der ſchönen moraliſchen und äſthetiſchen Form Homers, des Meiſters der ioniſchen epiſchen Sängerſchule, an ſich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homeriſchen Gedichten reden, ſo geſchieht es theils nur aus Gewohnheit, theils, weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, deſſen Daſein wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu dieſen Gedichten gelegt, und vielleicht auch der größere Theil gegeben ſei. Wie dem aber ſei, die ganze kritiſche Anſicht (die an Harles, Voß, Wiedeburg, Waſſenbergh, St. Croix, Mannert, Hug, Bouterwek, Schloſſer — ſ. deſſen Homer und die Homeriden, Hamburg, 1798. — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu ſein,) ſpricht den Homeriſchen Gedichten nur den Charakter kunſtgerechter Epopöien ab, in denen eine urſprüngliche künſtleriſche Einheit, *mit ſtrenger Unterordnung* aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedichte umfaſſenden Plane, das Ganze beſtimmt, und es ſieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewiſſe Aeſthetiker aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechaniſche und dramatiſche Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homeriſchen Poeſie wegfallen kann, ohne daß ſie ihren poetiſchen Werth und ſelbſt die echt epiſche Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache untheilbare Handlung iſt, ſondern eine Mehrheit des Dargeſtellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; ſo iſt doch Handlung überhaupt das Leben der Homeriſchen Poeſie. Nirgend iſt Darſtellung des Ruhenden oder ſogenanntes poetiſches Gemälde, alles iſt in beſtändigem Fluß, in bewegendem Fortſchritt; es wird vor unſern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt ſich mit epiſcher Form: ein leidenſchaftliches Handeln griffe in das lyriſche und dramatiſche Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewaltigſten Leidenſchafren bewegt werden: die Darſtellung davon erſcheint ſtets leidenſchaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er ſelbſt aber tritt nie mit der ſeinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in ſeinen Gegenſtand verſunken, verliert er ſich in ihm, und in dem Grade, wie ſeine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deshalb thut er keiner ſeiner Perſonen Unrecht. Selbſt Grieche, iſt er doch auch ein Freund der Troer, und ſtellt ihr Gutes mit höchſter Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, feſſelt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns feſt. Hier iſt nichts die Aufmerkſamkeit auf einen letzten Punct Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im ſtetigen Fortſchritt iſt der Charakter des Homeriſchen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feſte Umriß jeder ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterb-

lichen Gemälde, die unangeſtrengte ſanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere ſieht, und ihre Tugenden und Laſter, ihre Glücks= und Unglücksfälle erzählt, ſie ſind es, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen." Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der ſich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darſtellung charakteriſirt ſich durch die treueſte Anſchauung und ſinnlichſte Wahrheit, iſt ſchlicht und einfach, wie die Natur, hat aber bei aller dieſer Einfachheit zugleich die ſinnlichſte Mannichfaltigkeit. (S. Garves Abhandlung I, 103.) Jeder Gegenſtand hat ſeinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechſelnd ſind die Scenen, wie mannichfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Einzelne ohne Künſtelei und Aengſtlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers ſtets nur mit natürlichen Sinn, mit rienem Natur= und Kunſtgefühl geleſen, wie anders würde das Urtheil über ſie ausgefallen ſein, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man ſich erſpart haben! Faſt überall aber ſuchten die Aeſthetiker die Schönheit dieſer Poeſie und das Weſen des Epos in der Einheit, Künſtlichkeit, Oekonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maſchinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmiſchung des Himmels in die Erde, in einer Encyclopädie alles Wiſſenswürdigen, und wer weiß, worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beſte hat hierüber A. W. Schlegel geſagt in ſeiner Recenſion von Göthes Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man leſen, was Herder, zuerſt in den Briefen zur Beförderung der Hu- Humanität, über die Humanität Homers ſchrieb. Deutſchland hat das Glück, Ilias und Odyſſee in einer vortrefflichen Ueberſetzung von J. H. Voß zu beſitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil ſehr ſchätzbaren, Verſuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter ſich gelaſſen hat, und welche ganz vollkommen ſein würde, wenn ſie auch die Homeriſche Einfalt völlig erreicht hätte. Den Froſch= und Mäuſekrieg haben mit ungleichem Erfolg überſetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eſchen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eſchen. Von den Ausgaben nennen wir blos die von Clarke und Erneſti, von Wolf, Porſon und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Vorbeck; von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer iſt ſo viel geſchrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Boſch, Köppen, Goeß, Seidenſtücker, Grodbeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jeniſch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in dieſen Gedichten geſchrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeiſt Homers beſitzen wir Feiths Homeriſche Alterthümer, de Marées Verſuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts Homeriſche Pſychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, ſo wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorſt, A. W. Schlegel und Voß. Selbſt über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieſer nennen wir nur Ein Werk noch, welches den Freunden der Homeriſchen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer, nach Antiken gezeichnet von W. Tiſchbein mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie (griechiſch), die älteſte und den allgemeinen Bedürfniſſen angemeſſenſte Predigtgattung, iſt ein erläuternder Religionsvortrag über den bibliſchen Text, deſſen Inhalt er Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1. den Text ſelbſt zum Thema, und bringt, ohne ſich an eine ſtreng logiſche Ordnung der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Lagen und Bilder derſelben, wie er ſie gibt, nach einander zur Sprache, um ſie zur religiöſen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder ſie faßt 2. die einzelnen religiöſen Puncte des Textes unter einen allgemeinen practiſchen Hauptgedanken, dem ſie ſich füglich unterordnen laſſen, zuſammen, und behandelt ſie als Theile des in dem ganzen Text durchſcheinenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiöſen Bedürfniſſe der Zuhörer. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgeleſener oder hergeſagter Bibelabſchnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man dieſe Vorträge ſeit dem 4. Jahrh. Homilien, d. i. Unterhaltungen, Geſpräche, nannte, erhielt auch die wiſſenſchaftliche Anweiſung, chriſtliche Religionsvorträge oder Predigten abzufaſſen und zu halten, den Namen Homiletik. T.

Homilius (Gottfried Auguſt), war Muſikdirector an den drei Hauptkirchen und Cantor an der Kreuzſchule zu Dresden, einer der größten Organiſten und Kirchencomponiſten neuerer Zeit. Er ward geboren am 2. Febr. 1714 zu Roſenthal an der böhmiſchen Grenze. 1742 ward er Organiſt an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 erhielt er obengenannte Aemter und ſtarb am 1. Jun. 1785. Er zeigte im Orgelſpiel Reichthum und Gedanke, tiefe Kenntniß der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und treffliche Wahl im Regiſtriren. Von ſeinen trefflichen Kirchencompoſitionen iſt gedruckt: ſeine Paſſionscantate nach Buſchmanns Poeſie: die Freude der Hirten über die Geburt Jeſu (1777); und einige Motetten, in den, von Hiller herausgegebenen 6 Theilen Motetten; ſechs deutſche Arien im Clavierauszuge für Freunde ernſthafter Geſänge (1786 geſtochen). Im Manuſcripte ſind noch von ihm eine Paſſion mit proſaiſchem Texte aus dem Evangeliſten Markus mit poetiſchen Arien und Chören; eine andere Paſſion: Wir gingen alle in der Irre ꝛc.; ein Cantate; ein ganzer Kirchenjahrgang auf Sonn- und Feſttage; 32 ein- und zweijährige Motetten für Singſtimme ein einſtimmiges Choralbuch in 167 Chorälen; 22 variirte und fugirte Choräle und ein Choralbuch, die zu Dresden gewöhnlichen Melodien, bekannt.

Hommel. Der Name einer alten und angeſehenen ſächſiſchen Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden iſt. Am meiſten ausgezeichnet unter ihnen ſind: 1. Ferdinand Auguſt, geb. zu Leipzig 1697, ſtudirte ſeit 1713 Philoſophie und Rechtslehre, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig ſeine juriſtiſchen Vorträge mit großem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde Beiſitzer des Schöppenſtuhls, bald darauf öffentlicher Profeſſor des Rechts und Appellationsrath, und ſtarb 1766. Er war ein eben ſo vortrefflicher Lehrer, als praktiſcher Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeigen von mannichfaltiger Gelehrſamkeit; beſonders aber verband er Philoſophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er ſich um die Referirkunſt verdient gemacht durch ſeine Anleitung, gerichtliche Acten geſchickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufaſſen (6te Aufl. Halle 1795, 8.). Sein Andenken hat J. A. Erneſti gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. orator. nov. Vol. Lips. 1791). Er ſah

mit Vergnügen, wie ſein noch berühmterer Sohn, 2. Carl Ferdinand, beſtändiger Decan und Ordinarius derſelben Facultät wurde (1763), in welcher er ſelbſt wegen körperlicher Schwäche ſeinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 1722 geboren, ſtudirte früher Medicin, vertauſchte aber dieſe Wiſſenſchaft bald mit den Rechtswiſſenſchaften, welche er in Leipzig und in Halle ſtudirte, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentlicher Lehrer der Rechte zu Leipzig, 1756 ordentlicher Profeſſor der Decretalen, erſter Lehrer dieſer Wiſſenſchaften, churſächſiſcher wirklicher Hof- und Juſtizrath u. ſ. w., und ſtarb 1781, eben ſo angeſehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn ſeines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben ſo einheimiſch in der theoretiſchen, als in der practiſchen Rechtsgelehrſamkeit, bearbeitete alle Theile derſelben mit Scharfſinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den erſten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wiſſenſchaft Geiſt und Leben brachten, und alle Art von Barbarei und Schutzzwang aus dem Kreiſe derſelben zu verdrängen ſuchten. Hieher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenſtände der philoſophiſchen Rechtslehre in ſeinen Schriften bearbeitete, ſondern auch das Poſitive mit ſeltenem philoſophiſchen Scharfſinn behandelte, und daher beſonders zur Verbreitung einer menſchlichern und dem Geiſte der Zeit angemeßnern Anſicht des Criminalrechts, ſowol in ſeinen Schriften, als in ſeinem umfaſſenden Lehr- und Geſchäftskreiſe, thätig wirkte; ferner nicht nnr in ſeinen Werken, ſelbſt in denen, welche die Literatur der Rechte betreffen, einen bei ſolcher Gelehrſamkeit ſeltenen Witz überall beurkundet, ſondern auch eine reinere, zweckmäßigere und geſchmackvollere Schreibart in den deutſchen Gerichten einzuführen ſuchte, wozu er ſelbſt durch mehrere in deutſcher Sprache verfaßte juriſtiſche Werke das Muſter aufſtellte. Uebrigens ſetzte er die Rechtswiſſenſchaft auch mit Kritik, Geſchichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrſamkeit in vielſeitige Verbindung, wovon z. B. ſeine Bibliotheca iuris Rabbinica et Saracenorum Arabica, ſeine Jurisprudentia numismatibus illustrata, und ſeine mannichfaltigen akademiſchen Schriften zeugen. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind vorzüglich ausgezeichnet: ſein deutſcher Flavius, d. i. Anleitung ſowol bei bürgerlichen, als peinlichen Fällen, Urtheile abzufaſſen (4te Ansgabe, vermehrt und verbeſſert von D. E. F. Klein, Baireuth 1800, 2 Bde. 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783 — 1787, 4., wovon der ſiebente Band, von Röſſing herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner ſeine Ueberſetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebſt Anmerkungen, Breslau 1778, 8., ſein Buch (unter dem angenommenen Namen Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach türkiſchen Geſetzen, 2te Ausg. 1772, ſeine Oblectamenta iurifeudalis, Lips. 1755, 4. T.

Homocentriſch, was einerlei Mittelpunct hat. Zwei Kreiſe ſind homocentriſch, wenn ſie aus einerlei Mittelpunct gezogen ſind.

Homogen, ſ. Heterogen.

Homöopathie, ſ. in der neuen Folge d. Werks.

Hompeſch (Ferd. Freiherr v.), letzter Großmeiſter des Johanniterordens, war 1744 zu Düſſeldorf geboren, kam in ſeinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeiſters ward, ſich nach und nach bis zum Großkreuz emporſchwang, und 25 Jahre lang Miniſter des wiener Hofs bei ſeinem Orden war, und wurde 1797, durch den überwiegenden Einfluß der bairiſchen Zunge, zum Großmeiſter ge-

wählt. Er war der erſte Deutſche, der dieſe Würde bekleidete. Als Buonaparte im Juni 1798 auf ſeiner Fahrt nach Aegypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Feſtungswerke mittelſt einer verrätheriſchen Capitulation, um die Hompeſch nicht einmal gefragt worden war, übergeben. Der Großmeiſter ſah ſich mit der rückſichtsloſeſten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge ſein, wie man allenthalben und ſelbſt in ſeinem Palaſte die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Uebergabe nach Trieſt eingeſchifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für ſein Silbergeräth, und verſprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach ſeiner Ankunft in Trieſt widerſprach Hompeſch feierlich der von ihm nicht geſchloſſenen noch je gebilligten Capitulation, und legte einige Monate nachher ſeine Würde zu Gunſten Kaiſers Paul I. nieder. Er lebte ſeitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, ſich nach Montpellier zu begeben und die Rückſtände der ihm verſprochenen Penſion zu fodern. Man war ihm zwei Millionen ſchuldig. Er hatte mit Mühe von dieſer Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1803 ſtarb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Hondekoeter, war geboren zu Utrecht 1636 und ſtarb daſelbſt 1695. Mit bewundernswürdiger Kunſt malte er Thiere, beſonders Vögel, deren Gefieder er auf das Täuſchendſte nachahmte. Seine Hintergründe ſind wohlgeordnete Landſchaften. Sein Pinſel iſt weich und voll, ſein Strich feſt und breit. Die Holländer bezahlen ſeine Gemälde zu hohen Preiſen.

Honig. Die bekannte ſüße Subſtanz, welche der Bienenſtaat aus dem Reiche Florens und Pomonens ſammelt und in ſeinen Zellen aufbewahrt. Die beſte Sorte, der weiße, wird auch Jungfernhonig genannt. Dieſer läuft in der Sonne aus den Bienenkuchen von ſelbſt aus. In allen Ländern wird Honig gewonnen, jedoch ein größerer Handelszweig iſt er nur vorzüglich in Rußland, Polen, Malta, Spanien und Frankreich. Der Verbrauch des Honigs iſt ſehr mannichfaltig. Daß aus ihm die berühmten nürnberger, thorner, danziger und ulmer Pfeffer- oder Lebkuchen verfertigt werden, dürfen wir als bekannt vorausſetzen. Noch jetzt iſt in der Levante der Honig vom Berg Hybla in Sicilien, und vom Hymettus in Attika, wegen ihres Wohlgeſchmacks berühmt. — Honigpräparate. In der Pharmacie wird der Honig theils durch Kochen mit Waſſer oder auch vermittelſt des Einweichens gereinigt (mel despumatum), theils werden demſelben andere Arzneiſtoffe hinzugeſetzt und ſo entſtehen verſchiedene Präparate, in welchen der Honig den Hauptbeſtandtheil ausmacht. Die Verbindung von Honig und Eſſig gibt den Sauerhonig (Oxymel simplex), wird Zeitloſen- oder Meerzwiebeleſſig genommen, ſo heißt das Präparat Oxymel colchicum oder squilliticum. Ueberdies ſetzt man zu dem Honig ein Dekokt des Süßholz (mel liquiritiae), den Aufguß von Roſenblättern (mel rosatum), Veilchen, Rosmarin ꝛc. hinzu, oder verdünnt ihn blos mit Waſſer (hydromel). — Honigthau, eine zuckerartige Subſtanz auf den Blättern gewiſſer Geſträuche und Bäume, die man ſonſt für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt zwei Arten deſſelben: die eine iſt örtlich, und ein von Blattläuſen ausgeſpritzter Saft; die andere allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünſtungen gehindert wird und dieſe als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs nennt man beim Militär diejenigen äußern Ehrenbezeigungen, welche von ihm nach beſtimmten Regeln allen erwieſen werden, denen eine beſondere Achtung zu beweiſen iſt. Es beſtehen ſolche in Abfeuern des Geſchützes oder des Kleingewehrs, in Präſentirung deſſelben, in Paradirungen, in Begrüßungen mit klingendem Spiel, in geſenkter Fahne, in Ehrenwachen ꝛc. Im geſellſchaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieſer eine andere damit beauftragte Perſon bei Beſuchen die Honneurs, d. h. es werden den Gäſten von ihnen die erforderlichen Aufmerkſamkeiten erzeigt.

Hontheim (Joh. Nic. von), aus einem alten patriciſchen Geſchlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jeſuiterſchulen daſelbſt unterrichtet, wo er auch das römiſche und kanoniſche Recht eifrig ſtudirte. Nachdem er mit ſeinem Bruder auch die Univerſitäten Löwen und Leyden beſucht hatte, kam er zurück, und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswiſſenſchaft und die höchſte Gewalt ſchrieb. Aus Vorliebe für ſeine Studien und aus Hang zur Einſamkeit wählte er den geiſtlichen Stand, deſſen er ſich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reiſe nach Rom. Dort lernte er die römiſche Curialpraxis, die Politik des päpſtlichen Hofes und die Mißbräuche der Prieſterregierung durch den Augenſchein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Churfürſten Franz Georg zum geiſtlichen Rath des Conſiſtoriums zu Trier, und bald darauf zum Profeſſor der Pandecten und des Codex ernannt, auch zur Verſorgung mehrerer wichtigen Landes- und Kirchengeſchäfte gebraucht, durch deren eifrige Verwaltung ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Churfürſt eine ruhigere Stelle am Conſiſtorium und erhob ihn 1748 zum Weihbiſchof des Erzbisthums, welche Stelle er bis in ſein ſpätes Alter bekleidete. Als ſolcher ſchrieb er ſeine diplomatiſche Geſchichte von Trier (in lat. Sprache, 1750, 3 B. Fol., denen noch 2 Bände, unter dem Titel eines Prodromus, 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger hiſtoriſcher Forſchung. Mehr als durch dieſes aber hat er ſich durch den Febronius, oder vielmehr durch ſein Werk über den Zuſtand der Kirche und die geſetzmäßige Gewalt des Papſtes, ein Buch zur Vereinigung der ſtreitenden Parteien in der chriſtlichen Kirche, welches er 1763, 4., unter dem erdichteten Namen des Juſtinus Febronius in lateiniſcher Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpſtlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwol er von den Jeſuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des catholiſchen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch ſeinen Angriff ſo erſchüttert, daß ihm der Papſt, dem er ſelbſt aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachſpüren und ſein Buch, durch verſchiedene Breven an die geiſtlichen Churfürſten und andere Geiſtliche, ſtreng verbieten ließ. Allein es wurde deſto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, überſetzt und in allen chriſtlichen Staaten Europas mit Beifall geleſen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieſes Buch fand, vertheidigte er ſich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenem Namen und verfertigte (1777) auch einen Auszug daraus. Bald hatte der römiſche Hof den Verfaſſer ausgeſpürt, ohne ihm jedoch, wegen des mächtigen Schutzes, deſſen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indeſſen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den ſchon 80jährigen Greis dergeſtalt, daß die-

ſer ſich endlich 1778 zu einem ſchriftlichen Widerruf ſeines Syſtems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man ſich in Rom höchlichſt freute, obgleich die Wirkungen ſeiner Schriften nicht mehr zu ändern ſtanden. Auch erklärte er ſich über dieſen Widerruf (1781) in einer beſondern lateiniſchen Schrift, aber natürlich ſehr unbeſtimmt. Hontheim verrichtete ſeine Geſchäfte unausgeſetzt bis an das Ende ſeines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens zu Montquintin (1790), ſtand mit den wichtigſten Gelehrten der verſchiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbeſcholtenen Tugend und Frömmigkeit. T.

Honthorſt (Gerhard), ein vorzüglicher Maler der niederländiſchen Schule, geboren 1592, der ſich in Italien bildete, und von den Italienern ſeinen Zunamen delle notte daher erhielt, daß faſt alle ſeine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet waren. Er gehörte zu jenen Künſtlern ſeiner Zeit, die damals vom höchſten Grade des Manierirten und den willkürlichſten Ausſchweifungen der Phantaſie des Arpinos und Merigi in eine ſclaviſch-treue Nachahmung der Natur nach Caravaggio verfiel. Jedoch entlehnte Honthorſt vom Caravaggio nur ſeine Carnation, ſein Leben, ſeine großen Schatten und Lichtmaſſen; in den Umriſſen war er genauer, in den Formen gewählter, in den Bewegungen graziöſer. Er war zuletzt Maler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und arbeitete viel auf dem Luſtſchloß „im Buſch" genannt, wo noch gegenwärtig viele ſeiner ſchönſten Bilder zu ſehen ſind.

Hood (Samuel), engliſcher Admiral, wurde geboren 1735 zu Butleigh, wo ſein Vater Pfarrer war, und ſtarb 1816. Schon in ſeiner früheſten Jugend kam er, für den Seedienſt beſtimmt, auf ein Kriegsſchiff. Beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges wurde er Capitän, erhielt bald darauf die Veſtalin, eine Fregatte von 35 Kanonen, und bemächtigte ſich, ſogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, einer franzöſiſchen Fregatte. Gleichſam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Kanonen. Kurz nach dem Anfange des amerikaniſchen Krieges ward er zum Baronet und Admiral erhoben, und zeichnete ſich in der Folge in der merkwürdigen Seeſchlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Graſſe lieferte, ſehr aus, indem er den Grafen zwang, ſich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pär von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich ſich wieder erneuerte, richteten ſich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländiſchen Meere abgeſendet, um in Verbindung mit den Royaliſten im ſüdlichen Frankreich zur Wiederherſtellung des Throns zu wirken, bemächtigte ſich der Stadt Toulon, verlor ſie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerſtörte er die ganze franzöſiſche Marine, alle Zeughäuſer und Vorräthe, und fügte ſo der franzöſiſchen Regierung einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genau, eroberte Corſica und kehrte dann nach England zurück. 1796 wurde er zum Viscount und Gouverneur des Hoſpitals von Greenwich ernannt, und bekleidete dieſe Stelle bis an ſeinen Tod.

Hooft (Pieter Corneliszoon), geb. zu Amſterdam 1581, Sohn des großen Patrioten, des Bürgermeiſters Cornelis Hooft, eines der Edlen, die ſich 1587 mit Gefahr ihres Lebens Leiceſters Tyrannei widerſetzten. Er bildete ſich durch das Studium der alten römiſchen und griechiſchen Claſſiker und durch ſeine Reiſen in Italien, und bekleidete nach ſeiner Zurückkunft, von 1609 bis 1647 das Amt eines

Droſten von Muiden und Richters von Goolland, ohne nach höheren Würden, wozu ihn Geburt, Kenntniſſe und Reichthum befähigten, zu verlangen. In Muiden lebte er im Umgange mit geiſtreichen Männern und Frauen und im Genuſſe der Ergötzungen der Muſik und Poeſie. Hooft iſt als der Schöpfer der holländiſchen Literatur in Proſa, wie in der Poeſie, zu betrachten. Tacitus war ihm als Geſchichtſchreiber ſein Muſter und das Ziel ſeines Strebens; auch wird ſeine Ueberſetzung deſſelben noch jetzt für claſſiſch gehalten. In der Geſchichte Heinrichs IV. und des Hauſes Medicis zeigte er ſich ſelbſt als Meiſter; doch den größten Werth hat ſeine Geſchichte der Niederlande von 1550 bis 1587, wo die Statthalterſchaft des Engländers Leiceſter ihr Ende erreichte. Seine Briefe werden als Muſter betrachtet, und als Dichter ſchuf er in Holland ſowol die Tragödie, als die erotiſche Gattung. Er ſtarb 1647.

Hopfen, eine allgemein bekannte, zur Würzung der Biere häufig gebrauchte Pflanze, die zwar wild wächſt, aber veredelt in vielen Ländern ſorgfältig gebaut wird. Die vorzüglichſten Sorten, welche in Handel kommen, werden im Braunſchweigiſchen, in Böhmen, in Baiern und in England gewonnen. Die Frucht wird im September geerntet, dann ſorgfältig getrocknet und aufgehoben. Der häufige Wechſel der Preiſe dieſes Artikels macht ihn zu einem Gegenſtande der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1503 zu Aigueperſe in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie ſeine Feinde behaupteten, ein Jude, entſagte aber der Medicin und trat in die Dienſte Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, deſſen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorſtand und der ihn reichlich dafür belohnte. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetſten Talente, ſowol für die Wiſſenſchaften, als für die Geſchäfte. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1554 Oberintendant der Finanzen. Mit unbeſtechlicher Treue verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verſchwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erſchöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geſchäfte ſtand, trat l'Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber ſchon nach ſechs Monaten nach Frankteich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Uebeln, die das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte ſich in dieſem neuen Amte, mitten unter den Parteien des Hofes und der allgemeinen Gährung des Reichs, als einen unverzagten Weiſen. Er ſah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen ſei. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verſchwörung von Amboiſe ausbrach, denen zu verzeihen, die falſcher Religionseifer irre geleitet hatte. In demſelben Jahre gab er das Edict von Romorantin, um die Einführung der Inquiſition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz ſah er das Feuer des Bürgerkrieges ſich in ſeinem Vaterlande entzünden, und bot Alles auf, daſſelbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um ſich gegriffen. Kein Preis ſchien ihm zu hoch für dieſen Zweck. Als aber ſeine Bemühungen hiefür fruchtlos waren, ſuchte er, wenigſtens die Uebel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Dieſen Grundſätzen der Weisheit gemäß, durch welche er ſich bei den Catholiſchen in den Verdacht des Calvinismus brachte, ſprach er in der Verſammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain en Laye 1561,

bei dem Colloquium zu Poiſſy und in der Verſammlung der Stände zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edict war ſein Werk. Aber eben dieſe Mäßigung ſtimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Catharina von Medicis: die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausſchließen. L'Hopital zog ſich 1568 auf ſein Landhaus zu Vignai bei Eſtampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Muſen eines unerwarteten Glücks, und ſtarb 1573. Raſtlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philoſoph, folgte er nur den Grundſätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für dieſe ſelbſt den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigſten Fanatismus ließ er die Stimme der Menſchlichkeit hören, und im Schoße des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Anſehn des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich ſtrebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenſeitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber ſeine edeln Bemühungen verdienen, von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regierung und auf Tullus Vorſchlag mit eben ſo viel Brüdern (den Curiatiern) von albaniſcher Seite gekämpft haben ſollen, um den Streit beider Völker im Zweikampfe zu entſcheiden. Sie ſollen, ſetzt Dionyſius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderſeits die Söhne zweier Schweſtern und zu gleicher Zeit geboren geweſen ſein. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schweſter der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältniſſe über die Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derſelben beiſtimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem römiſchen Heere, feierlich einſegnen und der Götter Schutz empfehlen. Daſſelbe geſchah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgeſteckt: zuvor aber an dem gemeinſchaftlichen Opferaltar die Uebereinkunft beſchworen, daß die Partei der Beſiegten der ſiegenden ohne Ausflucht unterwürfig ſein ſollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und Aller Erwartung war auf den entſcheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit; denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten; die Römer ſprachen dem übriggebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber Liſt erſetzt die Kraft. Der Horatier ſieht, daß ſeine Gegner alle ſchon durch Wunden ermüdet ſind. Er ſelbſt iſt noch unverwundet. Um ſie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu trennen, ergreift er zum Schein die Flucht, und da ſie nun, wie er gewünſcht, ſo weit es jedem ſeine Wunden verſtatten, ihn verfolgt haben, kehrt er plötzlich um, ſtreckt die getrennten Gegner, einen nach dem andern, todt zu Boden und entſcheidet dadurch den Sieg und die Oberherrſchaft ſeines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zieht er dann, mit den Waffen der Erſchlagenen beladen, in die Stadt zurück. Aber er befleckte die ſiegreiche That durch übereilten Schweſtermord. Denn als er ſich der Stadt näherte, ſah er unter dem Volke ſeine Schweſter in Thränen über den Tod ihres Bräutigams ſtehen. Sie brach in Verzweiflung aus, und nannte lautklagend den Namen des Geliebten, da ſie den Waffenrock, welchen ſie dem Geliebten ſelbſt verfertigt, als blutiges Siegeszeichen über den Schultern des Bruders hängen ſah, den ſie als Mörder betrachten mußte. Dieſer, aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und ſeinen Sieg ſich miſchen, ſtößt in dem Rauſche des Sieges zür-

nend der Schweſter den Dolch in die Bruſt. Nach ſtrenger Gerechtigkeit, welche die Römer ſtets übten, ſollte er zum Tode verurtheilt werden. Dies geſchah auch, ohne Rückſicht auf jene That, durch welche er ſich um ſein Vaterland ſo verdient gemacht hatte. Schon ſollte das ſtrenge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier, auf Tullus Rath, an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, der, vor Kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch ſchimpflichen Tod des letzten ſeiner Söhne beraubt werden ſollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde von der Todesſtrafe losgeſprochen; doch mußte er zuvor, um den Geſetzen Genüge zu leiſten und den Mord zu ſühnen, nach angeſtelltem Opfer mit verhülltem Haupte unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichſam unter dem Joche) hinweggehen, welches bei den Römern für eine ſchimpfliche Strafe galt. T.

Horatius Cocles. Als der etruriſche König Porſenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, ſoll nach der hiſtoriſchen Sage, ein muthiger Mann jenes Namens, dem Feinde faſt allein ſich entgegengeſtellt, und ihn durch lange, tapfre Gegenwehr ſo lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf ſein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann ſtürzte er ſich, ermattet von Wunden, mit ſeiner ganzen Rüſtnng in den Strom, und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenſeitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrenſäule, und ſeine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er ſoll ein Abkömmling der Horatier (ſ. d. Art.) geweſen ſein, und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampfe ein Auge verlor. T.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geboren zu Venuſium oder Venuſia in Apulien, den 7. Dec. des Jahres 689 der Stadt Rom, 65 vor Chriſti Geburt. Sein Vater, ein Freigelaſſener, aber, wie der Sohn ſagt, reines Lebens und Herzens, beſaß ein kleines Grundſtück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an dieſem Talente, deren Ausbildung er nicht verabſäumen wollte, und ſo zog er nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward, und nach ſeinem geringen Vermögen das Aeußerſte für die Erziehung des Sohnes that. Nicht die Künſte des Wuchers, ſondern die edlen, des wahren Freien würdigen, Künſte ließ er ihn lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den beſten Häuſern und war ihm ſelbſt ein wackerer Sittenaufſeher und der Tugend Muſter. So rühmt es der dankbare Sohn ſelbſt (Satyren, B. I. S. 6, 66 — 92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte des Homers und des Livius Andronicus erklärte, war der erſte Lehrer des jungen Horaz, der, höchſt eifrig auf das Studium der griechiſchen Literatur, ſchon in frühen Jahren bedeutende Fortſchritte darin machte. Wahrſcheinlich im J. 705 erhielt er die männliche Toga, und vier Jahre darauf, im zwanzigſten ſeines Lebens, ging er nach Athen, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. Während dieſer Zeit ereigneten ſich in Rom die wichtigſten Veränderungen. Julius Cäſar ward ermordet, Brutus und Caſſius, die letzten Stützen der ſinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüſteten ſich dort zum Kriege und nahmen die römiſchen Jünglinge, die ſich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Ciceros Sohn und Horaz, der im J. R. 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und C. Cäſar Octavianus ſich auf fünf Jahre zu Triumvirn der Republik er-

klärten und die Provinzen unter ſich theilten. Horaz ward in dem Heere des Brutus Tribun, d. i. Oberſter einer Legion (S. Wielands Einleitung zum erſten Briefe des Horaz im zweiten Buche). Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römiſche Freiheit gekämpft; Brutus und Caſſius fielen, und Horaz rettete ſein Leben durch die Flucht. Leute, die ſich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verſtanden, haben aus einer Ode des Horaz ſelbſt (B. 2. Od. 7.) ſchließen wollen, der Dichter ſei auf ſchimpfliche Weiſe geflohen; ſiegreich aber hat ihn Leſſing gegen dieſen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet (Rettung des Horaz, ſ. Leſſings ſämmtliche Schriften, Bd. 3. S. 191 u. fgg.). Den Beſiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente ſich derſelben. Sein Vater aber war indeß geſtorben, ſein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, ſagt er ſelbſt (Briefe B. 2. Br. 11, 49 fgg.), trieb mich an, Verſe zu machen. Ob es mit dieſer Aeußerung ſo ernſtlich gemeint ſei, als Manche glauben, bleibe dahin geſtellt; genug, Horaz machte ſchwerlich jetzt zum erſtenmale Verſe (ſ. Satyren 1, 10, 31.), und machte ſie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quäſturſchreibers gewährte (S. Wieland: zu Horaz Satyren 2, 6, 36.). Wie hätte er ſeine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in ſo reichem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderſtehlichen Drange nach Aeußerung verbunden zu ſein pflegt? Und wie konnte er das, was beim Anblick der Zeitbegebenheiten ſein innerſtes Weſen gewiß noch oft genug gewaltſam aufregte (ſ. die dreizehnte ſeiner Epoden, und was Wieland darüber ſagt in Horazens B. Bd. 1. S. 20.), beſſer beſänftigen, als durch die Poeſie? Nicht aber durch Poeſie allein, auch durch Philoſophie that er das, welche beide ſich in ihm aufs Innigſte durchdrangen. Er wählte deshalb auch zunächſt eine Gattung der Poeſie, die ſich vornämlich dem philoſophiſch-dichteriſchen Geiſte eignet, die didaktiſche; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieſer gehöre? Die ſiebente Satyre des erſten Buchs iſt das erſte Horaziſche Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für dieſe Gattung von Poeſie ein vorzügliches Talent beſaß, wird Niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm geleſen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerkſamkeit auf ſein Talent und die Erzeugniſſe deſſelben zu erregen. Zwei Dichter des erſten Ranges, Virgil und Varius, ſchenkten ihm ihre Freundſchaft, und dieſer verdankte er die erſte Bekanntſchaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmanne, der, ohne jemals aus ſeinem Privatſtande herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäſar Auguſtus war, und, als Liebhaber des Schönen, ſeinen Reichthum gern zu Verſchönerung des geſelligen Lebens durch die Künſte anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in ſeinen vertrauteren Kreis auf, und beſchenkte ihn nach einigen Jahren, in denen er ſein Herz gewonnen hatte, mit dem ſabiniſchen Landgute, deſſen Horaz in ſeinen Gedichten ſo oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein weit glänzenderes Glück machte, ſo lag die Schuld blos an ihm, in deſſen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über ſich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Thronräubers zu ſuchen. Ja er wich dieſer vielmehr aus, wie die drei Billets des Auguſtus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit iſt, unwiderſprechlich beweiſen. Selbſt der Antrag, welchen Auguſtus ihn durch Mäcenas thun ließ, in

ſeine Dienſte zu treten und die Beſorgung ſeiner Privat-Correſpondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande ſeiner ſchlechten Geſundheitsumſtände von ſich ab, und ein an Auguſt gerichtetes Gedicht mußte Auguſt ihm im eigentlichen Sinne abdringen. Uebrigens war Horaz, der ſo große Beiſpiele von dem Unbeſtand der menſchlichen Dinge erlebt hatte, weiſe oder klug genug, ſich vom geſchäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einſamkeit in ſeinem Sabinum einem ſcheinbar größerem Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch ſeinen Neigungen am meiſten zuſagte. Faſt alle ſeine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe und Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und ſeine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er ſich noch immer über ſeine Wünſche reich befand. Indeß trug er eben ſo wenig eine Ruſticität zur Schau, als ihm ſtrenges, mürriſches Weſen zur Tugend nothwendig ſchien; vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet. Er hat uns hinterlaſſen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch ſogenannter Epoden, die von den Oden ſich nicht blos im Metrum unterſcheiden, indem der zweite Vers immer kürzer iſt, als der erſte, ſondern auch durch den Inhalt, vermöge deſſen man ſie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muſter nahm; zwei Bücher Satyren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eignes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man ſehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle (Leipz. 1805), und was Eichſtädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausgabe geſagt hat. In beiden findet man die richtigſte Anſicht, zu welcher Wieland den Standpunct angewieſen hatte. Uebrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Regelsperger noch einer Beachtung. Will man den Horaz als Lyriker würdigen, ſo vergeſſe man nicht, daß er unter den Römern der erſte war, welcher die römiſche Sprache für die lyriſche Poeſie ausbildete, und ſie, mit nicht geringer Mühe, für die ſchwereren griechiſchen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meiſterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie ſeiner Verſe ſind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch iſt dies keineswegs das einzige Verdienſt des Dichters, denn an Empfindung und Darſtellung iſt er nicht zurück. Hier ſagt man nun freilich, und es läßt ſich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyriſchen Gedichte des Horaz nichts ſei, als Nachahmungen griechiſcher Muſter, des Archilochus, Alkäos, Steſichorus, der Sappho u. A., und darum auch ſo voll von griechiſchen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja ſtellenweiſe blos Uebertragungen aus dem Griechiſchen. Dieſes Vorwurfs hat ſich mancher bedient, um den dichteriſchen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopſtock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht ſind. Zugegeben aber, daß man Horaz, dem Lyriker, Originalität nicht zugeſtehen könne, ſo wird ſie doch Niemand Horaz, dem Satyriker, abſprechen. Wie die Satyre überhaupt als didaktiſches Gedicht eine römiſche Erfindung war, ſo war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck beſtimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denſelben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man ſeine Briefe gleich mit zählen darf, weil ſie ſich von jenen nur durch Aufſchrift und durch die Richtung an eine Perſon unterſcheiden (ſiehe jedoch Morgenstern de satirae et epistolae Horationae discrimine. Leipzig 1801), haben mehr oder weniger ein Colorit des Komiſchen, und dürfen nur aus dieſem Ge-

ſichtspuncte beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laſter züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen; denn er ſieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und ſpricht auch ſich ſelbſt von einem Theil der Narrheit nicht frei. Indeß ſuchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er ſie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern ſetzt er darum ſeine Philoſophie entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter ſtellt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils unmöglich iſt, theils ganz verbittert wird. Die leichte, gefällige Art, womit er, ohne es zu ſcheinen, philoſophirt, das Salz, womit er ſeine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er ſich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die anziehendſte Unterhaltung. Nun ſtellt er aber die eignen und fremden Thorheiten mit dieſer Weisheit in Gegenſatz. Man weiß nicht, was man hiebei am meiſten bewundern ſoll, ob ſeine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens und der verſchiedenen Menſchenclaſſen, oder ſeine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernſt und Spott nie verläugnet, oder die Geſchicklichkeit, jeden Gegenſtand ſo zu ſtellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewieſen zu werden, auffällt, oder die Kunſt, jeden Charakter ſo zu ſchildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur ſelbſt. Oft ſcheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder, wo er es thut, iſt ſein Spott weder bitter noch giftig, und mit ſo viel Gutmüthigkeit begleitet, daß der Belachte, wenn er geſcheit war, ſelbſt dazu lächelte; daß ſein Spott alſo wol empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteſte und ungezwungenſte, und Horaz wußte den Hexameter ſo dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der geſellſchaftlichen Unterhaltung zu gehen ſcheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer, der ihm gefolgt iſt, kann ſagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu ſpüren, verlaſſen habe? Nach Jahrtauſenden noch ſind dieſe ſeine Darſtellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Intereſſe, und der Dichter iſt darum auch ſtets der erwählte Liebling aller Männer von Geiſt geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausſchließt. In ſeinem Leben ereignete ſich ſonſt nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf Auguſts ausdrücklichen Befehl den ſäculariſchen Geſang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er ſtarb plötzlich im J. R. 746, dem 9ten vor Chr. Geb. und 57. ſeines Alters, nicht lange nach dem Tode ſeines Gönners und Freundes Mäcenas, neben deſſen Grabmahl auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Den Auguſtus ſetzte er zu ſeinem Erben ein. Von ſeinen ältern Erklärern nennen wir blos den Acron, Porphyrion und den Scholiaſten des Cruquius; von ſeinen neueren Herausgebern und Erklärern wollen wir blos Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitſcherlich, Döring, Haberfeld, Eichſtädt, Preis, Heindorf, und von den Ueberſetzungen nur die von Schmidt, Ramler, Eſchen und Voß (Neue verb. Aufl. Braunſchweig bei Vieweg 1821) anführen. Wer das Ausführliche wiſſen möchte, der ſehe Mitſcherlich vor dem erſten Bande ſeiner Ausgabe und Degens Literatur der Ueberſetzungen römiſcher Schriftſteller nach. Nur der Ueberſetzung der Briefe und Satyren des Horaz von unſerm Wieland müſſen wir beſonders gedenken, weil wir erſt durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geiſt des Horaz und ſeines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieſer Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an dieſen Werken um vieles erhöht.

Eine ſehr anziehende Erſcheinung iſt der Verſuch einer Ueberſetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die Keinem unbekannt bleiben darf. dd.

Horeb (arab.: Dſjabel Muſa), eine Spitze deſſelben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört, iſt durch die Geſchichte Moſis merkwürdig. Die Mönche auf dem Sinai zeigen noch jetzt am Horeb den Fels, wa auf Moſis Schlag Waſſer hervorſprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Huſſiten einen Berg zwiſchen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo ſie ſich verſammelten, Horeb, und ſich ſelbſt Horebiten.

Horen ſind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ioniſche Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an. Eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbſtes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeit lang mit den Horen, wenn nicht als dieſelben, doch als eng verſchwiſterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, ſondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte ſich alſo verändert, aber doch noch nicht ſo, daß ſich die ſpätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus den früheren ableiten ließe. Selbſt der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt ſich ungezwungen daraus. Hora bedeutet nämlich 1. urſprünglich Luft; mit dieſem Begriffe verband ſich aber 2. der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora bei den Römern die Stunde); hiernächſt 3. das Jahr. Immer iſt hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer dieſe bezeichnen will, ſetzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann aber findet ſich in engerer Bedeutung 4. Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil dieſe die ſchönſte iſt, 5. als die Zeit der Blüthe des Menſchen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinſchaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt ſich leicht einſehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Abſtammung nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die ſpätern Chariten denken, ſondern an die frühern attiſchen: **Hegemone**, die Führerin, nämlich des Jahres, und Anxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit dieſen beiden wurden die attiſchen Horen oft vermengt, und man unterſchied beide nachher ſo, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derſelben ertheilend, dachte. Bis hieher iſt die Schwierigkeit, dieſen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß; ſie vermehrt ſich aber, wenn man die ſpätere Ausſage von den Horen bei Heſiodus hinzunimmt. Bei dieſem Dichter ſind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen Dycke, Gerechtigkeit, Eunomia, geſetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß dieſe mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine phyſiſche, bei dieſen eine moraliſche Idee zum Grunde liege, ſpringt in die Augen. Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei dieſen die Idee von dem phyſiſch Wohlgefälligen auf das geiſtig Schöne übertragen wurde, ſo bei jenen die Idee von dem phyſiſch Geſetzlichen auf das geiſtig Geſetzliche, wobei ſie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt

ſich, wie es möge gekommen ſein, daß drei politiſch-ſittliche Abſtracta als Horen ſo an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß dieſe darüber faſt in Vergeſſenheit geriethen. Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen, als Zeitgöttinnen, wurden deren Töchter, in ſo fern man früher unter ihr phyſiſche Ordnung und Geſetzlichkeit dachte, beſonders im Laufe der Zeit. Dieſe Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moraliſche Ordnung dachte, legte man ihr jene moraliſchen Abſtracta als Töchter bei, und dieſe verdrängten entweder die früheren attiſchen, oder traten an die Stelle der noch namenloſen Homeriſchen. Auch auf dieſe Weiſe erhält man aber Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, ſo daß die Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Geſetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes, ſind. Daß man oft genug alle dieſe Ideen mit einander vermiſcht habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch ſehr verwickelt worden ſei, erhellt aus der doppelten Namenreihe derſelben bei Hygin, welcher zweimal elf Horen namhaft macht. Alle Namen aber ſind bedeutend, und unterſucht man ſie, ſo findet man in dem erſten Namensverzeichniſſe lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlſtandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung, als Zeichen des Tags und des Lebens zuſammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menſchengeſchlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Heſiodus ſagt. Die bildende Kunſt ſtellte in den älteſten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläiſchen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympiſchen Jupiters. An einem Leuchter in der albaniſchen Villa ſieht man ſie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelſt einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erſte Figur trägt eine Fruchtſchale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbſtes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten ſteigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen ſie Kronen von Blättern. Als vier Figuren erſcheinen ſie an einem Leuchter im Farneſiſchen Palaſte; vorzüglich ſchön und charakteriſtiſch aber auf einem Sarkophag in der albaniſchen Villa. dd.

Hören, ſ. **Gehör**.

Horizont (von ὁρίζειν, begrenzen) oder Geſichtskreis, auch Horizontalkreis genannnt, iſt im Allgemeinen der Kreis, in welchem ſcheinbar der Himmel von der Erde begrenzt wird. Er iſt unter den größten Kreiſen der Himmelskugel einer der wichtigſten. Aufgang, Untergang und Höhen der Geſtirne werden blos auf ihn bezogen; überdies gibt er mit andern größten Kreiſen der Himmelskugel merkwürdige Durchſchnittspuncte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten ſind. Seine beiden Durchſchnittspuncte mit dem Meridian beſtimmen die Mittags- und Mitternachtspuncte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Aequator geben ſeine Durchſchnittspuncte den Morgen- und Abendpunct. Dieſe vier Puncte zuſammengenommen theilen den Horizont in vier Quadranten, Viertel. Man unterſcheidet in der Aſtronomie den ſcheinbaren Horizont von dem wahren. Jener iſt die ebene Fläche des ſichtbaren Kreiſes, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der

Stelle berührt, wo der Beobachter ſich befindet; dieſer aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunct der Erde und mit dem ſcheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur ſcheinbaren Himmelskugel, ſo iſt ihr Abſtand von einander das Maß von einem Winkel am Mittelpuncte der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt und deſto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Bei den Firſternen findet keine Horizontalparallaxe Statt. Die Erde iſt in Beziehung auf ſie nur ein Punct, und es iſt einerlei, ob man den ſcheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man ſie betrachtet. Bei Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieſer Umſtand allerdings in Erwägung, und man muß die ſcheinbaren (d. h. auf den ſcheinbaren Horizont bezogenen) Oerter derſelben auf den wahren Horizont reduciren. (S. Parallaxe.) Da die Horizontalebene allemal ſenkrecht auf der lothrechten Linie ſteht, ſo wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel iſt ein Winkel, der in der Horizontalebene gemeſſen wird.

Hormayr (Joſeph Freiherr v.), Stephansordens-Ritter, geheimer Rath und tyroliſcher Kanzler, aus einem altadeligen, urſprünglich baierſchen Geſchlechte, wurde 1705 zu Innsbruck geboren. Schon als Jüngling zeichnete er ſich im juridiſchen und publiciſtiſchen Fache als Schriftſteller aus, diente in Schwäbiſch-Oeſterreich und in Tyrol, deſſen ganze Einrichtung, nach dem neuen Syſtem Thereſiens, die ihm vorzügliches Zutrauen ſchenkte, größtentheils von ihm herrührt. Auch die herrlichen Straßenanlagen in Tyrol ſind faſt ganz ſein Werk. Er erklärte ſich, in Oeſterreich der Erſte, und lange vor Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbariſchen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er ſeinem tyroliſchen Vaterlande, als Freund der Gelehrten und Künſtler, z. B. des Hirten und Gelehrten Peter Anich, der Naturforſcher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen hiſtoriſchen Kritikers Tartarotti, durch ſeine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei, mit den Akademikern von München. Er ſtarb 1778 zu Innsbruck.

Hormayr (Joſeph Freiherr v.), Enkel des Obigen, geb. zu Innsbruck 1781, widmete ſich in früheſter Kindheit dem Studium der Geſchichte, zumal der vaterländiſchen, dahingezogen durch ſein außerordentliches Gedächtniß, vermöge deſſen er ganze Claſſiker, 10 bis 12,000 Verſe vor- und rückwärts, und eine ungeheure Menge hiſtoriſcher Thatſachen, Namen und Jahrzahlen auswendig wußte. Im achten Jahre ſchrieb er eine kleine lateiniſche Geſchichte von Baiern, im dreizehnten gab er ſein erſtes Werkchen, eine Geſchichte der Herzoge von Meran, in Druck. Wie jener Verſuch als ein kindiſcher Zeitvertreib zu betrachten iſt, ſo muß auch dieſer für ein knabenhaftes Spiel gelten. Hormayr hat übrigens darin die größte und vielleicht einzige Aehnlichkeit mit Johannes Müller, daß alle Liebe zur vaterländiſchen Geſchichte in ihm ſehr früh geweckt und gepflegt wurde. 1794 bezog er die Innsbrucker Univerſität, vollendete 1797 ſeine juridiſchen Studien, und trat im gleichen Jahre in Dienſte. 1798 begann er die Ausarbeitung ſeiner „Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter", wofür er die meiſten Quellen ſelbſt entdeckte, herausgab, und zur Löſung aller Vorfragen und Hinderniſſe benutzte, die der Geſchichte Tyrols ſelbſt im Wege ſtehen konnten, die er im Winter 1805 herausgab, bis jetzt aber noch nicht vollendete. 1799 und 1800 diente er in der tyroliſchen Landwehr in verſchiedenen Graden; Herbſt und Winter 1800 erwarben ihm meh-

rere Auszeichnungen, die späterhin für ihn ſo folgenreiche Freundſchaft Chaſtelers, und, obgleich der jüngſte Hauptmann der Landwehr, die Beförderung zum Major. Im Spätjahr 1801 kam er nach Wien, wurde im März 1802 im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in der Section von Deutſchland angeſtellt, und zeichnete ſich dergeſtalt aus, beſonders durch unermüdete Thätigkeit, patriotiſche Federkraft und hiſtoriſche Magazin- und Requiſitionskunſt, daß er ſchon im April 1803 wirklicher Hofſecretär wurde, ſeine bisherige Dienſtſtellung zu den deutſchen Angelegenheiteu behielt, und die Direction des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs noch dazu bekam, unter den Miniſtern Grafen Cobenzl und Stadion. Zur Emporhaltung des Nationalgeiſtes in den heimathlichen Bergen lieferte er eine Reihe tyroler Almanache, die Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter, die Geſchichte Tyrols, das Archiv für Süddeutſchland, wichtige Beiträge für den tyroliſchen Sammler und für andere Zeitſchriften. Im Dec. 1805 war er dem Fürſten Lichtenſtein auf dem Friedenscongreſſe zu Presburg für die deutſchen Angelegenheiten als hiſtoriſche Auskunftsperſon untergeordnet, in welcher Eigenſchaft ihm ſein außerordentliches Gedächtniß ſehr zu ſtatten kommen mochte. Bald darauf begann er auch ſeine Arbeiten aus dem öſterreichiſchen Staatsrechte mit der Abhandlung über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundſchaft im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate und Kaiſerhauſe, und mit der zweimaligen Ordnung des öſterreichiſchen Titels und Wappens, nach der Annahme der Erb-Kaiſerwürde und nach der Niederlegung der deutſchen Krone; doch wollen die Kenner auf dieſe Rechts- und Hofſchriftſtellerei keinen beſondern Sachwerth legen. 1807 begann er ſeinen öſterreichiſchen Plutarch, als ein wahres Noth- und Hülfsbuch für jene Zeit; er erwarb ſich dadurch einen großen Verdienſt, und der Plutarch dürfte auch, troß großer Mängel, ſein beſtes Werk bleiben. Beſtändig einer der lauteſten literariſchen Gegner Buonapartes und ſeines Syſtems, half er Ueberſetzung und Verbreitung der Schriften von Cevallos über die Vorgänge in Bayonne über die Beraubung und Gefangenſchaft des Papſtes, über den Vendeekrieg veranſtalten. Er war die Schwung- und Fluchtkraft im Triebrade aller geheimen Einverſtändniſſe und Vorbereitungen zum Aufſtande in Tyrol. Im Dec. 1809 ertheilte ihm der Kaiſer den Leopoldsorden, zur Belohnung ſeiner Verdienſte um das von ihm neu geordnete, und um mehr als das Fünffache vermehrte geheime Staatsarchiv. 1809 wurde er zur Armee von Inner-Oeſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann beſtimmt, mit der gefahrvollen Aufgabe, den früher von ihm vorbereiteten Aufſtand in Tyrol und Vorarlberg zur Ausführung zu bringen. Hier konnte und ſollte er zeigen, ob er auch ein Mann der That, wie ein Held der Feder wäre, und nicht blos verſtände, das Feuer anzublaſen, ſondern auch auf den rechten Punct zu leiten. Er trat an die Spitze der außerordentlichen Landesbewaffnung und Landesverwaltung, und führte dieſelbe unter großen Hinderniſſen, faſt ohne Mittel, meiſt in verzweiflungsvoller Lage, vom Feinde in die Acht erklärt, durch Hülfe ſeiner treuen und tapfern Landsleute mit großem Erfolge fort, bis der Znaimer Waffenſtillſtand die Räumung Tyrols und Vorarlbergs gebot. Ueber der wahrhaften pragmatiſchen Geſchichte dieſer blutigen Epiſode, ſo wie über dem nähern verdienſtlichen Antheil Hormayrs ruht noch immer ein Schleier, den die bisher erſchienenen Parteiſchriften noch dichter zuſammengezogen haben. Im Septbr. 1809 wurde er wirklicher Hofrath, von nun an ausſchließlich dem geheimen Centralarchive geſchenkt und zahlreichen hiſtoriſchen Arbeiten ganz

hingegeben. Es iſt bekannt, daß 1813 ſeltſame politiſche Verwickelungen ihn, den Appellationsrath Schneider und viele andere Tyroler und Vorarlberger in Staatsgefangenſchaft und Verbannung brachten. Im Aug. 1815 ernannte ihn der Kaiſer zum Hiſtoriographen des Reichs und des kaiſerl. Hauſes. Von 1817 — 1819 erſchien zu Wien ſeine allgem. Geſchichte der neueſten Zeit, vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum zweiten pariſer Frieden. 3 Bde. (Vgl. Hermes V.) Auch redigirt er das Wiener Archiv für Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Literatur. Seit Kurzem gibt er auch in Heften eine Geſchichte der Stadt Wien heraus. Die erſten Proben ſind ziemlich unkritiſch ausgefallen, beſonders da, wo ſie auf den Grund der älteſten Nachrichten bauen. Hormayr hat als Geſchichtſchreiber in gewiſſen Aus- und Abſchnitten Feuer, er glänzt auch zuweilen durch ſarkaſtiſchen Witz, beſitzt ſelbſt für manche Einzelheiten eine glückliche Darſtellungsgabe; aber ihm fehlt reiner Geſchmack, ſtrenge Wahrheitsliebe, gehaltene Ausführung, philoſophiſcher Geiſt, klaſſiſche Bildung, umfaſſender Ueberblick der verſchiedenen hiſtoriſchen Grenzgegenden und das tiefere Anſchauungsvermögen, worin die großen Alten ſo unübertrefflich ſind. Als Geſchichtforſcher hat er ungleich mehr geleiſtet, obwol er nicht verſteht, die Schlacken vom Erze zu ſondern.

Horn, Hörner, der feſte, etwas durchſcheinende Körper, welcher als knochenartiger Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, beſonders der wiederkäuenden, hervorwächſt, und nach dem Abwurf oder der Tödtung der Thiere zu mannichfaltigen techniſchen Zwecken verwendet wird, als zu Verfertigung von Knöpfen, Pfeifenröhren, Pulverhörnern ꝛc. Vom Abfalle oder den Spänen beim Drehen macht man in neuerer Zeit noch den Gebrauch, daß man ſie vermittelſt Dämpfe erweicht, ſie dann in Formen preßt und wieder erharten läßt. Man verfertigt auf dieſe Weiſe ſehr zierliche Sachen.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein blechernes Blasinſtrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre beſtehend, die ſich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelſt eines metallenen Mundſtücks mit einem koniſchen Keſſel und ſchmalen Rande geblaſen. Wegen der Länge ſeines Rohres ſteht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat zwar ſonſt mit dieſer vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine ſo grellen Töne. Um die Töne b, fis, a, welche auf dem Horne mit unſerm temperirten Tonſyſteme nicht völlig übereinſtimmen, nach dem Tonſyſteme zu verbeſſern, und überhaupt Töne herauszubringen, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin beſteht, daß der Horniſt bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinſchieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen iſt es nicht geeignet, aber ſanfte, ſüße, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninſtrumente ganz ausfüllende Töne liegen in Umfange des Horns. Das Studium deſſelben iſt mithin dem Componiſten ſehr wichtig. Agricola, Jomelli und beſonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutſchen haben es zur höchſten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja ſogar Maſchinenhörner gemacht, womit man blos durch Einſätze in allen Tönen der Muſik auf der Stelle begleiten kann.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetſten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, ſeinem Zwecke, die catholiſche Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müſſen glaubte, war der Enkel

von Johann de Nivelle, der, von ſeinem Vater enterbt, ſeine Baronie und ſeine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, ſouveräner Herr von Horn, Altena, Mörs ꝛc., einer der reichſten Herren in den Niederlanden, war Capitän der flamandiſchen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandriſchen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er ſich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Bluts, die ihn mit dem großen Egmont vereinigten, ließen ihn auch deſſen politiſche Meinungen über die Duldſamkeit theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien (ſ. d. Art.) vernichtete Beide. Weit entfernt, die Widerſetzlichkeit deſſelben gegen das königliche Anſehen zu theilen, blieben ſie allen ſeinen Vorſtellungen unzugänglich. Vergebens ſtellte Oranien ihnen vor, daß es für ſie kein Drittes gebe, daß ſie entweder unter die Willkür eines unerbittlichen Miniſters ſich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit ſuchen müßten. Und er hatte Recht; Herzog Alba ließ Beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und ſie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder, Floris von Montmorenci, wurde ebenfalls enthauptet, und ſo erloſch der Stamm von Montmorenci-Nivelle.

Horn-Cap, die ſüdlichſte Landſpitze Amerikas, bei der maghellaniſchen Straße, kalt und unfruchtbar, mit hohen Eisfelſen am Geſtade und in den Häfen. Treibholz und friſches Waſſer, auch wilden Sellerie, zur Erquickung der Seekranken, findet der Seefahrer, und nichts weiter.

Horneck (Ottokar von), einer der älteſten Geſchichtſchreiber in deutſcher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginn des 14. Jahrh. Sein Vaterland war Steyermark, worin damals tüchtige Männer ſich hervorthaten. In der Kunſt des Minnegeſangs ward er unterrichtet durch Meiſter Kunrad von Rotenberg, der ſich nebſt andern deutſchen Sängern zuvor am Hofe Manfreds in Neapel aufgehalten hatte. Da mit den Hohenſtaufen zugleich die Zeit endigte, wo Fürſtenhöfe der Aufenthalt der Dichter und Sänger waren, ſo finden wir unſern Horneck nicht bei Königen und Fürſten. Nachdem er in der Schlacht am Weidenbache geweſen und in Rudolphs v. Habsburg Gefolge mit nach Böhmen gezogen, kehrte er in die vom böhmiſchen Joche befreite Heimath zurück, und genoß der Gunſt des ſteyriſchen Landhauptmanns Otto von Lichtenſtein, der auf der Burg zu Gräz reſidirte. Mehr Beruf aber fühlend zur Geſchichtſchreibung als zur Dichtkunſt, wandte er ſeine Geſchicklichkeit im Schreiben und Reimen auf Schilderung wirklicher Dinge, wofür damals die deutſche Proſa noch nicht gebildet, wenigſtens noch nicht angewandt war. Um das J. 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit dem Tode des geiſtvollen Friedrich II. ſchloß, und jetzt, wenn es unter den Handſchriften zu Wien ſich nicht vorfindet, wol verloren gegangen iſt. Aufgefordert, auch das Wichtige ſeiner eignen Zeit aufzuzeichnen, ſchrieb er jene große, aus mehr als 83,000 Verſen beſtehende Chronik, die der Benedictiner Pez 1745 als dritten Folioband ſeiner Scriptor. rerum Austriac. herausgegeben hat. Dieſem beträchtlichen Umfange, der rythmiſchen Form, der anfangs abſchreckenden Sprache und der oft ermüdenden Weitläuftigkeit nebſt andern Gründen iſt es zuzuſchreiben, daß dies vortreffliche Buch erſt ſeit wenig Jahren von unſern Gelehrten wirklich benutzt und in ſeinem hohen Werthe anerkannt worden. Es umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiſer

Heinrich VII., und iſt alſo für die Geſchichte Rudolphs und Ottokars, Adolphs von Naſſau und Albrechts von Oeſterreich vorzüglich wichtig. Reicher als irgend ein anderes Werk jener Zeit iſt es an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereigniſſe, die der Verfaſſer erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er gekannt hat, und an Beſchreibung von Feſtlichkeiten, Buhurden, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil ſelbſt beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geſchichte zu unterſcheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann geweſen, davon zeugen viele Stellen ſeines Werkes. Darum hielt er es auch in kirchlichen und politiſchen Zwiſten mit freidenkenden Zeitgenoſſen, und verhehlt dies nicht im mindeſten, ſo daß man oft über ſeine Ausſprüche ſtaunen muß. Man ſehe: Aus und über Ottokars v. Horneck Reimchronik, von Th. Schacht, Mainz 1821, worin der Geiſt und die Reichhaltigkeit der großen Chronik erörtert und alles Beachtenswerthe in geordneten Auszügen mitgetheilt iſt.

Hornemann (Friedr. Conr.), ein berühmter Reiſender, war 1772 zu Hildesheim geboren, ſtudirte zu Göttingen Theologie und ward in Hannover angeſtellt. Der glühende Wunſch, das innere Afrika zu beſuchen, bewog ihn, ſich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afrikaniſchen Geſellſchaft in London als Reiſenden zu empfehlen. Nachdem dieſer den Jüngling geprüft und ſich von ſeinen Fähigkeiten zu einem ſo ſchwierigen Unternehmen überzeugt hatte, ſchrieb er an Sir Joſephs Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf ſogleich einen Reiſeplan, den er der Geſellſchaft vorlegte. Zugleich ſtudirte er jetzt mit größtem Eifer Naturgeſchichte, Arabiſch und andere orientaliſche Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Geſellſchaft gab ihm ihre Inſtructionen, worauf er über Paris nach Marſeille ging und ſich dort einſchiffte. Nachdem er Cypern beſucht, ſtieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Kairo, um die Sprache der Maugrabiner oder ſüdlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzoſen in Aegypten wurde er, wie alle Europäer, in das Schloß gebracht, um ſie vor der erſten Wuth des Volks zu ſichern. Die Ankunft der Franzoſen gab ihm die Freiheit wieder. Buonaparte, von Hornemanns Planen unterrichtet, gab ihm Päſſe, und zeigte ſich geneigt, ſeine Reiſe auf alle Weiſe zu befördern. Am 5. Sept. 1799 verließ Hornemann Kairo mit der Karavane von Fezzan; den 8ten betrat er die libyſche Wüſte, erreichte den 16. Siouah, eine ſchon von Brown beſuchte Oaſe, und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe von 74 Tagen in Mourzouk, der Hauptſtadt von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit, und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29. Januar 1800 wieder abreiſte. Am 12. April ſchrieb er, daß er im Begriff ſei, mit der großen Karavane von Bourou abzugehen. Seitdem fehlten beſtimmte Nachrichten von ihm. Erſt im J. 1818 theilte Herr von Zach in ſeiner Correspondance astronomique einen Brief des engliſchen Capitains Smith mit, nach welchem Hornemann auf dem Rückwege von Tripolis nach Fez, an einem Fieber, das er ſich nach großer Ermüdung durch Waſſertrinken zugezogen, geſtorben, und zu Aucalus begraben iſt. Sein Begleiter, der Bey von Fezzan, verſicherte dem Capitain, daß er Hornemanns Papiere nach Tripolis an den brittiſchen Conſul geſchickt habe. Sein Tagebuch hat Hornemann früher von Tripolis aus nach England geſchickt. Von dieſem in deutſcher Sprache geſchriebenen Tagebuche gab die afrikaniſche Geſellſchaft 1802 eine engliſche Ueberſetzung, Carl König aber in demſelben Jahre das Original heraus. Es enthält eine Menge ſchätzbarer Nachrichten,

und hat durch die Zuſätze Rennels, Youngs und Marsdens einen noch größern Werth erhalten. Das dritte Heft der Zeitgenoſſen enthält eine umſtändliche Biographie Hornemanns von ſeinem Jugendfreunde Crome.

Hornhaut, die durchſichtige, aus feinen Platten beſtehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabſchnitt des Augapfels bildet. (S. d. A. **Auge**.) — **Hornhautfiſtel**. Die vollkommene Hornhautfiſtel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Oeffnung, die unvollkommene hat nur auf einer Fläche eine Oeffnung; die einfache hat keinen Rand an der Oeffnung, welchen dagegen die zuſammengeſetzte hat. — **Hornſtein**, ein Name verſchiedener Steinarten, welche in Anſehung ihrer Farbe, der Durchſichtigkeit, oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchſcheinende Steinarten, welche im Bruche muſchelförmig ſind, Hornſteine genannt. Dahin gehören der Achat mit ſeinen Unterarten, der Korallenſtein, auch der gemeine Feuerſtein, welcher vorzugsweiſe Hornſtein genannt wird. — **Hornwerk**. (S. **Außenwerke**.) — **Hornſilber**, eine neutrale, im Waſſer auflösliche, weiße, im Sonnenlichte ſchwarz werdende ſalzige Verbindung aus Silber und Salzſäure; ſo genannt, weil ſie im Feuer zu einer hornförmigen, durchſcheinenden Maſſe zuſammenfließt.

Hornpfeife, ein muſikaliſches, im Fürſtenthum Wallis übliches Inſtrument. Es beſteht aus einer hölzernen Pfeife mit gehörigen Schalllöchern, und einem Horn an jedem Ende; in dem einen ſammelt ſich die hineingeblaſene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordweſtlichen Küſten, wo dieſe Pfeife heimiſch iſt, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch unter dem Namen Hornpipa oder Matelotte kennen. Er beſteht aus künſtlichen Schritten, welche den Takt ſtark bezeichnen, und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müſſen. Zwei einander gegenüberſtehende Perſonen tanzen abwechſelnd. Dieſer Tanz iſt beſonders geeignet, Füße und Körper ſehr auszuarbeiten.

Horoſcop, ein mit den Tags- und Nachtlängen bezeichnetes mathematiſches Inſtrument. Die Aſtrologen bedienten ſich deſſelben, um die Stellung der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen zu beſtimmen. Sie nannten dies Nativitätſtellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schickſale der Menſchen.

Hörrohr, ſ. **Gehörwerkzeuge (künſtliche)**.

Horſt iſt in der Jägerſprache das zwiſchen die Aeſte aus Holzreiſern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und freiſtehende Neſt der Raubvögel; und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in naſſen Jahren trocken bleibt, theils bei Verbeſſerung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derſelbe vitrioliſche Theile enthält. Um dieſe vitrioliſchen Thonklumpen zur Verbeſſerung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemiſcht, ehe ſie dem Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn des Oſiris und der Iſis, der gewöhnlich als Kind, ihr im Schooße ruhend und an ihrer Bruſt ſaugend, abgebildet wird. Er war der letzte unter den Götterkönigen, die in Aegypten regierten. Als Typhon den Oſiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufſuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, ſeine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unſterblich. Zugleich lehrte ſie ihn die Kunſt, zu heilen und zu weiſſagen, wel-

che er zum Beſten der Menſchen anwandte. Sein Vater aber ſtieg aus der Unterwelt herauf und lehrte ihn die Kriegskunſt. Als er erwachſen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, deſſen endliche Beſiegung ihm glücklich gelang. (S. Typhon.) Außerdem iſt Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftſtellers der Aegypter, der ein Werk über die Hieroglyphen geſchrieben haben ſoll, das wir in einer von einem gewiſſen Philippus verfaßten griechiſchen Ueberſetzung beſitzen.

Hoſe, ein urſprünglich aſiatiſches Kleidungsſtück, das ſchon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hoſen zuerſt bei den Galliern, an denen ſie den Römern ſo auffallend waren, daß ſie einen Theil von Gallien deshalb das behoſete Gallien (Gallia braccata) nannten. Bei den Römern ſelbſt wurden ſie erſt in den ſpätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug ſie bald eng, bald weit, wie die Mode wechſelte. Man ging aber darin zu weit, daß man wol 200 Ellen Zeug zu einem Paar ſogenannter Pluderhoſen verwandte. Unbegüterte ſtopften ſie aus. Churfürſt Joachim II. von Brandenburg, der ſie verboten hatte, ließ einſt einem, den er in dergleichen Hoſen erblickte, dieſelben aufſchneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen dieſen Unfug eiferten Oſiander (in ſeinem Hoffahrtsteufel) und Musculus (in ſeinem Hoſenteufel). Erſt unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art Hoſen eingeführt.

Hoſeas, der erſte unter den kleinen Propheten des alten Teſtaments, in deſſen Canon ſein Buch erſt nach dem babyloniſchen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. auf, um die Sittenloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den erſten drei Capiteln ſeines Buchs in die den hebräiſchen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geſchloſſen hatte, ſehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm ſein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denſelben Gegenſtand in abwechſelnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorherverkündigt, und die tröſtliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebeſſerten Volks milderte das Ende dieſes prophetiſchen Buchs. Sein poetiſcher Charakter iſt Eile von Bild zu Bild, von Spruch zu Spruch; nirgends verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere ſchnelle Abbrechen, die Fülle ſeines Styls, und die ſchroffe Eigenheit ſeiner Bilder machen ſein Buch an mehreren Stellen dunkel, und die nackte Derbheit ſeines Ausdrucks verletzt nicht ſelten das Zartgefühl. Deſſen ungeachtet wird er durch ſeine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle ſeiner Sprache, wenn ſchon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des hebräiſchen Alterthums behaupten. E.

Hoſianna (hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunſch für Könige und Helden der Nation, wie unſer Vivatrufen. E.

Hoſpitäler, ſ. Krankenhäuſer.

Hoſpitalfieber, ein eigenes, bösartiges Fieber, welchem man

jenen Namen deswegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hoſpitälern, beſonders in Militärſpitälern und andern großen Krankenhäuſern, wo viele Menſchen in engem Raume und eingeſchloſſener Luft leben müſſen, entſteht. Beinahe jedes andere Fieber kann in ſolchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen anſteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieſelbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Perſonen entſteht. Die Urſachen der Entſtehung und Eigenheit dieſes Hoſpitalfiebers ſind theils vorhergegangene Strapazen der Soldaten, Mangel an geſunder und guter Nahrung, Sorge und Angſt, beſonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beiſammenleben vieler Menſchen in einem engen Raume, oder ſelbſt nur weniger in einem verſchloſſenen engen Behältniſſe; daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeſchloſſenen, auf Schiffen, oder in engen, dumpfen Hütten lebenden Menſchen entſtehen kann, welches Kerkerfieber, Schiffsfieber genannt wird. Man hat das Hoſpitalfieber häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechſelt, welche jedoch niemals ganz ſeinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hoſpitalfieber aber iſt ſeinem Urſprunge nach im hohen Grade das, was man ſonſt unter dem Faulfieber und faulichten Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit geſunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervenſyſtems. Die Urſachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Kräfte des arteriellen und nervöſen Syſtems, ſondern verändern ſelbſt die Miſchung des Blutes und der übrigen Flüſſigkeiten, woher die Zufälle, ſchneller, aber ſchwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkürlichen und unwillkürlichen Verrichtungen, ſchlechte Eiterung der Geſchwüre, Geneigtheit zu Brand und Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigene Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verluſt des Bewußtſeins, entſtehen. Der vom Hoſpitalfieber erzeugte anſteckende Stoff erregt auch in andern Menſchen ein Fieber, welches jedoch von dem urſprünglichen ſich verſchieden darſtellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüſſe der Witterung und Jahreszeit, und auf die Körperbeſchaffenheit des Kranken an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gut genährten und vollblütigen Perſonen, bei denen das arterielle Syſtem vorherrſchend, oder durch erhitzende Getränke geſteigert iſt, bei trockner, kalter Luft, in einer die Entzündung begünſtigenden Witterung und Jahreszeit, entſteht ein entzündlicher Zuſtand des Nervenſyſtems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung ſteigen kann, mit ſchnellem, aber vollen und ſelbſt etwas härtlichen Puls und mit heftigen Phantaſien begleitet iſt, und die ſogenannte antiphlogiſtiſche Heilmethode, Mittelſalze, vegetabiliſche Säuren, ſelbſt zuweilen Blutausleerungen erfordert. Bei andern Perſonen hingegen, deren Unterleibsorgane ſchon vorher gelitten haben, oder geſchwächt ſind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zuſtand mehr das Nervenſyſtem des Unterleibes, beſonders die großen Nervengeflechte deſſelben befallen; es entſteht dann das ſogenannte gaſtriſche Nervenfieber, welches mit Zufällen einer geſtörten Verdauung, belegter, trockner, ſchwarzer Zunge, Uebelkeit, Würgen u. ſ. w. erſcheint, die ſcheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derſelben anführen. Ergreift aber das anſteckende Gift ſolche Perſonen, bei welchen die oben genannten und andere die Arteriellität herabſetzende, das Nervenſyſtem verletzende, die Säfte ſelbſt verändernde Einflüſſe Statt gefunden haben, ſo entſteht ein dem urſprünglichen Ho-

ſpitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöſe, faulichte, oder auch adynamiſche nennen könnte. Es zeigt ſich indeß ſelten eine Form dieſes Fiebers ganz rein, indem daſſelbe ſich bei jedem Kranken in unterſchiedlichen Graden, in mannichfaltigen Verbindungen darſtellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen iſt, eine Form in die andere übergeht. Daher iſt leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden iſt, ſondern daß der Arzt auf den Urſprung und die Entſtehungsart, auf die Natur der äußern Einflüſſe, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demſelben ſich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hoſpitalfieber nur einmal der Menſch angeſteckt werden könne, gilt nur von der als Petechialfieber erſcheinenden Form deſſelben, indem dieſes wahrſcheinlich, wie mehrere andere Ausſchlagsfieber, ſich in der Regel nur einmal im Körper erzeugt. (S. Petechien). Zur Verhütung der Entſtehung des Hoſpitalfiebers trägt am meiſten die Vermeidung der daſſelbe begünſtigenden Urſachen bei, Erneuerung der Luft, Verbeſſerung der Nahrungsmittel ꝛc., vor allem aber, daß man die Kranken nicht zuſammenſchichtet, ſondern ſo viel als möglich abſondert und vereinzelt. Die Anſteckung hat man durch mineralſaure Dämpfe zu vermeiden oder doch zu vermindern gehofft, indem das anſteckende Gift, welches man von ammoniakaliſcher Natur vermuthet, durch die ſauren Dämpfe zerſtört werden ſoll. Allein die Wirkſamkeit jener Dämpfe iſt noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmoſphäre ſolcher Kranken und der Berührung ſolcher Dinge, welche den anſteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt wahrſcheinlich das einzige ſichere Mittel, die Anſteckung zu verhüten. H.

Hoſpodar, ein ſlaviſches Wort, ſoviel als Herr, iſt der Titel der Fürſten der Moldau und Wallachei. (S. d. Art.)

Hoſtien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungeſäuertem Weizenmehle gebackenen Scheiben, die man in der lutheriſchen und römiſchen Kirche bei der Communion ſtatt des Brotes zu brauchen pflegt. Die größte Fabrik für ſolche hat Halle. Früher wurden bei dem heil. Abendmahle gewöhnliche Brote gebraucht, dann aber beſondere und eigends zu dieſem Gebrauche bereitete Brote, bis im 4. Jahrh. runde, große Oblaten aufkamen, welche man nach geſchehener Weihung in ſo viele Stücke zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem 12. Jahrh. wurden die hier beſchriebenen Hoſtien, auch Oblaten genannt, eingeführt. Von der römiſch-catholiſchen Kirche wird das Brot im Abendmahl darum Hoſtie genannt, weil ſie die Verwandlung deſſelben in den Leib Chriſti annimmt, und ſich des Ausdrucks bedient, der Leib Chriſti werde von dem Meßprieſter als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangeliſchen Kirche am Reformationsfeſte 1817 zu Berlin gebrauchte Brot beſtand aus runden, dünnen, ungefähr 3 Zoll im Durchmeſſer haltenden und ¼ Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Aehnlicher Brote bediente man ſich an andern gemiſchten Orten bei dieſer Feier, und im Naſſauiſchen ſind zum Abendmahle der evangeliſch-chriſtlichen Kirche größere Hoſtien verordnet. (Vgl. d. A. Union.) E.

Hottentotten, ein afrikaniſches Volk, welches die Südſpitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittiſcher (vormals holländiſcher) Herrſchaft ſteht, theils unabhängig lebt. Sie haben Aehnlichkeit mit

den Negern, gehören aber nicht zu denſelben. Für ihre ſchnalzenartige Sprache ſind die Sprachwerkzeuge ganz eigenthümlich gebaut. Ihre Hautfarbe iſt gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und ſchwarz, die Backenknochen ſtehen ſehr weit hervor, die Naſe iſt flach und der Mund groß, doch nicht mit ſolchen Lippen, wie die Neger. Sie ſind von gewöhnlicher Größe, wohlgewachſen und gut gebildet, und haben einen ſehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten ſind ein gutmüthiges, dienſtfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenſchen auch ihre guten Eigenſchaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier iſt ihnen eigen; hingegen ſind ſie unreinlich, abergläubiſch und ſinnlich. Sie ſind in viele Horden, Geſchlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienſtboten in den Häuſern der Coloniſten oder in der Nähe von den Höfen der Coloniſten, in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Erſtere nennt man Cap- oder Coloniehottentotten; ſie haben nach und nach einige Bildung erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; letztere heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; dieſe ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadiſch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen beſondern Namen. Heut zu Tage haben ſich die Hottentotten ſehr vermindert; der freien Hottentotten ſind in den meiſten Bezirken des Caplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hie und da antrifft, ſind nicht zahlreich. 1810 zählte man in der jetzt brittiſchen Colonie des Caplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Miſſionsgeſellſchaft und die Brüdergemeine unterhalten in dieſem Theile Afrikas Miſſionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Chriſtenthum bekehrt worden iſt. Schon jetzt bemerkt man bei der wachſenden Bevölkerung des Caps, daß in eben der geometriſchen Proportion, in welcher die chriſtlichen Bewohner in der Colonie auffallend zunehmen, die hottentottiſche merklich abnimmt und ſogar auswandert. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquacs- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Caffernlandes wohnen, und ſtärker, größer und ſchwärzer als die übrigen Hottentotten ſind; dieſe ſind es vorzüglich, welche Vaillant ſchildert; ferner die Buſchmänner (Boſchmannen, wilde Hottentotten), welche in den buſchigen und gebirgigen Gegenden der ſüdlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Coloniſten, welche dieſelben verdrängt haben, ſehr gefährlich ſind. Meiſterhaft hat ihre ekelhafte Thierheit Lichtenſtein in ſeiner Reiſe in das ſüdliche Afrika geſchildert. Die Buſchmänner bilden ein zuſammengelaufenes, liederliches Geſindel von Landſtreichern und Räubern aus verſchiedenen Hottentottenſtämmen, die ſich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meiſten Buſchmänner an den vier Flüſſen Malalareen, dem Gelben, Alexander- und Cradokfluſſe. Ihre Zahl beträgt nicht mehr, als einige Tauſende. Sie ſind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbarn, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Coloniſten, indem ſie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen ſchießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung, denn ſie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder ſich fortpflanzen zu laſſen, ſondern alles, was ſie erbeuten, wird ſogleich geſchlachtet und aufgezehrt, ſobald ſie es in Sicherheit gebracht haben. Oft iſt daher die Colonie genöthigt, Militär gegen ſie abzuſchicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Ver-

miſchung der Weißen mit den Hottentottinnen entſtandene Race nennt man Meſtizhottentotten. Sie ſind frei, wie die Weißen.

Hottinger, der Name einer ſchweizeriſchen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden iſt. Unter ihnen ragt am meiſten hervor: 1. Joh. Heinr., der Aeltere, geb. zu Zürich 1620. Schon in der Schule zu Zürich zeigte er glückliche Anlagen für die Wiſſenſchaft, und machte ſolche Fortſchritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Koſten einige auswärtige Univerſitäten beſuchen ließ. Er reiſte daher zuerſt 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier ſtudirte er in Gröningen mit dem unermüdetſten Eifer orientaliſche Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntniſſen kehrte er über England 1641 in ſein Vaterland zurück. 1642 wurde ihm die Profeſſur der Kirchengeſchichte in ſeiner Vaterſtadt übertragen; 1643 die Profeſſur der Catechetik und orientaliſchen Sprachen. Seine lehrreichen Vorträge und practiſchen Uebungen fanden großen Beifall, und belebten das Studium der orientaliſchen Literatur ſehr. Noch mehr verbreitete ſich ſein Ruhm durch ſeine zahlreichen Schriften über dieſelbe. Sein vorzüglichſtes Verdienſt in dieſem Fache beſteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtſchaft der morgenländiſchen Sprachen erforſchte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerkſam machte, z. B. in ſeiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica (Zürich 1649, 4.); in ſeinem Etymologicum orientale (Frankfurt 1661), Thesaurus phil. s. clavis scripturae (Tig. ed. III. 1696, 4.), durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientaliſchen Literatur am meiſten beigetragen hat, u. a. m.; ferner, daß er mit dieſem Studinm das Studium der orientaliſchen Geſchichte und Archäologie in enge Verbindung ſetzte, und über die Geſchichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geſchichte der Religionen und Secten des Orients, die erſte genauere Kunde gab, z. B. in ſeiner Historia orientalis (Tig. 1651 u. 1660, 4.) Promtuarium s. bibliotheca oriental. (Heidelb. 1658, 4.) u. a., ſo wie in ſeiner bis auf die Geſchichte der Reformation gehenden Historia ecclesiastica N. T. (Tig. 1651 — 1667. Vol. IX. 8.), einem ſehr geſchätzten Werke, welches nach authentiſchen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiöſen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker, und rauh im Vortrag iſt. Vorzüglich bemühte er ſich, auch den Zuſtand der orientaliſchen Kirchen genau kennen zu lernen, und theilte in ſeinen Schriften manches Ergebniß dieſer Forſchungen mit. Sein Anſehn in der gelehrten Welt war ſo geſtiegen, daß der Churfürſt von der Pfalz ſich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu laſſen, um durch ſeine Wirkſamkeit dem geſunkenen Flore dieſer Univerſität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653 — 1661) mit dem glücklichſten Erfolg bewirkte. Seinem Beſtreben aber zur Vereinigung der proteſtantiſchen Religionsparteien, welche der Churfürſt zu bewirken wünſchte, ſtellten ſich die gewöhnlichen Hinderniſſe in den Weg. 1658 begleitete er den Churfürſten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendſten Männer Deutſchlands kennen lernte, und mit dem großen Orientaliſten Ludolph Freundſchaft ſchloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der orientaliſchen Literatur erfahrene junge Leute auf fürſtliche Koſten zur Erforſchung des Zuſtandes der afrikaniſchen, beſonders der äthiopiſchen, Kirchen von Afrika reiſen zu laſſen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat

der Churfürſt den Rath zu Zürich um Verlängerung ſeines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurden ihm bald die Würde eines beſtändigen Rectors der Univerſität, mehrere ehrenvolle Aemter, ja einigemal ſelbſt Staatsgeſchäfte, z. B. eine Geſandtſchaft nach Holland, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Univerſität Leyden folgen, aber das Schickſal hinderte ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen, indem er mit dreien ſeiner Kinder auf einer Fahrt auf der Limmat ſein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2. Sein Sohn Joh. Jac., geb. zu Zürich 1652, begann unter des Vaters Anleitung ſeine Studien, bekleidete nachher mehrere geiſtliche Aemter, wurde 1698 Profeſſor der Theologie zu Zürich und ſtarb 1733. Sein Leben hat J. J. Lavater beſchrieben (Tempe Helvetia, T. II. S. 7 ff., wo auch ein Verzeichniß ſeiner meiſten theologiſchen Schriften, an der Zahl 114, gegeben wird). Unter ſeinen Schriften wird des Inhalts wegen am meiſten geſchätzt: ſeine helvetiſche Kirchengeſchichte (Zürich 1708 — 1720, 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde ſeiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben ſo viel Verſtand als Mäßigung verrathende Unionsſchriften. Ueber Vater und Sohn ſiehe: Meiſters berühmte Züricher, 2r Th. S. 10 ff. und S. 293 ff. Mit Letzterm iſt nicht zu verwechſeln: 3. der 1750 geborne Joh. Jac., Prof. und Chorherr zu Zürich, und daſelbſt geſt. den 4. Febr. 1819, rühmlichſt bekannt durch die Herausgabe mehrerer Claſſiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipz. 1793, 8.), des Salluſt, der Ueberſetzungen von Ciceros Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophraſts in Wielands attiſchem Muſeum u. a. m. Nicht blos als Philolog, auch als Aeſthetiker und Literator hat dieſer eben ſo ſcharfſinnige als geſchmackvolle Gelehrte ſich bedeutende Verdienſte erworben. Seine treffliche Preisſchrift: Verſuch einer Vergleichung der deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern (Mannheim 1789), gehört zu dem Vorzüglichſten, was wir in dieſer Art beſitzen. Außerdem verdient bemerkt zu werden: ſeine Bibliothek der neueſten theologiſchen, philoſophiſchen und ſchönen Literatur (Zürich 1784 — 86, 3 Bde.); über Bodmer (acroama de J. J. Bodmer, Zürich 1785, 8.), Salomo Geßner (Zürich 1796, 8.), und J. J. Steinbrüchel, ſeinen Lehrer (acroama de J. J. Steinbrüchelio etc.) Mit Wieland und Jacobs vereinigte er ſich zur Herausgabe des Neuen attiſchen Muſeums. T.

Houel (J. P.), ein rühmlich bekannter Maler und Kupferſtecher, geb. 1735 in Rouen, ſtudirte erſt die Architectur und erlernte ſpäter die Malerei bei Descamps, und die Kupferſtecherkunſt unter le Mire in Paris; allein da er die Malerei vorzog, verließ er le Mire, und ſetzte das Studium der letztern unter Caſanova fort. Voll Begierde, Italien zu ſehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inſeln Malta und Lipari als Beobachter und Künſtler. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris ging er ſogleich an die Ausführung des Planes, ſeine Nachforſchungen und Unterſuchungen bekannt zu machen, und die maleriſchen Anſichten und Denkmäler zu ſtechen. Er nahm noch Leprince zu Hülfe, und ſo brachte er in 6 Jahren ſeine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und 4 Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von anziehenden Beobachtungen, ſowol über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeſchichte. Die vorzüglichſten Denkmäler, die Theater, Amphitheater, Waſſerleitungen, Vaſen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. ſ. w. ſind hier mit größter Genauigkeit gegeben. Houel hat außerdem noch

viele Anſichten u. dgl. geſtochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verſe gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er ſtarb zu Paris 1813.

Houris heißen die Jungfrauen, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen ſollen. Sie ſind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beſchämt durch ſie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menſchen oder Geiſte je der Jungfrauſchaft beraubt, haben ſie die ſüßen, ſchmachtenden Blicke ihrer großen ſchwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man ſie in Lauben, auf grüne Kiſſen und die ſchönſten Teppiche hingegoſſen, und eine Fülle des ſüßeſten Genuſſes erwartet den Seligen in ihren Armen. Wie oft aber auch ſie den ſüßeſten Genuß gewährten, werden ſie doch nie aufhören, jungfräulich zu ſein. Man ſieht, Mohammed hat nichts geſpart, dem üppigen Orientalen auch von dieſer Seite ſein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parſismus, in deſſen Paradies, Behiſht und Minu genannt, die ſchwarzäugigen Nymphen, Hurani behiſht, deren Obhut dem Engel Zannyad anvertraut iſt, ebenfalls nicht in Schatten geſtellt ſind. Es verſteht ſich nun aber wol von ſelbſt, daß hier blos ein Männerparadies gemalt iſt, in welchem die Weiber ſich eben nicht zum Beſten befinden dürften. Sie ſollen aber an einen beſondern Ort der Glückſeligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln ſoll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne ſteht es frei, ſtatt der Houris ſeine Gattin zurückzufodern. dd.

Houtmann (Cornelius). Dieſer berühmte holländiſche Seefahrer und Gründer des holländiſchen Handels mit Oſtindien war zu Gouda in der Mitte des 16. Jahrh. geboren. Als er ſich, ſeiner Geſchäfte wegen, einige Zeit in Liſſabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausſchließend bereicherte, und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche großen Vortheile ſeinen Landsleuten aus dieſer Schifffahrt zufließen könnten; allein da den Fremden alle Nachforſchungen aufs Strengſte unterſagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingeſperrt, und zur Entrichtung einer großen Geldſtrafe verurtheilt. Da er dieſe nicht bezahlen konnte, wendete er ſich an die amſterdamer Kaufleute mit dem Antrage, ihnen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn ſie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach ſeinem Vaterlande zurückkam, ſein Verſprechen. Die Kaufleute bildeten eine Geſellſchaft, die ſich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüſteten 4 Schiffe aus, und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. Apr. 1595 lief die Flotille aus, und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Inſel Java. Sie wurden freudig aufgenommen, allein die Portugieſen wußten ſie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Verſuche auf den oſtindiſchen Inſeln, ſahen ſich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannſchaft auf weniger als ein Drittel zuſammengeſchmolzen war. Den 14. Aug. 1597 liefen ſie wieder in den Hafen von Amſterdam ein. Ungeachtet dieſe erſte Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beſchloß man doch ſogleich die Abſendung einer zweiten Expedition. Es bildeten ſich nach dem Beiſpiele von Amſterdam ähnliche Compagnien in den Seeſtädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten ſich alle in eine oſtindiſche Compagnie, welche den Portugieſen den oſtindiſchen Handel

entriß, ſie aus Oſtindien vertrieb, und bis ans Ende des 18. Jahrh. ſich ausſchließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Unternehmung 1598 wieder nach Oſtindien ab, und war diesmal glücklicher. Nachdem er Madagaskar, die Maldiven und Cochinchina beſucht hatte, landete er auf Sumatra, wo er anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf bei einem Feſte verhaftet wurde. Die Schiffe, welche ſchon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit 3 Matroſen an Bord eines vor Achem liegenden holländiſchen Schiffes, erklärte aber, er wolle ſich der Gefangenſchaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen ſeinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuſchließen. Der König zeigte wirklich günſtige Geſinnungen, gab aber den Einflüſterungen der Portugieſen nach, und ſandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge ſtarb. Von dieſen erſten Reiſen der Holländer erſchienen anziehende Beſchreibungen, ſpäter ließen ſie über ihre Seefahrten amtlich nichts mehr bekannt werden.

Howard (John), ein in ganz Europa berühmter Name, mit welchem ſich das ſegnende Andenken eines edelmüthigen Menſchenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger Sorgfalt ſein ganzes Leben der Verringerung des menſchlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Clayton in England 1727, wurde in ſeiner Erziehung ſtreng gehalten, und ſcheint ſich frühzeitig mit jenen Kenntniſſen bereichert zu haben, die er ſpäterhin ſo trefflich anwendete. Er ſollte erſt in London die Handlung erlernen, verließ ſie aber, als er ſich nach ſeines Vaters Tode im Beſitz eines großen Vermögens ſah, auch wegen ſeiner Schwächlichkeit zu dieſem Geſchäfte wenig geeignet war, und machte eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beſchäftigte ſich daſelbſt vorzüglich mit Phyſik und Medicin. Schon damals zeigte ſich ſein hoher Edelmuth in Unterſtützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Witwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn ſo, daß er ihr, ob ſie gleich ſchon 60 Jahr alt war, ſeine Hand gab (1753) und ſie zärtlich liebte. Aber er verlor ſie ſchon drei Jahre nachher. 1756 wurde er zum Mitgliede der Societät der Wiſſenſchaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Liſſabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entſchloſſen, nach Portugal zu reiſen, ſchiffte ſich auch 1755 ein; allein das Schiff wurde von einem franzöſiſchen Caper genommen, und nach Breſt gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenſchaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Die lebhafte Theilnahme, welche ihm hier ſeine eigene Erfahrung für daſſelbe einflößte, ſcheint vorzüglich den großen und edelmüthigen Plan, das Schickſal der Gefangenen zu lindern, in ihm erweckt zu haben. Als er auf ſein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den erſten glücklichen Verſuch durch Vorſtellungen bei ſeiner Regierung, den Zuſtand der Gefangenen in Frankreich zu verbeſſern. Er kaufte ſich nachher ein kleines Landgut zu Lymington, verheirathete ſich (1758) zum zweitenmale, veränderte aber nach dem Tode dieſer zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, ſeinen Aufenthalt wieder, und ließ ſich in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen, Cardington, nieder, wo er, wie überall, als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt

wurde. Auch wurde er hier in die Verſammlungen der Diſſidenten gezogen. 1773 wurde er zum Sheriff der Grafſchaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieſer Stelle ſetzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängniſſe im ganzen Königreiche beſuchen zu können. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerkſamkeit des Hauſes der Gemeinen ſo ſehr auf ſich, daß man von ihm einen Bericht über dieſen Gegenſtand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte, eine die Erhaltung der Geſundheit der Gefangenen, die andere die Loslaſſung und Unterſtützung derer betreffend, welche zwar freigeſprochen, aber dennoch ungebührlicher Weiſe im Gefängniſſe feſtgehalten wurden, ſondern ihm auch eine öffentliche Dankſagung des Unterhauſes veranlaßte. Dieſes munterte ihn auf, die Unterſuchung der Gefängniſſe in England zu vollenden. Bald aber erſtreckten ſich ſeine menſchenfreundlichen Abſichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieſes Plans, und reiſte von 1775 bis 1787 viermal nach Deutſchland, fünfmal nach Holland, zweimal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die nordiſchen Staaten und die Türkei. Ueberall war ſein Hauptzweck, die Hoſpitäler und Gefängniſſe zu beſichtigen, und er ſcheute weder Koſten noch Gefahr, um dieſe Gemächer des Jammers zu unterſuchen; ja er ſoll ſich ſogar, um ſeine menſchenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valadolid erboten haben, einen Monat ſelbſt im Kerker zu bleiben. Ueberall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und ſelbſt an vielen Höfen (z. B. beim Kaiſer Joſeph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Das erſte Ergebniß ſeiner Reiſen war ſein bekanntes Werk über die engliſchen und ausländiſchen Gefängniſſe und Zuchthäuſer, welches zuerſt zu Warrington 1777 erſchien, und durch ſeine folgenden Reiſen in den ſpätern Ausgaben, z. B. 1784, größere Verbeſſerungen und größere Vollſtändigkeit erhielt. (Es iſt auch, im Auszuge, deutſch von Köſter überſetzt worden; Leipzig 1780, 8.) Selten hat ein Buch ſo ſegensreiche Folgen, wie dieſes, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tauſende, welche troſtlos im tiefen Kerker ſchmachteten, mit Krankheiten kämpften, und ſo körperlich und geiſtig ſich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerkſamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europas auf dieſen wichtigen Gegenſtand, auf eine zweckmäßige Verbeſſerung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer, zuerſt hingeleitet, und dadurch zur Beſſerung und einer menſchlichern Behandlung der Gefangenen, beſonders in England, Frankreich und Deutſchland, beigetragen. Damit war jedoch ſein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortſchritten der verheerenden Peſt ſich entgegenſtellen. Er nahm in dieſer Abſicht den Charakter eines engliſchen Arztes an, welchen zu behaupten ihm nicht ſchwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunde ſtudirt hatte, überall den Kranken unentgeltlich Hilfe leiſtete und mit wichtigen Empfehlungen verſehen war. So reiſte er 1785 zuerſt nach Marſeille. Nachher durchwanderte er die Peſthäuſer und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er ſich oft der äußerſten Gefahr ausſetzte. Ueberall half und wirkte er, wo er nur konnte. Nachdem er ſich von der Natur der Peſt und den wirkſamſten Mitteln gegen dieſe Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 ſeine wichtige Schrift über die vorzüglichſten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Peſt, heraus (aus dem Engliſchen, Leipzig 1791), kündigte aber am Schluſſe dieſes Werks eine noch größere Reiſe in den Oſten an, um auch in Aſien die Peſt

kennen zu lernen, und die ihm bekannten Mittel gegen dieſelbe zu verſuchen. Er verließ ſein Vaterland noch 1789, wurde bei einem Krankenbeſuche in Cherſon in der Crimm von einer epidemiſchen Krankheit angeſteckt, und ſtarb den 20. Jan. 1790; ein Opfer ſeiner warmen Menſchenliebe. Er liegt ſo, wie Potemkin, in der Nähe von Cherſon begraben; ein kleiner Obelisk bezeichnet ſein Grab. Seine Schriften, wozu auch noch eine Ueberſetzung der „hiſtoriſchen Bemerkungen und Anekdoten, die Baſtille betreffend,“ aus dem Franzöſiſchen, 1780, (deutſch, Berlin 1789), eine engliſche Ueberſetzung des peinlichen Geſetzbuchs des Großherzogthums Toscana (1789), und mehrere phyſikaliſche Abhandlungen in den Schriften der Londner Societät der Wiſſenſchaften kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeiſte. Er hat einen Sohn hinterlaſſen, der wahnſinnig iſt. Auch in ſeinem Teſtamente ſoll Howard den Hauptgegenſtand ſeines Wirkens nicht vergeſſen, und eine große Summe zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und Tollhäuſer vermacht haben. Sein Vaterland hat dem Manne, der ſich um die Menſchheit ſo hoch verdient gemacht hat, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten laſſen.

Howe (Richard Graf), ein berühmter engliſcher Admiral, geboren 1722, trat ſchon in ſeinem 14. Jahre in Dienſte, und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitän. Als die Feindſeligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Inſel Aix bei, und zerſtörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode ſeines Bruders, 1758, erhielt er den Titel eines irländiſchen Barons. 1770 wurde er zum Contre-Admiral und Oberbefehlshaber im mittelländiſchen Meere ernannt. Im amerikaniſchen Kriege zeichnete er ſich durch Anordnung weiſer Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis 1782 in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben ſo viel Glück als Geſchicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum erſten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 dieſe Stelle nieder, und wurde zum Range eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn ſein hohes Alter ſchon entfernt zu haben ſchien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Breſt, und lieferte am 1. Juni 1794 die berühmte Seeſchlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. 1795 wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hoſenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando ſeiner Flotte niederlegte. In dem Aufſtande der Matroſen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leiſtete er ſeinem Vaterlande den letzten Dienſt. Sein Anſehen und die Achtung, in der er bei den Matroſen ſtand, ſtellten die Ruhe wieder her. 1799 ſtarb er. Sein beſonnener Muth und ſein feſter Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matroſen nannten ihn, wegen ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe, nur den ſchwarzen Dick. (Dick iſt nämlich das engliſche Verkleinerungswort des Vornamens Richard.) Streng und gerecht zugleich, wurde er von ſeinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles), Graf von Surby, ehemals Lord Grey (aus der normanniſchen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, iſt 1764 geboren, und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Univerſitätsſtudien reiſte er auf das feſte Land; hierauf wählte ihn Northumberland, für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern

der Oppoſition gehörte. Er erklärte ſich ſchon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und ſchlug dreimal (zuerſt den 3. Mai 1793) eine Parlamentsreform vor; auch widerſetzte er ſich der Suspenſion der Habeascorpusakte, der Vereinigung Irlands mit England, und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deshalb überſchickte ihm der Handelsſtand von Stockholm eine Denkmünze mit ſeinem Bildniſſe und der Inſchrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittiſchen Volksrathe.“ Nach Pitts Tode traten ſeine Freunde in das Miniſterium, und Lord Grey ward erſter Lord der Admiralität. Als Fox ſtarb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und nach dem Tode ſeines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derſelben ſeine Zuſtimmung verweigerte, aus dem Miniſterium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Oppoſition das politiſche Syſtem der Miniſter, und verlangte, im April 1815, daß England in dem Kriege mit Buonaparte neutral bleiben ſolle. Seitdem hat er ſich ſtandhaft der Fremdenbill und jeder Beſchränkung der brittiſchen Volksfreiheit widerſetzt, auch wiederholt die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müſſigen reichbeſoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 iſt er mit der Tochter des verſtorbenen Lords Ponſonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

Hoym (C. G. H., Graf von), königl. preuß. dirigirender Miniſter in Schleſien, geb. 1739 zu Poploz in Hinterpommern; zu ſeiner Zeit einer der tüchtigſten Geſchäftsmänner des preußiſchen Staats. Er begann ſeine Studien auf dem Königsberger Gymnaſium, und ſetzte ſie fort auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder. 1761 ging er auf eine kurze Zeit zum Militär, trat aber bald in die Verwaltung, und zwar zum Finanzfach über. Er ſtieg ſchnell empor; ſchon 1762 wurde er zum Kriegs- und Domänenrath befördert, und 1767 war er bereits geheimer Rath und zweiter Kammerdirector. 1768 wurde er Friedrich dem Großen perſönlich bekannt, und dadurch für ſeine höhere Laufbahn der Grundſtein gelegt. 1769 ernannte ihn Friedrich zum Regierungspräſidenten in Cleve, und 1770 zum dirigirenden Miniſter in Schleſien. Seine Verwaltung dieſer wichtigen Provinz der preußiſchen Monarchie wird in den Jahrbüchern Schleſiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen beehrten Hoym nicht minder mit ihrer Gnade und ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn noch in den Grafenſtand, ließ ſich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräſentiren, und übertrug ihm auch die Verwaltung dieſer neuen und wichtigen Erwerbung. Nach dem Tilſiter Frieden wurde Hoym bei ſeinem hohen Alter in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb in demſelben Jahre zu Dyrnfurth bei Breslau.

Huarte (Juan), der einzige ſpaniſche Schriftſteller, welcher über das Gebiet ſeines Vaterlandes hinaus als Philoſoph berühmt geworden iſt. Er war in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. zu St. Juan del pie del Puerto (St. Juan) in Niedernavarra, wahrſcheinlich um 1520 geboren, und lebte noch 1520 als practicirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei Einſammlung ſeiner pſychologiſchen Beobachtungen ſehr begünſtigte. Das Werk, welches ihn in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen überſetzt worden iſt, führt den Titel: Examen de ingenios para las sciencias. Huarte verbeſſerte es bei jeder neuen Auflage, die es in ſeinem Vaterlande erlebte. Der

ſcharfſinnige Leſſing hielt dieſes an mannichfaltigen Erfahrungen und geiſtreichen Beobachtungen über die geiſtige Verſchiedenheit der Menſchen reichhaltige Werk einer Verdeutſchung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften (Zerbſt 1752), dann aber in einer verbeſſerten Auflage von Ebert (Wittenberg 1785, 8.) erſchien. In der Vorrede zu dieſer Ueberſetzung hat Leſſing den Verfaſſer, der noch jetzt bei ſeiner Nation in ehrenvollem Andenken iſt, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeſchobenen Brief des Proconſuls Lentulus an den römiſchen Senat, in welchem der Heiland nach ſeinem Aeußern beſchrieben wird, als ächt bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieſer Name erinnert uns in der literariſchen Welt an vielfache Verdienſte; z. B. in der Medicin an den berühmten Anatomen und Profeſſor der Anatomie zu Caſſel, Joh. Jac. Huber (1707), in der Schweiz geboren, ſtarb 1778; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Profeſſor der Rechte zu Franecker, geb. zu Dukum in Friesland 1636, geſt. 1694, deſſen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667, 4.) für dieſe Wiſſenſchaft bedeutend iſt, und an deſſen Sohn Zacharias (1669 — 1731); in der Philoſophie an eine geniale Schriftſtellerin, Maria Huber (1694 zu Genf geb., geſt. zu Lyon 1759), welche durch einige geiſtige Schriften, beſonders durch ihre Lettres sur la religion à l'homme (1739 und 1754), welche ins Engliſche und Deutſche überſetzt worden ſind, viel Aufſehen erregte. Auch endlich einen berühmten Maler (Joh. Jac., 1668 — 1748) kennen wir, welchen Füßli in ſeiner Geſchichte der ſchweizer Maler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber folgende insbeſondere aus:

Huber (Michael), als Literator und Ueberſetzer berühmt, machte die Franzoſen mit den beſſeren Werken ſeiner Nation, in ihrer Sprache, die er gleich der ſeinigen vollkommen inne hatte, zuerſt bekannt. Zwar waren ſeine Ueberſetzungen nur proſaiſch, und es mußte daher den Originalen gar viel von ihrer poetiſchen Kraft entgehen, allein auch ſo, und begleitet von ſeinen kritiſchen Bemerkungen über dieſelben, zeigen ſie, wie richtig er ſeine Originale verſtanden, und knüpften das Band zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Literatur feſter an. Millin im magazin encyclopédique 1804, No. 20. ſagt von ihm, il a eu beaucoup de successeurs dans cette carrière, mais on peut dire qu'aucun d'eux n'exita comme lui l'enthousiasme des français pour les muses allemandes. Eben ſo nützte er durch ſeinen Unterricht. Außer den Ueberſetzungen mehrerer Gedichte Geßners und deſſen Werke (Zuric 1768 — 1772) gab er auch Choix de poésies allemandes in 4 Bänden (Paris 1766, 12.) heraus, die erſte franzöſiſche Anthologie deutſcher Gedichte, in welcher Sammlung er ſelbſt Poeſien von Klopſtock, Wieland, Leſſing, Kleiſt u. A. überſetzte, und eine nützliche Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt gab. Ferner überſetzte er in derſelben Sprache Thümmels Wilhelmine, ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners philoſophiſche Briefe über die Schweiz, Campes neuen Robinſon, die Baſedowſchen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winckelmanns Kunſtgeſchichte (3 Bde., Leipzig 1781, 4.). Außerdem gab er auch Notices générales de graveurs, divisés par nations, et de peintres, rangés par écoles, précedées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'orgine de ces arts jusqu'à nos jours, et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes, à Dresde et Leipsic 1787; und einen Catalogue raisonné

du Cabinet d'estampes de feu Mr. Brandes (T. I. et II., Leips. 1793 et 1796), endlich die Mannſteiniſchen Mémoires sur la Russie heraus, und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. Was ſeine Lebensumſtände betrifft, ſo haben wir noch hinzuzuſetzen, daß er 1727 zu Frontenhauſen in Niederbaiern geboren war, und 1766 die Stelle eines Lectors der franzöſiſchen Sprache auf der Univerſität Leipzig erhielt, wo er 1804 geſtorben iſt.

Huber (Ludw. Ferd.), geb. in Paris 1764, geſt. in Ulm 1804, als königl. baierſcher Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er kam ſchon in ſeinem zweiten Jahre mit ſeinen Aeltern nach Leipzig. Eine treffliche Erziehung, der Umgang mit ausgezeichneten Männern und Gelehrten des In- und Auslandes, ſo wie die vertraute Freundſchaft mit Jünger, Galliſch, Breitkopf u. A. wirkten günſtig auf die Entwickelung ſeiner Talente. Eine unermüdliche Leſebegierde bereicherte ihn mit Kenntniſſen, und machte ihn vornämlich in der neuern ſchönen Literatur der Franzoſen, Engländer und Deutſchen einheimiſch. Schon in ſeinem 15. Jahre fing er an, Ueberſetzungen für den Druck zu liefern. Nachdem er ſich zu Dresden unter dem Miniſter von Stutterheim zum Geſchäftsmanne gebildet hatte, ward er 1787 Legationsſecretär bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft zu Mainz, welcher Ort für diplomatiſche Geſchäfte damals beſonders wichtig war. Am folgenreichſten war für Huber der Umgang mit Georg Forſter und deſſen geiſtreicher Gattin. Mit Aufopferung aller ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe, die ihm eine glänzende Laufbahn verſprachen, mit größter Anſtrengung und Selbſtaufopferung ward er der Retter, Vater und Pfleger der Forſterſchen Familie. Er heirathete die geſchiedene Gattin deſſelben, lebte ſeit 1793 mit ihr und ihren Kindern in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel, und beſchäftigte ſich mit Schriftſtellerei, beſonders im politiſchen Fache. Im J. 1798 ging er nach Stuttgart, übernahm an Poſſelts Stelle die Herausgabe der allgemeinen Zeitung, und ward 1803 Landesdirectionsrath zu Ulm. Hubers Schriften charakteriſirt jene geiſtreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt. Dennoch hat er ſich weniger durch Werke von poetiſcher Eigenthümlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geiſtreiche Kunſtkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher zogen ihn vorzüglich die claſſiſchen Werke der engliſchen Literatur an, und aus dieſer Quelle floß ſeinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er ſchon 1785 Ethelwolf, oder: der König kein König, ein Schauſpiel in 5 Aufzügen, nebſt vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engliſche Theater überhaupt, heraus. Dann bereicherte er auch die deutſche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der beſten franzöſiſchen Luſtſpiele, wozu vorzüglich die beliebten Luſtſpiele: offene Fehde (Mannheim 1788), der tolle Tag oder Figaros Hochzeit (Leipz. 1785), die Abenteuer einer Nacht (Mannh. 1789), und andere in ſeinem Neueren franzöſiſchen Theater (3 Bde., Leipz. 1795 — 1797) gehören. Auch machte er die Deutſchen mit mehreren andern Erzeugniſſen der neuern franzöſiſchen und engliſchen Literatur bekannt, z. B. mit Duclos geheimen Memoiren zur Geſchichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV., mit Einleitungen und Anmerkungen; drei Theile. (Berlin 1791 — 1793.) Unter ſeinen Originalſchauſpielen hat nur das heimliche Gericht (neue Aufl., Berlin 1795) Aufſehen gemacht, ſo lange der Stoff deſſelben in der Mode war. Glücklicher war er in ſeinen Erzählungen (drei Sammlungen, Braunſchweig 1801 und 1802, und in mehreren Almanachen

und Zeitſchriften, die er herausgab), welche zu den beſten Erzeugniſſen der Deutſchen in dieſem Fache gehören. In der Kunſtkritik nahmen ſeine Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in ſeinen vermiſchten Schriften (2 Theile, Berlin 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptſächlich in Beziehung auf den Zuſtand und nationellen Charakter der ſchönen Literatur in Deutſchland wieder abgedruckt worden ſind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geſchätzt ſind ſeine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde. (Berlin 1793 — 1796), und die politiſchen Zeitſchriften, Clio, die europäiſchen Annalen, die allgemeine Zeitung unter ſeiner Herausgabe u. a. m. Ueber ſeine Gattin, Thereſe Huber, ſiehe die neue Folge dieſes Werks.

Hubertsburg, ein königl. ſächſiſches Jagdſchloß im Leipziger Kreiſe, ehemals prächtig, im ſiebenjährigen Kriege zerſtört, jetzt ein Getreidemagazin. In den Seitengebäuden befindet ſich eine catholiſche Capelle, nebſt Wohnungen für Penſionärs; auch wurde hier ſeit 1774 eine Fabrik von Steingut und Steinpergament angelegt. Das Schloß iſt durch den daſelbſt am 15. Febr. 1763 zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Sachſen geſchloſſenen Frieden, welcher den ſiebenjährigen Krieg beendigte, berühmt geworden. (S. Friedensſchlüſſe.)

Hübner (Joh.), ein ſehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch ſeine in allen Schulen gebrauchten hiſtoriſchen und geographiſchen Werke, und durch ſeine zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodiſch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg ſeit 1702 den erſten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um ſeine Verdienſte gerecht zu beurtheilen, muß man ſich in ſeine Zeit verſetzen, denn in manchem Irrthume ſeines Zeitalters war auch unſer Hübner befangen. Doch läßt ſich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche ſeine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derſelben zu ihrer Zeit mit Recht ſchließen. So erhielten z. B. ſeine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei ſeinem Leben (ſeit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meiſten der neuern Sprachen überſetzt. Auch wurden ſeine kurzen Fragen aus der politiſchen Hiſtorie bis zum Ausgange des 17. Säculums (10 Bde. 12., 1697 — 1702); ſeine ganze Hiſtorie der Reformation, in funfzig Reden (1730, 12.); ſeine ſehr brauchbaren genealogiſchen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie (1708), und 46 Bände Supplemente zu den übrigen Werken (1708—1752), ferner ſein kleiner Atlas scholasticus (Nürnberg bei Homann 1719, Fol.), ſeine ausführliche Nachricht von dem Hamburgiſchen Museo geographico (1722), und endlich Hamburgiſche Bibliotheca historica (10 Thle. 1715 u. f.), welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht, wozu gewiß auch der treuherzige, einfache Ton derſelben beitrug, mit welchem er ſelbſt Mährchen, wie Geſchichte, faßlich und angenehm erzählte: denn er hatte die meiſten ſeiner Schriften für den Schulunterricht beſtimmt, und wollte in denſelben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Ueberſicht deſſen geben, was ihm für ſeine Zeit wiſſenswürdig ſchien. Er ward geboren zu Tyrgau, unweit Zittau (nicht, wie Andere berichten, in Torgau), im J. 1668, ſtudirte 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geſchichte auf der Univerſität Leipzig, ward 1694 Rector in Merſeburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg, und ſtarb als ſolcher 1731. Auch in Poetik und Rhetorik iſt er durch ſein Reimwörterbuch (erſchienen 1696, 8.; wiederholt und mit einer kurzgefaß-

ten Anleitung zur deutſchen Poeſie unter dem Titel: J. Hübners neu vermehrtes poetiſches Handbuch, Leipzig 1712) und durch ſeine oratoriſchen Fragen (5te Aufl., Leipzig 1709), noch mehr aber in den ältern deutſchen Schulen durch ſeine beliebten bibliſchen Hiſtorien (ſeit 1714 in mehreren Auflagen, Ueberſetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Staats-, Zeitungs- und Converſationslexicon aber, wie auch einige andere Werke, welchen man zur Empfehlung ſeinen Namen vorgeſetzt hat, ſind nicht von ihm, ſondern nur die Vorreden zu denſelben. Sein Sohn, Joh. Hübner, Advocat in Hamburg, geſt. 1753, hat mehrere ſeiner Schriften nachgeſehen, fortgeſetzt und von Neuem herausgegeben; z. B. das Museum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der beſten Landkarten iſt (Hamburg 1746). Letzterer gab auch ſelbſt einige nützliche hiſtoriſche und geographiſche Werke, z. B. Bibliotheca genealogica (deutſch, Hamburg 1709, 8.), und eine vollſtändige Geographie (3 Thle., Hamburg 1745) heraus, welche mehrmals aufgelegt worden iſt. T.

Hudſon (Henry), ein berühmter engliſcher Seefahrer, welcher vier große Reiſen in die Nordſee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken; die erſte 1607, die andere im folgenden Jahre. Ohne ſich von dem ungünſtigen Erfolge ſeiner Forſchungen abſchrecken zu laſſen, unternahm er dieſelbe Reiſe auf Koſten der holländiſchen Compagnie zum drittenmale 1609. Er reiſte von Amſterdam aus, und nahm ſeine Richtung nach Nova-Zembla, aber das Eis hinderte ihn, ſeinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinſchaftliche Koſten einiger Privatperſonen von neuem aus, um zu unterſuchen, ob es nicht im Weſten der Davisſtraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieſer Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küſte von Canada gelegenen Meerbuſens, welchen die Engländer nach ihm die Hudſonsbai benannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudſon faßte den Entſchluß, im ſüdlichen Puncte dieſer Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge ſeine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln geſorgt, um in dieſer öden Gegend ſo lange verweilen zu können. Er würde auch wahrſcheinlich mit ſeiner ganzen Mannſchaft umgekommen ſein, wenn ihm nicht die Vorſehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hilfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings ſetzte er ſeine Forſchungen einige Zeit fort, ſah ſich aber endlich genöthigt, ſeine Unterſuchung aufzugeben, und nach Europa ſchnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudſon den geringen Vorrath, der noch übrig war, ließ aber in der Verzweiflung über ſeine Lage die unvorſichtige Drohung hören, er werde einige ſeiner Leute im Lande zurücklaſſen. Die Verſtockteſten unter dieſen bemächtigten ſich daher ſeiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken, und gaben ihn ſo, nebſt ſeinem Sohne und den ſieben kränkſten ſeiner Leute, die ihm anhingen, in ſeiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Vergebens waren die Nachſuchungen, welche die Engländer ſpäter um ſeinetwillen anſtellten.

Hudſonsbai, ein 14,000 Q. M. großer Meerbuſen, 51—68° N. B., zwiſchen Eaſtmain (dem Oſtlande von Labrador), Canada, Neuwales und den nordamerikaniſchen Polarländern. Er iſt 250 Seemeilen lang, 200 breit und in der Mitte 140 Klaftern tief; kann aber nur vier Monate im Jahre beſchifft werden. Die übrige Zeit iſt dieſe Bai beſtändig mit Treibeis angefüllt. Ihr ſüdlichſter Theil heißt Ja-

mesbai, der nördliche Boltonsbai, und der nordweſtliche, zwiſchen der Weſtküſte und Inſel Barren, Thomas Roes Welcome, oder blos Welcome. Im Nordweſten dringt aus dem Meere Cheſterfields Inlet tief ins Land; oberhalb deſſelben liegen die Wager- und Repulſebai. In dieſes Binnenmeer ergießen ſich mehrere große Ströme, und zwar in die Jamesbai: der Albany, Abitibbe und der Mooſefluß; weſtlich der Severn, der Nelſon, der Churchill und der Seal. Die Hudſonsbai iſt voll Sandbänke, Klippen und Inſeln. Unter den letztern iſt die Southamptoninſel (64° N. B.) die größte, da ſie 100 Seemeilen lang, aber ſehr ſchmal iſt. Der Entdecker dieſes Meers war ein Däne, Anſchiöld; doch erhielt ſie den Namen von Henry Hudſon (ſ. d. Art.). Später machten der Capitän Thom. Button, Robert Bylot, Thom. James u. A. hier Entdeckungen. Unter der Regierung Carls II ward die Hudſonsbai-Compagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Dieſe hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in dieſen Gewäſſern und an dieſen Küſten beſeſſen, und vier Niederlaſſungen begründet: die ſüdlichſte, Mooſefort oder Saint Louis, ſüdlich von der Jamesbai (51° 28′), Albanyfort oder Sainte Anne (52° 18′), Yorkfort am Nelſonfluß (57° 30′), und Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Die Hudſonsbailänder (Labrador u. ſ. w., etwa 20,000 Q. M. mit 7000 Eingebörenen) gehören ſeit dem Utrechter Frieden den Engländern, und ſtehen unter dem Gouvernement Newfoundland. Das Clima iſt außerordentlich rauh. Im Januar ſteht ſogar in Yorkfort das Thermometer auf 50° unter dem Fahrenheitſchen Eispuncte. Weingeiſt, der freien Luft ausgeſetzt, friert in wenig Stunden zu feſtem Eis. Sogar in beſtändig geheizten Zimmern, in Kellern, die 10 Fuß tief ſind, friert der Londner Porter in ganzen Oxhoften bis auf einige Maaß ein. Die Luft iſt alsdann ſo voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich ſind die Anſtalten, welche man treffen muß, um ſich vor dem Froſte, ſelbſt in geheizten Zimmern, zu ſchützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitſche Thermometer oft auf 90° ſteigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der öſtlichen Küſten iſt durchaus unfruchtbar und felſig. Auch auf der Weſtküſte, in den nördlichen Gegenden, finden ſich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkrüppelt ſind. Etwas ſüdlicher, nach der Jamesbai zu, wird das Clima ſo milde, daß man wenigſtens Kartoffeln, rothe Rüben, ja ſogar Mais und Bergreiß bauen kann. Außer einigen Beeren, beſonders von der Gattung der Himbeeren, der Preiſelbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig Früchte, die wild wachſen. Dagegen ſind die Thiere um die Hudſonsbai ſehr geſuchte Gegenſtände des Handels. Das nordamerikaniſche Elen (moose-deer), das Rennthier, das Biſamthier, der nordamerikaniſche Biſan, der Biber, verſchiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waſchbären, Stinkthiere, mehrere Eichhörner, auch Narhwal, Wallroſſe und Nordkaper ſind die vorzüglichſten Säugthiere. Unter den Vögeln ſind der Fiſchadler, die Schneeeule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginiſche Nachtigall, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn und der ſonderbare Rheinchops, ſo wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, der Papageientaucher und die Hudſonsbaigans die merkwürdigſten; die letztere vertritt nicht allein die Stelle der Eidergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, ſondern ſie liefert auch die ſchönſten Schreibfedern. Amphibien und Fiſche gibt es ſehr wenige; Fröſche nur bis zum 61°. Lachſe

kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Haſen und die Schneehühner vor. Unter den Küſtenvölkern unterſcheidet man die ſüdlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimos. Die erſteren machen mit den Nadoweſſiern, Tſhippawas und Kniſtenohs einen Hauptſtamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweiſe, machen durch die ungemeſſenen Länder von Nordamerika Reiſen von mehreren hundert Meilen, ſind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen von 59° nordwärts, und haben die Kupfer-Indianer und die ſogenannten Hunderibben zu Grenznachbaren. Sie ſind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart, und ſind ein ganz eigener Schlag Menſchen Sie treiben die Jagd mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre ſüdlichen Nachbarn. Im Winter fahren ſie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sclaverei gehalten werden. Dies Volk iſt auch darin das Gegentheil der ſüdlichen Indianer, daß es gar keine geiſtigen Getränke liebt, und weder kriegeriſch noch grauſam iſt. Die Eskimos endlich, welche die nördlichen Küſten der Bai bewohnen, kommen ſelten nach den europäiſchen Niederlaſſungen, ſondern man ſchickt im Sommer eine Schalüppe an ihre Küſten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem urſprünglichen Befehle, den die Hudſonsbai-Compagnie ihren Faktoren gegeben, ſollen dieſe alles anwenden, um die Wilden zum Chriſtenthum und zu guten Sitten zu bekehren; ſie ſollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, ſo viel als möglich, die Natur des Landes und ſeiner Erzeugniſſe erforſchen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß dieſe Anleitung ſehr wenig befolgt wird. 1790 beſtand die Zahl der zu den Niederlaſſungen gehörigen Perſonen in 240, und der Betrag des Handels belief ſich auf 47,600 Pf. St.

Hue (J. Fr.), ein neuerer franzöſiſcher Landſchaftsmaler, der ſich vorzüglich nach Vernet in der Darſtellung von Seeſtücken gebildet hat, und nach ſeinem großen Meiſter für den erſten Künſtler in dieſer Gattung gehalten wird. Seine Arbeiten beſtehen noch, außer den Seeſtücken, insbeſondere in Mondſcheinen. Er hat zu Vernets berühmten funfzehn Seehäfen noch ſieben neue gemalt, welche mit jenen in der Gallerie zu Luxemburg aufgehängt ſind. 1806 war Hue einer der elf Künſtler, welche von Napoleon den Auftrag erhielten, die Folge von Bildern zu malen, welche die merkwürdigſten Ereigniſſe des Feldzugs von 1805 darſtellen, und die Gallerie des Louvre zieren ſollten.

Hufeland (Chriſtian Wilh.), königl. preuß. Staatsrath, in Langenſalza 1762 geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erſt practiſcher Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath und Profeſſor in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. weimar. Hofrath und Leibarzt, und (1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg. und erſter Arzt der Charité, mit dem Titel eines königl. preuß. Geheimenraths. Er zeichnete ſich gleich vom Anfange ſeiner Laufbahn durch Gründlichkeit und großen Umfang ſeiner Kenntniſſe, durch Selbſtdenken und ſcharfſinnige, genievolle Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geiſt der alten und neuen Syſteme, und nahm als ſinnvoller Eklektiker das Gute und Practiſchbrauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisſchrift über die Skrofelkrankheit, und verbeſſerte die Behandlung dieſes Uebels, und brachte auch ein neues wirkſames Mittel, die ſalzſaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Die

Blatterimpfung, ſo wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann ſehr durch ſeine Bemerkungen über die natürlichen und künſtlichen Blattern (1789). Auch hat er das Verdienſt ſich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes, und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerkſam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Aerzte, welche ſein angenehmer und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber ſeine echt menſchenfreundliche Behandlung an ihn feſſelten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der praktiſchen Medicin erwarb er ſich ein wahres Verdienſt um die Heilkunſt, indem es nicht nur nähere Kenntniß vieler Krankheiten verſchaffte, ſondern auch Aufſchluß über die Wirkung und Anwendbarkeit vieler Heilmittel gab. Die Verbreitung der Brownſchen Theorie verwickelte ihn in literariſche Fehden, da er zu ſehr ſelbſtſtändiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einſeitige und lückenhafte Theorie anzuſtaunen und anzunehmen, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um ſeine Meinung zurückzuhalten, und nicht die Mängel jenes Syſtems und deſſen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieſes mit ſeiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Brownſche Lehre hat, nicht, und nahm ſelbſt in ſeinem Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wiſſenſchaftlichen Heilkunſt ſehr viel bei durch ſeine pathologiſchen Unterſuchungen, und durch das in der Folge herausgegebene Syſtem der praktiſchen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Geſundheit erwarb er ſich ein großes Verdienſt, indem er noch als akademiſcher Lehrer über die Diätetik öffentliche Vorleſungen hielt, aus welchen in der Folge die berühmte „Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern" (Makrobiotik) entſtand. 1822 erſchien von ihm mit Zuſätzen und Anmerkungen verſehen: Darwin, Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts. (Leipz., F. A. Brockhaus. 8.)

Hugdietrich, ſ. Heldenbuch.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, deſſen Hauptſtadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten faſt alle Beſitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vaſallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieſer wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte ſich 987 des Thrones, zu welchem er kein Rechte hatte, mit Liſt und Gewalt. Herzog Carl von Lothringen wollte zwar ſeinen Anſpruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und ſtarb ſchon im J. 992. So herrſchte nun Hugo, und ſtiftete die dritte Dynaſtie der franzöſiſchen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987 — 1328, Valois bis 1589, und Bourbon bis auf Ludwig XVI. (1793), 800 Jahre lang den Thron beſeſſen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugos wurden zu königlichen Domänen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch ſeine Brüder, Otto und Heinrich, auf deren Nachkommen vererbt. Hugo ſuchte durch Macht und Klugheit ſeinen Thron zu gründen, ohne ſich an ſeinen früheren Feinden zu rächen. Den Namen Capet ſoll er nach Einigen wegen ſeines ſtarken Kopfes, nach Andern wegen ſeiner Klugheit erhalten haben, noch Andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo ſtarb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptſtadt des Königreichs.

Hugonotten, Hugenotten. Dieſer Name, den die Catholiken ſpottweiſe den Calviniſten in Frankreich gaben, wird verſchieden abgeleitet. Die wahrſcheinlichſte Herleitung iſt von dem Orte bei Tours, wo die Proteſtanten anfangs ſich gewöhnlich verſammelten. Schon unter Franz I. (1515 — 1547) hatten die Lehren Luthers und Zwinglis Eingang in Frankreich gefunden. Noch mehr aber verbreitete ſich daſelbſt die von Calvin aufgeſtellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen ſie zu unterdrücken ſuchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte ſie noch ſchnellere Fortſchritte, wie heftig auch gegen ſie gewüthet ward. Die Geſinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieſer Ausbreitung, und die damaligen Parteien am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Proteſtantismus. Die Einen wollten ſich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Beſtrafung derſelben in der Gunſt des Volks ſich feſtſetzen. Die Parteien der Bourbons und der fünf Prinzen von Guiſe benutzten unter der Regierung des ſchwachen Franz II., zum Unglücke für das Land, den Meinungszwiſt der verſchiedenen Religionsparteien, um ihre politiſchen Abſichten durchzuſetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Proteſtanten, und um ihre Gegner zu ſchwächen, und wo möglich zu vernichten, ſetzten die Guiſen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grauſamkeit fort. In jedem Parlamente wurde eine beſondere Kammer angeordnet, welche die Proteſtanten verhören und beſtrafen ſollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle, des Proteſtantismus Ueberwieſene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende preisgegeben. Ungeachtet dieſes Druckes aber würden die Proteſtanten dennoch nicht daran gedacht haben, ſich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hauſe durch das Verſprechen ſeines Schutzes ſie aufgemuntert hätte. 1560 ſpann ſich die Verſchwörung an. Die Mißvergnügten fragten verſchiedene Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewiſſen gegen die Guiſen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der proteſtantiſchen Gottesgelehrten in Deutſchland erklärten es für erlaubt, ſich gegen die unrechtmäßige Herrſchaft der Guiſen aufzulehnen, wenn es unter der Leitung eines Prinzen vom königlichen Hauſe und mit Beiſtimmung des größern Theiles der Stände geſchähe. Die Unzufriedenen beſprachen ſich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entſchieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich durch den Beiſtand der Hugonotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter deſſelben ein proteſtantiſcher Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calviniſten ſollte ſich, ſo ward verabredet, an einem beſtimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittſchrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieſes Geſuch, wie ſich vorausſehen ließ, verweigert würde, ſollte eine erleſene Schaar bewaffneter Proteſtanten ſich der Stadt Blois bemächtigen, die Guiſen aufheben, und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberſtatthalter des Reichs zu ernennen. Der Anſchlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Proteſtanten, die ſich zur Ausführung

des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade, und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guiſen drangen jetzt auf die Einführung der Inquiſition; der weiſe Kanzler Michael de l'Hopital aber gab, um dieſes größere Uebel zu verhüten, den Rath, die Unterſuchung des Verbrechens der Ketzerei den Biſchöfen zu überlaſſen, und den Parlamenten das gerichtliche Verfahren in Glaubensſachen zu unterſagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edict von Romorantin. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers, Carl IX., während deſſen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Catharina von Medicis, die Regentſchaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das ſtreitende Intereſſe der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, ſehr unheilige Zwecke durchzuſetzen, und es war keineswegs die Folge weiſer Beurtheilung der Religionsverhältniſſe im Staate, ſondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Proteſtanten eine geſicherte Religionsfreiheit verſchaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzuſtellen, ihnen durch das ſogenannte Edict vom Januar (1562) ertheilte. Die Proteſtanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, ſtörten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den erſten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu beſonders das ſogenannte Blutbad zu Vaſſy (1562) die nächſte Veranlaſſung gab. Es iſt hier nicht der Ort, die Geſchichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, faſt bis zum Ende des 16. Jahrh. verheerten, und nur zuweilen durch Friedensſchlüſſe, womit es von Seiten des Hofes am wenigſten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das dieſe Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeſtändigkeit und die falſche Politik der Königin Catharina von Medicis, welche ſowol auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entſchiedenſten Einfluß behauptete. Sie war den Hugonotten im Herzen nicht gewogen, ſondern wünſchte die Ausrottung derſelben, und es war blos die Eingebung einer ränkeſüchtigen Politik, die ſie bewog, die Proteſtanten, zum Aerger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünſtigen, und ihnen die Gewiſſensfreiheit zu geſtatten. Immer ſchwankend zwiſchen beiden Parteien, ſchmeichelte ſie ſich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andere aufzureiben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hofe, und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, ſich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche dieſe fanatiſche Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrſucht benutzen wollten, ſo waren die Uebrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verſchaffen. Die ſchrecklichſte Wirkung von Catharinas Hinterliſt war die Pariſer Bluthochzeit (1572), wozu ſie und ihr Sohn, in tückiſcher Verſtellung ihr folgſamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hauſe Valois ausſtarb, und dem Hauſe Bourbon, deſſen Haupt der proteſtantiſche Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten ſich noch mehr die Verhältniſſe der beiden Parteien. Der ſchwache

König ſah ſich gezwungen, ſich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinſamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guiſen, welche unverholen nach der Krone ſtrebten, das Volk ſo ſehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu ſtoßen. Nach Heinrich III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die eröffnete Thronfolge beſtehen, und erſt als er ſich, ſelbſt auf den Rath von Sully, 1593, entſchloſſen hatte, zum catholiſchen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Beſitzes der Krone ſich erfreuen. Fünf Jahre nachher ſicherte er die ſtaatsbürgerlichen Rechte der Hugonotten durch das berühmte Edict von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung geſtattete, und ihnen gleiche Anſprüche mit den Catholiken auf alle Aemter und Würden gab. Auch behielten ſie die Feſtungen, welche ihnen als ſogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen alſo fortdauernd das Mittel, eine Art von Freiſtaat im Staate zu bilden, und eine ſolche mächtige Partei, die man ſeit langer Zeit in die Nothwendigkeit geſetzt hatte, gegen die Regierung argwöhniſch und mißtrauiſch zu ſein, mußte den unruhigen Großen ſtets einen willkommenen Stützpunct und eine Ausſicht auf gewiſſen Beiſtand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, eben ſo ſchwachſinnig und bigott, als ſein Vater, Heinrich IV., geiſtvoll und großherzig war, ließ ſich durch ſeinen herrſchſüchtigen Günſtling de Luines und durch Geiſtliche gegen die Hugonotten aufreizen, welche deſto kräftigern Widerſtand hätten leiſten können, da ſie in mehreren Landſchaften ſehr mächtig waren. Aber ſchon in dem erſten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Proteſtanten die meiſten Sicherheitsplätze durch die Treuloſigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Doch außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen ſie, unter ſich uneinig und des Krieges müde, bald abſchloſſen, auch das feſte Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher ſich vorgeſetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen ausübte, unumſchränkt zu machen, bot alles auf, den Proteſtanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und ſo jeden Ueberreſt eines Verhältniſſes zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteien die Kraft der Königsgewalt ſo oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629, nach einer langen, hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt; die bezwungenen Hugonotten mußten alle feſten Sicherheitsplätze übergeben, und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend, ſich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkür ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewiſſensfreiheit verſprochen, und Richelieu ſowol, als ſein Nachfolger Mazarin, ſtörten ſie nicht in dem Genuſſe derſelben; als aber Ludwig XIV. von dem wollüſtigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er ſich von ſeinen Hofgeiſtlichen und der Maintenon zu empörender Bedrückung ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen verleiten, um ſie in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Schon 1681 nahm er ihnen die meiſten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, geſtorben war, folgte der König ganz der Leitung ſeiner verfolgungsſüchtigen Rathgeber, des Kriegsminiſters Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jeſuiten la Chaiſe, ſeines Beichtvaters. Es wurden in die mittägigen Landſchaften, wo die meiſten Proteſtanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern geſandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abſchwörung ihres Glaubens bringen ſollten. Um das Auswandern der Proteſtanten zu verhindern, wurden

die Grenzen ſorgfältig bewacht; aber dennoch gelang es ſchon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugonotten, nach der Schweiz, nach Deutſchland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieſes Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlaſſen. Man ſandte darauf Verzeichniſſe von den angeblich bekehrten Proteſtanten an den König, und es ward ſeinen ſchmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er ſich den Ruhm erworben, die Zahl der Proteſtanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieſer irrigen Vorausſetzung, eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million proteſtantiſcher Unterthanen, und der eben ſo ungerechte als unweiſe Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunſtfleiße, ihrem Vermögen und ihren wiſſenſchaftlichen Talenten im Auslande eine willkommene Aufnahme fanden. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergeſtellt. In den Landſchaften zwiſchen der Rhone und Garonne waren die Proteſtanten noch ſehr zahlreich, die nahen unwirthbaren Cevennengebirge boten ihnen eine Freiſtätte an; da führten ſie als Camiſards (ſ. d. Art.), größtentheils nur mit Knütteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendéekrieg in unſern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach zwanzig Jahren (1706) mußte man ſich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig. Im flachen Lande, beſonders zu Nimes, blieb noch immer proteſtantiſcher Geiſt im Verborgenen; ſelbſt bei Catholiken war das Mitleid erregt, und manche Verfolger der Proteſtanten waren ihre Beſchützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geiſtlichen. Unter Ludwig XV. wurden zwar neue, aber nicht ſo ſtrenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und dieſe wagten es (1746), ſich in Languedoc und dem Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben ſich mehrere Stimmen für die Duldung anderer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn; aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas unglückliches Schickſal empört, durch ſeine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieſer Zeit an wurden die Proteſtanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften ſie auf öffentliche Aemter keinen Anſpruch machen. Erſt die Revolution gab ihnen alle bürgerlichen Rechte wieder, und ſie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlſtand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neueſten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da ſie ihnen Vergünſtigungen bewilligt hatte, die ſie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Ob ihnen gleich der Vorwurf einer Widerſetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, ſo entſtanden doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Proteſtanten und blutige Auftritte zu Nimes und in daſiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. R.

Hühnen, Hühnengräber. Das Schrecken, welches die wilden Hunnen vor ſich her verbreiteten, ging in der Folge in die Volksmeinung über, ſie feien nicht blos mißgeſtaltete, häßliche, ſondern auch meiſtentheils ungewöhnlich große Menſchen geweſen, ſo, daß der verſtümmelte Name Hunne (in Hühne verwandelt) mit Rieſe gleichbedeutend war. (Nach anderer Meinung ſcheint indeſſen auch die Anſicht obgewaltet zu haben, daß Deutſchland urſprünglich mit Rieſen bevöl-

kert geweſen ſei, welche Hühnen hießen. Fouqué läßt jedoch ſeinen Hunnen im Alkoin als Hühnen auftreten.) Da die mit den Hunnen vorgefallenen Schlachten nicht allein ſehr zahlreich, ſondern auch meiſtentheils ſehr blutig waren, ſo war die Folge davon, daß man Leichenhügel, auf ſolchen Stätten, wo man die Erſchlagenen begraben hatte, mit dem Namen Hunnen- oder Hühnengräber bezeichnete, theils weil ſie aus Schlachten herrührten, die den Hunnen geliefert waren, theils weil die darunter liegenden zum größten Theile Hunnen waren. Da indeſſen dieſe Gräber wiederum natürlich einen großen Hügel bildeten und man ſpäterhin ihren Urſprung nicht mehr wußte, ſo trugen auch ſie dazu bei, die Vorſtellung von Hühnen mit Rieſen zu verwechſeln, und dieſe Hühnengräber wurden alſo für Rieſengräber gehalten. Daraus entſtand nun auch noch ein zweiter Irrthum, der, daß man jeden ähnlichen Hügel ebenfalls als Hühnengrab bezeichnete, ob er ſchon nichts weniger, als die Aſche von Hunnen und noch weniger von Rieſen, als vermeintlichen Urbewohnern Deutſchlands, ſondern im Gegentheil die unſerer Ahnen, der alten Deutſchen, aus den erſten Jahrhunderten nach Chr. Geb. enthält. Die Zeit, die geſtiegene Cultur des Bodens, welche die Wälder vertilgte, die Stromufer ebnete und anbaute u. ſ. f., hat dergleichen Gräber ziemlich ſelten gemacht, und die, worüber man genauere Kunde hat, dürften wol nur im Holſteiniſchen zu ſuchen ſein. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß in Schottland, beſonders im nördlichen Theile deſſelben, Oſſians Geſängen zufolge, gewiß noch manche ſolche Heldengräber zu finden ſein dürften, wie ſie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeſchildeten Führern, einem Königsſohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem ſchneeigen Buſen, errichtet wurden. Sitte und Cultur und Abſtammung der Hochſchotten und der Bewohner der holſteiniſchen Gegend war gleich. Schottlands nördlicher Theil hat ſich am wenigſten geändert. Warum ſoll denn nicht am rauſchenden Krona ſich das Grab hoch erheben, das Oſſian einem von ſeinem Vater erſchlagenen Feinde aus Erde und Steinen hoch aufwölbte? Gewiß gibt auch mancher Ort in Deutſchland noch zu ähnlichen Nachforſchungen Gelegenheit. Was indeſſen die Hühnengräber in Holſtein anbelangt, die wir genau kennen, aber richtiger als Heldengräber bezeichnen ſollten, ſo liegen ſie meiſtentheils auf einem weiten Raume, aber in großer Anzahl, meiſtens auf einer heitern Fläche bald zerſtreut, bald nahe an einander. Die Geſtalt iſt kugelförmig. Vielleicht war ſie im Anfang kegelförmig und ſank nur mit der Spitze ein. In der Höhe haben ſie 10 — 16 Fuß und im Umfange 100 — 300 Fuß. Mit ihrem düſtern Moosgewand erheben ſie ſich aus den Saatfeldern oder der Pflug geht über ſie hinweg, und ſo kränzt ſie die wogende Saat. Manche ſchmückt eine Eiche, eine Buche, die ſpätere Enkel pflanzten. Einige haben noch ganz ihre Urgeſtalt und ſind mit weichem, glatten Mooſe, oder von leicht beweglichen Halmen bedeckt, wie ſie Oſſian ſo oft anführt. Die ſteigende Cultur droht auch dort die Gräber unſerer Voraltern zu vernichten. Doch gerade ſie beweiſt durch Umarbeitung des Bodens, daß dieſe Hügel Gräber ſeien und wie ihre innere Beſchaffenheit iſt. Mit der Fläche des Bodens gleich oder auch etwas eingeſenkt, findet man, wenn die Erde hinweggeſchafft iſt, einen von Granitſteinen eingeſchloſſenen Raum, der gegen 4 Fuß Länge und 3 in der Breite enthält und in welchem Aſchenkrüge mit verbrannten Knochenſtücken ſtehen. Rings umher liegen Waffen und Geräthe mancherlei Art. Die Waffen ſind Schwerdter, Dolche, Speerſpitzen, Streitäxte, Keile, theils von Metall, theils von hartem Stein, Granit, Baſalt,

Feuerſtein gefertigt und in Strahlenform gelegt. Von Geräthen findet man Spangen, Haken zu Wehrgehängen, Gürtel, Nadeln von Bronze u. ſ. f. Die leztern ſind oft ſo zierlich gearbeitet und die Urnen ſelbſt den etruriſchen, griechiſchen Formen ſo ähnlich, daß man entweder eine viel größere Kunſtbildung bei unſeren Vorfahren annehmen muß, als man gewöhnlich zugibt, oder aber auf eine innigere Handelsverbindung zwiſchen dem Süden und Norden Europas ſchließen kann. Zum Theil mag manches ſolches Stück auch wol die Beute von Römern geweſen und das Verbrennen der Todten ihnen nachgeahmt worden ſein, denn aus Oſſian ſehen wir wenigſtens, daß dies in Schottland ganz unbekannt war und doch ſind deſſen Bewohner höchſt wahrſcheinlich aus Holſtein und Jütland hinüber gekommen, und hatten um jene Zeit die Sitte, hohe Leichenhügel aufzuthürmen und dem Todten ſeinen ſchönſten Schmuck mitzugeben u. ſ. f., mit Ausnahme des Verbrennens, mit den Deutſchen dieſer Halbinſel gemein. Wahrſcheinlich haben alle drei Verhältniſſe dazu beigetragen, ſolchen Schmuck in die Hände unſerer Vorfahren zu bringen. Sie erbeuteten ihn durch Kriege mit den Römern; ſie bildeten den erbeuteten Dingen ähnliche nach und bekamen ſie durch den Handel. Läßt doch auch Oſſian eine ſeiner Jungfrauen mit „dem Gewand der Fremdlinge“ bekleidet ſein! In Holſtein finden ſich ſolcher Hühnengräber überall, beſonders wohl erhalten ſind ſie indeſſen in der Ebene zwiſchen den Dörfern Volksſtädt am Ufer des nahen Sees und in dem Haine daſelbſt. Beim Pachthofe Höhebeck ſind mehr als vierzig dergleichen, theils noch in ihrer Urgeſtalt, theils bis auf die granitnen Urnenhöhlen aufgedeckt. (Man vergl. damit Meyers Darſtellungen aus Norddeutſchl. 1816 und Oſſians Geſänge.) Daß nur Helden, Anführern und dergleichen ſolche Hügel errichtet wurden, wiſſen wir theils aus Oſſians Geſängen, theils ergibt es ſich daraus, daß oft unfern ſolcher Gräber im flachen Boden die Spuren von Urnen und Granitſteine gefunden wurden, die ohne Zweifel die Reſte gewöhnlicher Menſchen bargen.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juriſtiſchen Verhältniſſen verſteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung, Einem treu, hold und gewärtig zu ſein, beſonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorſams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürſten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt alſo dem Staatsvereine überhaupt, und unterſcheidet ſich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältniſſe (Lehnseid), in dem ſtädtiſchen oder Gemeindeverhältniſſe (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder Gerichtspflicht) und im Dienſtverhältniſſe (Amts- oder Dienſteid). Sonſt huldigten einander auch gegenſeitig beigeordnete Körperſchaften. Die (Landes-) Huldigung aber iſt zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derſelben; mithin werden beide ſchon vorausgeſezt, und man iſt nicht darum Unterthan (ſagt Bunz, Grundſätze der Huldigung in Deutſchland; Tübing. 1794), weil man huldigt, ſondern man huldigt darum, weil man Unterthan iſt. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthanenſchaft beſtehen; ſo wie der Landesherr ein ſolcher nicht darum oder dadurch iſt, weil man ihm den Huldigungseid leiſtet, ſondern darum die Huldigung fordert, weil er Landesherr iſt. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann ſie daher auch nicht gefordert, vor dem

Eintritte in den Staatsverein darf ſie nicht geleiſtet werden; und ſie iſt alſo auch kein Erwerbmittel, ſondern nur das zuverläſſige Beweismittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo ſie nicht vorhanden iſt; doch kann ſie immer noch gefordert werden. Ihr Zweck iſt nur, die ſchon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verſtärken, und ins deutliche Bewußtſein zu rufen. Sie wird darum mit einer gottesdienſtlichen Handlung verbunden, und ſollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten ſtets in eigner Perſon angenommen werden. Doch wird ſie auch in frembem Namen gefordert. Uebrigens wird ſie mit Recht nur von Unterthanen und anſäſſigen Ausländern, und zwar in Maſſe, oder nach Claſſen und Ständen geleiſtet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Beſtätigung der Freiheiten und Rechte des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu ſein.

Hull, oder Kingſton upon Hull, am Fluſſe gleiches Namens, eine blühende Fabrik-, Handels- und Seeſtadt in Yorkſhire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, und ſchickt zwei Mitglieder zum Parlamente. Unter den Manufakturen müſſen beſonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und gereinigt wird, zwei große Zuckerraffinerien, und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft ſich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pf. St. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Fluſſes, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünſtigt. Es ſind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andere auf dem Humber, angelegt worden. Von hier werden beſonders die Grönlandsfahrer ausgerüſtet. 1811 brachten 42 Schiffe 552 Wallfiſche, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4872 Tonnen Thran zurück; 1815 ſegelten 58 Schiffe aus. Hull hat ſehr ſchöne Gebäude: das wichtigſte iſt die Dreifaltigkeitskirche, in erhabenem gothiſchen Styl, nach großen Verhältniſſen 1312 erbaut; eins der ſchönſten Denkmäler der Baukunſt aus dem Mittelalter. Auch ſind fünf Hoſpitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes, vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus iſt. Kürzlich iſt auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botaniſcher Garten bei Hull angelegt worden.

Hullin (Graf Pierre Auguſtin), geb. zu Genf 1758, Uhrmachergeſelle, erſter Erſtürmer der Baſtille am 14. Juli 1789, hierauf, zur Zeit des Schreckensſyſtems, verhaftet, und erſt nach dem 9. Thermidor wieder in Freiheit geſetzt; dann Adjutant in den erſten italieniſchen Feldzügen Buonapartes, Commandant von Mailand 1797, und nach der Schlacht bei Marengo 1800; hierauf Diviſionsgeneral und Chef der Militärcommiſſion, die den Herzog von Enghien zum Tode verurtheilte; Großofficier der Ehrenlegion, und zum Grafen erhoben im J. 1804; im Feldzuge von 1805 Commandant von Wien, in dem von 1806 Commandant von Berlin, und nach dem Tilſiter Frieden Commandant von Paris, als ſolcher in der Verſchwörung Mallets 1812 ſchwer verwundet; in der Folge Begleiter der Kaiſerin Marie Luiſe nach Blois im März 1814, hierauf, ſeit dem 8. April, ein erklärter Anhänger der neuen Regierung; 1815 aber Buonaparten aufs Neue ergeben, und von ihm wieder zum Commandanten von Paris ernannt; nach der zweiten Rückkehr der Bourbons flüchtig, in der Ordonnanz vom 24. Juli 1515 mit begriffen, hierauf durch die Ordonnanz vom 17. Jan. 1817 aus Frankreich verbannt; dann in Brüſſel, endlich in Hamburg mit Handelsunternehmungen beſchäftigt; dies ſind die wich-

tigſten Umſtände aus dem Leben des General Hullin, der im J. 1819 die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren.

Human, Humanität, humaniſtiſche Studien. Human heißt: menſchlich, was dem Menſchen angemeſſen und ſchicklich für ihn iſt; daher Humanität: Menſchlichkeit, das, was uns den Charakter der Menſchheit gibt, im Gegenſatze der Beſtialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dem Grundbegriffe die Nebenvorſtellungen von Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Feinheit, und Artigkeit im Betragen, und weil dieſe Eigenſchaften nur durch eine der Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes angemeſſene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Beſitz aller der Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche Anſpruch auf Bildung geben, und vorzugsweiſe nur dem Menſchen vorbehalten ſind. Als die griechiſche und lateiniſche Sprache ſich in die neueren verloren und die Ideenſchätze des claſſiſchen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben ſie in den erſten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Muſter der Bildung für diejenigen, die ſich über die Rohheit ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philoſophiſche Studien unmittelbar zu feinerer Bildung gelangten, ſo konnte es nun nicht ohne Vermittelung des Sprachſtudiums geſchehen. Der Schlüſſel zu den Quellen der claſſiſchen Bildung, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heute für die einzig echte hielt, die Philologie, machte ſich nun zur Bedingung aller wiſſenſchaftlichen Bildung, und da dieſe für den höchſten Grad der menſchlichen galt, ſo glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müſſen, und nannte die philologiſchen Studien in dieſer Beziehung Humaniora; das Erziehungsſyſtem aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente war dieſes Syſtem das herrſchende, das im 15. und 16. Jahrh. neu angeregte Studium der claſſiſchen Literatur und Sprache wurde der Grund der neuern gelehrten Bildung, und die Humaniſten, d. h. die Kenner und Lehrer dieſes Studiums, blieben ſeitdem, bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh., in ungeſtörtem Beſitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf dieſem Wege zur Bildung, der Zweck über der Beſchäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen geſetzt; daß die Beſchränkung des vielumfaſſenden Begriffs der Humanität auf den zu verſchiedenen Zeiten engern und weitern Geſichtskreis der Philologie allmälig zur Gewohnheit, und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philoſophiſche Steifſinn der Scholaſtiker mit allen ſeinen Kleinigkeiten in den grammatiſchen und kritiſchen der Humaniſten überging; daß ſie nicht ſelten über den todten Buchſtaben den milden, vielſeitigen Geiſt der Alten verloren, und ſich durch ihre bisweilen abſichtliche Inhumanität, Anmaßung und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre erſtaunliche Gelehrſamkeit berühmt, aber, verſteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirkſamkeit auf das gegenwärtige Geſchlecht, das ſie verachteten, immer untüchtiger machten: das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen ſeine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satyre werden mußte. In offne Fehde wider die Humaniſten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. der Philanthropinismus, deſſen Wortführer, Baſedow, und Campe im Vereine mit

den Mitarbeitern ſeines Reviſionswerks, der Menſchheit durch die Verdrängung des Lateiniſchen und Griechiſchen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienſt zu leiſten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen ſich nicht ohne Grund den Vorwurf der Uebertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zugezogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den ſeine Herrſchaft in dieſem Streite erlitt, an den Reformen der deutſchen Schulen und in der Geſchichte des neuern deutſchen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmoniſchen Ausbildung des Menſchen dienen und ihn der ewigen Beſtimmung ſeines Geiſtes näher führen kann (vergl. d. A. Bildung), iſt von der Humanität, die Herder in ſeinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogiſchen Syſteme des Humanismus, wie es Niethammer in ſeinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus (Jena 1818) aufſtellt, ausgeſchloſſen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in dieſe Erziehung des Menſchen für ſeine ewige Beſtimmung ſetzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdiſche Zwecke beabſichtigt, herbeiführen. Bei alle dem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er ſeine Verirrungen erkannt, ſich aus ſeiner frühern Einſeitigkeit herausgearbeitet und den Grundſatz der allgemeinen Menſchenbildung angenommen hat, der unter allen Erziehungsgrundſätzen dem Begriffe der Humanität am meiſten entſpricht; und wenn auch noch nicht alle Schulmänner unſerer Zeit in dieſe Anſicht eingehen mögen, ſo wollen doch die beſten nichts anders ſein, als humane Lehrer der Humanität. In dieſem Sinne vermuthlich ſtiftete Gleim eine Humanitätsſchule, die noch errichtet werden ſoll. E.

Humboldt (Carl Wilh., Freiherr von), preuß. Staatsminiſter, geb. zu Berlin 1767, empfing früh in ſeiner Vaterſtadt eine ſorgfältige Unterweiſung in Sprachen und Wiſſenſchaften; daher ſein Streben nach Gründlichkeit, mit welchem er mehr als ein Gebiet des menſchlichen Wiſſens auf das Genaueſte erforſcht hat. Sein Werk über das kleine Epos, Herrmann und Dorothea, enthält umfaſſende Betrachtungen über die Poeſie überhaupt. Seine Unterſuchungen über die baskiſche Sprache, die er an Ort und Stelle ſtudirte, verbreiten ein helles Licht über dieſe unbekannte Urſprache. (Ein baskiſches Wörterbuch von ihm befindet ſich in Adelungs Mithridates; Thl. 4.) Seine Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylus iſt das Ergebniß der ſchwierigſten Unterſuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Nachdem Humboldt mehrere Jahre in Jena, wo er Schillers Freundſchaft und täglichen Umgang genoß, gelebt hatte, trat er ſeine diplomatiſche Laufbahn an, als königl. preuß. Reſident zu Rom. Dieſer Ort, wo er ſpäterhin von ſeinem als außerordentlicher Geſandter bevollmächtigt wurde, gab nicht nur ſeinem Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung, ſondern bildete ihn auch zu einem vorzüglichen Staatsmanne aus. In der Folge ernannte ihn der König zum Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung. Allein es ſcheint, daß die Abhängigkeit dieſer Section von dem Miniſter des Innern die freie Thätigkeit des Chefs derſelben zu ſehr beſchränkt, und den Herrn von Humboldt daher bewogen habe, dieſen Poſten aufzugeben. Er ging hierauf 1810, mit dem Range eines Staatsminiſters, als Geſandter ſeines Hofes nach Wien, in je-

ner wichtigen Periode, wo der Norden und Oſten Europas einer Schneelavine glich, die nur noch einiger Erſchütterung bedurfte, um über die Weltherrſchaft von Weſten her vernichtend hinabzuſtürzen. Wie gut er die edle Politik Oeſterreichs und ihre mit der rückſichtsvollſten Weisheit geleitete Entwickelung einſah, ergibt ſich ſchon daraus, daß er von ſeinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongreſſe zu Prag ernannt wurde. Die glorreiche Epoche, welche ſeitdem für Preußen angegangen iſt, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den europäiſchen Angelegenheiten führt, gibt uns keine Hoffnung, daß Humboldt für ſeine Studien, und beſonders für Vollendung ſeiner reichen Sprachforſchungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war bei dem Congreſſe zu Chatillon und dem Frieden zu Paris, welchen er zugleich mit dem Staatskanzler Hardenberg 1814 unterzeichnete, beſchäftigt; er war nachher bei dem Congreſſe zu Wien ſehr thätig, und unterzeichnete daſelbſt (1815) den Frieden zwiſchen Preußen und Sachſen. Im Juli 1816 begab er ſich nach Frankfurt, als bevollmächtigter preuß. Miniſter, zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Deutſchland. Bald nachher ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths, und beſchenkte ihn mit liegenden Gütern. Hierauf ging er als außerordentlicher Geſandter ſeines Hofes nach London, und von hier im Oct. 1818 nach Aachen. Im J. 1819 wurde er mit Sitz und Stimme in das königl. preuß. Miniſterium berufen, wo er mehrere Zweige, unter andern die ſtändiſche Angelegenheit, die bisher zum Miniſterium des Innern gehört hatten, und das vom Staatskanzler abgetretene Depart. des Fürſtenthums Neufchatel erhielt. Indeß blieb er in Frankfurt am Main, als Mitglied der Territorial-Commiſſion, bis zu deren Auflöſung den 10. Juli 1819, da er dann nach Berlin zurückkehrte, und ſeinen Poſten antrat, deſſen er jedoch bald darauf wieder enthoben wurde. Er gehört mit zu der Commiſſion, welcher die Prüfung des Conſtitutionsentwurfs übertragen iſt. Vielleicht findet er Stunden, in denen er über einzelne philoſophiſche und politiſche Gegenſtände über Erfahrungen des Lebens ſich ausſprechen kann!

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexand. Freiherr von), Bruder des Vorigen, — der berühmte Reiſende, — iſt zu Berlin 1769 geboren. Nachdem er in Göttingen und Frankf. a. d. O. ſtudirt hatte, beſuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büſch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forſter und van Geuns eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und England, wovon ſeine 1793 zu Braunſchweig erſchienenen Beobachtungen über die Baſalte am Rhein eine Folge ſind. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswiſſenſchaften, ſondern auch für die Botanik ſtudirte. (S. ſein Specimen Florae Fribergensis subterraneae; Berlin 1793.) Durch Kenntniſſe, anziehenden und lehrreichen Umgang, Witz und Laune, Herzensgüte und Wohlthätigkeit erwarb er ſich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. 1792 ward er als Aſſeſſor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement angeſtellt, und bald darauf als Oberbergmeiſter der fränkiſchen Fürſtenthümer nach Baireuth verſetzt. Hier traf er viele gute Einrichtungen, unter andern ſtiftete er die Bergſchule zu Steben; auch machte er mit dem Galvanismus lehrreiche Verſuche (Berl. 1796, 2 Thle.). Allein ſchon 1795 gab er jene Stelle, in welcher er ſich die unbegrenzte Ehrfurcht und Liebe ſeiner Untergebenen erworben hatte, aus Liebe für ſeine Reiſepläne freiwillig auf, und reiſte mit dem Hrn. v. Hafter nach Italien; dann im

Herbſte mit ſeinem Freunde, dem ſächſ. Bergrath Freiesleben, durch einen Theil der Schweiz. Seit Oſtern 1797 ging er in Geſellſchaft ſeines Bruders und des jetzigen ruſſiſchen Hofraths Fiſcher über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zöglinge der Arzneiſchule und des botaniſchen Gartens zu Paris, bekannt wurde. Hier beſchloß Humboldt, der ſeit 1792 den Vorſatz gefaßt hatte, auf eigene Koſten eine Reiſe nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Aegypten beſtimmten Gelehrten ſich anzuſchließen, und ſich von Aegypten über den perſiſchen Meerbuſen nach Hindoſtan zu begeben. Aber dieſem Plane legte die Schlacht bei Abukir, ſo wie der bald darauf zwiſchen Frankreich und den Barbaresken ausgebrochene Krieg, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Er begab ſich hierauf mit einer beträchtlichen Inſtrumentenſammlung nach Madrid, wo ihm der Hof im März 1799 die Erlaubniß ertheilte, die ſpanichen Colonien in Amerika zu bereiſen. Sogleich berief er ſeinen Freund Bonpland zu ſich, und ſchiffte ſich mit ihm zu Corunna ein. Ihr Plan war, in Zeit von 5 Jahren eine Reiſe von 9000 Meilen zu machen, die umfaſſendſte, welche je ein Privatmann unternahm. Sie landeten auf Teneriffa, wo ſie den Krater des Pico erſtiegen, um die Analyſe der atmoſphäriſchen Luft zu machen, und geologiſche Beobachtungen über die Baſalte und Porphyrſchiefer Afrikas anzuſtellen. Im Juli erreichten ſie den Hafen von Cumana in Südamerika. Sie beſuchten im Laufe der J. 1799 u. 1800 die Küſte von Paria, die Miſſionen der Indier und die Provinz Neu-Andaluſien; ſie durchſtreiften Neu-Barcellona, Venezuela und das ſpaniſche Guyana. Nachdem ſie die Länge von Cumana, Caraccas u. a. O. durch die Beobachtung der Jupiterstrabanten beſtimmt und auf den Gipfeln des Ceripa und der mit dem Bejarion gekrönten Silla von Avila botaniſirt hatten, reiſten ſie im Febr. 1800 aus Caraccas nach den reizenden Thälern von Aragua ab, wo der große See von Valencia durch die Pracht der tropiſchen Pflanzenwelt entzückt. Von Portocabello drangen ſie von den Küſten des antilliſchen Meeres bis gegen den Aequator vor, durchwanderten dann die weiten Ebenen von Calabozo Apura und die Llanos, wo das Reaumurſche Thermometer ſelbſt im Schatten auf 33 — 37° ſtieg, und der glühende Erdboden auf mehr als 2000 QM. eine Abweichung der Bleiwage von nur 5 Zoll zeigte. Auch am Meeresſande bemerkten ſie hier überall die Erſcheinungen der Strahlenbrechung und des ſonderbarſten Aufſchwellens. Zu S. Fernando von Apura begannen ſie eine mühſelige Schifffahrt von mehr als 500 Seemeilen in Canots, und nahmen das Land mit Hülfe der Längenuhren, der Jupiterstrabanten und Mondsweiten auf. Sie fuhren den Rio Apura hinab, der ſich unter dem 70. Breitengrade in Oronoco ergießt, fuhren dieſen Fluß wieder bis an die Mündung des Rio Guaviare hinauf, kamen an den berühmten Waſſerfällen von Atures und Maipure vorbei, wo die Höhle von Atarnipo die Mumien einer durch den Krieg der Caraiben und Maraviten aufgetriebenen Nation in ſich verſchließt. Von der Mündung des Rio Guaviare fuhren ſie die kleinen Flüſſe Atahapo, Tuamini und Temi wieder hinauf. Von der Miſſion von Javita aus drangen ſie zu Lande bis an die Quellen des Guginia (Rio Negro). Ein Dutzend Indianer trugen die Canots durch dichte Gehölze von Hevea, Lecythis und Laurus Cinnamomoides nach dem Cano Pimichin, durch welchen ſie nach dem Rio Negro kamen, den ſie bis an die Feſtung St. Carlos und die Grenzen von Grand Para, der Hauptcapitanerie von Braſilien, hin=

abfuhren. Das damalige Mißverſtändniß zwiſchen Spanien und Portugal verhinderte die Reiſenden, über St. Gabriel de las Cochuellas hinauszugehen. Allein da Condamine und Maldonado die Mündung des Rio Negro bereits aſtronomiſch beſtimmt hatten, war dieſes Hinderniß weniger fühlbar. Dagegen war der Arm des Oronoco, welcher Caſſiquiare heißt, und zwiſchen jenem und dem Amazonenfluſſe die Verbindung macht, zu beſtimmen. Zu dem Ende gingen Humboldt und Bonpland von der ſpaniſchen Feſtung St. Carlos durch den ſchwarzen Fluß und dem Caſſiquiare wieder nach dem Oronoco, und auf dieſem bis an die Miſſion von Esmeraldo bei dem Vulkan Duida oder bis an den Urſprung des Fluſſes. Allein die Guaicas-Indianer, eine weiße, faſt zwerghafte, aber kriegeriſche Menſchenrace, und die kupferfarbnen Guajariben, wilde Menſchenfreſſer, welche das Land nach Weſten hin bewohnen, machten es unmöglich, bis an die Quellen des Oronoco vorzudringen. Von Esmeralda aus ging die Reiſe 345 franz. Meilen den ganzen Oronoco hinab, bis an ſeine Mündung nach St. Thomas in Neu-Guayana oder Angoſtura. Die Reiſenden paſſirten zum zweitenmale die Waſſerfälle, auf deren ſüdlicher Seite weder Peter Gumilla noch Caulin vorgedrungen waren. Nach großen Beſchwerden kehrten ſie auf dem Oronoco nach Barcellona und Cumana durch die Miſſionen der caraibiſchen Indianer, einer rieſenhaften Menſchenrace, zurück. Einige Monate verweilten ſie auf der Küſte, und begaben ſich dann durch den ſüdlichen Theil von St. Domingo und Jamaika nach Cuba. Hier beſchäftigten ſie ſich drei Monate theils mit der Längenbeſtimmung der Havannah, theils mit der Erbauung eines neuen Ofens für die Zuckerſiedereien. Sie wollten eben nach Vera Cruz abreiſen, um über Mexico und Acapulco nach den philippiniſchen Inſeln, und von da, wo möglich, durch Bombai, Baſſora und Aleppo nach Conſtantinopel zu gehen, als falſche Nachrichten über Baudins Reiſe ſie bewogen, ihren Plan zu verändern. Amerikaniſche Zeitungen meldeten, daß dieſer Seemann von Frankreich nach Buenos Ayres reiſen, und nachdem er das Cap Horn umſchifft, an den Küſten von Chili und Peru hinſegeln würde. Humboldt hatte ſeit ſeiner Abreiſe von Paris im Jahre 1798 dem Muſeum und dem Kapitän Baudin verſprochen, wenn im Laufe ſeiner Reiſe die franz. Unternehmung zur Ausführung käme, ſich derſelben anzuſchließen. Dem gemäß ſandte er ſeine Handſchriften und Sammlungen von 1799 und 1800 geradewegs nach Europa, wohin ſie auch, mit Ausnahme eines Drittels der Sammlungen, das in einem Schiffbruche verloren ging, glücklich gelangten; und miethete ein Fahrzeug im Hafen von Betabam, um nach Carthagena in Indien, und von da durch Erdenge von Panama nach dem Südmeere zu gehen. Er hoffte Baudin entweder zu Guayaquil oder zu Lima zu treffen, und mit ihm Neuholland und die Inſeln des ſtillen Meers zu beſuchen. Im März 1801 verließ er Betabano, ſegelte den ſüdlichen Theil der Inſel Cuba entlang, und beſtimmte aſtronomiſch verſchiedene Puncte in der Inſelgruppe, die Königsgärten genannt, nebſt den Anfuhrten des Hafens von Trinidad. Man verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter geſammelt. Die Heftigkeit der Brandungen bei St, Martha machte das Anlanden zu Carthagena ſehr ſchwierig; man mußte ſich, um vor Anker zu kommen, an die Küſte retten und dieſer Aufenthalt verſchaffte Humboldt den Vortheil, die Mondfinſterniß am 25. März 1801 zu beobachten. Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, von Panama aus nach Guayaquil zu ſegeln, ward der Plan, die

Landenge zu durchſchneiden, aufgegeben. Der Wunſch, den berühmten Mutis zu beſuchen, bewog die Reiſenden, einige Wochen in den Wäldern von Turbaco zuzubringen, die mit ſo vielen herrlichen Blumen prangen, und dann den Magdalenenfluß hinabzufahren, von dem Humboldt eine Karte entwarf, während Bonpland die an Heliconia, Pſychotria, Melaſtoma, Myrodia und Dychotria emetica reiche Vegetation ſtudirte. Von Honda, wo ſie landeten, reiſten ſie auf fürchterlichen Wegen durch Eichenwälder und Gehölze von Melaſtoma und Cinchona nach St. Fe von Bogota, der Hauptſtadt von Neugranada. Mutis prächtige Sammlungen, der Waſſerfall von Taquendama, die Bergwerke von Mariquita St. Anna und von Zipagnira, die natürliche Brücke von Iconónzo, zwei durch ein Erdbeben aus einander geriſſene Felſen, die einen dritten ſchwebend in der Luft tragen, alle dieſe Merkwürdigkeiten beſchäftigten die Reiſenden bis in den Sept. 1801. Trotz der ungünſtigen Regenzeit reiſten ſie nach Quito; ſie ſtiegen wieder ins Thal des Magdalenenfluſſes hinab, kamen bei den Anden von Quindiu vorbei, wo ſich der beſchneite Gipfel des Tolina mitten aus Wäldern von Storax, baumartigen Paſſionsblumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Als ſie barfuß und durchweicht im Thale des Fluſſes Cauca angekommen waren, verweilten ſie zu Carthago und Buga, und durchwanderten die Provinz Choco, das Vaterland der Platina. Sie ſtiegen nun durch Caleto und die Goldwäſchen von Quilichao nach Popayan am Fuße der beſchneiten Vulkane von Purace und Sotara. Der Thermometer ſtand in dieſem herrlichen Clima immer auf 17 bis 19° Reaumur. Mühſam ſtiegen ſie zum Crater des Vulkans Purace empor, deſſen Mündung voll kochenden Waſſers iſt, und der mitten im Schnee Dünſte von geſchwefeltem Waſſerſtoff auswirft. Dann gingen ſie, das giftſchwangere Thal von Patia vermeidend, durch die ſteilen Cordilleren von Almaguer nach Paſto, und durchſchnitten von da aus durch Guachucal die hohe Gebirgsebene der Provinz de los Paſtos. Nach einer viermonatlichen höchſt mühſeligen Reiſe kamen ſie endlich in die ſüdliche Hemiſphäre, nach den Städten Ibarra und Quito. Die letztere durch Liebenswürdigkeit und Bildung ihrer Einwohner ansgezeichnete Stadt erreichten ſie den 6. Jan. 1802. Acht bis neun Monate lang ſetzten ſie ihre geologiſchen und botaniſchen Nachforſchungen in dem durch ſeine coloſſalen Gebirge, ſeine Vulkane, ſeine Vegetation, ſeine alten Denkmäler, beſonders aber durch die Sitten ſeiner ehemaligen Bewohner merkwürdigen Reiche von Quito fort. Sie ſtiegen zweimal in den Crater des Vulkans von Pichincha, wo ſie Verſuche über die Analyſe der Luft, ihre electriſche, magnetiſche und hygroſcopiſche Ladung, ihre Elaſticität und den Grad der Temperatur des kochenden Waſſers anſtellten. Inzwiſchen machten ſie einzelne Ausflüge nach den Schneegebirgen von Antiſana, Cotopaxi, Tumguragua und dem Chimboraſſo. Sie ſtudirten beſonders die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Anden. Die trigonometriſchen und barometriſchen Meſſungen Humboldts haben bewieſen, daß einige dieſer Vulkane ſich ſeit 1753 beträchtlich geſenkt haben; womit auch die Beobachtungen der Einwohner übereinſtimmen. Zugleich überzeugte ſich Humboldt, daß alle dieſe großen Maſſen durch Cryſtalliſation entſtanden ſind. Ein für die Wiſſenſchaften leidenſchaftlich eingenommener Mann, Carl Montufar, Sohn des Marquis von Selvalegre von Quito, hatte ſich ſeit dem Januar 1802 zu ihnen geſellt, und begleitete ſie fortan auf ihrer ganzen übrigen Unternehmung nach Peru und Mexico. Von

den Umſtänden begünſtigt, beſtiegen ſie die vornehmſten Berggipfel bis zu einer früher nie erreichten Höhe. Auf dem Chimboraſſo gelangten ſie, am 23. Juni 1802, 3096 Toiſen od. 19,500 Fuß (3485 Fuß höher, als Condamine im J. 1745 gekommen war) über die Fläche des ſtillen Meeres. Sie ſahen das Blut aus Augen, Lippen, Zahnfleiſch treten, und erſtarrten vor Kälte. Eine Schlucht verhinderte ſie, bis zu dem noch etwa 224 Toiſen (oder 2140 Fuß) von ihnen entfernten Gipfel des Chimboraſſo zu gelangen. Da Briefe aus Europa jetzt ihre Hoffnung vernichteten, ſich mit Capitän Baudin zu vereinigen, ſo begaben ſie ſich von Quito aus nach dem Amazonenfluſſe und Trina, in der Erwartung, dort die wichtige Beobachtung des Durchgangs des Merkur durch die Sonnenſcheibe zu machen. Sie beſuchten die Ruinen von Lactacunga, Hambato und Riobamba, ein Land, das in dem ſchrecklichen Erdbeben vom 7. Febr. 1797 umgewühlt wurde, gingen durch die Schneefelder von Aſſonay nach Cuenca, und von da durch den Paramo von Saraguro nach Loxa, wo ſie in den Wäldern von Gonzanama und Malacatos wichtige Unterſuchungen über die Chinarinde anſtellten. Von Loxa traten ſie durch Ayavaca und Gouncabamba in Peru ein, indem ſie die hohen Anden überſtiegen, um nach dem Amazonenfluſſe zu kommen. Sie ſahen die prächtigen Trümmer der Kunſtſtraße von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Anden weg zwiſchen 12= und 1800 Toiſen Höhe von Cusco an bis Aſſonay geht, und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen verſehen iſt. In dem Dorfe Chamaya beſtiegen ſie eine Flöße und fuhren auf dem Fluſſe dieſes Namens in den Amazonenfluß. Sie beſtimmten die aſtronomiſche Lage dieſes Zuſammenfluſſes. Da Condamine ſich erſt unterhalb Quebrada de Chuchunga auf dem Amazonenfluſſe eingeſchifft, auch keine Längenbeſtimmung, als an der Mündung des Rio Napo angeſtellt hatte, ſo ſuchte Humboldt dieſe Lücke auszufüllen, indem er auf dem Amazonenfluſſe bis an die Waſſerfälle von Rentewa fuhr, und zu Tomependa einen genauen Plan von dieſem unbekannten Theile des Maranon entwarf. Bonpland hatte ſich unterdeß mit botaniſchen Unterſuchungen beſchäftigt. Zum fünftenmale paſſirten unſere Reiſenden jetzt die Anden, um durch Montan und Peru zurückzukehren. Sie beſtimmten den Punct, wo die Magnetnadel von Borda den Mittelpunct der Abweichung zeigte, obgleich unter dem 7.° ſüdl. Breite, und ſtudirten die reichen Minen von Hualguayok, wo das Silber ſich 2000 Toiſen über der Meeresfläche findet. Von Caxamarco aus, das durch ſeine Bäder und Ruinen berühmt iſt, ſtiegen ſie nach Truxillo hinab, deſſen Nachbarſchaft die Reſte der ungeheuern peruaniſchen Stadt Manſiche enthält, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im 18. Jahrh. für mehr als 4 Mill. Livres geſchlagenes Gold entdeckte. Bei dieſem weſtlichen Hinabſteigen der Anden hatten ſie zum erſtenmale den überraſchenden Anblick des ſtillen Meeres und jenes langen und engen Thales, wo Regen und Donner unbekannt ſind. Längs den unfruchtbaren Küſten des Südmeers begaben ſie ſich über Santa und Guarmey nach Lima, wo Humboldt ſo glücklich war, im Hafen von Callao de Lima das Ende des Merkurdurchgangs ziemlich genau beobachten zu können. Im Jan. 1803 ſchifften ſich unſere Reiſenden nach Guayaquil ein, einem Hafen am Ufer eines ungeheuren Fluſſes, wo die Vegetation an Palmen, Plumaria, Tabernämontana und an Bananengewächſen in einer unbeſchreiblichen Pracht erſcheint. Nach 30 Tagen erreichten ſie Acapulco. So ſehr auch Humboldt ſeine Rückreiſe nach Europa jetzt zu

beſchleunigen wünſchte, ſo bewog ihn doch die Schönheit Neuſpaniens, die Gaſtfreiheit ſeiner Bewohner und die Furcht vor dem zu Vera Cruz herrſchenden ſchwarzen Erbrechen, ſeine Abreiſe bis tief in den Winter zu verſchieben. Nachdem ſie ſich mit den Pflanzen, der Luft, den ſtündlichen Veränderungen des Barometers, magnetiſchen Erſcheinungen und beſonders mit der Länge von Acapulco beſchäftigt hatten, reiſten ſie nach Mexiko ab. Sie erhoben ſich nach und nach durch die ſchwülen Thäler von Meſcala und Papagayo, wo der Thermometer ſich im Schatten auf 32° Reaumur erhält. Sie ſetzten zu den hohen Ebnen von Chilpanzlugo, Theuilotepec und Taſco über, wo unter einem milden Clima Eichen, Cypreſſen, Tannen und europäiſches Getreide gedeihen. Hier beſuchten ſie die Bergwerke von Taſco, deren Silbergänge von dem harten Kalkfelſen zu dem Glimmerſchiefer übergehen und blättrigen Gyps in ſich enthalten, und ſtiegen dann im April 1803 durch Cuernaraca und die Nebel von Cuchilagua nach der Hauptſtadt Mexiko, welche höchſt anmuthig liegt, und ſich durch ihre wiſſenſchaftlichen Anſtalten vor allen Städten der neuen Welt auszeichnet. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, während deſſen Humboldt die Länge von Mexiko berichtigte, beſuchten unſere Reiſenden die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo der Minengang von Biscaya dem Grafen von Regla ſchon mehrere Millionen Piaſter lieferte; ſie unterſuchten die Obſidiane von Oyamel, welche in dem Perlſtein und Porphyr Lager bilden, und den ehemaligen Einwohnern zu Meſſern dienten. Dies ganze Land, voll Baſaltblöcke, Mandelſteine und kalkartiger, ſecundärer Bildungen bietet für die Geologie die anziehendſten Erſcheinungen dar, welche bereits del Rio, ein Schüler Werners, analyſirt hatte. Im J. 1803 beſuchten ſie den mittäglichen Theil des Königreichs. Sie richteten ihre Nachforſchungen zuerſt auf Hunhuetoca, und gingen dann durch Queretano, Salamanca und die fruchtbaren Ebenen von Yrapuato nach Guanaruato, deſſen Bergwerke unendlich beträchtlicher ſind, als die von Potoſi je waren. Zwei Monate beſchäftigten ſie ſich hier mit Meſſungen und geologiſchen Unterſuchungen, prüften die Bäder von Comagillos, deren Temperatur 11° Reaumur höher iſt, als die philippiniſchen Inſeln, und reiſten dann durch das Thal von St. Yago nach Valadolid, der Hauptſtadt des ehemaligen Reiches Michoacan. Von da ſtiegen ſie, trotz der ſteten Herbſtregen, nach den Küſten des ſtillen Meeres in die Ebenen von Jorullo hinab, wo 1759 in einer einzigen Nacht bei einer der größten Ereigniſſe, die je der Erdball erlitten, ſich aus der Erde ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der mit mehr als 2000 noch jetzt rauchenden kleinen Oeffnungen umgeben war. Sie ſtiegen bis auf den Grund des Craters hinab, deſſen mit Kohlenſäure außerordentlich überladene Luft ſie analyſirten. Aus dem anmuthigen und fruchtbaren Reiche Mechoacan kehrten ſie durch die hohe Ebene von Tolucca nach Mexico zurück. Zu Tolucca beſuchten ſie den merkwürdigen Händebaum, den Cheiranthoſtämon des H. Cervantes, von dem ſeit den älteſten Zeiten nur ein einziges Exemplar vorhanden iſt. Zu Mexiko beſchäftigten ſie ſich mit dem Ordnen ihrer Herbarien und geologiſchen Sammlungen, der Berechnung der gemachten Meſſungen, und dem geologiſchen Atlas, für den Humboldt Zeichnungen entworfen hatte. Sie verließen dieſe Stadt im Jan. 1804, um den öſtlichen Abhang der Cordilleren zu unterſuchen; ſie maßen die beiden Vulkane von Puebla, den Popocatepec und Iztaccihuatl geometriſch. Darauf ſtiegen ſie durch Perote nach Xalapa. Trotz des gefallenen hohen Schnees erreichte Humboldt den Gipfel des um

162 Toiſen den Pic von Teneriffa übertreffenden Cofre, und beſtimmte die Lage deſſelben durch Beobachtungen an Ort und Stelle. Er maß gleichfalls den Pic von Orizana trigonometriſch. Nach einem angenehmen Aufenthalte in dieſen Gegenden ſtiegen unſere Reiſenden nach dem Hafen von Vera Cruz hinab, entgingen glücklich dem bereits ſtark herrſchenden ſchwarzen Erbrechen, und reiſten auf einer ſpaniſchen Fregatte nach der Havannah ab, wo ſie ihre im J. 1800 dort niedergelegten Sammlungen zurücknahmen. Sie blieben zwei Monate daſelbſt, worauf ſie nach Philadelphia ſich einſchifften, das ſie nach 32 Tagen erreichten. Hier und zu Waſhington brachten ſie abermals zwei Monate zu, und kamen im Aug. 1804 nach Europa zurück. Die reichen Sammlungen, welche ſie mitgebracht haben, ſind einzig in ihrer Art und von unſchätzbarem Werthe; ſie enthalten allein 6300 Arten Pflanzen. Die Beſchreibung dieſer Reiſe und ihrer wichtigen Ergebniſſe lieferte Humboldt in dem zu Paris, Hamburg und London ſeit 1810 erſcheinenden Prachtwerke: Voyage de Humboldt et Bonpland (gr. Fol.), deſſen erſte Abtheilung der allgemeinen Phyſik gewidmet iſt, und den eigentlichen Reiſebericht enthält. Der erſte Theil dieſes Reiſeberichts iſt in den bis jetzt erſchienenen Lieferungen, welche auch den beſondern Titel führen: Vues des Cordillères et monuments des peuples de l'Amérique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet ſind, enthalten. Die zweite Abtheilung betrifft die Zoologie und vergleichende Anatomie; die dritte enthält einen politiſchen Verſuch über Neuſpanien; die vierte iſt der Aſtronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die ſechste endlich der Botanik gewidmet. Die ganze Reihe, welche aus 12 Bänden in Quart, 3 Bänden in Folio, 2 Sammlungen geographiſcher und 1 Sammlung pitoresker Zeichnungen beſtehen wird, nennt ein Kenner mit Recht: „ein Rieſenwerk an innerem und äußerem Umfange und Gehalte, dem die neueſte Literatur Europas nur wenig ähnliche an die Seite ſtellen kann." Humboldt hat ſeitdem in Paris mit H. Gay-Luſſac die Theorie von der Lage des magnetiſchen Aequators berichtigt, und der Akademie der Wiſſenſchaften im J. 1817 ſeine Karte von dem merkwürdigen Laufe des Oronoco vorgelegt. Im Oct. 1818 befand er ſich in London, wo es hieß, daß die verbündeten Mächte ihn erſucht hätten, ein Gutachten über die politiſchen Verhältniſſe der ſüdamerikaniſchen Völkerſchaften zu entwerfen. Zur Ausführung ſeines Planes einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Oſtindien und Tibet hat ihm der König von Preußen zu Aachen im November 1818 eine jährliche Unterſtützung von 12,000 Thalern und den Gebrauch der nöthigſten phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente bewilligt. Dieſe Reiſe nach Tibet ſcheint jetzt (1823) aufgegeben zu ſein. Humboldt lebt ſeit mehreren Jahren in Paris den Wiſſenſchaften, und im Winter 1822 ward er nach Verona berufen, um den König von Preußen auf ſeiner Reiſe durch Italien zu begleiten. Sein Aufenthalt in Neapel ward die Veranlaſſung zu Unterſuchungen über die Bildung der Vulkane, und die Reſultate ſeiner Forſchungen legte er dem Publikum in einer kleinen Schrift vor.

Hume (David), als ſcharfſinniger Skeptiker und erſter claſſiſcher Geſchichtſchreiber der Engländer berühmt. Er ſtammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711, und verlor ſeinen Vater ſchon als Kind. Seine Mutter, eine ſehr gebildete und zärtliche Frau, widmete ſich ſeiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er ſollte ſich nach dem Rathe ſeiner Verwandten den Rechten widmen; allein

ein ſtärkerer Trieb zog ihn zur Philoſophie hin. Seine Vermögensumſtände und ſeine durch anhaltenden Fleiß geſchwächte Geſundheit nöthigten ihn jedoch, 1734 nach Briſtol zu gehen, und die Handlung zu ergreifen. Als er ſich aber zu derſelben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daſelbſt in ländlicher Einſamkeit unabhängig und mit der möglichſten Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe der wiſſenſchaftlichen Ausbildung ſeines Geiſtes leben zu können. Dort ſchrieb er ſeine treffliche pſychologiſch-kritiſche Abhandlung über die menſchliche Natur, welche er nach ſeiner Rückkehr (1737) in London (1738 — 1740, 3 Bde.) herausgab (deutſch von L. H. Jacob, mit kritiſchen Verſuchen, 1790). Wider ſein Erwarten erregte dieſelbe damals auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit, und ſein dadurch gekränkter Ehrgeiz bewog ihn, in die Einſamkeit zu ſeinen Studien zurückzukehren. Er ſtudirte nun deſto eifriger die griechiſche Sprache, und ſchrieb ſeine Verſuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den erſten Theil herausgab. In dieſen führte er mehrere politiſche und moraliſche Gegenſtände ſehr geiſtreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geſchmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poeſie und Kunſt fehlte. Dieſes Buch wurde beſſer aufgenommen. Von 1745 — 1747 wurden ſeine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerſt Aufſeher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann dem General Saint Clair auf ſeinem Zuge an die franzöſiſche Küſte, und endlich auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den erſten Theil der oben genannten Abhandlung um, um beſonders durch einen vollendeteren Styl die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſie zu ziehen. Dieſe Umarbeitung (1748, Lond., 8.; deutſch überſetzt von Tennemann, nebſt einer Abhandlung über den philoſophiſchen Skepticismus von Reinhold; Jena 1793, 8., und in mehreren Sprachen erſchienen) unter dem Titel: Unterſuchung über den menſchlichen Verſtand, erreichte aber jenen Zweck eben ſo wenig, als eine zweite Ausgabe der Verſuche. Nach dem Tode ſeiner Mutter (1759) ging er nach Schottland, und arbeitete dort auf dem Landhauſe ſeines Bruders unverdroſſen fort; ſchrieb auch daſelbſt den zweiten Theil der Verſuche unter dem Titel: politiſche Reden, worin er vorzüglich über Handel und Geld tiefere Unterſuchungen anſtellte. Jetzt fingen erſt ſeine Schriften an, Aufmerkſamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, denen er aber nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh jene Reden und eine Unterſuchung über die Grundſätze der Moral heraus, welche er ſelbſt für die beſte unter allen ſeinen Schriften hielt. Er entwickelte darin den Grundſatz des moraliſchen Sinnes genauer als ſeine Vorgänger. Die Stelle eines Aufſehers der Bibliothek der Advokaten in Edinburgh, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm Gelegenheit gab, die hiſtoriſche Literatur ſeiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlaſſung, daß Hume Geſchichtſchreiber wurde. Er faßte den Plan, die engliſche Geſchichte ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Stuart zu ſchreiben, und dadurch zugleich dieſen nach ſeiner Anſicht ſehr entſtellten Theil der Geſchichte aufzuklären. 1754 gab er den erſten, 1756 den zweiten Theil dieſes Werks heraus, welches ihn als philoſophiſchen Geſchichtſchreiber der neuern Zeit ſo berühmt gemacht hat. Es machte großes Aufſehen, aber die Unparteilichkeit, wonach er ſtrebte, brachte alle politiſche Parteien in England gegen ihn auf. Ueberall hörte er Tadel. Mißmüthig, doch raſtlos arbeitete er fort, gab zu London 1757 ſeine natürliche Geſchichte der Religion heraus (von Reſewitz überſ., Quedlinb. 1789), eine Schrift, in welcher ſein religiöſer

Skepticismus durch die Geſchichte ſehr fein entwickelt iſt, und durch Hurts Gegenſchrift noch bekannter wurde; 1759 die Geſchichte des Hauſes Tudor, und 1761 ſein Werk über die frühern Perioden der engliſchen Geſchichte, welches er, ſchon kälter gegen das öffentliche Urtheil in ſeiner literariſchen Muße zu Edinburgh in ſorgenfreieren Umſtänden ausarbeitete. (Seine hiſtoriſchen Werke ſind mehrmals, z. B. von Duſch, zuletzt von Timäus, ins Deutſche überſetzt worden.) Unerwartet bekam er noch in ſeinem funfzigſten Jahre vom Grafen von Hertfort den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn als Geſandtſchaftsſekretär nach Paris zu begleiten, nahm ihn endlich an, und wurde in Paris mit ſo ausgezeichneten Höflichkeitsbeweiſen und Ehrenbezeugungen überhäuft, daß er ſich denſelben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort ſehr wohl. 1763 kehrte er nach England zurück, nachdem er ſeit dem Abgange des Grafen die Geſchäfte der Geſandtſchaft als Chargé d'affaires beſorgt hatte. Es iſt bekannt, daß er in Frankreich mit Rouſſeau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Penſion für ihn auswirkte; aber es war vorauszuſehen, daß eine Verbindung zwiſchen dem Charakter des reizbaren und ſchwärmeriſchen Rouſſeau und dem ruhigen Skeptiker Hume, deſſen Zweifel wol oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch ſeinen gründlichen Scharfſinn überhaupt mehr abſtieß, als an ſich zog, nicht lange dauern konnte, und ſich auf unangenehme Weiſe endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines *Unterſekretärs*, 1769 verließ er die politiſchen Beſchäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genuſſe des Erworbenen und ſeines wachſenden Ruhmes noch im ſpäten Alter ganz den Wiſſenſchaften. Von 1775 an ſah er ſeinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbeſſerte noch Mehreres an ſeinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben, und ſtarb mit der größten Heiterkeit 1776 unverheirathet, und mit Hinterlaſſung eines anſehnlichen ſelbſterworbenen Vermögens. Er hat ſeine eigene Biographie kurz aufgeſetzt, welche 1777 zu London erſchien. Er ſelbſt ſchilderte ſich darin als einen Mann von ſanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbſtbeherrſchung und Mäßigung, Offenheit und Geſelligkeit, mit herrſchender Begierde nach literariſchem Ruhm. Dieſer Charakter hatte eben ſowol auf ſeine Philoſophie, als auf ſeine Art, die Geſchichte zu behandeln, großen Einfluß. In ſeinen ſcharfſinnigen und gründlichen philoſophiſchen Werken, namentlich in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand, welche ſeinen Skepticismus am vollkommenſten entwickeln, der auf die Lockiſche Erfahrungsanſicht gegründet war, machte er den erſten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatiſche Metaphyſik; ſie waren es daher, welche Kants Geiſt zu ſeiner Kritik aufregten, und ſo einen neuen Charakter der Philoſophie verbreitete. Sie ſind auch, mit Ausnahme der erſt nach ſeinem Tode (1777) erſchienenen Geſpräche über die natürliche Religion (deutſch von Schreiter, nebſt einem Geſpräche über den Atheismus von Platner; 1781, Lpz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects (London 1753, 4 Bde., 8. und mehrmals; deutſch von Piſtorius, Hamb. 1755 — 1756) erſchienen. Sein philoſophiſcher Skepticismus hatte aber wieder den größten Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, feſter Zuſammenhang der Thatſachen und politiſcher Scharfſinn ſind ihre Hauptvorzüge; dagegen Mangel an Phantaſie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung ſeines Stoffes, Anhäufung von Betrachtungen und

einſeitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichſten Mängel derſelben. Seine Geſchichte der Regenten des Hauſes Stuart wird für den ausgezeichnetſten Theil derſelben gehalten, denn an dieſem Hauſe nimmt er den innigſten Antheil, und die Kritik dieſer Geſchichte hat ihm ſehr vieles zu verdanken. Weniger einheimiſch war er in der frühern Geſchichte. Doch hat gegen ſeine Unparteilichkeit der berühmte Fox in ſeiner 1808 erſchienenen (deutſch von Soltau, 1810) überſetzten Geſchichte der früheren Regierungszeit Jacobs II. große Zweifel erhoben. Uebrigens iſt Humes Styl in beiden Gattungen gleich ernſt, beſtimmt, deutlich und von geſchmackvoller Correctheit. T.

Hummel (Joh. Nepomuk), einer der größten jetzt lebenden Clavierſpieler und berühmter Componiſt, wurde 1778 zu Preßburg geboren. Schon im vierten Jahre erhielt er von ſeinem Vater, Joh. Hummel, der damals auf der Militärſtiftung zu Wartberg als Muſikmeiſter angeſtellt war, Unterricht auf der Violine, ohne beſondere Fortſchritte zu machen. Unverkennbar ſprach ſich aber ſein Talent aus, als er im folgenden Jahre im Singen und Clavierſpielen unterrichtet wurde. Neigung und Fleiß hatten ihn bald ſo weit gebracht, daß er bei Kirchenmuſiken auf dem Chore mitſingen konnte, und auf dem Claviere hatte er nach Verlauf eines Jahres ſolche Fortſchritte gemacht, daß er unter den übrigen Zöglingen Vorſpieler ward. Als Kaiſer Joſeph zwei Jahre ſpäter die Wartberger Stiftung aufhob, wählte Hummels Vater Wien zu ſeinem Aufenthaltsorte, wo er bei dem neu errichteten Schikaneder'ſchen Theater als Orcheſterdirector angeſtellt wurde. Der ſiebenjährige Hummel zog durch ſeine, für dieſes Alter außerordentliche, Kunſtfertigkeit die Aufmerkſamkeit der Muſikkenner auf ſich, und man kam dem Wunſche ſeines Vaters, den hoffnungsreichen Sohn dem großen Mozart vorzuſtellen, entgegen. Des unſterblichen Meiſters Abneigung vor dem Unterrichtgeben war bekannt; dennoch erbot er ſich, ſein Lehrer zu werden, unter der Bedingung, daß der Schüler ihm gänzlich übergeben werden und in ſeinem Hauſe wohnen müſſe. Zwei Jahre genoß er dieſen unſchätzbaren Unterricht: dann ging der jetzt neunjährige Hummel mit ſeinem Vater auf Reiſen; beſuchte ganz Deutſchland, Dänemark, Schottland (wo er ſeine erſten Compoſitionen, Variationen fürs Pianoforte, ohne die Setzkunſt ſtudirt zu haben, in Druck gab), England und Holland. Ueberall ward er mit dem ausgezeichnetſten Beifall gehört; denn außer Mozart ſelbſt hatte es noch Niemand in dieſem Alter zu ſolcher Meiſterſchaft gebracht. Nach ſechs Jahren kehrte er nach Wien zurück. Hier ſtudirte er erſt die Compoſitionen unter Albrechtsberger, dem Lehrer der meiſten neuern Wiener Componiſten. Hierauf genoß er einige Jahre hindurch den in äſthetiſcher und dramatiſcher Hinſicht äußerſt lehrreichen Umgang und Unterricht Salieris. Der Ordnung nach war damals Weigl der erſte, Süßmayr der zweite und Hummel der dritte Schüler Salieris. Als der Fürſt Nicolaus Eſterhazy von London und Paris zurückkam, boten dieſer Fürſt und der damalige Director der k. k. Hoftheater, Baron von Braun, Hummel zu gleicher Zeit Dienſte an. Hummel zog die fürſtlichen Dienſte vor. Da der kunſtſinnige Fürſt Kirchenmuſik beſonders liebte, ſo fand Hummel eine gute Gelegenheit, ſich auch in dieſem Fache mit vielem Glücke zu verſuchen. Gleich ſeine erſte Meſſe erhielt den ganzen Beifall Haydns. Als ſpäterhin eine Geſellſchaft Cavaliere das k. k. Hoftheater übernahm, und Fürſt Eſterhazy ſich an die Spitze derſelben ſtellte, fand Hummel Gelegenheit, Mehreres mit Glück fürs Theater zu ſchreiben. 1811 verließ er die fürſtlichen Dienſte, und pri-

vatiſirte in Wien, wo er ſich durch ſeinen Unterricht ein großes Verdienſt um die kunſtliebende Hauptſtadt erwarb, indem er eine bedeutende Anzahl der vorzüglichſten Clavierſpieler beiderlei Geſchlechts bildete. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reiſen; noch im J. 1816 beſuchte er Berlin, Leipzig u. ſ. w., und wurde allenthalben als einer der erſten Clavierſpieler, der mit einer außerordentlichen Fertigkeit einen ſeelenvollen Vortrag verbindet, anerkannt und bewundert. Seit dem Oct. 1816 ging er als Capellmeiſter in königl. würtembergiſche Dienſte, und 1820 in großherzoglich weimariſche. Im J. 1822 unternahm er eine Fußreiſe nach Rußland, auf der er einen ungemeinen Beifall einerntete. Jetzt (1823) iſt er auf einer Reiſe durch Holland und Belgien begriffen. Außer vielen Variationen, Sinfonien, Fugen, Sonaten, Trios, Rondos, Phantaſien, Romanzen, Liedern und Potpouris, einer großen Anzahl Kirchenmuſiken und allen Gattungen von Tanzmuſik, hat er folgende größere Werke componirt: Helene et Paris, Ballet; das belebte Gemälde, Ballet; Sappho von Mitylene, Ballet; Lob der Freundſchaft, Cantate mit Chören; Diana e Endimione, italieniſche Cantate; Le Vicende d'Amore, Opera buffa, in 2 Acten; Mathilde, Oper in 3 Acten; das Haus iſt zu verkaufen, Oper in einem Act; die Eſelshaut, Feenſpiel mit Geſang und Tänzen die Rückfahrt des Kaiſers, Oper in einem Act; der Zauberring und der Zauberkampf, beides Pantomimen.

Humor. Humoriſtiſch. Nicht leicht ſind über *einen Gegenſtand* Erklärungen und Urtheile verſchiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoriſtiſche. Der Grund davon dürfte weniger in der allzugroßen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung deſſen liegen, daß es hiebei eines dreimal veränderten Standpunctes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der phyſiologiſchen, pſychologiſchen und äſthetiſchen, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verſtändniß zu gelangen, wenn man dieſe Bedeutungen nicht gehörig unterſcheidet. Bekanntlich heißt das lateiniſche Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber iſt Laune, Aufgelegt-, Aufgeräumtſein u. ſ. w. Man ſieht leicht, daß die letztere Bedeutung die pſychologiſche, die erſtere die phyſiologiſche iſt, und daß beide auf irgend eine Weiſe zuſammenhängen müſſen. Um dieſen Zuſammenhang zu erklären, müſſen wir bis auf Hippocrates und Galen zurückgehen. Als dieſe berühmten Aerzte ihre Syſteme entwarfen, waren Phyſik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zuſammengeſetzten auf das Einfache, bis auf vier Elemente gekommen, Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Aus dieſen vier Elementen hatten ſchon ſehr alte Phyſiker eben ſo viele Ureigenſchaften der Dinge abgeleitet: aus dem Feuer die Wärme, aus dem Waſſer die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit; und aus dieſen vier Ureigenſchaften aller Dinge erklärte man alle phyſiſchen Verſchiedenheiten derſelben, wofern dieſe eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die vier Hauptwinde, die vier Stufen des menſchlichen Alters. In dem menſchlichen Körper nahm man aber vier Hauptſäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, Blut, Schleim, ſchwarze und gelbe Galle; und dieſe vier Hauptſäfte wurden auf die vier Ureigenſchaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geiſtigen Verſchiedenheiten der Menſchen erklärt. Uebergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von ſchwarzer Galle kalte Feuchtigkeit. Hieraus leitete man nun die vier

Temperamente ab, deren Theorie Galen vornämlich ausbildete. Da die Schule der arabiſchen Aerzte des Mittelalters ſich auf ihn gründete, ſo pflanzte ſich ſeine Lehre durch Avicenna, Averroes u. A. fort, und dauerte bis ins 17. Jahrh. Die Benennungen der Temperamente weiſen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene vier Humores wieder; im ſanguiniſchen das Blut, vom lateiniſchen Sanguis; im phlegmatiſchen den Schleim, vom griechiſchen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Choleriſch kommt her von dem griechiſchen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholiſch von den griechiſchen Wörtern Meläna Chole, d. i. ſchwarze Galle. Man ſieht, welche wichtige Rolle nach dieſer Theorie die Feuchtigkeiten in der menſchlichen Organiſation ſpielten. Indem Galen auch bei der Heilkunſt eine vorzügliche Rückſicht auf dieſe vier Humores nahm, ward er Vater der Humoralpathologie, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Geneſung zu bewirken, auf Verbeſſerung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam ſie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen, indem dieſe für jede Krankheit eine beſondere Schärfe annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der phyſiologiſche Humor ſich nach jener, Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art ſich ſo verhalte, wie dieſer Humor auch auf die Aeußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müſſe. Wenigſtens kann es jetzt nicht befremdend ſein, von einem pſychologiſchen Humor zu hören, und es bedarf wol keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphoriſch genommen ſei. Die Franzoſen haben in dieſem Sinne das Wort humeur; die Engländer humour. Den Engländern ſagt man nach, daß ſie beſonders im humour ſich auszeichnen, und wirklich iſt vornämlich durch Schriftſteller dieſer Nation der Ausdruck Humor und humoriſtiſch in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauſpieldichter, der ſelbſt in zwei Luſtſpielen den Humor zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung gewählt hat, Ben Johnſon, gibt uns in einem derſelben (Every Man out of his humour) die beſte Erklärung dieſes metaphoriſchen Ausdrucks. Er ſagt: „Humor, im phyſiſchen Verſtande genommen, beſteht aus Luft und Waſſer, und hat die Eigenſchaften der Näſſe und Flüſſigkeit. Gieße Waſſer auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben ſo fließt auch die Luft, wenn man ſie durch ein Horn oder eine Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüſſig iſt, und folglich keine Conſiſtenz hat, iſt Humor. Das Choleriſche, das Melancholiſche, das Phlegma im menſchlichen Körper werden alſo genannt, und ſo kann man durch eine Metapher auch der menſchlichen Seele Humor beilegen. Wenn z. B. eine beſondere Eigenſchaft einen Menſchen ſo beherrſcht, daß ſie alle ſeine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeiſter in ihrem Fluſſe einen und denſelben Weg zu nehmen zwingt.“ Leſſing war der erſte, der das Wort Humor in dieſem Sinne durch Laune überſetzte, erklärte aber nachher (Hamb. Dramaturgie, Nr. 2, 308, Anm.), ſehr Unrecht daran gethan zu haben; „denn“ ſagte er, „ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande ganz entgegengeſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune. Daß Leſſing hierin Recht gehabt, wird der Artikel Laune zeigen, aus welchem ſich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in pſychologiſcher, nicht aber in äſthetiſcher

Bedeutung ſich entſprechen. Dort werden wir ſinden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei dieſem ſinden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorſtechenderen, ſeltſameren originellen Charakter erſcheinen. Der Geiſt erhebt ſich über das Uebliche, ſetzt die eingeführten Regeln hintenan, treibt ſeinen Scherz mit ihnen, freut ſich einer Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwiſcht ihm der eben ſo aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuelleſten Tonart, womit ſie ihn ergriffen, und in der Ueberraſchung, welche dieſe Freimüthigkeit, dieſe Sorgloſigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird alſo die Laune zu Humor, und wir würden einen ſolchen Charakter, wo wir ihn dargeſtellt fänden, für einen humoriſtiſchen erklären müſſen. Wie aber, auch die Darſtellung? Hier liegt es! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man blos an humoriſtiſche Charaktere, nicht an humoriſtiſche Darſtellung und humoriſtiſche Dichter. Wie aber dieſe letztern vorzugsweiſe Humoriſten genannt werden, ſo ſollte, dies iſt Leſſings Meinung, der äſthetiſche Humor auch vorzugsweiſe den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Pſychologiſchen, mit der bloßen Laune verwechſelt werden. Daß dies keine willkürliche Forderung ſei, ſieht man ſchon daraus, weil der pſychologiſche Humor nur in Einem *Falle ſich* zugleich als äſthetiſchen zeigt; noch mehr aber daraus, *weil, wie aus* jenem folgt, der äſthetiſche ungleich mannichfaltiger iſt. Man nehme das erſte beſte wahrhaft humoriſtiſche Werk zur Hand, und man wird ſich leicht überzeugen, daß nicht blos das Beluſtigende, das Lächerliche, das Sonderbare, ſondern auch das Ernſte, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche ſelbſt in demſelben uns begegnen. Es muß alſo etwas anders ſein, als die bloße Ausführung der Laune, der durch ſie beſtimmten Charaktere, und ſelbſt launiger Einfälle und launiger Ausfälle, was ſolche Werke zu humoriſtiſchen macht. Daß es eine eigene Art der Darſtellung ſei, leuchtet Jedem eben ſo bald ein, als daß in dieſer Art der Darſtellung der Grund liege, warum man bei ihr ſo ſehr an die Urſachen und Erſcheinungen des pſychologiſchen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, ſie mit demſelben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, ſo muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnſten Imagination den lebhafteſten Witz, Tiefe des Geiſtes, Zartheit des Gefühls, ſo viel Vernunft und Wahrheitsſinn vereinigt, — denn dieſes alles, und mehr noch findet man in echten Humoriſten, — auf eine in Stoff und Ausdruck ſo ſonderbare und ungewöhnliche Weiſe darzuſtellen, daß ſeine Darſtellung und er ſelbſt faſt thöricht ſcheinen? Man hat oft genug geſagt, und Garve ſagt es auch, daß dies nichts als Folge des, ſolchen Dichtern inwohnenden, pſychologiſchen Humors ſei, daß ſie in dieſer Stimmung ſeltſame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf iſt, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menſchen in Verwunderung ſetzen, und daß dieſe Ideen und Bilder, wie ſie ſich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne ſein Zuthun von ſelbſt ihren Fortgang, auf eine nicht minder ſonderbare und ſeltſame Weiſe, nehmen. Der poetiſche Humor ſoll alſo eben ſo unbewußt und unwillkürlich ſein, als der pſychologiſche. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht,

wurde jener nicht aus freier Abſicht erzeugt, ſo konnte er nicht den Vater unter dem Schaffen ſo gut äſthetiſch erfreuen, als den Leſer; und eine ſolche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menſchen für Humoriſten nehmen, und wäre der wahnſinnigſte Schiffspatron des Narrenſchiffs ſelber, das er commandirte. Iſt nun aber die humoriſtiſche Darſtellung eine mit freier Abſicht erzeugte, ſo muß man um ſo mehr fragen, ob blos Grille, oder, wie bei den andern Arten äſthetiſcher Darſtellung, ein nothwendiger Grund den Dichter beſtimmte. Läßt man ſich nur von den vielen hier herrſchenden falſchen Anſichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Weſentliche, ſo wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, ſo wird auch hier die Darſtellung durch des Dichters Weltanſchauung bedingt; und wenn wir nun auf dieſe eine achtſame Rückſicht nehmen, ſo finden wir den Humoriſten in der Mitte zwiſchen dem Komiker und Satyriker. Beide ſtellen dar die (aus nicht befolgter objectiver Norm der Vernunft) verſcherzte Selbſteinigkeit des Menſchen. Zweierlei Gattungen von Menſchen verſcherzen ſie: die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß ſie bei dieſem abſichtlich bewußt iſt, während jene ſich feſt einbilden, durchaus nicht verkehrt zu ſein. Dort liegt der Fehler in der Geſinnung und dem Willen, hier in dem Verſtande; und das macht die Einen verabſcheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene ſind darum ein Gegenſtand für den Satyriker, dieſe für den Komiker, deren Darſtellung, wie an ſeinem Orte gezeigt werden ſoll, hierdurch beſtimmt wird. Der Humoriſt, wie geſagt, ſteht zwiſchen beiden, nähert ſich aber mehr dem reinen Komiker durch ſeine Dispoſition, auch da noch lächeln zu können, wo Andere das Geſicht in düſtere Falten ziehen. Der wahre Humoriſt, der nichts ohne Menſchenliebe iſt, ſieht die menſchliche Natur als eine eigene Miſchung guter und ſchlimmer Eigenſchaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laſter. Er führt jede, auch die moraliſche, Verkehrtheit auf ein falſches Urtheil zurück, mit dem Unterſchiede aber vom Komiker, daß er ſelbſt ſich mit allem anſcheinenden Ernſte unter die falſch Urtheilenden ſtellt, und zu der Claſſe zu gehröen ſcheint (daher die humoriſtiſche Subjectivität, die Rolle eines parodiſchen Ichs, wie Jean Paul ſagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didactiſche überzugehen, nur das Factum darlegt, doch leicht als außerhalb der Claſſe befindlich erkannt wird. Wie ſehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menſchliche Natur ſich ſteigern läßt, hat der Humoriſt doch das befangene Menſchengeſchlecht, wenigſtens ſeinem jetzigen Zuſtande nach, losgeſprochen von der alle Freuden des irdiſchen Daſeins raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wiſſen, weil Wiſſenſchaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältniſſe u. a. m. ſchon am Fuße des Berges einen ſo dichten Verbau gemacht haben, daß oft auch der muthigſte Wille und die kühnſte Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul ſagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, ſondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menſchen weder lächerlich noch abſcheulich, ſondern bedauernswerth, woraus ſich jene milde Empfindſamkeit erklärt, welche dem Humoriſten vor Andern eigen iſt, und durch welche ſeine Stimmung bald bis zum weichen Elegiſchen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufſteigt; jenes, wenn er die Lage des Menſchengeſchlechts, dieſes, wenn er die

Gegenſtände bedenkt, welche die Rolle des Schickſals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt ſich der Gedanke an beide zugleich ſeiner Seele, ſo entſteht jene Luſtigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme ſcherzt, und, gleichſam als wollte ſie den Schmerz betäuben, eine Ausgelaſſenheit affectirt, in welcher der lebhafteſte Witz ſarkaſtiſch lauter barocke Behauptungen ausſtrömt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große zur Seite zu ſetzen, und ſo beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich iſt und Nichts. Dieſe Stimmung, welche den Humoriſten von ſeiner ernſten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgeſicht, — darf aber nicht die vorherrſchende ſein, weil er ſonſt nur verwunden würde, da er doch, menſchenliebend, wie er iſt, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herſtellen will. Darum kehrt er weniger ſein Geſicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernſtes nach dem Menſchen hin, als das andere, voll milden Lächelns. Sein Streben iſt dahin gerichtet, die Menſchen in eine mildere Region zu führen, wo ſie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünſten, doch einen milden Himmel ſehen und des Sonnenſcheins ſich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote ſtehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il démèle les plus *délicats* mouvemens. Et puis il paroit si disposé au bonheur! *il le trouve* si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abondan de son ame,, dans cet innocent libertinage de son imagination, surtout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance universelle, qui l'attache à tous les hommes." Da ſind ſie beiſammen, dieſe Mittel, wie ſie Suard in einer ſeiner Charakteriſtiken Sternes verzeichnet hat. Wer ſagt ſich nun aber nicht ſelbſt, daß alles dies von weſentlichen Folgen für die Darſtellung ſein werde? Der Styl, das Colorit des Humoriſten können nicht weniger eigenthümlich ſein, als ſeine Weltanſchauung; dieſe wird ſich in jenen ſpiegeln. Die humoriſtiſche Schönheit wird daher kaum eine andere ſein können, als eine unregelmäßige, wobei der Willkür der Laune oder des kleinen eigenſinnigen Geiſtes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verſtattet ſein wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall ſein kann und darf. Gebräche es hier nicht an Raum, ſo ließe ſich an den Darſtellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. a. (wir nennen hier Viele nicht, weil ſie blos komiſche, ſatyriſche, witzige, launige Schriftſteller ſind, aber keine humoriſtiſchen) ausführlicher zeigen, worin dieſe Schönheit beſtehe, und wie ſie entſtehe, vielleicht auch, wie man ſie verfehle. Hieraus würde man ſehen, daß humoriſtiſche Werke etwas Lyriſches an ſich haben, und daß die durchſcheinende, mehr oder weniger liebenswürdige, Subjectivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches ſie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humoriſt auch im Tone, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müſſe, was an dieſen böſen Dämon erinnert? Die feinſten Bemerkungen über humoriſtiſche Darſtellungsweiſe findet man bei Jean Paul (Vorſchule der Aeſthetik), dem Erſten, welcher auch den epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen Humor unterſchied. Dieſer ſelbſt vorzügliche Humoriſt erklärt Humour für das romantiſch Komiſche, das umgekehrte Erha-

bene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verſtand auf die Idee angewandt wird, und gibt vier Beſtandtheile deſſelben an: humoriſtiſche Totalität (wo nicht das Einzelne, ſondern das Endliche, durch den Contraſt mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoriſtiſche Subjectivität und humoriſtiſche Sinnlichkeit. Der weiteren Ausführung bedarf es nicht; man ſuche ſie bei ihm ſelbſt. Sollte man auch Bedenken tragen, ſeine Theorie unbedingt zu unterſchreiben, ſo wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüſſigkeiten Bezug hat; daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, in ſo fern die Urſachen derſelben in Veränderungen der Flüſſigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beſchaffenheit geſetzt werden. (S. Humor.) Ihr wird die Solidarpathologie entgegengeſetzt, welche die Urſachen der Krankheiten blos in Abweichungen der feſten Theile des Körpers und deren Verrichtungen ſuchte. Die Anſichten der ſogenannten Humoralpathologen waren jedoch ſelbſt verſchieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntniſſe von der Natur und dem menſchlichen Körper insbeſondere. (S. Arzneikunde, Medicin, Hoffmann, Stahl u. a.) So einſeitig, irrig, und zum Theil grob mechaniſch die Vorſtellungen waren, die ſich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meiſt von der Beſchaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheile, den ſie an der Entſtehung der Krankheiten hatten, machten, ſo hatten ſie doch eine dunkle Ahnung der Wahrheit, welche ſie nur auf einem falſchen Wege zu erreichen ſuchten. Sie irrten; aber die Solidarpathologen irrten eben ſo ſehr, wenn ſie die Säfte des Körpers von allem Antheile an der Entſtehung der Krankheiten ausſchloſſen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüſſigen, ſo wie die feſten Theile, zum Ganzen unſers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich ſind, ſo daß die Abweichung der feſten Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, waldiges Kalkſchiefergebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußiſchen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht ſich von Morgen gegen Abend, zwiſchen den Flüſſen Nahe, Rhein und Moſel. Es iſt größtentheils mit dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehnteſten ſind. Im Kreiſe Simmern, in der Gegend von Gemünden, iſt die höchſte Höhe des Gebirges, deſſen Abzweigungen ſich längs des Rheins und der Moſel hinziehen, und das enge Bette dieſer Flüſſe und die vielen Krümmungen derſelben verurſachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rheine und nach der Moſel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen ſind. Die Dörfer ſind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obſtbäumen umgeben, die ſchlechtes Obſt tragen. Der Boden des Hundsrückens iſt nicht überall gleich. Da, wo ſich die Ebenen den Flüſſen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höheren, ſteinigern Boden gedeiht Gerſte und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte ſelbſt dem rigaiſchen und ſchleſiſchen gleich geſchätzt, und daher in Brabant ſehr geſucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee, um des Samens willen, gezogen, der ſtark nach England durch Kreuznacher

Handelshäuſer verſandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die Bäche ſind reich an Krebſen und Forellen. Das Vieh iſt durchgängig klein, das Fleiſch aber vorzüglich wohlſchmeckend. Der Hundsrücker iſt, wie alle Gebirgsbewohner, ſtolz auf ſein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach ſeiner Heimath. Einige ſchreiben Hunsrück, und leiten dieſe Benennung von einer Colonie Hunnen ab, welche Kaiſer Gratian in dieſe Gegend verſetzt haben ſoll, oder von einem Reſt Hunnen, welche nach der Niederlage Attilas bei Chalons ſich hieher geflüchtet haben.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 28. Auguſt, weil während derſelben der Hundsſtern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man ſchrieb ſonſt dieſem Geſtirne und ſeiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in dieſem Zeitraume am drückendſten iſt.

Hundswuth, eine meiſt bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrſcheinlich bei dieſen ſeltener) vorkommende ſpecifiſche Krankheit, welche auf folgende Art ſich äußert: In der erſten Periode verliert der Hund ſeine ſonſtige Freundlichkeit und Geſelligkeit, trauert, ſucht die Einſamkeit, verſäumt das Eſſen oder läßt es gar ſtehen, will nicht trinken, gehorcht ſeinem Herrn nicht, kennt ihn wol gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn ſieht, läßt ſich zwar noch von ihm ſtreicheln, auch wol auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geſchäften nehmen, iſt aber dabei doch immer träg und mürriſch, beißt um ſich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, iſt ſtille, verkriecht ſich an dunkle Orte, ohne zu ſchlafen, und läßt ſich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder fließend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft ſich oft haſtig auf alles hin, was ihm aufſtößt oder dargeboten wird. Sobald man ſolche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, iſt die Krankheit ſchon im Entſtehen, und ſie geht in einigen Tagen, zuweilen aber ſchon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieſer wachſen alle vorherigen Zufälle ſchnell an; das Thier ſchäumt vor dem beſtändig offen ſtehenden Maule, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen ſind roth, faſt feurig, die Haare ſträuben ſich und ſtehen empor, das Thier knirſcht mit den Zähnen, hat eine heiſere Stimme, ohne zu bellen, ſucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne beſtimmtes Ziel, oft in krummen Linien, ohne ſich aufhalten zu laſſen, umher. Geſunde Hunde fliehen vor einem ſolchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, ſondern ſchmeicheln ihm eher ganz furchtſam. Alles, was ihm begegnet, fällt er an, wenn er es erblickt und erlangen kann, ſchnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft ſich zu Boden, ſteht ſchwach wieder auf, ſchäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Dieſe Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankheit iſt eine von den ſpecifiſchen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt iſt; ſie iſt tödtlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch ſie ſich ſowol auf andere Thiere, als auf Menſchen fortpflanzt. Der Name Wuth iſt für die Krankheit nicht ganz paſſend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derſelben iſt, das nicht einmal immer vorhanden iſt, indem manche Hunde nur die ſogenannte ſtille Wuth bekommen, und plötzlich abſterben. Unter die veranlaſſenden Urſachen rechnet man beſonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, ſchnelle Abwechſelung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann

wieder plötzlich in die Kälte kommen, wenn ſie vieles, beſonders verdorbenes Fleiſch freſſen, den Geſchlechtstrieb nicht befriedigen können. Die am gewiſſeſten wirkende Urſache iſt die Anſteckung durch den Biß eines andern an dieſer Krankheit leidenden Thieres. Ob blos der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob ſelbſt das Belecken von demſelben, der Genuß des Fleiſches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebiſſen worden ſind) dies vermöge, darüber ſind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorſicht gemäß iſt es, auch jene Anſteckungsart anzunehmen, und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn ſich die Zeichen der erſten Periode bei dem Hunde einſtellen, muß man die äußerſte Vorſicht gebrauchen. Ein ſolcher Hund muß entweder ſogleich getödtet, oder doch ſehr ſorgfältig verwahrt werden; denn ſchon von dieſem iſt der Biß giftig, und vermag, die ſchreckliche Krankheit zu erregen. (S. den Art. Waſſerſcheu.) H.

Hunger, das Gefühl des Bedürfniſſes der Nahrung. Wenn der Magen die Speiſen und Getränke, die er enthielt, verdaut und fortgeſchafft hat, ſo iſt die eigenthümliche Nervenkraft deſſelben erſchöpft, und es bedarf einiger Zeit, ehe ſich dieſelbe wieder ſammelt. Dieſe Zeit iſt um ſo kürzer, je geſünder, jünger, kräftiger und thätiger der Menſch iſt. Sobald ſich die Nervenkraft des Magens wieder geſammelt hat, wächſt die Lebensthätigkeit deſſelben wieder, und verlangt ihr Object. Dieſes Verlangen fühlen wir, und nennen es im anfangenden Grade: Eßluſt, Appetit. Wird dieſer nicht befriedigt, ſo entſteht der Hunger, der ſchon ungeſtümer in ſeinen Forderungen wird, und endlich, wenn auch dieſe nicht befriedigt werden, in Heißhunger übergeht. Der Appetit iſt ein nicht unangenehmes Gefühl, der Hunger hingegen iſt läſtig, und wird wegen der immer höher ſteigenden Empfindlichkeit der Magennerven immer peinlicher. Bei manchen Menſchen, welche ohnedies krankhaft empfindliche Magennerven haben, wird ſchon die erſte Reguug des Appetits fa einem unangenehmen Gefühle, und wenn ſie nicht ſogleich befriedigt wird, zum angreifenden Schmerze in der Magengegend, den man Jähhunger nennt, und welcher, wenn er nicht geſtillt wird, plötzliche Schwäche bis zur Ohnmacht verurſacht. Wird der Hunger gar nicht befriedigt, ſo entſteht hieraus ein fürchterlicher krankhafter Zuſtand im Körper, und ein elender Tod. Das Blut nimmt bei längerer Dauer des Hungers, wegen Mangels an Erſatz der verlorenen nahrhaften Stoffe, eine ganz abweichende, ſcharfe und aufgelöſte Beſchaffenheit an; daher entſteht gänzliche Abmagerung des Körpers und Schwäche, Blutfluß aus allen Theilen deſſelben, heftige Reizung des Nervenſyſtems, wozu die aufs Höchſte geſtiegene Empfindilchkeit der Magennerven, die ſich endlich über das ganze Unterleibsnervenſyſtem verbreitet, noch mehr beiträgt, und woraus Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, Schlafloſigkeit, Zuckungen, Wahnſinn bis zur Raſerei erfolgen, bis endlich den wohlthätige Tod der ſchrecklichen Szene ein Ende macht. H.

Hunnen, ein nordaſiatiſches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadiſch an Chinas Grenzen wohnte. Erſt mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen deſſen Einbrüche die Chineſen 209 v. Chr. Geb. die große Mauer erbauten, tritt die Geſchichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. (S. De Guigne histoire des Huns.) Dies mächtige Volk, nicht ganz ohne Bildung, herrſchte über die Mongolei und den größten Theil Nordaſiens, bis an das kaspiſche Meer und die Grenzen Tibets, und waren lange ein gefährlicher Nachbar der Chineſen. Nachdem aber innere

Unruhen der Hunnen Macht geſchwächt hatten, gewannen die Chineſen eine, wiewol zweifelhafte und oft unterbrochene, Oberherrſchaft über ſie, und machten ihrem nördlichen Reiche ſchon im J. 93, ihrem ſüdlichen aber im 5. Jahrh. ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieſes Volks nach Youen-pan, zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baſchkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein ſchon zu den Zeiten Auguſts wohnten nach dem Zeugniſſe der römiſchen Geographen, Hunnen am kaspiſchen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südweſt die Alanen, und näherten ſich den Grenzen der Römer. Während ſie ſich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben ſie in Oſten durch Kriege mit den Chineſen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die am Amurfluſſe wohnten und im Weſten von China verbreiteten, zu Anfange des 4. Jahrh. die Sienpi aus ihren Beſitzungen trieben, drängten dieſe wieder die Hunnen nach Weſten dem kaspiſchen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten ſie ſich mit denſelben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; ſie unterwarfen ſich alle an der Nordſeite der Donau wohnenden Völkerſchaften. Mit den Römern kriegten ſie bald, bald dienten ſie hordenweiſe unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 443 ſeine Neffen, Bleda und Attila, des Mandras (Münzuks) Söhne. Dieſe richteten ihre Waffen gegen die Deutſchen und Sarmaten. Bleda ſtarb, aber Attila ſetzte ſeine Eroberungen fort, und ſtiftete eins der ausgedehnteſten Reiche, das die Geſchichte kennt. (S. Attila). Mit ſeinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten hunniſche Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verſchwinden.

Hunter. Dieſer Name gehört zwei in der Geſchichte der Arzneikunſt berühmten Brüdern an. 1. William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafſchaft Lanark, oder Clydesdale in Schottland, 1718, bildete ſich ſchon früh zu einem der größten Anatomen, Wundärzte und Geburtshelfer, und ſtarb, nach mehreren ehrenvollen Anſtellungen als Leibarzt der Königin von England 1788. Er machte mehrere für die Naturkunde des Menſchen ſehr wichtige Entdeckungen ꝛc. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit andern Zweigen der Naturgeſchichte, und ſammelte von ſeiner Jugend an ein ſehr reichhaltiges Naturalienkabinet; ſo wie er auch ein ſchätzbares Münzkabinet beſaß, welches C. Combe beſchrieben hat. Mit jenen Eigenſchaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur. An ſeinen Schriften wird Beſtimmtheit, vielſeitige, ſcharfſinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrſamkeit vorzüglich gerühmt. Er ſchrieb die Anatomy of the human gravid uterus (Lond. 1775, Fol. [ſein Hauptwerk]; auch lateiniſch), und eine Reihe von Abhandlungen in den Philosophical Transactions der mediciniſchen Geſellſchaft in London. 2. John Hunter, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1728, ſtudirte unter ſeines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie, und zeichnete ſich nachher ebenfalls als großer practiſcher Wundarzt aus, ſo daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufſeher der engliſchen Armee wurde, und als ſolcher 1793 ſtarb. Auch durch ſeine geiſtreichen und glücklichen Naturforſchungen iſt dieſer Gründer der vergleichenden Anatomie ſelbſt im Auslande berühmt, welche er in mehreren Werken, z.

B. in der Natural history of the human teeth (1771, 4.; Suppl. 1778, 4. Deutſch Leipz. 1780, 8. 2 Thle., mit Kupf.); On the venerale disease (1786, 4.; deutſch Leipz. 1787, 8., mit Kupf.); A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds (Lond. 1794, 4.; deutſch von C. B. G. Hebenſtreit, Leipz. 1797, 2 Bde., 8., mit Kupf., nebſt ſeinem Leben), und in mehreren, auch deutſchen Zeitſchriften überſetzten Abhandlungen mittheilte. Auch beſaß er ein ſehr ſeltenes anatomiſches Muſeum, und wendete ſeine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Verſuche in der Naturkunde.

Hupazoli, einer der wenigen Menſchen, welche durch drei Jahrhunderte lebten. Geboren 1587 zu Caſale im ſardiniſchen Gebiet, ſtarb er 1702. Er war anfangs ein Geiſtlicher, lebte hernach auf Scio als Venedigs Conſul in Smyrna, ſeit ſeinem 82. Jahre. In 5 Ehen zeugte er 24 Kinder und außer dieſen 25 Baſtarte. Er trank nur Waſſer, rauchte nie Tabak, und aß wenig (faſt nur Wildpret und Früchte). Er trank viel Saft der Scorzonerwurzel, aß Abends faſt nichts, ging frühe ſchlafen und ſtand frühe auf, hörte dann die Meſſe, ſpazierte und arbeitete den ganzen Tag bis ins höchſte Alter. In 22 Bänden ſchrieb er alles nieder, was ihm merkwürdiges begegnete, oder er erlebt hatte. Kein Fieber traf ihn jemals. Er ließ ſich keine Ader öffnen, und brauchte nie Arznei. Im 100. Jahre wurde ſein graues Haar abermals ſchwarz. Er ging noch nach dieſer Lebensperiode oft 4 Meilen des Tags. 109 Jahre alt verlor er ſeine Zähne und nährte ſich ſpäter von Brühen. 4 Jahre ſpäter erhielt er zwei große neue Zähne und fing wieder an Fleiſch zu eſſen. Gegen Ende ſeines Lebens hörte eine ihm faſt ſeit 30 Jahren gewöhnliche monatliche Blutausleerung auf. Da erſt befiel ihn der Stein und häufig Schnupfen, bis er ſtarb. Uebrigens war der Charakter des Mannes ſanft. Sein Hauptbedürfniß war Umgang mit Frauenzimmern, und Hupazoli im übrigen ein reicher Mann mit wenig Bedürfniſſen.

Huronen, eine nordamerikaniſche Völkerſchaft, welche vormals zahlreich war, und auf der Oſtſeite des Huronenſees wohnte, aber 1650 von den Irokeſen vertrieben wurde, und jetzt im Südweſten des Erieſees wohnt. Die ſogenannten fünf Nationen (die fünf mohakiſchen Nationen, auch Irokeſen genannt) nennen die Huronen Väter; ohne Zweifel daher, weil ſie von den Huronen abſtammen, die jetzt bis auf 700 Krieger herabgekommen ſind. Sie gehören zu den gebildetſten der freien Nordindianer, wohnen in ordentlich gezimmerten Häuſern, halten Pferde, Rindvieh und Schweine, und bauen Getreide zum Verkauf. Ein Dorf derſelben (Loretto, bei Quebek) hat jetzt die chriſtliche Religion angenommen. Zuweilen begreift man unter dem Namen Huronen auch die Irokeſen, welche aber ein beſonderes Volk bilden.

Huſaren, urſprünglich der Name der ungariſchen Reiterei, welchen ſie 1458 erhielt, als Matthias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, ſich mit ihren Reitern in ſeinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häuſern ein Mann geſtellt werden; und ſo entſtand aus dem ungariſchen Worte husz, zwanzig, und ar, die Löhnung, der Name Huszar, Huſar. Später ward dieſe leichte Reiterei von den übrigen europäiſchen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt. (S. d. Art. Cavallerie.)

Huß, Huſſiten. Johannes Huß, geb. 1573 zu Huſſinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er ſich Huß oder Johann von Huſſinecz

nannte, ging, von ſeinem Grundherrn und andern Gönnern unterſtützt, 1389 auf die Univerſität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war, als Famulus eines Profeſſors Zugang zu deſſen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, ſich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologiſche Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magiſter, und fing 1398 an, öffentlich theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten. Der Umſtand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatſtiftung beſtehende Amt als böhmiſcher Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete ſeinen Einfluß auf das Volk, das ſeine Predigeen mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um dieſe Zeit wurden ihm die Schrifteu Wiklefs bekannt. Bei ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit, mit welcher dieſer kühne Reformator die Mißbräuche der Prieſterherrſchaft rügte, und wurde nun der eifrigſte Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des ſchriftmäßigen Chriſtenthums wiedergeben ſollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der deutſchen Akademiker mit den böhmiſchen ſich der letztern thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachſen, Baiern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Deutſchen in Prag das Vorrecht, bei akademiſchen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Univerſität, worin Carl IV. das Muſter der Pariſer angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß ſetzte es zufolge deſſen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13. Oct. 1409 den Ausländern nur eine, und den Böhmen drei Stimmen zugeſprochen wurden. Dies machte den Zwiſt, der bisher nur ein Streit der philoſophiſchen Schulen des Realismus, wozu ſich Huß, und des Nominalismus, wozu die meiſten Deutſchen ſich bekannten, geweſen war, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländiſche Profeſſoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Univerſitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolſtadt, Roſtock und Cracau theils ihr Entſtehen, theils neuen Flor; ein Verluſt, den Prag und Huß ſelbſt, obwol nun Rector, empfinden mußte. Doch konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Prieſterherrſchaft aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und ſeit 1409 auch Gregor der XII. nicht mehr an; Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Huſſiſchen Lehre galten, gegen die willkürlichen Satzungen des Papſtthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt; Wenzels lockere Regierung begünſtigte den antipapiſtiſchen Geiſt Vieler im Volke, aus politiſchen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieſer durfte daher die verwilderten Sitten der Prieſter und Laien öffentlich rügen, und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papſt damals in Böhmen Handel treiben ließ; er ſagte nichts Neues, wenn er Seelenmeſſen, Bilderdienſt, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Faſten u. dgl. für Erfindungen des geiſtlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für ſchriftwidrig erklärte. Der neue Papſt, Alexander V., foderte ihn endlich nach Rom, und da er ſich nicht ſtellte, übernahm der Erzbiſchof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wikleſiſcher Schriften wurden 1410 im

erzbiſchöflichen Palaſte verbrannt, und das böhmiſche Predigen in der Bethlehemskapelle verboten. Huß gehorchte aber weder dieſem Verbote, noch der neuen Ladung des Papſtes, Johann XXIII., ſondern appellirte, da ſeine Abgeſandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als der Papſt den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er ſich aufs Heftigſte dagegen, und ſein Freund Hieronymus erlaubte ſich Gewaltſchritte, die der Papſt auf Huſſens Rechnung ſchrieb, und ihn mit dem Kirchenbanne, und Prag mit dem Interdict belegte, ſo lange Huß darin wäre. Dieſer ging daher, mißtrauiſch gegen den Schutz des ſchwachen Königs, zu dem Grundherrn ſeines Geburtsortes, Nicolaus, nach Huſſinecz. Hier und in mehreren Gegenden des Bechiner Kreiſes predigte er mit vielem Beifall im Freien, und ſchrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hoſtie, den Glauben an den Papſt und Heilige, die Kraft der Abſolution eines laſterhaften Prieſters, die unbedingte Obedienz gegen irdiſche Obere, und die herrſchende Simonie aufs Stärkſte beſtreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubensſachen macht. Der Beifall, den dieſe Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Huſſens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des Coſtnitzer Conciliums mit Freuden, um ſeinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Wenzel gab ihm den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiſerlicher Geleitsbrief verbürgte ſeine perſönliche Sicherheit, und Johann XXIII. verſprach ihm, nach ſeiner Ankunft zu Coſtnitz, den 4. Novbr. 1414, daſſelbe. Gleichwol wurde er ſchon den 28. Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen verhaftet, und blieb, trotz der mehrmaligen ſtarken Einſprüche der böhmiſchen und mähriſchen Großen, im Verhaft, und, obwol krank, ohne Anwalt. Beim öffentlichen Verhöre, am 5. Juni 1415, überſchrien die Väter des Conciliums ſeine Vertheidigungsrede mit lärmenden Schmähungen; in den Verhören am 7. und 8. Juni durfte er ſich zwar im Beiſein des Kaiſers ausführlich verantworten, allein da auf ſeine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt habe, von ihm gefordert wurde, Huß aber feſt auf ſeinem Glauben blieb, ſo konnte das letzte Verhör, den 6. Juli 1415, keinen andern Erfolg haben, als ſein einmal beſchloſſenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kaiſer an ſein ſicheres Geleit zu erinnern, und Siegmund konnte ſich dabei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung an einen Mann, er es gewagt hatte, die Wahrheit zu ſagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu ſein, noch an demſelben Tage lebendig verbrannt, und ſeine Aſche in den Rhein geſtreut. Als man ihn auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo ſeine Schriften verbrannt wurden, vorüberführte, lächelte er, und verſchied unter den freudigſten Gebeten. Selbſt ſeine Feinde ſprechen mit Bewunderung von ſeiner unbeſcholtenen Tugend im Leben und ſeiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, frommer Sinn würde die ſchreckliche Rache nicht gebilliget haben, die ſeine böhmiſchen Anhänger nun in einem der blutigſten Kriege für ſeinen Tod an Kaiſer, Reich und Geiſtlichkeit nahmen. Dieſe Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in

Böhmen verlacht, und ſtatt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafe, deſſen man ſich zu Coſtnitz als einer Heldenthat rühmte, die Looſung zum Vereine einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die ſich nach ihrem Lehrer Huſſiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Geſtalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald Viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige, feige Benehmen dieſes Königs († 13. Aug. 1419) und die inquiſitoriſchen Gewaltthätigkeiten des Cardinal-Legaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Anſprüche des verhaßten Kaiſers Siegmund auf die erledigte Krone konnten ſie nicht löſchen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und weder mit ſeinen Heeren der Tapferkeit der Huſſiten, noch dem Genie ihrer Feldherrn gewachſen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zuſehen. Den erſten Schritt zum Aufſtande thaten die Huſſiten durch eine blutige Rache an den Catholiſchen; die Klöſter, deren es in Böhmen mehrere und prächtigere als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäſchert, die Kirchen der Catholiken abgebrannt, die Prieſter und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein böhmiſcher Ritter, führte ſie an, bildete aus dem ihm zuſtrömenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in ſeiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbauete zum Waffenplatze und Stützpunkte deſſelben, auf einem durch Huſſens *Feldpredigten* geheiligten und von der Natur feſten Berg im *Bechiner Kreiſe*, die verſchanzte Stadt Tabor. Unter ihm befehligte Huſſens älteſter Freund, Nicolaus von Huſſinecz, bekannt durch ſeinen Muth, mit dem er ſich ſchon 1417 an der Spitze der Huſſiten geſtellt, und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Roſenberg ſammt ſeinem kaiſerlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeſchlagen. Er widerſprach zuerſt aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürſten zum König zu wählen; ſtarb aber zu früh für Böhmens Wohl, den 25. Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des huſſitiſchen Glaubens, als ein Verfolger der Catholiſchen geweſen zu ſein. In dieſer Verfolgung war Ziska der Eifrigſte und Grauſamſte, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie ſich die Huſſiten unter ſeinen Fahnen nach ihrer Feſtung nannten. Denn die Stärke ſeines Heeres und ſeine Siege über die Kaiſerlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den böhmiſchen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen ſeines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Aegide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um ſich griff, die gemäßigter denkenden Huſſiten vom Adel und der Prager Bürgerſchaft, denen es zunächſt um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erſt dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürſten Vitold von Litthauen, und endlich deſſen Neffen, Koribut, die böhmiſche Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten ſeine Zuſtimmung, und der Unterſchied dieſer Parteien, der ſich ſchon in der Verſchiedenheit ihrer Forderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Huſſiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Sekten und Parteien in Böhmen; jede handelte ſeit 1421 allein, und nur gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigten ſie ſich, um, ſobald er vertrieben war, einander wieder zu befeh-

den. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, und gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiſerlichen, die er in der Hauptſchlacht bei Deutſchbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten ſchlug, gegen den Adel, der bei ſeinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel ſetzen zu können, aber gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten und bald gebrochenen Frieden, 14. Sept. 1424, vom Untergange retteten, immer gleich ſiegreich, ſtarb den 12. Oct. dieſes Jahres an der Peſt. Mit ſeinem Tode zerfiel die furchtbare Maſſe, die nur ſein Feldherrntalent und Glück zuſammengehalten hatte, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlenen Andreas Procopius, der, früher zum geiſtlichen Stande beſtimmt, der Geſchorne (Holy, rasus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, ſeit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Buſſo von Vitzthum mit dem ſtärkſten Heere, das Sachſen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Außig geſchlagen, doch dieſen durch Verwilderung und Raubſucht fürchterlichen Parteien der Huſſiten nicht gewachſen, und mußte 1427 der Krone entſagen. Dafür zeigte ſich nun Procop ſeines Vorgängers würdig. Die entſcheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. Aug. 1431 bei Mieß und Tachau über die den Huſſiten an Maſſe weit überlegenen Kreuzheere der deutſchen Reichsvölker gewann, machten die huſſitiſchen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüſtenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien ſeit Anfang des Krieges faſt in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Oeſterreich, Franken, beſonders aber Sachſen und die dem Papſte noch ergebenen böhmiſchen Länder, Lauſitz und Schleſien, wurden ein Schauplatz der empörendſten Gräuelthaten und Räubereien. Alles ſehnte ſich daher nach Ruhe, und da die deutſchen Waffen nichts gegen die Huſſiten ausrichteten, ſah die Baſeler Kirchenverſammlung ſich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem böhmiſchen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit dieſen Ketzern anzuknüpfen, und ſo kam es den 20. Nov. 1433 zu einem Vergleiche (Prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindſeligkeiten, welche darüber aufs Neue entſtanden, machte ein vollſtändiger Sieg der Calixtiner und Catholiſchen unter Meinhard von Neuhaus bei Bömiſchbrod, den 30. Mai 1434, ein Ende. Die nun herrſchenden Calixtiner nahmen, in Verbindung mit den catholiſchen Ständen, den Kaiſer Siegmund zum König an, welcher die nach den Wünſchen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Iglau beſchwor, aber, ſeinem Verſprechen wieder untreu, den 9. Dec. 1437 ſtarb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die ſehr geſchwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologiſchen Streitſchriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confeſſionen der Proteſtanten des 16. Jahrh. in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis ſie ſich in die 1457 aus ihrer Mitte entſtandene und unter den härteſten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige böhmiſch-mähriſche Brüdergemeinde verloren. (S. Böhmiſche Brüder.) E.

Huſten, beſteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche ſogleich eine ſchnelle und ſtarke Ausſtoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräuſch entſteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit ei-

genthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die ſtärkere Gegenwirkung derſelben, um jenen läſtigen Reiz wegzuſchaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Baue, theils von der ſpecifiſchen Stimmung ihres Nervenſyſtems abhängt. Nur die atmoſphäriſche Luft iſt ihrem Leben befreundet, jeder andere Stoff iſt ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt ſchon ein Tropfen Waſſer, der in die Luftröhre ſchlüpft, einen heftigen Huſten, wodurch ſich die Natur des ihr läſtigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausſtoßen der Luft aus den Lungen wird durch die ſchnelle und heftige Zuſammenziehung des Zwerchfells und der Bruſt- und Rippenmuskeln, ſelbſt auch durch die krampfhafte, ſchnelle Verengerung der Luftröhrenzweige, bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächſt die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile, und zwingt ſie zur Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfes verbreitet ſich nämlich der obere und untere Kehlkopfnerv, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derſelben umgeben die Luftröhre und deren Aeſte ſo zahlreich in der Nähe der Lungen, daß ſie ein vorderes und hinteres Nervennetz um dieſelben bilden, deren Veräſtelungen die Luftröhrenzweige tief in die Subſtanz der Lungen hineinbegleiten, ihrer innern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit, und das Vermögen, ſich mittelſt ihrer zarten Muskelfäſerchen zuſammenzuziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfelle, und verſehen dieſes mit mehreren Aeſten, welche ſich in ihm ausbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denſelben bedeutende Nervennetze. Wird der Huſten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speiſe oder Getränk (beim ſogenannten Verſchlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, ſcharfen Dünſten u. dgl.), ſo hört er wieder auf, ſobald der fremde Körper entfernt iſt: er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Organe des Athems in dem Grade geſtört, die Empfindlichkeit derſelben, beſonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, ſo erhöht wird, daß ſelbſt die ihr befreundete atmoſphäriſche Luft bei dem Einathmen der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Aeſten verbreitet ſind, abgeſonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verurſachen und den Huſten erregen. Am öfterſten kommen die in dieſe Claſſe fallenden Krankheiten in der Form von Catarrh, Lungenentzündung und Seitenſtechen, Bluthuſten und Lungenſuchten vor. Der Catarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausſchließlich unter den Namen Huſten begriffen wird, weil dieſer das vorzügliche und oft einzige Zeichen iſt, wodurch er ſich äußert, beſteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieſer Theile und vermehrter Schleimabſonderung. Gemeiniglich hält man dieſe Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzuſtand damit verbunden iſt, und oft ſogar beobachtet man weder eine paſſende Diät, noch braucht man die angemeſſenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Huſten iſt verdächtig; jeder Catarrh, wenn er vernachläſſigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zuſtand höher geſteigert wird, oder kann

Veranlaſſung zu Knoten und Geſchwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungenſucht werden. Auch ſolche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Reſpirationswege wirken, aber ſie doch mittelbar durch den oben erwähnten Zuſammenhang der Nerven angreifen, können Huſten erregen. So iſt ein in den Lungen verſteckter und verſchloſſener Eiterſack, Waſſeranhäufung in der Bruſt u. ſ. w. oft mit Huſten begleitet; ſelbſt ſcharfe und reizende Stoffe im Magen, z. B. ſcharfe Galle, Säure, alkaliſche ſcharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege ſchon erhöht iſt, durch die Mitleidenſchaft der Theile Huſten erregen; daher der ſogenannte Magenhuſten unter den erforderlichen Bedingungen nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hut. Die Kopfbedeckung, der wir dieſen Namen geben, unterſcheidet ſich von der Mütze oder Kappe hauptſächlich durch ihre Form. Ein ſteifes Kopfſtück und ein daſſelbe rings umgebender Schirm von willkürlicher Form, ſind die weſentlichen Theile eines Hutes. Die Mütze dagegen hat ein ſchlaffes Kopfſtück, und entweder gar keinen Schirm, oder dieſen nur vorn. Der neuere Chako zeichnet ſich durch die beſondere Form des Kopfſtücks und den ſehr kurzen Schirm aus. Der Stoff, aus dem die Kopfbedeckung beſteht, gibt ihr keineswegs den Namen. Wie die Hüte gewöhnlich von Filz ſind, ſo ſind es auch die Chakos und oft auch die Mützen. Dagegen tragen Frauenzimmer Hüte von Stroh, von Spänen, von Fiſchbein, von Seiden- und anderm Zeuge. Gewöhnlich glaubt man, daß die Alten unſere Hüte, wenigſtens die von Filz, nicht gekannt hätten. Allein es kommen Spuren wahrer Hüte ſchon bei den älteſten Griechen, unter andern im Heſiodus vor. Die Römer trugen Hüte von gewebter, dichter Wolle, oder von grobem Tuche. Jedoch ſcheint die Kunſt, die Wolle zu einem eigentlichen Filz zu verarbeiten, erſt im Mittelalter aufgekommen und erſt gegen das 16. Jahrh. vervollkommnet zu ſein. Gegenwärtig nimmt man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Haſen- und Kaninchenhaare, theils die Haare von Bibern, angoriſchen Ziegen und Lamas. Die letztern geben die feinſten Hüte. Es iſt aber nothwendig, daß die Haare und die Wolle vorher ſortirt, auf einer Horde mit Stöcken geſchlagen und aufgelockert, und darauf kartetſcht werden. Dann vermiſcht man die verſchiedenen Arten der Haare und Wolle ſo mit einander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fordert. Die feinſten werden aus zarter Lämmerwolle mit Biberhaaren bereitet; ſie müſſen nun von Neuem aufgelockert, und auf dem Fachtiſche, der einer Horde gleicht, mit einer ſchwingenden Saite, oder dem ſogenannten Fachbogen, geſchlagen und in Maſſen zuſammengebracht werden, die man die Fache nennt. Dieſe werden hierauf mit Stücken Pappe oder Leder zuſammengedrückt und auf der kupfernen Filzplatte, die durch einen kleinen Ofen erhitzt wird, unter öfterem Benetzen mit Waſſer gefilzt, oder in ein Ganzes vereinigt. Darauf kommt der Filz in die Walke. Es wird nämlich in einem Keſſel Waſſer, entweder mit Eſſig oder mit verdünnter Schwefelſäure vermiſcht, aufs Feuer geſetzt, und darin der Filz gekocht. Dann kommt er noch naß auf die Form, wo er nun ſeine Hutgeſtalt annimmt, mit Bimsſtein und einer Fiſchhaut abgerieben, und dann gefärbt wird. Gewöhnlich macht man die ſchwarze Farbe aus Blauholz, Galläpfeln und Kupferwaſſer. Iſt der Hut gefärbt und getrocknet, ſo wird er mit Hauſenblaſe, arabiſchem Gummi oder Hornſpänen geſteift. Endlich legt man die letzte Hand daran, indem man ihm mit verſchiedenen Bürſten und dem warmen Bügelei-

ſen ſeinen nöthigen Glanz gibt. — Strohhüte werden am feinſten und ſchönſten in Toscana gearbeitet; doch hat man es auch in England, beſonders in Bedfortſhire, darin ſehr weit gebracht. Man läßt das Stroh vorher von Schwefeldämpfen durchziehen, wodurch es die nöthige Weiße erhält. Dann ſpaltet man die Halme, mittelſt eines hineingeſteckten Drahtes, erweicht darauf die geſpaltenen Halme im Waſſer, und läßt ſie von Kindern in Bänder zuſammenflechten, die zuletzt zuſammengenäht werden. Um von Spänen rechte feine Hüte zu machen, hat vor zehn Jahren ein gewiſſer Thomas in London eine eigene Maſchine erfunden, die nicht allein die Späne zu Bändern webt, ſondern auch dieſe Bänder mit Seide durch Nähen vereinigt. — In der Heraldik dient der Hut zuweilen ſtatt der Krone und des Helms, oder wird auch zugleich mit demſelben gebraucht. Es gibt in dieſer Hinſicht geiſtliche und weltliche Hüte. Unter den geiſtlichen, welche die Form gemeiner runder Hüte mit breitem Rande haben, nennen wir 1. den rothen Cardinalshut, der auf jeder Seite 15 herabhängende Quaſten hat; 2. den erzbiſchöflichen Hut, grün, mit 10 Quaſten auf jeder Seite; 3. den Biſchofshut, ebenfalls grün, aber nur mit 6 Quaſten, und 4. den ſchwarzen Hut der päpſtlichen Protonotarien, mit 3 Quaſten. — Zu den weltlichen Wappenhüten gehören beſonders die Fürſtenhüte. Dieſe ſind eigentlich rothe Mützen mit breiter Hermelin-Einfaſſung, und mit dem Reichsapfel, einem Kreuze, oder auch wol einem bloßen Hermelinſchwänzchen oben darauf; doch findet man ſie auch, nach *Art königl.* Kronen, mit Reifen oder Bögen gemacht. Der Unterſchied, den einige zwiſchen Chur- und Fürſtenhüten machen, iſt ohne Grund. Der erzherzogl. öſterreichiſche Hut unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen Fürſtenhüten durch eine eckige Verbrämung und durch einen mit Perlen beſetzten Bogen, auf welchem oben der Reichsapfel ruhet. Noch erwähnen wir hier des großen runden Hutes der ſchweizereiſchen Eidgenoſſenſchaft, der, zum Zeichen der Freiheit, über den vereinigten Wappenſchildern der ſämmtlichen Cantone ſchwebend vorgeſtellt wird.

Hutten (Ulrich von), ſtammte aus einem alten Geſchlechte, das in den Dienſten des deutſchen Kaiſerhauſes manchen wackern Ritter und Staatsmann aufzuweiſen hatte. Auf dem Stammſchloſſe Stackelberg, 2 Meilen von Fulda, ward Hutten 1488 geboren und im zehnten Jahre that ihn der rauhe Vater nach Fulda ins Stift, um ihn da zum Mönch erziehen zu laſſen. Die dortige Kloſterſchule war eine der berühmteſten in ganz Deutſchland. Der Jüngling konnte hier die beſte Bildung erlangen und er ließ es auch nicht daran fehlen, davon allen Vortheil zu ziehen, allein Mönch zu werden, ſagte ihm ſo wenig zu, daß er ſchon 1504 heimlich entfloh und nach Erfurt wanderte, wo er mit mehreren Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntſchaft trat. Eine anſteckende Seuche trieb ihn im nächſten Jahre nach Cöln, deſſen Univerſität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärteſten Lehrer auf dieſer Hochſchule, Rhagius, verwieſen wurde und nach Frankfurt a. d. Oder ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo 1506 die neue Univerſität eingeweihet wurde. Sein Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein, unterſtützte ihn bei ſeinem dreijährigen Aufenthalte hier auf mancherlei Weiſe. Indeſſen die Ruhe und Stille ſagte dem feurigen Ritter nirgends lange zu. Er ging, obſchon von einer böſen Krankheit gepeinigt, die er ſich gleich tauſenden in jener Zeit zugezogen hatte, nach dem nördlichen Deutſchland, und beſuchte namentlich Greifswalde, Roſtock u. ſ. f., wo er überall als Dichter und guter Kopf willkommen war und die ihm ſo nöthige Unterſtützung durch ſeine Arbeiten

fand. 1511 beſuchte er Wittenberg, wo er wieder ein größeres Werk herausgab. Von da ging er nach Pavia, um die Rechte zu ſtudiren, und ſo, was dann vielleicht möglich war, die Gunſt ſeines immer noch zürnenden Vaters zu gewinnen. Gerade in die Zeit ſeines Aufenthaltes fiel Pavias Eroberung durch die Schweizer in Maximilians I. Dienſten, und dieſe Unruhen bewogen ihn, nach Bologna zu wandern, nachdem er auch hier von den wilden Kriegern ſeiner Habe beraubt worden war. Der gänzliche Mangel nöthigte ihn endlich, 1513 unter dem kaiſerlichen Heere Kriegsdienſte zu nehmen, bis er im folgenden Jahre, wo er ſie wieder verließ, zuerſt in ganz Deutſchland bekannt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete nämlich einen von des Ritters Brüdern theils aus Eiferſucht, theils aus Haß gegen denſelben. Hutten ließ ſeinen Unwillen über den fürſtlichen Mörder in Gedichten, Briefen, Reden, freien Lauf, und zog ſo die Theilnahme und Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf ſich. Durch „die Reuchlinſchen Händel" mit dem Dominicaner Hogſtraaten in Cöln, ward er nicht weniger berühmt. Hutten nahm ſich des gelehrten, redlichen und darum ſo verfolgten Reuchlin in Schriften, beſonders in ſatyriſchen, aufs kräftigſte an, und namentlich trugen die Epistolae virorum obscurorum, an denen er den meiſten Antheil hatte, vornämlich dazu bei, die Mönche in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Seinem Vater zu Gefallen zog er 1515 noch einmal nach Italien, in Bologna Doctor der Rechte zu werden. Er beſuchte erſt Rom, und ging dann nach Bologna, allein nirgends konnte er lange raſten und bald kam er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom ſchönſten Mädchen, Konſtanzia, Peutingers Tochter, mit dem poetiſchen Lorbeerkranz geſchmückt und von Maximilian zum Ritter geſchlagen wurde. In Italien hatte Hutten das Leben der Mönche in ſeiner ganzen Scheußlichkeit kennen gelernt und war ſo ſehr Feind der Kleriſei geworden, daß er durch die Herausgabe des Laurentius Valla: de falsò credita et ementita donatione Constantini derſelben gleichſam, als Vorläufer Luthers, den Krieg erklärte. Zwar widmete er die Schrift dem Papſte Leo X. ſelbſt, allein es möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, ob dies mehr Spott oder wirkliche Ueberzeugung war, daß dieſer Papſt redlicher ſei, und es beſſer meine, als die frühern. 1518 trat der Ritter in die Dienſte des gebildeten Albrechts, Erzbiſchofs von Mainz, und machte in deſſen Geſchäften manche Reiſe nach Paris u. ſ. f. Namentlich begleitete er den Erzbiſchof nach Augsburg auf den Reichstag, wo bereits Luther mit Cajetan ſeine bekannte Unterredung hatte; allein das Hofleben ward ihm ebenfalls bald zuwider und ſo zog er, mit dem ſchwäbiſchen Bund vereint, gegen ſeinen Erbfeind, Ulrich von Würtemberg zu Felde, wo er mit dem tapfern Franz von Sickingen bekannt und vertraut wurde. Nach beendigtem Kriege ging er für einige Zeit wieder nach Mainz, wo er von allen Seiten Beifall für die mancherlei gegen die Hierarchie gerichteten Schriften erntete. Um aufs neue in der Art aufzutreten, begab er ſich in die Einſamkeit ſeiner väterlichen Burg. Eine Schrift folgte hier der andern, Roms Uebermuth und Schlechtigkeit in vollem Lichte darzuſtellen, und da man dort dabei nicht ruhig blieb, ſondern bei Huttens Gönner, Albrecht von Mainz, klagte, ſo verlor er am Ende zwar dieſen Gönner, trat aber nun nicht nur mit Luther in unmittelbare Verbindung, ſondern begann auch ſpäterhin, alles deutſch zu ſchreiben, ſtatt daß er vorher nur in lateiniſcher Sprache arbeitete. Dadurch kam es ſo weit, daß man in Rom ſeine Auslieferung verlangte, daß man gegen ihn Meuchelmörder anſtellte und er in Carls V. Hauptquartiere ſelbſt nicht ſicher war. Der treue Freund, Franz von Sickin:

gen, räumte ihm aber eine Stätte in ſeiner Burg ein, und ſie war nun der Ort, von wo an Fürſten und Volk neue Sendſchreiben ergingen. Inzwiſchen begann ſein Gönner, von Sickingen, eine blutige Fehde mit dem Erzbiſchof Richard von Trier. Sie endete unglücklich für den Ritter und Hutten mußte einen andern Zufluchtsort aufſuchen. Er hoffte ihn in der Schweiz (1521) zu finden, aber der feige, zweizüngelnde Erasmus machte ſo mancherlei Anſchläge gegen ihn, daß er bis 1523 von einem Orte zum andern mußte, bis er endlich, 36 Jahr alt, von ſeiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt, auf der Inſel Ufnau im Zürcher See 1523 im Auguſt die Ruhe fand, die ihm auf Erden, theils in Folge ſeines Charakters, theils ſeiner Familienverhältniſſe, theils ſeiner Arbeiten, nie zu Theil geworden war. Hutten war einer der freimüthigſten, kühnſten Männer ſeiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beiſpiel, ein Gehilfe für Luther, den er nie perſönlich kennen lernte, denn in Augsburg (1518) achtete er ihn, den Bettelmönch, zu wenig. Allein ſpäterhin war er von der größten Achtung für den gleichgeſinnten, kühnen Mann durchdrungen, wie er es früher ſchon für Reuchlin geweſen war. Könnte man ihm etwas Böſes nachſagen, ſo wäre es eine Art Leichtſinn, der ihn ſo manche Verhältniſſe überſehen ließ, die ſchonender behandelt werden mußten, wenn man mit Erasmus ſprechen will. Aber ſein Wahlſpruch: es ſei gewagt! (Jacta alea esto!) ließ ihn daran ſo wenig, wie den, vom Glück mehr begünſtigten Luther, denken. Unrecht, Betrug, Heuchelei, Tyrannei empörte ihn, und ſo entlarvte er ſie mit aller Kraft der Feder, die ihm, wie wenigen, beſonders in der lateiniſchen Sprache, unter allen Geſtalten zu Gebote ſtand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, zitterten alle Freunde, nichts fürchten. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß. Man zählt 45 derſelben, mehrere ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit ausgemittelt iſt, ob ſie von ihm herrühren. Viele von ſeinen Arbeiten ſind zum Theil äußerſt ſelten geworden und eine vollſtändige Sammlung iſt längſt erwünſcht geweſen. Allein das Schickſal verfolgte Hutten auch im Grabe. Es kam nie eine zu Stande. Ob die, von dem freimüthigen Mönch begonnene von beſſerm Glücke begünſtigt werden wird, wird die Zeit lehren. Die vollſtändigſte und neueſte Lebensbeſchreibung des Ritters iſt 1823 von E. J. Wagenſeil in Augsburg erſchienen (Nürnberg; 8.), der ſich faſt ein halbes Jahrhundert lang mit dem Studium von Huttens Schriften beſchäftigt hat.

Hüttenkunde iſt diejenige Bergwerkswiſſenſchaft, welche die letzten Verfahrungs- und Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Foſſilien und Erze von den Stoffen, welche ſie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menſchlichen Gebrauche geſchickt gemacht werden. Sie iſt ein Zweig der Chemie, welcher Oryktургie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rückſicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die beſondere, je nachdem ſie ſich ohne Ausnahme über alle oder nur ausſchließlich über ein einzelnes hüttenmänniſches Erzeugniß ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt ſie ihren Beinamen theils von dem Gegenſtande, z. B. dem Metalle, der Steinart ꝛc., deſſen hüttenmänniſche Kenntniß darin abgehandelt wird; theils von dem darin gelehrten und ausgeübten Haupthüttenverfahren oder Proceſſe, in welchem Falle man ſie ſehr zweckmäßig in die Schmelz-, Amalgamir-, Diſtillir- und Sublimir-, Siede- und Cämentirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Hüttenrauch, ſ. Arſenik.

Hutzwang, in der Landwirthſchaft das Recht gewiſſer Perſo-

nen, ihr Vieh auf den Brachfeldern anderer Landbeſitzer hüten oder weiden zu laſſen; ein Recht, welches in manchen Gegenden der ſo äußerſt wünſchenswerthen Abſchaffung der ſogenannten Dreifelderwirthſchaft, und mithin der Vervollkommnung des Ackerbaues große Schwierigkeiten in den Weg legt. (S. d. A. Ackerbau.)

Huygens (Chriſtian), nach Andern Huyghens, ein holländiſcher Gelehrter, durch mehrere wichtige Forſchungen und Entdeckungen in dem Gebiete der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie unſterblich. Er war Sohn des Dichters Conſtantin Huygens und 1629 in Haag geboren. Er begleitete den Grafen Heinrich von Naſſau auf ſeinen Reiſen 1649 nach Holſtein und Dänemark. Nachher bereiſte er Frankreich und England und weilte von 1666 bis 1681 in Paris mit Gehalt des Königs von Frankreich. Ihm verdankt man z. B. die Erforſchung der Pendeluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche ſich aus andern entwickeln, geleitet wurde; wie auch die Erſchöpfung der Eigenſchaften der Cicloide. Dieſe und andere geometriſche Entdeckungen wandte er ſehr glücklich auf die Mechanik an. Er unterſuchte die Bewegung ſchwerer Körper auf vorgeſchriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Geſetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, ſtellte die Theorie der Schwungbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpuucten des Schwunges löſte, und die Geſetze der Centralkräfte auf, ſo wie ihm auch die Entdeckung des von Jacob Bernouilli vervollkommneten Grundſatzes der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeſchrieben wird. Nicht minder zeichnete er ſich in der Optik aus, und ſtellte eine phyſiſch-mathematiſche Theorie von der Bewegung des Lichts auf (de lumine, Leyden 1790), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären verſuchte. Endlich erwarb er ſich auch um die Aſtronomie, durch Feſterſtellnng vieler Grundwahrheiten dieſer Wiſſenſchaft große Verdienſte, unterſuchte mit von ihm ſelbſt verbeſſerten Teleſkopen (1655), genauer die Geſtalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den ſechsten Trabanten dieſes Planeten, u. ſ. w. Seine Schriften ſind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii opusc. posthuma; Leyden 1700. Opera varia ed. j. A. s' Gravesaud, mit dem Leben Huygens; ebendaſ., Voll. IV., 1724; und endlich Opera reliquia etc.; Amſt. 1728; Voll. II. 4. S. über ihn Montucla Hist. des Math. T. II. Die Rechtswiſſenſchaft, welche er zu Leyden ſtudirte, verließ er aus größerem Drange zu den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, ſammelte ſich auf Reiſen viele Kenntniſſe, und lebte bald in Paris, bald in Haag, als Privatmann ſeiner Wiſſenſchaft. Am letztern Orte ſtarb er auch 1695.

Huyſum (Hans von), der erſte Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Friſche, an Zartheit und Lebendigkeit der Farbe, an Feinheit des Pinſels im Ausdrucke des Saftigen und in den treffendſten Abſtufungen des Lichtes alle ſeine Vorgänger. Er war 1682 zu Amſterdam geboren. Sein Vater, ein Gemäldehändler und ſelbſt ein ſehr mittelmäßiger Maler, beſchäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Malerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichern Trieb zur Darſtellung der Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, u. beſchränkte die ganze Kraft ſeines Pinſels darauf, alle Kunſt in der lebendigen Nachbildung derſelben zu erſchöpfen. Er ſonderte ſich daher von ſeinem Vater ab, und verheirathete ſich gegen das J. 1705. In der Landſchaft folgte er der Manier des Nicolaus Piemont, eines in Holland ſehr geſchätzten Landſchaftsmalers.

Aber das Höchſte erreichte er in ſeinen Blumen- und Fruchtſtücken. Er wußte die Geheimniſſe der Natur immer tiefer zu erſpähen, die flüchtige Blüthe in ihrem ſchönſten Augenblicke zu feſſeln, und durch zauberiſche Wahrheit und Mannichfaltigkeit der Farben, wie durch das faſt Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerſte in dieſer Gattung zu erſtreben. Er war der erſte, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzuſtellen. Auch war er ſo eiferſüchtig in ſeiner Kunſt, daß er Niemand erlaubte, ihn arbeiten zu ſehen, und außer der Tochter eines Freundes und ſeinem, auch als Maler geſchätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehrere unglückliche Umſtände, beſonders die Gefallſucht und Verſchwendung ſeiner Frau und die ſchlechte Aufführung ſeines Sohnes, machten ihn tiefſinnig; doch war an ſeinen Arbeiten keine Spur des abweſenden Geiſtes zu erblicken. Er zehrte ſich ab, und ſtarb zu Amſterdam 1749, ohne ſeinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlaſſen, obgleich jedes ſeiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder, Juſtus, war Schlachtenmaler, ſtarb aber ſchon in ſeinem 22. Jahre. Der dritte, Jacob, copirte ſeines Bruders Blumen- und Fruchtſtücke ſo täuſchend, daß ſeine Copien ſehr theuer bezahlt wurden. Letzterer ſtarb in England 1740.

Hyacinth, ein Edelſtein, welcher die Zirkonerde enthält, meiſtens orangegelb oder feuerfarben ausſieht, ſehr durchſichtig iſt, und ſich gemeiniglich in rein cryſtalliſirten, vielſeitigen Säulen findet, welche mit vier auf den Kanten aufſitzenden Flächen zugeſpitzt ſind. Es gibt außerdem noch honigfarbene und braune Hyacinthe, welche jedoch weniger geſchätzt werden; manche ſind nur halbdurchſichtig. Im Feuer verliert er die Farbe, und ſoll ſogar bei einem hohen Grade von Hitze in Fluß kommen. Die vorzüglichſten Hyacinthe kommen aus Oſtindien; geringer ſind die amerikaniſchen, böhmiſchen und ſchleſiſchen.

Hyacinthen, Zwiebelgewächſe mit ſchönen, wohlriechenden Blumen, die im Februar, März und April hervorkommen, und allen Blumiſten und Blumenliebhabern große Freude durch ihren ſchönen Bau, ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch gewähren. Man hat einfache und doppelte, und zieht gewöhnlich die Zwiebeln aus Harlem in Holland, von welcher Stadt aus damit nach allen Ländern der Welt hin, ein ſehr bedeutender Handel getrieben wird, da ſie durch die urſprünglichen Entdecker der Varietäten und deren tiefe Kenntniß der Blumenvegetation in den Familien der dortigen Blumiſten und ihrer Gehilfen ſich in ihrer Schönheit zur Fortpflanzung erhalten, in andern Ländern aber gewöhnlich ſchnell ausarten. Die Preiſe derſelben ſind ſehr verſchieden. Die ordinären Sorten werden „im Rummel" verkauft, das heißt ohne Angabe der Farben und Namen. Man vergl. hiermit den Art. Blumenhandel.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des laconiſchen Königs Amyklas oder Oebalus, oder des Pierus und der Muſe Clio. Der ſchöne Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war ſein Nebenbuhler, und trieb beim Scheibenwerfen die Wurfſcheibe ſo, daß ſie zurück auf den Scheitel des Jünglings fiel und ihn erſchlug. Der troſtloſe Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder; denn aus ſeinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man die blaue Schwertlilie und den kleinen Ritterſporn denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet ſind, was ſie bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchſtaben von Ajax erklären, von welchem man daſſelbe erzählt. Zu Amyklä

im Peloponnes wurde dem Hyacinth zu Ehren jährlich ein großes Feſt gefeiert.

Hyaden, Nymphen, nach Ovid Töchter des Atlas und der Aethra, nach Andern aber Töchter des Kadmus oder des Erechtheus; auch ihre Zahl wird verſchieden angegeben. Den Tod ihres Bruders Hyas, der von einer Löwin war zerriſſen worden, beweinten ſie ſo anhaltend, daß die Götter, von Mitleiden bewegt, ſie an den Himmel verſetzten, wo ſie das bekannte Geſtirn im Kopfe des Stiers bilden und noch immerfort weinen. Am wahrſcheinlichſten erhielten dieſe Sterne ihre Benennung von dem griechiſchen Worte ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgt, daher man ſie auch die Traurigen, die Regenbringenden (lateiniſch auch Suculae), nannte, welches dann ſpäterhin die Erfindung der obigen Fabel veranlaßte. Einige Dichter haben auch die Hyaden und Plejaden mit einander verwechſelt.

Hyde de Neuville (Paul, Graf von), ſpielte während der Revolution und der kaiſerlichen Regierung eine ziemlich anſehnliche Rolle unter denen, die ſich durch geheime Umtriebe gegen die damalige beſtehende Macht in Frankreich auszeichneten, und machte ſich ſeit der Reſtauration durch ſeinen Ultra-Royalismus und ſein Halten zu den Gliedern der äußerſten rechten Seite in der Deputirtenkammer, bekannt. Geboren zu Charité ſur Loire, woſelbſt ſein Vater, der ihm ein bedeutendes Vermögen hinterließ, eine Knopffabrik hatte, kam er zu Anfang der Revolution nach Paris, machte ſich jedoch erſt im J. 1797 durch ſein Auftreten auf die politiſche Laufbahn bemerklich. Damals ſchloß er ſich mit ſeinem Schwager Delarüe (einem Mitgliede des Rathes der Fünfhundert) der unter dem Namen Clichy bekannten Partei an, deren Streben dahin ging, die erwachte Zeit in ihre vorigen Schranken zurückzudrängen und mit der Vernichtung aller vom Geiſt der Freiheit hervorgerufenen Inſtitutionen, auch das alte Regime in ſeiner völligen einſtigen Geſtalt wieder herzuſtellen. Um dies Vorhaben aber bewerkſtelligen zu können, fand man als das beſte Mittel, das Volk durch jede mögliche Art in Bewegung zu bringen, ihm die den Ideen nationaler Freiheit anhängenden Männer verhaßt zu machen, indem man ſie mit den blutbedeckten und ſinnloſen Ungeheuern der Schreckensperiode zu vermengen ſuchte, und der Menge ſo oft wie möglich vorzureden, daß ſowol der allgemeine Charakter der Nation, als deren einmal ihr eigene Sitten und Civiliſation, mit den Inſtitutionen einer freien Verfaſſung völlig unverträglich wären. So lächerlich an ſich nun auch ein ſolches Beginnen erſcheint, ſo ward es dennoch, in Folge der Schwäche der Directorialregierung, nicht ganz ohne Erfolg betrieben, und man war wirklich mit treulicher Beihilfe einer Menge feiler Federn bereits ſo weit gediehen, daß man die Hoffnung hegen durfte, den kaum durch Ströme Blutes in den weſtlichen Departements unterdrückten Brand eines Bürgerkrieges in mehreren Provinzen aufs neue ausbrechen zu ſehen, als die Allen unerwartete Rückkehr Buonapartes aus Aegypten plötzlich dieſen ſchönen Plan gänzlich ſcheitern machte. Daher denn auch der unverwüſtliche Haß (der ſich ſpäter noch in manchen Verſchwörungen gegen des Conſuls Leben ausſprach) dieſer Partei gegen Napoleon, die wohl einſah, daß nur er, und er allein fähig war, ihren Umtrieben einen Damm zu ſetzen. Hyde de Neuville wußte ſeine Rolle indeß, trotz der eingetretenen Ereigniſſe, ſo geſchickt zu ſpielen, daß lange Zeit kein ſonderlicher Verdacht auf ihn fiel, obſchon er im Intereſſe der royaliſtiſchen

Partei mehrere Reiſen nach England unternahm, wo er ſeinen Schwager Delarûe wiederfand (der in Folge der Ereigniſſe des 19. Fructidor nach Guyana verbannt worden war, ſich von da aber dorthin gerettet hatte), und es war gegen das Ende von 1799, daß er ein inniges Verſtändniß mit den Inſurgenten in den Weſtdepartements, vorzüglich aber mit Georges Cadoudal, mit Dandiqué und Bourmont anknüpfte und zugleich dem brittiſchen Miniſterium einen Plan zu einer Contrerevolution in ſeinem Vaterlande vorlegte, der denn auch eben ausgeführt werden ſollte, als, der 18. Brûmaire die Sache vereitelte. Dennoch gab man das ſo für diesmal geſcheiterte Unternehmen nicht ganz auf, und Hyde de Neuville hatte ſogar die Dreiſtigkeit, ſich dem erſten Conſul ſelbſt vorzuſtellen und ihm die Wiedereinſetzung der Bourbons ans Herz zu legen. Da dies aber nicht gelang, ſo kam er auf ſeine erſten Plâne zurück und begann mit Hilfe ſeiner Sinnesverwandten in Paris ſelbſt eine geheime Gegen-Polizei zu bilden, deren Zweck es war, alle Schritte der Regierung auszuſpioniren, um ſo, bei erſter ſich darbietender Gelegenheit, einen Streich gegen dieſelbe führen zu können. Chef dieſer Anſtalt war ein gewiſſer Dûpérou, der unter der Firma eines Kaufmanns ſeine Talente zum Intriquiren hier bewieß, bald aber demohngeachtet entdeckt wurde. Schon war der Verhaftsbefehl gegen Hyde ausgefertigt, als es ihm, gewarnt durch ſeine Freunde, noch gelang, ſich nach Englang zu retten. Seine ſämmtlichen Papiere, wichtige Aufſchlüſſe über die Umtriebe jener Zeit gebend, fielen aber der Regierung in die Hände und wurden von dieſer im Mai 1800 unter dem Titel: „Correspondence angloise“ bekannt gemacht, wodurch denn das Publikum auch unter anderem erfuhr, daß Hyde unter dem Namen Paul Berri ſeine vielfachen Reiſen nach England und ins Innere von Frankreich gemacht hatte. Später beſchuldigte ihn ein Bericht des Polizeiminiſters Fouché, Theilnehmer an dem Attentat vom 3. Nivoſe (mit der Höllenmaſchine) geweſen zu ſein. Eine von ihm 1801 herausgegebene Denkſchrift weiſt jedoch dieſe Anklage zurück. Bald darauf begab er ſich nach Lyon, wo er bis 1805 in großer Verborgenheit lebte, endlich aber durch Verwendung ſeiner Freunde, durch die Bitten ſeiner Gattin, vorzüglich aber durch den Einfluß der Kaiſerin Joſephine von Napoleon die Erlaubniß erhielt, ſeine Angelegenheiten in Frankreich ordnen und dann ſich nach Spanien begeben zu dürfen. Hier blieb er jedoch nur kurze Zeit und ging darauf mit ſeiner Familie nach Nordamerika, wo er ſich in Neu-York ankaufte und ein Nachbar des General Moreau wurde. Wie man behauptet, ſoll er vorzüglich mit dazu beigetragen haben, dieſen General zu bewegen, nach Europa zurückzukehren und die Waffen gegen ſein Vaterland zu ergreifen. Er ſelbſt kehrte 1814 nach Napoleons Sturz nach Frankreich zurück, folgte hierauf 1815 Ludwig XVIII. nach Genf, und ward, nach der zweiten Reſtauration zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, wo er ſogleich ſeinen Platz unter den heißeſten Ultra-Royaliſten nahm und ſich durch ſeine Aufforderungen zu den ſchärfſten Maßregeln gegen alles, was nach der Denkweiſe der linken Seite ſich hinneigte, auszeichnete, hierdurch aber nicht ſelten ſelbſt die Miniſter in Verlegenheit brachte. Vorzüglich ergoß ſich ſein Eifer gegen die Beibehaltung der Beamten (die er gern alle abgeſetzt und mit reinen Royaliſten ergänzt wiſſen wollte) gegen das Amneſtie-Geſetz, gegen die nicht in ſeinem Sinn zuſammengeſetzten Tribunale ꝛc., und brachte es hierdurch denn dahin, daß die

witzelnde Pariſer Welt ihre und ſeine engſten Anhänger nur wortſpielend „les hideux“ nannten. Nach Auflöſung der Kammer von 1815 ward er von Ludwig XVIII. in den Grafenſtand erhoben und als bevollmächtigter Miniſter Frankreichs zu dem Congreß der nordamerikaniſchen Staaten geſendet. Bald darauf erhielt er auch noch das Großkreuz der Ehrenlegion. Im J. 1822 kehrte er zum zweitenmale aus Amerika zurück, ward 1823 vom Departement de la Nievre abermals zum Deputirten in der Kammer erwählt, bald darauf aber neuerdings vom Hofe als bevollmächtigter Miniſter nach Liſſabon geſendet, wo er dermalen noch fungirt.

Hyder Ali, Beherrſcher von Myſore (Mayſſur, einem vorher wenig bekannten Lande in Oſtindien), war einer der größten, thätigſten, gerechteſten, aufgeklärteſten und tapferſten Fürſten Aſiens; geb. 1728, ſtarb er 1782. Als der Sohn des Gouverneurs der myſoriſchen Bergveſte Bangalur führte er anfangs einen Reitertrupp an, ſchwang ſich aber, nachdem er die Kriegskunſt von den Franzoſen kennen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber des ganzen myſoriſchen Heers empor, bei welcher er europäiſche Kriegs- und Mannszucht einführte, maßte ſich die oberſte Gewalt an, und verdrängte den vorherigen König und deſſen Familie. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor, und andere benachbarte Staaten, und erweiterte bis 1766 ſeine Beſitzungen bis zu 3360 QM. Zwei Kriege führte er mit abwechſelndem Glücke gegen die engliſch-oſtindiſche Compagnie; in dem zweiten unterſtützten ihn die Franzoſen ſehr thätig. Hyder Ali zeichnete ſich unter den aſiatiſchen Fürſten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In ſeiner Regierung, wie in allen ſeinen Geſchäften, herrſchte die größte Ordnung; er beförderte thätig die Aufnahme der Cultur, der Künſte und des Handels, und ſchützte alle Religionsparteien, wenn ſie nur ſeine Geſetze befolgten. Das von ihm geſtiftete mächtige Reich wurde durch die Kriege, welche ſein Sohn und Nachfolger, Tippo Saheb (ſ. d. Art.), mit den Engländern führte, immer mehr geſchwächt, und nach der Eroberung der Hauptſtadt, Seringapatnam, (4. Mai 1799) ganz zertrümmert und in verſchiedene Stücke vertheilt.

Hydra von Lerna, ſiehe Hercules und Lernäiſche Schlange.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydroſtatik. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rückſicht auf den Widerſtand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich ſtark wirkt, dieſer aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, ſo würde es auch keine beſondere Statik (ſ. d. Art.) der flüſſigen Körper, d. i. Hydroſtatik und Mechanik (ſ. d. Art.) derſelben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik, geben, wenn dieſelben ſich nicht durch die äußerſt leichte Verſchiebbarkeit auch ihrer kleinſten Theile von den feſten Körpern unterſchieden, daher denn eine flüſſige Maſſe unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht oder in Bewegung ſich befinden muß, als eine feſte. Da die kleinſte Kraft hinreicht, den Zuſammenhang der Theilchen einer Flüſſigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen ſenkrecht gedrückt wird, ſo müßte die ganze Maſſe zerflieſſen, wenn nicht jedes Theilchen von allen daſſelbe umgebenden, und dieſe wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht blos, wie bei feſten Körpern, die Unterlage (hier der Boden des Gefäßes) einen Druck erleiden, der mit der Höhe der

darin enthaltenen Waſſerſäule in einem gewiſſen Verhältniſſe ſteht. Eine flüſſige Maſſe kann nur in Ruhe ſein, wenn ſie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengeſetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die ſeitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegenſetzen können, zerfließen würden. Aus demſelben Grunde nun, wie die Theile einer Flüſſigkeit gegenſeitig einer auf den andern drücken, müſſen ſie denſelben Druck auch auf einen fremden dieſer ihrer Wirkung unterworfenen flüſſigen (wenn dieſer ſich nicht mit jenem vermiſcht), oder feſten, völlig oder nur zum Theil darin eingetauchten Körper ausüben. So rührt das Schwimmen eines Körpers daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Waſſer, in daſſelbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt, als eine gleich große Maſſe von dieſem, und deswegen von demſelben, indem ſich das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſtrebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Waſſer, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt, als eine gleich große Waſſermaſſe, und nun mit dem Ueberreſte ſeines Drucks zu Boden ſinkt. Wir erhalten dadurch ein Mittel, das ſpecifiſche (eigenthümliche) Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß ſeines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Waſſer oder von einer andern Flüſſigkeit zu beſtimmen. Wird das Gleichgewicht einer flüſſigen Maſſe (Hydroſtatik) auf irgend eine Art geſtört, ſo müſſen die einzelnen Theile der Flüſſigkeit anfangen, ſich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geſchwindigkeit, welche abhängt ſowol von dem Drucke, dem ſie einzeln für ſich ausgeſetzt ſind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf ſie wirkt. Dieſe Unterſuchung iſt Gegenſtand der Hydraulik und Hydrodynamik. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer gewiſſen Höhe mit Waſſer angefüllten Gefäßes in deſſen Seitenwand eine kleine Oeffnung gemacht, ſo ſpringt das Waſſer, gedrückt von dem darüberſtehenden, in horizontaler Richtung durch die Oeffnung, und bringt man eine aufwärts gebogene Röhre daſelbſt an, ſo ſteigt es gerade in die Höhe, und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich iſt dem Drucke der im Gefäße über der Oeffnung ſtehenden Waſſerſäule, eben ſo hoch ſteigen, als dieſe iſt, wenn nicht auf ſeinem Wege auch die Schwerkraft auf daſſelbe wirkte, und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Die Anwendung der Hydraulik wird im gemeinen Leben dadurch erſchwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Waſſer und andern Flüſſigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer Zuſammenhang der Theile Statt findet, deſſen Wirkung durch die Erfahrung beſtimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zuſammenhanges hervorgeht. Die gründliche Kenntniß dieſer Verhältniſſe macht die Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Waſſerbaukunſt, und auch der Maſchinenlehre zur Benutzung der Pumpen, Waſſermühlen u. ſ. w. aus. Sie zeigt die Geſetze, nach denen die Flüſſe und Ströme ihr Bette ſich geben, austiefen, oder verſanden, und wie man Dämme, Schleußen, Canäle, Häfen anlegen muß.

Hydryaden ſind in der Mythologie eine Art von Nymphen (Waſſernymphen), welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Waſſerkopf, die Kopfwaſſerſucht; ſ. Waſſerſucht.

Hydrographie, die von den Gewäſſern handelnde Geographie.

Hydrologie, die Lehre vom Waſſer, Beſchreibung der verſchiedenen Waſſer auf der Erde in Anſehung der Stoffe, womit ſie gemiſcht ſind.

Hydrometer, ein Waſſermeſſer, zur Wahrnehmung des ſteigenden oder fallenden Waſſers.

Hydrophobie, ſ. Waſſerſcheu.

Hydroſtatik, ſ. Hydraulik.

Hydroſtatiſche Wage, ſ. Aräometer und Wage.

Hyeren, ſ. Hieres.

Hygieia, Hygiea, die mildlächelnde Göttin der Geſundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Aesculapius. Homer, Heſiodus und Pindar, welche dieſen noch nicht als Gottheit kennen, wiſſen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea. Wahrſcheinlich entſtand dieſer Mythus zu der Zeit, wo der Tempeldienſt des Asklepios begann. Da man in ſeinen Tempeln die Heilkunſt ſelbſt ausübte, ſo trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Geſundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den ſeinigen, und ihre Bildſäulen auch in dieſen. Sie wurde dargeſtellt als ein Mädchen von ſchlankem Wuchs, in einen langen Talar gehüllt; milde Jungfräulichkeit iſt ihr Charakter, ſie mag ſich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für ſich gebildet ſein. Eine Schale von Maza, einer Art Gerſtenbrot, hat ſie in der Hand, woraus eine Schlange frißt (denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunſt). dd.

Hygrometer oder Notiometer, Hygroſkop. Es iſt für die Meteorologie von größter Wichtigkeit, zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Waſſers zu beſtimmen, und die Werkzeuge, welche dazu dienen ſollen, werden Hygrometer (Feuchtigkeitsmeſſer) genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehrere Körper eine große Fähigkeit beſitzen, die in der Luft ſchwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, und, jeder nach ſeiner beſondern Conſtruction, in der Richtung ſeiner Längen- oder Breitenfaſern ſich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke und Darmſaiten durch Näſſe verkürzt und zugleich aus einander gedreht, und auf dieſe Beobachtung gründet ſich das bekannte Lambertſche Hygrometer, welches aber, bei der Unregelmäßigkeit der durch die Feuchtigkeit an der Darmſaite hervorgebrachten Bewegungen, ſeinem Zwecke nicht völlig entſpricht, die Grade der Näſſe oder Trockniß anzugeben unfähig iſt, und eigentlich den Namen eines Hygroſkops (Feuchtigkeitsanzeiger) verdient. Sauſſure und de Luc ſuchten daher andere Subſtanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig ſich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte dieſe Eigenſchaft bei einem von ſeiner Fettigkeit, durch Kochen in Lauge, befreiten Menſchenhaare, dieſer bei einem ſehr dünnen, nicht der Länge, ſondern der Quere der Fibern nach geſchnittenen Fiſchbeinſtreifen zu finden. Sauſſure ſpannt das gehörig zubereitete und an einem Ende befeſtigte Haar über eine feine, leichtbewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während de Luc einen feinen Golddraht zur Anſpannung des Fiſchbeinreifens gebraucht, ſo daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß ſich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedreht werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Waſſers anzeigt. Damit man aber auch die Menge deſſelben angeben kann, muß noch der Punct der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer beſtimmt werden. Sauſſure beſtimmt an ſeinem Hygrometer den Punct der höchſten Feuchtigkeit durch Setzen deſſelben

unter eine mit Waſſer geſperrte und inwendig damit befeuchtete gläſerne Glocke; de Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen ſeines Hygrometers in Waſſer. Den Punct der höchſten Trockniß aber beſtimmt jener unter einer gläſernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potaſche bedeckten Bleche ſteht; dieſer durch Anhängen des Hygrometers in einem genau verſchloſſenen, mit friſch ausgeglühetem, ungelöſchten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße.

Hylas, ein ſchöner Knabe, deſſen Eltern ſehr verſchieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihm mit ſich auf dem Argonautenzuge; als er aber in der Gegend von Troja ans Land geſtiegen war, um Waſſer aus dem Fluſſe Ascanius zu ſchöpfen, und die Nymphen ſein reizendes Bild durch die kryſtallenen Fluthen ſahen, wurden ſie ſo entzückt von ſeiner Schönheit, daß ſie ihn hinabzogen, und der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern, und verſäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn ihre Reiſe nach Kolchis fortſetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der ſpätern Griechen, von welchen die Vermählung ſelbſt und der Brautgeſang ebenfalls Hymenäos genannt ſein ſollen; wahrſcheinlicher iſt aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott ſeinen Namen von dem Brautgeſange habe, weil man dieſen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein ſo ſchöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechſelt hätte; allein er war arm, und liebte deshalb, obſchon nicht unerwidert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu ſein, kleidete er ſich einſt am Feſte der Eleuſiſchen Ceres in weibliche Tracht, und miſchte ſich in die Feier. Während dieſer drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den ſämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüſten Inſel gelandet und vor Müdigkeit entſchlummert waren, ermordete er ſie, eilte nach Athen zurück, und erbot ſich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, ſagt man, ſeine Ehe ſo glücklich war, ſo gedachte man ſeiner zuerſt in allen Brautgeſängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verſchiedenheit auch nichts Gewiſſes über ſeine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünſtlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollos und einer Muſe; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpſichore, Klio oder Kalliope. Claudian ſagt, daß Venus dem Sohne der Muſe Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn ſich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln anzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Eheſtifter, nicht feierlich angerufen wurde. Er erſcheint: um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitſchleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldene Sandalen; Geſang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn ſeine Fackel verlöſchen, und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem ſchönen Hymnus Catulls an dieſen Gott, ſo hatte Hymen ſeinen Sitz auf dem Helikon bei den Muſen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirge in Attika, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einſammelten. Jupiter, dem auf dieſem Gebirge ein eigner Dienſt ge-

weiht war, führte davon den Beinamen **Hymettius**, der Hymettiſche.

Hymnus. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgeſänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Feſten mit Begleitung der Muſik, oft auch unter feierlichen Tänzen, geſungen wurden, und nach den Gottheiten ſelbſt verſchiedene Namen und Charaktere erhielten, z. B. Dithyrambus, Päan ꝛc. Daher dann jedes Loblied, oder jede Ode, worin ein überſinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenſtand im erhabenen Schwunge der Dichtkunſt beſungen wird. Viele Pſalmen der Hebräer ſind in dieſer Rückſicht auch Hymnen zu nennen, und dem morgenländiſchen Charakter und ihrer Religion zufolge noch feuriger und religiöſer, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin faſt ganz epiſch (wie die Homeriſchen); ſie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen, wie von den Thaten der Menſchen eine anſchauliche Schilderung. Die ſpätern, wie die des Callimachus, wurden ſchon lyriſcher. Unſere chriſtlichen Hymnen ſind größtentheils ganz lyriſch, und ſprechen das Gefühl des Menſchen aus, der ſich zu dem Unſichtbaren voll innern Dranges zu erheben ſtrebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Muſik geſungen: denn die langſame und gleichförmig fortſchreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meiſten Lobgeſänge in unſern Geſangbüchern, welche ihren Gegenſtänden nach dem Hymnus angehören, wenn ſie für eine beſtimmte Melodie gedichtet worden ſind, in dem Tone des ſanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Proſa herabſinken. Wenige von Klopſtock, Voß und einigen Andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns u. ſ. w. gedichtet worden ſind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, ſ. **Kegel**. In der Rede: eine Figur (ſ. **Figur**), welche eine Sache übertreibt, ſie in einem übertriebenen Lichte oder Schatten darſtellt. **Hyperboliſch**, übertrieben.

Hyperboräer, jenſeit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannten Bewohner des Weſten und Norden, von denen ſie glaubten, daß ſie ſtets unter dem Einfluſſe eines günſtigen Himmels ſtänden. Früher ſetzte man in die weſtlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt deſſen fand man glückliche und ziemlich geſittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten, und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen ſie zu ſchirmen ſchienen. Da entſtand die Sage von Völkern, die ſich einer ſteten Geſundheit und eines langen Leben erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem ſie in fruchtreichen Ebenen mit Muſik und Opfern dienten, geſchützt vor dem Nordwinde, das glückliche Leben führten. Bei ihnen herrſchte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtauſende verlebten ſie in ſteten Feſten und Luſtbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Weſtländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hypermneſtra, die älteſte Tochter des Danaus, und Gemalin des Lynceus, den ſie, als die einzige von ihren 50 Schweſtern, wie der den väterlichen Befehl, nicht umbrachte. (S. **Danayden**).

Hypnos, ſ. **Somnus**.

Hypochondrie (von dem griechiſchen hypo, unter, und

chondros, der Rippen- und der Bruſtknorpel; daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), eine der ſchwierigſten Krankheiten. Ihr Sitz iſt im Unterleibe, beſonders in der Gegend unter den kurzen Rippen; allein, wenn ſie zu einem gewiſſen Grade angewachſen iſt, äußert ſie ſich durch die mannichfaltigſten und veränderlichſten Zufälle in dem ganzen Körper. Man könnte, um das Bild der Hypochondrie darzuſtellen, den größten Theil der Pathologie abſchreiben; denn es werden wenig Krankheiten ſein, über deren Zufälle nicht ein Hypochondriſt einmal klagt. Er fühlt auch alle Leiden, die er klagt; er fühlt die peinigende Angſt, die er nicht beſchreiben kann; er fehlt nur in dem Zurückſchließen auf die Urſachen dieſer Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Bruſt, und fürchtet ſich vor Lungenentzündung; ein andermal wird ihm der Kopf ſchwer, eingenommen und ſchwindlich, und nichts iſt gewiſſer, als daß ein Nervenſchlag auf dem Wege iſt; plötzlich entſteht ein Klingen, Sauſen und Brauſen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutſchlagfluß; dann kommen Flecken vor den Augen, und der ſchwarze Staar ſoll eheſtens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen; von etwas krampfhafter Beklemmung ſchließt er auf Bruſtwaſſerſucht. Eine unbedeutende Puſtel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeſchwüre; eine vorübergehende Verſtopfung des Leibes zum Miſerere, ein wenig Durchfall zur Ruhr, eine eingeſchloſſene Blähung zum Centnerſtein. Alle dieſe Zufälle finden ihre Erklärung in dem Weſen und dem Sitze der Krankheit, ihren Urſachen und Veranlaſſungen. Die Hypochondrie iſt eine Verletzung der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven. Daher iſt die Empfindlichkeit des Nervenſyſtems krankhaft erhöht, ſein Wirkungsvermögen aber geſchwächt. Zugleich iſt die Grenze, welche im Organismus zwiſchen dem Nervenſyſteme des Unterleibes und dem des Gehirns und Rückenmarks Statt findet, vermindert, ſo daß Gefühle des Unterleibes zum Bewußtſein gelangen, welche im geſunden Zuſtande nicht empfunden werden, und ſich zu entfernteren Organen fortpflanzen. Die Störung in der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes hat zunächſt eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeiniglich die erſten und meiſten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann alle übrigen abſtammen, ſo wie ſich die krankhafte Mitleidenheit über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entſteht alſo zuerſt Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube, langſame oder ſtockende Ausleerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes, Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken; überhaupt ſchlechteres Befinden nach dem Eſſen. In der Folge geſellen ſich dazu Beklemmung des Athmens, unbeſchreibliche Angſt, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entſteht zuweilen Magenſchmerz, Uebelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, iſt dem Hypochondriſten leicht, wohl und heiter; aber ehe man ſichs vermuthet, wandelt ſich die Szene wieder um, und die alten Beſchwerden treten plötzlich wieder ein. Die Störung des Nervenzuſtandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie ſind bald ſchwermüthig, bald übertrieben luſtig; mit ih-

rem körperlichen Zuſtande unaufhörlich beſchäftigt, achten ſie auf jede ungewöhnliche Empfindung in ihrem Körper, eben weil ſich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen ſie erklärt wiſſen; jedem ſchieben ſie eine wichtigte Krankheit unter; für jeden wünſchen ſie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angſt ſind ſie furchtſam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und ſogar abergläubiſch; fühlen ſie ſich wohl, ſo blaſen ſie, wie Unzer ſagt, ihre Sünden wie kleine Federchen von ſich ab. Manchmal überfällt ſie die Angſt ſo plötzlich, daß ſie aufſpringen müſſen, und nirgends Ruhe finden. Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen ſo plötzlich, daß ſie ſich nicht auf ihren Namen beſinnen können. Mitten in den ernſthafteſten Geſprächen, ſelbſt im Gebete, kommen ihnen die lächerlichſten Dinge vor; andere bekommen plötzlich einen Trieb zu den ſeltſamſten Handlungen, deren ſie ſich nur mit Mühe enthalten können. Veranlaſſende Urſachen zu dieſer Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervenſyſtems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit deſſelben krankhaft erhöhen, die Verdauung ſchwächen, und die Abſonderungen des reproductiven Nervenſyſtems von dem ſenſitiven vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anſtrengung des Geiſtes durch zu vieles Studiren, ſitzende Lebensart, ſchwelgeriſches Leben, Uebermaß in reizenden Getränken, beſonders im Kaffee, und im Genuſſe der phyſiſchen Liebe; aber auch Mangel an Uebung der körperlichen und geiſtigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie iſt keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondriſt glaubt zwar ſechs Tage der Woche hindurch, alle Tage zu ſterben, er hat ein elendes Daſein, iſt ſich ſelbſt zur Laſt, den Seinigen und dem Arzt zur Plage. Die Hypochondrie kann nur ſchwer und langwierig geheilt werden, weil ſie ſelbſt der Heilung am meiſten entgegenſtrebt. Der Hypochondriſt ſoll des überflüſſigen Medicinirens ſich enthalten, allein wenn der Poltergeiſt rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf einmal nehmen; er ſoll ſeine Sinnlichkeit bezähmen, allein ſein empfängliches Nervenſyſtem kann den Lockungen Cupidos nicht widerſtehen; er ſoll ſein Gemüth beherrſchen, allein ſein Gemüth wird vom Körper beherrſcht; er ſoll dem Sitzen, dem Studiren entſagen, und ſich körperliche Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältniſſe, Neigung, Nahrungsſorgen, oder Bequemlichkeit und Faulheit; er ſoll endlich nach einem feſten Plane eine einfache Diät Jahre lang beobachten, ſeinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieſer der Zufälle wegen für nöthig hält; allein er will in drei Wochen geſund ſein, ſeine feſteſten Vorſätze ſind in acht Tagen vergeſſen, und er möchte lieber aller Welt ſeine Leiden klagen, und zehn Aerzte, die jedoch alle zuſammen nicht ſo klug ſind, wie er ſich ſelbſt dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu ſtreiten, und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß ſelten ein Hypochondriſt geheilt wird, ſondern daß er, nachdem er Jahre lang ſich und alle, die das Unglück trifft, um ihn ſein zu müſſen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organiſchen Fehlern ſtirbt, oder daß im glücklichſten Falle, ſich die Krankheit im Alter, wo ſich die übergroße Empfindlichkeit des Nervenſyſtems von ſelbſt legt, allmälig verliert, und können dann Perſonen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein ſehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypokritiſch nannten die Griechen einen Theil ihrer practi-

ſchen Muſik, der eigentlich der Kunſt untergeordnet war, welche ſie unter Orcheſis, und die Römer unter Saltatio, konnten, und welche alles in ſich begriff, was auf Tanz, Gebärden und Stellungen Bezug hatte. Die hypokritiſche Muſik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinne. Die Benennung Muſik aber für eine Kunſt, bei der eigentlich nichts Muſikaliſches vorkam, iſt daher zu erklären, daß man damals unter Muſik überhaupt einen Inbegriff aller Wiſſenſchaften verſtand.

Hypothek, ein verſchriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, ſondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verſchrieben worden. (S. Hypothekenweſen und Pfand.)

Hypothekariſche Creditinſtitute ſind Anſtalten, beſtimmt zu Geld-Darleihen, gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum iſt der wichtigſte Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger ſelbſt Grundeigenthumsbeſitzer ſein. Ein weiſes hypothekariſches Creditinſtitut verſchafft denjenigen, welche ihre Erſparniſſe nicht im Landbeſitze unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus dieſem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verluſt zu wagen. Den bisherigen Anſtalten dieſer Art fehlen mehr oder weniger die weſentlichſten Eigenſchaften zu Erreichung ihres Zweckes; hauptſächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchſt ſelten der weit wichtigere Schutz des Landbeſitzes zum Grunde. Der beiderſeitige Vortheil wird am beſten erreicht durch Mobiliſirung des Grundeigenthums. Die preußiſche und öſterreichiſche Monarchie ausgenommen, gibt es aber bis jetzt nur wenige europäiſche Staaten, wo das hypothekariſche Creditweſen, als Mobiliſirung des Grundeigenthums, auf eine den Geſetzen des Nationalhaushalts nur einigermaßen angemeſſene Weiſe eingerichtet wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit ſtände, deren es fähig iſt, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der öſterreichiſchen Monarchie hat man durch das ſogenannte Intabulationsſyſtem, in Anſehung der größern Güterbeſitzer, einen bedeutenden Schritt dazu gethan; noch zweckmäßiger iſt das Creditweſen des ſchleſiſchen und märkiſchen Adels in der preußiſchen Monarchie; eine das geſammte Grundeigenthum im Lande umfaſſende Creditanſtalt der Art bearbeitet man jetzt in Preußen. Der Graf von Soden hat im zwölften Theile ſeiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer ſolchen Anſtalt in Vorſchlag gebracht, und dieſelbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vgl. die Art. Creditſyſtem und Nationalhypothekenbank.) KM.

Hypothekenweſen, welches ſich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leiſtende Sicherheit ſeines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des römiſchen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutſchland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenweſen eine dreifache Art acceſſoriſcher Verträge bei jedem Darlehne: 1. Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebſt dem Genuſſe eines geſetzlichen Zinsfußes, und der Ueberſchuß iſt nach denſelben Grundſätzen, wie bei der römiſchen Antichreſis, entweder zu erſtatten, oder an dem Hauptſtamme zu kürzen. 2. Mutuum, verknüpft mit einem römiſchen Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wol einem antichretiſchen Vertrage, nach Einführung des römiſchen Rechts. Durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne

deren wirkliche Uebergabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergeſtalt eingeſetzt, daß derſelbe hiedurch ein dingliches Recht an der verſchriebenen Sache erlangt, vermöge deſſen er im Nichtbezahlungsfalle den Beſitz und die Abtretung der verhypothecirten Sache bis zu ſeiner Befriedigung des Darlehns nebſt Zinſen verlangen, und wenn ſie auch alsdann noch nicht erfolgen ſollte, den Verkauf dieſer verſchriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3. Mutuum, in der Geſtalt eines Gülten= oder Rentenkaufs, welches ganz deutſchen Urſprungs iſt. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quaſieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit ſeines dargeliehenen Capitals, deſſen nutzbares Eigenthum auf beſtimmte Zeit dem Borger gehört.

Hypothenuſe heißt in einem rechtwinklichen Dreiecke die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegenſatze der beiden andern Seiten, welche Catheten heißen.

Hypotheſe nennt man einen Satz, den man mit Wahrſcheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterſcheidet phyſiſche und hyperphyſiſche oder transcendentale Hypotheſen. Bei erſteren liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgeſetzen zuſammen. Es wird dabei erfordert, daß ſie an und für ſich nichts Widerſprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, ſo wie mit den Umſtänden, übereinſtimme, die ſich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denſelben Gegenſtand möglichen Hypotheſen die fruchtbarſte und einfachſte ſei, und keiner neuen ſubſidiariſchen Hypotheſe, um ihre Wahrſcheinlichkeit ſelbſt erſt zu beweiſen, bedürfe. Hyperphyſiſche oder transcendentale Hypotheſen ſind, als ſich ſelbſt widerſprechend, ganz unſtatthaft. Man will gegebene Erſcheinungen aus einer transcendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objecte oder dem Grade nach überſteigt, und deswegen in keinen angemeſſenen Gegenſtand findet. Da man nun eigentlich von ſolchen gar nichts verſteht, ſo will man ein Unverſtändliches durch ein anderes Unverſtändliches erklären, welches doch der Natur einer Hypotheſe widerſpricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgeſetzen erklärt werden.

Hypſipyle, des lemniſchen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlafe ermordeten, weil ſich dieſelben thraciſche Sklavinnen zu Beiſchläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verſchonte und ſorgfältig auf der Inſel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypſipyle ſie wohl auf, und zeugte mit Jaſon zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypſipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten ſie ermorden. Sie rettete ſich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen ſie auf, und verkauften ſie dem König Lycus (oder Lycurgus von Nemäa), der ſie zur Wärterinn ſeines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der ſieben Fürſten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden ſie Hypſipyle allein in einem Gehölze mit dem Knaben an der Bruſt. Sie ſetzte den Knaben hin, um die Durſtigen zu erquicken. Dieſen aber tödtete eine Schlange. Zu ſeinem Andenken ſtifteten die Griechen die nemäiſchen Spiele. Hypſipyle aber ward ins Gefängniß

geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne ſie befreiet hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obſt fruchtbare Provinz des alten Perſiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Comis und ein weſtliches Stück von Khoraſan, längs des Sees aber nach dem öſtlichen Abſchnitte von Maſanderan, das Land Korkau und einen Theil von Dahiſtan in ſich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens ſtammten wahrſcheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im erſten Jahrh. gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem parthiſchen Reiche oft gefährlich wurden.

Hyſterie iſt, dem Weſentlichen nach, das bei dem weiblichen Geſchlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen iſt, mit derjenigen Verſchiedenheit, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit ſich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervenſyſtems iſt auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannichfaltigen Zufälle herzuleiten ſind, von welchen hyſteriſche Frauenzimmer befallen werden; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Verſtimmung des Nervenſyſtems von den weiblichen Geſchlechtsorganen ihren Urſprung nimmt (daher der Name von dem griechiſchen ὑστερα, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animaliſchen) Nervenſyſtems, die Zufälle leichter allgemein werden, und ſich ſchneller auch in andern Theilen des Körpers, beſonders im Muskelſyſteme, zeigen; daher Krämpfe mancherlei Art, Zuſammenziehungen des Halſes, auch Kopfſchmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfter vorkommen, und zuweilen ſo hartnäckig ſind, daß ſolche Perſonen wirklich Anfälle, dem Scheintode ähnlich, bekommen können. Sonſt ſchrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufſteigenden Dünſten zu; daher man ſie Vapeurs nannte, die bei den Damen ſehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöſt worden ſind. H.

Verzeichniß

der

in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

G

Gäa —
Gabalis (Graf von) —
Gabel 2
Gabriel —
Gabrieli (Catharina) —
Gaeta 3
Gährung 4
Gagern (H. C. E., Freih. v.) 5
Gahr 6
Gail (Jean Baptiſte) —
Gaillard 7
Galaktit —
Galaktometer —
Galatea —
Galatien —
Galba (Sergius Sulpicius) 8
Galeere —
Galen 9
Galen (Chriſtoph Bernh. von) —
Galenus (Claudius) 10
Galeniſten, ſ. Wiedertäufer —
Galeone —
Galeote —
Galiani (Fernando) 11
Galiläa 12
Galilei (Galileo) —
Galizien 15
Gall (Joh. Joſeph) 17
Gallapfel 18
Galle —
Gallerie 19
Gallert —
Gallicaniſche Kirche 20
Gallicismen —
Gallien 21
Gallier 22
Gallimathias 26
Gallizien —
Gallo (M. M., Marquis v.) 27
Galmei 28
Galuppi (Baldeſſaro) —
Galvani (Aloiſio) 29
Galvanismus —
Gama (Vasco da) 31
Gambe 35
Ganerben —
Gang Seite 35
Ganganelli, ſ. Clemens XIV. 36
Ganges —
Ganglienſyſtem —
Gangräna 37
Gant —
Ganymedes —
Garamantit 38
Garat (D. J. — Pierre J.) —
Garcilaſo de la Vaga —
Gardel 39
Garnerin (die Brüder) —
Garrik (David) —
Gartenkunſt, Gärten 41
Gärtner (Carl Chriſtian) 45
Garve (Chriſtian) 46
Gas 47
Gasarten —
Gasbeleuchtung 50
Gaſometer 52
Gaſparini (Francesco) —
Gaſſenerleuchtung —
Gaſſendi (Pierre) —
Gaßner (J. J.) 53
Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft 54
Gaſtmähler der Alten 55
Gaſton de Foix 56
Gaſtriſch 57
Gaſtromantie —
Gatterer (J. Chriſtoph) —
Gau 58
Gauſſin (J. Cath.) —
Gaveaux —
Gaviniés —
Gavotte —
Gay (John) —
Gazophyrion 59
Gebälk —
Gebärde, Gebärdenſpiel ꝛc. —
Gebern 61
Gebet 62
Gebirge, Gebirgslehre, ſ. Berge und Orographie —
Gebirgsarten, ſ. Oryktologie —
Gebirgshöhe —
Gebläſe 63
Gebrochen —

Geburt Seite 63
Geburtshülfe 66
Gedächtniß 69
Gedächtnißübungen —
Gedackt 70
Gedanke —
Gedärm, ſ. Darm —
Gedicht, ſ. Poeſie —
Gediegen —
Gedike (Friedr.) 71
Gedritter Schein, ſ. Aſpecte 72
Geeſtland, —teiche —
Gefäll —
Gefäße —
Gefiedert —
Gefolg, Gefolgsdienſt —
Gefrieren 73
Gefühl 74
Gefühlsmenſchen 75
Gefühlsvermögen 76
Gegenbewegung 77
Gegenbeweis —
Gegenfüßler 78
Gegenſatz, ſ. Antitheſe u. Contraſt —
Gegenſchein, ſ. Aſpecte —
Gegenwirkung —
Geheimeraths-Verordnungen —
Gehirn 79
Gehör —
Gehorſam, ſ. Kloſtergelübde 80
Gehörwerkzeuge —
Gehrung 81
Geige, ſ. Violine —
Geißelungen —
Geiſt 83
Geiſt (der heilige) 84
Geiſt der Zeit 86
Geiſtererſcheinung —
Geiſteskrankheiten 87
Geïſtik —
Geiſtlich 88
Geiſtl. Vorbehalt, ſ. Vorbehalt —
Geiſtliches Gericht —
Geiſtlichkeit —
Geiz 90
Gekuppelte Säulen 91
Gelbes Fieber, ſ. Fieber —
Gelbſucht —
Geld 92
Geldern 93
Geldumlauf, ſ. Münzumlauf —
Geleckt —
Gelée, ſ. Gallert —
Gelée (Claude) —
Gelehrſamkeit Seite 94
Geleit 95
Gellert (Chriſt. Fürchtegott) —
Gellius (Aulus) 98
Gelon —
Geltung 99
Gelübde —
Gemälde 100
Gemappe 101
Gemarke, ſ. Barmen —
Gemein —
Gemeingefühl 102
Gemeingeiſt 103
Gemeinheit, Gemeine —
Gemeinheitstheilung 104
Gemenge 105
Gemmen —
Gemmingen (O. H. Freih. v.) —
Gemſe 106
Gemüth —
Gemüthsbewegungen 108
Gemüthskrankheiten —
Gendarmen 109
Genealogie —
General 111
Generalbaß 112
Generali (Pietro) —
Generalſtaaten, ſ. Niederlande 113
Generation —
Geneſis —
Geneſung —
Genethliacon, Genethliacus 114
Genetiſch —
Genf —
Gengis-Khan, ſ. Dſchingis-Khan 116
Genie —
Genien 117
Genlis (Gräfin v.) 118
Genoveva (die heilige, — die heil. Pfalzgräfin 119
Genſerich, ſ. Vandalen 120
Gent —
Gentleman 121
Gentry —
Genua —
Genz (Fried. v.) 125
Geocentriſch 127
Geocykliſche Maſchine —
Geodäſie, ſ. Geometrie —
Geoffrin (Madame) —
Geoffroy (J. L.) 128
Geogonie 130
Geognoſie, Geognoſtik —
Geographie —

Geographie (Geſchichte und Literatur der) Seite 131
Geologie 135
Geomantie 140
Geometrie —
Georg (der heilige Ritter St.) 142
Georg I. } —
Georg II. } König von England 143
Georg III. } —
Georg IV. } 145
George Weymer (Dem.) 148
Georges Cadoudal —
Georgien 149
Georgien, ſ. Vereinigte Staaten —
Gerade —
Gerando (Joſ. Marie de, Bar. von Ramzhauſer) 150
Gerard (Franceſco) 151
Gerberei 152
Gerbert, ſ. Sylveſter II. —
Gerbier (Pet. Joh. Bapt.) —
Gerechtigkeit —
Gerechtigkeits-Ritter, ſ. Ahnen —
Gerhard (Paul) —
Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, ſ. Medicin (gerichtliche) und Polizei (gerichtl.) 153
Gerichtshöfe der Liebe —
Gerichtsordnung, ſ. Prozeßordn. 154
Gerichtsverfaſſung —
Germanicus (Cäſar) 155
Germanien 156
Germanismus 163
Gerona —
Geronten —
Gerſau 164
Gerſtenberg (Heinr. W. v.) —
Geruch 165
Geryon oder Geryones —
Geſammte Hand, Geſammtſtimme —
Geſandte, Geſandtſchaftsrecht —
Geſang 167
Geſangſchulen, ſ. Singſchulen 168
Geſchäftsſtyl —
Geſchäftsträger, ſ. Geſandte —
Geſchenkte Handwerke —
Geſchichte —
Geſchichtforſcher 172
Geſchichtſchreiber —
Geſchiebe, Geſchübe 180
Geſchlecht —
Geſchmack, Geſchmackskritik 182
Geſchütz 184
Geſchwornengericht, ſ. Jury S. 185
Geſechster Schein, ſ. Aſpecte —
Geſellſchaft —
Geſellſchaften (gelehrte), ſ. Akademien —
Geſellſchaftskönig oder Voigt —
Geſellſchaftsrechnung —
Geſellſchaftsvertrag —
Geſetz 187
Geſetzgebung —
Geſicht 191
Geſichtspunct —
Geſims —
Geſinde, Dienſtboten, Dienſtgeſinde 192
Geſpanſchaften 193
Geſpenſter —
Geſpilderecht, ſ. Näherrecht 194
Geßner (Conrad v.) —
Geßner (Joh. Matthias) —
Geßner (Salomon) 195
Geſtalt der Erde, ſ. Erde 196
Geſtändniß —
Geſticulation, ſ. Gebärde —
Geſtirn, ſ. Sterne u. Sternbilder —
Geſundbrunnen —
Geſundheit 197
Getreide 200
Getreidehandel, ſ. Kornhandel 201
Getreidemagazine, ſ. Kornmagaz. —
Getreidemangel, ſ. Kornmangel —
Geuſen —
Geviertſchein, ſ. Aſpecte —
Gewährleiſtung —
Gewand —
Gewehr, ſ. Degen, Flinte und Waffen 202
Gewehrfabrik —
Gewerbſteuer, Induſtrieſteuer, Arbeitsſteuer 203
Gewicht —
Gewiß und Gewißheit 204
Gewiſſen —
Gewiſſensfall 205
Gewiſſensfreiheit und Gewiſſenszwang —
Gewitter —
Gewohnheitsrecht 206
Gewürze —
Gewürzinſeln od. Molucken —
Gewürznelken 209
Gherardesca (die Familie, Ugolino, Manfred, Bonifazio und Philipp —

Ghiberti (Lorenzo) Seite 213
Gianni (Francesco) —
Giannone (Pietro) 214
Gibbon (Edward) 216
Gibellinen, ſ. Welfen 218
Gibichenſtein —
Gibraltar 219
Gicht, ſ. Arthritiſch 220
Gichtel (Joh. Georg) —
Giebel 222
Gift —
Giganten 224
Gigantiſch, ſ. Koloß 225
Gigli (Hieronymus) —
Gilbert (Gabr., — Nic. Joſ.) 226
Gilde 227
Gillies (John) 228
Gil-Polo —
Gil-Vicente —
Gimle, ſ. Nordiſche Mythologie 229
Ginguené (Pierre Louis) —
Gioja (Flavio) 231
Giordano (Luca) 232
Giornovichi 233
Giotto —
Girardon (François) 234
Giro —
Girobank —
Girodet 235
Girondiſten —
Giſeke (Nic. Diet.) 238
Giunti, Giuntinen —
Giulio Romano, ſ. Julius Romanus 240
Giuſtinianiſche Gemäldeſamml. —
Glacis 243
Gladiatoren —
Glas 244
Glasfenſter 245
Glasgalle 246
Glasgow —
Glasmalerei 247
Glasſchleifen 248
Glastropfen oder Glasthräne —
Glaſur —
Glätte oder Bleiglätte —
Glatteis 249
Glaube —
Glaubenseid 250
Glauber (Joh. Rud.) —
Glaucus —
Glaz 251
Gleditſch (Joh. Theophilus) —
Gleichen (Ernſt Graf von) 252
Gleicher, ſ. Aequator Seite 252
Gleichgewicht —
Gleichgewicht der Staaten 253
Gleichheit 256
Gleichniß 257
Gleichung 258
Gleim (Joh. Wilh. Ludwig) —
Gletſcher, Gletſcherſalz 262
Gliedermann, Gliederpuppe 263
Glimmer, Glimmerſchiefer 264
Globus —
Glocken —
Glockenſpiel 265
Glogau —
Gloſſe 266
Glover (Richard) —
Gluck (Chriſtoph, Ritter von) 267
Glühen, Glühe 269
Glühwurm 270
Gmelin (J. G., — Phil. Friedr., — Sam. Gottl.) —
Gnade 271
Gnadenritter, ſ. Ahnen 273
Gneis —
Gneiſenau (Graf Neidhard v.) 273
Gnidus oder Knidos 275
Gnom —
Gnome —
Gnoſis 276
Goa 280
Gobelin (Gilles) 281
God save the King —
Gökingk (L. Fr. Günther v.) 282
Golconda —
Gold 283
Goldmacherkunſt, ſ. Alchymie 284
Goldnes Vließ, ſ. Jaſon und Argonauten —
Goldnen Vließes (Orden des) und der drei goldnen Vließe, ſ. Vließ (goldnes) —
Goldene Zahl, ſ. Calender —
Goldgulden —
Goldoni (Carlo) —
Goldſchläger 289
Goldſmith (Oliver) 290
Golgatha, ſ. Calvarienberg 292
Gomarus, Gomariſten, ſ. Reformirte Kirche —
Gonfaloniere, — des päpſtlichen Stuhls —
Gonſalva (Hernandez y Aquil.) 293
Gonzaga 294
Gorani (Joſ. Graf von) 296

Gordiſcher Knoten, ſ. Alexander und Gordius Seite 296
Gordius —
Gorgonen 297
Görlitz —
Görres (J. J.) —
Görz (Freih. G. H. von) 300
Görz (J. E. Graf von) 301
Goslar 302
Goſſec (F. J.) —
Goſſelin (P. F. J.) 303
Gotha —
Göthe (J. Wolfgang von) 305
Gothen 316
Gothenburg 317
Gott und Götter 318
Gotter (F. W.) 321
Götterlöhre, ſ. Mythen und Mythologie 323
Götterſpeiſe —
Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche —
Gottesfriede 324
Gottesgericht, Gottesurtel, ſ. Ordalien —
Gottfried von Bouillon —
Gotthardsberg (Sanct) 326
Göttingen —
Gottorp, ſ. Holſtein 327
Gottſched (J. C.) —
Gottſched (Luiſe A. Victoria) 328
Götz (J. N.) 329
Götze —
Götze (J. M.) 330
Götze (J. A. E.) 331
Gouda —
Gozzi (Graf Carlo) —
Gozzi (Graf Gasparo) 333
Grabmahl, ſ. Denkmahl 335
Gracchus (T. Sempr. u. Caj.) —
Gracioſo 339
Gradation —
Grade —
Gradiren 340
Gradmeſſungen 341
Graf 342
Graff (Anton) 344
Grammatik —
Gramme —
Grammont (P., Graf von) 345
Gran, Grän —
Granada —
Granat 346
Granaten —
Grandes Seite 346
Granit 348
Granvella (Anton P., Cardinal von) —
Graphit 350
Gras —
Graſſe (Graf v.) —
Grau in Grau 351
Graubündten —
Graun (C. H.) 352
Grave 353
Graveſande (W. J.) —
Gravis, ſ. Accent 355
Gravitation —
Grävius (J. G.) —
Gray (Johanna) 357
Gray (Thomas) 359
Grätz —
Grazie 360
Grazien —
Grecourt 361
Greenwich —
Gregor der Große, ſ. Päpſte 362
Gregor VII. —
Gregorianiſcher Calender, ſ. Calender 364
Gregoriusfeſt, Gregoriſſingen —
Greif 365
Greifswalde 366
Gresham (Sir Thomas) —
Greſſet 367
Gretna-Green 368
Gretry (A. E. M.) —
Greuze 369
Gribeauval (J. B. V. de) —
Griechenland 370
Griechiſche Kirche. 377
Griechiſche Kunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der), Bildhauerkunſt, Malerei und Muſik (Geſchichte der) 383
Griechiſche Literatur —
Griechiſche Sprache u. Schrift 393
Griechiſches Feuer, ſ. Feuer 395
Griesbach (J. J.) —
Grimaldi (die Familie) 396
Grimm (F. M., Baron von) 399
Grimod de la Reyniere 400
Griphi 401
Griſaille, ſ. Grau in Grau —
Grönland —
Gronov (J. Friedr., — Jacob, — Abraham 404
Gros 405

Groſchen Seite 406
Großaventurhandel, Seeverſicherungs- od. Aſſecuranzhandel —
Groß-Beeren (Treffen bei) 407
Großbritannien und Irland —
Größe, Größenlehre, ſ. Mathematik 428
Größe (ſcheinbare) —
Großgriechenland 429
Großgörſchen (Schlacht von), ſ. Lützen —
Großmann (G. F. W.) —
Grotius (Hugo) 430
Grotesk, Grotesken 431
Grube 432
Grübel (J. C.) 433
Grumbach (W. v.) —
Grund, Gründen, Grundiren 434
Grundanſchlag 435
Grundbaß —
Grundeis 436
Grundkräfte —
Grundriß —
Grundſteuer —
Grüner Donnerſtag 440
Grundſtoffe, ſ. Elemente —
Gruner (C. J. v.) —
Grünſpan 442
Gruppe, Gruppiren —
Gryph (Andr.) 443
Guadeloupe 444
Guarin (G. B.) 445
Guebriant (J. B. B., Graf v.) —
Guelfen und Gibellinen, ſ. Welfen 446
Guercino (Gianfranceſco Barbieri da Cento genannt) —
Guerike (Otto von) 447
Guerillas —
Guerin 448
Guernſey und Jerſey 449
Guesclin (Bertrand du) 450
Guevara (Louis Valez de las Duenas y, — Sebaſtian, — Peter, — J. Baltram, — Philipp) —
Guglielmi (Pietro) 451
Guiana 452
Guibal (Nicol.) 453
Guibert (F. A., Graf von) —
Guicciardini (Franceſco) 454
Guido von Arezzo 455
Guido Reni, ſ. Reni 457
Guignes (J., — Chretien de) —
Guillotine Seite 458
Guinea —
Guinee 459
Guiscard (Robert) 460
Guiſchard (C. G.) 461
Guiſe (Claude, — Franz, Herzog v. Lothringen) 462
Guiſe (H., Herz. v. Lothring.) 463
Guitarre 464
Gulden —
Güldene Zahl, ſ. Calender 465
Gummi —
Gundling (J. P., Freih. von, — Nicol. Hieronymus) —
Günther (J. C.) —
Guſtav I. } König v. Schweden 466
Guſtav II. } König v. Schweden 468
Guſtav III. } König v. Schweden 469
Guſtav IV. } König v. Schweden 473
Guthirie (William) 476
Guttenberg (Joh.) —
Guys (P. A.) 477
Gyges 478
Gymnaſium —
Gymnaſtik 479
Gymnoſophiſten 480
Gynäceum —
Gyps —
Gyromanthie —

H

Haag —
Haare —
Haargefäße, Haargefäßſyſtem 482
Haarröhren —
Habakuk 483
Habeas-Corpus-Akte —
Häberlin (C. F.) 484
Habeſch oder Habeſſinien 485
Habsburg 487
Hackbord 488
Hackert (Philipp) —
Hades, ſ. Pluto 490
Hadrian (P. Aelius) —
Hadſchi 491
Hafen —
Haff —
Hafiz —
Hagedorn (F. v.) 492
Hagel —

Hager (Joſeph) Seite 492
Hageſtolziat 494
Hahn (P. M.) —
Hahnengefecht 495
Haimonskinder —
Hakim, — Hakimbaſchi 496
Halberſtadt —
Halber Ton 497
Halbgötter, ſ. Heroen —
Halbkugel —
Halbkugeln (Magdeburgiſche) —
Halbmeſſer, ſ. Diameter 498
Halbmetalle —
Halhed (Nathanael Braſſey) —
Halifar —
Halikarnaß —
Halle 499
Hallelujah —
Haller (Albrecht v.) —
Halley (Eduard) 501
Halljahr 502
Halloren —
Halsgerichtsordnung —
Haltung 503
Hamadryaden —
Hamann (J. G.) —
Hamburg 505
Hamilton (Antony, Graf v.) 508
Hamilton (Sir William) 509
Hamilton (Lady) —
Hammer (J. v.) 511
Hammerwerk 513
Hämorrhoiden —
Hämus —
Hanaken —
Hanau 514
Hanau (Schlacht bei) —
Händel (G. F.) 517
Handel 519
Handelsbilanz 521
Handels-Cammern, Handels-Collegien ꝛc. 522
Handelsfreiheit 523
Handelsgerichte 524
Handelsgeſellſchaften 526
Handelspolitik, —polizei 527
Handelsprämien 528
Handelsrecht —
Handelstractate 530
Handlung —
Handwerk, Handwerkspolizei, —recht, Handwerker (Krankheiten der) 532
Hanf 533
Hangematte Seite 534
Hangewerk —
Hannibal —
Hanno 537
Hannover (Königreich) 538
Hannover (Hauptſtadt) 544
Hans Folz, ſ. Folz 545
Hans Roſenblüt, ſ. Roſenblüt —
Hans Sachs, ſ. Sachs —
Hanſa, Hanſeatiſcher Bund —
Hänſeln 548
Hanswurſt —
Hanway (Jonas) 549
Harald I., Kön. v. Norwegen 550
Harald III., = = —
Hardenberg (C. A. Fürſt von) 551
Hardenberg (Friedrich von) 553
Hardouin (Jean) 555
Harem —
Häreſis —
Harfe —
Harlekin 556
Harlem 557
Harmonia oder Hermione 558
Harmonica —
Harmattan 559
Harmonie —
Harmonik 560
Harniſch —
Harpe (J. F. de la), ſ. Laharpe
H(J. F. de) 561
arpe (F. Cäſar la), ſ. La-
Hharpe (F. C.) —
arpaggio —
Harpokrates —
Harpyien —
Harrington (James) —
Harris (James) 562
Harriſon (John) —
Härte 563
Haruſpex, ſ. Aruſpex —
Harvey (W.) —
Harwich 564
Harz (Gebirge) —
Harz 566
Haſenclever (P.) —
Haſenſcharte —
Häſer (Charl. Henr.) —
Haſſe (J. A.) 567
Haſſelquiſt (Fr.) 569
Haſtings (Warren) —
Hatſcherif 571
Haubitze —
Haug (J. C. F.) 572

Haugwitz (Graf von) Seite 572
Hauptbuch, ſ. Buchhalterei 574
Hauptſatz, ſ. Thema —
Hauptton oder Grundton —
Hausehre —
Hauſen 575
Häuſerſteuer —
Haut —
Hauteliſſe-Tapeten 576
Hautkrankheiten —
Hautrelief, ſ. Basrelief 577
Havannah —
Havercamp (Siegebert) 378
Haverei, Haverie, ſ. Avarie —
Haydn (Joſeph) —
Hayducken 580
Hayti 581
Hazardſpiele 583
Hebe 584
Hebel (J. P.) —
Hebel 585
Heber 586
Hebert (Jacques René) 587
Hebezeug 588
Hebräer —
Hebräiſche Sprache u. Literatur 590
Hebriden 593
Hecate 594
Hecatombe —
Hecla —
Hector 595
Hecuba —
Heemskerk (Martin von) —
Heer (ſtehendes) 596
Heerbann 598
Heeren (A. H. L.) —
Heergeräth, Heermeiſter —
Hegira 599
Heidegger (Joh. Jacob) —
Heidelberg 600
Heidelberger Bibliothek 601
Heiden 602
Heilig —
Heilige Allianz 606
Heiliges Grab 607
Heilkunſt 608
Heilmethode —
Heimfallsrecht ſ. Aubaine (Droit d') —
Heimweh —
Hein (Peter Peterſen) 609
Heineccius (J. G.) —
Heinecker (Samuel) 610
Heinitz (Ant. Fr., Freih. von) —
Heinrich Seite 610
Heinrich I. 611
Heinrich III. 612
Heinrich IV. 613
Heinrich V. 614
Heinrich VII. 616
(Kaiſer von Deutſchland)
Heinrich III. 617
Heinrich IV. 618
(Könige von Frankreich)
Heinrich II. 621
Heinrich V. 622
Heinrich VI. 623
Heinrich VII. 624
Heinrich VIII. —
(Könige von England)
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen 626
Heinrich der Jüngere, Herzog v. Braunſchweig 629
Heinrich der Seefahrer 630
Heinrich (Prinz) v. Preußen, ſ. Friedrich Heinrich Ludwig 632
Heinſe (Wilh.) —
Heinſius (Daniel, — Nicolaus) 633
Heinſius (Großpenſionär von Holland) —
Heißhunger, ſ. Bulimie 634
Heizung —
Hektiſch 637
Hela, ſ. Nordiſche Mythologie —
Heldenbuch —
Heldengedicht 638
Helena 639
Helena (Inſel), ſ. St. Helena 640
Helenenfeuer —
Helenus —
Helgoland —
Heliaden 641
Helikon —
Heliocentriſch —
Heliometer —
Helios —
Helioſcop 642
Hell (Maximilian) —
Hellas, Hellenen, Hellenismus 643
Helldunkel 644
Helle 645
Hellenen, Helleniſch, ſ. Hellas —
Helleniſten —
Helleniſten (ägyptiſche) —
Helleſpont —
Helm 646
Helmintholithen, ꝛc. —
Helmont (Joh. Bapt. von) —
Helmſtädt 647
Heloiſe —

Heloten Seite 647
Helſingfors 648
Helſingör —
Helſt (Bartholomäus von der) —
Helvetien —
Helvetius (Claude Adrian 649
Helvoetsluys 650
Hemerodromen —
Hemikranie oder Hemigräne, ſ. Kopf und Migräne —
Hemiſphäre, ſ. Halbkugel —
Hemmling —
Hemſterhuis (Tiberius) —
Hemſterhuis (Franz) 651
Hendekaſyllaben 653
Hengiſt und Horſa —
Henil —
Henke (Heinr. Phil. Conrad) —
Henrici (Chriſt. Friedr.) 655
Henriette (Anna) —
Hephäſtion 656
Hephäſtos, ſ. Vulcan 657
Heptachord —
Heptagonalzahlen —
Herakliden —
Heraklit —
Heraldik 658
Herbarium 660
Herberſtein (Sigism. Frh. v.) —
Herbſt, — nachtgleiche, — punct 661
Herbſt (Joh. Friedr. Wilh.) —
Herculanum 662
Hercules 664
Hercules-Säulen 671
Herder (Joh. Gottfr. von) —
Here, ſ. Juno 674
Hering, Heringsfang —
Hermandad 675
Hermann 676
Hermann von Thüringen 679
Hermann (Joh. Gottfr. Jac.) 681
Hermannſtadt 682
Hermaphroditos —
Hermelin 683
Hermen —
Hermeneutik —
Hermes, ſ. Merkur —
Hermes Trismegiſtus —
Hermes (Johann Auguſt) 684
Hermes (Johann Timoth.) —
Hermetiſche Kunſt, ſ. Alchymie 685
Hermione —
Hermode, ſ. Nord. Mythol. —
Hernia, ſ. Bruch —
Hero Seite 685
Herodes 686
Herodian —
Herodot —
Heroen 690
Heroide —
Heroiſch 691
Herold —
Heronsball 692
Heroſtratus —
Herrenbank 693
Herrera (Hernando de) —
Herrera (Antonio) —
Herrnhut —
Herſchel (Wilhelm) 694
Hertha 695
Herz, — krankheiten 696
Herzberg (Ewald Frdr. Gr. v.) 697
Herzog, ſ. Fürſt 700
Herzogenbuſch —
Heſekiel, ſ. Ezechiel —
Heſiodus —
Hesperiden 702
Hesperus —
Heß (Ludwig) —
Heß (Carl) 703
Heſſen 704
Heſychaſten 705
Heſychius 706
Hetären —
Heterodox —
Heterogen und Homogen 707
Heteroscii —
Hetmann —
Hetrurien, ſ. Etrurien —
Heuſchrecken —
Heuriſtik 708
Hexagonalzahlen, ſ. Zahlenſyſtem 710
Hexameter —
Hexapla 711
Hexe, Hexerei —
Heynatz (Johann Friedrich) 712
Heyne (Chriſt. Gottl.) 713
Hiatus 715
Hibernien 716
Hibriſch —
Hidalgo —
Hierarchie —
Hieres und Hieriſche Inſeln 719
Hiero I. } König von Syrakus. —
Hiero II. } 721
Hierodulen 723
Hieroglyphe 724

Hieronymiten, Hieronymianer Seite 725
Hieronymus der Heilige —
Hieronymus von Prag 726
Hierophant 727
Highwaymen 728
Hildburghauſen —
Hildebrandismus 729
Hildesheim —
Hiller (Joh. Adam) 730
Himmel 731
Himmel u. Himmelfahrt —
Himmel (Friedr. Heinr.) 732
Himmelskugel (künſtliche), ſ. Globus —
Hinckelmann (Abraham) —
Hindenburg (Carl Friedr.) 733
Hindoſtan —
Hindus 738
Hinken 740
Hintergrund, ſ. Grund 741
Hiob —
Hippel (Theod. Gottl. von) 742
Hippias 744
Hippiatrik 745
Hippocentauren —
Hippocrates —
Hippocrene 746
Hippodamia —
Hippodromus —
Hippogryph 747
Hippolytus, ſ. Phädra —
Hippolytus a Lapide —
Hirſchberg —
Hirſchfeld (Chriſt. Cay Lorenz) —
Hirt (A.) 748
Hirtenbrief 749
Hirtengedicht, ſ. Idylle —
Hirzel (Hans Casper) —
Hiſpanien 750
Hiſtorie, ſ. Geſchichte 751
Hiſtorienmaler, Hiſtorienmalerei, ſ. Geſchichtforſcher, Geſchichtſchreiber u. hiſtoriſch —
Hiſtoriker, ſ. Geſchichtforſcher u. Geſchichtſchreiber —
Hiſtoriſch —
Hiſtoriſche Compoſition ꝛc., ſ. Hiſtoriſch 753
Hiſtrionen —
Hobbes (Thomas) 754
Hochamt 756
Hoche (Lazare) —
Hochheim 757
Hochkirch Seite 758
Hochland (ſchottiſches) 759
Hochmeiſter, ſ. deutſche Ritter u. Johanniterritter 766
Hochſtädt (Schlachten bei) —
Hochverrath 768
Hoditz (Albert Joſ. Graf v.) —
Hof (Stadt) 770
Hof, — amt, — dame, — gericht —
Hofer (Andr.) 771
Hoffmann (Friedr.) 774
Hoffmann (Chriſt. Ludw.) —
Hoffmann (E. Th. A.) 775
Hofmannswaldau (Chr. Hofmann von) 778
Hofnarren —
Hofwyl 780
Hogarth (William) 789
Höhe 791
Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrecht —
Hohenheim (Groß-, — Klein-) 792
Hohenlohe 793
Hohenlohe, — Ingelfingen (Fr. Ludw. Fürſt von) 794
Höhenmeſſungen —
Höhenrauch, Heerrauch 797
Hohenſtaufen 798
Hohenſtaufen (der Berg) 801
Hohenzollern —
Hoherofen, Hohofen 803
Hoherprieſter —
Hohes Lied 804
Höhlen 805
Hohlmünzen, ſ. Bracteaten —
Holbach (Paul Th., Baron v.) —
Holbein (Hans) 806
Holberg (Ludw., Freih. v.) 807
Holkar 808
Holland, ſ. Niederlande (Königreich der) 809
Holländer, Holländerei —
Holländiſche Literatur u. Sprache, ſ. Niederländiſche Liter. u. Sprache —
Holländiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule —
Hölle —
Höllenſtein 810
Holm —
Holſtein —
Hölty (Ludw. Heinr. Chriſt.) 812
Holz, Holzarten 814
Holzanbau 818

Holzbrand Seite 819
Holzconſumtion —
Hölzerne Uhren 820
Holzflöße, ſ. Flöße —
Holzhandel —
Holzſäure —
Holzſchneidekunſt, Holzſchnitt 821
Holzſparkunſt 823
Holzwaaren —
Homann (Joh. Bapt.) —
Home (Henry) 824
Homer, Homeriden —
Homilie, Homilien 830
Homilius (Gottfr. Aug.) —
Hommel —
Homocentriſch 831
Homogen, ſ. Heterogen —
Homöopathie —
Hompeſch (Ferd., Frh. von) —
Hondekoeter (Melchior) 832
Honig, — präparate, — thau —
Honneurs 833
Hontheim (Joh. Nic. von) —
Honthorſt (Gerhard) 834
Hood (Samuel) —
Hooft (Pieter Corneliszoon) —
Hopfen 835
Hopital (Michel de l') —
Horatier 836
Horatius Cocles 837
Horaz (Quintus Flaccus) —
Horeb 841
Horen —
Hören, ſ. Gehör 842
Horizont, Horizontal —
Hormayr (Joſeph Freih. von) 843
Hormayr (Joſeph Freih. von) —
Horn, Hörner 845
Horn, Waldhorn —
Horn (Graf von) —
Horn (Cap=) 846
Horneck (Ottokar von) —
Hornemann (Friedr. Conr.) 847
Hornhaut, — hautfiſtel, — ſtein, — ſilber, — werk 848
Hornpfeife —
Horoſcop —
Hörrohr, ſ. Gehörwerkzeuge, künſtliche) —
Horſt —
Horus —
Hoſe 849
Hoſeas —
Hoſianna —
Hoſpitäler, ſ. Krankenhäuſer Seite 849
Hoſpitalfieber —
Hoſpodar 851
Hoſtien —
Hottentotten —
Hottinger (Joh. Heinr., — Joh. Jac.) 853
Houel (J. P.) 854
Houris 855
Houtmann (Cornelius) —
Howard (John) 856
Howe (Richard, Graf) 858
Howick (Lord Charles) —
Hoym (C. G. H. Graf von) 859
Huarte (Juan) —
Huber 860
Huber (Michael) —
Huber (Ludw. Ferd.) 861
Hubertsburg 862
Hübner (Joh.) —
Hudſon (Henry) 863
Hudſonsbai —
Hue (J. Fr.) 865
Hufeland (Chriſt. Wilh.) —
Hugdietrich, ſ. Heldenbuch 866
Hugo Capet —
Hugonotten, Hugenotten 867
Hühnen, Hühnengräber 870
Huldigung 872
Hull 873
Hullin (Graf P. Auguſtin) —
Human, Humanität, humaniſtiſche Studien 874
Humboldt (Carl Wilh. Frh. v.) 875
Humboldt (Fr. Heinrich Alex. Freih. v.) 876
Hume (David) 882
Hummel (Joh. Nepomuk) 885
Humor, humoriſtiſch 886
Humoral 891
Hundsrück —
Hundstage 892
Hundswuth —
Hunger 893
Hunnen —
Hunter 894
Hupazoli 895
Huronen —
Huſaren —
Huß, Huſſiten —
Huſten 899
Hut 901
Hutten 902

Hüttenkunde Seite 904
Hüttenrauch, ſ. Arſenik —
Hutzwang —
Huygens 905
Huyſum (Hans von) —
Hyacinth 906
Hyacinthen —
Hyacinthus —
Hyaden 907
Hyde de Neuville (Paul, Graf von) —
Hyder Ali 909
Hydra von Lerna, ſ. Hercules u. Lernäiſche Schlange —
Hydraulik oder Hydrodynamik oder Hydroſtatik —
Hydryaden 910
Hydrocephalus —
Hydrographie —
Hydrologie 911
Hydrometer —
Hydrophobie, ſ. Waſſerſcheu —
Hydroſtatik, ſ. Hydraulik —
Hydroſtatiſche Wage, ſ. Aräometer u. Wage Seite 911
Hyeren, ſ. Hieres —
Hygieia, Hygiea —
Hygrometer, oder Notiometer, Hygroſkop —
Hylas 912
Hymen, Hymenäos —
Hymnus 913
Hyperbel, ſ. Kegel —
Hyperboräer —
Hypermneſtra —
Hypnos, ſ. Somnus —
Hypochondrie —
Hypokritiſch 915
Hypothek 916
Hypothekariſche Creditinſtitute —
Hypothekenweſen —
Hypothenuſe 917
Hypotheſe —
Hypſipyle —
Hyrcanien 918
Hyſterie —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon)

Bd.: 4. G u. H. - 1824

Leipzig 1824

Enc. 40 c-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400725-1